This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P Germ 147.7

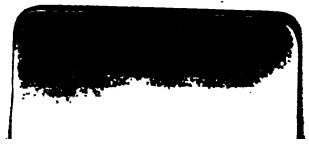
Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.



Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band V

Oktober 1903 bis März 1904

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1904
C/9.3.

1914-15

P Germ 147.7

Lowell fund

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Ernst Zahn, Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging. Novelle 1
Rudolph Stratz, Die Tat. Novelle 67
Wilhelm Schmidt-Bonn, Die Letzte. Novelle 161
Helene Pichler-Felsing, Auf Abbruch verkauft. Novelle 321, 482
Max Grad, Die Schönschrift. Novelle 641
Fritz Philippi, Die Gerichtstreppe. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben 801

Dichtungen.

Prinz von Schönaich-Carolath, Kraft und Sehnsucht 33
Fritz Lienhard, Dichter und Frauen 97
Julius Lohmeyer †, Spätherbst-Abend 101
Alice Freiin von Gaudy, Schwüle. — Die Holdin 129
Julius Lohmeyer, Spruch 138
Reinhold Fuchs, Am Strande 172
Isolde Kurz, Aphorismen 208
W. Wilms, O, daß uns ein Prophet erstünde 233
E. von Bülow, Ob dir der Frühling hell und sonnig 274
Fritz Lienhard, Thüringer Tagebuch 374
Isolde Kurz, Aphorismen: Aus Völkerseelen 396
Else Franken, Jugend 426
Alice Freiin von Gaudy, Zum Jahreswechsel 481
Hermann Hesse, An die Schönheit 542
El. Eysell-Kilburger, Dagmar von Dänemark 555
Leon Vanderſee, Gondoliere 622
K. Hückinghaus, Erfüllung 703
Hermann Hesse, Gebet der Schiffer 734
Otto Haendler, Fernweh 747
Max Bewer, Phantaſie aus dem Fjord 810
Louis Engelbrecht, Die blauen Blumen am Wege 833
Reinhold Fuchs, Ein Gruß aus der Höhe 847
Fritz Lienhard, Sansſouci und Weimar 865
Fritz Erdner, Wintertag 927

Literatur.

Karl Buſſe, Literariſche Monatsberichte 130, 301, 452, 605, 771, 928
Hermann Oncken, Geſchichtliche Halbjahrsüberſicht 469

Seite
W. von Massow, Jena oder Sedan? 571
Moritz Necker, Grillparzers Briefe und Tagebücher 704
Adolf Bartels, Meyers Großes Konversationslexikon 748
Oskar Weißenfels, Pädagogik und Poesie 752

Biographisches.

Otto Hintze, Friedrich der Große und seine neueste Biographie 35, 184
Karl Budde, Zu Ludwig Richters Jahrhundertfeier 72
Karl Budde, Urkundliche Beiträge zur Jugendgeschichte Ludwig Richters . 78, 400

Musik und Kunst.

Hermann Muthesius, Das englische Haus und die nationale Bedeutung des Einzelhauses 212
Wolfgang Golther, Ehrt eure deutschen Meister. Bemerkungen zum Wagnerdenkmal 251
Max Martersteig, Kunsterziehung 275
Gustav Manz, Aus dem Berliner Theaterleben 313, 462, 633, 785
K. Henrici, Betrachtungen über die gute alte Zeit und über die Pflege des Heimatlichen im ländlichen und städtischen Bauwesen 515
Paul Schubring, Kunstgeschichtliche Halbjahrsübersicht 623
Charlotte Broicher, John Ruskin. Form und Inhalt in der Kunst 890
Otto Donner-von Richter, Zur Erinnerung an Moritz von Schwind bei seinem hundertsten Geburtstage 811

Staats- und Völkerleben.

Carl Peters, Die heraufziehende Weltherrschaft der Angelsachsen 17
O. Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Die Gestaltung des neuen Reichstages 102
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . . . 145, 287, 438, 591, 757, 915
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere Politik 151, 294, 445, 598, 764, 921
Pannonicus, Das Haus Habsburg und das Magyarentum 260
Hermann Oncken, Politik, Geschichtsschreibung und öffentliche Meinung 355, 526
Franz Wugk, Pariser Brief 427
Theodor Schiemann, Zur Vorgeschichte des Berliner Kongresses 716
Helene Lange, Die deutsche Frauenbewegung und ihre soziale Bedeutung . . 834
Alexander von Peez, Mitteleuropa und die Balkanhalbinsel 877
Hans Plehn, Der Imperialismus in England 848

Religion, Ethik und Erziehung.

Rudolf Eucken, Einleitende Gedanken über den Kampf um die Weltanschauung 14
Paul Cauer, Die äußere und die innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes 24
Martinus, Jesus in der Gegenwart. Lesefrüchte 64
Friedrich Paulsen, Die Ethik Jesu in ihrem Verhältnis zur Gegenwart . . 110
Hans Freiherr von Wolzogen, Heinrich von Stein und seine Weltanschauung 111
Eugen Kühnemann, Johann Gottfried Herder und seine Geschichtsphilosophie 338

Seite
Martinus, Schreitet, schreitet ins Leben zurück. Eine Weihnachtsbetrachtung 352
August Messer, Rudolf Eucken als Vorkämpfer des Idealismus gegen den Naturalismus 556
E. Adickes, Kant als Denker. Eine Betrachtung zu seinem 100. Todestag . . 651
Otto Siebert, Neue philosophische Literatur 790
Julius Ziehen, Pädagogische Umschau I. 956

Deutschtum im Auslande.

Johannes Zemmrich, Das Deutschtum im Auslande I. 139
Otto Hötzsch, Das Deutschtum im Auslande II. 945
Karl Beck, Das deutsche Hochschulstudium als eine Stütze deutsch-amerikanischer Freundschaft 234

Koloniales.

Joachim Graf von Pfeil, Meine erste Forschungsreise 50, 222
Theodor Schiemann, Streiflichter zur Eisenbahnfrage in unseren afrikanischen Kolonien 244
Kolonisator, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 317, 781
Joachim Graf von Pfeil, Das französische Protektorat über Marokko . . . 505
E. von Liebert, Deutsch-Ostafrika und seine Zukunft 543
Afrikanus, Eingeborenen-Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und ihre Unterdrückung 735

Heer und Flotte.

Heinrich Rohne, Militärpensionsgesetz und Wehrsteuer 91
Hermann Frobenius, Unsere Festungen 581
Georg Wislicenus, Zielbewußte Seemächte. Eine seepolitische Betrachtung . 675
Rudolf von Caemmerer, Heeresfragen 725

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Ernst Beling, Strömungen und Bestrebungen bei Herstellung eines neuen deutschen Strafgesetzbuches 173
Hermann Keller, Abermals gegen die Wassersnot 382
Max Breitung, Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene 685
F. von Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 614

Technik und Naturwissenschaft.

M. Wilhelm Meyer, Die neuen Gase in der Luft 199
H. Wichelhaus, Erfolge der deutschen chemischen Industrie 411

Literarische Rundschau.

Seite

Apelt, Franz Ulrich, Der Jungfernbund und andere Gedichte (Carl Busse) 779
Below, Georg von, u. Friedrich Meinecke, Handbuch der mittelalterlichen Geschichte (H. Oncken) 473
Bergmann, Julius, System des objektiven Idealismus (Otto Siebert) 792
Bewer, Max, Lieder aus der kleinsten Hütte (Carl Busse) 780
Boy-Ed, Ida, Die große Stimme (Carl Busse) 458
Brandi, Karl, Die Renaissance in Florenz und Rom (H. Oncken) 474
Briefe, die ihn nicht erreichten (Carl Busse) 130
Bülow, Frida Freiin von, Allein ich will (Carl Busse) 304
Busse, Ludwig, Geist und Körper, Seele und Leib (Otto Siebert) 797
Busse-Palma, Georg, Die singende Sünde (Carl Busse) 777
Christoterpe, Neue (Martinus) 480
Delbrück, Hans, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte (H. Oncken) 472
Dorner, A., Grundriß der Religionsphilosophie (Otto Siebert) 793
Dreher, Eugen, Philosophische Abhandlungen (Otto Siebert) 796
Ebner-Eschenbach, Marie von, Die arme Kleine (Carl Busse) 608
Enking, Ottomar, Familie P. C. Behm (Carl Busse) 136
Eucken, Rudolf, Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung (Otto Siebert) 790
Filchner, Wilhelm, Ein Ritt über den Pamir (O. W.) 160
Frey, Adolf, Arnold Böcklin (Paul Schubring) 629
Fröhlich, J., Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums (Otto Siebert) 795
Gränz, Fritz, Gedichte (Carl Busse) 779
Gumppenberg, Hans von, Schwedische Lyrik (Carl Busse) 780
Haenbler, Otto, Ausgewählte Gedichte von Paul Verlaine (Carl Busse) 780
Hansjakob, Heinrich, Stille Stunden (Carl Busse) 933
Harnack, Adolf, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (H. Oncken) 470

Seite

Hartleben, Otto Erich, Der Hallyonier (Carl Busse) 774
Hartleben, Otto Erich, Von reifen Früchten (Carl Busse) 775
Hauck, Albert, Kirchengeschichte Deutschlands (H. Oncken) 471
Hegeler, Wilhelm, Pastor Klinghammer (Carl Busse) 300
Herzog, Rudolf, Die vom Niederrhein (Carl Busse) 459
Heyse, Paul, Moralische Unmöglichkeiten (Carl Busse) 457
Höhen und Tiefen, Aus (Martinus) 480
Huch, Ricarda, Von den Königen und der Krone (Carl Busse) 937
Kalweit, Lic. Dr., Begründung der Religion (Otto Siebert) 792
Kinkel, Walter, Johann Friedrich Herbart, sein Leben und seine Philosophie (Otto Siebert) 800
Klimmer, Otto, Särge und Bräute (Carl Busse) 779
Labrés, Rudolf von, Politik und Seekrieg (Georg Wislicenus) 639
Lauff, Josef, Pittje Pittjewitt (Carl Busse) . 606
Lazarus, M., Pädagogische Briefe (Julius Ziehen) 956
Leitgeb, Otto von, Die stumme Mühle (Carl Busse) 306
Lenz, Max, Geschichte Bismarcks (H. Oncken) . 477
Liermann, Otto, Lesebuch für höhere Lehranstalten (J. Ziehen) 960
Liliencron, Detlef von, Bunte Beute (Carl Busse) 771
v. Loebells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen (H. Rohne) 159
Lohmeyer, Julius, Gesammelte Dichtungen (Victor Blüthgen) 637
Lohmeyer, Julius, Deutsche Jugend (Victor Blüthgen) 638
Lohmeyer, Julius, 50 Kinder-Lieder mit 50 Bildern (Victor Blüthgen) 638
Lorenz, Reydt u. Rößger, Deutsches Lesebuch, u. Von allen Zweigen (J. Ziehen) 960
Loserth, Johannes, Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492 (H. Oncken) . . 474
Löwenberg, J., Geheime Miterzieher (Julius Ziehen) 960

Seite

Matthias, A., Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten (O. Weißenfels) 158
Meyer, A. G., Donatello (Paul Schubring) . . 623
Müller, Hans, Die lockende Geige (Carl Busse) 778
Muther, R., Die belgische Malerei (Paul Schubring) 633
Natorp, Paul, Platos Ideenlehre (Otto Siebert) 800
Oldenberg, H., Buddha (H. Oncken) 470
Ompteda, Georg Freiherr von, Nerven (Carl Busse) 133
Orsi, Pietro, Das moderne Italien (H. Oncken) 476
Parow, Walter, Res non verba (Julius Ziehen) 957
Paulsen, Friedrich, System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre (Otto Siebert) 798
Portig, Gustav, Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes (Otto Siebert) 795
Poschinger, H. v., Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde (H. Oncken) 478
Reuter, Gabriele, Liselotte von Reckling (Carl Busse) 610
Ritter, Moriz, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges (H. Oncken) 575
Rosegger, Peter, Das Sündergldckel (Carl Busse) 460
Rosen, Felix, Die Natur in der Kunst (Paul Schubring) 627
Schanz, Frida, Huberta Sollacher (H. v. Blomberg) 638
Schell, Hermann, Religion und Offenbarung (Otto Siebert) 794
Schlemann, Th., Deutschland und die große Politik anno 1902 (H. Oncken) 479

Seite

Schönaich-Carolath, Prinz E. von, Gedichte (Carl Busse) 775
Schultz, Alwin, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (H. Oncken) 474
Schulze-Smidt, Bernhardine, Im finstern Tal (Carl Busse) 307
Schwarz, Dr. Sebald, Unsere Schülerreisen. (Ludwig Gurlitt) 160
Sohnrey, Heinrich, Im grünen Klee, im weißen Schnee (Carl Busse) 928
Streuvels, Stijn, Sonnenzeit (Carl Busse) . 136
Trojan, Johannes, Berliner Bilder (Carl Busse) 612
Türmerjahrbuch (Martinus) 480
Vaihinger, Hans, Nietzsche als Philosoph (Otto Siebert) 799
Vanderseе, Leon, Heimatlicht (Carl Busse) . 779
Villinger, Hermine, Der Weg der Schmerzen (Carl Busse) 609
Voigt-Diederichs, Helene, Leben ohne Lärmen (Carl Busse) 981
Weigand, Wilhelm, Gedichte (Carl Busse) . 778
Weißenfels, Oskar, Kernfragen des höheren Unterrichts, H. F. (Julius Ziehen) 968
Wertheimer, Eduard, Der Herzog von Reichstadt (H. Oncken) 575
Wiener, Oskar, Balladen und Schwänke (Carl Busse) 779
Wilbrandt, Adolf, Familie Roland (Carl Busse) 453
Worms, Karl, Erdkinder (Carl Busse) . . . 935
Zimmermann, Dr. Alfred, Die europäischen Kolonien (Alfred Funke) 319

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

fünften Bande

der

Deutschen Monatsschrift.

	Seite
Adickes, E., in Münster	651
Afrikanus	735
Bartels, Adolf, in Weimar	748
Beck, Karl, in New York	234
Beling, Ernst, in Tübingen	178
Blomberg, Hermann von, in Weimar	638
Blüthgen, Victor, in Berlin	637, 638
Breitung, Max, in Koburg	685
Broicher, Charlotte, in Berlin	890
Budde, Karl, in Marburg	72, 78, 400
Bülow, E. von	274
Busse, Carl, in Neustrelitz	180, 301, 452, 605, 771, 928
Caemmerer, R. v., in Berlin	725
Cauer, Paul, in Düsseldorf	24
Donner-von Richter, Otto, in Frankfurt a. M.	811
Erdner, Fritz	927
Eucken, Rudolf, in Jena	14
Eysell-Kilburger, Clara	555
Francken, Else, in Jena	426
Fuchs, Reinhold, in Dresden	172
Funke, Alfred, in Groß-Lichterfelde	819
Gaudy, Alice Freiin v., in Dresden-Blasewitz	129
Golther, Wolfgang, in Rostock	251
Grab, Max, in Mannheim	641
Gurlitt, Ludwig, in Berlin-Steglitz	160
Haendler, Otto, in Koblenz	747
Henrici, K., in Aachen	515
Hesse, Hermann, in Basel	542, 734
Hintze, Otto, in Berlin	35, 184
Höhsch, Otto, in Berlin	945
Hückinghaus, K., in Elberfeld	708
Kolonisator	317, 781
Kühnemann, Eugen, in Posen	338
Kurz, Isolde, in Florenz	208
Lange, Helene, in Berlin	834
Liebert, E. von, in Charlottenburg	543
Lienhard, Fritz	97, 865
Lobedank, R., in Hann. Münden	906
Lohmeyer, Julius †	101, 138
Manz, Gustav, in Berlin	313, 462, 633, 785, 939
Marterſteig, Max, in Berlin	275
Martinus	64, 352, 480
Massow, Wilhelm von, in Berlin	151, 294, 445, 571, 596, 764, 921
Messer, August, in Gießen	556
Meyer, M. Wilhelm, in Charlottenburg	199
Mutheſius, Hermann, in Berlin	212
Necker, Moritz, in Wien	704
Oncken, Hermann, in Charlottenburg	355, 469, 526
Pannonicus	260
Paulsen, Friedrich, in Berlin-Steglitz	119
Peez, Alexander von, in Wien	877
Peters, Carl, in London	17
Pfeil, Joachim Graf von, in Friedersdorf	50, 223, 506
Philippi, Fritz, in Breitscheid	801
Pichler-Felsing, Helene, in Berlin	321, 482
Plehn, Hans, in London	848
Pritzbuer, F. von, in Berlin	614
Rohne, H., in Berlin	91, 159
Schiemann, Paul	902
Schiemann, Theodor, in Berlin	145, 244, 287, 488, 591, 716, 757, 915
Schmidt, Wilhelm, in München	161
Schönaich-Carolath, Prinz E. von, in Haſeldorf	33
Schubring, Paul, in Berlin	623
Siebert, Otto, in Fermersleben	790
Straß, Rudolph, in Heidelberg	67
Vandersee, Leon	622
Weißenfels, Oskar, in Groß-Lichterfelde	158, 752
Wichelhaus, Hermann, in Berlin	411
Wilms, W.	233
Wislicenus, Georg, in Schmargendorf	639, 675
Wolzogen, Hans Frhr. von, in Bayreuth	111
Wugk, Franz, in Paris	427
Zahn, Ernst, in Göschenen	1
Zedlitz und Neukirch, Freiherr O. von, in Berlin	102
Zemmrich, J., in Plauen i. V.	146
Ziehen, Julius, in Berlin	956

COLLEGE LIBRARY
OCT 14 1903

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Oktober 1903. Heft

Jahrgang 1903/4. Oktoberheft.

Inhalt des Oktoberheftes:

	Seite
Heinrich von Treitschke: Leitspruch	1
Ernst Zahn-Göschenen: Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging	1
Prof. Dr. Rudolf Eucken-Jena: Einleitende Gedanken über den Kampf um die Weltanschauung	14
Dr. K. Peters-London: Die heraufziehende Weltherrschaft d. Angelsachsen	17
Prof. Dr. Paul Cauer, Gymnasialdirektor in Düsseldorf: Die äußere und die innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes	24
Prinz E. von Schönaich-Carolath: Kraft und Sehnsucht	33
Prof. Dr. O. Hintze-Berlin: Friedrich d. Gr. u. seine neueste Biographie I.	35
Joachim Graf von Pfeil: Meine erste Forschungsreise I.	50
Martinus: Jesus in der Gegenwart. Lesefrüchte	64
Rudolph Stratz: Die Tat	67
Prof. Dr. Karl Budde-Marburg: Zu Ludwig Richters Jahrhundertfeier	72
Ludwig Richter über Kunst	76
Karl Budde: Urkundliche Beiträge zur Jugendgeschichte Ludwig Richters	78
Generalleutnant z. D. H. Rohne: Militärpensionsgesetz und Wehrsteuer	91
Fritz Lienhard-Halensee: Dichter und Frauen	97
Julius Lohmeyer †: Spätherbst-Abend	101
O. Freiherr von Zedlitz und Neukirch, M. d. H.: Die Gestaltung des neuen Reichstages	102
Hans Freiherr von Wolzogen-Bayreuth: Heinrich von Stein und seine Weltanschauung	111
Prof. Dr. Friedrich Paulsen-Berlin: Die Ethik Jesu in ihrem Verhältnis zur Gegenwart	119
Alice Freiin von Gaudy: Schwüle. Die Holdin	129
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte I. (Briefe, die ihn nicht erreichten. — Ompteda, Nerven. — St. Streuvels, Sonnenzeit. — Ottomar Enking, Familie P. C. Behm)	130
Julius Lohmeyer †: Spruch	138
Oberlehrer Dr. J. Zemmrich: Das Deutschtum im Auslande	139
Aus neuen Büchern	144. 157
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	145
W. von Massow: Monatsschau über innere Politik	151
Bücherschau: H. Matthias, Praktische Pädagogik (bespr. von Dr. O. Weissenfels); v. Loebells Jahresberichte (bespr. von Generaltnt. z. D. Rohne); Dr. Schwarz, Unsere Schülerreisen (bespr. von Dr. L. Gurlitt); Filchner, Ein Ritt über den Pamir (bespr. von O. W.)	158

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart",

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Heft liegt ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung von Otto Elsner in Berlin S.**, sowie ein solcher von **Max Hesse's Verlag in Leipzig** bei.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 14 1993

„Wir sind mit allen unseren Sünden doch ein herrliches Volk! Ich kann von der Hoffnung nicht lassen, daß uns endlich auch einmal das Glück lächeln wird, das bisher alle anderen Völker so unbillig bevorzugt hat. Nennen Sie das immerhin einen deutschen Trost; wenn ich ihn nicht hätte, böte mir das Leben in Deutschland keinen Reiz."

Aus den Briefen Heinrich von Treitschkes an Robert von Mohl. Brief vom 4. Dezember 1864.

Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging!

Von

Ernst Zahn.

Davon, daß es eine Seligkeit sei, ein Kind zu sein, ist viel gesagt und gesungen worden. Der Hochwürdige Kaplan von Stein hat den großen dreifachen Vorzug, reicher Leute, angesehener Leute und frommer Leute Kind zu sein und hat doch keine selige Kindheit gehabt. Vielleicht, weil er zu viel auf das Selig *werden* und zu wenig auf das Selig *sein* geachtet hat. Mein Trost, wie sind wir wilde Rangen gewesen und der Hochwürdige Herr Kaplan war ein so braver Bub! Mit gesenktem Gesicht zur Schule, nicht gemurxt in der Schulbank, mit gesenktem Blick still und geradewegs wieder heim und mit Vater und Mutter oft in der Kirche, sehr oft in der Kirche, alleweil in der Kirche — ein so braver Bub war der Herr Kaplan! Dann hatte er zwei Schwestern im Kloster und einen Onkel bei des heil. Vaters Hofstaat in Rom, sein Vater, der Ratsherr, aber hatte die Freundschaft der ganzen Landesgeistlichkeit gepachtet! Bah, da war es doch kein Wunder, daß er selber, der junge Longinus Inglin, geistlich wurde. Eine selige Kindheit aber hat er nicht gehabt; denn das viele Beten allein tut's nicht!

Und nun sitzt er da oben in Stein, dem Bergnest, wo die armen Hütten wie angeklebt an den Lehnen hängen, drei Mauern von Gebirgen mit leuchtendem Schnee und dräuendem Felswerk gen Himmel steigen,

dunkle Tannen ihm in die gelbvertäfelte Stube schauen und seine Kirche ihm vor den Fenstern steht, höher gelegen als sein Pfarrhaus, frei, weiß, von der Bergklarheit wie von einem Wunderleuchten übergossen! Er sitzt da zur ersten Stunde seiner Pfarrherrnwürde. Eben sind die Gemeindehäupter von ihm gegangen, die ihn am Dorfeingang willkommen geheißen. Die alte Lene, die Magd, hantiert in der Küche und rüstet ihm die erste Mahlzeit. Er ist allein in seiner neuen Stube.

„Wenn der Hochwürdigste Bischof nicht darauf bestanden hätte, Ihr hättet mich schwerlich vom Seminar weg gleich in eine Gemeinde gebracht," hat er vorhin mit einem halb befangenen, halb trüben Lächeln zum Gemeindepräses gesagt. Derselbe Gedanke ist in ihm, während er jetzt, müde von der langen Fahrt, verwirrt von dem Neuen und Lauten, was auf ihn eindringt, in seiner Stube sitzt und sich darin umsieht. Er ist ein schlanker, blasser Mensch, sein Gesicht hat nur zwei Farben, Schwarz und Weiß! Schwarz ist das ungefüge volle Haar, die starken, ebenmäßigen Brauen, die reichlichen Bartstoppeln an Wangen, Oberlippe und Kinn, von gelblichem Weiß ist alles übrige, nur die durch die goldene Brille schauenden, kurzsichtigen und tief in den Höhlen liegenden Augen sind dunkelgrau und haben einen sinnenden, halb verlegenen, halb düsteren Blick.

Der Abend kommt über die Berge. Der Kaplan Longinus merkt kaum, daß seine schlichte Stube langsam dunkel wird. Er fährt sich einmal ums andere mit der Hand über die Stirn; es ist so — nicht leicht, plötzlich in der offenen Welt zu stehen, nachdem man lange hinter den Mauern des Seminars wohl aufgehoben war, Hirte sein zu müssen, nachdem man sich als zahmes Schaf der großen Herde wohl gefühlt. —

Bumm! Und noch einmal: Bumm, Bumm, Bumm!

Der Hochwürdige fährt zusammen auf seinem Stuhl; die Pfarrhausfenster klirren, das ganze Haus zittert. Das gilt dir, geht es dem Kaplan durch den Kopf. Er steht auf und tritt ans Fenster, kann aber nicht sehen, von welcher Lehne herab sie die Salutschüsse feuern, die zu seinen Ehren losgebrannt werden. Immer wieder kommt nur der dumpfe Schußschlag und dann das Hauszittern und das lange Rollen und Grollen, mit dem die Berge das Krachen fassen und es weiter geben, fernhin über irgend einen Grat hinaus in die Himmelsweite. Ein wenig regt sich des Kaplan Longinus zahme Seele und wallt wie ein Wasser, das einmal im Wind schwillt und sich gleich wieder glättet: Eine Ehre ist es, so jung schon auf einer eigenen Pfarre zu stehen!

Sßß! Jetzt zischt vom Kirchturm drüben ein Feuerpfeil in die letzte, müde Tageshelle hinauf. Raketen! Des Kaplan Longinus breiter, fester

Mund verzieht sich zu einem Lächeln, gemächlich, als sei auch das Lächeln in strenger, braver Schule gelernt. Jetzt kommt die behäbige Lene, rot vom Küchenfeuer, in die Stube gefahren. „Feuerwerk, Herr Pfarrer," keucht sie aufgeregt und schießt aufs Fenster zu. „Es wird schön werden," erklärt sie wichtig. „Gerad viel wollen sie abbrennen!" — „Ah — ah — Luget jetzt!" Der letzte Schrei bricht selber wie eine Rakete aus des entzückten Weibswesens Mund hervor, während ihre Augen einer zweiten Feuerschlange nachstaunen, die eben vom Kirchturm ausgeflogen ist und in den dunkelnden Himmel hineinsticht.

Der Kaplan Longinus ist gehorsam neben seine Magd getreten, sieht dem Feuerwerk zu und dem Hereindunkeln der Nacht. Je größer der letzteren Herrschaft wird, desto eifriger zischen am Turm drüben die Schlangen und Räder und Raketen. Zwischen hinein donnert Schuß um Schuß von der Berghalde. Endlich, als der Kaplan schon seufzt über den Lärm, schweigt der plötzlich. Eine Stille tritt ein, gerade lang genug, daß das Anklingen der Glocken deutlich daraus hervorwachsen kann. Langsam erhebt sich der Ton, als erwache ein Ruf zwischen den Bergwänden, langgezogen, laut und immer lauter und wandere und tue feierlich wallend denselben Weg wie vorher der Widerhall der Schüsse.

Des Kaplan Longinus Seele regt sich zum andern Mal; es ist, als weite sie sich. Er nimmt die Brille ab, reibt sich die Augen und sieht mit einem großen, staunenden Blick in die Nacht hinaus. Die Glocken klingen anders als in der Priesterschule; so mächtig klingen sie hier — in der Weltweite!

* * *

Am andern Tag hält Kaplan Longinus seine Antrittspredigt; denn es ist Sonntag. Die von Stein sprechen nachher über den neuen Seelsorger. „Gerade schön hat er geredet," rühmen ein paar Weiber.

„Gezittert hat er wie der Bub' beim Examen," lacht ein junger Bauer dazwischen. Aber die barmherzigen Weiber entschuldigen: „Auch eine Meinung ist es, vor so viel Volk zu reden."

Nachher gewöhnen sich die von Stein an den Kaplan und der gewöhnt sich an sie. Er verliert das Zittern, wenn ihm auch die Befangenheit noch bleibt und die andern, obwohl ihn keiner als Ausbund rühmt, nicken ganz beifällig: „Recht macht er seine Sache, der Pfarrherr, ganz recht. Ein Fleißiger ist er eineweg."

Das letztere verdient sich der Kaplan unbewußt damit, daß er mit seinem Brevier allabendlich eine Weile eifrig betend zwischen dem außerhalb des Dorfes liegenden Friedhof und der Kirche hin- und herwandelt. —

Während die Wochen gehen, sieht Longinus sich allgemach in seinem Dorfe um, lernt die Frommen und die Lauen kennen, die, die etwas zu sagen haben und die andern, kleinen, die ganz still sein müssen. Erst spät fällt ihm ein, das er zwar das Dorf nun von innen kennt, aber von außen nicht. Darauf läßt er sich vom Schullehrer einen nahen Berg weisen, von dem aus er das ganze Tal von Stein übersehen kann. Zaghaft wie ein Kind, das das Gehen lernt — denn er ist noch zu sehr an die Gefängnisluft des Seminars gewöhnt — tut er die Reise aus der Häuserenge in die Gottesfreiheit hinauf. Es ist ein heller Herbstabend, an den Schattenlehnen gilbt das Gras; feuerfarben hier und sterbefahl dort stehen die Laubbäume zwischen den dunkeln Tannen. Ein Windzug weht aus Norden. Die Sonne versinkt hinter einer Wehr weißer Berge im Westen, und die Zinnen und Zacken der letztern tragen goldene Säume. In der Dorfstraße stehen ein paar Männer und Weiber beisammen und sehen dem Hochwürdigen nach: „Wo will er jetzt hin, der Pfarr'?" frägt eines neugierig das andere.

Gemächlich klimmt der schlanke Mensch am Berg hinauf; die schwarze, lange Gestalt, die Hüften mit der schwarzen Schärpe gegürtet, sticht sonderbar aus der abendhellen Landschaft hervor. Als er höher kommt, faßt der Wind die Schärpe und weht sie auf, weht sie auf und nieder, als sollte das ein Gruß ins Tal sein. Der Kaplan Longinus atmet tief und langsam. Was für eine Luft weht in der Bergstille! Völlig trinken muß sie einer. Er wagt die Augen nicht zu erheben; von Jugend auf hat er gelernt, sie in Demut zu senken. Endlich, als er die Stelle erreicht, die der Schulmeister ihm bezeichnet hat, tut er sie auf und sieht die Welt zu seinen Füßen liegen.

Stein heißt das Dorf! An Steinen fehlt es nicht in der Nachbarschaft, aber es sind nicht Steine wie sie im Tale liegen, wie sie die Straßen bedecken, damit einer stolpere, gehäßiges, kleines, armseliges Steinwerk, — es sind Mauern und Wälle, Säulen und Türme und Dome! Es ist eine Welt aus Stein mit dunklem Wald, der sie rauschend belebt, mit weichen Lehnen, die sie schmücken, mit Firnen, die ihr strahlen! Und über der gewaltigen, steinernen Welt leuchtet der Abend und im Grund liegt das Dorf unendlich friedlich!

Die Sonne ist gesunken. Es lohen unsichtbare Flammen, der Gemsberg brennt und die Tierstöcke glühen. Die Lehnen sind rot und wie roter Duft liegt es über den Wald. Auch des Kaplan Longinus bleiche Züge sind in das keusche, heilige Rot getaucht. Er steht und wagt kaum zu atmen, schlägt das Kreuz und betet ein Vaterunser. Bis jetzt hat er

nicht gewußt, daß die Welt schön ist. Vom Himmel hat er reden hören; dem ist er nachgegangen von Kindheit an und ist gegen alles blind gewesen, was weltlich war. Jetzt sieht er und sieht um sich und staunt und zittert fast. Und in seine langsame Seele kommt wieder ein Wogen und Wallen mächtiger schon; ganz bang wird ihm dabei.

Er schlägt wieder ein Kreuz, neigt den Kopf vornüber und geht seines Weges zurück.

In der Dorfgasse kommt ihm ein Weib entgegen, das er kennt. Sie hat ihm jüngst den Weg zu einer kranken Frau gewiesen. „Kommt doch gleich, Herr Pfarrer", berichtet sie, ihm entgegeneilend. „Die Zwyssigin will sterben."

* * *

Die Stube ist niedrig, dumpf und düster. Durch die Küche geht es herein. Unter dem Boden wohnen die Gaißen. Wenn es ganz still ist, kann man sie unten meckern hören. An der einen Wand steht die braune, tannene Bettstatt der Zwyssigin. In blauweißem, verwaschenem Bettzeug liegt sie selber, klein, hager, ein müdegearbeitetes Menschenwesen, mit spärlichem, grauen Haar, kleinem Kopf, fahlen Zügen und roten, entzündeten Augen. Am Bett auf dem Stuhl mit der halben Lehne sitzt der Kaplan Longinus. Zu Füßen der Kranken steht die Anna, ihr Mädchen.

Die Zwyssigin ist eine Wäscherin. Sie hat in dreißig Jahre langer Arbeit sich den Rücken krumm geschafft; zwanzig Jahre lang für eine siebenköpfige Familie das tägliche Brot verdient; jetzt nachdem die Kinder erwachsen und bis auf die jüngste, die Anna, in die Welt hinaus gegangen sind, nun sie selber es leichter haben könnte, soll sie sterben. Sie liegt, das schmale, verkümmerte Gesicht dem Pfarrherrn zugewendet, der ihr ein paar unbeholfene Trostworte gesagt hat. „Das ist schon alles gut und recht, Herr Pfarrer," spricht sie mühsam, „aber — aber es — es ist auch hart, jetzt schon zu gehen — mit fünfzig Jahren, wo wir es nicht mehr so schwer hätten und —"

„In Gottes Sache ist kein dareinreden," meint der Kaplan. „Laßt es ihn fügen, Zwyssigin! Er kann Euch just so wohl gesund machen als — —.

„Ja, ja", nickt das kleine Weib, legt die dürren, zerwaschenen Finger ineinander, als ob sie beten wollte und hat einen Ausdruck im Gesicht, der sagt, daß sie am besten weiß, wie es mit ihr steht. „Und das Kind," seufzt sie dann auf; es ist fast ein Schluchzen. Da sieht der Kaplan die Anna am Bettende an. Sein Amt wird ihm schwer; nun soll er auch

der etwas sagen, das ihr über die Angst und den Kummer hinaushilft. Aber das Predigen ist leichter als das Trösten. Longinus rückt auf seinem Stuhl; da hört er die Anna ein tapferes Wort sprechen: „Ihr müßt Euch nicht um mich sorgen, Mutter!“ Die Stimme, deren Ton weich ist und wie das Schwingen einer Saite klingt, geht einem sonderbar zu Herzen. Der Kaplan Longinus hebt das Gesicht wieder dem Mädchen zu, schweigt und kann mit dem Blick nicht gleich wieder von ihren Zügen loskommen.

Die Anna ist mittelgroß und schlank, achtzehn Jahre alt vielleicht. Um das wohlgeformte Gesicht kräuselt sich das dunkelbraune Haar. Das Gesicht hat schöne, reine Farben, einen roten Mund, eine feingebogene Nase und unter dunkeln Brauen braune, große, langbewimperte Augen, die jetzt feucht sind. Der Mund ist fest geschlossen, sie will nicht merken lassen, daß sie die Tränen nur mühsam verbeißt.

„Gerne würde ich doch noch leben“, ringt es sich jetzt wieder von den Lippen der Zwyssigin. Das weckt den Kaplan, er wendet sich ihr wieder zu, spricht zu ihr, betet dann mit ihr, immer unbeholfen, aber immer pflichteifrig. Nur — es ist ihm sonderbar heiß im Herzen, er weiß nicht wie, nicht weshalb. Er ertappt sich auf einem Gedanken: „Wärest wieder im Seminar, wo es still ist!“ Endlich steht er auf. „Ja, habet Geduld, Zwyssigin,“ mahnt er, „betet fleißig. Ich komme wieder nachsehen morgen.“

„Dank, Herr Pfarrer,“ gibt die Frau zurück. „Geh, leucht' ihm auch,“ sagt sie zu dem Mädchen, als der Kaplan ade sagt und gehen will. Die Anna ist flink aus der Tür. In der Küche macht sie Licht, geht zum Hauseingang vor und öffnet; mit dem Rücken hält sie die Tür fest, mit der Rechten wischt sie noch rasch die Augen, aus denen jetzt die heißen Tropfen hervorbrechen. „Ade, Herr Pfarrer,“ will sie flüstern, aber die Stimme bricht ihr. Das Leid um die Mutter steht ihr ins Gesicht gezeichnet. Der Kaplan muß stehen bleiben, er mag wollen oder nicht. „Mußt — mußt es nicht so schwer nehmen, Mädchen,“ sagte er mühsam, hebt die Hand und will die ihre drücken; das gibt ihm das gute Herz als Trost ein.

Die Anna legt ihre Hand, die noch von Tränen feucht ist, bescheiden in die seine. Sie nickt zu dem, was er sagt, und die Tränen strömen reichlicher. Longinus hat wieder das Brennen im Herzen, stärker diesmal. Sein Atem geht rasch. Wie oben auf dem Berg klopft ihm das langsame Herz. Angst wird ihm dabei. Dann geht er an der Anna vorbei aus dem Hause.

* * *

Überall ist jetzt das Gesicht! An den vier Wänden seiner Stube, auf dem Dorfweg, wenn er ihn geht, in der Kirche, wo er steht. Die Muttergottes am Altar selber sieht ihn mit dem Gesicht an, dem Gesichtlein der Zwyssig-Anna. Und der Kaplan Longinus hat bis auf diesen Tag kaum eine Frau angeblickt, kaum eine gekannt, seine überfromme Mutter, die Schwestern und die Mägde ausgenommen. Er weiß auch jetzt kaum, was er sieht; er ist nicht wach; er geht herum und kann nicht klar denken; ihn verwirrt etwas. Im Herzen hat er das seltsame Gefühl, als ob ein heißer Stein ihn drücke. Dieses Gefühl ist am stärksten, wenn er zu der Zwyssigin muß. Von der ihrer Hütte kann er aber doch nicht wegbleiben. Darum ist er der Pfarrer am Ort, daß er die Sterbenden trösten geht! Zweimal hat er die Zwyssigin verwahrt; immer noch lebt sie; mit zähen Fäden hängt das dürre kleine Weib am Leben; so muß er hingehen, Tag für Tag, fragen wie es steht, aufrichten und reden. Auch lernen muß er etwas, was er in seinem Leben noch nie gesehen hat, nicht daheim, nicht in der Priesterschule: Eine große Liebe zwischen zwei Menschen. Daheim haben sie so viel Liebe in die Kirche tragen müssen, daß sie im Hause keine Zeit dafür gehabt haben. In der Priesterschule war für das Studium, für Gebet und für Entsagung Raum, aber für das nicht, was zwischen der Zwyssigin und ihrem Mädchen ist. Longinus steht wie mit heimlich gefalteten Händen andächtig davor. Zwischen der Sterbenden und dem Mädchen ist keine Zärtlichkeit, nicht einmal Weichheit, die mit Tränen und vielen Worten redet. Es ist nur groß und wundersam zu sehen, wie die Alte sich zusammennimmt, daß ihr keine Klage und kein Schmerzenslaut entfährt, wenn die Tochter da ist und wie ihre Hand mit den verwaschenen Fingern und Nägeln jetzt und jetzt einmal der Anna über den schlanken Arm fährt, wie sie kein Wort spricht und er, der Pfarrer doch deutlich weiß, daß sie gesagt hat: Ein mächtig gutes bist, Kind! Und wiederum, wie die Anna die Mutter aufrichtet, ohne Worte, mit einer Dienstreichung jetzt, mit einem Aufleuchten in dem jungen Gesicht, selbst mit einem Lachen, wo das Raum hat, mit einer schlichten Kraft vor allem, die in ihrem ganzen Wesen liegt.

Das sieht der Kaplan, und wenn er nachher hinter der Tür, wo sie sich unbeobachtet glaubt, das Mädchen gewahrt, wie sie einen Augenblick still steht wie außer Atem und ein kurzes Aufschluchzen verwürgt, dann weiß er erst, wie stark die Anna ist und wie tief das sitzt, was sie an die Mutter bindet!

Immer heißer ist das, was ihn selber im Innern drückt nachher. Von der Zwyssigin weg geht er in seine Kirche und betet und windet sich.

* * *

Der Winter ist über das Dorf, den Kaplan und die sterbende Zwyssigin gekommen.

„Wohl, wohl," sagt die Lene, die Magd, die Longinus von daheim mit in das Bergnest herauf gebracht hat, „das ist noch eine Zeit, das!" Sie steht am Fenster ihrer Küche und sieht durch die einzige Lücke, die daran klebende Eisblumen und angewehter Schnee im Glase gelassen, auf die Straße hinab. Diese Straße heran kommt der Sturmwind gestoben, faßt mit mächtigen, weit ausgreifenden Armen in die losen Flockenfaden, die zwischen tiefhängenden Nebeln und weißem Boden sich spinnen und wirft sie in Staub und Wirbeln und Wolken auf, an die Hüttenwände, in die Hüttenfenster. Ein Sausen und Brausen ist in der Gasse. Wenn der Schnee sich ans Pfarrhaus wirft, gibt es einen peitschenden Ton und die Wände stöhnen. Draußen ist alles weiß und wild und fürchterlich, als müßte das Dorf untergehen im Gejage des unabläßig fallenden Schnees. Durch das Unwetter kommt der Kaplan Longinus von einer Kirchenratssitzung heim. Sein Mantel ist hart von Schnee. Vom Hut kann er eine ganze Last weißer Flocken werfen. Ehe er in die Stube tritt, faßt er sich ins Genick, wo ihm kalt ist, und zieht die Hand naß zurück, so dicht ist er mit Schnee beworfen. Die Magd kommt, hilft ihm den Schnee abschütteln und jammert: „Jesus, was für ein Wetter!" Der Kaplan Longinus hustet und fährt mit der Hand nach der Brust. „Kannst mir einen Tee richten," sagt er, „ich muß mich erkältet haben."

Als sie ihm den Tee bringt, sieht die Lene den Herrn ganz zusammengekauert wie einen Alten am Tisch sitzen. Er fährt freilich gleich auf, aber sie kann doch sehen, daß sein Gesicht weiß und hager ist und unter seinen Augen schwere Schatten liegen. „Ist Euch ganz schlecht?" frägt sie.

„Nein, nein," gibt er hastig zurück, und schenkt sich die Tasse voll, die sie ihm hinstellt. Dann wirft er die Worte hin: „Nachher muß ich noch zur Zwyssigin hinunter; zu Ende geht es mit ihr — länger als ein paar Tage kann es nicht mehr dauern." In dem Augenblick ertönt die Hausglocke. Die Magd geht öffnen und kommt mit dem Bericht zurück: „Kommen sollt Ihr schnell, Pfarrherr, die Zwyssigin ist am End."

„Wer ist es gewesen?" fragt der Kaplan. Er steht schon wegfertig da, keucht ein wenig und auf den schmalen Wangen brennen jetzt zwei rote Flecken.

„Die Anna," gibt die Magd Bescheid.

Da geht er. Die Lene sieht ihm nachdenklich nach. Der wird krank da oben, rechnet sie sich langsam zusammen; der ist das nicht gewohnt, das rauhe Wetter!

Als der Kaplan zurückkommt, läutet schon die Totenglocke. Die Zwyssigin ist gestorben. Longinus kommt mit schweren Schritten und hustend über die Treppe herauf. Wieder hilft ihm die Magd von Mantel und Hut. Er schaudert einmal zusammen. „Legen will ich mich heute frühzeitig," sagt er, „es ist mir nicht recht."

„Jesus und das Begräbnis übermorgen in dem Wetter," klagt die Lene.

„Das kann bis übermorgen lang besser sein," tröstet der Kaplan.

Am andern Tag steht die Zwyssig-Anna in der Pfarrstube und vor dem Hochwürdigen. Sie hat zaghaft an der Hausglocke geläutet, ist mit heißen Backen die Treppe heraufgestiegen und steht scheu und verlegen an dem Stuhl, den der Kaplan ihr hingerückt hat. Sie hat ein schwarzes, ganz schlichtes Kleid an, das wohl an ihrer schlanken Gestalt sitzt; um den Hals trägt sie ein schwarzes Seidentüchlein. Im Gesicht hat sie ein Zucken, das kund gibt, wie sie immer die Tränen verbeißen muß. „Jetzt habe ich eben fragen wollen, Herr Pfarrer, wie es ist mit dem Begräbnis?" hebt sie an. Dann tut sie noch diese und jene Frage über Dinge, die den Todesfall angehen. Auch von dem, was sie nachher anfangen will, kommen sie zu reden. „Es ist jetzt halt eben — weil — weil die Geschwister alle so weit weg sind," stammelt das Mädchen, um zu entschuldigen, daß sie mit all' dem den Pfarrherrn behelligt. Der steht an seinem Pult, auf dem er beide Hände liegen hat und gibt Bescheid wie er soll und muß. Er steht wacker und gerade auf, wie der Pfarrer vor dem Pfarrkind stehen soll; alles an ihm ist recht und gut, nur bleich ist er, hustet und im Innern das zahme, fromme Herz ist nicht mehr langsam wie ehedem. Das stürmt wie das Unwetter, das gestern im Dorf getobt hat und jetzt, wie um zu verschnaufen, schweigt, das drängt und pocht und brennt, und während der Kaplan Longinus, wie er soll und muß, die Zwyssig-Anna belehrt, muß er die Brust ans Pult pressen, damit das Herzklopfen stiller wird, muß sich hüten, hüten, daß sich ihm die Worte nicht verwirren und er nicht sagt, was ihm immer auf die Zunge fährt: „Bleib, bleib bei mir, liebes Mädchen! Bei mir!" Und daß er nicht die Hände vom Pult nimmt und sie der Anna hinstreckt und — — —.

* * *

Jetzt hat das Wetter verschnauft. Seit dem frühesten Morgen tobt der Sturm ärger als je. Vom Himmel reißt er Flocken, aus der Luft reißt er sie, vom Boden wirbelt er sie auf. Es ist ein Hexentanz weißer,

peitschender Eisgebilde. Durch die Wolken und Wirbel stampft und schwankt der Gräbt-Zug*) der Zwyssigin dem Friedhof zu.

„Daß er so weit weg sein muß, der Friedhof," murrt ein Bauer, der im Zuge geht. Die andern haben zum Murren nicht Zeit, schlagen die Rockkragen hoch und ziehen die Hüte ein. Bis an die Knie stampfen sie im Schnee. Die Weiber ächzen, aber sie schwanken mit. Das ist so im Hochgebirg. Zum Sterben kann einer das Wetter nicht auslesen.

Vor dem Sarge geht der Kaplan in Barett und Mantel, ihm zuneben der Sigrist mit dem Weihwedel und dem heiligen Wasser. Die Zwyssig-Anna schreitet in der ersten Weiberreihe. Sie hat ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, das feuchte, braune Haar klebt ihr an beiden Schläfen. Sie hält den Kopf vornüber gesenkt und die Lippen verbissen, so mangelt im Zuge etwas, was Sitte ist: das laute Jammern der Hinterbliebenen.

Mühsam windet sich der Zug am letzten Haus von Stein vorüber; der Sturm verschlägt die Stimmen des Schullehrers und des Pfarrers, die die lateinischen Gebete hersagen. Das Stück offener Straße bleibt noch zu überwinden, das zwischen dem Dorf und dem Friedhof liegt. Da kommt es gefahren wie riesige Wellen und überschüttet die Schar. Ein paar Leute wenden sich und arbeiten sich heimzu. „Den Tod will ich mir jetzt noch nicht holen," murrt einer und der andere. Die Meisten beißen die Zähne zusammen und tappen halbgeblendet weiter — aufs Geratewohl — dem Sarge nach. „Jesses, was für ein Wetter," knirschen die Sargträger.

Dem Kaplan Longinus reißt ein Windstoß das Barett vom Kopf, wirbelt es über einen Hang hinab — hinab —. Unten im Wildbach mag er es suchen! Am Atem kurz verhält er einen Augenblick den Schritt. Der Sturm fährt ihm übers Haar. Die Flocken sausen und nisten sich ihm an den Kopf. Er sieht mit klarem Blick um sich. Das kann dir das Leben kosten, durchfährt es ihn, und als er wieder husten muß, wie seit zwei Tagen immer und immer, schmerzt ihn die Brust. Das ist ein böser Tag für dich, kommt ihm wieder ein Gedanke; dann arbeitet er sich weiter, wie es recht und gut und seine Pflicht ist.

Auf dem Friedhof pflegt der Totengräber hastig seines Amtes; auch der Schulmeister beeilt sich; hustend, mit tonloser Stimme sagt der Kaplan die Formeln. Plötzlich fühlt er, daß er neben der Zwyssig-Anna steht, die sich über das Grab beugt und schluchzt. Eben haben sie den Sarg versenkt.

*) Begräbnis.

„Mutter," flüstert die Anna, es ist ein einziges, halblautes, unendlich schmerzliches Wort. Jeder, der Kaplan nicht allein, muß es heraushören, wie sie dem Mädchen ein Stück Leben in die Grube gelegt haben. Und der Kaplan Longinus wankt. Wild ist der Sturm, kalt, sinnverwirrend, aber der Kaplan Longinus hört nur das eine, daß die Anna gesprochen hat und fühlt nur das eine, daß sie neben ihm steht und arm ist. „Hilf ihr," schreit es in ihm, „Gib ihr die Hand. Sag' ihr — — weiß Gott was!" Er will sprechen: Anna! Schon steht es ihm auf den Lippen. Da reicht ihm der Sigrist den Weihwedel und er tut mechanisch, was seines Amtes ist. Nachher drängen die Bauern heran, einer nach dem andern, der Zwyssigin ihr Grab mit dem heiligen Wasser zu besprengen. So kann er, der Kaplan, sich entfernen. Und er macht sich auf den Weg, mühsam, hustend, krank.

* * *

Die Lene, die Pfarrmagd, jammert. Alle Augenblicke schießt die Redselige in das und jenes Nachbarhaus. „Jesus, Jesus, was soll es geben! Er traut ihm schlecht, der Doktor, dem Pfarrherrn. Am neunten Tag soll sich's entscheiden!"

„Habt ihrs gehört?" raunen sich die von Stein zu, „schlecht traut er dem Pfarrherrn, der Doktor."

„Mein Gott und Vater, so ein junger Mensch!" zetert eine Frau.

„Nicht lang haben wir ihn gehabt, den neuen Kaplan", sagt ein alter Mann und schüttelt trübselig den Kopf. Einer vom Rat, der weiß, daß in das Bergdorf hinauf nicht leicht ein Pfarrer zu finden ist, schmält: „Einen jungen haben wir gesucht, damit wir für eine Zeitlang versorgt seien, jetzt dauert der noch kürzer als ein alter!"

Indessen sind aus dem Tal herauf Gäste gekommen, der Vater des Kaplans Longinus, der Ratsherr und seine Mutter, die fromme Frau. Beide haben trübe, aber ergebene Mienen. Sind die angelernt oder sind ihre Herzen so langsam und zahm, wie dem Longinus seines noch bis vor kurzem gewesen ist, eineweg zuckt aus ihrer ergebenen Trauer kein Schmerzschrei auf, haben sie kein Wort wie das Bauernweib, das aufstöhnen würde: „Herrgott, Herrgott, nimm mir den Bub nicht!" Und doch hat der Doktor erklärt: „Ich kann nicht helfen! Helfen kann nur ein Wunder!" —

Und nun ist für den Kaplan Longinus der neunte Tag!

Sturm und Unwetter sind still. Das Flockenweiß ist im Hochtal geblieben, aber es ist hingebreitet über die Lehnen und die Wege und

das Dorf. Es liegt auf den Firnen, die leuchtend unter dem tiefblauen Himmel stehen und die hängenden Wälder tragen es, stumm wie gebeugt unter schwerem, weißen Bluft. Die Sonne kommt und gießt Gold auf die Firne, Gold auf den weißen Wald, Gold auf die Lehnen. Das Bergtal strahlt und prangt in Schönheit und heiliger Stille.

In das schöne, reine, stille Bergtal hinaus staunt der Kaplan Longinus an diesem, seinem neunten, kranken Tag von seinem Bett aus. Seit kurzer Zeit hat er kein Fieber mehr und ist ganz ruhig, so ruhig, daß der Ratsherr, sein Vater und seine fromme Mutter und ein paar andere, die um ihn gewesen sind, es gewagt haben, ihn allein zu lassen, und drüben in der Wohnstube von Genesung und neuem Amten reden. Der Kaplan Longinus hat ein abgezehrtes Gesicht; schwarz stechen die Bartstoppeln vom Weiß der Wangen ab. Seine grauen, scharfen Augen liegen noch tiefer als sonst in den Höhlen, schauen aber groß und ruhig und voll Staunen. Zu dem was sie schauen, klopft des Kaplans Herz in großen, frohen Schlägen Beifall. Schön ist es da oben, schön Longinus! So etwas hast du nie gesehen!

Das Schlagen des Herzens ist nicht mehr ein Aufwallen, das einmal sich hebt und wieder schweigt; — das sinkt und steigt, sinkt und steigt, mächtig und froh, als hätte die Brust sich gedehnt und die enge, langsame Seele wundervoll sich geweitet. Der Tag strahlt in die Fenster der Kammer, das Schneeweiß und das Gold und das leuchtende Himmelsblau. „Schön — schön", flüstert der Kaplan Longinus.

Jetzt geht unten die Haustür. Seit der Kaplan so krank ist, wird sie nicht mehr geschlossen; ungehindert kann jeder hin und wiedergehen. Longinus hat das Knarren der Tür gehört; aber kaum darauf geachtet. Er wird erst aufmerksam, als im Flur, dicht bei seiner Tür, ein Flüstern anhebt. Die Magd spricht da und — und eine, die nach dem Kranken fragen kommt.

Was?!

„Wie es ihm geht, habe ich fragen wollen?" tönt es jetzt. Dann die Antwort: „Fast gut, meine ich, geht es jetzt." Und wieder die andere Stimme, klarer, etwas lauter: „Dem lieben Gott sei Dank! Er ist auch gar ein guter Herr! So gut ist er gewesen mit der Mutter und mit mir, so lang die Mutter krank gewesen ist und —."

Ein leises Schluchzen beendigt die Worte.

Der Kaplan Longinus hat sich im Bett aufgerichtet und lauscht. Die — die Zwyssig-Anna! — Mein Gott! Nachfragen kommt sie!

Er hört nicht, daß sie nur die alltäglichen Worte sagt, mit denen jedes Pfarrkind nach dem Seelsorger fragen wird. Er hört nur, daß sie da ist — da! O Leben! Leben! — Nun hat er kein Brennen mehr im Herzen. Nichts quält ihn mehr. Eitel Freude ist in ihm und Wonne am Leben, Hunger zum Leben! Durch die engen Gänge halbblinder Frommheit gegangen, steht er plötzlich vor einer offenen Tür. Weit ist es dahinter. Die Firne strahlen, es schimmern die Lehnen, der wundersame Himmel blitzt und flammt. Schön ist das, schön! Und die Anna ist da, die schlanke, mit dem ernsthaften Gesicht, mit dem tapfern Sinn und der großen Liebe zur Mutter. Zu dir will ich kommen, Mädchen, Anna! Beieinander bleiben werden wir. Lieb — lieb will ich dich haben! Und — — — —.

Ah!

Im Wohnzimmer drüben die Leute, und draußen im Flur die Magd und das junge Mädchen fahren zusammen. War das nicht ein Schrei? Mehr noch ein Jauchzen! Aber aus des Kaplan Longinus Stube kam es her! „Ratsherr", stammelt die Magd unter der Wohnstubentür. Der ist schon an ihr vorbei und tritt in die Krankenkammer. Langsam und sacht, wie sichs ziemt, kommen die andern ihm nachgegangen. Da liegt der Kaplan Longinus in den Kissen. Die Kissen sind von rauhweißem Leinen, das Gesicht des Kaplan ist weißer und still. Weiß und still wie der Schnee an den Lehnen und Firnen.

„Tot", sagt der Ratsherr, sein Vater. Fast im gleichen Atemzuge fängt er schon demütig zu beten an. Die stammelnden Stimmen der andern mischen sich mit der seinen.

Tot ist der junge Kaplan Longinus, dem, ehe er gestorben ist, die Welt aufgegangen, die liebe, schöne, weite Welt, in die hinein für ihn kein Weg gewesen!

Einleitende Gedanken über den Kampf um die Weltanschauung.

Von

Rudolf Eucken.

Wer sich mit dem Kampf um die Weltanschauung beschäftigt, wird gut tun, der Erörterung des Problems eine Erwägung seiner gegenwärtigen Lage voranzuschicken. Schon deshalb, weil das davor bewahren kann, die Sache zu leicht zu nehmen und den guten Willen für die befreiende Tat zu halten. — Schon daß die Frage in solcher Allgemeinheit aufgenommen wird, ist bezeichnend für den ungewissen Stand des gegenwärtigen Geisteslebens. In geschlosseneren Zeiten kämpfte man um greifbarere Probleme, und die großen Gegensätze, die nie schlummern, kamen an bestimmten und umgrenzten Streitpunkten zum Austrag. Daß wir uns nach einer Weltanschauung erst wieder umsehen müssen, ist das Zeichen einer Krise, einer Erschütterung der überkommenen Zusammenhänge. Zugleich freilich auch ein Zeichen einer beginnenden Gegenwirkung, eines Strebens, aus der Unsicherheit auf einen festen Punkt zu kommen.

Auch die Richtung des Suchens wird durch den Begriff der Weltanschauung einigermaßen angedeutet. Es liegt in ihm eine Wendung von der strengen Wissenschaft zur allgemeinmenschlichen Überzeugung, eine stärkere Anrufung subjektiver Gesinnung. Das enthält gewiß Vorteile, aber es enthält zugleich nicht geringe Gefahren. Vor allem die Gefahr, daß solche Wendung zum Subjekt leicht den großen Gegensätzen des menschlichen Daseins glaubt ausweichen zu können, daß ein abschleifender Durchschnitt, eine freundliche Beschwichtigung, ein liebenswürdiges Eingehen auf jeden Eindruck als die beste Lösung empfohlen wird. Die bequemste ist es sicherlich, aber in diesen Dingen pflegt das Bequemste nicht das Beste und Wirksamste zu sein. Alle Kraft liegt vielmehr in dem Charakteristischen, und dieses bringt gewöhnlich ein Entweder-Oder mit sich; auch kann es sich schwerlich entwickeln, ohne in einen Gegensatz zur Durchschnittsmeinung zu treten. Auch beim Problem der Weltanschauung werden wir nicht weiterkommen, ohne daß sich die mannigfachen Fragen

in ein einziges Entweder-Oder zusammenfassen und an diesem sich die Geister scheiden. Nichts ist heute nötiger als eine reine Herausarbeitung des Hauptgegensatzes und eine kräftige Scheidung der Geister daran; erst nach einer solchen kann eine fruchtbare Sammlung erfolgen, während ein Zusammenstreben mitten aus dem heutigen Chaos heraus nicht den mindesten Gewinn verheißt.

Liegt so viel an einer Scheidelinie, so ist es besonders wichtig, daß sie an der rechten Stelle gezogen werde. Nicht richtig wird sie gezogen, wenn sie mit dem konfessionellen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus verquickt wird. Denn so vielfach dieser Gegensatz sich mit den Bewegungen zur Weltanschauung berührt, er ist vor allem ein Erzeugnis des 16. Jahrhunderts, und es müßte wunderlich zugehen, wenn nach den gewaltigen Wandlungen der Neuzeit der Hauptgegensatz unverändert geblieben sein sollte. Vermengen wir aber die heutigen Probleme mit denen des 16. Jahrhunderts, so wird viel unfruchtbarer Streit entstehen und sich leicht verdunkeln, was uns gegenwärtig nottut. In Wahrheit werden heute dieselben Probleme von ernsten Seelen beider Seiten empfunden und betrieben, tatsächlich besteht zwischen diesen im innersten Grunde weit mehr Gemeinschaft, als die Verschiedenheit des Bekenntnisses vermuten läßt. So ist die Sache als eine Angelegenheit der Menschheit, nicht der Konfession, zu behandeln. Natürlich besagt solche Überzeugung kein Entgegenkommen gegen den Ultramontanismus mit seiner widerwärtigen Verquickung von Religion und Politik, von ihm ist für diese großen Lebensfragen, für Glück und Frieden der Menschheit nichts zu hoffen.

Eine besondere Schwierigkeit bildet beim Kampf um die Weltanschauung das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart. Massenhafter als je strömt uns heute der geschichtliche Stoff zu, die Gefahr einer Zurückdrängung und Verkümmerung des eigenen Lebens ist unverkennbar. Namentlich liegt die Versuchung nahe, die eigenen Überzeugungen in möglichst engem Anschluß an frühere, ausgeprägte Gestaltungen zu entwickeln und von solchem Anschluß die Festigkeit zu erwarten, die wir selbst der Gedankenwelt nicht zu geben vermögen. Daraus entstehen arge Verwicklungen. Unser Leben einfach mit dem vergangener Zeiten zusammenrinnen zu lassen, wie es naivere Jahrhunderte taten, das verhindert schon die präzise Fassung und die deutliche Abgrenzung, in der die historische Forschung uns das Bild jener Zeiten vor Augen stellt; glauben wir trotzdem ein Bleibendes davon festhalten zu können, so wird dies sehr allgemein, sehr unbestimmt ausfallen, während die Wirren der Gegenwart

gerade ein Charakteristisches wünschen lassen. In Wahrheit besteht ein schreiendes Mißverhältnis zwischen der Fülle des Stoffes, den uns die historische Forschung zuführt, und der Ärmlichkeit dessen, was wir davon in eigenes Leben umzusetzen, in eigenen Lebensinhalt zu verwandeln vermögen. Diese Wahrnehmung hat vielfach eine Abneigung gegen die Geschichte bewirkt, immer häufiger wird ein Abschütteln aller Vergangenheit und eine Führung des Lebens lediglich aus der unmittelbaren Gegenwart verlangt. Jedoch können wir unmöglich, nach einmal erfolgter Weckung des historischen Bewußtseins, die Tatsachen und die Erfahrungen der Geschichte schlechtweg aus unserem Dasein streichen, im besonderen läßt sich nicht verkennen, daß unser geistiges Leben und Schaffen unter weltgeschichtlichen Bedingungen steht und eine charakteristische weltgeschichtliche Lage hat, der alles entsprechen muß, was kräftig durchdringen und erfolgreich wirken will. Aus solcher Verwicklung kann uns nur eine mutige Aufbietung eigenen Lebens, namentlich eine energische Konzentration zur Einheit befreien. Wir müssen vor allem uns selbst finden, bevor wir etwas bei anderen finden können, wir müssen eine Selbständigkeit gegenüber der Vergangenheit erringen, damit sie uns ihr Tiefstes eröffne und dadurch unser Leben bereichere. Die Geschichte wird, geistig angesehen, immer von neuem zum Problem; sie gibt dem, der da hat, sie verschließt sich dem, der ihr leeren Geistes naht.

Dasjenige was die Größe der Zeiten bildete und ihnen eine bleibende Bedeutung verlieh, war im Grunde etwas sehr einfaches, wie es überhaupt einige wenige Wahrheiten und Probleme sind, um die sich das weltgeschichtliche Leben bewegt. Diese Einfachheit aber ist es, die uns heute fehlt, und deren Mangel uns so halt- und wehrlos gegen die zuströmenden Eindrücke macht. Eine solche Einfachheit aber kann uns auch die scharfsinnigste Reflexion nicht aufweisen, sie will aus dem Zwange geistiger Notwendigkeit geboren sein, und ein solcher Zwang fehlt unserer Zeit. Vielleicht wird es noch mancher Erfahrungen und mancher Erschütterungen bedürfen, damit er aus der Berührung von geistiger Tiefe und weltgeschichtlicher Lage hervorgehe. Jedenfalls sind heute alle Bemühungen um eine Weltanschauung vorbereitender, nicht abschließender Art, sie sind ein Kämpfen um die Richtung des Weges, nicht ein rasches Vordringen zum Ziele.

Die heraufziehende Weltherrschaft der Angelsachsen.

Von

Karl Peters.

Von unserer Schulzeit her sind wir gewohnt, unter einer Weltmacht ein Staatsgebilde zu verstehen, welches auf Eroberung durch die Waffen beruht, in seinem Umfang über die Grenzen einer Nationalität hinausreicht und im wesentlichen die Völker irgend eines in sich geschlossenen Kultur- und Verkehrskreises umspannt. In diesem Sinne waren „Weltreiche" das assyrische, babylonische und persische, welche Vorderasien in sich schlossen; das Reich Alexanders, welches Vorderasien und Ägypten dem Griechentum unterwarf und mit seinen Phalangen demnach die Länder der ältesten westlichen Kultur beherrschte; vor allem aber das römische, welches das gesamte Mittelmeerbecken umfaßte und dessen Legionen hinter ihren Grenzwällen die Kulturwelt des Morgen- und Abendlandes durch ein halbes Jahrtausend gegen die herandrängenden Völker des mittleren und fernen Asien, gegen die Stämme der Wüste in Afrika, sowie die kriegerischen Germanen des Nordens deckten.

In dieser Bedeutung der militärischen Eroberung und der Beherrschung durch Waffengewalt gibt es ein angelsächsisches Weltreich nicht und wird es ein solches, nach menschlicher Berechnung, niemals geben. Gerade in diesem Augenblick, wo der Bericht der parlamentarischen Kommission die ganze traurige Verfassung des britischen Heerwesens urbi et orbi klar gemacht hat, tritt diese Tatsache besonders grell hervor. Ohne jede Frage ist Großbritannien heute militärisch die schwächste der europäischen Großmächte. Dennoch ist das britische Weltreich das glänzendste, welches die Geschichte kennt. Alexanders und Cäsars Herrschaftsgebiete fallen ihm gegenüber ins Kleinliche zurück. Sie waren im wesentlichen kontinental und auf die Länder ums Mittelmeerbecken beschränkt. Der Union Jack weht über mehr als einem Viertel der Erdoberfläche, über Gebiete aller Zonen und Lebensbedingungen, und Großbritannien beherrscht mit seinen Flotten die Ozeane unseres Planeten, damit aber die Hochstraßen für den großen Völkerverkehr. Es ist eine

europäische, amerikanische, afrikanische und australische, vor allem aber eine asiatische Großmacht. Der Traum Alexanders und der römischen Cäsaren ist im Reiche der Angelsachsen verwirklicht; das sagenumsponnene Indien ist nichts als eine der vielen Dependenzen Englands.

Man fragt sich, was ist die treibende Kraft in dieser großartigsten aller geschichtlichen Bildungen, und man fragt sich gleichzeitig, wo wird eine solche Entwicklung ihren endgiltigen Abschluß finden. Jahr um Jahr bringt neue Länder- und Menschenmassen zu diesem ungeheuren Imperium. Kaum sind die Burenstaaten einverleibt, sehen wir die englischen Waffen an der Arbeit, die weiten Steppen Nord-Afrikas hinzuzufügen, eine Politik, welche sicherlich mit der Absorbierung Abessyniens abschließen wird. Schon blickt man darüber hinaus, auf den Persischen Golf, um Rußland, dem großen asiatischen Konkurrenten, Paroli zu bieten; in Peking, sowie in Tokio aber ist einstweilen die britische Intrigue, sowie englisches Gold lebhaft an der Kleinarbeit zu demselben Ziel beschäftigt.

Um zu erkennen, bis wohin diese Entwicklung führen mag, müssen wir zu verstehen suchen, auf welchen Kräften sie letzten Endes beruht. Derartige ungeheure reale Ergebnisse müssen sehr reale Faktoren zu ihrer Grundlage haben. Wenn solche nicht militärischer Art sind, was sind sie dann? Eine bewußte Eroberungspolitik zum Zweck der Gründung eines Weltreiches hat der englische Staat nie und nirgends systematisch betrieben. Immer war die einzelne Eroberung ein besonderes Objekt aus wirtschaftlichen Gründen. Entweder handelte es sich um Ackerland, oder um Mineralien, oder aber um neue Absatzgebiete für den Handel. Sehr oft war die Angliederung das Werk einzelner Spekulanten. Der Staat folgte, oft unwillig, nach. „Wir scheinen in einem Anfall von Geistesabwesenheit die halbe Welt erobert und bevölkert zu haben", sagt Seeley in seinem „Expansion of England" (1883), dem Buch, welches recht eigentlich das Programm der tatsächlich sehr modernen Weltreichsbewegung ist. Es ist eine urwüchsige Entwicklung, welche wir hier vor uns haben. Auf allen Kontinenten der Erde gingen Individuen, einzelne Engländer, ihren eigensten egoistischen Zielen nach, ohne die theoretische Idee eines gemeinsamen Planes vor sich zu haben, ja, ohne auch nur gegenseitig von einander zu wissen. Der Farmer, welcher am St. Lawrence oder am Ontario-See sich mit der Hacke eine neue Heimstätte schuf, der Prospektor, der in Ballarat oder in Barberton nach Gold grub, der Kaufmann, der in Bengalen oder in Melbourne seine Abschlüsse machte, wollten nur für sich selbst arbeiten; und dachten am aller-

wenigsten an die Begründung eines Weltreiches. Und doch sind dies die Elemente, aus deren vereinter Arbeit das ungeheure Gebilde das Größeren Britannien entstanden ist, welches heute in der grellen Beleuchtung der Geschichte dasteht, und von dessen weiterer Entwicklung das Wohl und Wehe der gesamten Menschheit wesentlich mit abhängt.

Somit hat das englische Weltreich seine letzten Wurzeln nicht in den Plänen und dem Wollen eines Herrschers, auch nicht in der konsequenten Politik eines Staates, sondern in der individuellen Befähigung der einzelnen Angelsachsen, und diese Eigentümlichkeit werden wir klar zu erfassen haben, wenn wir verstehen wollen, was das „Größere Britannien" ist, und welche Aussichten es auf diesem Planeten haben mag.

Ich will diese Analyse mit einer persönlichen Erfahrung beginnen. Bei meinem Minenunternehmen in Südafrika habe ich Deutsche und Engländer zu engagieren. Da ist es mir aufgefallen, daß der Deutsche stets das Bestreben nach einem möglichst langdauernden Kontrakt zeigt, der Engländer dagegen möglichst kurze Kündigungsfristen vorzieht, oft am liebsten ohne einen Vertrag überhaupt arbeitet. Der Deutsche, wenn er sich Abends zu Bett legt, will wissen, daß er für so und so lange versorgt ist; der Engländer, wenn er zu Bett geht, freut sich über die Möglichkeit, daß ihm vielleicht schon der morgige Tag eine bessere Chance bringen kann. Dies nun ist typisch für die beiden Völker überhaupt.

Gemäß dieser Grundverschiedenheit nehmen wir wahr, daß der junge Deutsche sich in die „sicheren" Karrieren, wo möglich in den Staatsdienst drängt. Dahinein gelangt er durch eine Reihe von Examina, und dann von Stellung zu Stellung durch Arbeit, oft leider auch durch Streberei. Er wird schlecht bezahlt; aber der Staat bietet ihm dafür „eine gesellschaftliche Stellung". Ist er einmal in der Maschine darin, so ist er gesichert, und um so mehr, je weniger Individualität er besitzt. Er wird zur Schraube in einer Maschine, bis er schließlich auf seine alten Tage mit einer armseligen Pension, aber einem schönen Titel, in die Rumpelkammer geworfen wird. Genau umgekehrt der junge Engländer! Er strebt nicht nach etwas „Sicherem", und über die „gesellschaftliche Stellung", welche ihm der Staat bieten könnte, lacht er. Was er will, ist die soziale Unabhängigkeit, und dazu schreitet er, sobald er kann, zu einer selbständigen Vermögensbildung. Ihretwegen suchten die Angelsachsen alle Zonen unseres Planeten auf, noch bevor der Kontinent aus seinem behaglichen Stilleben in „beschränktem Kreise" erwachte. Er stand auf sich selbst, und schielte nicht nach einem Staat, weder um Schutz, noch um Beförderung.

Nun wird jeder Unbefangene zugeben, daß die letztere Lebensauffassung die männlichere und „schneidigere" ist. Es ist kein Kunststück, ein Examen gut zu bestehen und eine Staatskarriere zu absolvieren. Selbst dazu, auf Befehl sein Leben einzusetzen, bedarf es keines besonderen Mutes. Ein ganz anderer Mut gehört dazu, den Kampf um die Existenz als Individuum auf sich zu nehmen. Aus der ersteren Gattung von Charakteren gehen die Elemente hervor, welche für große Organisationen erforderlich sind. Deshalb hat Deutschland seine vorzügliche Armee. Aus der zweiten aber die Kräfte, welche sich in der Wildnis, ohne staatlichen Schutz und auf eigne Verantwortung ihr Heim und durch Zusammentreten Vieler ihren Staat schaffen können. Deshalb hat England seine Kolonien und in ihnen die festen Bausteine für sein Weltreich.

Ich kenne von den angelsächsischen Staatengründungen über See die Vereinigten Staaten und Kanada, sowie sämtliche Kolonien Südafrikas. Überall ist derselbe Grundcharakter erkennbar: Ein auf Bürgersinn und bürgerlicher Arbeit beruhendes Gemeinwesen mit Selbstverwaltung und Achtung vor dem Gesetz. Es ist die Verbindung individueller Freiheit mit gesetzlicher Ordnung, was den englischen Niederlassungen über See ihren Stempel aufdrückt. Von den großen Dependenzen kenne ich Ostindien und Ägypten, und hier tritt die wirtschaftliche Arbeit, welche schließlich auf denselben Grundlagen beruht, als das Wesentliche hervor. Indien ist unter englischer Herrschaft aus einem Konglomerat verlotterter einheimischer Staaten, in denen ein Einzelner den Ertrag der Arbeit aller verpraßte, zu einem großartigen Gemeinwesen zusammengeschmolzen, in welchem ein Jeder Schutz von Leben und Eigentum hat, mit einem vorzüglichen Straßensystem, hygienischen Einrichtungen, Regulierung von Flüssen usw. Ägypten ist unter britischer Kontrolle ebenfals wirtschaftlich emporgeschnellt; ich erinnere nur an die Abdämmung des Nils, die Bahn nach Chartum usw.

Aus dem gekennzeichneten Gegensatz ergibt sich, daß es in England das, was wir „Staat" nennen, überhaupt nicht gibt, daß dagegen umgekehrt in Deutschland der Staat, welcher vorzüglich organisiert ist, mit der Zeit mehr und mehr dem Individuum die Tagessorgen überhaupt abnimmt. Daß der Staat Leben und Eigentum seiner Angehörigen zu schützen hat, ist selbstverständlich; aber, weshalb er dem einzelnen Bürger auch das Nachdenken in allen möglichen Nebensachen abzunehmen braucht, das ist kaum ersichtlich. Charakteristisch für die Auffassung in dieser Beziehung bei den Deutschen, Engländern, Amerikanern ist mir stets das Plakat erschienen, welches an Eisenbahngleisen angeschlagen ist oder (in Deutschland)

war. Deutschland: „Das Betreten des Gleises ist verboten wegen der damit verbundenen Todesgefahr." England: „Look out for the trains" (Seht Euch nach den Zügen um). Amerika: „Railway-crossing" (Eisenbahn-Übergang). Der amerikanische Anschlag sollte für eine reife Nation eigentlich genügen. Die erforderlichen Schlußfolgerungen kann sich Jeder selbst ziehen.

Ich erwähne dies alles, weil es kennzeichnend für den verschiedenen Geist der Völker ist, und weil ich in dem Charakter des männlichen Individualismus, wie ihn in der ganzen Weltgeschichte kein Volk in dem Maß entwickelt hat, wie das englische, die letzte Wurzel für den Baum des Größeren Britannien erkenne, welcher seinen Schatten über immer breitere Strecken der Erde wirft.

Die Frage nach den Grenzen, welche diesem Wachstum gezogen sein mögen, wäre schnell zu lösen, wenn England ein Teil des Festlandes von Europa wäre. Die großartige Heeresmaschine des Deutschen Reiches würde ungeheuer schnell mit diesem Gemeinwesen des Individualismus ein Ende machen können. Denn die konzentrierte Organisation ist an Kraft naturgemäß der lockeren Aneinandergliederung überlegen. Das Größere Britannien konnte sich auch nur als ein Seestaat entwickeln, wie bezeichnenderweise seine nationale Waffe die Flotte ist, welche der Individualität mehr Spielraum läßt, als die Armee. Großbritannien ist ein Seestaat in jeder Beziehung. Dieses kleine Land könnte durch Ackerbau kaum ein Drittel seiner Bevölkerung ernähren. Die Natur weist es auf das Meer und über das Meer für seinen Unterhalt. In England gibt es keinen Platz, der mehr als 80 km von der See entfernt läge, und, was bei uns kleine Bauern und Tagelöhner sind, sind in diesem Lande Schiffer und Fischer. So ist der wirtschaftliche Ausgangspunkt für eine Kolonial- und Weltpolitik klar gegeben, und, da diese Bedingungen als solche sich nie ändern können, ist damit auch eine geschichtliche Garantie für die Fortdauer dieser Politik vorhanden. 42 000 000 energische Menschen kann man nicht mit einem Schlag ruinieren, ohne daß es eine Weltkatastrophe gibt.

Hierzu kommt ein zweites Moment, welches in dem starken Gefühl der Rassenzusammengehörigkeit liegt, das die gesamte angelsächsische Welt, nicht nur im britischen Reich, sondern auch in den Vereinigten Staaten erfüllt. Die Gemeinsamkeit von Sprache, Sitte, staatlicher Grundanschauung und Religion ist ein unauflösliches Bindemittel zwischen den einzelnen Gliedern dieser Nation. Das soziale Haupt für sie alle, auch für die Yankees, ist und bleibt aber „The old country", Alt-England. Es ist kennzeichnend, daß in allen Teilen des weiten Reiches England als das „home" betrachtet wird. Auch junge Australier, welche nie in

Europa waren, sagen: „I am going home“, wenn sie nach London reisen. Dasselbe Gefühl besteht heute noch in den Oststaaten der Union.

Zu diesen Gefühls-Motiven, welche die Inkommensurabilien der Weltgeschichte bilden, kommen als wesentliche Faktoren die reellen Interessen hinzu, um die einzelnen Reichsteile zu engerem organischen Zusammenschluß zu veranlassen. Wenn heute auch zollpolitisch noch mancher Gegensatz im einzelnen besteht, so sind diese Leute doch viel zu praktisch, um nicht die Vorteile zu erkennen, welche in einem Riesenreich, wie dem britischen, jeder Einzelne haben muß. Welch ein Ellbogenraum über die ganze Erde hin zur Schaffung der sozialen Existenz für jeden Bürger dieses Reiches! Zwar wird jeder Landesteil vollste Selbstverwaltung beanspruchen; aber dies liegt der angelsächsischen Staatsanschauung überhaupt zu Grunde, und kein Mensch, vor allem kein britischer Staatsmann wird es beanstanden. Wonach die ganze Riesenentwicklung sich hinbewegt, das ist die Förderation selbständiger Reichsteile, wie zuerst Seeley sie darlegte, wie Cecil Rhodes und neuerdings Mr. Chamberlain sie betrieben. Mr. Chamberlain recht eigentlich hat diese Idee mitten in die Strömung der praktischen Parteipolitik hineingestellt.

Sein Vorschlag von Präferenzial-Zöllen zwischen Mutterland und Kolonien ist nur ein erster Schritt zur Verwirklichung solcher Konföderation; das Endziel muß der größerbritische Zollverein sein, welcher alle Reichsteile ein- und das Ausland ausschließt, nur mit den Vereinigten Staaten wieder ein System von Vorzugszöllen einrichtet. Dies ist das Wesentliche für das heraufziehende Weltreich der Angelsachsen. Dazu werden hinzukommen müssen Militär-Konventionen und ein gemeinsames Reichsparlament in London. Doch dies wird keine Schwierigkeiten haben, wenn die Zollfrage erst einmal erledigt ist.

Es steht dahin, ob Mr. Chamberlain bei den nächsten Wahlen bereits mit seinem Programm siegen wird. Aber sicherlich wird dasselbe nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden, bis es durchgeführt ist. In den letzten Monaten der allgemeinen Diskussion dringen die leitenden Gesichtspunkte wahrnehmbar für den unbeteiligten Beobachter immer tiefer ins Volk hinein. England steht hier eben einer Frage auf Leben und Tod gegenüber, welche es lösen muß, wenn es nicht als Großmacht abdanken oder gar zu Grunde gehen will. Bezeichnenderweise findet Chamberlain in den Kolonien mehr Anklang als in England selbst. In den Kolonien ist eben noch ein frischerer Patriotismus als im Mutterland. Der Koloniale ist noch stolzer darauf, sich Engländer zu nennen, als der europäische Engländer selbst. Nirgends ist mir ein derartiges Jingotum

entgegengetreten als wie in Natal, und, was ich in Südafrika von Australiern gesehen habe während des Krieges, schien mir diesen Nationalstolz noch zu überbieten. Es ist eine sehr verkehrte Auffassung, zu denken, die Kolonien warteten nur auf eine gute Gelegenheit, um von Großbritannien „abzufallen". Davon ist gar nicht die Rede; vielmehr liegt in England selbst die Hauptopposition gegen einen engeren Zusammenschluß.

Somit wird der Kontinent, und insbesondere Deutschland, mit der Wahrscheinlichkeit eines britischen Weltreiches zu rechnen haben, zu welchem sich die Vereinigten Staaten früher oder später hinzufinden werden. Oder auch, das britische Weltreich gesellt sich zu den Vereinigten Staaten, wie Mr. Carnegie seiner Zeit vorschlug. Für die Außenwelt würde dies im wesentlichen auf dasselbe hinauslaufen. Der soziale Mittelpunkt des gesamten angelsächsischen Völkersystems wird unter allen Umständen das aristokratische England bleiben, gleichviel, ob der politische Schwerpunkt diesseits oder jenseits des Atlantischen Ozeans liegen wird. Europa würde nur verlieren, wenn England in solcher Konföderation in die zweite, dafür Nordamerika in die erste Rolle geschoben würde. Angelsächsisch wäre die Kombination, welche dann beinahe die halbe Landfläche unseres Planeten umfassen würde, so oder so.

Gegenüber einer solchen Gefahr hat Deutschland den Vorzug seiner großen Organisationen, vor allem seiner Armee. Aber es hat auch den Rückhalt seiner Werte schaffenden Arbeitskraft, welche ihm seit 1871 von Jahr zu Jahr mehr seine Stellung auf dem Weltmarkt erobert hat, und mit welcher jetzt jedes konkurrierende Land auf der Erde rechnen muß. Zu wünschen wäre es, daß sich auch ein deutscher Staatsmann fände, welcher wenigstens den zollpolitischen Zusammenschluß aller deutschen Gebiete in Europa „in das Feld der praktischen Politik" rückte. Vor allem aber ist Deutschland auf dem richtigen Wege, wenn es fortfährt, möglichst schnell seine Seemacht zu verstärken.

Wenn das britische Weltreich zur Tatsache wird, dann ist der Kampf zwischen ihm und unserem Vaterland auch beim besten Willen kaum auf die Dauer zu vermeiden. Denn es handelt sich dann tatsächlich um Sein oder Nichtsein, um Ellbogenraum und Lebensluft.

„The world is rapidly becoming english," so faßte Sir Charles Dilke bereits 1868 die Eindrücke seiner Weltumsegelung zusammen. Das letzte Menschenalter hat sich im Geist dieser Prophezeiung bewegt. Baustein um Baustein für den Aufbau des britischen Weltreiches ist zusammengetragen, und, wenn nicht alles täuscht, wird das zwanzigste Jahrhundert seine Vollendung sehen.

Die äußere und die innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes.

Von

Paul Cauer.

Vielleicht zu keiner Zeit ist in Preußen so viel wie in den letzten Jahrzehnten für die Besserung der äußeren Verhältnisse des höheren Lehrerstandes geschehen. Der materielle Ertrag seiner Arbeit ist gesteigert, Willkürlichkeiten in bezug auf Anstellung und Beförderung sind beseitigt, ein amtlicher Rang sichert den Lehrern einen Platz in der Stufenfolge der Staatsdiener. Und zu dem allen kommt noch das Bewußtsein, daß es selbsterworbene Güter sind, deren man sich erfreut. Denn wie Fürst Bismarck im Reichstage am 26. November 1884 von der Sozialdemokratie sagte, daß ohne sie und ohne die Furcht vor ihr die mäßigen Fortschritte, die in der Sozialreform gemacht seien, nicht existieren würden, so wird man anerkennen müssen, daß ohne die scharfe Agitation im höheren Lehrerstande, so unsympathisch sie manchmal berühren mochte, all jene Vorteile nicht erreicht worden wären. Trotzdem ist Zufriedenheit nicht eingekehrt. Ja, von einem Kenner der Verhältnisse ist mit anmutigem Bilde treffend gesagt worden, daß eine ältere Generation von dürrem Ast herab fröhlicher ihr Lied gesungen habe als die jetzige von dem grünen Zweige, auf dem sie nisten darf. Woher kommt das? Sollte der Grund zum Unbehagen an einer Stelle liegen, wo man ihn nicht vermutet? sollte die Besserung, in bezug auf deren Maß zur Zeit nur noch geringfügige Wünsche zu erfüllen bleiben, etwa nicht in der rechten Weise erfolgt sein?

Als Hauptgewinn betrachtet man die Einführung eines allgemeinen Besoldungssystems, innerhalb dessen erste Anstellung und allmähliches Aufrücken im Gehalt nach dem Dienstalter fest geregelt sind. Da könnte es doch zu denken geben, daß die Einführung dieses Systems geschehen ist im Zusammenhang einer umfassenden Neugestaltung der Besoldungsverhältnisse des ganzen preußischen Beamtentums, die den verstorbenen Minister v. Miquel zum Urheber hatte. Diesem Staatsmann ist oft vorgeworfen worden, daß er im Laufe eines langen Lebens seine Überzeugungen

gewechselt habe; umgekehrt möchten wir seine Größe — und freilich seine verhängnisvolle Größe — darin sehen, daß er als bejahrter Mann Ideale seiner Jugend mit den Machtmitteln des Staates hat verwirklichen können. So ist in die Ordnung des preußischen Beamtenwesens ein Zug von demokratischem Geist hineingekommen, für den es zwischen den vielen einzelnen, deren Arbeit von zentraler Stelle aus ihren Lohn empfängt, einen Unterschied persönlicher Tüchtigkeit und des Wertes der Arbeitsleistung nicht gibt. Andrerseits ist es so eingerichtet, daß ein Teil dieses Lohnes in der Hoffnung auf ein Höchstgehalt besteht, das erst in späterem Alter und daher von vielen überhaupt nicht erreicht wird, so daß im ganzen doch eine klug berechnete Sparsamkeit waltet. Das fiskalische Interesse deckt sich nicht mit dem des einzelnen, auch nicht mit dem recht verstandenen Interesse der Gesamtheit. So wird von beiden Seiten früher oder später der Wunsch, ja die Notwendigkeit empfunden werden, das starre Prinzip der Anciennetät zu mildern, wie es ja auch in der militärischen Laufbahn, wo dieses Prinzip seit langem und im ganzen mit besonderer Strenge herrscht, doch nicht an Veranstaltungen fehlt, um individuelle Bedürfnisse des Dienstes, individuelle Kräfte der im Dienste stehenden zur Geltung zu bringen.

Die Unterrichtsverwaltung muß wieder die Möglichkeit gewinnen, wichtige Stellen, auch wenn sie durch die Lage des Ortes und die Lebensverhältnisse, die er bietet, nichts Lockendes haben, mit ausgesucht fähigen Männern zu besetzen. Und der einzelne, der vielleicht gern seine Studienzeit ausdehnen, ein paar Jahre irgend welcher privaten Tätigkeit, einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Arbeit widmen möchte, muß von dem Drucke befreit werden, daß der Zeitpunkt der ersten festen Anstellung für immer sein materielles Gedeihen an eine unverrückbare Schranke bindet und daß, wenn dieser Termin einmal in amtlich nicht vorgesehener Weise verzögert ist, keine noch so gesteigerte, noch so erfolgreiche Arbeit etwas helfen kann, den Verlust auszugleichen. Dies ist nicht so gemeint, als solle das Gute, das in der errungenen Gesetzmäßigkeit liegt, wieder preisgegeben werden; es gilt nur, unter Festhaltung dieser Grundlage die Übertreibungen wegzuschaffen, zu denen eine an sich erwünschte und in einem so ausgedehnten Gemeinwesen, wie der preußische Staat ist, wohl unentbehrliche Maßregel im ersten Eifer geführt hat. In welcher Form gebessert werden soll, durch leichtere Gewährung von Urlaub an wissenschaftlich tätige Lehrer, wie Paulsen vorgeschlagen hat, oder durch Abstufung verschiedener Gehaltsklassen — wie Frankfurt a. M. und die Hansestädte sie haben —, zwischen denen ein Aufsteigen nicht ohne weiteres

erfolgt, oder durch Schaffung einer begrenzten Zahl bevorzugter Stellungen als Konrektor oder erster Mathematiker, wie das Königreich Sachsen sie seit 1898 eingerichtet hat: das sind praktische Fragen, deren Erörterung an dieser Stelle verfrüht wäre. Die Hoffnung aber dürfen wir festhalten, daß die Alleinherrschaft mechanischer Berechnung, die jetzt gilt, nicht ewig bestehen wird. Vielleicht, daß in den polnischen Landesteilen aus der Nötigung, das Deutschtum durch sorgfältige Auswahl der dort wirkenden Beamten und Lehrer zu stärken, sich Einrichtungen ergeben, die auf andere Fälle und andere Gebiete übertragen werden können.

All solchen Plänen würde, sobald sie einmal greifbare Gestalt gewönnen, Abneigung, ja Mißtrauen der Lehrerwelt selbst, zu deren bestem sie gemeint sind, begegnen. Nicht nur schlimme Erfahrungen, die in früherer Zeit gemacht sein mögen, schrecken davon zurück, sondern auch allgemeine Erwägungen, die ernsthafte Prüfung verdienen. Der Versuch, sie im Zusammenhange zu würdigen, wird uns zu einer Besinnung auf die eigentliche Natur unseres Berufes, auf seine Stellung in Staat und Gesellschaft und zu einer Auffassung dieses Verhältnisses führen, die allerdings von der herrschenden sehr verschieden ist.

Man fürchtet, daß durch vermehrte Befugnis der Regierung, in die Laufbahn des einzelnen einzugreifen, die Unabhängigkeit der Gesinnung bei den Lehrern leiden könnte. Abgesehen davon, daß solche Besorgnis am letzten Ende auf einen Mangel an Selbstvertrauen zurückgeht: was ist das für eine Unabhängigkeit, die davon abhängt, daß jede Möglichkeit, einen Einfluß zu erleiden, durch äußere Bürgschaften ausgeschlossen ist? Eigenart des Denkens und Handelns wird erst dadurch zum Charakter, daß sie eine Probe besteht. Allerdings, wie die Flamme durch mäßigen Luftzug angefacht, durch allzu starken erstickt wird, so wäre in der Erprobung, die das Leben dem Manne bringen soll, ein Druck denkbar, der, gar zu schwer lastend, selbständige Gesinnung niederhielte, anstatt sie hervorzurufen. Davon ist aber hier gar keine Rede: nicht eine Macht zu schaden, sondern die Möglichkeit zu fördern wird empfohlen. Wie ist es denn vor 1892 gewesen? hat es unter den Lehrern, denen wir lebenden Männer unsere Erziehung verdanken, keine Charaktere gegeben? keine Vertreter herber Tüchtigkeit, die lieber auf Anerkennung von oben und auf alles, was Karriere heißt, verzichteten als auf die Genugtuung, mit dem eignen Gewissen in klarem und gutem Einvernehmen zu bleiben? Ich meine, die Zahl eigenwüchsiger, knorriger, äußerlich unbequemer, weil innerlich unabhängiger Naturen war zur Zeit unsrer Väter größer als jetzt.

Aber es sei eines geistigen Berufes nicht würdig, sagt ein zweiter Einwand, daß seine äußeren Verhältnisse nach differenzierender Schätzung des Geleisteten sich regeln; er bedürfe der Fernhaltung jedes Gedankens an materiellem Vorteil; die Aussicht, einen solchen zu erlangen, verbunden mit dem natürlichen Bestreben der Patronate, vorzügliche Kräfte für ihre Schulen zu gewinnen, müsse zu einem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage führen, das nur im kaufmännischen Leben seinen Platz habe. — In der Tat, nur dort? Der Gelehrte, der Künstler, deren Arbeit an Vornehmheit doch wohl nicht hinter der des Erziehers zurücksteht, müssen sich den äußeren Ertrag so gefallen lassen, wie ihn der Beifall, den ihr Werk zu erringen vermochte, bestimmt. Dem Anwalt oder dem Arzte sichert keine staatliche Vormundschaft ein ausreichendes Einkommen; keine aber auch hindert ihn, ein mehr als ausreichendes zu erwerben, wenn er mehr als andre kann und schafft.

Wie mag man das nur vergleichen? lautet die Antwort; jene alle sind Privatleute, in gewissem Sinne Gewerbetreibende, der Lehrer aber ist ein Beamter, und mit dieser Eigenschaft ist eine Veränderlichkeit des Arbeitsertrages nicht vereinbar. — Sind wir wirklich durchaus und von Natur Beamte? und wenn wir das nicht sind, haben wir Ursache, gerade diese Seite unseres Seins hervorzukehren? Aus einem Aufsichtsrechte des Staates hat sich allmählich die Organisation der Lehrer als einer Beamtenschaft entwickelt, ohne daß doch der ursprüngliche Zustand ganz hätte verdunkelt werden können. Undenkbar ein Richter, der nicht Beamter wäre; Privatschulen und Privatlehrer gibt es heute noch in reichlicher Menge. Ein Assessor, der zum Rat ernannt ist, wird einer Bezirksregierung „zur dienstlichen Verwendung überwiesen"; vom Lehrer ist solche Ausdrucksweise nicht gebräuchlich, und möge es nie werden. Ein Hauptmann, der aus einer Garnison an der Ostseeküste nach Lothringen versetzt ist, kommt nach langer Reise spät Abends am neuen Wohnort an und findet den Befehl vor, am nächsten Tage früh um 6 seine Kompagnie zu übernehmen und bei der Regimentsbesichtigung zu führen. Man übertrage diesen der Wirklichkeit entnommenen Fall einmal in Gedanken auf die Verhältnisse unseres Berufes! Die Wirksamkeit des Lehrers ist von Natur eine so persönliche und deshalb freie, daß sie der Einspannung in ein streng dienstliches Verhältnis widerstrebt. Leider sind wir auf dem Wege, dies zu vergessen. Es gibt viele Lehrer, die in erster Linie als Beamte zu gelten wünschen, weil sie dadurch in Staat und Gesellschaft ein höheres Ansehen zu genießen hoffen. Ja, oft genug wird die Erfüllung dieses Wunsches als eine Ehrensache des ganzen Standes hingestellt.

Dabei müssen wir immer wieder erleben, daß Staat und Gesellschaft die Vollgiltigkeit unseres Beamtencharakters doch nicht anerkennen. Im Jahre 1892 war eine gleichmäßige Behandlung der Oberlehrer und der Richter erster Instanz in bezug auf amtlichen und persönlichen Rang eingeführt worden. Nur wenige Jahre haben die Juristen diese ihnen unwillkommene Gleichstellung ertragen; durch A. K.-O. vom 27. Januar 1898 ist sie zu Gunsten der Richter wieder aufgehoben worden. An Äußerungen des Schmerzes hierüber hat es nicht gefehlt; auch über die geringe Berücksichtigung, die der Lehrerberuf beim Ordensfeste zu finden pflegt, wird vielfach geklagt. Besonders lebhaften Ausdruck hat solche Stimmung in dem Buche von Gurlitt „Der Deutsche und sein Vaterland" gefunden, das deshalb als Muster männlichen Freimutes gerühmt wird. Doch die Kühnheit seines Denkens ist auf halbem Wege stehen geblieben. Er kann sich von der Vorstellung nicht losmachen, daß wir von herrschenden Mächten Abhilfe für jene Beschwerden erwarten müßten; auf den Staat und auf eine politische Partei setzt er seine Hoffnung und wendet sich an sie mit Bitten und Vorstellungen, daß die Arbeit des Lehrers höher gewertet werden möge. Es sind eben nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Selbst müssen wir uns helfen; zu allererst dadurch, daß wir der Wirklichkeit klar ins Auge sehen. „Der Staat ist das als selbständige Macht rechtlich geeinte Volk": so erklärte Treitschke den Begriff. Mag man an der Definition ändern und bessern, in der Sache bleibt es richtig: die Hauptelemente des Staates sind Macht und Recht. Deshalb werden die Träger und Verwalter von beidem, Offiziere und Juristen, im Staate, mindestens im preußischen Staate, immer die ersten Plätze einnehmen. Es liegt nicht an der Bosheit oder Kurzsichtigkeit irgend welcher Menschen, sondern ist in der Natur der Dinge begründet, daß innerhalb des staatlichen Gefüges wir Lehrer zurückstehen. Aber ist er selbst denn, der Staat, das Höchste menschlicher Kraftbetätigung und Lebensgestaltung? Führt er den Stempel, dessen Gepräge erst für die Menschen wie für ihre Werke und Gedanken die Geltung bestimmt, die ihnen zukommen soll? Ist es recht manneswürdig, die Anerkennung des eignen Wertes von dorther zu erwarten, zu erbitten? Ist es nicht ungefähr dies, was Tacitus „ruere in servitium" nennt?

„Der preußische Beamte gleicht dem einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen, ohne Übersicht und Einfluß auf das Ganze muß er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine." So schrieb Fürst Bismarck

als jüngerer Mann an eine Freundin; und man weiß, daß er auch in reifen Jahren und auf der Höhe seiner Macht nicht viel günstiger über die Würde des Beamtenstandes gedacht hat. Freilich, es ihm an trotzigem Selbständigkeitsgefühl gleich zu tun, möchte nicht leicht jemand sich zutrauen; auch von fern ihm nachzueifern, wird nur der vermögen, der, wenn er auf amtliche Beförderung verzichtet, sich zu einer Tätigkeit zurückziehen kann, die er ohnehin schon besaß, und die ihm immer noch herzhafte Aufgaben und einen würdigen Lebensinhalt gewährt. Für die Standesgenossen des Gutsherrn von Kniephof traf dies zu. Und so wird man bei Männern aus alten, landsässigen Familien, wenn sie zugleich Offiziere oder Beamte sind, aus ihrem Auftreten in der Gesellschaft oft den Eindruck empfangen, daß die Befriedigung, mit der sie im Leben stehen, nicht erst in ihrer dienstlichen Funktion begründet ist. Einer anderen Art von Aristokratie gehören von altersher die Gymnasiallehrer an; das ist die des Geistes und der Wissenschaft. Auch wer ohne Ar und Halm ist, mag dort ein Feld sein eigen nennen, das er mit liebevoller Sorgfalt bestellt, von dem er Früchte zieht, und in dessen Anbau ihn kein Vorgesetzter stört. Diesen Vorzug des höheren Lehrerstandes vor anderen, äußerlich glänzender gestellten „Beamtenklassen" hat kürzlich Paulsen mit Nachdruck hervorgehoben.

Es war aller Grund, wieder einmal daran zu erinnern. Denn die gute Sitte, daß der Lehrer zugleich Gelehrter ist, hat in neuerer Zeit bedenklich nachgelassen. Während durch das Aufblühen der realistischen Anstalten sich der Kreis der Wissenschaften, an deren Arbeit die Lehrer teilnehmen können, erfreulich erweiterte, konnte die schnelle Vermehrung der Schulen wie der Schülerzahl an jeder einzelnen kaum anders als das Element des Handwerksmäßigen im Unterrichte verstärken. Auf diesem Wege ist jener Kultus der Methode, wo nicht entstanden, doch zur Macht gelangt, der seit etwa zwanzig Jahren den wissenschaftlichen Charakter der Lehrtätigkeit mehr und mehr zurückgedrängt hat. Von seiten der Regierung ist diese Bewegung lange Zeit gefördert worden. Die sogenannte Reform von 1892 bezeichnete es geradezu als einen Fehler der früheren Einrichtungen, daß der Gedanke an die fähigen Schüler — welche Aussicht haben, eine Vollanstalt mit Erfolg durchzumachen — den Charakter der höheren Schulen bestimmt habe; statt dessen wurde nun die Rücksicht auf die Mäßigbegabten zur allgemeinen Richtschnur gemacht. Ein solches System mußte dahin wirken, die Tätigkeit der Lehrer zu geringerer Art herabzudrücken; und davon hatte natürlich doch wieder die lernende Jugend den Schaden.

Wenn in dieser Weise der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Schule leider gelockert ist, so besteht er doch noch immer und kann jederzeit neu befestigt werden. Auf ihm aber beruht die selbständigere Stellung, die, im Vergleich zu den eigentlichen Beamten, die Lehrer höherer Schulen dem Staate gegenüber einnehmen. Zum Ruhme unserer Unterrichtsverwaltung darf gesagt werden, daß sie aus den Kreisen der Männer, die unter ihr wirken, eine viel freiere Kritik duldet und zu verwerten weiß, als dies in den meisten anderen Zweigen öffentlicher Tätigkeit, z. B. im Baufache, für denkbar gehalten wird. Freilich hat die Zentralisation des höheren Schulwesens im Laufe der letzten dreißig Jahre zugenommen; doch diese Entwicklung hat, indem sie den Einfluß der Provinzialbehörden beschränkte und ihre Wirksamkeit mehr und mehr zu einer formellen machte, auch wieder dazu beigetragen, die einzelnen Schulen von unmittelbarer Oberleitung zu lösen. Über manche einengende Vorschriften wird mit Recht geklagt. So ist die Einführung von Schulbüchern seit 1892 mit strengeren Vorsichtsmaßregeln umgeben als früher, und dadurch die Erprobung neuer Gedanken im Unterrichte fühlbar erschwert. Aber Einschränkung und Starrheit auf diesem Gebiete würden erheblich stärker sein, wenn das Ministerium den Vorschlägen hätte nachgeben wollen, die gelegentlich aus der Mitte des Lehrerstandes selbst gemacht worden sind. Das ist ja überhaupt eine seltsame Erscheinung, daß das Verlangen nach genauer Regelung unserer gesamten Tätigkeit bei vielen Lehrern dringender ist, als an leitender Stelle sogar gewünscht wird. Auch diese Tatsache, auf deren ernste Bedeutung Geheimrat Matthias mit wohltuendem Freimut wiederholt hingewiesen hat, läßt auf jenes gesteigerte Beamtenbewußtsein schließen, dem wir entgegentreten möchten.

Derselben Gesinnung verdankt die oft gehörte Klage ihren Ursprung, daß es nicht genug Stellen in der höheren Verwaltung gebe, in die ein Lehrer aufrücken könne, womit sich in der Regel die Forderung verbindet, daß dergleichen geschaffen werden müßten. Der Arbeit, die wir an der Jugend zu leisten haben, würde die Erfüllung dieses Wunsches schwerlich zum Segen gereichen. Je mehr in der Verwaltung die Fachmänner Einfluß gewinnen, desto näher liegt die Gefahr, daß auch im Technischen zu viel regiert werde und daß die freie Bewegung der Lehrer, in der doch das eigentliche Leben der Schule sich betätigt, Einbuße erleide. Die einzelnen aber, die dorthin übergehen, werden eben dadurch ihrem wahren Beruf — aus der Wissenschaft zu schöpfen, Menschen zu bilden — entzogen. So ist es ja überall: der Baumeister, der Oberförster, der Geistliche,

auch der Richter, der „Karriere macht", hört damit fast immer auf, das auszuüben, worin er seine Lust und seine Stärke hat; und so muß es natürlich in einigen Fällen auch bei uns sein. Aber nach einer Vermehrung der Gelegenheiten zu streben, haben wir wahrlich keine Ursache. An führenden Männern hat es dem Lehrerstande nie gefehlt; Moriz Seyffert und Laas, Schellbach und Reidt, Karl Peter und der Stuttgarter Dillmann sind es gewesen, nicht obgleich sondern weil sie keine hohen Posten im Staatsdienste bekleideten. Denn so konnten sie ihre schöne Kraft im Verkehr mit der Jugend frisch erhalten und waren nicht genötigt, sich in Geschäften aufzureiben, für die nun doch einmal der gelernte Verwaltungsbeamte geeigneter ist, weil er mehr äußeres Geschick und weniger innere Teilnahme dazu mitbringt.

Die entgegengesetzte Auffassung sollte am wenigsten damit begründet werden, daß durch Verbesserung der Aussichten auf eine höhere Laufbahn öfter als bisher ein „junger Mann aus gutem Hause" angelockt werden würde, sich dem Lehrfache zu widmen. Es schadet gar nichts, wenn bei der Wahl dieses Berufes der unscheinbare Vorzug der eigenen Befriedigung schwerer ins Gewicht fällt als Ehre und Ansehen, die zu erlangen sind. Auch so ist der Nachwuchs, der uns kommt, mannigfaltig genug. Und wenn dabei solche Familien, für deren Söhne das Universitätsstudium an sich ein Aufsteigen zu bevorzugter Lebenshaltung bedeutet, stärker vertreten sind als in anderen Berufszweigen, so mag das gesellschaftlich unter Umständen einmal unbequem werden; im Grunde aber ist auch dies ein Gewinn. Denn unter standesgemäßen Formen des Auftretens werden leicht auch standesgemäße, also konventionelle Anschauungen überliefert; und mit solchen verträgt sich nicht gut eine unbefangene und selbständige Auffassung der Lebensprobleme. Deren aber bedarf ein Stand, dessen Aufgabe es ist, ein künftiges Geschlecht heranzubilden, nicht die Geschäfte des lebenden zu besorgen. Deshalb ist es ihm heilsam, immer wieder aus unberührtem Nährboden Kraft zu ziehen und sich aus der Volkstiefe zu ergänzen. Das gern gemißbrauchte Wort, daß den Erziehern der Jugend die Zukunft gehöre, ist freilich nicht so zu verstehen, daß die Zukunft eine Zeit sei, in der unser Ruhm glänzen werde; wohl aber ist sie das Gebiet, aus dem wir — unabhängig von amtlichen Vorschriften — die Ziele und Maßstäbe unseres Schaffens holen. Auch aus diesem Grunde ist der Lehrer etwas anderes als ein Beamter des Staates; denn die tiefsten Fragen der Erziehung und Bildung führen über den Entwicklungsstand hinaus, den der Staat, von Natur ein Hüter des Bestehenden, mit seinen Anordnungen zu beherrschen vermag.

Gewiß wird eine vorausschauende Unterrichtsverwaltung auch die Arbeit an jenen Fragen zu schätzen wissen und dadurch zu fördern suchen, daß sie die äußeren Bedingungen, unter denen die Arbeit getan wird, immer günstiger gestaltet. Jeder Fortschritt in dieser Richtung ist willkommen zu heißen; denn eine reichlichere Ausstattung des äußeren Daseins kommt mittelbar auch der Freiheit der geistigen Entwicklung, dem Umfang der Weltbetrachtung und Weltkenntnis zu gute. Und dabei möge der Lehrerstand auch künftig die guten Absichten, die an maßgebender Stelle vorausgesetzt werden dürfen, durch eigenes entschlossenes Eintreten für seine Interessen unterstützen. Den Gedanken aber sollte man aufgeben, daß es gelingen könnte, zwischen dem inneren Wert unserer Berufstätigkeit und der äußeren Ehre, die ihr von Amts wegen zu teil wird, ein Gleichgewicht herzustellen. Hier handelt es sich wirklich um inkommensurable Größen. Je mehr der Staat uns zu Beamten werden ließe, desto mehr müßte er verlangen, daß wir in seinem Namen und in seinem Sinne den Unterricht gäben; und damit würde aus dem freien, persönlichen Wirken des Lehrers und Erziehers die Seele hinausgetrieben werden. Hüten wir uns doch, ein Erstgeburtsrecht für ein Gericht Linsen zu verkaufen! Es wird ja auch unter uns Leute geben, die für das Ansehen bei ihrer Umgebung und die eigene Zufriedenheit auf das Maß dessen angewiesen sind, was Staat und Gesellschaft ihnen zugestehen und verbriefen. Aber das ist doch wahrlich nicht die Sinnesart, die den Ton angeben sollte. Möchte dagegen immer mehr die Zahl der Lehrer wachsen, die zu vornehm sind, den Stolz ihres Lebens in Dingen zu suchen, die in einem militärisch und juristisch organisierten Staate notwendig andere vor uns voraus haben, ihn vielmehr da finden, wo unsre Stärke liegt oder liegen kann: in der Frische geistigen Lebens und im selbständigen Anteil an den Gedanken, welche die Entwicklung der Menschheit bestimmen.

Kraft und Sehnsucht.

Von

Prinz E. von Schönaich-Carolath.

Mein ist ein altes Bibelblatt
Drauf Zitterhand geschrieben hat:
Rote Rosen pflückt der Wind,
Erste Liebe — o weh mein Kind.

Der starke Mann, deß Lebenskraft
Sich und den Seinen Brot verschafft,
Der zielbewußt, mit Schwielenhand,
Das Eisen glüht dem Vaterland,
Vernimmt den Spruch mit Lachen:
Zum Kehricht mit dem Schwachen!
Was nicht im Leben kernhaft steht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht,
Nur der Erfolg voll Klang und Schlag
Schafft Recht auf Lohn und Feiertag,
Wollt ich um Nichterfülltes trauern
Mög mir der Trunk im Glas versauern.

Mein Freund, es gibt ein Lebensgrün,
Das wächst nicht bei der Esse Sprühn;
Es walten über dem Arbeitstag
Viel Kräfte, davon dir kaum träumen mag,
Geheimnisvoll entrückt der Zeit,
Von Gott zu heimlichem Dienste geweiht.
Es zog für deinen Lebenssieg
Vielleicht ein Anderer in den Krieg,
Ein Anderer, der nicht wiederkam
Und dessen Weib verstarb im Gram.
Um Deinen Hammer, der gleißt und vollbringt,
Ein feiner Lebenszugwind singt
Das leise mahnende Vermerken
Von fremden zersprungenen Lebenswerken;
Es halfen, dir Siegendem, zum Vollbrachten
Oft fremde, verlorene Lebensschlachten.
Den Hammerkeil, den Eisenklopfer,
Hebt nur des Holzscheits Funkenopfer;
Es kann kein Werk durch Kraft bestehn,
Die Sehnsucht muß im Bunde gehn.

Die Heimatkunst voll Glanz und Ruß,
Verschmäht sie Höhenreisen
Bleibt fehlgeglühtes Eisen,
Verzischend im Eimerguß.
Gilt nur die Kraft als Zukunftswert
Und sinken der Sehnsucht Flammen,
Bricht unrettbar am Arbeitsherd
Das stärkste Volk zusammen.

Um uns, nach Gottes Ratschluß ruht
Des Unerfüllten Segensgut.
Das Walten ist's des Ungebornen
Des Unerreichten, früh Verlornen;
Das zieht im Silbersichelschnitt
Durch unsre Blumengärten mit,
Es blitzt in unseren Weingeländen
Manch Winzermesser aus Schattenhänden,
Es banden unsre goldnen Garben
Getreue Helfer, die früh verstarben,
Fern über den Strömen, darauf wir schwimmen,
Viel bunte, zitternde Lichtlein glimmen,
Das sind die sehnenden Heimatsgedanken
Der Herzen, die früh im Strom ertranken.
Des Unerfüllten tiefe Macht
Hält über unserm Liebsten Wacht,
Um unsrer Kinder Haupt und Leben
Beschirmend gute Geister schweben
Von Menschen, die einst in fremden Landen
Gestorben sind und das Glück nicht fanden.
So nimmt an unsern Gütern Teil
Ein hütendes, ein fremdes Heil.
Es eilt ein Glück, das sich verlor,
Das unerfüllt, zu Gott empor,
Und neugeboren steigt es nieder
Uns Herz, in heiligem Kehrwieder.
So schließt der Sehnsucht Strahlenschwinge
Um Gott und uns die goldnen Ringe,
Hoch über dem Leben sollst du hören
Ein fernes Brausen von Engelchören —

Rote Rosen, junges Grün
Pflückt der Sturm dem Auferblühn.
Kraft auf Erden, kündet Krieg,
Braust um Türme, ruft zum Sterben;
Über Schutt und Lebensscherben
Leuchtet Sehnsucht uns zum Sieg.

Friedrich der Große und seine neueste Biographie.

Von

Otto Hintze.

König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Zwei Bände, Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger (1. Bd. 2. Aufl. 1902, 2. Bd. 1903 Bibliothek deutscher Geschichte.)

Friedrich der Große hat zu allen Zeiten ein doppeltes Interesse erregt: als Mensch und als König. Der Philosoph von Sanssouci, der gekrönte Schriftsteller und Poet, der große Staats- und Kriegsmann war seinen Zeitgenossen, gerade auch in Deutschland, eine vertraute Gestalt, nicht weil er der König von Preußen, sondern weil er ein großer Mensch war. Auch der Ruhm seiner Kriegstaten, die heroische Größe seines ungeheuren Weltkampfes wirkte im Kontrast mit der schlichten Einfachheit seiner Person zunächst rein menschlich und mehr literarisch als politisch befruchtend. Sammlungen von Anekdoten traten bald nach seinem Tode ans Licht — ein Niederschlag des dichtenden Volksgeistes, der sich seinen Helden gemütlich zurechtmachte, ihn in das Helldunkel der Legende hineinstellte, wo die charakteristischen Züge in grotesker Wirkung hervortraten. Wie tausend Jahre vorher um Karl den Großen, so wob auch um diese große Herrschergestalt — selbst in den aufgeklärten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts — die Sage ihren Schleier: — das untrügliche Zeichen eines Eindruckes auf die Volksmassen, wie ihn nur der Genius hervorbringt. Goethe spricht wohl eine unter den Gebildeten der Nation und insbesondere unter der akademischen Jugend weit verbreitete Stimmung aus, wenn er im Hinblick auf seine Leipziger Studentenjahre sagt: „Und blickten wir nach Norden, so strahlte von da Friedrich, der Polarstern, um den sich eine Welt zu bewegen schien, er selber ruhig und unbewegt an seiner Stelle."

Das war eine rein menschliche Verehrung, in die sich nur ein leiser Zug patriotischen Stolzes und sicher gar keine Vorliebe für Preußen mischte. „Wir waren Fritzisch gesinnt", heißt es in Dichtung und Wahrheit von der Stimmung in Frankfurt. „Was ging uns Preußen an!"

Wir stehen heute doch auf einem etwas anderen Standpunkt. Für uns ist Friedrich doch vor allem der König von Preußen, der Begründer der Weltstellung seines Staates; wir wissen, daß in diesem historischen Beruf, in dem Pflichtbewußtsein des Königsamtes seine Persönlichkeit erst ihre Vollendung fand, daß hier der Schlüssel zu ihrem Verständnis zu suchen ist.

Und nicht bloß um das Verständnis seiner Persönlichkeit ist es uns zu tun. Wir können heute gar nicht mehr den König von seinem Staate trennen. Er steht uns vor Augen als der königliche Feldherr, der den Ruhm der preußischen Waffen gegründet hat, als der kühne Politiker, der seinem Staate den Ehrgeiz der Macht eingeimpft und die Bahn der Größe gewiesen hat, als der sorgende Volkswirt, der sein Volk wirtschaftlich erzogen und selbständig gemacht hat, kurz, als der Begründer der Großmachtstellung Preußens. Ein Stück von seinem persönlichen Wesen ist in Blut und Säfte unseres Staatskörpers übergegangen. Er ist der Repräsentant des spezifischen Preußentums, und darum ist er eine lebendige Macht noch in unseren Tagen.

Nicht alle Zeiten haben die politische Bedeutung Friedrichs gleichmäßig gewürdigt. Das Urteil über ihn hat, im Inland wie im Ausland, geschwankt nach den politischen Konjunkturen und nach der Haltung, die sein Staat unter den Mächten einnahm. Die Epochen in der Weltstellung Preußens sind auch Epochen für das historische Urteil über Friedrich den Großen geworden.

Es ist begreiflich, daß zur Zeit des Königs selbst oder unmittelbar nach seinem Tode eine historisch-politische Würdigung seiner Regierung in Preußen selbst noch nicht versucht worden ist. Dazu fehlte durchaus die Freiheit gegenüber dem Objekt des Urteils und die politische Bildung des Publikums wie der Schriftsteller. Die ganze Literatur, die damals über ihn entstand, trägt einen halb anekdotenhaften Charakter. Man suchte sich den König „Friedrich den Einzigen," wie man ihn damals mit Vorliebe nannte, in seinem persönlichen Wesen, in seinem äußeren Tun und Lassen vor Augen zu stellen, und es störte die Verehrer Friedrichs nicht allzu sehr, wenn literarische Verleumdung, namentlich vom Auslande her, das Privatleben des Königs zum Gegenstand boshaften und pikanten Klatsches machte. Seine Feldzüge gaben den Militärs der ganzen Welt ein unerschöpfliches Studienobjekt; aber die erste kritische Stimme über ihn, die weithin Widerhall fand, galt seiner inneren Regierung. Es ist das Werk des Grafen Mirabeau über die Preußische Monarchie, das bei aller persönlichen Verehrung des Verfassers vor dem großen König doch über seine

merkantilistische Wirtschaftspolitik und sein ganzes Regierungssystem vom Standpunkt der physiokratischen Doktrin aus ein vernichtendes Urteil aussprach. Ein Vertreter der neuen Ideen über Staat und Gesellschaft, über Verwaltung und Volkswirtschaft trat dem Praktiker des alten Systems gegenüber. Das Buch erschien zwei Jahre nach Friedrichs Tode, ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Es eröffnete für Preußen die große geistige Umwälzung, die sich in den nächsten Jahrzehnten vollzog. Die öffentliche Meinung war bald geneigt, Friedrich den Großen, den Absolutisten und Merkantilisten, zu dem alten Eisen zu werfen. Aber noch andere, realere Vorgänge minderten seinen Ruhm. Als Feldherr hatte er den Zeitgenossen und noch der nächsten Generation als unübertroffen, ja fast als unerreicht gegolten. Mit dem General Bonaparte erschien nun ein neuer militärischer Genius; eine neue Art der Kriegführung von überwältigender Kraft, vor der die Taten des siebenjährigen Krieges in den Schatten traten. Die Armee Friedrichs des Großen hatte noch bis an die Schwelle des neuen Jahrhunderts als die beste Europas, als unüberwindlich gegolten: in der Schlacht bei Jena unterlag sie dem Ungestüm der napoleonischen Kolonnen — eine Revanche für Roßbach, die allen Ruhm der fridericianischen Waffen auslöschte. Und mit der Armee brach auch der Staat Friedrichs rasch und ruhmlos zusammen.

Eben in den Tagen von Jena befand sich in Berlin ein Schweizer Gelehrter, Johannes Müller, der gefeiertste deutsche Historiker jener Zeit, einer der Sterne jener geistreichen Salons, in denen Rahel Levin und Prinz Louis Ferdinand verkehrten. Er war nach Berlin berufen worden, um die Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Im Jahre 1807 hat er vor einer Versammlung, in der sich die Spitzen der französischen Militär- und Zivilbehörden befanden, einen französischen Vortrag über Friedrich den Großen gehalten, der mit Komplimenten für die Eroberer reichlich gespickt war. Dabei ist es geblieben. Die Zeit war nicht dazu angetan, eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Und auch als das französische Joch abgeschüttelt wurde, als Preußen wieder sich selbst gehörte, ist es noch nicht so bald dazu gekommen. Der Geist, der damals herrschte, gerade der der besten Patrioten, war dem Verständnis des großen Königs nicht günstig; ja er befand sich nach fast allen Richtungen in einem starken innerlichen Gegensatze zu ihm.

In dem Menschenalter vom Tode des Königs bis zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft hatte sich eine tiefgehende Wandlung in dem Gemüt seines Volkes vollzogen. Die deutsche Literatur, die in den letzten Jahren Friedrichs des Großen sich ihrem Höhepunkt genähert hatte, gegen

die er sich bis an sein Lebensende so abweisend und verständnislos verhalten hatte, sie war jetzt eine Macht im öffentlichen Leben geworden. Der Gegensatz zwischen Weimar und Berlin war überwunden. Schillers Dramen wurden auf der Berliner Hofbühne unter stürmischem Beifall aufgeführt, und in Goethes Faust fand ein preußischer Staatsmann wie Niebuhr sein weltliches Evangelium. Der Schwerpunkt des geistigen Lebens der Nation begann eben in diesen Jahren mehr und mehr nach Berlin herüberzurücken, das seit der Gründung der Universität ein Hauptsitz der romantischen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft wurde. Diese Tatsachen gehören nicht bloß der deutschen Literaturgeschichte an; sie sind eine wichtige Stufe in der nationalpolitischen Entwicklung unseres Volkes geworden. Der exklusive Geist des spezifischen partikularistischen Preußentums näherte sich dem deutsch-nationalen Geist mit seinem reichen Schatze an Ideen und Gemüt, mit seinen sittlichen und ästhetischen Idealen. Die militärisch-politische Zucht des Preußentums verband sich mit der deutschen Geistesbildung: auf dieser Verbindung beruhte die Zukunft Preußens und Deutschlands. Unter ihren ersten Repräsentanten sind Männer wie Fichte und Schleiermacher gewesen. Fichte pries die königliche Vollfreiheit des sittlichen Menschen und schuf eine nationale Ethik; Schleiermacher entdeckte in dem Gemüt wieder die Quelle der Religion, die die Aufklärer verschüttet hatten. Beide gründeten auf die hohen geistigen Güter der Nation einen Patriotismus, der nicht preußisch, sondern deutsch war.

Von alledem bedeutete das, was sich damals in dem Namen Friedrichs des Großen zusammenfaßte, ungefähr das Gegenteil. Seine aufgeklärte, aber immerhin despotische Regierungsweise vertrug sich nicht mit dem Ideal der freien sittlichen Selbstbestimmung des Individuums, wie sie die neue Bildung forderte. Sein religiöser Indifferentismus war der neuen Gläubigkeit, die in den Nöten und Stürmen der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege nicht erst erwachsen, aber wiederbelebt und erstarkt war, ein Stein des Anstoßes. Seine Vorliebe für französischen Geist und französische Bildung erschien wie ein Verrat am deutschen Wesen.

Es war eine merkwürdige Wandlung. Als Friedrichs Heer zum Jubel der deutschen Nation die Franzosen bei Roßbach schlug, da hatte der Einfluß französischer Bildung in Preußen den Zenith erreicht. Als Friedrichs Heer und Staat von den Franzosen zertrümmert wurde, da kamen in Preußen die Mächte der deutschen Bildung zum Durchbruch.

Niemand stellt uns vielleicht die patriotische Stimme der öffentlichen Meinung jener Zeit besser dar, als E. M. Arndt. Seine Aussprüche über Friedrich den Großen sind von W. Wiegand, dem Verfasser der besten

populären Biographie Friedrichs, in einer besonderen kleinen Schrift zusammengestellt worden, die das historische Urteil über den König durch den Wandel der Zeiten hindurch verfolgt. Ich erlaube mir daraus einige besonders charakteristische Stellen zu zitieren. „Für seine Zeit, schreibt Arndt, war Friedrich der König, der Held, der Weise, der Große und Einzige. Wir Teutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt; ja, keiner hat uns so sehr geschadet, nicht nur scheinbar, sondern wirklich." Durch Friedrich, führt er dann weiter aus, sei der politische Zwiespalt Deutschlands unheilbar, die Ehrfurcht vor Kaiser und Reich für immer zerstört worden. Was er an die Stelle davon setzte, die preußische Monarchie, „war in Wirklichkeit nichts anderes, als der angestrengteste und despotischste Soldatenstaat, voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie". „Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was teutsch heißt und ist es noch", sagt Arndt (1804). Er schilt auf die preußische Polizeiaufsicht, die die kleinen Freuden und Freiheiten des Lebens verkümmere, die dem üppigen und gutmütig-fröhlichen Sinn der Teutschen zuwider sei. Wenn noch etwas Gemeinsames zwischen dem strengen spröden Norddeutschen und dem waidlichen Süddeutschen bestand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben. Nie ist an eine Begeisterung, an eine Teilnahme der deutschen Nation für diesen Staat zu denken gewesen. Nie hat auch Friedrich etwas für die deutsche Nation gefühlt. Es sei lächerlich, erklärt Arndt, ihm patriotisch-deutsche Ideen beilegen zu wollen. Ebenso patriotisch haben Richelieu und Louvois, Bonaparte und Talleyrand von Deutschland und deutscher Freiheit gedacht und gesprochen. „Gott hatte sein Herz von dem König gewendet", so klagt er 1813 in alttestamentlichem Prophetenton, „und es war verstockt und erblindet und erkannte nie die Treue, den Glauben und den Tiefsinn seines Volkes, sondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit. Daher ward sein Name Teutschland zum Verderben und sein Gedächtnis seinem Volke zur Trauer." . . . „Friedrich stand da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger, von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seiner Hölle. Er bildete sich ein, besser und größer zu sein, als seine Zeitgenossen und sie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Lichtführer und Freiheitsfürst zu sein." . . . „Aber verflucht ist, wer von seinem Volke lässet, und elendiglich gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat."

So erschien das Bild Friedrichs des Großen in jener denkwürdigen Zeit einem warmherzigen deutschen Patrioten, der freilich damals dem

preußischen Staate noch fremd und verständnislos gegenüberstand. Aber auch ein preußischer Staatsmann ersten Ranges, Arndts Herr und Meister, Stein, hat in der Tiefe seines Herzens wohl nicht sehr viel anders über Friedrich geurteilt. Der stolze Reichsfreiherr war einst in den preußischen Staatsdienst getreten, weil ihm in dem protestantischen Preußen die Zukunft Deutschlands zu liegen schien. Aber diese Zukunft erschien ihm nicht als die Vorherrschaft Preußens in Deutschland unter Herausdrängung Österreichs, sondern als eine nationale Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches auf föderativer Grundlage unter der altgewohnten Führung des Hauses Österreich, dessen Übergriffe gegen die deutsche Freiheit durch Preußen abgewehrt werden sollten, wie es gelegentlich der Josefinischen Pläne bereits geschehen war. Sein Ideal war also, wie wir es heute ausdrücken würden, das großdeutsche, im Gegensatz zu dem kleindeutschen, das 1866 und 71 zur Verwirklichung gelangt ist. Dazu kam der Unterschied der ganzen Geistesrichtung. Friedrichs religiöser Skeptizismus, seine Vorliebe für französische Bildung standen in schroffem Gegensatze zu Steins tiefer Gläubigkeit, zu seiner Begeisterung für deutsche Art und Sitte. Und auch auf rein politischem Gebiet war er geneigt, Friedrich den Großen in gewissem Sinne für den Zusammenbruch von 1806 verantwortlich zu machen. Er warf ihm vor, daß er keinen Staatsrat geschaffen habe, in dem der Schwerpunkt der Staatsgeschäfte gelegen hätte, daß er die autokratische, persönliche Regierungsweise aus dem Kabinett bloß sich selbst auf den Leib zugeschnitten habe, ohne an die schwächeren Nachfolger zu denken, daß er das ständische Leben in den Provinzen und damit das Interesse der Bürger am Staat ganz habe verkümmern lassen, statt es zu frischem Leben zu erwecken und es zu zeitgemäßen politischen Bildungen umzuformen. Sein politisches Ideal, wie es sich allerdings nur in der Städteordnung verwirklicht hat, die freie Teilnahme der Bürger am Staat, war der gerade Gegensatz zu dem aufgeklärten Despotismus Friedrichs des Großen, der alles für das Volk, aber nichts durch das Volk tun wollte. Dem preußischen Junkertum der Ostprovinzen, diesem militärischen Landadel, in dem Friedrich die Hauptstütze seiner Monarchie gesehen hatte, stand Stein, der Rheinländer, der Reichsritter, mit unverhohlener Abneigung gegenüber; aber sein im Grunde aristokratischer Sinn und sein praktischer Verstand bewahrten ihn dann doch vor dem Versuch, diese Grundlage des preußischen Staatslebens zu zerstören. Hardenberg ist darin weiter gegangen. Er, der sonst den fridericianischen Traditionen weit näher steht als Stein, wurde für eine Zeitlang der

eifrigste Gegner dieser militärisch-agrarischen Aristokratie; und die von dem gebildeten Bürgertum beherrschte öffentliche Meinung stand dabei auf seiner Seite: war es doch damals eine allgemeine Überzeugung in diesen Kreisen, daß das Junkertum die Niederlage von Jena verschuldet habe. Aber der Staatskanzler hat in diesem Kampfe keinen vollen und unzweifelhaften Sieg davongetragen. Der Geist dieser Klasse dominierte auch weiterhin in der Armee; er blieb der zähe Hüter friderizianischer Traditionen in Staat und Gesellschaft; er erwies sich in dem Sturmjahr von 1848 als die stärkste Stütze des Thrones; und auf die Finkenstein und Marwitz, die Führer der Opposition, die der Staatskanzler 1812 nach Spandau bringen ließ, folgten späterhin Männer, die wieder an leitender Stelle standen, wie Manteuffel und Bismarck.

Für die Geschichte Friedrichs des Großen ist das Zeitalter der Befreiungskriege noch alledem eine unfruchtbare Epoche gewesen. Die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, die 1810 im Druck erschienen, ließen das Jugendleben und die Charakterentwicklung Friedrichs und den ganzen Hof Friedrich Wilhelms des Ersten in einem verzerrten Bilde erscheinen. Malcontente jüngere Offiziere aus dem Kreise des Prinzen Heinrich beherrschten mit ihrer übelwollenden Kritik der Kriegführung des Königs fast ganz die Auffassung der Militärs; das ältere Generalstabswerk über die Geschichte des siebenjährigen Krieges, das seit dem Jahre 1824 erschien, trägt noch deutliche Spuren davon. Das Zivilbeamtentum stand unter der Herrschaft der liberalen Smithschen Ideen, und die literarischen Erzeugnisse aus diesen Kreisen, wie Dohms Denkwürdigkeiten, behandelten das Regierungssystem des Königs fast wie einen bedauerlichen, glücklich überwundenen Irrtum.

Die reaktionäre Wendung, die in der inneren Politik Preußens seit den zwanziger Jahren hervortrat, die Abkehr von den nationalen und liberalen Ideen der Reformzeit, kam dem Andenken Friedrichs des Großen zu gute. Das alte Preußentum wurde wieder ein Gegenstand von patriotischem Interesse, und an der Figur Friedrichs rankten sich die spezifisch preußischen Traditionen wieder empor. Der Minister von Beyme, der vielgescholtene Kabinetsrat des ancien régime, der Gegner Steins und Hardenbergs, gab einem wohlmeinenden Dilettanten und fleißigen Sammler, dem Professor Preuß, die Anregung dazu, eine ausführliche Lebensgeschichte des Königs zu schreiben, die 1832 bis 34 erschien. Es ist ein formloses altfränkisches Buch, ohne jedes künstlerische Verdienst, ohne eine große historische Auffassung, ohne politisches Ver-

ständnis und Urteil, aber ausgezeichnet durch eine Fülle wertvollsten Materials, die es noch heute für den Forscher unentbehrlich macht. Auf diesem Buche hat bis in die neuste Zeit in der Hauptsache beruht, was man von Friedrich dem Großen wußte.

An diese Lebensgeschichte schloß sich dann seit 1846 die große akademische Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand, wozu Adolf Menzel, der künstlerische Schöpfer des Friedrich-Typus, den Buchschmuck der Prachtausgabe lieferte. Die Anregung dazu war von der Säkularfeier des Jahres 1840 ausgegangen, der wir auch das Reiterstandbild des Königs unter den Linden, das Meisterwerk Christian Rauchs, verdanken.

Auch im Auslande, namentlich in England, hatte man in dieser Zeit der Gestalt Friedrichs des Großen ein erhöhtes Interesse zugewandt; aber von der Literatur, die hier entstand, verdient eigentlich nur das Werk Carlyles Erwähnung. Der Essay Macaulays von 1842 ist nicht eben originell und bedeutend; nationale Voreingenommenheit und doktrinäre Parteigesinnung haben den Verfasser an einem tieferen Verständnis der historischen Persönlichkeit Friedrichs verhindert. Weit tiefer dringt Thomas Carlyle. Sein Werk ist die erste große künstlerisch angelegte Biographie Friedrichs. In dem Tatsächlichen beruht sie im wesentlichen auf den Arbeiten von Preuß und einigen zeitgenössischen Darstellungen, in der Auffassung und Darstellung ist sie höchst originell, freilich auch voll seltsamer subjektiver Zutaten und von übermäßiger Breite. Carlyle sieht in den großen genialen Menschen, den „Heroen", den eigentlichen Gegenstand historischen Studiums. Er sucht nach den echten und ursprünglichen Naturen in der Geschichte wie im Leben, nach den Persönlichkeiten, die in dem ewigen Grunde der Dinge wurzeln und darum dauernden Wert behalten. In Friedrich glaubte er eine solche ursprüngliche und echte Natur gefunden zu haben, den letzten wahren Vertreter des alten Königtums, das die konstitutionelle Ära beseitigt hat. Er faßt ihn im Gegensatz zur französischen Revolution, in der er den großen Bankrott der europäischen Kulturwelt sieht, ja im Gegensatz zu seinem ganzen aufgeklärten Jahrhundert, dessen Nichtsnutzigkeit ihm eine ausgemachte Sache ist. Was ihn anzog, war doch nur eine Seite in Friedrichs Wesen: sein Wirklichkeitssinn, sein Pflichtgefühl, seine heroische Ausdauer, der patriarchalische Zug in seiner Regierung — man könnte sagen: das Deutsche und das Protestantische in ihm. Für seinen Skeptizismus, für seine religiöse Gleichgültigkeit hat dieser mystische Enthusiast kein rechtes Verständnis. Das Wesen des Preußentums ist ihm schwerlich völlig aufgegangen und sicher nicht sympathisch gewesen; vielleicht hat

gerade dessen zeitgeschichtliche Entfaltung seit 1864 ihm auch die früheren Sympathien für seinen Helden geraubt: in dem späteren Büchlein von Heldentum und Heldenverehrung hat Friedrich der Große keinen Platz mehr gefunden.

Der letzte Band von Carlyles Werk erschien 1865, an der Schwelle einer neuen Epoche, die mit der Stellung Preußens auch das politische Urteil über Friedrich den Großen von Grund aus verändert hat. Zum erstenmal seit den Tagen des Großen Königs hat Preußen damals wieder eine kühne, rücksichtslose Machtpolitik großen Stils getrieben, wie sie dem innersten Wesen dieses Staates entsprach. Bis dahin hatte es geschienen, als ob der Name Friedrichs nicht eine Epoche, sondern nur eine Episode in der preußischen Geschichte bedeute. Erst Bismarck ist wieder in die Bahnen eingelenkt, die Friedrich der Große seinem Staate gewiesen hatte. Er hat es verstanden, den Ehrgeiz der Macht in der preußischen Politik wieder zu erwecken; er hat damit die fridericianischen Traditionen wieder lebendig gemacht. Aber er hat zugleich auch die deutschnationalen Bestrebungen, die sich seit den Befreiungskriegen immer mächtiger und immer verworrener geregt hatten, zu der unter den gegebenen Umständen politisch einzig möglichen Verwirklichung geführt. Bismarck hatte sozusagen zwei Seelen in seiner Brust: eine preußisch-aristokratische und eine deutsch-liberale. In einer merkwürdigen Ansprache, die er einmal Ende der siebziger Jahre in Stuttgart an eine Deputation württembergischer Schulmänner hielt, hat er es ausgesprochen, daß seine politischen Überzeugungen und Bestrebungen diesen doppelten Ursprung hätten: von der Berliner Schule habe er die liberalen, freigeistigen und revolutionären Ideen mitgebracht, die sich damals, anfangs der dreißiger Jahre, mit den nationalen Bestrebungen gewöhnlich verbanden; als den anderen Faktor seines politischen Charakters bezeichnet er den Geist, der im preußischen Offizierskorps herrschte; er meint, das sei im wesentlichen derselbe Geist, wie der, welcher unter dem Landadel der östlichen Provinzen allgemein verbreitet war. Das sind die beiden Wurzeln der Bismarckschen Politik; sie sind entsprungen auf dem Boden der beiden großen Epochen preußischer Geschichte, die vor ihm lagen: jene erst erwähnte nationale und liberale Strömung ist die geistige Erbschaft des Zeitalters der Befreiungskriege und der Stein-Hardenbergschen Reformen; die andere aber ist die preußische Staatsgesinnung des märkischen Junkertums, wie sie aus den heroischen Zeiten Friedrichs des Großen stammt, mit ihrem trotzigen Selbstvertrauen und mit ihrem Glauben an die Zukunft Preußens.

Bismarck ist eine ganz andere Persönlichkeit wie Friedrich der Große; aber der Charakter ihrer Politik nach außen und innen weist merkwürdige Ähnlichkeiten auf: dieselbe realistische Staatsraison, dasselbe Macht- und Vergrößerungsstreben, eine politische Haltung vor den großen Entscheidungen, die zu einer ganz ähnlichen historisch-politischen Kontroverse über den Ursprung der Kriege von 1756 und 1870 geführt hat; und im Innern das Bemühen, bei entschiedener Vorliebe für die konservativ-aristokratischen Elemente, alle Gesellschaftsklassen und Parteien gleichmäßig zum Dienst des Staates heranzuziehen und zur Förderung seiner Politik zu benutzen; ferner die Tendenz zum Schutz der einheimischen Arbeit, zu staatssozialistischer Fürsorge, zur Entwicklung des Wirtschaftslebens mit Hülfe des Staates, aber auch zur Stärkung der Staatsmacht durch Monopolisierung großer Verkehrs- und Wirtschaftszweige, wie es die Verstaatlichung der Eisenbahnen und das Projekt des Tabaksmonopols war. In allen diesen Punkten tritt die Bismarcksche Ära ebensosehr in Gegensatz zu der vorangegangenen Periode des Staatslebens, wie sie sich den fridericianischen Bestrebungen nähert. Die Erklärung dieses auf den ersten Blick fast befremdlichen Parallelismus wird darin zu suchen sein, daß in beiden Fällen eine staatliche Machtpolitik großen Stils das gesamte Staats- und Gesellschaftsleben beherrscht.

Erst eine Generation, die die Impulse eines solchen politischen Machtaufschwunges erfahren hatte, ist fähig gewesen, die große Vergangenheit und ihren Helden recht zu würdigen. Die Erscheinung Bismarcks hat viele Historiker erst wieder zu der Überzeugung geführt, daß der Gang der Geschichte doch nicht bloß von der Wandlung der Ideen oder von den Veränderungen im wirtschaftlichen und sozialen Leben abhängt, sondern daß an den großen Wendepunkten in der Geschichte immer eine heroische Menschenkraft dazu gehört, die Ideen zu begrenzen und zu verwirklichen, die Bedürfnisse, die aus der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung entspringen, zu erkennen und zu befriedigen, aus dem Chaos der Möglichkeiten, das im organischen Wuchern der Volkskräfte entsteht, das herauszugreifen, was sich zu wirklichem Leben gestalten läßt.

Allerdings hatte Ranke schon früher in großen Zügen ein Bild von der Entstehung der preußischen Großmacht entworfen, in dem noch nichts von dem Hauche der Bismarckschen Zeit zu spüren ist; mit bewährter Meisterschaft, in kühler Objektivität, hatte er die vaterländische Geschichte in den großen Zusammenhang der Weltverhältnisse eingefügt. Seine Darstellung mündet in das fridericianische Zeitalter, aber sie erschöpft es nicht; sein kurzer Lebensabriß Friedrichs des Großen ist noch keine

Biographie großen Stils. Auch Droysens großangelegtes Werk über die Geschichte der preußischen Politik ist nur bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges gelangt, zuletzt in unübersichtlicher Breite zerfließend. Hier haben die Impulse der neuen Zeit, teilweis den Ereignissen voraneilend, schon kräftig eingewirkt; aber die Neigung des Verfassers, den deutschen Beruf Preußens aus der Geschichte nachzuweisen, die Idee der preußischen Politik als eine konstante geistig-sittliche Kraft durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, dazu die bewußte Einseitigkeit der Archivbenutzung, die sich lediglich auf die preußischen Staatsakten beschränkt, hat Perspektive und Beleuchtung des Bildes nicht eben zu Gunsten realistischer Treue beeinflußt. Es war schwer in den Tagen des Kampfes um die preußisch-deutsche Frage, die Einwirkung patriotischer Wünsche und Parteiideale auf die Geschichtsschreibung zu vermeiden, zumal auch die großdeutschen Gegner sich rührten und die Figur Friedrichs des Großen zu einem Kampfobjekt der politischen Parteien wurde. Onno Klopp, der welfische Historiker, hat vom großdeutschen Standpunkt aus eine Charakteristik Friedrichs des Großen entworfen, die mehr ein politisches Pamphlet als eine historische Würdigung ist; mit dem Scharfblick des Hasses griff sie in der Person des großen Königs das spezifische Preußentum als den „Fridericianismus" an.

Die Gegensätze, welche die Politik beherrschten, reflektierten sich in der Geschichtsschreibung. Wie in dem großdeutsch-österreichischen Lager, so wurde auch in Frankreich, namentlich seit 1870 der fridericianische Geist nicht ohne politische Vorurteile aufgefaßt und beurteilt. Man wollte etwas Dämonisches, ja Satanisches in dem Begründer der preußischen Großmacht erblicken; und der literarische Reiz, ein historisches Charakterbild in diesem Stile zu entwerfen, verband sich mit der politischen Abneigung, mit dem Haß gegen das Preußentum, zu einer Tendenz, die noch gegenwärtig fortwirkt. Eine so achtbare Leistung die Anfänge einer Geschichte Friedrichs des Großen, die Professor Lavisse bisher veröffentlicht hat, auch sein mögen, man hat dabei doch etwas von dem Gefühl, als wenn ein pathologischer Anatom bei einer interessanten Sektion darauf ausgeht, Abnormitäten aufzuweisen und zu erklären.

Auch unter den wirtschaftlich-sozialen Parteien im eigenen Volke ist der Kampf um das Andenken Friedrichs des Großen entbrannt. Schmoller hat mit seinen eindringenden Aktenforschungen und mit einem an den Erscheinungen der Gegenwart geübten Blick die fridericianische Wirtschaftspolitik aus der falschen und ungünstigen Beleuchtung der liberalen Doktrinäre herausgerückt und sie in ein ganz neues Licht gestellt,

während Manchestermänner wie Karl Braun fortfuhren, die freihändlerischen Dogmen und die Autorität der Männer des Zollvereins ebenso gegen den Schatten Friedrichs des Großen wie gegen die lebendige Wirklichkeit der Bismarckschen Wirtschaftspolitik zu zitieren.

In diesem Kampf der Meinungen war eine urkundliche Grundlage für die Geschichte Friedrichs des Großen ein doppeltes Bedürfnis. Die Öffnung der staatlichen Archive gab die Möglichkeit dazu. Erst seit auf Anregung Droysens und Duncker die Akademie der Wissenschaften begonnen hat (1879), die Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen herauszugeben, die gegenwärtig in 27 Bänden bis zum Jahre 1768 geführt ist, seit dann in einer anderen großen akademischen Publikation, die unter dem Titel Acta Borussica erscheint, eine aktenmäßige Darstellung der inneren Verwaltung Preußens im achtzehnten Jahrhundert in Angriff genommen worden ist, seit der Große Generalstab eine neue Bearbeitung der Kriege Friedrichs des Großen unternommen hat — erst seit diesen neuen wissenschaftlichen Unternehmungen, die alle der Bismarckschen Epoche angehören, ist es möglich, ein Bild von dem Wesen und Wirken des großen Königs zu gewinnen, das sich auf ein reiches und authentisches Quellenmaterial gründet. Teils auf Grund dieser Publikationen, teils ihnen zur Seite gehend, aber alle diese Studien umfassend und verwertend, ist in dem letzten Jahrzehnt eine neue große Biographie des Königs ans Licht getreten, deren Verfasser, Reinhold Koser, der frühere Professor in Bonn und jetzige Generaldirektor der Staatsarchive, schon längst als der vorzüglichste Kenner fridericianischer Geschichte bekannt ist. Die Vollendung dieses monumentalen Werkes, die erst vor kurzem erfolgt ist, hat die Veranlassung zu diesen Zeilen gegeben. Erst jetzt haben wir eine Biographie Friedrichs des Großen, die seines Namens würdig ist und die gleichermaßen den Anforderungen der Wissenschaft und dem Geiste unseres öffentlichen Lebens entspricht. Diese zwei Bände, denen schon früher ein besonderes Bändchen über die Jugendzeit Friedrichs vorangegangen war, sind die Summe der bisherigen wissenschaftlichen Lebensarbeit des Verfassers, ein hervorragendes Denkmal historischer Forschung und Kunst. Es wird in der gesamten historischen Literatur wenige Bücher geben, die auf einer so eindringenden und erschöpfenden Durcharbeitung riesiger Stoffmassen beruhen und zugleich in knapper und doch glänzender Darstellung eine so vollendete Beherrschung des Stoffes zeigen. Der Fachmann findet in den abgesonderten, in ihrer prägnanten Kürze geradezu musterhaften Noten ein ziemlich vollständiges, wenn auch mikroskopisch kleines Bild der riesenhaften Forschungsarbeit, von deren Mühsal man

in dem stark und stolz dahinfließenden Strom der Darstellung kaum etwas merkt. Eine gedrungene Kraft des Stils, eine gehobene, an Beziehungen und Anspielungen reiche Sprache, eine einfache aber doch kunstvolle Komposition machen das Werk zu einem fesselnden Lesebuche für jeden, der einer ernsten historischen Lektüre gewachsen ist. In dem Rhythmus der Darstellung ist zuweilen etwas, das an die hellen Klänge preußischer Armeemärsche erinnert; es ist preußischer Geist in dem Buche, aber ohne engherzigen Partikularismus, ohne Überhebung und Voreingenommenheit und stets gezügelt durch eine maßvolle historische Kritik. Die Übertreibungen einer national-politischen Geschichtsschreibung, die in Friedrich dem Großen einen Träger deutsch-nationaler Ideen sehen wollte, sind streng vermieden; aber gerade dadurch, daß nicht politisches Raisonnement, sondern einfach-historische Darstellung den Ton des Ganzen bestimmt, wird auch die Ungerechtigkeit jener Beurteiler von selbst klar, die, wie Arndt und die Großdeutschen, dem preußischen König den Mangel an deutschem Patriotismus vorgeworfen haben.

Man kann die Biographie wohl als die charakteristische historische Kunstform der Gegenwart bezeichnen; aber selten wird sich ein Gegenstand finden, der es gestattet, die Staats- und Kriegsgeschichte so mit der Person des Helden zu verbinden, wie es bei Friedrich dem Großen der Fall ist. Koser hat es verstanden, diesen Vorzug seines Stoffes nach allen Richtungen auszunutzen. Er hat Politik und Kriegführung, Verwaltung und Volkswirtschaft ebenso ausgiebig zur Darstellung gebracht, wie das Seelenleben seines Helden, seine literarischen Neigungen und Liebhabereien, seine persönliche Umgebung und seine tägliche Lebensweise. Ein weiter Horizont, der alle menschlichen und historischen Interessen einschließt, und doch das Ganze an allen Punkten beherrscht von der gewaltigen Persönlichkeit, die uns hier ohne allen falschen Aufputz, in ihrer großartigen Schlichtheit vor Augen gestellt und menschlich nahe gebracht wird.

Man hat an dem Charakterbilde, das sich aus Kosers Darstellung ergibt, wohl auszusetzen gefunden, daß es den königlichen Politiker zu harmlos, zu wenig in seiner dämonischen Größe zeige. Man hat die Ansicht aufgestellt, daß Friedrich noch kühner, ehrgeiziger und verwegener gewesen sei, als er in Kosers Darstellung erscheint. Die jugendliche Eroberungslust, mit der er die Hand nach Schlesien ausgestreckt hat, soll ihm auch später noch in vollem Maße eigen gewesen sein; wie früher um Schlesien, so soll sich später um Sachsen, um den Versuch, es zu erobern, seine ganze Politik wie um einen Angelpunkt gedreht haben; diese Politik hätte dann im siebenjährigen Kriege mit einem schweren Mißerfolg

geendigt, während jene frühere mit weit geringeren Anstrengungen ihr Ziel erreicht hatte. Man sieht, die ganze Auffassung des Königs und seiner Politik würde dadurch eine andere werden. Max Lehmann hat neuerdings mit geistvoller aber überscharfer Kritik diesen Weg gewiesen und Hans Delbrück hat, indem er diese Pfade verfolgte, gemeint, Friedrich erst in seiner ganzen Größe aufzeigen zu können. Die meisten namhaften Historiker aber, die Friedrich dem Großen ein eingehendes Studium gewidmet haben, lehnen diese neue Auffassung mit mehr oder weniger Entschiedenheit ab. Es ist im Grunde eine Frage der psychologischen Kritik, um die es sich dabei handelt; mit den Mitteln der Quellenforschung allein ist diese Kontroverse nicht endgültig zu schlichten. Ich kann aber nicht finden, daß eine psychologische Konstruktion, die uns den König als einen politischen Dämon zeigt, als einen Übermenschen, der mit souveräner Selbstgewißheit, hoch über allen Skrupeln und Zweifeln, in tiefster Verborgenheit, jeden Moment mit gleich stark gespannter Kraft das höchste überhaupt mögliche Ziel des Ehrgeizes nicht bloß im Auge behält, sondern tatkräftig und unter Einsetzung der ganzen Existenz des Staates verfolgt — daß diese Konstruktion uns den Zusammenhang der Dinge verständlicher und die Gestalt des Königs größer macht. Was Friedrich dabei an Kühnheit der Entwürfe gewinnt, das büßt er an Besonnenheit und politischem Augenmaß ein. Er würde sich bei dieser Auffassung zum waghalsigen Spieler entwickelt haben, statt zu dem um die Erhaltung und Mehrung der Staatsmacht mit immer peinlicherer Gewissenhaftigkeit sorgenden Fürsten, den uns die Überlieferung zeigt. Das Bild, das Koser von ihm gezeichnet hat, ist realistischer; es hat die Grenzen des Menschlichen strenger umschrieben, aber eben darum ist es auch überzeugender. Die geistreichste Kombination vermag doch nicht einen Vorzug zu ersetzen, den Koser wohl vor den Gegnern seiner Auffassung voraus hat: nämlich den, daß er gleichsam länger und intimer mit seinem Helden gelebt hat, daß er ihn bis in die kleinen Züge und Nuancen seines Wesens hinein genau kennt, daß er seinen Stimmungen und Entwürfen mehr von innen heraus zu folgen sich gewöhnt hat, wodurch eine Feinheit des Gefühls für das Psychologisch-Wahrscheinliche erworben wird, die schlechthin durch nichts zu ersetzen ist. Historische Maßstäbe von anders woher, zum Beispiel die Vergleichung mit Napoleon, wirken hier eher verwirrend als fördernd. Es ist auch keine unbedenkliche Methode, von der Voraussetzung auszugehen, daß ein historischer Held in jedem Moment, bei jedem Zuge des vielverschlungenen politischen Schachspiels immer das höchste Ziel verfolgt haben müsse. Friedrich war wohl mehr zu Optimismus und

Unterschätzung seiner Gegner geneigt, als zum Mißtrauen in seine eigenen Kräfte; aber darum hat es ihm doch nicht an Gegengewichten gefehlt, durch die der Drang zu einer Eroberungspolitik, wie sie die Natur seines Staates allerdings forderte, unter Umständen wirksam gehemmt worden wäre. Er hat außerdem Fehler gemacht als Politiker wie als Feldherr; Napoleon hat von ihm geurteilt, er sei groß gewesen vornehmlich in den entscheidenden Momenten, und das sei die größte Lobrede, die man auf seinen Charakter halten könne. Dies Urteil zeigt ein Augenmaß für politische Größe, wie es aus der inneren Selbsterfahrung eines der größten Staats- und Kriegsmänner aller Zeiten stammt. Ohne solche Erfahrung oder deren Surrogate kommt man leicht dazu, einen Charakter ins Heroische zu übertreiben und dabei aus dem Menschen von Fleisch und Blut einen politischen Automaten zu machen, der nur durch den Mechanismus der Staatsraison bewegt wird. Ich meine, Friedrich bleibt noch immer groß genug, wenn es sich auch herausstellen sollte, daß er nicht in jedem Moment so groß gewesen ist, wie ein Kritiker es verlangen zu dürfen glaubt.

Indessen diese Erwägungen berühren schon die Grenze, wo in der Geschichtsschreibung die Arbeit des Forschers aufhört und die des Künstlers beginnt. Mit den Porträts der Historiker ist es nicht anders, als mit denen der Maler: etwas von subjektiver Charakterinterpretation gehört zu einem guten Porträt; die Differenzen in der Auffassung, die sich dabei ergeben, sind eigentlich kein Gegenstand für wissenschaftliche Disputationen. Ich will keineswegs behaupten, daß jeder Zug des Koserschen Bildes nun auch von jedem anderen fridericianischen Forscher ebenso gesehen und wiedergegeben werden müsse; es gibt in solchen Dingen keine objektive Norm. Und wenn ich nun selbst versuche, das Wesen der Politik und der Persönlichkeit Friedrichs, wie es mir aus dem Koserschen Buche entgegengetreten ist, auf meine Art zu reproduzieren, so bin ich mir bewußt, daß mancherlei andere Eindrücke und Studienresultate dabei mitwirken und daß die Härten und Schärfen, die in Friedrichs Wesen aufblitzen, vielleicht manches Auge mehr auf sich ziehen werden, als es bei dem Biographen Friedrichs der Fall ist, der das menschlich Sympathische wohl gerade deshalb mehr in den Vordergrund gestellt hat, weil es so häufig ungebührlich vernachlässigt worden ist. (Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.

Meine erste Forschungsreise.

Von

Joachim Graf von Pfeil.

Man muß miterlebt haben, welche Begeisterung das englisch redende Publikum der Welt den Berichten Stanleys über seine Auffindung Livingstones entgegenbrachte, welche Bedeutung es den Resultaten der Entdeckungs- und Forschungsreisen beider Männer beimaß, mit welcher Trauer es der Beisetzung des berühmten Missionars in der altehrwürdigen Westminster-Abtei folgte, um verstehen zu können, welche Wirkung die Nachricht vom Tode des zweiten der großen Reisenden auf das feurige Temperament, die lebhafte Phantasie eines jungen, nach eigenen Erlebnissen dürstenden Menschen machen konnte. In einem kleinen Gasthause „Seven oaks“ an der großen, den Verkehrsweg für die Provinz Umvoti in Natal darstellenden Straße fiel das Exemplar des „Graphic“ in meine Hände, in welchem Darstellungen des nachgebildeten Sterbeortes Livingstones erschienen. Irgend ein großer englischer Lord hatte, wie erinnerlich, die Leute Livingstones, welche dessen Leiche bis zur Küste gebracht hatten, zu sich nach England kommen lassen. Dort mußten sie sich in seinem Park eine Hütte nach dem Muster derjenigen bauen, welche sie für den sterbenden Reisenden errichtet hatten, und auch deren Inneres möglichst ähnlich dem Original wiederherstellen. Die Abbildungen machten dann in allen illustrierten Zeitungen die Runde durch die Welt. Neben dieser lobenswerten Bereicherung unseres Wissens über das Schicksal des verewigten Forschers verdanken wir außerdem dem edlen Lord die Kundgebung seiner eigenen Empfindungen über des Forschers Hingang. Er baute nämlich außer der Hütte noch ein Gedicht, welches, wie die erstere, seine Bewunderung für den Reisenden dartun sollte, mit der sich aber die poetische Begabung des Verfassers nicht zu messen vermochte. Die Erkenntnis hiervon stammt aus späteren Jahren, wie wäre die Jugend kritisch, wo ihr Gemüt Partei ist? Damals begeisterte mich das Gedicht, und noch heute, nach fast dreißig Jahren, haften unauslöschlich eingeprägt in meinem Gedächtnis die etwas konfusen Strophen, mit welchen der distinguierte Versschmied Livingstones Tod betrauerte.

Das holperige Gedicht, die Beisetzung in Westminster, vor allem aber die anspruchslose eigne Darstellung seiner Leistungen umgaben in meinen Augen den

Verstorbenen mit einem Glanz, welchen ich später nie wieder an einer der vielen mir bekannt gewordenen berühmten Persönlichkeiten wahrzunehmen vermochte. Meine jugendliche, noch unerfahrene Seele vermochte damals nur den Gesamteindruck aufzunehmen, ohne zu ahnen, welch steiniger Weg den verdienstvollen Mann an sein großes Ziel geführt hatte, ohne die Schatten zu erkennen, welche von dem vielen Licht geworfen werden, das von dem bewunderten Namen ausgeht.

Zu meinen naturwissenschaftlichen Neigungen haben wohl die Lektüre von Georg Forster und Humboldt den Grund gelegt, in Göttingen genoß ich die Bekanntschaft des alten Geheimrats Marks, der mich mit den Taten unseres berühmten, mir später so befreundeten Landsmannes G. Rohlfs vertraut machte. Jetzt aber, auf afrikanischem Boden, wurden mir die Leistungen des gewaltigen Livingstone so zu sagen unmittelbar vor Augen geführt, und so war meiner jugendlichen Phantasie, meinem Tatendrang die Richtung gegeben, der Beruf des Forschungsreisenden erstrahlte mir im Lichte höchster Erstrebungswürdigkeit. Vielleicht um so mehr, weil vor der Hand keinerlei Aussicht vorhanden war, meine Neigung jemals verwirklichen zu können.

Zunächst fesselten mich andere Aufgaben noch lange an meine Farm, und erst als ich nach andauerndem gewissenhaften Streben erkannte, daß das dort gesteckte Ziel nicht zu erreichen sei, gestattete ich meinen Neigungen, mehr in den Vordergrund zu treten. Nach zehn langen Jahren des Harrens begrüßte ich den Augenblick, der mich aller Verpflichtungen frei sah, und erfüllt von den Bildern aller Erwartungen, mit welchen die Jugend so gern ihre Zukunft ausmalt, entschloß ich mich zu einem Zuge ins Unbekannte, das ja wunderbar sein mußte, eben weil es unbekannt war.

Auch Vorstudien machte ich. Viel Material stand mir freilich nicht zu Gebote. Der geringe Bücherschatz meiner Nachbarn beschränkte sich auf wenige schlechte Novellen, selbst in der Stadt, dem kürzlich vielgenannten Ladysmith, gab es dazumal keine öffentliche Bibliothek. Mein Nachbar Mr. Green, sechs Stunden weit zu Pferd von meinem Wohnsitz entfernt, besaß eine umfangreichere Büchersammlung. Als ich sie auf ihren geographischen Inhalt hin durchstöberte, fielen mir Livingstones Reisewerke in die Hände, und Nacht für Nacht lag ich von nun an auf meinem Lager, mit dem Studium der Bücher beschäftigt. Welche Perspektive eröffnete sich meinem Blick! Ich lernte begreifen, daß der Forschungsreisende Riesenerfolge haben kann, daß sie indessen nur mit einem entsprechenden Aufwand an Kräften erreicht werden können, daß vor allem auch ein bedeutendes Maß von Wissen die Grundlage ist, auf welcher allein die Arbeit und damit der Erfolg sich aufbauen kann. Immer idealer gestaltete sich in meinen Augen der neue Beruf, und noch heute wäre ich im Stande, jedes Examen über Livingstones Reisen in der Gegend des Ngami und auf dem Zambezi abzulegen, mit solchem Interesse begleitete ich meinen Helden auf seiner Erforschung des Teouge, half ihm, die Viktoria-Fälle zu entdecken, begrüßte ihn

bei seiner Ankunft in Angola, reparierte mit ihm die Schäden seines kleinen Dampfers, Ma Robert. Meine Vorarbeiten sind später gründlicher, zweckentsprechender gewesen, allein nie im Leben habe ich wieder mit ähnlicher Hingabe mich dem Gegenstand meines Studiums widmen können, wie damals vor Antritt meiner ersten Forschungsreise. Mit einem Eifer, der sicherlich für meinen guten alten Freund Bainbridge mitunter eine große, stets willig ertragene Geduldsprobe war, erforschte ich von ihm alle Einzelheiten über Ausrüstung, Jagdkunde, Feldlager usw., die ihm erinnerlich waren von einer Jagdexpedition her, welche er in seiner Jugend im Verein mit dem bekannten Nimrod Gordon Gumming unternommen hatte. Unermüdlich war ich in meinen Bemühungen, es dem alten Herrn im Gebrauch der Büchse gleich zu tun. Anderthalb Zentner Schießpulver kosteten mich meine Schießübungen jener Zeit. Ich besaß eine große Heerde Hühner. Sollte deren eins zu meinem einfachen Mittagsmal hergerichtet werden, so ließ ich es von einem meiner Leute an mir vorüber treiben und bemühte mich, dem laufenden Tiere den Kopf abzuschießen, d. h. nicht nur in der Nähe des Kopfes oder Halses zu treffen, sondern den Kopf wirklich mit der Kugel wegzunehmen.

Wie traurig wurde ich, wie lächelte der alte Bainbridge mit stiller Genugtuung, wenn es mir trotz alles Übens nicht gelingen wollte, es ihm, einem Meister des Kugelschusses, in der Handhabung der Büchse gleichzutun. Wie prächtig belehrte der schon bejahrte Herr mich und einen jungen Nachbar darüber, daß kein Erfolg ohne Mühe zu erreichen sei. Ich hatte im Freistaat auf meiner Farm außerordentlich schöne Entenjagd, zu der ich eines Tages den erwähnten Nachbarn und auch Bainbridge eingeladen hatte. Um die Enten aufzutreiben, war es nötig, in das Wasser der seichten Seen, Pfannen nennt man sie dort, hineinzuwaten, eine wenig angenehme Aufgabe, denn es war Juli, mithin sehr kalt. Mein Nachbar weigerte sich aus Bequemlichkeitsgründen, ich zeigte mich abgeneigt, weil ich Rheumatismus fürchtete; ehe wir aber noch übereinkommen konnten, einen Kaffern hineinzusenden, erging schon von Bainbridge das Angebot, selbst ins Wasser zu waten, um die Enten aufzutun. Er ließ sich von seinem Vorsatz auch nicht abbringen, und mit den Worten: I'l show you that I belong to a hardier generation, ging er ins Wasser. Es dauerte nicht lange, bis die Enten aufgingen, auf die er natürlich den ersten Schuß hatte. Anstatt zu schießen sah B. eine Weile zu, wie die Vögel ihn wild umschwärmten; als sie endlich in graden Flug gekommen und für uns beide am Ufer nicht mehr erreichbar, ja für jeden Schuß schon außerordentlich weit waren, schoß er mit einer Sicherheit, die wir ihm jedenfalls nicht nachahmen konnten, zwei prächtige bunte Erpel herunter, und wir hatten das Nachsehen. Bei der nächsten Pfanne brauchte er nicht mehr in das Wasser zu gehen.

Mit welch bescheidenen Mitteln setzte ich schließlich meine Reise ins Werk. Im ganzen verfügte ich über zwei Wagen mit Bespannung, einen kleinen Vorrat von Tauschwaren, mehrere Reitpferde, eine vortreffliche Büchse und ein unerschöpfliches Quantum jugendlicher Zuversicht auf einen durch Arbeit gestählten

Körper, auf eine robuste Gesundheit und einen unerschütterlichen Willen. Meine Bekannten, denen ich von meinem Vorhaben erzählte, rieten mir dringend ab. Man suchte mich durch Erzählungen von furchtbaren Fiebern zu erschrecken, glaubte zu wissen, daß in den Gegenden, wohin ich strebte, überhaupt kein Wild mehr zu finden sei, und drang in mich, doch jedenfalls einen Gefährten mitzunehmen. Letztere Idee fand meinen Beifall, und längere Zeit bemühte ich mich, ihr gerecht zu werden, allein ich fand niemand mit genügender Unternehmungslust, sich mir anzuschließen, und so brach ich eines schönen Tages allein auf. Mein Wagentreiber Jack war ein Bassuto, der Voorlooper ein netter Kaffernknabe namens Masala, zur Aushilfe begleitete uns sein Bruder Stürmann, er war nebenher auch Koch der Expedition. Die Leute des anderen Wagens waren von untergeordneter Bedeutung. Nach langem Schwanken hatte ich mir als Ziel meiner Reise das Hinterland der portugiesischen Kolonien an der Ostküste gewählt. Frühere Erfahrung hatte mich belehrt, daß es vielleicht nicht ganz aussichtslos sei, hier Landerwerbungen zu machen. Doch will ich auf die Pläne, mit denen ich mich in dieser Richtung trug, es waren embryonal-kolonialpolitische Ideen, an dieser Stelle nicht näher eingehen. Auf weiter Grasebene des Oranje-Freistaates machte ich zum ersten Male Nachtlager. Die Zugochsen waren schon an die Joche befestigt und begannen sich allmählich niederzulegen, nebeneinander waren meine Pferde angepflöckt, das Knirschen, mit dem sie ihre Maiskörner zermalmten, tönte als heller Diskant zu dem dunkeln Schnaufen, mit welchem die Ochsen dem Gefühl ihrer Behaglichkeit Ausdruck gaben. Über den Wagen war eine große Plane gebreitet, an einer Seite wird sie emporgehoben und man kann die unterhalb des Wagens getroffenen Einrichtungen für die Nacht erkennen. Auf ebener Erde lag meine Matratze, über die darauf befindlichen Decken breitete sich eine sogenannte Karoß aus Bleßbockfellen, das Ergebnis einer früheren Jagd. Bequem zur Hand lag die Büchse. Vor dieser Behausung, neben dem Wagen, entzündeten die Leute aus rasch aufgesammeltem, stets vorhandenen Viehdünger ein möglichst großes Feuer. Um dieses gruppierten wir uns zu gemeinschaftlichem Mahle und Unterhaltung, während welcher ich stets bestrebt war, alle Momente zu erhaschen, die irgend welches Licht auf die uns etwa bevorstehenden Ereignisse werfen konnten. Gleich die erste Nacht brachte uns ein höchst merkwürdiges Abenteuer.

Ein schon liegender Vorderochse erhob sich plötzlich, die Pferde unterbrachen einen Augenblick ihre laute Mahlzeit, auch unsere, mit allen Geräuschen des „Veld's" genau vertrauten Ohren vernahmen etwas besonderes. Kurzes Aufhorchen belehrte uns, daß ein Reiter sich nahe. Darin lag zwar nichts ungewöhnliches, im Freistaat reitet man zu allen Tages- und Nachtzeiten, ungewöhnlich wurde die Sache erst, als der Reiter neben meinem Wagen anhielt und bat, die Nacht unter diesem zubringen zu dürfen. Sein Pferd sei erschöpft, die Entfernung der nächsten Niederlassung zu groß, als daß er sie in der Nacht seinem müden Tier zumuten dürfe.

In Südafrika wurde damals selbst mit den geringsten Mitteln Gastfreundschaft geübt. Auch ich hatte demzufolge nichts gegen das Verweilen des Fremden unter meinem Wagen einzuwenden, war jedoch einigermaßen erstaunt, als ich in ihm, nachdem er in den Lichtkreis des Feuers getreten war, den Engländer W. erkannte. Dieser war „a decayed gentleman"; als junger Mann mit einem für koloniale Verhältnisse sehr schönen Vermögen nach Natal gekommen, hatte er daselbst eine Schaffarm eingerichtet und diese im Stile jamaikanischer Zuckerpflanzer bewirtschaftet. Stets von einer Horde hungriger Bekannten umlagert, hatte er offenes Haus gehalten in einer Weise, welche selbst die größte Schafheerde rasch dezimieren mußte. Zur Unterhaltung und Schießübung für seine Gäste ließ W. z. B. seine Hammelheerden am Hause vorüber treiben. Es wurden eine beliebige Anzahl der Tiere mit der Kugel niedergeschossen; nur die Nieren wurden benutzt; sie mußten in Champagner gedünstet auf den Tisch kommen, das übrige Fleisch wurde den Kaffernhirten überlassen. Da außer dieser nicht grade auf Konservierung gerichteten Behandlung den Heerden keine andere Beaufsichtigung oder Pflege zu Teil wurde, so ist es erklärlich, daß schon nach kurzer Zeit ihr Eigentümer in Zahlungsschwierigkeiten geriet und bald die Farmerei an den Nagel hängen mußte. Solange sein Wohlstand dauerte, hatte W. stets eine offene Hand gehabt. An ihm bewahrheitete sich das alte englische Sprichwort: „cast your bread upon the waters", denn im Unglück fand W. eine Menge Freunde, die ihn nicht fallen ließen, um so weniger, als sein liebenswürdiges offenes Wesen die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu ihm erleichterte. Meine Bekanntschaft mit W. war eine äußerst geringe, wir hatten uns bei einem Preisschießen auf Seiten verschiedener Parteien gegenübergestanden, aber nur wenige Worte mit einander gewechselt. Sein zum großen Teil selbst verschuldetes Unglück hatte — er besaß das Renommé, ein Trinker zu sein — sein Lebensschifflein auf die Wellen der gebrannten Wässer geworfen. Diesen mich um fast einundzwanzig Jahre an Lebensalter überragenden Mann führte das Geschick jenen Abend unter meinen Wagen. In jenem herrlichen Klima ist Kampieren im Freien ein Genuß, und eine einfache Decke genügte, um ein Lager für meinen späten Gast herzurichten, der am Morgen seinen Weg fortsetzen wollte. Als wir uns erhoben, lag das Pferd des Fremden verendet am Boden, Überanstrengung am vorhergehenden Tage sowie eine reichliche Portion Mais, der namentlich erhitzten Pferden nachteilig werden kann, hatten das Ende des an sich nicht kräftigen Tieres herbeigeführt. Bis zur nächsten Niederlassung zu wandern, war ausgeschlossen, galt es doch damals in Südafrika für eine Schande, zu Fuß zu gehen. Nach kurzer Überlegung entschloß ich mich, einen kleinen Umweg nicht zu scheuen, um meinem Gaste die Möglichkeit zu geben, sich bei Freunden, die wir dann treffen würden, ein neues Pferd zu suchen. Allein das Geschick hatte etwas anderes beschlossen. Wir trafen die Bekannten nicht zu Haus, und W., der eigene Mittel nicht besaß, für den Umkehr ohne Reittier unmöglich war, wurde gezwungen, sich wenigstens eine Zeit lang meinem Zuge anzuschließen. In meinem

jungen Gemüt stiegen allerhand Bedenken auf. In Ländern niederer Entwickelung drängen sich Menschen aller nur denkbaren Gesellschaftsklassen, Veranlagung und Geistesrichtung zusammen, das allen gemeinsame treibende Element ist Erwerbstrieb, und so darf man sich nicht wundern, wenn die Moral dieses zusammengewürfelten Haufens nicht grade eine sehr strenge ist. Sich der Berührung mit allen Individuen dieser Art zu entziehen, ist unmöglich, etwas anderes ist es, mit ihnen intim zu werden. Von Natur außerordentlich ästhetisch veranlagt, hatte ich es bisher immer noch vermocht, mir Menschen niederer Gesinnung und Lebensgewohnheiten fern zu halten. Jetzt plötzlich wurde mir vom Zufall die Gesellschaft eines Mannes aufgedrängt, von dem ich nichts wußte, als daß er sein Vermögen verloren und dadurch zum Trinker geworden war. Seine anfänglich netten Formen konnten mich nicht bestechen, wußte ich doch zu gut, wie leicht grade diese sich eignen, gemeine Gewohnheiten zu verbergen. Indessen die Jugend neigt weniger zum Überlegen als zum Handeln und ist immer subjektiv. Ich ging daher weniger mit mir zu Rate, was unter den Umständen wohl am richtigsten zu thun sei; ich verließ mich viel eher auf meine Zuversicht, Herr der Situation zu bleiben. Zunächst konnte ich ja meinen neuen Gefährten gar nicht los werden, selbst wenn ich es gewollt hätte, ich mußte daher die Lage nach Maßgabe ihrer augenblicklichen Gestalt anfassen. Das einzige Besitztum, welches W. mit sich führte, war sein Anzug. Dieser konnte nicht für eine Reise, wie die unsere, ausreichen. In der Jugend ist man freigebig, und da W. ungefähr meine Statur hatte, war es möglich, ihm mit Kleidern von mir auszuhelfen. Damit war der Not des Augenblicks gesteuert, und die Zukunft mochte für sich selber sorgen. So fürchtete ich nicht mehr die Unannehmlichkeiten, welche mir durch den Gefährten erwachsen konnten, sondern freute mich seiner Gesellschaft, und fröhlich traten wir die Weiterreise an. Alkoholische Getränke gab es bei mir nicht, ich kann aber auch nicht sagen, daß W. sie ein einziges Mal verlangt hätte. An den unerläßlichen Arbeiten, der Sorge um die Zugtiere, die Wagen, die Pferde, beteiligte W. sich eifrig, in unseren Anschauungen über die Art, mit Farbigen umzugehen, stimmten wir überein. So hatten wir uns gut mit einander eingelebt, als wir die kleine, im Transvaalkriege so berühmt gewordene Stadt Wakkerstrom erreichten.

Diese war jetzt im Aufblühen begriffen, sie besaß mehrere Hotels und konnte sich, was damals noch ungemein selten war, mehrerer wirklich gelernter Handwerker rühmen. Einem von diesen, einem Büchsenmacher, gab ich eins meiner Gewehre zu einer kleinen Reparatur unter der Bedingung, daß ich es noch am selbigen Abend zurückerhalte. Dann ging ich in die Stadt. Am Abend kehrte ich zu meinen Wagen zurück und fand mein Gewehr nicht dort, zu meinem Schrecken aber war auch mein Kamerad nicht anwesend. Mir ahnte Unheil. Ich vergaß das Gewehr und durcheilte rasch alle verschiedenen Schenken des Ortes, selbst die niedrigsten, um W. von Thorheiten abzuhalten. Allein dieser war nirgends zu finden. Schwere Besorgnisse stiegen in mir auf. Ich erinnerte

mich an alles, was ich über W. hatte sagen hören, ich fühlte eine gewisse Verantwortung für den meiner Karawane angehörigen Mann; schließlich war mein junger Stolz gekränkt, indem ich nunmehr annehmen mußte, W. habe mich für die Gesellschaft einiger Saufkumpane verlassen, mit denen er wahrscheinlich in irgend einem Privathause ein Gelage feierte. Bei dieser Erwägung angelangt, verzichtete ich darauf, W. weiter zu suchen, ich beschloß, am Morgen ohne ihn die Reise weiter fortzusetzen, und wandte meine Sorge nunmehr meinem ausgebliebenen Gewehr wieder zu. Obwohl schon spät in der Nacht, lenkte ich doch meine Schritte nach dem Hause des Büchsenmachers, aus dessen Fenster noch Licht strahlte. In die Werkstätte eintretend, fand ich ihn mit der Arbeit an meinem Gewehr beschäftigt, neben ihm, ihn zur Innehaltung seines Versprechens rechtzeitiger Ablieferung anspornend, meinen Gefährten W. Der Ausdruck größter Überraschung in meinem Gesicht ließ ihn wohl die Richtung meiner Gedanken, aber auch meine Freude über die gemachte Beobachtung ahnen. Es ist weder in dem Augenblick noch später zwischen uns beiden zur Rede über diese kleine Episode gekommen, W. hatte aber durch seine Gewissenhaftigkeit mein Vertrauen gewonnen, und ich darf sagen, daß er es während unseres langen Zusammenseins nie getäuscht hat.

Auch in Wakkerstrom fand sich keine Möglichkeit, das gefallene Pferd zu ersetzen, und so war das Schicksal meines Gefährten entschieden, ob er oder ich wollte oder nicht, wir waren für die Dauer der Expedition aneinandergekettet.

Guten Mutes und einander vertrauend, zogen wir auf dem Kamme des Drakensgebirges in nördlicher Richtung weiter. Obwohl der Charakter der Gegend uns nichts neues oder unbekanntes bot, so begann uns doch der stete Wechsel der Szenerie, die völlige Einsamkeit, das wilde Gewirr mächtiger, ausschließlich grasbedeckter, nur selten einmal mit Wald bekleideter Berge, zwischen denen unser Pfad sich hinwand, fremd zu ergreifen. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß wir allmählich genötigt wurden, unseren Weg vorsichtig zu wählen. Nachdem wir die letzte Niederlassung, Hamilton, passiert hatten, war es oft schwierig, die Wegespuren zu erkennen. Ordentliche gebahnte Wege gab es damals nicht; in der Gegend, welche wir durchzogen, wurde der Pfad nur durch die Spur des letzten entlang gegangenen Wagens gekennzeichnet. Der Vorgänger war ebensowenig wie wir in der Lage gewesen, vor Antritt des Weges Voruntersuchungen über diesen anzustellen, und so war es kein Wunder, daß nicht immer die besten Tracen eingeschlagen worden waren. Mitunter führten die alten Spuren über steile Höhen, die zu umgehen selbst auf Kosten eines kleinen Umwegs besser und möglich gewesen wäre, dann wieder senkten sie sich in tiefe Schluchten, deren Vermeidung Entlangwindung an steiler Berglehne leicht erlaubt hätte. Mitunter hatte der Vorgänger sich verfahren, er war dann auf der eigenen Spur umgekehrt, um eine bessere Stelle zu suchen. Wir mußten ihm, wenn wir in die falsche Fährte geraten waren, das Manöver nachmachen. In einem Falle wurde uns dieses verhängnisvoll. Links von uns befand sich ein ziemlich

tiefes Tal, richtiger Absturz, rechts eine steile Halde. Die alte Spur und natürliche Trace führte gradeswegs auf einen kleinen Rücken zu, keinerlei Schwierigkeiten ließen sich erkennen. W. und ich gingen in einiger Entfernung in eifrigem Gespräch hinter dem Wagen. Aufblickend sah ich plötzlich letzteren sich langsam rückwärts in Bewegung setzen. Die beiden Hinterochsen lösten sich durch Seitwärtstreten leicht aus dem Joch, der Wagen beschleunigte seine Bewegung, und obwohl ich sie, in raschem Laufe herbeieilend, zu hemmen suchte, indem ich einen Steinblock unter das Rad warf, konnte ich doch nicht verhindern, daß der Wagen mit mächtigem Satze über den Rand des Steilabfalles sprang, an dessen Fuße er anscheinend als Trümmerhaufen liegen blieb. Das Unglück war durch folgenden Umstand eingetreten. Der erwähnte kleine Rücken fiel jenseits so steil ab, daß es unmöglich war, den Wagen hinabzuführen, man mußte daher notgedrungen die steile Halde hinauffahren. Der Vorgänger, anfangs ebenfalls wie wir getäuscht, hatte aber wohl die Sachlage erkannt und war rechtzeitig umgekehrt. Mein Bassuto-Treiber war ruhig der alten Spur nachgefahren, ohne wahrzunehmen, daß sie zurückkehrte. Als er die Unmöglichkeit des Abstieges jenseits ersah, war es zu spät, den Wagen eine Schwenkung machen zu lassen, Umkehr war wegen der Steilheit des Geländes nur noch möglich, wenn der Wagen eine Strecke weit rückwärts gezogen wurde, bis er zu der Stelle gelangte, wo er nach rechts ausbiegen mußte. Dies hatte Jack richtig erfaßt, allein unüberlegt ausgeführt. Er hatte mit Ausnahme der beiden letzten Ochsen das ganze Spann vom Wagen abgehängt, um sie zum Rückwärtsziehen nach hinten zu bringen, aber vergessen, mittelst der Hemme die Räder des Wagens festzulegen. Als das Tau sich löste, vermochten die beiden Hinterochsen die Last des sehr steil stehenden Wagens nicht zu halten, dieser kam ins Rollen, und die Katastrophe ereignete sich, wie erzählt. Da lag die Expedition! Mit nur einem, noch dazu dem kleineren Wagen die Reise fortzusetzen, schien mehr als gewagt, besonders da anscheinend sämtliche Ausrüstungsgegenstände, Geschirr, Kisten und alle zur Bequemlichkeit gehörenden Effekten zertrümmert waren. Mißmutig und erschüttert machten wir uns an die Arbeit, die Trümmer zu bergen. Die Beschäftigung half uns, unseren Schreck zu überwinden, und da es ja das Vorrecht der Jugend ist, das Leben leicht aufzufassen, so verringerte sich in unseren Augen bald die Größe des Unglücks, und wir verzweifelten nicht an der Möglichkeit der Fortführung des Unternehmens. Zwar war der Schaden bedeutend, es war nicht nur ein Längsbalken des Wagens, sondern auch ein Rad zerbrochen. Allein ein richtiger Afrikaner verzagt nie, so lange er noch Lederriemen und Holz hat. Beides besaßen wir, und so besserten wir das Rad aus, indem wir ein Scheit so zwischen die Felgen spannten, daß es diese auseinandersperrte und damit den Zusammenbruch verhinderte. Das so gedoktorte Rad hat tatsächlich die ganze Reise ohne weitere Reparatur überstanden. Unser Kochgeschirr war dahin, aber wir wußten uns zu helfen. Noch besaßen wir eine Kanne aus starkem Eisenblech, sie enthielt das zum Schmieren der Wagenachsen nötige Fett. Die Wagenschmiere

wurde in ein aus Binsen geflochtenes Trinkgefäß der Kaffern gegeben, zum Schutz gegen Hitze mit einer Schicht Gras versehen und in eine Decke gewickelt. Die Kanne wurde ausgekocht und als einziges Kochgeschirr auf der Reise gebraucht, sie ist unversehrt wieder in die Kulturgegenden zurückgekommen.

Der Gast, den mir der Zufall aufgenötigt hatte, fing an mir unentbehrlich zu werden, bei den Reparaturarbeiten hatte er energisch mit zugegriffen, so daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder marschfähig waren. Durch den Unfall waren wir gedemütigt, aber nicht gebrochen. Wir waren vorsichtiger, aber auch zuversichtlicher, denn wir wußten jetzt aus Erfahrung, daß wir im Stande seien, aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe, schwieriger Situationen Herr zu werden.

Bald hatten wir aber auch Anspannung aller unserer geistigen und körperlichen Kräfte nötig. Ich möchte das Gesicht des europäischen Fuhrmannes sehen, dem man zumutet, mit irgend einem zivilisierten Fahrzeuge die Wege zu befahren, welche wir jetzt zurücklegten. Je mehr wir uns dem östlichen Abhang der Drakensberge näherten, desto chaotischer wurde deren Anordnung, desto steiler, unvermittelter ihre Lehnen und Abstürze. Zwar gingen W. und ich jetzt stets ein Stück voraus, um die besten Stellen des Geländes für unsere Wagen auszusuchen, allein, wenn es auch nur so möglich wurde, überhaupt vorwärts zu kommen, so war es, wie wir gleich sehen werden, doch schließlich Glückssache, daß es gelang, uns ohne weiteren Unfall dem Gebirge zu entwinden.

Von den letzten grasbedeckten Gipfeln blickten wir endlich hernieder auf die bewaldete Ebene. Dort unten war unabhängiges Kaffernland, undurchforschtes, nur selten von Händlern durchzogenes Gebiet, dort lagen die ersehnten, vom Knall der Büchse noch unentweihten Jagdgründe, begann die Region der in geheimnisvollem Waldesdunkel sich verlierenden Flüsse, deren Quellen oben auf dem Grasplateau unsere Rinder und Schafe tränken. Nach der Beschreibuug hatten wir die richtige Stelle, die einzige, an welcher der Abstieg vom Gebirge ins Tiefland möglich ist, erreicht. Aber obwohl ich schon manch unebenes Stückchen afrikanischen Weges kennen gelernt hatte und nicht leicht Schwierigkeiten entdeckte, so jagte mir doch die Aussicht, den Wagen hier hinabbringen zu müssen, einen nicht geringen Schrecken ein. Es springt an dieser Stelle vom Gebirge her ein scharfer Sporn in die Niederung vor. Er ist nicht nur sehr steil in der Wegerichtung nach abwärts, sondern fällt auch nach beiden Seiten schroff in die Tiefe. Sein schmaler Rücken ist mit großen Felsblöcken besät. Ein solches Stück Weg läßt sich ohne Unfall überwinden, wenn die Fahrrichtung durchweg eine gerade ist, das ist sie indessen hier nicht, sondern der Sporn wendet sich halbwegs nach der Tiefe scharf nach links. In die Biegung gelangt, wird mithin der an und für sich lange Wagen mit dem Spann von 18 Ochsen einen Winkel bilden, und es kann geschehen, daß bei der geringsten Unvorsichtigkeit oder auch nur durch unglücklichen Zufall die Ochsen den Wagen herumreißen und dadurch zum Fall bringen, statt ihn im Bogen in die Biegung gelangen zu lassen. Hier tritt an den Treiber eine die größte Geschicklichkeit in seinem Fache fordernde

Aufgabe heran, und dennoch ist man in solchen Lagen immer noch sehr vom Zufall abhängig. Nach Beratschlagung beschlossen wir jeden Wagen einzeln hinabzubringen, und trafen rasch die nötigen Vorkehrungen. Unter Obhut eines der Leute ließen wir den kleineren Wagen mit seinen Zugochsen auf dem Gebirge und richteten den anderen zum Abstiege her.

Die Hemme wurde scharf angezogen, um aber das Gleiten der Räder thatsächlich unmöglich zu machen, wurde durch ihre Speichen ein Pfahl gesteckt, da dieser durch die Drehung der Räder gegen die Bettplanke des Wagens gedrückt wird, so kann sich das so gefesselte Rad nicht weiter bewegen, als der Pfahl es erlaubt, es muß gleiten, und die Reibung verlangsamt die Bewegung. Die Hemmkette wurde an eins der Vorderräder befestigt, um auch dessen Drehung zu hindern. Doch hat dieses Verfahren seine zwei Seiten, weil die Festlegung des Rades auch die Drehfähigkeit des Vordergestelles des Wagens beeinträchtigt. Wir nahmen indessen hierauf Rücksicht und fesselten das linke Vorderrad, so daß bei der Krümmung des Weges nach links das äußere Rad nicht gehindert wurde, den größeren Bogen zu beschreiben. Mit diesen Vorrichtungen war indessen nur einer Gefahr, der zu schnellen Bewegung des Wagens, vorgebeugt, eine andere war schwieriger zu umgehen. Sie bestand in der bei der großen Steilheit des Weges nicht auszuschließenden Möglichkeit, daß der Wagen nach vorn auf die Zugochsen überkippte. Das kann namentlich dann leicht geschehen, wenn die Langachse des Wagens nicht ganz in der Wegerichtung liegt, sondern auf diese ein wenig geneigt steht. Auf ihren ersten Zügen zur Untersuchung des Landes haben die Boeren bei ihrer Überschreitung der Drakensberge sich oft in Lagen, wie die hier geschilderte, befunden und derartige Schwierigkeiten stets mit der ihnen in dieser Richtung eignen Findigkeit zu umgehen gewußt. Das von ihnen angewandte Mittel entschlossen auch wir uns zu benutzen. Wir hieben einen riesigen Dornbusch mit möglichst ausladenden Ästen ab und befestigten diesen an das hintere Ende des Wagens dicht über dem Griff der Hemme, die wir, da ja die Räder festgelegt waren, beim Abstieg nicht brauchen würden. Die Reibung des lang nachschleifenden Busches auf dem Erdboden hemmt etwaiges heftiges Nachvornschießen des Wagens, und sollte der vorerwähnte Fall eintreten, durch den letzterer zum Überkippen gebracht werden kann, so wirkt der Busch als Anker nach rückwärts resp. nach oben. Zwar hat diese Methode wieder den Nachteil, daß sie den Wagenlenker hindert, sich rasch von einer Seite des Gefährtes nach der anderen zu begeben, allein das war in unserem Falle nicht von Wichtigkeit, da die Wendung im Wege das Verharren auf der inneren Seite gebot. Alle leicht beweglichen Gegenstände im Wagen wurden stark befestigt, um ihr Vorrutschen zu verhindern, dann ging es, ob des schon erlittenen Schadens, zwar klopfenden Herzens aber doch mutig in die Tiefe.

Die vordersten Ochsen führte der Voorlooper an dem Tau, welches, von der Stirne des einen zu der des anderen laufend, sie miteinander verbindet. Neben dem mittelsten Paare der achtzehn Ochsen ging W., zwischen ihm und

dem Voorlooper Stürmann. Ihre Aufgabe bestand darin, auf Anruf die ihnen unterstellten Ochsenpaare zu sofortigem scharfen Anziehen zu veranlassen. Hinter W. kam der Treiber, dem dieselbe Pflicht hinsichtlich der drei hinteren Ochsenpaare oblag, auf der Wagenkiste saß ich selbst, um von da aus die allgemeine Beschaffenheit des Weges zu beobachten, danach die Bewegungen der einzelnen Ochsenpaare zu bestimmen und mittelst eines langen Sjamboks dafür zu sorgen, daß die letzten, die sogenanten Hinterochsen, der Wagendeichsel die Richtung gaben und dadurch den ganzen Wagen lenkten. Polternd und krachend ging es bergab, denn im Boden festsitzende Felsblöcke verursachten ein mächtiges, die Aufgabe der Hinterochsen ungemein erschwerendes Stampfen und Stoßen des Wagens. Andere Felsen waren vom Vorgänger fortgeräumt und seitwärts vom Wege aufgetürmt worden, sie bildeten ein schwieriges Hindernis für die vorderen Ochsen des Spannes, denen es schwer, ja oft unmöglich wurde, wenn nötig aus der Wagenspur herauszutreten, wo die Abschüssigkeit dies nicht selbst schon verbot. Dennoch gehorchten die Ochsen willig den an sie gerichteten Zurufen, und ohne Unfall erreichten wir die scharfe Biegung des Weges. Bujissa izinkabi, mache die Ochsen zurückkehren, d. h. lasse die Ochsen eine Wendung machen, rief ich dem Voorlooper zu, der darauf hin verpflichtet ist, im größten Bogen, den der zur Verfügung stehende Raum zuläßt, die Ochsen in die Biegung einzuführen. Es ist nun Aufgabe des Treibers, die nächsten Ochsenpaare ebenfalls in möglichst großem Bogen folgen zu lassen. Dies ist indessen öfters ungemein schwierig, weil die Tiere gern genau die Richtung ihrer Vorderläufer innehalten. Da diese aber mit den hinter ihnen befindlichen in verschiedener Richtung gehen sollen, so bildet das Zugtau im Punkte der Biegung einen Winkel, und auf den hinteren, besonders auf den an der inneren Seite der Wendung gehenden Ochsen lastet der Druck des von den vorderen in anderer Richtung gezogenen Taues, dem sie, wenn sie richtig gehen, sich so lange widersetzen müssen, bis sie selbst zur Wendung kommen. Auf meinen Anruf trat der Voorlooper in die Wendung, die wegen der seitwärts aufgehäuften Felsen und der Steilheit des seitlichen Abfalles des Spornes, auf dem der Weg entlang ging, bedenklich kurz ausfiel. Mit der größten Sorgfalt bestimmte ich den Zeitpunkt der Wendung jedes Ochsenpaares. Treulich drückten W. und Stürmann die ihnen unterstehenden Ochsen nach rechts, alle unsere Mühe war vergeblich, die hinteren Ochsen wurden durch den Zug der vorderen zu rasch zur Wendung gebracht, und wir steuerten grade auf einen mächtigen Felsblock los, der, wenn er unter unsere Räder kam, bedingungslos ein abermaliges Umkippen des Wagens, diesmal in weit bedeutendere Tiefe, zur Folge haben mußte. Vergebens schrie der Treiber in Tönen der Verzweiflung: bopa! bopa! hemme! hemme!, vergeblich sprang ich vom Wagen, um mit Aufbietung aller Kräfte die Hinterochsen nach rechts zu drücken, sie vermochten das Schieben des schweren Wagens von hinten, den Zug des mit achtzehn Ochsen bespannten Taues nach links nicht aufzuhalten. Der Wagen kam zu früh in die Biegung, der gefürchtete Felsblock faßte das linke Vorderrad,

der Wagen hob sich hoch in die Höhe, lief mehrere Meter nur auf seinen rechtsseitigen Rädern, dann neigte er sich zum Falle. Erschüttert, machtlos, den Sturz zu verhindern, sah ich den Wagen schon den steilen Abhang hinabrollen und meine Expedition am Ende, als die Rettung kam. Der hinten nachschleifende Akazienstrauch war noch nicht in die Biegung gelangt, bildete daher einen Winkel mit dem Wagen. Als nun dieser sich hob, um nach rechts zu fallen, wirkte das Gewicht des Strauches in entgegengesetztem Sinne und verankerte ihn nach links. Der anfänglich fehlerhafte Zug des Taues dahin kam uns jetzt auch zu gute, er wirkte weiter, und das Gewicht von 18 großen Ochsen legte sich gegen den vom linken Hinterrade jetzt erfaßten Felsblock. Dieser kam ins Wanken, löste sich von seiner Unterlage, und mit donnerndem Rollen stürzte er vom Rande des Weges in den linksseitigen Abgrund. Wie Jubel ertönte der den Ochsen Stillstand anbefehlende Ruf „Hanouw!“ von unser aller Lippen. Das Gespann folgte aufs Wort, und tiefaufatmend rasteten Menschen und Tiere nach überstandener Arbeit und Gefahr.

Ohne Unfall vollzog sich der Rest des Abstieges, sowie der des zweiten Wagens, und im Tieflande angelangt, fanden wir Gelände, welches leichteres Vorwärtskommen gestattete.

Schon die nächsten Tage bewiesen uns, daß wir eine andere Welt betreten hatten. Das Land ist hier verhältnismäßig dicht bevölkert, und täglich fanden sich die Bewohner der umliegenden Krale bei unserem Wagen ein, teils um müßig herumlungernd die Fremden zu betrachten, teils um die Erzeugnisse ihrer Gärten für bunte Glasperlen, Kupferdraht, Kattun oder eiserne Hacken zu verkaufen. Besonders reichlich schien vorzüglicher silberheller Honig zu sein. Nicht unerhebliche Mengen wurden uns gebracht und verhältnismäßig billig erworben. Mein Treiber Jack, ein unternehmender, lustiger Mensch, fand indessen nach wenigen Tagen, daß wir den Honig zu teuer bezahlten, resp. daß wir, wenn wir soviel davon kaufen wollten, als er und die anderen Leute gern gegessen hätten, unser Vorrat von Tauschwaren schneller als vorgesehen, verausgabt sein würde. Er schlug vor, die Bezahlung für den Honig nicht nur zu ersparen, sondern auch größere Mengen der beliebten Speise herbeizuschaffen, indem wir selbst sie in den Wäldern suchen gingen. Wenn auch unsere Bemühungen anfänglich fruchtlos verliefen, so stellte sich doch rasch die nötige Übung im Erkennen honigführender Bäume oder Felsen ein, und bald konnten selbst unsere von gutem Appetit gesegneten Leute nicht mehr über knappe Bemessung der ersehnten Delikatesse klagen. Allein wir sollten die so mühelos gewonnene Erfahrung nachträglich noch teuer bezahlen müssen. Eines Tages waren Jack, Stürmann und Masala mit einer ungewöhnlich großen Menge Honig heimgekehrt, der jedoch schon ziemlich entwickelte Brut, d. h. Maden enthielt. Um indessen den noch brauchbaren Teil des an sich schönen, hellen Honigs wenigstens zu verwerten, filtrirten wir ihn durch ein Stück blauen Gazestoffes, von dem wir unter unseren Tauschwaren eine Quantität besaßen. Unser Zweck wurde erreicht, denn es gelang, den Honig

von der Brut zu trennen, allein wir erhielten eine unerwartete Zugabe in einer intensiv hellblauen Färbung des filtrierten Materials, welche es dem als Filter benutzten billigen Stoffe verdankte. Noch beklagten wir die unerwartete Wendung, als plötzlich wie ein Gewittersturm ein Bienenschwarm dahergejagt kam. Die Tierchen stürzten sich mit blinder Wut auf den in verschiedenen Gefäßen aufgestellten Honig, und da wir, Weiße wie Schwarze, wegen der noch nicht vollendeten Arbeit nach Honig rochen, auch auf uns. Wir hatten keinen Augenblick zu verlieren. Selbst das reißendste Tier hätte uns weniger erschreckt als der Bienenschwarm, vor dem wir, weil uns jede Waffe gegen ihn fehlte, unbedingt kapitulieren, d. h. ausreißen mußten. Den Honig unsern Angreifern überlassend, stürzten wir so rasch, als unsere Beine uns tragen konnten, nach dem nur wenige Schritte entfernten Lusutu-Flusse, in dessen Wasser wir untertauchten, um uns der anhaftenden Bienen zu entledigen, und um den uns verfolgenden zu entgehen. Ab und zu tauchten wir auf, um Luft zu schöpfen, duckten jedoch rasch wieder nieder, wenn wir noch Feinde in der Nähe gewahrten. Als die rasenden Tiere kein angreifbares Wesen mehr wahrnahmen, schien ihnen Beutegewinnung wichtiger als Kampf; sie ließen von uns ab, um sich der Einsammlung des beim Wagen befindlichen Honigs in Muße zu widmen. Wir entdeckten bald die günstige Änderung unserer Lage und begannen, unsere Köpfe wieder länger über Wasser zu halten. Auch Jack tauchte triefend empor. Sein breiter, immer zum Lächeln bereiter Mund öffnete sich ein wenig, zwischen seinen leuchtenden Zähnen kamen halblaut die Worte hervor: Zialuma izondudwe lezo! Was die Viecher stechen können! Wir entnahmen daraus, daß Jack weniger gut davon gekommen war, als wir selbst, die wir wenig gelitten hatten. Als Jack unser stilles Lächeln wahrnahm, verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen, und er brach in die Worte aus „Ngisikohlisile kodwa“. (Ich habe ihnen aber doch einen Streich gespielt.) Dabei brachte er unter dem Wasser einen Topf hervor, den wir kurz vorher mit Honig gefüllt hatten, was aber seiner engen Mündung wegen nur mit Schwierigkeiten möglich gewesen war. Im Augenblick des eiligen Aufbruches hatte Jack noch Besinnung genug gehabt, sich dieses Kruges zu versichern, mit seiner flachen Hand hatte er die Öffnung unter Wasser zugedeckt und dadurch dessen Eindringen verhindert, jetzt produzierte er den Krug, stolz in dem Gedanken, daß es ihm doch gelungen sei, die angreifenden Bienen zu überlisten. Obwohl wir alle noch bis zur Leibesmitte im Wasser standen, mußten wir doch über diesen Beweis von Jacks Erwerbs- und Erhaltungssinn herzlich lachen, was Jack nur zu der Bemerkung veranlaßte: Lacht nur, Honig werdet ihr doch essen wollen. Vorsichtig näherten wir uns den Wagen. Noch waren sie von Bienen umschwärmt, doch hatte deren größter Teil sich auf die Honigtöpfe gestürzt, auf und an denen sie in dichten Massen klebten. Wir sammelten rasch große Bündel trockenen Grases, befestigten sie an langen Stangen, zündeten sie an und fuhren mit diesen Feuerbränden über die dicken Klumpen dicht gedrängter Bienen hin. Zwar veranlaßte sie dies zu sofortigem Ausschwärmen, allein sie

dachten nicht mehr daran, uns anzugreifen, ihr Streben war allein auf den Honig gerichtet, zu dem sie stets zurückkehrten. Allmählich wurden wir ihrer Herr und konnten unser Quartier im Wagen wieder beziehen. Unser Honig aber war dahin. Was die Bienen nicht fortgetragen hatten, war von den versengten Flügeln und Körpern der Tiere verdorben und konnte nicht mehr benutzt werden. Jack behielt Recht. So lange der von ihm gerettete Honig reichte, und es war der einzige, den wir nach Verlassen des Lusutu auf lange Zeit zu sehen bekamen, erinnerte uns seine schöne hellblaue Farbe, durch die wir uns den Genuß nicht vergällen ließen, stets an den tragikomischen Vorgang, dem er sie verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus neuen Büchern.

„Wenn der endliche Sieg, den eine Nation über ungünstige Verhältnisse erringt, der Maßstab für die Größe derselben ist, so ist Deutschland die größte Nation der Welt."

Aus: Frank Van der Lip „Amerikas Eindringen in das europäische Wirtschaftsgebiet."

* * *

„Erkennen und verehren wir, was wir besitzen! Der Weg ist uns gewiesen: er führt vom Schauen zum Glauben! Beschreiten wir ihn, dann wird auch bei geschärftem Unterscheidungsvermögen die Erkenntnis sich einstellen für alle echten Erscheinungen künstlerischen Schaffens in unseren Tagen: der Maßstab für ihre Schätzung wird darin zu finden sein, inwieweit sie neben jenen größten uns in einer religiösen Weltanschauung bekräftigen. Eine neue große Kunst und Kultur aber kann erst wieder aus gemeinsamem christlichen Glauben erwachsen. Nur dem Glauben entblüht das Schauen!"

Aus: Schauen und Glauben. Von Henry Thode. Heidelberg 1903. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Jesus in der Gegenwart.

Lesefrüchte von

Martinus.

„Man ist nicht Christ, weil man in dieser oder jener Kirche auferzogen wurde, weil man Christ sein *will*, sondern **ist** man Christ, so ist man es, weil man es sein *muß*, weil kein Chaos des Weltgetriebes, kein Delirium der Eigensucht, keine Dressur des Denkens die einmal gesehene Gestalt des Schmerzensreichen auszulöschen vermag."

Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

„Erst in der neuesten Zeit entwickelte sich eine freie Theologie, die es wagte, von dem, was sie als das historische Bild Jesu mit seinen zeitgeschichtlich bedingten Zügen erkannte, deutlich zu differieren und für sich das Recht der Abweichung auch von Jesus frei in Anspruch zu nehmen in der Erkenntnis, daß es wichtiger sei, mit ihm in der unbedingten Wahrhaftigkeit des Wesens als in den Ansichten über Menschen und Sachen, über Weltkatastrophen und Zukunftshoffnungen übereinzustimmen."

Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert.

„Kein Jahrhundert vorher hat sich so um ihn gemüht, so heiß danach getrachtet, seine wahren geschichtlichen Züge zu schauen, keines hat ihn so in die großen bewegenden Fragen hineingestellt und eine Antwort aus dem Munde des schlichten Mannes von Nazareth gesucht wie dies Jahrhundert der Kritik. — Nur immer lebendiger, immer reiner wird sein Bild vor den Augen der Menschheit erstehen, und er wird ihr das Herz abgewinnen, bis alle immer mehr in sein Bild verwandelt werden.

Weinel a. a. O.

„Fast alle unsere Jesusbilder sind falsch empfunden, oder sie stellen nur die eine Seite seines Wesens dar, indem sie sich bei kleineren Geistern im Gebiet des Weichlich-Sentimentalen, bei größeren im Gebiet einer klassischen Ruhe und Erhabenheit bewegen. Und man meint, das höchste

gesagt zu haben, wenn man seine Seele als einen unergründlich tiefen, aber klaren und stillen Bergsee schildert. Nein, auch er hat gekämpft und gelitten, auch bei ihm gab es Stürme, und die Wogen seines inneren Lebens gingen hoch und höher. Auch er mußte zweifeln und ringen um seinen Gott, um die Erkenntnis seines Willens und um die Ergebung in ihn. Ja stürmischer als in vieler Menschen Herzen war der Kampf in ihm. Herber seine Traurigkeit über die Verständnislosigkeit, den Stumpfsinn und den Widerstand der Massen und über die Feindschaft der berufenen Führer des Volks; aber auch jauchzender seine Freude, glühender seine Dankbarkeit, wenn er sah, wie er die Seelen und die Geister der Krankheit überwand, wenn sein Jubelruf ausbrach: Kommet her zu mir alle! und er in überschwenglicher Freude schon den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sah." Weinel a. a. O.

„Das ist das Bild des Menschentums, wie es Jesus als „Gottessohnschaft" vor Augen steht: ein geschlossenes, festes, tapferes Leben voll Güte und Milde, voll Arbeit und hilfsbereiter Liebe für die andern, ein Leben in Schlichtheit und wahrer Armut und darum eben ein Leben voll stolzer, ihres Gottes sicherer, freimütiger Kraft." Weinel a. a. O.

„Nietzsche kennt das wahre Wesen des Christentums nicht, wenn er in ihm nur weibische, plebejische, feige Züge der Selbstverneinung, der Askese, der Weltflucht, eine Selbstverstümmelung des Menschen, eine ungesunde Schwächlichkeit und Willenserkrankung sieht. Nietzsche kommt von Schopenhauer her, dessen reiner, ungeschminkter Atheismus es ihm angetan hat, gegen dessen Pessimismus mit seiner lebenzerstörenden Tendenz sein starkes Lebensgefühl, das auf unbedingte Bejahung der Individualität dringt, aufs schärfste reagiert. Er bejaht den Atheismus und verneint den Pessimismus und macht den grandiosen Versuch einer Gott rücksichtslos verneinenden, das Leben rücksichtslos bejahenden Welt- und Lebensauffassung. Er sieht nur das pietistische, weichliche, sentimentale, weltflüchtige Christentum, er sieht das Christentum in der Einseitigkeit und Ungesundheit einer seiner kirchlichen Erscheinungsformen, er sieht nur das Nein Buddhas, das Nein Schopenhauers darin und glaubt daher jenes „Nein" des Christentums als ein Attentat auf alles gesunde Leben aufs schroffste zurückweisen zu müssen." „Nun, gewiß ist die Religion, die Jesus verkündet und lebt, eine Religion der Selbstverleugnung, die dem Egoismus die Axt an die Wurzel legt, die einen Vernichtungskrieg führt gegen alle wilden Schößlinge, die am Lebensbaum wuchern, aber diese vom Christentum geforderte Selbst-

verneinung und Selbstverleugnung ist doch nur ein Mittel zum Zweck einer höheren Selbstbejahung und Selbsterhaltung. Das Christentum Jesu zeigt hoheitsvolle Selbstverneinung, aber auch feurige Lebensbejahung, es zeigt eine Selbstherrlichkeit und Aristokratie des Geistes, wie sie gar nicht überboten werden kann." König, Jesus, was er uns heute ist.

„Das ist Jesus: nicht ein müder, nervöser Dekadent mit schmerzverzogenem Antlitz, sondern ein wahrhaftiger, heldenhafter Mann voll Zartheit, Liebe und Güte, das Herz erfüllt von einem sieghaften Glauben an Gott, der zu ihm redet im Wachsen der Saat, im Sausen des Windes, im Schrei der Raben. Alles Edel-Menschliche und Natürliche ist nicht sein Feind, sondern ihm im Innersten verwandt." Weinel a. a. O.

„Jesus war kein Nationalökonom, er kannte keine Statistik, er denkt nicht an Gesetze, er politisiert nicht, aber er hat für das sittlich Unerträgliche die offensten Augen, die es je gegeben hat. Unerträglich aber ist seinem zarten und tiefen Gefühl das Nebeneinander von Überfluß und Mangel. Was heute tausend Gewohnheitschristen ohne Grauen täglich ansehen können, daß Schwelgerei und Hunger in derselben Straße wohnen, das beunruhigte die Seele Jesu." —

„Will man Jesus richtig darstellen, so darf man ihn nicht unter Säulengänge und neben Altäre stellen, sondern unter Strohdächer und an die Ränder von Dorfwegen. Jesus war nicht herablassend im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war arm, einfach, anspruchslos wie die, für die er lebte." — „Wer kann die Schwindsucht in unseren Arbeiterkasernen, die Kindersterblichkeit in unseren Industriegegenden gleichgültig betrachten, solange er nur noch einen Hauch verspürt aus der großen Seele Jesu? O, daß der Geist der Tat aus der Bibel auerstände und ins heutige Leben hineinstiege! Wir seufzen in diesem Jahrhundert der Reden nach Männern der Tat. Sie sind nicht zu erwarten aus der Schule der Philosophen; wir müssen sie hoffen aus dem Kreise der wahrhaftigen Jünger des Nazareners."
Naumann, Jesus als Volksmann.

Die Tat.

Von

Rudolph Stratz.

Als die Pferde anzogen und der Wagen hinausrollte auf die im weißen Staub flimmernde Chauſſee — zur Linken das blaue Mittelmeer, zur Rechten das Palmengefieder und die Cypreſſenſäulen, die Roſenhecken und Lorbeerwände der Riviera —, da lehnte er ſich befriedigt in die Kiſſen zurück und ſagte nur: „Gott ſei Dank, — nun iſt man doch endlich einmal wieder allein!“

„Aber die beiden Damen ſind doch ſo nett!“

„Gewiß! Aber der Menſch iſt doch eben nur einmal auf der Hochzeitsreiſe.“

„Sie ſind doch ſo diskret! Sie halten ſich doch ſo zurück!“

Er wandte den Kopf und ſchaute nach dem Hotel zurück, auf deſſen Veranda ſich undeutlich zwei dunkle Frauengeſtalten abzeichneten. „Na ja, Schatz! Ich hab' nichts gegen die Beiden! Weder gegen die Mutter noch gegen die Tochter! Im Gegenteil — ich bin froh, daß du mal eine Anſprache gefunden haſt. Ich glaube, ſechs Wochen haben wir Beide überhaupt mit Niemandem ein vernünftiges Wort geredet!“

Sie nickte, leiſe lächelnd. Sechs Wochen. So lange waren ſie nun ſchon Mann und Frau. Und er wiederholte: „Wozu auch vernünftig ſein? Man iſt doch nur einmal auf der Hochzeitsreiſe?“

Dabei ſtreifte er mit einer heftigen Bewegung die Zigarrenaſche am Wagenrand ab. „Und man iſt ein Eſel, wenn man ſich dieſe einzige Zeit ſelber vergällt!“

Sie ſchaute ihn bang an. „Was haſt du denn nur — ſeit geſtern?“

„Eine Erinnerung! Auf einmal iſt ſie da. Nichts zu machen! Da fährt man nun mit ſeinem Lebensglück an der Seite durch ein irdiſches Paradies und iſt jung und geſund und hätte nichts Beſſeres zu tun, als zu ſchauen und zu küſſen und ſeinem Schöpfer zu danken — nein — wie verhext .... da ſeh' ich immer wieder eine Waldwieſe — ſo an 'nem rechten, trüben Novembermorgen — und .... äh — wozu daran denken? Aber man muß! ....“

„An das .... das, was du mir vor der Verlobung sagtest?"

Er zuckte finster die Achseln. „Ich hab' nun einmal das Unglück gehabt, meinen Gegner im Duell zu erschießen! Wider meinen Willen! Ich wollt' ihn gar nicht treffen. Ich fühlte mich gar nicht recht von ihm beleidigt, — lieber Gott — ein Renkontre auf dem Maskenball — und solch ein blutjunges Muttersöhnchen .... aber .... was hilfts?"

„Das ist doch jetzt alles vorbei! Du hast doch schwer genug dafür gebüßt!"

„Das hab' ich — weiß Gott! Mitten aus dem Beruf, mitten aus dem Lebensgenuß heraus drei lange, unwiderbringlich verlorene Jahre auf der Festung — und wenns nur das wäre — aber die Selbstanklagen, die Gewissensbisse — und dann der feierliche Schwur, nie mehr, unter keinen Umständen, im Zweikampf Menschenblut zu vergießen — und gleich darauf, wie ich wieder frei bin, sucht ein Freund des Toten Händel mit mir und fordert mich, um den armen Kerl zu rächen — und daß ich die Satisfaktion verweigerte, das kostete mich die Hälfte meines Verkehrs, mein gesellschaftliches Ansehen, meine öffentliche Stellung, mein Offizierspatent —. Ich hab' durch jenen Schuß im Morgengrauen der Reihe nach eigentlich alles verloren — alles — bis ich dich gefunden hab' ....!"

Er legte den Arm um sie und sah ihr ernst ins Gesicht.

„Du mußt mich für Vieles entschädigen, mein Lieb! Du bist alles, was ich jetzt auf der Welt hab' — du bist das Glück, das ich mir endlich doch zurückerobert hab' vom Leben!"

Sie schaute sich um, ob Niemand in der Nähe sei. Dann bot sie ihm die Lippen zum Kuß. „Warum denkst du denn nur an die traurigen Sachen?" frug sie leise und zärtlich.

Er antwortete nicht gleich, sondern sann düster vor sich hin. „Es ist was Merkwürdiges mit der Erinnerung!" begann er endlich. „Sie hängt an Gott weiß was für Dingen — an Farben und Gerüchen — an Tönen — an Bildern — aber ganz unbewußt! Man begreift nicht, wodurch sie plötzlich, nachdem sie Jahre lang geschlafen hat, wieder aufwacht! Irgend einen Grund muß es ja haben! Irgend ein Grund ist ja auch jedenfalls da, warum ich seit gestern so verwandelt bin — melancholisch auf der Hochzeitsreise — es wäre ja zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre! — nur: ich kann ihn nicht finden und das quält mich!"

Sie schwieg mit traurigem Gesicht. Der Wagen rollte weiter durch die südliche Frühjahrspracht. Die Sonne brannte vom blauen Himmel,

der frische Seewind kühlte die Stirnen, es duftete und grüßte schmeichelnd aus dem bunten Blumenmeere am Weg — die ganze Welt schwamm in Glanz und Glut und leuchtete weit hinaus, wohin nur das Auge, neue Schönheiten suchend, flog — aber sein Antlitz blieb unerhellt, und schließlich murmelte er nach einer langen Pause: „Wenn es dir recht ist, kehren wir um! Mir tut das alles förmlich weh! Ich mag es gar nicht schauen! .... Ja? .... Eh .... voltate, vetturino!"

Eine Viertelstunde vor dem Hotel, da, wo die Straße sich häßlich zwischen hohen Mauern hinzog, stiegen sie aus und gingen oben durch den Olivenhain zu Fuß. Plötzlich sagte er „Sieh' mal — da kommen ja die zwei Damen! Die haben vor Tisch noch Veilchen gepflückt!"

„Wir können ja noch ausbiegen, wenn du willst!" Sie blieb stehen. Aber er verneinte. „Ich bin heute ein so miserabler Gesellschafter! Ich muß dich schon heute den Andern überlassen!"

Sie begrüßten sich mit den beiden Fremden, der Mutter und der Tochter, und wandelten gemeinsam zu dem Hotel zurück. Die drei Frauen eifrig plaudernd, er schweigsam daneben.

An seiner Seite schritt die Jüngere der zwei Reisebekannten. Sein Blick streifte sie zuweilen flüchtig. Sie war zu Mitte der zwanzig und gar nicht hübsch. Und doch konnte er auf einmal das Auge nicht von ihr wenden, während die alte Dame seiner Frau erzählte, daß sie und ihre Tochter fast immer auf Reisen seien. Im Süden, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen. Ihre Jüngste habe sich ihr ganz gewidmet, um der Mutter nach einem schweren Schicksalschlag, der sie körperlich und geistig auf Jahre niedergeworfen, im Leben zur Seite zu stehen. In dem bißchen Leben, das ihr noch übrig blieb .... Die junge Frau hörte teilnahmsvoll zu. Es schimmerte feucht in ihren sanften, jungen Augen. Viel Mitleid und ein ganz wenig Neugier. Sie warf dem Gatten einen verstohlenen, vorwurfsvollen Blick hinüber, der sagte: Nun hatt' ich dich doch gestern Abend eigens gebeten, im Fremdenbuch nachzusehen, wer die Damen sind! Und du hast es richtig vergessen. . . .

Er achtete nicht darauf. Er fühlte, wie ihn plötzlich mitten in dem Frühlingssonnenschein ein Fröstеln überlief — ein Grauen, das erkältend von innen kam. Bei einer Biegung des Weges hatte er zufällig das Profil des jungen Mädchens neben ihm scharf wie einen Schattenriß vom Himmel abgezeichnet gesehen, und im selben Augenblick wußte er, warum ihm seit gestern, seit sie zuerst an der Table d'hôte einander kennen gelernt, die Erinnerung an den Zweikampf vor Jahren nicht mehr aus dem Kopf kam. . . .

Nach dem Zweikampf hatte es ihn, in Reue und Not, spät Abends in die Klinik getrieben, wo der Verwundete noch lag und lebte. Er wollte ihn um Vergebung bitten. Aber als er kam, war es eben zu Ende, und zum erstenmal sah er in Ruhe das Gesicht des Menschen, den er im ganzen nur dreimal in seinem Dasein erblickt — auf dem Maskenball, beim Duell und nun auf dem Totenlager.

Dies Gesicht, dies jugendlich-ernste Profil, über das flackernd der Schein der Gaslampe spielte, hatte sich ihm unvergeßlich eingeprägt — diese Linien eines Menschenkopfes, aus denen seine Hand das Leben verscheucht. Er hob scheu den Blick zu der, die ahnungslos neben ihm schritt — er sah wieder von der Seite ihr Antlitz und nun wußte er genau: Ja — das waren dieselben Züge! Das war das Ebenbild dessen, den er getötet ...

„Was mich so schwer getroffen hat, meine liebe junge Frau?" sagte drüben die alte Dame mit ihrer sanften, gütigen Stimme. „Möge Ihnen solch eine Prüfung erspart bleiben! Ich habe vor Jahren meinen einzigen Sohn von einem Tag zum andern verloren!"

„Oh Gott! durch einen Unglücksfall?"

„Durch Mörderhand."

Und nach einer Weile setzte sie, äußerlich ruhig, hinzu: „Männer nennen es ja wohl Zweikampf. Ich verstehe das nicht. Ich weiß nur, daß ein Mensch auf Erden lebt und herumgeht, der mit der Waffe auf mein Kind gezielt und es niedergeschossen hat. Seitdem leb' ich nur noch so hin .... nur noch halb. ...."

„Zum Glück!" sagte sie dann mit einem leisen Lächeln, das ihr müdes altes Gesicht verschönte, „glaube ich noch an den lieben Gott und hoffe, daß ich meinen Jungen dereinst da oben wiedersehʼ! Nun — da sind wir am Hotel! Seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen mein Leid geklagt habʼ! Es war nicht recht. Hochzeitsreisende sollten gar nicht wissen, daß es soviel Kummer auf der Welt geben kann."

Sie nickte dem jungen Ehepaar freundlich zu und trat mit ihrer Tochter in den Garten. Die beiden anderen stiegen hinauf in ihr Zimmer. Dort faßte er seine Frau am Arm. Seine Wangen waren fahl, seine Stimme klang heiser. „Packe rasch die Koffer .... wir müssen weg .... ich laufe jetzt gleich zum Bahnhof — du komm' hinterher — wir fahren mit dem nächsten Zug. ...."

„Aber warum denn — um Gotteswillen?"

„Das sage ich dir später! Frage nicht weiter — nimm die Sachen zusammen — es erdrückt mich hier in dem Haus. .... Was hast du denn? Warum wirst du denn so bleich?"

Sie stand am Fenster und schaute verstört in den Garten. Da unten saßen die beiden Damen. Das Fremdenbuch lag vor ihnen. Sie hatten es sich, wie ja das auch ihre Absicht gewesen, kommen lassen, um zu sehen, wie eigentlich das Hochzeitspärchen hieße. Nun war das Buch weit zurückgeschoben. Der oben wußte, warum. Der Namen hatte ihnen entgegengegrinst, den sie seit Jahren Tag um Tag verfluchen mußten. . . .

Die alte Frau zürnte nicht einmal. Sie weinte nur fassungslos vor sich hin, hülflos, überwältigt. Vielleicht war sie ihrer Sache auch gar nicht sicher. Es konnte ja auch eine Namensgleichheit vorliegen. Aber die Wunde war nun einmal aufgebrochen und heiße Tränen flossen aus ihr hervor. Die Tochter an ihrer Seite bemühte sich umsonst, sie zu trocknen und Trostworte zu spenden.

Die junge Frau am Fenster sah ihren Mann an. Ihr angstvoller Blick frug: Bist du das?

Und ebenso stumm war seine Antwort: Ja — ich! Leise, hastig, wie zwei Verbrecher, schlichen sie hinten aus dem Hause und zur Bahn. Fort — nur fort! Und als der Zug an der Riviera hinflog, bald durch die Nacht der Tunnels, bald längs des blauen Meeresstrandes, stöhnte er auf und griff mit seiner Hand nach der ihren, um einen Menschen an seiner Seite zu wissen. Aber da krampfte sich sein Herz vor Schrecken zusammen: Ihre Linke hatte unwillkürlich, als er sie berührte, vor ihm zurückgezuckt! . . . . Und wie er in ihr blasses Gesicht schaute, da bemerkte er darin deutlich das Bangen vor dem Mann, an dessen Hand Blut klebte und sich dort drüben zu heißen Muttertränen wandelte. Er fühlte: Er war ihr in diesem Augenblick ein Fremder! Etwas Fremdes war in ihre Ehe getreten. Der Zauber der Flitterwochen, die Seligkeit eines einzigen und unteilbaren Glücks waren dahin. Jetzt gab es für sie wieder ein „Ich“ und ein „Du“, und zwischen ihm und ihr wohnte ein leises Grauen.

Ihm war, als rauschten schwarze Fittiche über ihm — die Tat, die eherne, untilgbare Tat, deren Schatten immer wiederkehrten, deren Schatten sein ganzes Leben überwölbten. Es gab kein Entrinnen vor dieser Tat. Was durch seine Hand geschehen war, stand fest in Ewigkeit und wirkte weiter zu seinem Fluch. Und im Rollen und Rasseln der Räder klang eintönig, rastlos eine Stimme an sein Ohr: „Kain! — Kain! Wo ist dein Bruder Abel?“ und er starrte mit leeren Augen vor sich hin in das Dunkel des Tunnels und hörte immer wieder nur das gleiche: „ . . . . Kain! . . . . Kain! . . . .“

Zu Ludwig Richters Jahrhundertfeier.

Von

Karl Budde.

Am 28. September wird es hundert Jahre, daß Ludwig Richter zu Dresden das Licht der Welt erblickte. Manche Jahrhundertfeier wird unter uns begangen, deren Helden man erst für die paar Festtage zu künstlichem Leben erwecken muß, um ihn dann wieder ruhig weiter schlafen zu lassen. Von Ludwig Richter gilt das nicht. Er tritt seinen hundertsten Geburtstag lebendig an, und Scharen von Verehrern sammeln sich ungerufen zu seinem Festzuge. Denn seit Richter vor neunzehn Jahren von uns geschieden, ist sein Ruhm nicht gesunken, sondern stetig gestiegen. Man nennt ihn wohl den deutschesten aller Künstler. Solch ein Schlagwort trägt in seiner Kürze notwendig etwas Einseitiges und Mißverständliches an sich, und man hat Ludwig Richter neuerdings wiederholt Unrecht getan, indem man seine Würdigung lediglich und hartnäckig an dies schöne Beiwort anknüpfte. Aber wahr bleibt es doch insofern, als kein anderer Künstler bei dem deutschen Volke, und gerade bei seinem Kern, dem gebildeten Mittelstand, solchen Anklang, so ungeheure Volkstümlichkeit erlangt hat wie Ludwig Richter. Aber die hohe Schätzung, in der er heute steht, hat diese Stufe der halb unbewußten Neigung aus dem Gefühl der Wahlverwandtschaft überwunden. Viele der besten Illustrationswerke Richters sind verschollen; vergriffen, verschlissen unter den Händen vergangener Geschlechter, der Kinder in erster Reihe. Was noch neu aufgelegt wird, hat nicht mehr die alte Zugkraft. Die Gegenwart verlangt ihr Recht, der Deutsche von heute ist nicht mehr derselbe wie der von 1850. Wirksamere Arten der Wiedergabe sind an die Stelle des bescheidenen Holzschnitts getreten, der obendrein vielfach nicht mehr in der alten Weiche und Schönheit aus der Presse hervorgeht. Wenn Richter heute so hoch gewertet wird, wenn seine Originalarbeiten wie die Bücher, die er mit Bildern geschmückt, geradezu schwindelnde und schwindelhafte Preise erzielen, wenn man sich um das bekritzelte Blättchen aus seinem Papier-

korb und um das von Schmutz starrende Leihbibliotheksexemplar eines seiner Kalender noch reißt, so hat das andere Gründe als die unbewußte, laienhafte Vorliebe der Mitlebenden. Es beruht vielmehr auf künstlerischen Eigenschaften des Meisters, über die sich das Urteil nachgerade abgeklärt hat. Nicht nur Liebhaber sammeln seine Werke, sondern die ersten Kunstanstalten Deutschlands müssen sich trotz der hohen Preise entschließen, ihn als einen der Klassiker des 19. Jahrhunderts möglichst vollständig einzuheimsen. Wenige von dessen großen Namen haben auf die Dauer mit dem seinen Schritt halten können; in seinem besonderen Gebiet steht er unter allen als der erste da. Wenn selbst eifrige Vertreter der neuesten Kunstbestrebungen gerade Ludwig Richter vor den meisten seiner Zeitgenossen hochhalten, so liegt das vor allem an seinem gesunden Realismus, der unbedingten Wahrheit und Lebendigkeit seiner Schöpfungen. Was er darin geleistet, ist umso erstaunlicher, da er zu seinen Arbeiten keines Modells bedurfte, auch keine Figurenstudien auf Lager hielt, sondern alles, wie man heute spottend sagt, „aus der Tiefe seines Gemüts" schöpfte. In Wirklichkeit ist jede Figur nach der Natur gezeichnet, ihr geradezu abgelauscht: das Auge des Meisters besitzt nur eine so ungeheure Aufnahmefähigkeit und ein so zähes Gedächtnis, daß er für jede denkbare Gelegenheit das Richtige vorfindet und wirkliche Gelegenheitsarbeit zu liefern imstande ist. Aber zu diesem Realismus kommt eine Tiefe der Empfindung und ein Reichtum der Phantasie, wie sie sich gerade mit so ausgeprägtem und strengem Formensinn nur ganz selten vereinigen; dazu eine Fähigkeit der Anempfindung und Anpassung, wie sie nur der höchsten Bildung zu eignen pflegt. Man suche den Künstler, der so verschiedene Gebiete wie er unbedingt beherrscht, dem so verschiedene Kostüme — das Wort im weitesten Sinne gebraucht — wie angegossen sitzen. Das frühe Mittelalter in Dullers Geschichte, die Ritterzeit im Musäus, das bürgerliche Leben der Renaissance ebendort, im Bechstein und unzähligen anderen Arbeiten, das Rokokozeitalter im Landprediger, die Biedermeierzeit in seinen Jugendwerken und späterhin immer wieder, das bäuerliche Leben der verschiedensten Gegenden im Hebel, der Spinnstube und Voer de Goern, das bürgerliche seiner Gegenwart in zahllosen Büchern, dazu tiefernste Religiosität und die tollste Posse: alles überzeugt, alles täuscht in gleichem Maße, überall finden wir uns mit einem Schlage in die gewünschte Umgebung versetzt und glauben in ihr zu leben. Man wird dieser Vielseitigkeit, in der ihm nur Moritz v. Schwind annähernd gewachsen ist, meistens durchaus nicht gerecht, man verschleißt ihn lediglich als den Darsteller des Kleinbürgertums, man weist ihm nur das Gebiet

der Idylle und des Philistertums zu. In einem Briefe aus dem Jahre 1844 aus meinem Besitze schätzt er sich anders ein: für romantische und humoristische Arbeiten empfiehlt er sich besonders. Und in der Tat braucht man nur die beiden Bändchen seiner Studenten- und Volkslieder von 1844 und 1846 in die Hand zu nehmen, diese unvergänglichen Meisterstücke der Illustration, um zu staunen über die überschwängliche Fülle der blühendsten und zartesten Romantik wie des frischesten und köstlichsten Humors, die ihm zur Verfügung stand. Man schätzt ihn falsch, weil man seine besten Werke kaum kennt und weit überwiegend nach den Bilderfolgen seiner späteren Jahre urteilt. Da war seine Lebensfreudigkeit durch den Tod der Gattin gebrochen, sein Schaffen durch schweres Augenleiden gehemmt, seine künstlerische Phantasie erlahmte nach und nach, und immer mehr bildete die Manier sich aus. Selbst die Zeichnung wird da vielfach falsch, weil das kranke Auge die Bilder entstellte. Von 1838 bis 1857, da suche man den wahren Ludwig Richter und schrecke am Anfang nicht zurück vor den Verhunzungen, die die Ungeübtheit der Holzschneider verschuldete. Was ihm da noch fehlt, dafür mache man das Zeitalter, nicht ihn, verantwortlich; die meisten Ausstellungen, die man heute hört, lassen sich dahin zusammenfassen, daß Ludwig Richter im Jahre 1803, und nicht 1860 oder 1870, wenn nicht gar 1880, geboren ist.

Dem Jubeljahr fehlt es nicht an einer glänzenden Heerschau der Werke des Meisters. Seine Vaterstadt Dresden, vertreten durch die Dresdener Kunstgenossenschaft, hat es sich nicht nehmen lassen, dafür zu sorgen, indem sie der Sächsischen Kunstausstellung des laufenden Jahres auf der Brühlschen Terrasse eine Ludwig Richter-Ausstellung anfügte. Kein Geringerer als Karl Woermann hat sich der unsäglichen Mühe unterzogen, über 600 Originale des Meisters, weit überwiegend aus Privatbesitz, zusammenzubringen, mit der höchsten Einsicht und dem feinsten Geschmack zu ordnen, stimmungsvolle Räume dafür herzurichten und endlich einen Katalog dazu abzufassen, der bleibenden Wert behalten wird. Dem Richterverehrer bietet nicht nur die Ausstellung selbst hohen Genuß, sondern auch die aufmerksame Beobachtung der zahlreichen Besucher, an denen sich der Zauber der Schöpfungen des Meisters immer wieder in unverhohlenen Ausbrüchen der Freude und Begeisterung äußert. Besonders wertvoll ist die Vereinigung von fast 40 Ölgemälden des Meisters aus den Jahren 1824—1847, die allerdings keineswegs, wie man wohl gemeint hat, sein ganzes Werk, sondern sicherlich kaum die Hälfte davon darstellen. Der Watzmann von 1824, das Mädchen auf

der Wiese von 1826, Civitella von 1827,[1]) der kleine Teich im Riesengebirge von 1839, die Überfahrt am Schreckenstein von 1840, Genoveva von 1841 dürften die Höhepunkte seines Könnens auf verschiedenen Stufen und Gebieten am besten kennzeichnen. Daß er zu den besten Landschaftern seiner Zeit gehörte, wird angesichts dieser Sammlung niemand bestreiten wollen. Und doch, wie sehr wird das alles in den Schatten gestellt durch die Zeichnungen, besonders die mit ganz zarten Farben getönten, in den übrigen Räumen! Schon 1881 rügte man gelegentlich an Richters Gemälden, sie seien zu flach gemalt, sie machten leicht nur den Eindruck gemalter Zeichnungen. Das gilt am entschiedensten von den Figuren, die er sonst so vollendet lebendig und körperlich zu geben weiß. In der Tat, als Zeichner nur steht Richter auf seiner vollen Höhe, als Zeichner, der des Beschauers Phantasie mit aufruft, um seinen Gestalten die Körperlichkeit zu verleihen. Seine Radierungen und die Holzschnitte nach seinen Zeichnungen werden für die Öffentlichkeit nach wie vor den Meister vertreten; sie lassen sich durch die Ölgemälde, so viele deren sich allmählich wieder in den öffentlichen Sammlungen zusammenfinden mögen, nie und nimmer ersetzen. Es soll nicht vergessen werden, daß das Königliche Kupferstichkabinett in Dresden, das von dem vervielfältigten Werke Richters eine vorzügliche, an Schönheit der Abdrücke einzig dastehende Sammlung besitzt, davon in seinen Räumen eine umfassende Ausstellung den ganzen Sommer hindurch den Besuchern zugänglich erhält. Aber übertroffen werden diese Wiedergaben noch durch die eigenhändigen Vorlagen, wie sie Woermanns Ausstellung in Fülle darbietet, und die Gelegenheit, das Beste des Meisters so vereinigt zu sehen, dürfte nicht leicht wiederkehren. Den eisernen Bestand des Ausgestellten, fast die Hälfte aller Blätter, liefern die Königliche Nationalgalerie in Berlin und, doppelt so stark vertreten, Eduard Eichorius in Leipzig. Der Besitz der ersteren an Richter-Originalen, von dem die ausgestellten nur etwa ein Fünftel ausmachen, ist dem Beschauer an Ort und Stelle jederzeit zugänglich. Was Eichorius hier ausstellt, kann man nicht jederzeit sehen; es sei daher, unbeschadet der Beiträge so vieler anderer Sammler und Liebhaber, besonders nachdrücklich empfohlen. Hat doch Ed. Eichorius fast dreißig Jahre als Freund mit Ludwig Richter zusammengelebt und zu seinen Lebzeiten mit untrüglichem Urteil das Beste aufgespeichert, was zu finden war. Möchte der Schatz unvergänglicher

[1]) Der Königlichen Gemäldegalerie in Dresden nebst dem Gemälde Ariccia 1828 von Eduard Eichorius zur Hundertjahrfeier als Geschenk überwiesen.

Schönheit, der in seinem Besitze vereinigt ist, immer zusammenbleiben, als vollkommenste Vertretung des Könnens dieses Lieblingsmeisters des Deutschen Volkes! Und endlich, möchte der Generalappell des Jubeljahres Verständnis und Begeisterung für Ludwig Richter kräftig und nachhaltig beleben, damit seine Werke von neuem zu einem Segen für unser Volk werden, wie sie es so lange Zeit gewesen sind!

Denen aber, die Richters Kunst verehren und seine Werke sammeln, ziemt es, nicht nur unter Preisen und Rühmen auf ihn hinzuweisen, sondern auch Hand anzulegen zur tieferen Erforschung, zur Förderung des Verständnisses seines Lebens und Wirkens. Das will der Aufsatz, der unten folgt. Der Verfasser schuldet der Schriftleitung der „Monatsschrift" den wärmsten Dank, daß sie einen solchen Beitrag von ihm begehrt hat; möchten die Leser Ursache finden, sich diesem Danke anzuschließen!

Ludwig Richter über Kunst.

a) 13. Dez. 1849. „Ich lege kein sonderliches Gewicht darauf, ob Einer ein Künstler Nummer eins oder Nummer fünf oder sechs werde. Darauf aber lege ich alles Gewicht, daß Einer die empfangenen Gaben in gutem Sinne für den Bau des großen, zukünftigen und in der Entwicklung stets vorhandenen Gottesreiches zu verwenden gelernt hat. . . . Was hilft ein Talent im schlechten Dienst verwendet? Es zerstört sich nur selbst."

* * *

b) 23. April 1867. „Keusche Kunst, darunter ist zu verstehen, daß der Maler lediglich das Schöne und Edle sucht, ohne auch nur einen Augenblick an die Wirkung aufs Publikum zu denken, daß er nicht kokettiert, daß — und hier ist vielleicht der Kern der Sache — der geistige und gemütliche Gehalt, die Welt des Ideals, die in dem Kunstwerk ausgesprochen ist, durchaus die Mache — daß die Kunst die Kunstfertigkeit — überwiegt."

* * *

c) 1851. „Wenn man aus Liebe das Beste aus dem kleinen Schatze des Herzens hervorsucht und mitteilt, so fällt ein unglaublich reicher Segen daran auf unser Haupt und in unseren Schoß zurück. Wer Geld hat und Reichtümer, kann viel helfen und Tränen trocknen, wer nichts dergleichen hat, der hat oder kann haben: gute Gedanken, Erkenntnisse allerlei Art, oder kann durch Worte, durch Liebe, oder auch durch eine Fürbitte Engelsdienste tun.

Ist nicht auch die Kunst zu solchem Engelsdienst berufen? Gewiß ist das ihre herrliche, ja wahrlich, ihre himmlische Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet, und diesem Geiste nachforscht und nachstrebt, und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche sehen in der Kunst freilich bloß Seifenblasen, anderen wird sie zum Teufelsdreck, schön vergoldet. Der haute volée ist sie ein Crême zum Nachtisch, und endlich sieht auch der Esel die Rose für eine Distel an und hat seine Freude dran!"

* * *

d) 11. August 1867. „So lange der Künstler aus Lust an dem Gegenstand arbeitet und schafft, so lange ist er auf gutem Wege; wenn aber die Freude an der erworbenen Fertigkeit ihn treibt, ist die rechte Bahn schon verloren."

* * *

e) 23. April 1867. „Die Kunst erfindet nicht die Ideale, sie gestaltet sie bloß je nach dem Geist der Zeit und des Volkes, dem der Künstler angehört."

* * *

f) 23. April 1867. „Idealismus und Realismus sind in jedem rechten Kunstwerk vereint und nur jetzt gewaltsam auseinandergerissene Begriffe, welche zu Schulstreitigkeiten benutzt werden."

* * *

g) 25. Mai 1871. „Der feinste Verstand ist nicht vermögend, ein wahres Kunstwerk hervorzubringen; oder es wird immer das Bild des Unlebendigen, des Toten an sich tragen. Jedes wahrhaft lebendige, jedes aus dem Geiste geborene Werk entsteht aus der Vollkraft des Lebens, und entwickelt sich nach äußeren und inneren Bedingungen durch sich selbst, durch untere und obere Einflüsse. Es ist Natur und Gnade."

* * *

h) 1850. „Die Subjektivität ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit, und macht uns selbst krank. Jeder will seine Zeit bestimmen nach seiner mehr oder minder defekten Taschenuhr, weil er die Sonne leugnet. Wir haben nur Meinungen und Ansichten, aber keine positive normgebende Wahrheit, die sich freilich nicht nach den verkehrten und kleinen Fündlein unserer Vernünfteleien und nach der immer wechselnden Mode richtet, sondern die ihren Gang jedenfalls selbständig fortgeht. Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falsche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir einmal besitzen und für die wir noch keine bessere selbst erfunden haben."

Urkundliche Beiträge zur Jugendgeschichte Ludwig Richters.

Von

Karl Budde.

In seinen Lebenserinnerungen eines deutschen Malers hat Ludwig Richter die Freuden und Leiden seiner jungen Jahre ganz besonders anschaulich dargestellt. Aus dem bunten Traumleben der Kinderzeit, unheimlich durchzuckt von den grellen Blitzen der Kriegsnot, die er als kaum Zehnjähriger mit durchleben mußte, führt uns der alte Meister fast unmerklich hinüber in die Sklaverei der Hausindustrie, in deren Joch er vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre fast ununterbrochen eingespannt blieb. Zwar scheint ihm unter dem Erzählen stets ein Lächeln um den Mund zu schweben, und mit rührender Dankbarkeit hält er auch den kleinsten Lichtblick fest, der den düsteren, gedrückten Himmel seiner jungen Jahre durchbrach: die spärlichen Abendstunden, die ihm für freie Kunstübungen oder Bücher blieben, den Tanzunterricht mit den sommerlichen Landpartien und, die bei diesen außerordentlichen Veranstaltungen sittsam ausblieb, Auguste Freudenberg, seine stille Liebe und zukünftige Lebensgefährtin. Aber das Lächeln gehört doch nur dem Greise, dem sich in der Erinnerung alles vergoldet, der es gelernt hat, in allem Erleben Gottes Fügung zu erkennen: wie schwer der Knabe und Jüngling hat ringen müssen, bis sich ihm die Pforten zu freier, ungehemmter Entwicklung der in ihm schlummernden Kräfte auftaten, das läßt sich noch leicht genug zwischen den Zeilen lesen. „Ludwig Richter", so sagt H. A. Lier in einer Besprechung der diesjährigen Dresdener Kunstausstellung (Dresdener Journal 1908 Nr. 162 vom 16. Juli) „war seinem ganzen Wesen nach ein sächsischer Philister und repräsentierte diesen Zug seines Stammes, der außerhalb seines Vaterlandes vielfach Anlaß zu Hohn und Spott gegeben hat, vollkommen." Wer so bewußt und so heldenhaft mit der Gefahr, zum Philister verbildet zu werden, gekämpft hat, wie Ludwig Richter es in seinen jungen Jahren getan, der war wohl für sein ganzes Leben dagegen gefeit. In der Tat ist es schon angesichts eines Greisenwerkes von so übersprudelnder Frische wie die „Lebenserinnerungen" unbegreiflich, wie man einen solchen Gemeinplatz aussprechen oder Anderen nachsprechen kann. Der Verfasser beruft sich auf Cornelius Gurlitt; aber jeder Satz in dessen Schilderung Richters, die Lier anführt, enthält für den Kenner eine unzutreffende Aussage. Kein Philister war er, sondern ein Charakter. Die Leidenschaft, die Gurlitt bei ihm vermißt, hat er siegreich hinter sich gelassen, Vornehm-

heit, geschlossenen Ernst, männliche Würde hat jeder, der ihn wirklich gekannt, bei ihm vollwichtig gefunden.

Seinem Ringen und Kämpfen in den Jugendjahren aber kann man an seinen Werken noch näher nachgehn. Von den massenhaften Schüler- oder besser Lehrlingsarbeiten freilich, die der Knabe jahraus jahrein für den Vater liefern mußte, ist wenig erhalten geblieben, und dies Wenige legt kein selbständiges Zeugnis ab. Freier bewegte sich der junge Geist zum erstenmale bei den 70 An- und Aussichten der weiteren Umgebung von Dresden und den 30 von Dresden und seiner näheren Umgebung, die im Jahre 1820 bei Ernst Arnold erschienen und den Namen des kaum siebzehnjährigen Adrian Louis neben dem des Vaters Professor auf dem Titel führen. Es sind die Ansichten, als deren Miturheber er sich im Dezember an der Tafel des Großherzogs Karl August in Weimar (Lebenserinnerungen, Siebentes Kapitel) bekennen durfte, die er im Sommer 1823 mit Stolz in einem der fürstlichen Gemächer des Palastes Pitti in Florenz liegend fand (ebendort, Zwölftes Kapitel). Die Beteiligung des Sohnes an diesen schönen Blättern reicht viel weiter als die spärlichen Unterschriften es ahnen lassen,[1]) wenn auch durch diese gerade eine Reihe der allervorzüglichsten Blätter ihm zugeeignet werden. Fast bei allen ist er mehr oder minder beteiligt gewesen, wie er das selbst bezeugt. „Die kleinen Staffagefiguren wurden fast immer meiner Erfindung überlassen, und ich machte sie gern." Die Übertragung auf die Kupferplatte fiel, auch wo der Vater die Zeichnung gefertigt hatte, weit überwiegend dem jungen Louis zu; nur die Architekturen und das langweilige Punktieren der Fernen, auch eine letzte Retouche behielt sich der Vater vor, und außerdem die heikle Arbeit des Ätzens wohl bei sämtlichen Platten. Hat man sich erst recht hineingesehen, so meint man die lederne Art des Alten und die frische, duftige, poetische des jungen Überfliegers mit Händen greifen und unterscheiden zu können. Nur ungern scheint der Alte die ausdrückliche Anerkennung der Arbeit des Sohnes gesehen zu haben; auf den Blättern 26 und 38 wenigstens ist das ALR so unmerklich der Zeichnung einverleibt, daß der Vater es wohl nicht entdecken sollte, und auf Blatt 13 steht ein winziges A. Louis Richter sogar als Inschrift auf dem Denkmal auf der Spitze des Lilienstein.

[1]) Einen sicheren Einzelbeweis dafür findet man im Kupferstichkabinett in Dresden, wo der erste Zustand von Hoff 42, sonst völlig unbezeichnet, die Bleistift-Unterschriften führt „CAR nat. des. — ALR aqf." Ebenso trägt Hoff 52 in meinem Abdruck des ersten Zustandes mit Bleistift von Ludwig Richters Hand die Unterschrift LR.

Aber nicht nur seine Urheberschaft, auch seine Person und seine Empfindungen hat der junge Künstler hie und da auf den Blättern verewigt. Am deutlichsten, wo wir ihn und den Vater bei der Arbeit erblicken, auf Blatt 22. 29. 56 der 70, Blatt 15 der 30 Ansichten, den Vater stets über die Arbeit gebeugt, den Sohn hinter ihm, auf 29 vor ihm, hineinschauend, spähend, hinausweisend. Aber auch mit der Mappe unter dem Arm finden wir ihn hinter dem Vater (Hoff 11), ein anderes Mal mit ihm wandernd (32) oder eine Kluft überspringend (26). An der barettartigen, nach allen Seiten überhängenden Mütze ist er leicht zu erkennen, noch deutlicher, wo der ärmellose, über die Schultern gehängte Mantel dazutritt.[2]) Aber auch sein Teuerstes hat er nicht vergessen. Seit langer Zeit genießt die Verunreinigung der Felswände der Sächsischen Schweiz durch zahllose Namen von Besuchern eine traurige Berühmtheit. Auch das ist bei der Zeichnung der Kuhstallhöhle (Hoff 22) nicht übersehen; ja, wir finden einen Anstreicher auf der Leiter stehend bei der Arbeit. Aber in das Gewirre winziger, zum teil unlesbarer Namen hat der junge Schelm ganz rechts auch ein Pour Augusta eingeschmuggelt, eine Widmung an sein Gustchen. Soll es heißen, daß er alle diese Frohnarbeit nur für sie, für die künftige Vereinigung mit ihr, leiste? Ganz tragisch schließt jedenfalls die schöne Folge in ihrem 70. Blatt, das ausdrücklich die Unterschrift trägt *n. d. Nat. gez. u. gest. von A. L. Richter.* Den Vordergrund nimmt der Friedhof von Stolpen ein; weinend sehen wir eine Witwe mit ihren Kindern am Grabe des Vaters stehn. Daneben aber erhebt sich ein Grabstein, dessen Vorderseite, hell beschienen, die winzige Inschrift trägt:

Louis
und
Auguste
Dresden
1820.

„Und es wird in einer Gruft unser Staub beisammen liegen." Vielleicht hat dem sehnenden und schwärmenden Jüngling oder vielmehr Knaben solch ein Dichterwort vorgeschwebt, als er damit das Punktum unter das vollendete Werk setzte.

---

[2]) In dieser Tracht finden wir ihn auch an der Seite des Vaters auf Nr. 29 und 30 (Hoff 138. 139) der 30 An- und Aussichten zu dem Taschenbuch für den Besuch der Sächsischen Schweiz, die 1823 bei Arnold nur mit des Sohnes Namen erschienen.

Viel freier aber als auf der Bildfläche selbst ergingen sich seine Gedanken und Träume auf den Rändern der Kupferplatte. Er selbst bezeugt dies in seinen Lebenserinnerungen (Fünftes Kapitel, 5. Aufl., S. 47): „So radierte ich auch oft an den breiten Rändern der Kupferplatten allerhand Gruppen, Ereignisse aus dem Leben, oder auch komisch-symbolische Darstellungen mit Randglossen, die dem Vater auf verblümte Weise meinen Herzenskummer entdecken sollten, wie ich mich sehne, Maler zu werden, und befürchte, als elender Prospektradierer zu Grunde zu gehen. Da der Vater jede Platte zuletzt in die Hände bekam, um sie zu retouchieren, oder die Fernen zu punktieren und endlich das Ganze zu ätzen, so entdeckte er natürlich meine malerischen Stoßseufzer, Herzensergießungen oder pikanten Anzüglichkeiten, die ihm indes, statt zu Herzen zu gehen, ganz gut gefielen, so daß er sie mitätzte, wodurch sie dann in den Probedrucken bestens zu sehen waren. Natürlich gehören diese Probedrucke mit den Randeinfällen zu den allergrößten Seltenheiten; kein Wunder daher, daß sie noch nicht ausgenützt sind. Hoff[3]) teilt nur die Nummern der ihm bekannten mit, nach dem Apellschen Lagerkatalog von 1871, es sind 31 Blätter aus den 70 Ansichten. Sie alle sind in den Besitz des Herrn Lanna in Prag übergegangen[4]) und von Dr. Singer in dem großen Werke Die Kupferstichsammlung Lanna in Prag, Bd. II, kurz beschrieben. Das Königliche Kupferstichkabinett in Dresden besitzt 27 von den Lannaschen Blättern; 15. 17. 51. 63. 64. fehlen ihm. Ein drittes Exemplar, der Öffentlichkeit wohl ganz unbekannt, war im Besitz von Ed. Eichorius in Leipzig; in seiner großen Güte hat er es mir zum Geschenk gemacht, und wenn ich die Ausbeute daraus hier mitteile, so war gerade das der Wunsch, mit dem er sein kostbares Geschenk begleitete. Durch nichts kann ich ihm meinen Dank vor der Öffentlichkeit besser abstatten. Der alte Band stammt unmittelbar von dem Schwiegersohn L. Richters, dem vortrefflichen Holzschneider August Gaber, und damit aus Richters eigenem Besitz; die Vorsatzblätter zeigen im Wasserzeichen die Jahreszahl 1820. Einem alten Abdruck der 30 Ansichten (Hoff 76—105) ohne Randeinfälle sind 32 Blätter mit Randeinfällen in bunter Folge angebunden. Davon gehören 19 zu der durch Hoff bekannten Reihe aus den 70 Ansichten, darunter auch 51 und 63, die in Dresden fehlen. Daneben aber stehn 11 Blätter aus den 30 An-

[3]) Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer, Dresden 1877. Nach diesem maßgebenden Buche sind im Vorhergehenden und Folgenden alle Blätter mit der Nummer bezeichnet.

[4]) Nur Hoff 64, von diesem aufgeführt, besitzt Lanna nicht, dafür aber Hoff 15 dazu, so daß sich, wenn alles stimmt, 32 Blätter ergeben.

sichten,[5]) von denen Hoff nichts weiß und Lanna wie Dresden keines besitzen, und endlich zwei Blätter, die zu den 30 geplant, aber nicht aufgenommen sind, das eine eine Variante zu Nr. 15 (Hoff 90), das andere eine äußerst anmutige Ansicht Dresdens von Neudorf (rechtes Ufer unterhalb Dresden-Neustadt) aus.[6]) Diese 13 Blätter sind also eine unmittelbare Bereicherung des Werkes Ludwig Richters, bis auf weiteres als Unica zu betrachten. Was mir schon bei der Einsicht der Randeinfälle im Dresdener Kabinett feststand, was aus Richters oben mitgeteilten Sätzen als wahrscheinlich hervorgeht, daß sämtliche Randeinfälle von Richter Sohn stammen, läßt sich aus der so gebildeten Summe von 45 Blättern mit Sicherheit beweisen.[7]) Nimmt man die Blätter hinzu, die seinen Namen tragen, aber mit Randeinfällen nicht vorliegen, so ergeben sich schon 60 Blätter, also volle drei Fünftel der beiden Folgen, an denen eine umfassende Mitarbeit A. L. Richters vollkommen gesichert ist, d. h. mindestens die letzte Fassung durch die Radiernadel von Richter Sohn herrührt.

Auf den Rändern jener allerersten Probedrucke nun begegnen wir wirklich den „Gruppen, Ereignissen aus dem Leben, oder auch komisch-symbolischen Darstellungen mit Randglossen," von denen der alte Meister in seinen Lebenserinnerungen berichtet. Von diesen Augenblickseinfällen, mit der Nadel halb im Träumen ganz flüchtig und ohne jede Möglichkeit oder Absicht der Berichtigung in die Platte geritzt, läßt sich durchweg sagen, daß sie, was Wahrheit und Lebendigkeit der Zeichnung angeht, auf sehr hoher Stufe stehn, höher als die besten Staffagen der ausgeführten Platten. Auf Nr. 28 der Dresdener Ansichten (Hoff 103)[8]) führt

---

[5]) Es sind die Nummern Hoff 78. 83. 84. 85. 86. 87. 90. 94. 98. 103. 104.

[6]) Diese Ansicht hatte ich ohne Randeinfall schon vorher mit vier anderen, sämtlich vor aller Schrift, in Dresden erworben; in allen vermutete ich sofort aufgegebene Platten zu den Folgen der 70 und 30. Die übrigen sind Varianten zu Hoff 8 und 10, eine Ansicht des Raubsteins und eine des Schreckensteins bei Außig. Auf dieser letzten begegnen wir wieder dem jungen Adrian Louis mit der Mappe unter dem Arm.

[7]) Daß Ludwig Richter auch in späteren Jahren, bei der Arbeit für den Holzschnitt, seinen Gedanken und Träumen gern in zahlreichen Randeinfällen, halb unbewußt, freien Lauf ließ, bezeugt Professor Hugo Bürkner, der Jahrzehnte lang für Richter Holzschnitte geliefert, noch mehr deren Ausführung überwacht hat. Als Probe dafür hat er eine geschlossene Gruppe solcher Einfälle einmal ohne Richters Wissen in Holz schneiden lassen. Ein Abdruck dieses Stocks gehört zu den Schmuckstücken der Ludwig-Richter-Sammlungen.

[8]) Ein Sonderabdruck des unteren Randstreifens, auf dem sich der Einfall befindet, ist als Hoff 74 gebucht und in den Besitz Lanna's gelangt, ebenso der untere Randstreifen von Hoff 78 unter der Nummer Hoff 75.

ein Dämchen die neue Mode eines ungeheuren Hutes zum ersten Male spazieren und erregt damit das gewünschte Aufsehen bei zahlreichen Vorübergehenden: das Blättchen darf sich kühn neben die vorzüglichsten Leistungen eines Chodowiecki stellen. Dasselbe gilt von den beiden Schlachtefesten auf Hoff 42 und 78, von dem kaum hingehauchten Kosackenangriff auf Hoff 52 und den beiden Reitern auf Hoff 9, den rosenstreuenden Amoretten auf Hoff 24, füglich aber von fast allen Darstellungen, auch den einzelnen Figürchen und Köpfen. Wenn man diese Leistungen des sechszehnjährigen Knaben sieht, wundert man sich nicht mehr, daß der Landschaftmaler Ludwig Richter sich später weit überwiegend auf die Wiedergabe des Menschenlebens warf, man wundert sich eher, daß er jemals Landschafter hat werden können. Aus der ungemein großen Mannigfaltigkeit des Dargestellten greifen wir hier nur diejenigen Bildchen heraus, die auf Richters eigene Person und Empfindungen gehn. Da begegnen wir nun zunächst (Hoff 5. 84. 104) wie auf den Platten selbst dem jugendlichen Künstler bei seiner Tätigkeit, draußen unter Büschen sitzend, das Skizzenbuch in der Hand oder neben sich liegend, ausblickend in die Ferne, in der man (5. 84) Dresden zu erkennen glaubt. Auf dem zweitgenannten haben sich auch neugierige Zuschauer eingefunden; aber bezeichnenderweise fehlt überall der Vater, der Sohn fühlt sich als selbständiger Künstler. Eine vortreffliche Zeichnung (Hoff 34) zeigt ihn uns im Lesen, eifrig über ein großes Buch gebeugt. Andre sind seiner Liebe geweiht. Gewiß dürfen wir ihn und seine Auguste erkennen in dem jungen Paar (Hoff 54), das auf einem Grabhügel sitzt, das Mädchen von dem Jüngling umschlungen, den Kopf an sein Herz gelegt, er mutig zum Himmel schauend. Wir denken daran, daß Auguste Freudenberg vom vierten Jahre an Waise war und dürfen in dem Grabhügel wohl den ihrer Eltern, in der ganzen Darstellung des jungen Richter Gelöbnis sehen, ihr den Verlust zu ersetzen. Dazu stimmt die Zeichnung am rechten Rande desselben Blattes: ein Mädchen hat den Hühnern Futter gestreut und tritt eben wieder in die Tür des einstöckigen Häuschens ein, das durchaus dem von Augustens Pflegeeltern gleicht, wie wir es im Richterzimmer des Dresdener Stadtmuseums abgebildet finden. Es mag bedenklich erscheinen, in jedem Pärchen „Louis und Auguste" zu sehen, wenn dieser Gedanke auch besonders da, wo der Jüngling als Beschützer auftritt (Hoff 7. 11), nahe genug liegt; aber einige Gruppen fordern doch entschieden dazu heraus. So steht auf Hoff 53 ein Mädchen beim Licht zweier Kerzen vor dem Spiegel und bindet sich das Haar auf, während sich links am Fenster ein Jünglingskopf zeigt. Der ganze Rand daneben war einst voller Ein-

fälle, von denen aber nichts mehr erkennbar ist; sie sind vor dem Abdruck der Platte ausgeschliffen. Hoff 70, dasselbe Blatt, auf dem Louis und Auguste zusammen im Grabe ruhen, zeigt uns auf dem oberen Rande die Liebenden in der Laube sitzend, an dem Lieblingsplätzchen, das Richter im zehnten Kapitel so schön beschreibt, sie zu seinen Füßen, ein Hündchen bei ihnen. Ob eine ähnliche Gruppe mit einem Kinderköpfchen dabei (H. 5) weithin in die rosige Ferne schaut, wer will es sagen? Am anziehendsten, auch am sichersten deutbar sind jedenfalls die Zeichnungen, die von des jungen Künstlers Kämpfen und Ringen, seinen Hoffnungen und Befürchtungen berichten. Der untere Rand von Hoff 84 zeigt ihn uns in der Mitte in der bekannten Tracht, die Mütze in die Stirn gedrückt, den Mantel und das Haar im Winde fliegend, den Stock aufgestemmt, gegen den Sturm anschreitend, 12 Millimeter hoch das ganze, köstlich gezeichnete Figürchen. Daß der Sturm sinnbildlich zu nehmen ist, beweist wohl das Bildchen links auf demselben Rande: ein nackter Jüngling ist rücklings von dem durch die Lüfte sausenden Pegasus in den leeren Raum gefallen. Nur 7 Millimeter hoch der Mann, 10 Millimeter lang das Roß, ist die Zeichnung von vollendeter Klarheit und Schönheit. Bessere Zukunftsaussichten, vielleicht die glückliche Lösung des in der vorigen Zeichnung begonnenen Dramas, bietet die auf Hoff 83. Eine Göttin, die mit einem Flügelgespann durch die Lüfte fährt, umschlingt huldvoll den Jüngling, der sich als Flehender vor ihren Wagen niedergeworfen hat. So mag denn auch der Maler, der auf Hoff 80 frei nach Ostade oder Teniers vor seiner Staffelei sitzt, die bessere Zukunft unseres Künstlers abbilden, und der feine Herr, der auf Seite 57 ein Bild auf der Staffelei besichtigt, den Mäcen der Zukunft, der sich in Herrn von Quandt verwirklichen sollte.

Bei zwei Darstellungen aber redet der junge Hitzkopf nicht nur durch die Blume, sondern mit den beigefügten Randglossen, wie er das in seinen Erinnerungen berichtet, in wünschenswertester, fast erschreckender Deutlichkeit.[9]) Die eine, auf dem oberen Rande von Hoff 68, findet sich in allen drei bekannten Sammlungen; der sonst vorzüglich erhaltene Abdruck des Dresdener Kupferstichkabinetts zeigt aber nur noch leise Spuren, daß hier einst eine Zeichnung gestanden hat, sie ist also, sei es auf der Platte, sei es auf dem Abdruck, beseitigt, wohl aus Scheu, ihrer Schärfe wegen. Die andere befindet sich auf Hoff 86, ist also bisher nur in

[9]) Die Schrift ist abwechselnd lateinisch und deutsch, erstere hier durch Antiqua, letztere durch gesperrten Text bezeichnet. Meistens muß mit dem Spiegel gelesen werden.

meinem Abdruck bekannt. Diese letztere enthält eine Satire von äußerster Bitterkeit auf die Dresdener Kunstakademie, von der ja auch der alte Meister ein sehr wenig schmeichelhaftes Bild entwirft. Etwas rechts von der Mitte steht auf einer Steinstufe eine Stange, gekrönt von einem breitrandigen Hute, darunter mächtige Fledermausschwingen, einem großen Regenschirm gleichend. Über dem Hute steht ganz fein geschrieben Dumhut [lies „Dummhut"], über dem Ganzen Academie zu D. Unter Schwingen und Hut aber sitzt auf niedriger Stange ein eulenartiger großer Vogel mit schnauzbärtigem Menschenkopf; zu seinen Füßen windet sich eine Schlange, deren giftiger Odem nach rechts in die Luft steigt. Auch aus einem Tintenfaß links von dem Sockelstein steigt ein Brodem auf, dahinter der dämliche Kopf eines Schreibers mit der Feder hinter dem Ohr. Vielleicht ist diese ganze Darstellung angeregt durch Goethes Drama „Die Vögel" nach Aristophanes,[10]) in dem der Schuhu als gewaltiger und gefürchteter Kritiker auftritt, sein Tintenfaß und seine Feder auch eine besondere Rolle spielen. Von rechts her werfen sich wohlbeleibte Herren vor dem Schuhu auf die Knie, während im Vordergrund zwei andere auf Eseln heranreiten. Der vorderste bringt eine Schüssel, wie es scheint gefüllt mit allerlei Gewürm, dar, während sein Esel sich nach allen Richtungen, nicht nur mit I-a-Geschrei, Luft macht. Links davon im Vordergrund löffelt ein vom Alter gekrümmter Spittelgreis aus einer Schüssel, über der in Spiegelschrift zu lesen steht Lorbeersalat. Im Hintergrund jagt ein Reiter mit hochgehobener Fahne davon, dahinter ganz winzig und blaß ein wagerechter Streifen mit vielen Pünktchen darüber, durch Spiegelschrift als Gallerie Zuschauer gedeutet. Darunter im Vordergrund eine Gruppe von drei Enttäuschten, die wütend die ablehnenden Kritiken zerknittern. Links davon balgen sich sieben recht zweifelhafte Gestalten um die Geldstücke, die ein behaglich in den Lüften Sitzender aus dem Beutel zwischen seinen Knien hinunterwirft. Ganz links endlich steht hinter einer langen Mauer und auf sie gestützt ein junger Mann als Zuschauer; seine rechte Hand, nach hinten emporgestreckt, wird von oben her, wie es scheint aus den Wolken, von einer anderen ergriffen und gehalten. Über ihm steht in Spiegelschrift c'est moi même. Eine Figur auf der äußersten Rechten ist so dicht an die Eselreiter angeschlossen, daß sie sich kaum von dem Gegenstande des Ganzen lösen läßt; doch ist sie recht schwer zu deuten. Ein Herr in hohem Hut, Gewehr und Jagdtasche neben sich auf dem Boden, hinter ihm der Hund, steht

[10]) Seit der Ausgabe von 1787—90 in Goethes Schriften aufgenommen.

sinnend in ländlicher Gegend, dem ganzen Treiben den Rücken kehrend. Ist es der König oder der Minister, der den Hexensabbath gewähren läßt, ohne einzuschreiten? So weit die Darstellung. Man wird zugestehn, daß sie für einen sechszehnjährigen Knaben das äußerste an Kühnheit und Bitterkeit leistet, aber auch an Witz ebenso wie an Scharfblick und Einsicht, da die Zustände wirklich verrottet waren. Über Mangel an Temperament, über Anlage zur Philisterei zu klagen, wird man wahrlich keine Ursache finden. Auch nicht über Mangel an Selbstbewußtsein; der Arm, der sich ihm aus den Wolken entgegenstreckt, beweist, wie er seinem Genius vertraut. — Persönlicher und noch weit bitterer ist die andere Darstellung auf Hoff 68, die in zwei abgeschlossene Bilder zerfällt. Leider hat der Buchbinder den oberen Rand zu scharf beschnitten, sodaß über jedem der Bilder eine Zeile Spiegelschrift mehr als halb fortgeschnitten und damit unlesbar geworden, auch die Darstellung an einigen Stellen etwas beschnitten ist. Ob der Lannasche Abdruck die Lücken ausfüllt, läßt sich aus Singers kurzem Bericht nicht ersehen. Jedenfalls fehlt nicht viel. Alle Schrift ist Spiegelschrift, also mit der Nadel ungezwungen von links nach rechts geschrieben. Die beiden Bilder sind durch einen senkrechten Strich getrennt. Auf dem linken sehen wir einen jungen Mann am Tische sitzen, das Kinn auf die linke Hand gestützt, die rechte Hand in die Hüfte gestemmt, nach rechts aufwärts blickend. Darüber steht in drei Zeilen: Ich. — 18 Jahr alt | Kalender-Kupferstecher. | leider Gottes. Auf dem Tisch ein Becher, darunter Wasser, ein aufrechtstehendes Buch, darauf Robinson. Am Tisch lehnt rechts ein Bilderbuch, davor auf dem Boden ein Blatt ABC. Hinter dem Dasitzenden auf dem Boden zwei Pack Kalender | Kupfer, davor eine Kupferplatte mit zwei kleinen Bildchen, darauf steht Arnold, der Name des Brotherrn. Daneben liegen Rohrstock und Rute, letztere und die Platte decken die punktierten Stellen der Unterschrift: Nicht mein Wille, sondern der ?..... meines ..ters. Natürlich „meines Vaters"; welcher seiner Eigenschaften die Schuld beigemessen wird, vermag ich nicht zu sagen; da der Anfangsbuchstabe ein T zu sein scheint, wäre an „der Trotz" allenfalls zu denken. Der Blick des jungen Mannes ist auf einen Weinstock auf fernem Hügel gerichtet: Süss aber weit, darunter Sauer lautet die Legende, die durch eine punktierte Linie mit des Sitzenden Mund verbunden ist. Am Fuße des Hügels pokulieren drei junge Leute, von denen einer Palette und Pinsel hält, Wein; ein vierter langt nach einer Traube, über ihm steht Dahle — dann wäre wohl ein glücklicherer Kamerad gemeint, den wir nicht kennen — oder Dohle: die Dohlen fressen die Trauben fort. — Das rechte

Bild ist noch düsterer gehalten. In Lumpen gehüllt, auf strohbedeckter Pritsche sitzt der junge Künstler am Tisch; den Kopf auf den linken Arm gestützt blickt er zur Erde nieder. Auf dem Tische steht Wasser und Brod, hinter ihm an der Wand hängt ein Kalender | 18 . . Auf dem Boden, durch eine punktierte Linie aus seinem Munde hergeleitet, steht Vater, schick mir Geld, sonst verhungre ich. Links oben schwebt eine große Pille zum Nachdenken. Rechts aber türmt sich in mehreren Absätzen ein Berg auf, wohl der Parnaß; die höchste Spitze ist leider abgeschnitten. Viele erklettern ihn, eine Anzahl sind schon oben. Auf der zweiten Staffel stehen einige und rufen höhnend zu dem Verzweifelnden hinab: Ha ha ha, der Professorsohn sitzt unten. Man beachte wohl, daß es sich bei beiden um Zukunftsbilder handelt. Das erste stellt ihn achtzehnjährig dar, d. i. nach der Meinung des weit über seine Jahre gereiften Sechszehnjährigen voll erwachsen, ausgelernt, von Gott und Rechtswegen selbständig. Aber Stock und Rute regieren ihn noch, und Robinson, Bilderbuch, ABC sind nicht etwa Bücher, die er illustrieren soll, sondern die geistige Kost, die ihm geboten wird. Das zweite greift einige Jahre weiter hinaus und zeigt, was daraus werden muß. Der aus dem Vaterhause Entlassene verkommt im Elend, während seine mit mehr Einsicht erzogenen Genossen hohe Ziele erreichen und ihn auslachen. Jugendliche Übertreibung spielt hier gewiß mit; aber weit mußte es doch gekommen sein, wenn der halbwüchsige Sohn seinem Vater derartiges unter die Augen zu bringen wagte. Und dabei zeigt mindestens der untere Rand von Hoff 63,[11]) daß der Gleichmut des Alten durchaus nicht allen Darstellungen das verräterische Scheidewasser gegönnt hat, wir wissen also nicht, wie viel Verfängliches auf diesen und anderen Blättern uns noch vorenthalten ist. Das Maß war jedenfalls zum Überlaufen voll, als nach dem kurzen, auch nicht unbedingt glücklichen Zwischenspiel der Reise mit dem Fürsten Narischkin (1820/21) der junge Louis Richter noch zwei volle Jahre in kaum geminderter Abhängigkeit fortgearbeitet hatte, bis die Zuneigung, das Mitleid, aber gewiß auch die künstlerische Einsicht des „Papa Arnold" den fast Zwanzigjährigen erlöste und ihm die Romfahrt ermöglichte. Er hat das in ihn gesetzte Zutrauen im höchsten Maße gerechtfertigt; denn schon die Dresdener Kunstausstellung von 1824 brachte aus Rom sein großes Ölgemälde Der Watzmann, das, lange verschollen, auf der Jahrhundertausstellung dieses Jahres gerechtes Aufsehen erregt hat, ein wahres Wunder für einen zwanzig-

[11]) Auch an vielen anderen Randstellen lassen sich undeutbare Reste von Einfällen feststellen.

jährigen Künstler im Jahre 1824. Zum Philister aber war er, das sei noch einmal gesagt, wenn er je das Zeug dazu gehabt hätte, durch jene Jugenderfahrungen gründlich verdorben und ist es auch später niemals geworden.

* * *

Hier setzt die zweite Reihe von Urkunden ein, die ich benutzen durfte, wieder von Ed. Eichorius darauf aufmerksam gemacht. Es ist dies ein Band mit den Jahrgängen 1824—1834 der von C. A. Böttiger in Dresden herausgegebenen Zeitschrift Artistisches Notizenblatt, die in halbmonatlichen Nummern von je vier doppelspaltigen Quartseiten erschien. Leider ist die Reihe nicht vollständig; es fehlt z. B. der ganze Jahrgang 1826 und von 1827 die Nummern vom 15. Juni bis 1. September In diesem Bande wird zunächst L. Richters künstlerische Tätigkeit von seinem Eintreffen in Rom an mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt und sehr hoch eingeschätzt, wie ja auch die lange Jahre hindurch regelmäßig beschlossene Prämiierung der von ihm ausgestellten Gemälde dasselbe beweist. Sein Watzmann wird vor der Vollendung in einem römischen Briefe vom 12. Mai 1824 als vortreffliches Bild angemeldet (1824 S. 48) und auf S. 69 eingehend mit dem höchsten Lobe besprochen. Aber weit wertvoller ist uns ein Aktenstück auf S. 54 und 55 desselben Jahrgangs, sicherlich das Erste aus Ludwig Richters Feder, was durch den Druck veröffentlicht wurde. Die Unterschrift lautet: Geständnisse eines deutschen Landschaftmalers in Rom in einem Briefe an seinen väterlichen Freund; die Unterschrift besteht in den Anfangsbuchstaben L. R. Die letzteren können nur auf Ludwig Richter gedeutet werden, der bei den Seinigen bekanntlich Louis hieß; der väterliche Freund ist niemand anders als sein Wohltäter Ernst Arnold. Alles in dem Briefe selbst bestätigt dies. Ich lasse ihn in genauer Wiedergabe folgen.

Rom, den 17. Juni 1824.

Kaum getraue ich mir es zu schreiben, und doch habe ich es schon seit dem letzten Briefe, den ich Ihnen aus Rom schrieb, mit Mühe unterdrücken können, und einmal muß es heraus. Mit einem Worte: Italien gefällt mir nicht, es bietet mir bei weitem nicht das reiche Feld, die große herrliche Natur, die ich schon in Salzburg sah, in der Schweiz leicht noch größer wiederfinde; ja, ich bin fest überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Italien für den Deutschen Landschaftmaler, der den Boden, auf welchem er die frühesten Eindrücke empfing, nicht auf immer vergessen kann und darf, nicht allein unnütz, sondern auch schädlich seyn kann. Eine solche Meinung wird Ihnen auf alle Fälle wunderbar genug vorkommen; doch hören Sie mich. Mein Gefühl hat schnell und bestimmt entschieden. Ich sehe, was dabei heraus-

gekommen ist, wenn geistvolle Künstler, die drei und sechs Jahre in Italien studirten, endlich zurückkamen und italiänische Landschaften malen wollten; es wurden Zwittergeburten, in welchen deutsche und italiänische Natur vereinigt und geschändet wurden. Ich könnte sehr gefeierte Namen aufführen, in deren Werken auch nicht der geringste Zug an Italien erinnert. Unser Dahl hielt sich nicht lange hier auf, und machte hier obendrein nordische Landschaften, da ihn die südlichen nicht ansprachen, ja er hätte beinahe seinen Ruf verloren, wenn er bei seinen italiänischen Gemälden geblieben wäre. Der berühmte und größte der neuen Landschafter, der Tyroler Koch, welcher nun seit 30 Jahren hier lebt, verdirbt sein ungeheures Genie an charakterlosen Bildern; denn in seinen südlichen Landschaften sieht man immer das wilde Tyrol, da hingegen seine Schweizerlandschaften, wozu er nicht einmal Studien hat, als einzig dastehen. Die alten Niederländer Berghem und Both verdarben ihr hohes Talent in Italien, dahingegen Ruisdael und Everdingen, die nie Italien sahen und noch dazu in einer fast ganz unmalerischen Gegend lebten, die größten Männer in diesem Fache sind und unerreichbar dastehen. — Wie viel weniger Eindruck eine italiänische Landschaft übrigens auf einen Deutschen, der Italien nie gesehen hat, macht, als die Darstellung auf einem gleich gut dargestellten deutschen Bilde, davon habe ich die stärksten Beweise. — Wie wäre es auch anders möglich? Wie kann sich ein ächter deutscher Mann über ein fremdes, ihm ganz unbekanntes Land so recht freuen? das sind und bleiben ihm ungemessene Größen, und das ist so auch recht gut; aber die oft unbeachteten Schönheiten seines Vaterlandes auf eine edle und bedeutende Art vor Augen zu stellen, damit der Deutsche sich daran erfreuen kann, indem er darin sich selbst und die geringste seiner Umgebungen wiederfindet, das scheint mir das Wahre, Rechte. — Doch durch Thaten wollte ich Ihnen das alles besser zeigen als hier mit den abgerissenen schwachen Worten. Ich will meinen eigenen Weg gehen, weil mir kein anderer genügt. Die Landschaftmalerei ist jetzt sehr gesunken, man ahnet ja kaum das höhere göttliche Leben der Natur und die heilige, schöne Bestimmung der Kunst; und nun denken sie, wenn sie nur den Schein recht genau nachmachen, steckt auch der Geist mit drinnen; aber der Geist läßt sich so nicht binden und fesseln, im Herzen des Künstlers muß er sich wiedererkennen, sich spiegeln können. Die eine Parthei ist ganz naiv, die andere ganz sentimental, und eines ist so weit von dem Wahren, wie das andere; und letzteres ist gewiß die allerabscheulichste Krankheit unseres nervenschwachen Jahrhunderts. Die alten Griechen und selbst die Römer, als Menschen, welche die Natur selbst bildete, und welche dabei eine Höhe erreichten, über welche wir staunen, kannten nichts von jenen mephitischen Ausdünstungen, in welchen sich unsere reizbaren, empfindsamen Mondscheinseelen so wohl befinden; sie hielten sich rein an die Natur und erhielten deren hohen Geist. — Rom muß der Künstler sehen, der sich völlig ausbilden will, um die Richtung zu begreifen, die er eigentlich zu nehmen hat und an den großen Werken der Künstler zu lernen; doch dazu bedarf es für den deutschen Landschafter nicht Jahre, denn wer das Schöne im ersten Augenblicke nicht faßt und versteht, faßt es auch in Ewigkeit nicht. — Das Gute liegt uns so nah, warum es immer in weiter Ferne suchen? — Und läßt sich das millionenfach sprudelnde Leben der Natur in 2 bis 3 Jahren fassen oder gar studiren und in Koffer gepackt nach Hause tragen? —

Künftiges Frühjahr möchte ich mit dem Skizzenbuch für ein paar Monate das Neapolitanische durchstreifen, und im Sommer wieder in Salzburg oder in der

Schweiz seyn. Meine Sehnsucht nach den wunderschönen Alpen ist unaussprechlich, das ist mein Paradies, und dort möchte ich studiren. Einen Winter könnte ich noch in München nützlich zubringen und dann am [lies: an den] Rhein und an die Donau, die Grenzströme Deutschlands, zurück. Heute lege ich diesem Briefe ein kleines Erzeugniß meines Pinsels bei. Nehmen sie [lies: Sie] es mit Nachsicht auf.

Ihnen vielleicht einiges Vergnügen damit zu machen, gab mir neue Lust und Kraft zur Arbeit; Sie werden es hoffentlich nicht ausschlagen. Gebe der Himmel, daß es in der Heimat eben den Beifall ärndtet, wie hier; der Wille war gut, aber die Hand noch sehr schwach. Es soll besser kommen, aber das Beste kann nicht eher hervorgebracht werden, als bis ich deutschen Boden unter mir habe, deutsche freie Luft athme. Hier beim schwächenden, gräßlichen Sirocco muß Alles, auch die Kraft des Geistes welken. L. R.

Auch dieser Brief legt beredtes Zeugnis ab von der geistigen Reife und Selbständigkeit, von der hohen Bildung des nur mit dem dürftigsten Schulunterricht ausgestatteten, zu fast ununterbrochener Arbeit mißbrauchten zwanzigjährigen Jünglings. Aber sein Inhalt kann nicht anders als befremden. Wissen wir doch nicht nur, daß Richter nach Abfassung dieses Briefes noch fast zwei Jahre in Rom verblieb, sondern auch, daß er noch volle zehn Jahre unverdrossen italienische Landschaften malte und zuletzt die bittere Erfahrung machen mußte, daß man keinen Gefallen mehr daran fand. Im Artistischen Notizenblatt wird er schon im September 1831 nachdrücklich auf die Schönheit der Heimat hingewiesen. Und doch verzehrte er sich in Heimweh nach Italien, nach Rom, bis, wie er es uns im 24. Kapitel so schön erzählt, eine schmerzliche Fügung ihm die Augen öffnete. Man wird nun, nachdem man diesen Brief gelesen hat, sagen müssen, daß er damit einfach sich selbst, das sichere Gefühl, die bessere Erkenntnis seiner Jugendzeit wiederfand. Daß er in Rom auf die Dauer sich selber untreu wurde, ist nicht gar schwer zu begreifen. Während des ersten Jahres fühlte er sich dort noch nicht heimisch; erst in der Neujahrsnacht auf 1825 fand er den Umgang, die seelische Speise, die ihm Rom lieb machte. Nun erst, besonders in der Einsamkeit der Sabinerberge, lebte er sich in die eigenartige Schönheit Italiens ein und tat das wirklich mehr als viele Genossen. So mochte er vergessen, was er einst an Arnold geschrieben hatte, und schwere Erfahrungen erst gehörten dazu, ihn auf seine Stärke, die Schilderung deutscher Art und Sitte, zurückzuführen, die er dann, seit Mitte der dreißiger Jahre, nie wieder verkannt hat.

Militärpensionsgesetz und Wehrsteuer.

Von

Generalleutnant z. D. H. Rohne.

Die Schlagfertigkeit der Armee fordert, daß nicht nur alle Offizierstellen möglichst vollzählig besetzt sind, sondern daß auch die Stelleninhaber im Besitze voller körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit sind. Das bedingt das Ausscheiden eines großen Teils der Offiziere in verhältnismäßig jungen Jahren, um Platz für den Nachwuchs zu schaffen. Zu dem bitteren Gefühle, in Jahren, wo in anderen Berufen erst die Früchte des Fleißes geerntet werden, sich zu einer unfreiwilligen Muße verurteilt, zum alten Eisen geworfen zu sehen, gesellt sich gar oft noch die schwere Sorge um den Lebensunterhalt der Familie, da der Offizierstand weniger als jeder andere die Möglichkeit bietet, einen Sparpfennig für die Tage der Not zurückzulegen, geschweige denn ein Vermögen zu sammeln. Häufig genug ist sogar das kleine vorhanden gewesene Vermögen durch den Dienstaufwand stark vermindert, namentlich wenn viele Versetzungen oder Unglück mit Pferden vorgekommen sind oder wenn die Familie mit reichem Kindersegen bedacht war. Die für einen Junggesellen reichlich bemessenen Gehälter sind sehr dürftig für den, der eine Familie davon ernähren muß.

Angesichts der in fortwährendem Steigen begriffenen Preise aller Lebensbedürfnisse ist die Erhöhung der Pensionen der Offiziere unabweisbar und deren Notwendigkeit auch allgemein anerkannt, um so mehr als bei der zweijährigen Dienstzeit und den höheren Anforderungen an die kriegsmäßige Ausbildung der Truppen die Kräfte der Offiziere in stärkerem Maße als früher verbraucht werden. Es ist daher auch im Kriegsministerium ein Pensionsgesetzentwurf ausgearbeitet, der namentlich den in jüngeren Jahren ausscheidenden Offizieren eine wesentliche Erhöhung der Pension in Aussicht stellt. Der Anspruch auf Pension soll — von Dienstbeschädigungen abgesehen — mit Ablauf einer Dienstzeit von zehn Jahren beginnen; der niedrigste Pensionssatz soll die Hälfte ($^{50}/_{100}$) des pensionsfähigen Einkommens betragen und mit jedem zurückgelegten

Dienstjahre um $^1/_{100}$ des pensionsfähigen Einkommens steigen, so daß nach Ablauf von 35 Dienstjahren der Höchstbetrag der Pension mit $^3/_4$ des Einkommens erreicht wird. Augenblicklich erhält ein nach zehnjähriger Dienstzeit ausscheidender Offizier nur eine halb so hohe Pension ($^{15}/_{60}$), die mit jedem Jahre um $^1/_{60}$ des pensionsfähigen Einkommens steigt, so daß der Höchstbetrag erst nach 40jähriger Dienstzeit zahlbar wird. Der Entwurf würde, zum Gesetz erhoben, für eine lange Reihe von Jahren den berechtigten Ansprüchen der nach ihm pensionierten Offiziere genügen. Mit Rücksicht auf die schlechte Finanzlage des Reiches ist der Gesetzentwurf, der einen Mehraufwand von jährlich zwanzig Millionen Mark erfordern würde, aber nicht zur Vorlage an den Reichstag gelangt. Die Vorlage ist eine dringende Notwendigkeit, denn schon jetzt ist bei vielen Regimentern Mangel an Offizieren, da viele ältere Offiziere wegen der Unsicherheit der Zukunft ihre Söhne nicht mehr Soldat werden lassen. Zweifellos bilden aber die Offizierssöhne den besten Ersatz für die Offizierkorps. Bleiben sie aus und treten an ihre Stelle lediglich die Söhne der reichen Kaufleute und Industriellen, so ist es mit der wünschenswerten Einfachheit in den Offizierkorps vorbei. Die Gefahr ist dann, daß Luxus und Hang zum Wohlleben steigen, und das mindert die Schlagfertigkeit der Armee in hohem Grade.

Der von den aktiven Offizieren mit großer Freude begrüßte Entwurf hat aber unter den inaktiven Offizieren eine große Enttäuschung hervorgerufen. Sie haben fest darauf gerechnet, daß das Gesetz rückwirkende Kraft erhalten werde, was im Entwurf leider ebensowenig wie bei früheren Pensionsgesetzen vorgesehen war. In der Tat kann man mit Recht sagen: entweder sind die jetzigen Pensionssätze ausreichend; dann liegt kein Grund vor sie zu erhöhen, oder aber sie sind zu niedrig, dann entspricht es doch nur der Gerechtigkeit, die erhöhten Sätze auch denjenigen zu gute kommen zu lassen, die so lange Jahre schon mit den als unzulänglich erkannten Pensionen gedarbt haben. Warum wird gerade ihnen, die zum großen Teil mit Begeisterung Leben und Gesundheit in den Kämpfen zur Begründung der deutschen Einheit eingesetzt haben, diese Wohltat vorenthalten, während die hülfsbedürftigen Veteranen aus jener Zeit einen Ehrensold auch dann erhalten sollen, wenn die Herabsetzung ihrer Arbeitskraft durchaus unabhängig von den Anstrengungen jener Kriege eingetreten ist? Warum erhalten die alten Offiziere aus jener Zeit weniger Pension, als ihre um zehn Jahre jüngeren Kameraden lediglich deshalb, weil sie den Dienst verlassen haben, ehe der Entwurf Gesetzeskraft erhalten hat? Die Gerechtigkeit fordert, daß sie wenigstens

nicht schlechter gestellt werden. Unter den verabschiedeten Offizieren gibt es aber noch eine Zahl solcher, die in den siebziger oder achtziger Jahren ausgeschieden, nach einem noch ungünstigeren Gesetz — Beginn nach zehnjähriger Dienstzeit mit $^{20}/_{60}$, Steigerung für jedes Dienstjahr $^{1}/_{60}$ des pensionsfähigen Einkommens — pensioniert sind. Es wäre nicht mehr als recht und billig, wenn diese — sehr groß ist die Zahl ohnehin nicht — zunächst sämtlich nach dem jetzt gültigen Pensionsgesetz abgefunden würden. Sie würden dann immer noch nicht so gut stehen, wie die in den letzten Jahren pensionierten Offiziere, da inzwischen auch die Gehälter erhöht worden sind. Bemerkt sei noch, daß die Wohltaten des Gesetzes, wenn es rückwirkende Kraft erhält, auch den Hinterbliebenen der pensionierten Offiziere zu gute kommen würden.

Man wendet ein, daß es von großer finanzieller Tragweite sein werde, wenn man diesem Gesetz rückwirkende Kraft geben wollte. Das ist unleugbar — es handelt sich für die ersten Jahre um etwa 24 Millionen, später um geringere Summen —, aber wenn man sich überzeugt hat, daß es lediglich eine Forderung der Gerechtigkeit ist, darf man sich dadurch nicht abschrecken lassen. Die Mittel zur Durchführung dieser Maßregel sind leicht zu beschaffen, sobald man sich entschließt, eine andere ebenfalls vorhandene große Ungerechtigkeit zu beseitigen durch Einführung einer Wehrsteuer, die bisher vornehmlich aus Prinzipienreiterei abgelehnt ist.

Jeder gesunde, waffenfähige männliche Staatsbürger ist zur Verteidigung des Vaterlandes berufen und daher zur persönlichen Dienstleistung im Heere oder in der Flotte verpflichtet. Alljährlich werden den Ersatzbehörden etwas über 500000 junge Leute vorgestellt, über die eine endgültige Entscheidung getroffen wird. Von diesen werden nur jährlich etwa 280000 als tauglich zum Dienst ausgehoben oder als Freiwillige eingestellt. Es bleiben mithin ungefähr 220000 Mann, d. h. 44 Prozent jährlich vom Dienst befreit.

Unter diesen befinden sich etwa 1200, die mit Zuchthaus vorbestraft als moralisch unwürdig vom Dienst ausgeschlossen werden und 35000 Mann, die wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen als dauernd untauglich ausgemustert werden. Somit sind noch mehr als 180000 Mann übrig, die der Ersatzreserve oder dem Landsturm I. Aufgebots überwiesen werden und im Frieden vom Militärdienst völlig frei bleiben.

Die als dauernd unfähig ausgemusterten 35000 Mann sind nun keineswegs alle erwerbsunfähig, ja zum Teil nicht einmal in ihrer Erwerbstätigkeit beschränkt. Nach dem von den Ärzten der Ober-Ersatzkommissionen zusammengestellten statistischen Material ist die Annahme

zulässig, daß nur etwa der vierte Teil davon durch Gebrechen in der Erwerbsfähigkeit als erheblich beeinträchtigt gelten kann.

Unter den der Ersatzreserve oder dem Landsturm überwiesenen 180 000 Mann befindet sich eine verhältnismäßig geringe Zahl von Leuten, die vollständig dienstbrauchbar sind und nur deshalb nicht zur Einstellung gelangen, weil sie zufällig eine hohe Losnummer gezogen haben. Daß diese Leute ohne jede Gegenleistung vom Dienst völlig befreit sind und bleiben, ist eine Ungerechtigkeit. Vielleicht sind sie nicht nur kräftiger und gesunder, sondern auch zu Hause abkömmlicher als manch' anderer armer Teufel aus demselben Ort, der eine niedrigere Losnummer gezogen hat. Ein anderer recht großer Teil dieser Mannschaften ist durchaus gesund, aber, weil er sich langsam entwickelt hat, im dritten Gestellungsjahre noch nicht kräftig genug, was nicht ausschließt, daß er im Jahre darauf im Vollbesitz seiner Kräfte ist. Wiederum ein Teil wird nicht eingestellt, weil ihm ein Zentimeter an der erforderlichen Körpergröße fehlt. Niemand wird doch wohl behaupten wollen, daß dieses eine fehlende Zentimeter die Erwerbsfähigkeit irgendwie beeinträchtigt. Der weitaus größte Teil der nicht zur Einstellung gelangenden Leute ist mit kleinen Fehlern und Mängeln behaftet, die sie in der Ausübung ihres Berufes in keiner Weise hindern, sie aber doch zum Militärdienst unfähig machen, weil dieser ganz besonders hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit stellt. Wer z. B. mit einem Plattfuß behaftet ist, kann jeden Beruf ausüben; nur ist er nicht imstande, weite Märsche unter kriegsmäßiger Ausrüstung zurückzulegen. Andere Leute haben kleine erworbene Fehler, die sie zum Militärdienst unfähig machen: ein leidenschaftlicher Radfahrer hat sich vielleicht eine leichte Herzerweiterung, ein flotter Student oder wohlhabender Brauer durch starken Bierkonsum eine zu reichliche Körperfülle oder eine leichte Verfettung des Herzens zugezogen. Es ist doch ein Hohn auf alle Gerechtigkeit, wenn solche Leute ohne jede Gegenleistung von dem schweren und anstrengenden Militärdienst befreit bleiben, während andere minder begüterte Leute auf zwanzig Jahre hinaus militärpflichtig bleiben. Welch einen wirtschaftlichen Vorteil haben diese militärfreien Leute vor denen voraus, die zunächst zwei oder drei Jahre bei der Fahne dienen müssen, sodann mehrmals zu Übungen eingezogen werden und bei einem ausbrechenden Kriege ihre Familie, Haus und Hof in Stich lassen müssen, während jene in keiner Weise in ihrem Erwerbsleben geschädigt sind, ja vielleicht die Gelegenheit wahrnehmen, ihre Geschäfte auf Kosten ihrer vor dem Feinde stehenden Konkurrenten zu vergrößern!

Es ist in der Tat nicht mehr als recht und billig, wenn die militärfreien Leute eine gewisse Abgabe zahlen, die sich einmal nach ihrer ökonomischen Lage und dann nach dem Grade richtet, in dem ihre Erwerbsfähigkeit gemindert ist. Ich würde es für zweckmäßig halten, wenn für die Jahre, die der Militärfreie bei der Fahne dienen müßte, höhere Abgaben entrichtet würden als für die Jahre, in denen er bei der Reserve oder in der Landwehr übungspflichtig wäre. Ein besonderer Zuschlag wäre im Fall einer Mobilmachung zu erheben, wenn der Betreffende auch dann nicht zur Einziehung gelangt.

Man sage nicht, daß diese Steuer nichts einbringt. Werden auch jährlich nur etwa 180000 Mann vom Militärdienst befreit, so dauert doch die Abgabeverpflichtung entsprechend der Verpflichtung für den Militärdienst zwölf Jahre, so daß in Summa mehr als zwei Millionen abgabepflichtig sein würden. Bei niedriger Veranschlagung würde eine Wehrsteuer sehr wohl einen jährlichen Ertrag von zwanzig Millionen ergeben können, also nahezu den Betrag, der notwendig sein würde, wenn das Pensionsgesetz rückwirkende Kraft erhalten sollte, wobei noch zu bemerken wäre, daß dieser Betrag sich naturgemäß von Jahr zu Jahr niedriger stellen würde. Die kleine Schweiz mit etwa $3^1/_2$ Millionen Einwohnern erhebt eine Wehrsteuer, die jährlich etwa 2 Millionen Mark einbringt. Dabei bleibt zu berücksichtigen, daß der Militärdienst hier bei weitem nicht so drückend ist, wie in Deutschland, weil dort kein stehendes, sondern ein Milizheer mit sehr kurzer aktiver Dienstzeit unterhalten wird.

Es muß bei dieser Gelegenheit auf noch eine andere, dringend der Abhülfe bedürftige Ungerechtigkeit hingewiesen werden. Wenn ein pensionierter Offizier eine staatliche Zivilstellung annimmt, so verliert er seine Pension ganz oder teilweise, sobald sein Einkommen aus der neuen Stelle plus Pension sein pensionsfähiges Militäreinkommen erreichen oder übersteigen würde. Für seine langjährigen Militärdienste, bei denen er seine Kraft und Gesundheit zugesetzt hat, erhält er unter Umständen nicht einen Pfennig. Eine Pension aus der Zivilstellung steht ihm ebenfalls nicht zu, da zwei Pensionen nicht neben einander gezahlt werden. Wer dem Staat zwanzig Jahre als Offizier und ebenso lange als Beamter gedient hat, bekommt nicht etwa eine Pension für vierzigjährige Dienstzeit, sondern stets nur für eine zwanzigjährige. Wer aber eine Anstellung als Bezirksoffizier oder -kommandeur erhalten hat, erhält eine Pension, die von Jahr zu Jahr steigt. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Früher waren die in den Dienst der Gemeindeverwaltung eintretenden

Offiziere ebenso ungünstig gestellt; hier hat man aber das Unrecht gut gemacht und der Staat zieht die Militärpension nie ein, mag das Einkommen auch noch so hoch steigen. Was ist die notwendige Folge davon? Der pensionierte Offizier wendet dem Staat, der seine geleisteten treuen Dienste so wenig anerkennt, nach seiner Verabschiedung den Rücken und sucht, wenn irgend möglich, eine private Beschäftigung oder eine Anstellung in der Gemeindeverwaltung. Zur Belebung des Patriotismus trägt das nicht gerade bei. Gerechtigkeit und Klugheit fordern daher eine baldige Abhülfe, die um so dringender ist, als gerade die Bedürftigsten davon betroffen werden.

Zeitungsnachrichten zufolge sind Erhebungen angeordnet, um zu ermitteln, wieviel verabschiedete Offiziere im Staats- und Gemeindedienst Anstellung gefunden haben, und wie sich deren Einkommensverhältnisse stellen. Es ist hiernach Hoffnung vorhanden, daß nach dieser Richtung hin eine Abhülfe eintreten wird.

Um die hier geltend gemachten Forderungen noch einmal kurz zusammenzufassen, so handelt es sich in erster Linie um eine Erhöhung der Pensionen, besonders für die mit kurzer Dienstzeit ausscheidenden Offiziere, wie sie der nicht zur Vorlage gelangte Gesetzentwurf in Aussicht genommen hatte. Im Interesse der Gerechtigkeit liegt es, die Wohltaten des Gesetzes nicht nur den künftig ausscheidenden, sondern den bereits früher ausgeschiedenen Offizieren zukommen zu lassen. Die Mittel dafür würde der Ertrag einer Wehrsteuer liefern, die zugleich ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit sein würde. Endlich ist es geboten, den Offizieren, die ihre Kraft auch nach dem Ausscheiden aus dem Militärstande dem Staate widmen wollen, die erdiente Militärpension stets unverkürzt zu belassen. Regierung und Volksvertretung werden sich ihrer Verpflichtung nicht entziehen können, diese zur Aufrechterhaltung der Schlagfertigkeit der Armee notwendigen Maßregeln zu ergreifen und die Offiziere, die ihre Kräfte im Dienste des Vaterlandes verbraucht haben, vor schweren Sorgen zu bewahren.

Dichter und Frauen.

Betrachtungen
von
Fritz Lienhard.

Als der jugendliche Dante die neunjährige Beatrice, das weibliche Kind, die künftige Jungfrau, zum ersten Mal erblickte, „erbebte er heftig", wie er im „Neuen Leben" erzählt. „Von da an beherrschte die Liebe meine für sie so schnell bereite Seele und gewann bald solche Macht über mich, durch die Kraft, welche ihr meine Einbildungskraft verlieh, daß ich ihr allen Willen tun mußte. Sie befahl mir sehr oft, den Anblick jenes engelgleichen Mädchens zu suchen, was ich dann in meiner Knabenzeit gar vielmal tat, und ich sah die Liebliche so edel und preiswürdig in ihrem ganzen Wesen, das man wohl auf sie das Wort des Dichters Homer anwenden konnte: „sie schien nicht eine Tochter sterblicher Menschen, sondern Gottes" .... Viele sagten, wenn sie vorübergegangen war: „Dies ist kein Weib, sondern einer der schönsten Engel des Himmels." Solches und noch Wunderbareres bewirkte sie durch ihre Schönheit und Tugend."

Der Dichter ist nie ihr Gatte geworden; ihr Körper starb früh hinweg. Aber die Wirkung, die sie in ihm hervorgebracht hatte, ward eine Macht und begleitete ihn durchs Leben. Und so kann man sagen — mehr als von mancher Gattin —: Beatrice begleitete ihn durch Sphären seelischer Entwicklung mit einer führenden Gewalt, von deren Kraft, Größe und Tiefe Dantes Dichtung ein ewig Zeugnis ablegt.

Hat Dante nur für das Mittelalter geschrieben? In vielem Rankenwerk, das die Dichtung umschlingt, bekundet sich allerdings sein Zeitalter. Aber ein Kerngedanke der „commedia" ist dieser: der Mann Virgil, in dem sich Vernunft und Charakter verkörpern, kann zwar durch Schreckniſse der niederen Sinnenwelt bis zu einer gewissen Stufe des Berges der Läuterung führen; von dort ab jedoch bis in die höchsten Sphären der Seligkeit übernimmt die Genialität des reinen Weibes die anmutige Führung. Ist dieser Grundgedanke mittelalterlich oder allmenschlich?

Virgil und Beatrice — beide sind unentbehrlich. In allen Fragen und Aufgaben des praktischen Werktags, des Staates, der Wissenschaft,

durch alles Verstandesmäßige führt Virgil, der Vernünftige. In alle himmlische Weisheit, in das feine Reich des Herzens und der intuitiven Seelenkraft, in die eigentliche Poesie und Religion bis in die Fülle des Schauens und der Offenbarung, jenseits aller geprägten Begriffe — leitet die Genialität des Herzens. Jene männlichen Geister sprechen vom Licht, d. h. sie suchen es begrifflich einzufangen; diese sind das Licht. Jene denken; diese schauen, leben und sind. Jene reden vom fernen Kanaan und suchen vom Berg Nebo aus seine Umrisse zu erkennen: diese wandern bereits auf den seligen Hügeln des Friedens, ihr Atem ist Melodie, sie weben und leben im Lande der Erfüllung.

Genialität des Herzens — ja, sie ist die herrlichste Grundkraft des Menschen und ist ganz wesentlich Frauen zur Aufbewahrung anvertraut. Der düstre Schopenhauer findet darüber in seinem Hauptwerk wunderschöne Worte: „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird der Geist, ja, das Genie, und ebenfalls Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben, sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand wie auch die zarteste Höflichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund getan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dies Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, da macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert.“ Wie tief ist das gesagt! Und eben diese weltumspannende Herzensgröße, diese Schönheit höherer Art — ganz wesentlich wird sie in uns entzündet durch die Liebe, die sich zwar in mannigfachen Formen äußert, von ungestümer Leidenschaft bis zu fürsorglicher Aufmerksamkeit, deren feinste und reifste Gestalt aber als Herzensgüte und Wohlwollen auftritt.

Die Seherin von Prevorst, die aus Justinus Kerners wunderlichem Buch bekannt ist, sprach oft davon, daß sie „von der Herzgrube aus“ Dinge und Zusammenhänge verborgener oder tieferer Art „schaue“ oder „fühle.“ Man könnte beinahe sagen: ein Organismus, in dem Liebe und Wohlwollen lebendig sind, hat feinste Tastfäden über den ganzen Körper hin, er ist in einem nahezu elektrischen Zustande, sein Gefühl ist

vergeistigt, zugleich ist die Tiefe und Stille seines innersten Herzens wunderbar beruhigt und gestärkt: — eine innere Flamme durchleuchtet und festigt seinen Organismus und strahlt über die Ränder seiner Seele. So wird das Evangelien-Wort wahr: „Ihr seid das Licht der Welt."

Nicht nur Dichter, Künstler, Erzieher — nein, jede Mutter und Hausfrau in ihrem kleinen Bezirk, jeder tätige Mann in seinem größeren Umkreis, wenn seine innere Flamme hell ist, muß ein erobernder Feldherr sein, ausgesandt vom ewigen Licht, ein Stückchen oder ein Stück Finsternis heimzuerobern der Helligkeit des reinen Geistes. Darf ich an ein dichterisches Goethewort erinnern? „Licht, wie es mit der Finsternis Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichts, das aus dem Stoffe weicht" (Gespräch mit Riemer, 1808).

Je geistig wacher und seelisch reicher ein Mensch ist, um so mehr Licht erfüllt und umwogt seinen Organismus. Und so dürfen wir weitherzig und großzügig sagen: es gibt nur ein Wachsen des Menschentums höherer Art über die ganze Erde hin, welches auch die Formen seien, ob Dante sich läutert in den drei Stufen der „Göttlichen Komödie", ob Äschylus sich und seinen „Orest" entführt durch die helfende Göttin, ob Goethe seinen „Faust" oder Wolfram seinen „Parzival" durch Dunkel in sieghafte Helle führt: es ist nur ein Licht. Wir suchen es, wir spüren es in uns, wir gestalten es in Wort und Werken der Kunst, Erziehung, Religion, wir leben es in unendlichfacher Ausstrahlung.

Und nun komm' ich zu den Eingangs-Bemerkungen zurück. Es gibt zweierlei Arten für dichterische Naturen, zur Weiblichkeit ein inneres Verhältnis zu finden — und nicht nur für dichterische Naturen, für den wachsenden, lebenstiefen Mann überhaupt. Die erste Art ist das diesseitige Zugreifen, Begehren, Besitzen. Sie ist im Haushalt der Natur eine unvergleichliche Kraft; sie weckt in ihrem Gefolge eine Fülle von anderen Kräften, ein Gewoge von Auf und Ab, von Sturm und Stille, von Mutterliebe und Vatersorge, von Austausch vielfältigster Lebensbetätigung. Wie viel fröhliche und traurige Lieder haben die Minne besungen!

Aber auf einer gewissen Lebensstufe, wo der bejahende Wille zum gewöhnlichen Leben abnimmt, wo der vordem naiv in die Welt ziehende und hie oder da zugreifende Jüngling stutzt, Enttäuschungen erlebt und endlich zum Nachdenken kommt, wie ein Junge, dem öfters auf die begehrlichen Finger geklopft worden — beginnt nach etlicher Tiefstimmung

ganz sachte eine feinere Form von Liebe zu reifen. Die Art, wie jetzt der Dichter überhaupt in die Umwelt schaut, ist eine neue, eine vergeistigte, verinnerlichte, verfeinerte Widerspiegelung. Goethe hat das in „Iphigenie" und „Tasso" zart und klar geprägt, unter der führenden Hand der Frau von Stein. Sie war es, die ihn aus dem ersten Lebensalter, das ich oben kennzeichnete, hinüberführte in eine höhere Vollendung. „Seit ich in deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe, ist mir die Welt so klar, so lieb" — „Durch dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen" — „Ja, liebe Lotte, es wird mir erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt."

Wie Dante durch Beatrices verklärten Geist, so wurde Goethe durch diese verklärt aufgefaßte Iphigenie-Stein in eine reifere Sphäre des Menschentums hinübergeleitet. Im Keime lag das natürlich in ihm: es bedurfte blos des elektrischen Sonnenstrahls von ihr, und sein belebtes Innere begann zu sprießen. Ein formenfröhlicher Künstler und empfänglicher Dichter blieb er nach wie vor, aber das geistige und vergeistigende Auge in ihm war nun viel feinsichtiger geworden, und nicht nur sein Auge: seine ganze Natur, sein Stil, seine Lebensführung.

So mild und weit betrachte man die Wirkung der Frauen auf höhere Dichternaturen. Wie kleinlich hat man da oft über Goethe gesprochen! Man spricht von leichtfertigen „Liebesaffären," von zerstörtem Lebensglück und dergleichen. Mit Recht wies kürzlich eine Frau diese Verkleinerer zurecht: „Versucht man, den Meister gegen solche Verdächtigungen in Schutz zu nehmen, so werden einem die Namen all der holden Wesen aufgezählt, deren Lebensglück er zerstört hat. Wenn man auch noch so wenig aus der Literaturstunde behalten hat: die elfenzarte Friederike, die neckische Lilli, die liebliche hausmütterliche Lotte vergißt man nicht. Wir glauben sie so gut zu kennen, diese liebenswürdigen Wesen. Und der sie uns so zart und anmutig schildert, der soll ein kalter Egoist gewesen sein? Ich meine, wir kennen sie nicht ganz: nur ihre *verklärten Abbilder*. Alle störenden Züge, alles Kleinliche, Unedle, hat er weggelassen, der Große. Wir aber begeistern uns für die feinen Pastellbildchen, die er uns gezeichnet hat, der Meister; und zum Dank nehmen wir für das Bild Partei gegen seinen Schöpfer."

Verklärte Abbilder — darin liegts. Er wollte nicht ihren bürgerlichen Namen, nicht ihr Vermögen, nicht ihre körperliche Erscheinung festhalten: ihm war von überragendem Wert die seelische Wirkung, das Abbild. Das bewahrte er nach dem Ungestüm des ersten Zugreifen-Wollens in liebendem, leidendem Herzen und gab es dann, von allen Schlacken geläutert, der Welt wieder.

Kann man einem Dichter mehr schenken? Kann ein Dichter in feinerer Weise seinen Dank aussprechen? Und gibt es eine tiefere Art des Besitzens, des wirklichen Besitzens?

Genies sind Persönlichkeiten, denen die Gottesgabe ward, die zwei stärksten Gewalten der Erde — Schmerz und Liebe — zu verwandeln in geistige Hülfskräfte. Liebe sucht sie mit schmeichlerischem Drange zu ketten an den Stoff der Welt: sie gehen ihr dankbar entgegen, sie kämpfen mit ihr, unterliegen oft, verwandeln sie aber zusehends, nehmen das Leuchtende daraus und steigen mit dem Ewig-Weiblichen empor in höhere Zustände. Schmerz sucht sie mit Gewalt zu ducken und zu brechen: sie kämpfen mit ihm, sie üben ihre Kraft, sie sind nach dem Kampf weicher und feiner, reicher und reiner — und sind stärker als zuvor, wie die Schöpfung nach Gewittern.

Spätherbst-Abend.

Im Verblassen und Entfärben
Siecht dahin die welke Au',
Und der Wald, gefaßt zum Sterben,
Ragt umflort ins Nebelgrau.

Flücht'ge Vogelscharen ziehen
Nach des Südens Sonnenflur:
Ein Verlassen und Entfliehen
Geht erschreckt durch die Natur.

Nebelhauch und Abenddämmern
füllen Wiese trüb und Wald;
Nur der Mühle fernes Hämmern
Traulich noch herüberschallt.

Tot und farblos Wald und Auen,
Still die Felder grau und weit:
In der Seele bangend' Grauen
Schreit' ich durch die Einsamkeit.

Bis ein Glanzstreif aus der Ferne
Durch der Parknacht Dunkel fließt
Und gleich einem guten Sterne
Mich mein heimisch' Licht begrüßt.

Mich verkündend schallt mein Rufen
Auf zu meiner Lieben Ohr,
Und mit freud'ger Hast die Stufen
Flieg ich zum Gemach empor.

Nimm dahin mit Sturmgebrause,
Rauher Nord, des Sommers Pracht!
Hier im glückgeborgnen Hause
Ist ein schönrer Lenz erwacht!

Aus: Gedichte eines Optimisten von Julius Lohmeyer.

Die Gestaltung des neuen Reichstages.

Von

O. Freiherrn v. Zedlitz—Neukirch, M. d. H.

Wenn bei den jüngsten Reichstagswahlen die Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen auf mehr als drei Millionen und die trotz ungünstiger Verhältnisse starke Zunahme der sozialdemokratischen Mandate als besonders hervorstechende Merkmale des Wahlergebnisses sich deutlich erkennbar machten, so wäre es doch verkehrt, daraus ohne weiteres, wie dies in der ausländischen Presse mehrfach geschehen ist, auf eine entsprechende Umgestaltung des Reichstages nach der sozialdemokratischen Seite zu schließen. Auch in dem neuen Reichstage verfügen die Sozialdemokraten nur über wenig mehr als ein Fünftel der Gesamtzahl und bedürfen bei vollbesetztem Hause noch des Hinzutrittes von 118 Stimmen zur Erlangung der Mehrheit. Sie können daher nur dann ihre Auffassung zur Geltung bringen, wenn sich ihnen eine ihre Gesamtzahl weit überwiegende Zahl von Abgeordneten der bürgerlichen Parteien anschließt. Wenn die Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion auf 81 Mitglieder naturgemäß auch einen Zuwachs von Macht bedeutet, so ist dieser, was positive Beschlüsse des Reichstages anlangt, also bei normaler Besetzung, doch von nicht allzu großer praktischer Bedeutung. Freilich ist bedauerlicherweise seit langer Zeit eine normale Besetzung des Reichstages nicht der regelmäßige Zustand, sondern eine seltene Ausnahme bei besonders wichtigen Entscheidungen. Beschlußunfähigkeit bildete mehr und mehr die Regel, und selbst bei Beschlüssen von Bedeutung war der Reichstag knapp beschlußfähig. Daß bei sehr schwach besetztem Hause die sozialdemokratischen Stimmen ungleich stärker ins Gewicht fallen können, als bei vollbesetztem, und daß sie bei der jetzigen Zahl unter Umständen selbst für sich die Mehrheit zu bilden vermögen, ist klar. Insoweit bedeutet die Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion auch einen Zuwachs an parlamentarischer Macht von praktischer Bedeutung. Allerdings soweit es sich um positive Entscheidungen handelt, nicht von allzu großem Gewichte, weil durch Anzweifelung der Beschlußfähigkeit zu jeder Zeit

Beschlüssen durch eine Zufallsmehrheit vorgebeugt werden kann. Ungleich größer ist die Macht, welche die chronische Beschlußunfähigkeit den Sozialdemokraten in bezug auf die Lahmlegung der Mehrheit verschafft. Sie haben insbesondere bereits jetzt einen überaus schleppenden Gang der Verhandlungen im Interesse des Mißbrauches der Tribüne zu lediglich auf agitatorische Wirkung nach außen berechneten Reden zu erzwingen gewußt. Das wird ihnen natürlich durch die Verstärkung ihrer Zahl in Zukunft noch erleichtert, wenngleich der in dieser Hinsicht entscheidendste Schritt mit der Erreichung der zur Stellung von Anträgen auf namentliche Abstimmung erforderlichen Zahl von 50 bereits in der letzten Legislaturperiode getan war. Die Frage ist nun, ob auch der neue Reichstag, wie seine letzten Vorgänger, unter dem Zeichen regelmäßiger Beschlußunfähigkeit stehen wird. Erwägt man, wie deutlich die Unwürdigkeit und Bedenklichkeit dieses Zustandes auf allen Seiten erkannt und wie scharf in der Presse aller Parteien dagegen vorgegangen worden ist, so sollte man auf eine Wendung zum Besseren hoffen dürfen. Aber die geringe Wirkung, welche diese Erkenntnis und die schärfsten öffentlichen Rügen noch in der jüngsten Vergangenheit geübt haben, läßt eine solche Hoffnung als trügerisch erscheinen, solange die Ursachen des bisherigen bedauerlichen Absentismus fortbestehen.

Als die vornehmste dieser Ursachen wird überwiegend die Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten angesehen; vielfach sogar als die einzige. Ich teile diese Auffassung nicht ganz; soweit ich es übersehen kann, liegt die Ursache ungleich mehr in dem schleppenden Gange und in dem Sinken des geistigen Niveaus der Verhandlungen unter der Herrschaft der sozialdemokratischen Dauerreden. Immerhin bildet wenigstens für einen Teil der Reichsboten, namentlich der süddeutschen, die Diätenlosigkeit einen Grund für das Fernbleiben von den Verhandlungen; ihre Beseitigung würde daher sicher zu einer Verbesserung des nachgerade unhaltbar gewordenen Zustandes führen. Man sollte mit der Einführung von Diäten jetzt um so weniger zögern, je gewichtiger die Gründe allgemeinpolitischer Natur sind, welche vom staatserhaltenden Standpunkte gegen jede Verstärkung der parlamentarischen Macht der Sozialdemokraten geltend zu machen sind. Auch werden sich unter dem frischen Eindrucke der sozialdemokratischen Wahlerfolge einige wünschenswerte Änderungen des Reichswahlgesetzes, wie sie ohne Änderung der verfassungsmäßigen Grundlagen, Allgemeinheit und Gleichheit des Wahlrechts und geheime Stimmabgabe, vorgenommen werden können, voraussichtlich unschwer und jedenfalls leichter als zu andrer Zeit, durchsetzen lassen. Der richtige

Zeitpunkt für die Beseitigung der auf die Dauer doch unhaltbaren Diätenlosigkeit scheint mir daher gekommen; es wäre ein schwerer Fehler, wenn er ungenützt vorüberginge. Daß man mit der Beseitigung der Diätenlosigkeit allein die Beschlußfähigkeit des Reichstages noch nicht sichert, dürfte die Erfahrung allerdings sehr bald lehren. Hierzu wird es noch anderer kräftiger Ansporne bedürfen. Solche werden vielleicht auch nicht ausbleiben.

Wenn nämlich trotz der Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion deren schädlicher Einfluß auf den Gang der Verhandlungen des Reichstags sich von selbst schwerlich steigern, bei sachgemäßem Vorgehen vielmehr eher eingedämmt werden dürfte, wird das durch die Wahlerfolge stark gesteigerte Selbst- und Kraftgefühl die Sozialdemokraten grade veranlassen, mit allen Kräften eine Erweiterung ihres Einflusses über sein gegebenes Maß hinaus zu erstreben und es wird alsdann an ernsthaften Reibungen nicht fehlen, welche die bürgerlichen Parteien aus ihrer fahrlässigen Gleichgültigkeit aufrütteln und zur Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflicht antreiben könnten. Und zwar namentlich dann, wenn die Bestrebungen der Sozialdemokraten, dem Reichstage ihren Willen aufzuzwingen, sich nicht auf den Gang der Verhandlungen beschränken, sondern sich auch nach dem Vorgange von 1902 bis zu dem Versuche aufschwingen sollten, den Reichstag an der Fassung ihnen nicht genehmer Beschlüsse zu hindern. Daß man mit der Möglichkeit einer Wiederholung des vorjährigen Obstruktionsversuchs rechnen muß, scheint mir kaum zweifelhaft. Jener Versuch ist allerdings kläglich gescheitert, man hat die Verabschiedung der Zolltarifvorlage nicht nur nicht zu verhindern vermocht, sondern gradezu die andernfalls beinahe aussichtslose sachliche Verständigung zwischen Regierung und Reichstagsmehrheit herbeigeführt. Allein die heilsame Wirkung dieser Niederlage ist sehr bald wieder verwischt worden. Und zwar schon infolge des schwächlichen Verhaltens der Regierung, wie der bürgerlichen Parteien noch im Laufe der letzten Tagung des Reichstages selbst. Der Wahlerfolg vom 16. Juni hat dann das Übrige getan. Er hat das Selbstgefühl der Sozialdemokraten gewaltig gesteigert; sie rechnen jetzt zuversichtlich für die Zukunft auf die Macht im Reiche. Mit der festen Hoffnung auf die Macht ist auch der Wille zur Macht kräftig gekommen. Zur Betätigung dieses Willens zur Macht bietet auf politischem Gebiete der Reichstag das geeignetste Feld.

Aus diesen tatsächlichen, insbesondere psychologischen Voraussetzungen ergibt sich beinahe von selbst die logische Schlußfolgerung, daß, wenn es ausgeschlossen erscheint, die positiven Beschlüsse der Reichsvertretung im

sozialdemokratischen Sinne zu gestalten oder auch nur zu beeinflussen, man des Versuchs gewärtig sein muß, den Reichstag an der Fassung von Beschlüssen von entscheidender Bedeutung zu hindern, welche im Gegensatze zu den sozialdemokratischen Bestrebungen stehen. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche behufs Überwältigung der vorjährigen Obstruktion trotz der herausfordernden Art ihrer Inszenierung zu überwinden waren, wird einem solchen Versuche nicht von vornherein jede Aussicht auf Erfolg absprechen können; jedenfalls wird bei dem beinah krankhaft gesteigerten Hochgefühl der Sozialdemokratie die Möglichkeit eines abermaligen Mißerfolges für deren Entschließung nicht allzuschwer in die Wagschale fallen. Anlaß genug zu Obstruktionsversuchen bietet das Arbeitspensum des neuen Reichstages. Handelsverträge mit höheren Getreide- und Viehzöllen, Verstärkung unserer Wehrkraft zu Wasser und zu Lande, die Erschließung neuer Einnahmequellen für das Reich bilden, um nur das Wichtigste hervorzuheben, sicher Aufgaben des neuen Reichstages; ihrer positiven Erledigung werden die Sozialdemokraten den schärfsten Widerstand entgegen setzen. Bei allen diesen Fragen würde man daher mit der Möglichkeit sozialdemokratischer Obstruktion zu rechnen und demzufolge rechtzeitig den Gegenschachzug, namentlich durch planmäßige Revision der Geschäftsordnung, vorzubereiten haben.

Ob bei alledem Obstruktionsversuche tatsächlich unternommen werden, dürfte aber wesentlich doch davon abhängen, welche Bedeutung folgende entgegenwirkende Erwägungen allgemeinpolitischer Natur gewinnen werden.

Die Lahmlegung eines für die verfassungsmäßige Führung der Reichsgeschäfte so unentbehrlichen Faktors, wie der Reichstag es ist, durch einen gelungenen Obstruktionsversuch stellt an sich theoretisch schon die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung in Frage. Diese Frage aber wirft sich mit unmittelbar praktischer Bedeutung von selbst auf, wenn ein Handelsvertrag nicht in Kraft treten könnte, weil eine Minderheit den Reichstag hinderte, die von ihm gewollte Genehmigung auszusprechen, oder wenn eine von dem Reichstage für notwendig erkannte Verstärkung unserer Wehrkraft oder ihres finanziellen Fundaments infolge erfolgreicher Obstruktion unterbleiben müßte. Eine Revision der Reichsverfassung mit dem Ziele, der Sozialdemokratie die Lahmlegung des Reichstages für die Folge unmöglich zu machen, wäre für Regierung und Parlament alsdann geradezu ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung. Dabei würde in erster Linie natürlich das Wahlrecht in Frage kommen.

Das wissen die sozialdemokratischen Führer auch, und sie werden sich bei ganz kühler, sachlicher Erwägung sicher hüten, um eines noch so

großen einmaligen Erfolges willen die dauernden Grundlagen ihrer Macht zu gefährden. Fraglich ist aber, ob im entscheidenden Momente überspanntes Kraftgefühl und leidenschaftliche Erregung kühler Erwägung Raum lassen werden, und diese Frage läßt sich im voraus auch nicht entfernt mit einiger Sicherheit beantworten. Regierung und Reichstag werden daher auf beide Fälle gerüstet sein müssen. Sind sie das, so kann eine von den Sozialdemokraten hervorgerufene innere Krisis zur Gesundung und Kräftigung der Gestaltung des Reiches beitragen. Erweisen sie sich umgekehrt ihrer Aufgabe, unser nationales Gemeinwesen zu erhalten, nicht gewachsen, so wäre allerdings eine solche Krisis wohl der Anfang des Endes, würde aber eine unter solchen Umständen doch unabwendbare Entwicklung zur Diktatur der großen Massen auf den Trümmern der Monarchie, und des spezifisch deutschnationalen Staats nur um etwas beschleunigen.

Die Möglichkeit schwerer innerer Krisen infolge der Gestaltung des neuen Reichtages erscheint daher nicht ausgeschlossen; ob solche eintreten, wird wesentlich davon abhängen, welches Maß von staatserhaltender Kraft man im sozialdemokratischen Lager den Regierungen und den bürgerlichen Parteien zutraut, ihr Ausgang aber davon, ob diese das nötige Maß solcher Kraft tatsächlich besitzen.

Sieht man von dem Ausnahmefalle der Obstruktion und einer dadurch hervorgerufenen inneren Krisis ab, so fällt für die Stellungnahme des Reichstages zu seinen positiven Aufgaben, insbesondere zu denen von nationaler Bedeutung die Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion nicht allzusehr ins Gewicht. Diese steht im schärfsten Gegensatz zu allen Forderungen, welche vom nationalen Standpunkte auf dem Gebiete des Heerwesens, der Marine, der Kolonialpolitik, der Finanzen im Interesse der Entwicklung der äußeren Kraft unseres deutschen Gemeinwesens zu erheben sind; sie stellt sich bei auswärtigen Verwicklungen sogar regelmäßig auf die Seite von Deutschlands Gegnern.

Soweit geht in der Gegnerschaft gegen eine kräftig deutschnationale Politik mit ihnen allerdings nur noch der eine oder andere dänische oder polnische Heißsporn. Aber in der Ablehnung positiver Forderungen spezifisch nationaler Art, namentlich für Heer und Marine und auf dem Gebiete der Finanz- und Kolonialpolitik, treffen sich mit den Sozialdemokraten die freisinnige Volkspartei, die deutsche Volkspartei, die sämtlichen Polen, eine Anzahl Elsässer und die dem Zentrum nicht angeschlossenen Welfen. Aber die Gesamtzahl dieser Gegner nationaler Forderungen hat sich trotz der Verstärkung der sozialdemokratischen

Fraktion nicht nennenswert vermehrt, weil diese Verstärkung durch die Verluste der beiden Volksparteien und der Welfen wenigstens zum Teil ausgeglichen wird. Auf die Zusammensetzung der Linken des Reichstages übt die Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion allerdings insofern einen Einfluß aus, als diese innerhalb der Linken jetzt das unzweifelhafte zahlenmäßige Übergewicht besitzt und daher noch mehr als bisher die Führung der Opposition gegen nationale Forderungen übernehmen wird.

Auf der anderen Seite sind die alten Kartellparteien, auf welche man mit Sicherheit für alle Forderungen nationalen Gepräges rechnen kann, in der alten Zahl wieder in den Reichstag eingezogen. Die freisinnige Vereinigung, welche man wenigstens in bezug auf Heeres- und Flotten- wie auf Kolonialfragen gleichfalls zu den nationalen Gruppen rechnen darf, hat zwar eine Anzahl von Mandaten verloren; aber dieser Verlust wird ausgeglichen durch das Ausscheiden einiger unsicherer Kantonisten unter den extremen Agrariern und Antisemiten. Wie in bezug auf die entschiedenen Gegner, so hat sich auch in bezug auf die entschiedenen Freunde einer kräftigen deutschnationalen Politik eine nennenswerte Änderung infolge der Neuwahlen nicht vollzogen. Beide, Gegner und Freunde einer nationalen Politik, verfügen aber nach wie vor nicht über die Mehrheit. Die Entscheidung liegt auch im neuen Reichstage bei dem Zentrum, das ziemlich in der alten Stärke zurückkehrt. Das Zentrum bildet insbesondere auch in dem neuen Reichstage das Zünglein an der Wage, wo es sich darum handelt, ob und in welchem Umfange Forderungen nationaler Art verwirklicht werden. Die Frage ist also: was ist von dieser Partei in dem neuen Reichstage nach dieser Richtung zu erwarten? In bezug auf die Zoll- und Handelspolitik unterliegt es zunächst keinem Zweifel, daß das Zentrum geschlossen für Handelsverträge eintreten wird, welche mit den bei Aufstellung und Feststellung des neuen Zolltarifs verfolgten wirtschaftspolitischen Zielen noch irgend vereinbar sind. Damit ist eine starke Mehrheit für Verträge dieser Art gesichert. Auch wird der Regierung bei den Handelsvertragsverhandlungen mit dem Auslande insofern der Rücken gestärkt, als sie darauf hinweisen kann, daß im Reichstage nur solche Handelsverträge auf Annahme rechnen können, welche auf der Grundlage des neuen Zolltarifs und in Übereinstimmung mit der in demselben niedergelegten wirtschaftspolitischen Auffassung sich bewegen. Was nun weiter die Stellung des Zentrums zu Neuforderungen für Heer und Marine, zur Regelung der Reichsfinanzen und zu einer kräftigen Kolonialpolitik anlangt, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Partei mehr

denn je Wert darauf legt, sich als regierungsfähig oder, wie ihre Presse es gern bezeichnet, sich als regierende Partei zu erweisen. Das liegt zweifellos auch im Interesse derjenigen katholisch-kirchlichen Gesichtspunkte, von denen das Zentrum noch mehr als von politischen Rücksichten sich leiten läßt. Man ist daher auch zu der Annahme berechtigt, daß wenigstens die politischen Führer des Zentrums bereit sein werden, den Forderungen der Regierung auf allen diesen Gebieten nach Möglichkeit entgegenzukommen und daß demnach in dieser Hinsicht eine Veränderung im ungünstigen Sinne sich in dem neuen Reichstage nicht zeigen wird. Andererseits aber unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn es schon bisher nicht immer ganz leicht war, alle Teile des Zentrums, namentlich den bayerischen Flügel desselben, zur Unterstützung nationaler Forderungen zu bewegen, diese Schwierigkeiten in dem neuen Reichstage infolge der ungünstigen Lage der Reichsfinanzen sich noch stärker geltend machen werden.

Die finanzielle Lage des Reichs ist in der Tat traurig genug. Der Reichshaushaltsplan für 1903 balanziert trotz Inanspruchnahme des Kapitalbestandes des Reichsinvalidenfonds in Höhe von 89 Millionen Mark nur durch Zuhilfenahme einer Zuschußanleihe von 72 Millionen Mark. Ganz so schlimm, wie es danach aussieht, stehen die Dinge allerdings nicht. Denn in dem Ausgabeetat steckt außer dem Aufwande für 1903 auch das Rechnungsdefizit von 1901 im Betrage von 48,5 Millionen Mark; auch wird infolge von Überschüssen bei den Überweisungssteuern ein Teil der Ergänzungsanleihe erspart werden. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß die eigenen Einnahmen des Reichs selbst bei Einhebung von Matrikularbeiträgen von beträchtlicher Höhe zur Bestreitung der ordentlichen Ausgaben weitaus nicht ausreichen, daß der Kapitalbestand des Invalidenfonds weit vor der Zeit erschöpft zu werden droht und die Reichsschuld in stetigem starken Wachsen begriffen ist. Dazu treten an den Reichstag zweifellos neue Aufgaben heran, deren Durchführung beträchtliche Mehrausgaben bedingt. Das neue Militärpensions- und das Quinquennats-Gesetz, der Bau der Auslandsflotte, die wirtschaftliche Hebung unserer Kolonien, um nur einiges hervorzuheben, stellen sehr beträchtliche Ausgabeerhöhungen in Aussicht und von den aus den erhöhten Schutzzöllen zu erwartenden Mehreinnahmen ist ein erheblicher Teil zu Gunsten der Versorgung der Witwen und Waisen der Arbeiter festgelegt.

Die Ungunst der Finanzlage macht sich auch bei den alten Kartellparteien als Hemmschuh gegenüber neuen Mehrausgaben selbst für

Heeres-, Marine- und Kolonialzwecke geltend; auch aus ihren Reihen erhebt sich immer lauter die Forderung größerer Sparsamkeit.

Ungleich stärker ist die Wirkung natürlich bei dem Zentrum. Hier hat man schon seit Jahren die Zustimmung zu den großen Mehraufwendungen für Heer und Flotte den Parteigenossen durch Entgegenkommen gegen die Abneigung gegen unpopuläre Verbrauchsabgaben zu erleichtern getrachtet. So hat man namentlich bei dem Flottengesetze nicht nur gesetzlich festgelegt, daß die Mehrausgaben nicht durch höhere Besteuerung des Massenverbrauchs aufgebracht werden dürfen, sondern auch nach anderen Deckungsmitteln, Erhöhung der Börsensteuer, Frachtscheinstempel, Schaumweinsteuer, Zollerhöhungen für Gegenstände des Luxusverbrauchs, gesucht. Man hat dabei so ziemlich alle Einnahmequellen, auf welche, abgesehen von Verbrauchsabgaben und direkten Steuern, zurückgegriffen werden kann, erschöpft. Bedarf es in der Folge, was bei einigermaßen hohem Mehrbedarf für Heeres- und Flottenzwecke sicher der Fall sein wird, neben den Mehreinnahmen aus dem Zolltarif noch der Erschließung neuer Einnahmequellen, so wird man wohl oder übel an die großen Reserven herangehen müssen, welche das Reich auf dem Gebiete der Getränke- und Tabaksteuer besitzt. Tabak und Bier sind zwar an sich besonders geeignete Steuerobjekte, welche nach dem Vorgange anderer Kulturstaaten ohne bedenklichen Druck größere Erträge hergeben können, zumal ja durch die Herabsetzung der Zuckersteuer und den Fortfall der Kartellbelastung dem heimischen Konsum ein wertvoller Ausgleich zu Teil geworden ist. Aber Tabak und Bier sind Genußmittel der großen Massen und ihre Belastung ist bei diesen naturgemäß unpopulär, überdies müßte eine Erhöhung der Biersteuer eine entsprechende Erhöhung der Ausgleichsabgaben der süddeutschen Staaten nach sich ziehen. Dazu kommt, daß die Bedrohung des Zentrums durch die Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen jenem die Rücksichtnahme auf die Stimmung der großen Massen noch näher legt, als dies bis jetzt schon der Fall war. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß das Zentrum einer höheren Besteuerung von Bier und Tabak auf das äußerste widerstreben und sich bei Mehrausgaben, welche eine solche nötig machen werden, äußerst schwierig erweisen wird. Insofern, aber auch so ziemlich allein nach dieser Richtung sind die Aussichten für die Lösung großer nationaler Aufgaben, wenn diese, wie regelmäßig der Fall ist, größere Mehrausgaben erfordern, ungünstiger, als im alten Reichstage.

Was schließlich das geistige Niveau des neuen Reichstages anlangt, so haben Zentrum und Sozialdemokraten ihre sämtlichen leitenden

Männer sich erhalten, dagegen hat die freisinnige Vereinigung in Dr. Barth und Rösicke mit ihre besten Kräfte verloren, den Nationalliberalen fehlt der Führer der alten wie der jungen Richtung, Büsing wie Bassermann, die Rechte hat einen bewährten Führer, Levetzow, und einen guten Redner, Dr. Oertel, verloren, nach beiden Richtungen aber Ersatz durch die Neuwahl des Herrn von Heydebrand und der Lasa erhalten. Was sonst in den bürgerlichen Parteien neugewählt ist, entbehrt durchweg noch der parlamentarischen Erprobung, und es läßt sich daher noch nicht beurteilen, inwieweit durch frische Kräfte die großen Lücken ausgefüllt werden, welche Tod und Ungunst der Wahl in die Reihen der älteren Parlamentarier gerissen hat. Wem es vergönnt war, wie mir, im ersten deutschen Reichstage, mit Bennigsen, Miquel und Lasker, mit Bethusy und Friedenthal, mit Ketteler und Windthorst, mit Hänel und Hoverbeck zusammenzuarbeiten, wird auch in dem neuen Reichstage keinen ebenbürtigen Nachfolger der Reichstage aus dem ersten Jahrzehnte des deutschen Reiches erblicken können.

Heinrich von Stein und seine Weltanschauung.*)

Von

Hans von Wolzogen.

Heinrich von Stein ist still durch sein kurzes Leben dahingegangen. Wenige haben sich nach ihm umgeschaut. Die aber auf ihn aufmerksam wurden und ihm näher kamen, haben in seinem innig verehrten Bilde einen der besten Schätze, in seinen edlen Gedanken einen erhöhten Wert ihres Lebens gewonnen. Er stand im Gegensatz zu der Welt um ihn her, und was von der Welt in seinen Weg trat, bezeigte sich ihm meist widerwärtig. Aber es kam zu keinem Kampf auf offenem Felde. So schied er auch still aus der Welt. Doch sein Geist blieb in ihrer Mitte, im Stillen, in aufmerksamen Seelen lebendig. Er stand im Gegensatz zur Welt, und dennoch gewann er leise und ohne Streit seinen festen Platz in dem Reiche des deutschen Gedankens. Sein unvollendetes Lebenswerk ist ein unverlierbarer Teil der deutschen Weltanschauung geworden, dem auch bei Gegnern schweigende Achtung gezollt wird. Hierin wirkt die bestimmende Eigenart seiner ganzen Persönlichkeit nach, welche eins war mit dem Werke seines Geistes, seinem Denken und Dichten. So rein sprach diese Persönlichkeit sich darin aus, daß man sie wohl daraus kennen lernen konnte, auch wenn man sie nicht kannte. Und doch wieder sollte man sie gekannt haben, um ihr Werk, über den literarischen und wissenschaftlichen Wert hinaus, in seinen innersten seelischen Gründen zu erkennen, auch im Unvollendeten das Vollkommene zu erfassen. —

Houston Stewart Chamberlain hat Stein nicht persönlich gekannt; er gehörte nicht zu seinem kleinen Freundeskreise, in dem er gelebt hat. Aber er ist ein guter Kenner seiner Werke und hat gleich ihm, wenn auch wiederum er nicht persönlich mehr, an Richard Wagner gelernt, die eigene geistige Persönlichkeit und Weltanschauung auszubilden. Damit hatte er viel voraus. So verschieden sonst ihre Naturen und ihr Lebenslauf, es ist dem hochbegabten, scharfblickenden Verfasser des Wagner-

*) Von Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Poske. Leipzig-Berlin, G. H. Meyer. (M. 1,50.)

buchs und der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ durch ein feines und anteilnehmendes Nachspüren der geistigen Entwicklung in erstaunlicher Weise gelungen, ein Lebensbild des Verfassers der „Lyrischen Philosophie,“ der „Entstehung der neueren Ästhetik“ und von „Helden und Welt“ auf beschränktem Raume derart zu entwerfen, daß der Leser zunächst genau erfährt, wer Stein und was sein Werk gewesen. Ursprünglich war dieses Lebensbild für noch gänzlich unvorbereitete französische Leser bestimmt, und ist, vom Verfasser in deren Sprache geschrieben, zuerst in der Revue des deux mondes (15. Juni 1900) erschienen, danach in einer Übertragung von anderer Hand für die deutschen Gesinnungsgenossen in den Bayreuther Blättern (1902, X—XII) mitgeteilt, und endlich nun, von Chamberlain selbst wieder verdeutscht und überarbeitet, in Verbindung mit einer von Steins nahem Freunde Prof. Friedrich Poske verfaßten Gesamtdarstellung seiner Weltanschauung als eigene Schrift der deutschen Öffentlichkeit übergeben worden.

Steins philosophische Grundanschauung findet man auch schon bei Chamberlain zunächst in einige Gedanken knapp zusammengefaßt. Die Wirklichkeit ist ein Stückwerk. Im Menschen sind Kräfte, welche, wenn er sich ihrer bewußt wird, ihn befähigen, seine Natur über sich selbst zu steigern. Solche Kraft ist die Kunst. Ihre Intuition steht daher auch über derjenigen der Philosophie; sie ist die Quelle eines höheren Wissens als dessen von der Wirklichkeit. „Das einzige absolut Wichtige und Wertvolle der ganzen Welt ist die Eigenart des menschlichen Innern,“ sagte Stein. Und an anderer Stelle deutet er darauf, daß uns hier allein der „Zugang“ gegeben sei zu dem dunklen „Hintergrunde des Seins.“ Die Persönlichkeit und Tätigkeit Steins verkörperte diesen übermächtigen Drang der im Innern, im Gemüte des Menschen vorhandenen höheren Kräfte zur Steigerung seines Wesens ins Ideale, zur Veredlung des sinnlichen Daseins in ein geistiges Sein. Der Grund eines solchen edelsten Dranges liegt schon in der Natur, der Weg geht einzig durch die menschliche Individualität, das sinnliche Abbild des geistigen Zieles „haben wir am Schönen.“ Man ersieht, daß Steins Gedankenwelt durchaus den Stempel des Adligen, zugleich aber auch des Protestantischen trägt. Wenn man glaubt, das Evangelium für eine Demokratisierung des Menschengeistes verantwortlich machen zu dürfen: eine Erscheinung wie Stein bezeugt, daß vielmehr jedes Bestreben, die Welt von innen zu bauen und zu schauen, dem höchsten Adel des menschlichen Wesens entstammt und dient. Solches aber ist nach Wagner „das Wesen des deutschen Geistes,“ und darin ist dieser evangelisch. —

Steins Herkunft entspricht völlig jener Grundanschauung: er war aus altfränkischem protestantischen Adelsgeschlechte. Der religiöse Zug war mit ihm geboren. Berufen, auf dem Wege fortzuschreiten, welchen der deutsche Geist seit der Reformation Luthers durch Herder, Goethe, Kant, Schiller, Schopenhauer, Wagner genommen hat — dem Wege einer religiösen Bewegung von moralisch-sozialem Charakter —, begann auch Stein damit, Theologie zu studieren. Als er dies Studium bald unzureichend findet, und, um nur erst festen Grund im Wirklichen zu fassen, der Naturwissenschaft sich zuwendet, gibt er nicht etwa mit den Lehrmeinungen die Religion auf. „Was mir bleibt und den innersten Grund meines Herzens ausmacht, ist die Liebe zu den religiösen Dingen, die Sehnsucht nach einem aufrichtigen Glauben." Die Naturwissenschaften führen ihn zuvörderst zu Eugen Dühring. Hier traf er bei schroffer Abweisung des Metaphysischen und Mißachtung des Künstlerischen doch ein ihm persönlich besonders sympathisches Moment, eine Kraft der Vergeistigung des Materialismus: die moralische Gesinnung, den Charakter, womit zusammen erst das Wissen zur Philosophie sich erheben kann. Der Drang nach Vervollkommnung verband die Geister des Lehrers und des Schülers. Stein aber brachte den „metaphysischen Instinkt" hinzu, und er war ein Dichter. Er konnte das Ideal sich nicht vorstellen ohne Kunst; er sah es durch die Kunst. Natur, Moralität und Kunst bildeten für ihn eine einige Brücke aus der sinnlichen in die übersinnliche Welt. Sein erster öffentlicher Schritt darauf war seine seltsame Jugendschrift „Lyrische Philosophie", erschienen 1878 unter dem Titel „Die Ideale des Materialismus".

„Philosoph und Poet reichen sich die Hände, ohne doch sich mehr als bloß mit den Fingerspitzen berühren zu können," meint Chamberlain von dieser Schrift. Auch der Stil ist noch unruhig; man merkt im Poetischen gewisse Einflüsse des alten Bayreuther Dichters Jean Paul. Die Vereinigung der Begabungen zum Eigenstil der ganzen Persönlichkeit vollzog sich erst unter dem entscheidenden Eindrucke, den Stein schon im nächsten Jahre empfangen sollte: von dem neuen Bayreuther Meister, Richard Wagner. Malvida von Meysenbug hatte ihrem großen Freunde den jungen Gelehrten zum Erzieher des Knaben Siegfried empfohlen. So kam Stein 1879 nach Bayreuth. Er, dessen Denken und Glauben auf die „Ehrfurcht vor dem Leben", als einziger Möglichkeit für den Drang zum Idealen, sich begründet hatte, gewann sich hier eine unendlich ermutigende Bestätigung seines hohen Idealismus in der an der lebendigen genialen Individualität unmittelbar erlernten Ehrfurcht

vor der Persönlichkeit. Im Genie erkannte er nun eine gesteigerte Menschlichkeit; es verkörperte für ihn „eine höhere Ordnung der Dinge". Der Vereinsamte findet in dem Verehrtesten zum ersten- und einzigenmale dem innersten Wesen nach seinesgleichen, versteht sich darin selber, gewinnt sich selber. Der Glaube an die ewige Bestimmung des Menschen ist damit so stark in ihm befestigt, daß Illusionen über irgend eine nahe Zukunft ihn nicht mehr täuschen können.

Von diesem Augenblicke an gerät er aber auch in den empfindlichsten Gegensatz zur anderen Welt. Die Pietät gegen den Vater läßt ihn schon nach Jahresfrist dem neuen Bayreuther Leben entsagen und mit dem ganzen Aufgebote seiner moralischen Kraft die akademische Laufbahn an den Universitäten Halle und Berlin betreten. Alle die schwere Mühe und der bittere Verdruß, die seitdem ihm von seiten offizieller Wissenschaft bereitet ward, konnte ihn doch nicht mehr von seiner wahren Bahn entfernen. Einem ganz anderen Ziele strebte diese zu, als der Professur, welche er niemals erreichen sollte. Sein Ziel war der völlige Ausdruck seiner Persönlichkeit, und jede Spur seiner ferneren, so kurz bemessenen Tätigkeit, die er hinterlassen hat, die des Lehrers, des Schriftstellers, des Dichters, zeigt uns dieses Ziel in schöner Reinheit erreicht. Mag die Fassung seiner Schriften mitunter noch schwierig erscheinen, die Form seiner Dichtungen auf eine künftige Vollendung deuten: der ganze Stein hat sich in ihnen doch für allezeit ausgesprochen. Die Aufsätze in den „Bayreuther Blättern" (über Rousseau, Shakespeare, Luther, Goethe, Schopenhauer), die vergeblich mehrfach umgearbeitete Habilitationsschrift über „Die Beziehungen der Sprache zum Erkennen", die „Ästhetik unserer Klassiker", die „Entstehung der neueren Ästhetik" auf der einen Seite, die historischen Szenen „Helden und Welt", die „Heiligen", die Novellen des Nachlasses auf der anderen: sie geben uns den Denker und Dichter, aber beide sind eins. Eine edel zum Edelsten strebende Persönlichkeit, die — nach Wagners Wort — das Schauen gelernt hat. Daß auf diesem Wege der Denker immer mehr zum Dichter ward, war eine natürliche Notwendigkeit, und keinerlei phantastische Künstelei berührte dabei entstellend oder verschiebend die reine Wahrheit seiner dichterischen Anschauung der Dinge. In seinem Dichten war er in seiner Freiheit.

„Wäre er ein bloßer Träumer gewesen, so hätte er vielleicht leben können", sagt Chamberlain, „nun aber war sein Traum die Ausübung einer weithin reichenden Wirkung auf die Menschheit." Auch dies war eine Notwendigkeit seiner Natur. Ein Ganzer, Eigener, wie er, gibt mit dem Ausdruck seiner Persönlichkeit die Entäußerung seiner selbst für die

Anderen. So leben die Menschen von höherer Art sich aus. Die äußeren Bedingungen aber dieser Wirksamkeit, als Universitätslehrer, drängten sich allzu fremd und peinvoll an die zarte Reinheit seines doch so unnachgibig festen, von machtvollem Drange beseelten Wesens. In diesem Zwiespalt ward seine Lebenskraft allzufrüh gebrochen. Kaum ein Menschenalter (1857—1887) hatte er auf dieser Erde gelebt, die er liebte als die lebendige Stufe zum Ewigen — da führte ein einsamer Tod ihn auf sanften Flügeln in das freie Reich seiner Sehnsucht. Nun ist aller Zwiespalt aufgehoben. Der Nachwelt kann und wird Heinrich von Stein so leben, wie er zu leben wünschte: als ein Wirkender durch seine volle, rein ausgesprochene Persönlichkeit. Er hat ihr einen klaren Trank hinübergereicht, dessen besonnener Genuß sie wohl zu heilen vermag, wenn es an der Zeit ist, von den dumpfen Folgen des allzu übermenschlichen Rausches, wovon ein flüchtig denkendes Geschlecht sich betäuben ließ. Seine Gedanken werden nicht untergehen; und auch diese Schrift wird hülfreich dafür sorgen.

Tieferen Einblick noch in die geistigen Quellen, denen jenes Werk entnommen, in Steins gesamte „Weltanschauung" also, gewährt dem Leser der zweite Teil der Schrift, welchen der schon genannte nahe Freund, der wirkliche Kenner seiner lebenden Persönlichkeit, Friedrich Poske, angeschlossen an die Sprüche des aus dem „Nachlasse" wieder abgedruckten „Vermächtnisses", in besonders rühmenswerter Weise abgefaßt hat. So vorzüglich ist diese Zusammenstellung der Stein'schen Gedanken geraten, daß man in ihr nicht nur eine Ganzheit vor sich hat, sondern daß man auch von jedem Teile dieser Ganzheit aus zu einem anderen Teile übergehen kann, und immer wieder werden sich die Fäden zwischen beiden, im Geist des verständnisvollen Lesers, von selbst zur Ganzheit weben. Solche Leistung war aber nur möglich auf Grund eines Erlebens, einer Erfahrung, welche die geliebte Persönlichkeit selber mit all' ihrem geistigen Ausdruck als lebendige Einheit umfaßte. Aus dem Bunde von Liebe und Erkenntnis geht das Vorzüglichste hervor. So ist es auch erlaubt, an dieser Stelle, wo es nur erst einer Anzeige gelten sollte, auf die Aneinanderreihung einzelner Sätze und Gedanken aus diesem zweiten Teile sich zu beschränken, Gedankendaten gleichsam, wie zuvor Lebensdaten, zu geben. Eben dadurch wird die Anzeige einer Schrift schon zum Zeugnisse einer „Weltanschauung". —

„Weltanschauung als Gesinnung, als Tat, als Lebensgestaltung, dies war das unabläßig festgehaltene Ziel seines Denkens und Dichtens". „Eine der künstlerischen verwandte Anschauung muß in Kraft treten,

wenn der Zusammenhang von Welt- und Menschendasein in seiner Einheitlichkeit und Ganzheit erfaßt werden soll." „Lange bevor es Wissenschaft gab, hat es Weltanschauung gegeben, aber sie hatte die Form des Mythus." „Was bei einer Anschauung die Ganzheit des Eindrucks hervorbringt, ist ein Gefühl, eine das Bewußtsein völlig beherrschende Stimmung. Auch für die Weltanschauung kommt in Betracht, daß der Mensch nicht nur wahrnehmendes und denkendes, sondern zugleich fühlendes Objekt ist." Stein: „Der wahre Sinn oder schlechthin die Wahrheit der Dinge heißt: die Dinge in ihrer realen Bedeutung für ein empfindendes Gemüt, für ein menschliches Gemüt. Den Dingen eignet ein seelenvoller Gehalt, als Möglichkeit, von einem Menschen in einer großen Stunde erkannt, und als Wesen dieses Dinges erfaßt zu werden." — „Eine große Stunde ist eine Stunde künstlerischen Schauens, und große Künstler sind es, die uns den Weg zur Weltanschauung weisen." Stein: „Der Künstler weckt gleichsam die Seele des Wirklichen und leiht ihr seine Sprache." —

„Immer aber wird es dem philosophischen Denken vorbehalten bleiben, das künstlerisch Geschaute zusammenzufassen und zu gesteigertem Bewußtsein zu erheben. Die Einheit des Angeschauten findet einen Ausdruck im Wort, und Stein hat ein solches gefunden: „Es ist der Drang, der diese Welt erschuf." — „In Schopenhauers „Willen" (als Wortbegriff) tritt das Bewußt-Menschliche allzusehr hervor. Der Drang bezeichnet mehr ein Gefühlsmäßiges, in den Dingen wie im Menschen auf gleiche Weise sich Aussprechendes, den elementarsten mechanischen Vorgängen und den zartesten Regungen des Seelenlebens Gemeinsames." „Der Drang ist unendlich." „Im Menschen aber eröffnet sich auch die Möglichkeit, der Schrankenlosigkeit des Dranges Herr zu werden und seine Gewalt zu brechen. Im Menschen gelangt der Drang, als Willen, zum Bewußtsein seiner selbst." Stein: „Das Leben des Steins ist schwer zu sein, das Leben der Pflanze ist reifen, das Leben des Menschen ist besonnene Hilfe." — Mitleid und Liebe, die höchsten Formen des Dranges, sind die Befreier von der Macht der niederen Triebe." „Das Ziel des sittlichen Strebens ist nicht der Triumph des Menschlichen über das Natürliche, sondern es ist nach dem sinnvollen (letzten) Worte Wagners (an Stein) dies: „Das Reinmenschliche mit dem Ewignatürlichen in harmonischer Übereinstimmung zu erhalten." — „In dieser höchsten Form nimmt der von Schlacken gereinigte Drang den Charakter eines kategorischen Imperativs an: sehne dich aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene, aus dem Engen in das Weite, aus der Tiefe in die

Höhe, aus der Beschränkung in die Freiheit. Aus solchem Ringen erwächst die starke und selbstbewußte Persönlichkeit, die den Gipfel der aufsteigenden Entwicklungsreihe der Wesen darstellt. Lebensverneinung wandelt sich hier in höchste Lebensbejahung. Selbst Mitleiden und Hingebung sind nicht ein Aufgeben, sondern eine Steigerung der Persönlichkeit. Sich selbst verlieren heißt in diesem Falle sich selbst gewinnen." „Objektive Zeugnisse für die weltüberwindende Macht des menschlichen Gemütes sind die Gestalten der Heiligen." — Stein: „Nicht kann uns der kalte Heroismus der Pflicht erlösen, sondern nur der Wille, der aus innigem Drange nicht mehr begehrt; der nichts mehr für sich, Alles für Andere will, jenes aber nicht als Asket, sondern als Erlöster, — dieses nicht aus Gesetz, sondern durch einen ihn selbst warm und wahrhaft beglückenden Wahn, durch Liebe." — „Vergeßt das Heroische in Jesu nicht. Er hätte ja, milde und weise, in der Einsamkeit leben und sterben können. Er mußte aber den Tod überwinden, er brachte den Entschluß von Gethsemane mit: Mein Leben überwindet euren Tod. Das ist Erlösung." — „Hier stellt sich das wahrhaft Wesenhafte dar, was sonst getrennt, als blinder Wille, als trügerischer Wahn, die Welt erfüllt und bestimmt. In der Annäherung an dieses ewige Wesen der Dinge besteht der Wert des Daseins, die Entfernung von ihm ist Qual und Untergang." —

„Die Persönlichkeit, als Trägerin einer ‚höheren Ordnung des Seins', ist noch nicht der ‚letzte Ausdruck des Weltwesens.'" Stein: „Im Innern der Persönlichkeit, ihr angehörig als ihr eigenstes Leben, walten Mächte und vollziehen sich Entscheidungen, deren Wucht und Wesen über den sinnlich lebenden und sterbenden Einzelnen hinausreicht." — „Dies über das Persönliche Hinausreichende, das eigentlich Tiefe und Ewige im Menschen Darstellende, nannte Stein das Überpersönliche. Er erkennt sein Walten im Gemeinschaftsgefühl." Stein: „Ohne Gemeinsamkeit, ohne eine durch Liebe und Ehrfurcht belebte Gemeinsamkeit, würde die menschliche Persönlichkeit nur ein sehr flüchtiges Bestandstück des Weltganzen sein; wogegen die Betrachtung deutlich ersehener Persönlichkeiten in ihrer Wechselbeziehung und ihrem Wechselverhältnisse einer Ahnung des Weltsinnes zuleitet." „Die Schranke des Individuellen, das schmerzvoll Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden." — „Ein sehr schöner Anblick erfüllt uns mit der Überzeugung, daß ein uns befreundetes Wesen auf unaussprechliche Weise in den Dingen walte." — „Wir meinen es als ein Menschliches begreifen zu können, wenn wir uns Steins Worte aneignen: „Der Mensch ist die

Seele der Dinge". „Und doch wieder reicht das, was uns aus den Dingen anspricht, weit über Menschliches hinaus. Wir nennen es, mit Goethe, das Göttliche, und denken es uns, wie er, als ein Wirkendes, Bildendes, Waltend-Umgestaltendes, eine Kraft, die im Zusammenhang aller Dinge ähnlich wirkt, wie die persönliche Eigenart in dem Lebenszusammenhange des einzelnen Menschen; und es ist nichts als die Auswirkung und Entfaltung dieses Göttlichen, was sich in uns mit der Steigerung des Menschlichen vollzieht." Stein: „Leisem Atem, Ahnung gleich, weilt in allen Weiten Gott, wartend, daß der Mensch ihn wecke." —

Solch ein Wecker des Göttlichen im Menschen war auch Heinrich von Stein. Umschauend in seiner Welt und Zeit, traf sein sehnsüchtiger Blick eine große Erweckung nach seinem Sinne, im Sinne einer menschlichen Gemeinsamkeit, nur erst einzig in der Kunst, und nur in Einer Erscheinung der Kunst. In „künstlerischer Mitteilung" hatte er „eine höchste Form menschlicher Gemeinsamkeit" erkannt und gewähnt, das Künstlerische gebe uns einen Begriff davon, „was Menschen sich sein können". Die Kunst war ihm darum auch eine Erzieherin, weil sie als „höchste Kundgebung des menschlichen Gemütes" dazu hinleite: „die Dinge dieser Welt zu einer dem Gemüte harmonischen Form zu gestalten". So verstand er denn auch jene eine Erscheinung, das Kunstwerk von Bayreuth, in seiner erzieherischen Bedeutung. „Wenn die Begebenheiten der Tragödie uns die ewige Bedeutung des Lebens zu stiller religiöser Überzeugung im Bilde vorführen, so sollen in einer Annäherung an die Symbole des Kunstwerkes selbst die Vorgänge des Alltags Weihe und Würde erhalten." Ja — so schließt Poske die Betrachtung in Steins Sinne: — „die Kunst von Bayreuth gibt einer deutschen ästhetischen Erziehung ihr Ideal, von dessen heiligem Feuer fortan auch eine schlichtere Volkskunst Wärme und Licht entnehmen mag". —

Damit sind wir am Schlusse wieder beim Ausgangspunkt, bei der Kunst, angelangt, und sehen uns zugleich in der Gegenwart. Möge nun diese kleine, aber so reichhaltige Doppelschrift dazu dienen, wie sie vorzüglich dafür geeignet ist, die Teilnahme eines größeren Kreises ernster deutscher Geister unserer Zeit der höchst besonderen Erscheinung des Frühverschiedenen, Frühvollendeten in dem Maße zuzuwenden, daß eine geplante Ausgabe seiner gesammelten Schriften nicht allzulange auf eine gute und rege Leserschaft zu warten brauche! —

Die Ethik Jesu in ihrem Verhältnis zur Gegenwart.

Von

Friedrich Paulsen.

I.

Auf dem diesjährigen evangelisch-sozialen Kongreß zu Darmstadt ist von dem Marburger Theologen Herrmann über das obige Thema ein Vortrag gehalten worden.*) Die lebhaften Verhandlungen, die sich an den Vortrag knüpften und die noch in der Besprechung über die nachfolgenden Vorträge wiederholt anklangen, lassen erkennen, daß es der Frage an sogenannter Aktualität nicht fehlt. Ist die Ethik Jesu noch unsere Ethik? ist sie als Ethik der Gegenwart möglich? Diese Frage steht neben der andern: Ist der Glaube des Christentums noch unser Glaube? ist er als Weltanschauung der Gegenwart möglich? Die erste Frage zu bejahen, werden auch unter denen, die die zweite verneinen, viele kein Bedenken tragen: die Ethik des Evangeliums ist die höchste und letzte Form der Ethik. Und doch ist kein Zweifel: unser Handeln entspricht ihr nicht; und nicht nur, daß wir tatsächlich sie nicht überall befolgen, wir halten es auch in vielen Stücken für recht, sie nicht zu befolgen. Wir lassen dem, der uns den Rock nimmt, nicht auch den Mantel, noch bieten wir dem, der uns auf die rechte Backe schlägt, auch die linke, sondern ziehen ihn vor Gericht und meinen daran zu tun, was unser Recht und auch wohl unsere Pflicht ist. Wir streben unsern Besitz zu mehren, trotz des Evangeliums von dem reichen Manne, zu dem das Wort geschah: du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; wir tun unser Geld auf Zinsen aus und sehen, ohne uns ein Gewissen daraus zu machen, auf gute Hypotheken, trotz des Wortes: borget, da ihr nichts zu nehmen hoffet! Wir dienen im Heer und leisten

*) „Die sittlichen Gedanken Jesu und ihr Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart." Der Vortrag ist gedruckt in den Verhandlungen des 14. Evangelischen sozialen Kongresses; sie enthalten noch einen Vortrag von A. Wagner über das soziale und ethische Moment in Finanzen und Steuern, und von W. Kahl: Die Reform des deutschen Strafrechts im Licht evangelischer Sozialpolitik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903. 175 S. 2 Mk.

den Fahneneid, wir streben die Machtstellung unseres Volkes zu erhöhen, wir verstärken unsere Kriegsmacht und bauen Panzerschiffe, um uns unseren „Platz an der Sonne" zu erkämpfen, ohne ängstlich darnach zu fragen, ob nicht ein anderer auf diesen Platz ein älteres und unanfechtbares Recht hat, und das alles tun wir, ohne uns Vorwürfe darum zu machen, ohne durch das Wort Jesu aufgeregt zu werden: daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und daß seine Diener nicht mit dem Schwert kämpfen.

Wie steht also die Sache? Müssen wir nicht ebenso mit Hinsicht auf die Ethik als auf den Glauben mit D. Strauß sprechen: Wir sind nicht mehr Christen?

Der Vortrag von Herrmann geht darauf aus, zu zeigen, daß diese Folgerung doch nicht gilt, daß wir trotz alledem die Ethik Jesu als unsere Ethik ansprechen dürfen und müssen, „daß die sittlichen Gedanken Jesu nirgends im Gegensatz zu der sittlich notwendigen Kulturarbeit der Gegenwart stehen," im besonderen, daß auch das Streben nach Besitz und Macht mit christlicher Gesinnung wohl zu vereinigen sei.

Der Beweis hierfür wird auf die Weise versucht, daß aus den sittlichen Forderungen des Evangeliums die konkret-inhaltlichen Bestimmungen beiseite gestellt werden, sodaß bloß die formale Forderung des Handelns aus guter Gesinnung, aus freier eigener Überzeugung von der sittlichen Notwendigkeit dieses Handelns übrig bleibt. Es sei ein „falscher Gehorsam," wenn man aus dem Evangelium einzelne Gebote herauslese und sie zum Gesetz mache und in dessen Erfüllung die sittliche Vollkommenheit sehe. Das bedeute den Rückfall in den alten Sauerteig des Pharisäismus, den auszukehren Jesus sich eben zur Aufgabe gemacht habe. Seine Jünger von dieser äußerlichen Gesetzlichkeit zu befreien, ihnen „Wegleiter zur sittlichen Selbständigkeit" zu werden, das sei die Seele seiner sittlichen Einwirkung auf sie gewesen; er habe ihnen klar machen wollen, „daß wir überhaupt durch kein Wort von außen erfahren können, was gut sei, sondern aus uns selber die unveränderliche Richtung unseres Wollens erzeugen müssen."

So Herrmann. Jesus wäre demnach ein Prediger der Kantischen „Autonomie der praktischen Vernunft" vor Kant gewesen.

II.

Wie ist über diese Auflösung des Konfliktes zwischen moderner und christlicher Sittlichkeit zu urteilen?

Ich bemerke zuerst: ohne Zweifel ist die Befreiung von der äußerlichen Gesetzlichkeit des Judentums, die Betonung der Gesinnung gegen-

über der Werkgerechtigkeit ein wichtiges Moment in der sittlichen Predigt Jesu. Und ohne Zweifel ist es das Recht eines Christen, sich in seiner Stellungnahme zum Christentum in erster Linie von hier aus zu orientieren. Die Nachfolge Christi würde für ihn dann bedeuten nicht die Anerkennung und Befolgung einzelner Forderungen als unbedingt verbindlicher Gebote, das wäre die jüdische Auffassung des Sittlichen, die in der katholischen Moraltheologie ihre Fortsetzung hat, sondern die Erfüllung des eigenen Wesens mit der vorbildlichen Persönlichkeit Jesu, mit seinem sittlichen Mut, aller Menschensatzung gegenüber sich auf sich selbst, auf die Gewißheit der göttlichen Stimme in der eigenen Brust zu berufen. Auch Luthers Vorgang würden wir hierin für uns haben.

Eine solche „formale" Nachfolge Jesu würde dann etwa noch folgende weitere Forderungen einschließen: 1. Setze dein Leben und deine Seele an eine Sache, die Sache, von der du gewiß bist, daß sie Gottes Sache und dir von ihm befohlen ist. 2. Glaube gewißlich, daß Gott die Sache, die dir von ihm aufgetragen ist, herrlich hinausführen wird, und halte an diesem Glauben fest, auch dann, wenn alle Welt dagegen ist, ja selbst dann, wenn Gott selbst dich und deine Sache verlassen zu haben scheint. 3. Liebe die Brüder, nicht mit der weichlichen Liebe der Selbstsucht, sondern mit der großen Liebe, die ihre Seele für die Sache Gottes zu gewinnen sucht. Ist diese Gesinnung in dir, so darfst du dich einen Nachfolger Christi nennen, was immer dein Tun und Werk auf Erden ist. Dann wirst du auch, wie Jesus, frei sein von der Welt, auch wenn du in der Welt bist und für die Welt arbeitest.

Ist es zulässig, in dieser Weise das Christentum sich auszulegen und anzueignen, mit völliger Beiseitelassung der inhaltlichen Bestimmung der Sache, der man dient, so wird es also auch auf dem Boden des Christentums möglich sein, die Macht und Würde des nationalen Staats oder den sozialen Ausbau unserer Lebensordnungen oder die Erhöhung der menschlichen Kultur und Bildung als das von Gott gesetzte Lebensziel zu empfinden und dafür als für Gottes Sache zu arbeiten, in der Gewißheit, damit zugleich das zu tun, was Jesus seine Jünger tun heißt.

III.

Dann aber wird es um der Wahrheit willen notwendig sein, das Folgende hinzuzufügen. Die Lebenslehre Jesu war nicht eine bloß formale, sie bestand nicht allein in der Aufforderung: den Weg zu gehen, den zu gehen ein jeder als seine göttliche Berufung empfinde. Jesus hat seinen Jüngern auch ein Lebensziel gezeigt; und dieses Ziel ist von den eben

genannten Zielen menschlichen Strebens weit entfernt; was er unter dem Reich Gottes, dem „Königreich der Himmel" versteht, das hat, was immer es sein mag, mit Besitz, Macht und Kultur nichts gemein. Von einem Einsetzen der höchsten Kraft für politische Macht oder soziale Umgestaltung, für Kunst und Wissenschaft, für Technik und Reichtum und wie die Herrlichkeiten der modernen Kultur heißen mögen, hat Jesus nicht nur nichts gewußt, sondern die Geringachtung aller dieser Dinge war für ihn ohne Zweifel die Voraussetzung des Eingangs in jenes Reich. Waren diese Werte auch damals nicht unbekannt (es sind ja die Werte, worauf das Streben des höher gerichteten „natürlichen" Menschen geht), so war es also Jesu wirklich um eine „Umwertung aller Werte" zu tun, um eine Umwertung der natürlichen Lebenswerte ins Übernatürliche, wie Nietzsche ganz richtig empfand. Nietzsche waren übrigens von Schopenhauer hierfür die Augen geöffnet worden, nur daß er im Urteil von Schopenhauer abgefallen ist: der spätere Nietzsche empfand jene Umwertung der Werte als den großen Abfall von allem, was gesund und stark, schön und würdig ist: er stellt sich als der Antichrist dem Christ gegenüber. Indem er es unternimmt, die „natürlichen" Werte gegen die übernatürlichen wieder in ihr Recht einzusetzen, reiht er sich der Entwicklungslinie ein, die durch die Renaissance des 16. und den Neuhumanismus des 18. Jahrhunderts geht, nur daß es ihm an dem gesunden Sinn und Maß Goethes fehlt. Die gellende, sich überkreischende Stimme weist auf gestörtes Gleichgewicht und Überreiztheit hin, eine Überreiztheit, die Nietzsche der fin de siècle-Stimmung unserer Tage so sympathisch macht, so sehr er sich als den Sieger über die Decadence fühlt und preist.

Kehren wir zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Herrmann verkennt den Abstand seiner Auffassung oder Aneignung der Ethik Jesu von dem alten Christentum nicht überhaupt, aber er läßt ihn, wie mir scheint, doch allzusehr als ein Sekundäres, nur auf der zufälligen Verschiedenheit der zeitlichen Verhältnisse Beruhendes zurücktreten. So tadelt er Naumann, daß dieser auf sein Christentum glaube verzichten zu müssen, weil er, weltliche Ziele verfolgend, bestimmten Geboten Jesu zuwiderhandle; bei richtiger Auffassung der Gebote führten sie uns gerade auf solche Ziele (S. 27). Ich meine, Naumann empfindet richtiger, wenn er seine politisch-sozialen Bestrebungen nicht oder nicht mehr mit der Flagge des Christentums decken will, wenn er Imperialismus und Panzerschiffe, Arbeiterfürsorge und Koalitionsfreiheit nicht im Namen Jesu fordert. Jesus war kein National-Sozialer. Das alte Christentum

und also doch wohl auch der, von dem es ausging, setzt eine Spannung zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Welt, zwischen natürlicher und übernatürlicher Wertung, die es allerdings unmöglich macht, in seinem Namen irdisch-zeitliche Ziele als höchste und letzte Ziele der Lebensarbeit zu empfehlen. Jesus wies seine Jünger auf einen Weg, der aus dieser Welt, die vergeht, hinausführt in eine unvergängliche Welt, eine Welt, völlig verschieden von der sinnlich-zeitlichen Welt, in der wir noch leben, eine Welt, in der alle Dinge, die hier gelten, Besitz und Macht, Nationalität und Stand, Kultur und Bildung keine Bedeutung haben. An diese Dinge seine Arbeit, seine Sorge, sein Leben setzen, ist also ohne Zweifel nicht im Sinne des ursprünglichen Christentums, nicht im Sinne des Evangeliums, das das Ende dieser Welt vor der Tür sieht und die Welt, die kommt, suchen lehrt.

Gewiß, wir stehen anders zu diesen Dingen; und das ist unser gutes Recht, es wäre in der Tat ein falscher Gehorsam, wenn wir die Ziele, die aus unserem Willen und Leben fließen, wegwerfen wollten, weil Jesus diese Ziele nicht kannte oder nicht anerkannte. Wir dürfen nicht nur, wir müssen uns das Gebot Gottes an uns selbständig aus unserem Gewissen deuten, und wir mögen uns dabei auf den Vorgang Jesu berufen, der für sich, den Menschensohn, das Recht in Anspruch nahm, sich das Gesetz, z. B. das Sabbathsgebot, so auszulegen, daß der alte Sabbath darüber zu Grunde ging. Wir mögen uns sagen: Gott selbst hat uns diesen Weg gewiesen; er hat nicht gewollt, daß das Ende dieser Welt, das Jesus seinen Jüngern ankündigte, mit Wiederkunft und Gericht und Aufrichtung des Reiches der Herrlichkeit, eingetreten ist. Gott hat ein dauerndes geschichtliches Leben gewollt, und damit hat er uns zugleich als seinen Willen kundgetan, in und an diesem geschichtlichen Leben zu arbeiten: ein „Reich Gottes" in dieser sinnlich-zeitlichen Welt zu bauen ist die uns gestellte Lebensaufgabe. Die Eschatologie des alten Christentums ist durch die Tatsachen widerlegt. Aber eben damit ist gegeben, daß unser „Christentum" notwendig ein anderes ist als das alte, ein „modernes" Christentum, das dem Leben Impulse zur Bewegung in entgegengesetzter Richtung gibt, wie es das alte Christentum tut. Diese Tatsache dürfen wir uns nicht verhehlen oder verschleiern, wir müssen sie, um die notwendige volle Klarheit über unser Leben und seine Stellung zum Christentum zu gewinnen, mit aller Bestimmtheit uns vor Augen stellen. Das alte Christentum war supranaturalistische Erlösungsreligion. Die Ethik Herrmanns liegt nicht in dieser Linie; sie gehört, mit der gesamten modernen Ethik, einem anderen historischen Klima an: nicht dem

Klima des ausgehenden Altertums, sondern dem der aufgehenden Neuzeit. Es bestehen Beziehungen zwischen beiden, geschichtliche Beziehungen und innere Gleichartigkeiten, und Herrmann hat ein Recht, diese als die für ihn wichtigsten und wertvollsten zu betonen; aber die geschichtliche Betrachtung kann nicht umhin, den Gegensatz hervorzuheben: eine Kulturethik wächst als solche nicht auf dem Boden der Erlösungsreligion, auch nicht eine Kantische.

IV.

Nachdem wir so einerseits mit Herrmann uns das Recht gewahrt haben, das Christentum uns mit Freiheit auf unsere Weise anzueignen, andererseits aber auch uns das Bewußtsein von dem großen Abstand geschärft haben, der unser Christentum von dem ursprünglichen trennt, halten wir für geboten, noch ein zweites hinzuzufügen: wir maßen uns nicht an, diese Aneignung für die in der Gegenwart einzig mögliche Form lebendiger Aneignung des Christentums zu halten. Möglich ist auch heute eine Aneignung, die dem ursprünglichen Christentum näher bleibt, die die Nachfolge Christi nicht auf die formale Nachfolge in der freien Selbständigkeit und der kraftvollen Innigkeit des sittlichen Strebens einschränkt, sondern sie auf die inhaltliche Wertung der Lebensgüter und die gesamte Lebensführung ausdehnt, eine Aneignung zum Beispiel, wie sie Tolstoi der Gegenwart mit so leidenschaftlicher Überzeugung durch Leben und Lehre predigt. Herrmann will diese Form des Christentums, die ja offenbar auf dem Boden des griechischen Christentums gewachsen ist, so entschieden sie von der orthodoxen Kirche verworfen wird, nicht gelten lassen. Er redet von ihr, wie von dem katholischen Mönchswesen, mit Lutherschen Worten als von einer selbstgemachten Frömmigkeit, die zur sittlichen Verderbnis führe. „Diese vermeintliche Nachfolge Jesu endet immer in Unwahrheit. Männliche Energie wird aufgewendet, um Menschen in kindisches Wesen zu verstricken. Von der Welt will man sich lösen und versinkt in eine Barbarei, die in Wahrheit tiefste Verweltlichung eines menschlichen Wesens ist. Aus den Kämpfen um irdische Ziele will man hinaus in den freien Dienst Gottes, und in Wahrheit vertauscht man die würdigen Anstrengungen, zu denen Gott in seiner Welt uns unermeßliche Bahnen öffnet, mit kleinlichen Reibereien in dumpfer Enge. Die Versuche, Jesus in demjenigen nachzufolgen, was an seine besondere Aufgabe in der Welt und an seine uns nicht gegebene Stellung zur Welt geknüpft war — diese Bemühungen ohne allen Ernst des Notwendigen haben die Sache Jesu so lange geschädigt, daß unsere Freude sich nicht

wird dämpfen lassen, wenn nun endlich wissenschaftliche Arbeit die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens vor aller Augen stellt" (S. 19).

Die Unmöglichkeit? durch wissenschaftliche Arbeit dargetan? Und wenn nun Tolstoi die Möglichkeit sieht? wenn er sie zugleich als Notwendigkeit, als sittliche Notwendigkeit für sich empfindet? Wenn er die unmittelbare Gewißheit hat, diese sogenannte moderne Kultur, die von Richtern und Gensdarmen geschützt, mit Panzerschiffen und Kanonen ausgebreitet wird, sei nicht die wahre Bestimmung der Menschheit? Wenn er es als seinen persönlichen Beruf vor Gott fühlt, diese von ihm erkannte Wahrheit seiner Zeit, der Welt des russischen Zarentums und des europäischen und außereuropäischen Imperialismus zu verkündigen, wie Jesus sie der Welt des römischen Kaisertums verkündigt hat, wer will ihm wehren? Wer will ihm etwa durch geschichtsphilosophische Darlegungen beweisen, daß vielmehr gerade diese imperialistische Tendenz der Ruf Gottes an unsere Zeit sei? Hat Tolstoi nicht dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, in diesen Dingen allein von seinem Gewissen sich beraten und die Aufgabe bestimmen zu lassen?

Gewiß, jene Gefahren der Tolstoischen Kulturflucht sind vorhanden. Fehlt es der modernen Kultur an Gefahren? Dennoch lassen wir uns dadurch nicht von unserem Wege abhalten. Warum sollte Tolstoi sich abhalten lassen, den Weg zu gehen, den ihm Gott durch innere Erleuchtung im Evangelium gezeigt hat, weil er in Gefahren führt, wenn Unberufene ihn gehen? Wer das Prinzip der Autonomie des Gewissens zu seinen Gunsten anruft, darf die gleiche Berufung anderen nicht verwehren.

Das Christentum, so werden wir also sagen, ist ein geschichtliches Lebensprinzip, und als solches trägt es auf verschiedenem Boden verschiedene Früchte. Wir werden einem Bismarck oder Goethe ihren Anteil am Christentum nicht absprechen, wenn anders sie ihn verlangen, trotz Duell und Krieg, trotz W. Meister und venetianischer Epigramme; aber ebensowenig dem heil. Franziskus oder dem Verfasser des Buchs von der Nachfolge Christi. Ja, wir werden sagen: diese stehen dem ursprünglichen Christentum doch beträchtlich näher als Goethe und Bismarck; und ich zweifle nicht daran, daß Jesus in der Zelle von Assisi oder in dem Hause der Brüder vom gemeinsamen Leben sich doch eher heimisch gefühlt hätte, als in dem Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße oder in dem Hause am Frauenplan zu Weimar. Auch möchten ihm Tolstois Erzählungen aus dem russischen Volksleben erbaulicher sein als die Verhandlungen des heiligen Synods zu Petersburg oder irgend einer anderen Synode der Welt.

V.

Und nun noch ein letztes. Auch uns modernen Kulturmenschen würde etwas fehlen, wenn das alte Christentum mit seiner Gegen- und Überweltlichkeit überhaupt ausstürbe. Im Christentum ist der Kultur der modernen Völkerwelt etwas von ihrem Widerspiel beigemischt, das sie in den Grenzen der Mäßigung und Gesundheit erhält, ein Salz, das sie vor Fäulnis schützt. Seit Jesus über die Erde ging, ist etwas anders geworden: das reine Aufgehen in das Diesseits ist nicht mehr möglich. Wie die Anbetung der Gewalt, die Vergottung des Staates oder des Trägers der Staatsgewalt uns nicht mehr möglich ist, so auch nicht die absolute Hingebung an Besitz und Macht, an Genuß und Bildung, die vollendete Kulturseligkeit. Ein neuer Sinn, der Sinn für das Jenseits, ein Jenseits alles dessen, was Menschenherzen bedrückt und beglückt, ist mit dem Christentum der Seele der abendländischen Völkerwelt eingepflanzt. Er gibt doch nicht nur gebrochenen, von Sünde, Leid und Elend niedergebeugten Menschenherzen neue Lebensmöglichkeit, er regt sich auch in der Brust der Gesunden und Glücklichen, der rüstig Schaffenden und der siegreich Kämpfenden, wenigstens zuweilen und mit leise anklingender Stimmung; auch sie sprechen einmal mit dem Dichter: „Was soll all der Schmerz, die Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust.“ Es ist der Friede, der aus der Erhebung über alles Glück und Leid, alles Gelingen und Mißlingen fließt, der Friede, den Jesus seinen Jüngern gab, den hier auch Goethe als ein letztes und höchstes empfand. Und auch einem Bismarck war bei aller Kampffreudigkeit seiner Natur die Sehnsucht nach diesem Frieden nicht unbekannt; er hat es stets als die tiefste Bedingung seines Daseins in höherem Sinn empfunden, daß er etwas besaß, vor dem alle menschlichen Unterschiede und Gegensätze, alle Streitfragen der Welt in nichts verschwinden.

Gewiß, wir können nicht in die Lebensstimmung zurück, die Jesus und Paulus in der Welt, der sie predigten, vorfanden. Es ist möglich, daß die Weltmüdigkeit auch einmal über die unruhige abendländische Völkerwelt kommt, wie sie über die antike Welt gekommen war; gegenwärtig ist die geschichtliche Lebenswelle noch im Aufsteigen, die Kulturtendenz herrscht, sichtbarer vielleicht noch in den Tiefen der Gesellschaft als auf den Höhen des Lebens. Und wir wollen nicht die positiven Aufgaben, die uns damit gestellt sind, von uns werfen, wollen nicht, statt Besserung aller menschlichen Lebensverhältnisse und Erhöhung aller menschlichen Kräfte zu erstreben, den Stimmen derer Gehör geben, die uns zureden, an den Wert der Kultur überhaupt nicht zu glauben, die

Ruhe und den Frieden im Verzicht zu suchen. Wir wollen nicht einmal die Lebenstriebe, die, wie nun einmal die menschlichen Dinge liegen, auch zum Widerstreit und Kampf führen, aus der menschlichen Natur ausschalten, die Triebe, die auf Auszeichnung, Macht, Ruhm, auf das Voran- und Übersein gerichtet sind; sie hangen mit Gemeinsinn und Aufopferungsfähigkeit in der Wurzel zusammen. Und ohne den Wettbewerb, ohne das Ringen der Kräfte, zwischen den einzelnen und den Völkern, würde das Leben an Gehalt verlieren und ein Herabsinken des Menschheitstypus eintreten; wir wollen nur suchen, den Kampf zu einem Kampf mit ehrlichen Mitteln zu machen, ihm den Charakter des fair play zu geben, dann allein wirkt er belebend und bildend auf die menschliche Natur. Ihn überhaupt aus der Welt zu schaffen wird eine Zeit sich nicht zur Aufgabe machen können, die an den Wert der Kulturgüter glaubt. Aber bei alledem wollen wir uns zugleich das Bewußtsein erhalten, daß all diese Dinge der Vergänglichkeit angehören, daß es ein Jenseits alles Irdischen gibt, einen Standort jenseits der Zeitlichkeit, von dem aus gesehen sie ihre absolute Bedeutsamkeit verlieren. Das Ewigkeitsbewußtsein, vor dem alle zeitlichen Dinge klein werden, wollen wir uns nicht wieder nehmen lassen. Es gibt Mäßigung im Glück, Erhebung im Mißgeschick, und im Scheitern aller irdischen Bestrebungen, im Untergang alles Irdischen vermag es allein der Seele Frieden zu geben.

Unter den Rednern, die zu dem Thema auf der Versammlung sprachen, schlug Pfarrer Christlieb ähnliche Töne an: er verglich die Ethik Jesu einem Hochgebirge, wo andere Luft wehe, auf dem man nicht wohnen könne, auf das man hinaufsteige um sich zu erquicken, von dem man wieder herabsteigen müsse zur Werktagsarbeit. „Und so haben wir die paradoxe Aufgabe: es gilt einen unlösbaren Widerspruch immer wieder zu vereinen, nicht dadurch, daß wir seine Glieder umbiegen und in ihrer schroffen Einseitigkeit abschwächen, sondern indem wir in der Praxis des Lebens uns dem Dienst der irdischen Güter hingeben, den wir als einen gottgewollten ansehen, und trotzdem daneben oder darüber das Höhere im Auge behalten, das so hoch über diesen irdischen Gütern ist als der Himmel über der Erde."

So ist es. Jesus zeigt uns ein Leben in der Vollendung, ein Leben jenseits aller Beschränkungen und Einengungen des irdischen Lebens, ein Leben in vollendeter Reinheit und Heiligkeit, in vollendeter Offenheit und Liebe. Es ist das Leben der Vollendeten, das Leben im „Königreich der Himmel", das Jesus als kommend und vor der Tür

stehend verkündet. Es ist nicht das Leben auf Erden. Auf Erden ist es, von dem Erdenrest im eigenen Leben zu schweigen, nicht möglich in vollendeter Offenheit und vollendeter Liebe mit allen Menschen zu leben, nicht möglich mit allen zu leben, als ob sie vollendete Menschen wären. Auch das Christentum hat es nicht möglich gemacht. Immer wieder ist es versucht worden, indem man sich außerhalb der Welt und ihrer Interessen stellte. Aber immer fand auch in den „Gemeinden der Heiligen" die Welt wieder Eingang, gar nicht zu reden von der Kirche oder den Kirchen, die sich als weltliche Reiche einrichteten; man denke nur an die Vorsichtsmaßregeln, mit denen es notwendig gewesen ist, die Erwählung des allerheiligsten Vaters durch das Kardinalskollegium zu umgeben, um das Ärgste von Betrug und Gewalt fernzuhalten. Und also kann die Ethik für den Himmel nicht zugleich die Ethik für die Erde sein. Wir brauchen eine Interimsethik für dieses Leben, die uns behülflich ist, unter den tausend Hemmungen und Nöten des Erdenlebens unseren Weg zu finden. Es hilft nicht, sie einfach zu ignorieren oder als nicht vorhanden zu betrachten; sie sind da und wollen bewältigt werden. Wir können den tausend Bedürfnissen nicht begegnen mit dem: Sorget nicht, und: Sehet die Vögel an oder die Lilien. Also müssen wir auf Arbeit und Besitz, auf Technik und Wissenschaft den Sinn richten. Wir können, wenn wir leben wollen, der Gewalt und der Bosheit, der Lüge und dem Betrug, die uns und andern angetan werden, nicht bloß mit dem Hinnehmen, dem Dulden und Ertragen begegnen; also müssen wir uns wehren und zum Kampf uns rüsten, zum Kampf mit dem Recht und zum Kampf mit dem Schwert. Und also ist uns Erdbewohnern eine Ethik nötig, die auch für die Klugheit und die Tapferkeit, für den Rechtssinn und den Willen der Selbstbeherrschung als für Tugenden Raum hat. Im Himmel ists anders; nach der großen Ausstoßung alles Bösen im jüngsten Gericht wird Offenheit und Liebe, wird Friede und Freude vollkommen sein. Glücklich der, dem es geschenkt ist, in einem engsten Kreis persönlicher Lebensumgebung einen Vorschmack dieses Lebens zu genießen. Die Erde wird dafür sorgen, daß es ihm in den weiteren Lebensbeziehungen, privaten und öffentlichen, an Gelegenheit zur Betätigung auch jener „unchristlichen" Tugenden nicht fehlt.

Fragst Du nach der Kunst zu leben?
Lern mit Narr und Bösem leben.
Mit den Weisen und den Guten
Wird es sich von selbst ergeben.

Schwüle.

. . . . . So ſpinnen meine Träume endlos fort,
In dieſen ſtillen, heißen Sommertagen.
Mein Wille, mein Begehren iſt verdorrt,
Entſchlummert ſind der Seele bange Fragen.

Die matte Glut betäubt mich wie ein Bann,
Und lähmt mir ſchmeichelnd aller Kräfte Streben —
Ich aber rufe deine Stürme an:
Laß mich nicht ſchlummern! Wecke Du mich, Leben!

Alice Freiin von Gaudy.

Die Holdin.

Ich ſchritt durch ſonnige Weiten und immer ging ſie mit,
Und immer mir zur Seiten ihr blauer Mantel glitt.
Nieder von leuchtenden Hügeln, tief in den träumenden Wald,
Folgte mit ſchleppenden Flügeln mir die verhüllte Geſtalt.

Von den Spitzen der Tannen rieſelte goldiger Schein,
Zauber des Waldes ſpannen heimlich die Seele ein . . . . .
Durch das lichtgrüne Dämmern, zwiſchen Abend und Tag
Klang, wie gedämpftes Hämmern, des eignen Herzens Schlag.

Und in dem tiefen Schweigen hört' ich ein Atmen ſacht,
Worte, ſo traut und eigen, halb geweint, halb gelacht.
Leiſe, wie Geiſter greifen, rührte mich eine Hand —
In leuchtendem Kronenreifen vor mir die Holdin ſtand.

Augen — ich kann ſie nicht ſchildern — wie Meeresgründe tief,
Darinnen, die Wildheit zu mildern, ein ſeliges Lächeln ſchlief:
Ein Lächeln, wie ſtrahlende Sonnen, drüber ein Schleier ſank,
Ein Licht aus himmliſchem Bronnen, das Schatten der Erde trank.

Mich faßte ein leiſes Beben: „Was folgſt Du mir, wo ich geh'?
Was folgſt Du mir durch das Leben, durch Glück und Herzensweh,
Und flüſterſt in ſtillen Stunden mit meiner Seele ſo viel?
Was rührſt Du an alten Wunden? Wer biſt Du? Was iſt Dein Ziel?"

Da hub ſie an zu reden: „Ich ſtamme aus ſeligem Land,
Ich ward aus dem Garten Eden in das Tal der Tränen gebannt!
Ob jauchzen Du magſt, ob klagen — ich ſchwebe neben Dir hin,
Dein Herz in die Ferne zu tragen, weil ich die Sehnſucht bin!"

Alice Freiin von Gaudy.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

I.

Briefe, die ihn nicht erreichten. — Georg Frh. v. Ompteda, Nerven. — Stijn Streuvels, Sonnenzeit. — Ottomar Enking, Familie P. C. Behm.

Von einer englischen Schriftstellerin, Beatrice Harraden, gibt es ein Buch, das, wenigstens in der deutschen Übersetzung, den Titel trägt: „Schiffe, die sich nachts begegnen". Vielleicht muß man einen starken Sinn für Lyrik haben, um die hinreißende Schönheit dieser Worte zu fühlen, die einen Strom dunkler Empfindungen lösen, die in sich die Möglichkeit und den Keim zu einem herrlichen Gedichte tragen — zu einem Gedichte, das vielleicht nur nicht geschrieben wird, weil es nichts Schöneres bringen könnte, als den einen Satz. Ich habe auch das Buch nicht gelesen, um mir die Freude am Titel nicht zu verderben.

Der „Schiffe, die sich nachts begegnen" mußt' ich denken, als von einer deutschen Dame die „Briefe, die ihn nicht erreichten" erschienen (1903, 269 S. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—). Sie sind inzwischen weit bekannt worden; zehn Auflagen wurden in kurzer Zeit notwendig. Auch dieser Titel ergreift seltsam, wenn er schon lange nicht so schön und vor allem etwas sentimentaler ist. Aber wie er so still und für sich dasteht, ohne Autornamen, da vermutet man wohl, daß sich dahinter eine Beichte verbirgt, daß Bekenntnisse und Geständnisse gemacht werden, die ein stolzes Herz nicht am hellen Tage sagt. Es ließe sich ein feines Kapitel schreiben über Dichterscham, über Dichter, die sich entblößen müssen, um ihr Bestes zu geben, und die dann erschauern und ihre Blöße zu verdecken suchen. Man fühlt gerade bei unseren großen Lyrikern oft das keusche Zittern; man fühlt bei andern, etwa bei Konrad Ferdinand Meyer, wie die Scham ihn gehindert hat, das Letzte zu geben. Der junge Neffe fragt den alten Feldherrn keck:

„Ohm, wie war es denn mit der Camargo?"
Der Benarbte lächelt. „Wissen willst du
Das mit der Camargo?" — Eine Kerze
Haucht er aus und auch die andre Kerze.
„Du erlaubst? Nur daß ich nicht erröte!"

Schamlos, und in ihrer natürlichen Schamlosigkeit groß, sind nur die mächtigen Plebejer der Literaturen, etwa Rousseau. Oder aus Koketterie jene gerade

heute sehr vordringlichen Geister, von denen schon Goethe gesagt hat, daß sie sich nicht grämten und nicht schämten.

Die Frau, die in den „Briefen, die ihn nicht erreichten" ihr Herz bloßgelegt, hat dabei gezittert. Ihr heiligstes Geheimnis gab sie der Welt preis. Sie selbst hat sich dadurch erlöst, aber schamvoll zog sie den Schleier tief herab. Sie will nicht gekannt sein. Das soll man respektieren, wenn man auch meinen könnte, daß durch die dichterische Selbstbefreiung die Verfasserin genügend Abstand von ihrem Werke gewonnen hätte. „Mit jedem Zug der Vollendung", hat Novalis einst gesagt, „springt das Werk vom Meister ab, in mehr als Raumfernen, und so sieht mit dem letzten Zuge der Meister sein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von sich getrennt, deren Weite er selbst kaum faßt." Wer sich berechtigt glaubt und neugierig genug ist, die Anonymität zu durchdringen, wird nach der deutlichen Schilderung Herman Grimms, den die Verfasserin „Onkel" nennt, keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Das beste an dem Buche, was ihm höheren Wert verleiht und ihm größeren Erfolg verschafft hat, ist das Dilettantische — das Wort im Sinne des Gegensatzes zum Literarischen, Fachlichen gebraucht. Herman Grimm war so Dilettant; Wilhelm von Humboldt in noch höherem Maße. Wenn man dies will, sind im letzten Grunde die Erstlingswerke aller Dichter, an die sich ja meist der größte Erfolg heftet, noch Dilettantenbücher. Es sind die durchaus notwendigen, aus Herzensüberfluß und reiner Liebe geschaffenen Bekenntnisbücher. Später gibt es reifere Kunst von feineren Formen, aber meist nur eben — Kunst.

Bis auf den Schluß, dem man es anmerkt, daß er nur geschickt angeformt und literarisch gewollt ist, sind diese „Briefe, die ihn nicht erreichten," lauter und lebensecht. Sie sind gewiß, wie sie dastehn, zur Veröffentlichung geschrieben worden. Aber ebenso gewiß sind sie vorher — ohne einen Gedanken an die Literatur — an den einen Bestimmten, der sie nicht erhalten hat, gerichtet worden, ob auch vielleicht nicht auf dem Papier, nur im Heiligtum der Seele. Jedes Wort, das da gesagt wird, ist vorher durchfühlt, ist innerlich erlebt worden; Liebe hat jedes gewärmt und getragen, und die Resignation, die über vielen Seiten liegt, das scheue Spätsommerglück, das leuchtend dann erstehen will, die furchtbare Angst, die zuletzt aufschreit, — das lag, leuchtete, schrie auch in diesem Frauenherzen.

Es wird kein Name genannt, auch nicht der des Mannes, dem die Briefe galten; der wahre Name durft' es nicht sein, ein fingierter sollt' es nicht sein. Aus tausend kleinen Zügen spricht so die Echtheit. Eine Frau stellt sich uns vor, die als arme Verwandte auf einem märkischen Gute groß geworden ist, die eine „gute Partie" gemacht und eine freudlose Pflichtehe geführt hat, bis der Gatte als unheilbar geisteskrank in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Ein Bruder der Frau wird durch seinen kaufmännischen Beruf durch die ganze Welt geführt; die Schwester begleitet ihn. In China lernt sie dann den Mann kennen, in dem ihr Schicksal sich erfüllt. Es ist ein Sammler und Forscher, der abenteuerliche Reisen in sonst von Europäern nicht betretene Teile Chinas macht; ein Freund

von den Lahmas entlegener Klöster, die ihn dank seiner buddhistischen Studien fast als einen der Ihren betrachten. Innige Freundschaft entwickelt sich zwischen den beiden. Die noch an den kranken Gatten Gebundene kann nicht Glück gewähren, aber „das Nächstbeste." In Voraussicht der chinesischen Wirren bittet der Freund sie, das Land zu verlassen. Und nun schreibt sie ihm: aus Japan, aus Vancouver in Britisch-Columbia, aus Kanada, aus New-York, aus Berlin, wieder aus New-York, aus Bay View. Das sind die Briefe, die ihn nicht mehr erreichen. In natürlicher Steigerung folgen sie sich: die Briefe der Freundin, die dem Fernen die Gegenden schildert, in denen sie weilt, die Menschen, mit denen sie verkehrt. Sie erinnert ihn an Peking, sie reflektiert, sie leidet ein wenig „am großen Heimweh der Vergangenheit;" sie fühlt, daß ihr Tag sich neigt — was hat ihr das Leben gebracht? Aber sie ist ein tapfrer Mensch geblieben, der nur ein wenig resigniert und still geworden ist.

Da stirbt ihr Gatte in der Anstalt. Sie sagt es dem Freunde. Sie fängt an, aufzublühen, freier zu atmen. Der Weg zu einem späten, wundervollen Glück ist frei. Doch nun bringen die Zeitungen die ersten beunruhigenden Nachrichten aus Peking. Die Angst packt sie — in der Angst gesteht sie sich und ihm, daß sie ihn liebt — liebt — liebt. Nicht das Nächstbeste, das Beste will sie ihm geben. Und immer wilder wird das Bangen um ihn, der ihr Schicksal ist, bis sie endlich die furchtbare Gewißheit erlangt, daß eine Chinesenkugel ihn getötet hat. Wenige Tage nach dem Eintreffen dieser Nachricht erlischt sie selbst wie ein Licht.

Es ist immer mißlich, den Inhalt eines guten Buches anzudeuten. Es bleibt an den kurzen Worten nichts von dem hängen, was grade die Schönheit und Bedeutung eines Werkes ausmacht. An den Briefen ist vornehmlich dreierlei hervorzuheben. Um von unten nach oben zu gehen: ein Stil zunächst, der vortrefflich ist, von einer ruhigen, sicheren Eleganz, die als solche niemals gewollt ist oder kokett nachlässig erscheint, sondern die immer natürlich und gediegen bleibt. Vielleicht kann man solchen Stil im ganzen so wenig durch Lernen erwerben, wie man Tradition erwerben kann.

Weiter: wie glänzend beobachtet diese Frau! Man mag mit China überfüttert sein: sie öffnet ein ganz kleines Guckloch und man sieht Intimeres, was sich lebendig einprägt. Meisterhaft vor allem ist New York und New Yorker Geselligkeit gezeichnet. Man fühlt, das Bild ist richtig. Und richtig muß sein, was sie von China und Japan und Indien erzählt. Sie hat etwas von dem Walter Scott'schen Entdeckerblick für die Natursubstanz in den verschiedenen Nationen; sie hat die Witterung für Rassengegensätze und Völkerpsychologie.

Endlich: die stärkste Wirkung geht von der menschlichen Persönlichkeit der Briefschreiberin aus. Sie hat dem Buche so viel tausend Leser zugeführt. Hinter all den Worten und den gedruckten Blättern steht ein ganzer, geschlossener, fertiger Mensch, den Schmerzen geläutert haben, der viel gesehen und gelernt hat, dessen Herz klar bis zum Grunde ist. Man spürt — und ich wüßte kein

schöneres Lob — einen Hauch des Ewig-Weiblichen, das hinanzieht, eine natürliche Würde und Vornehmheit der Gesinnung und des Gefühls, die gerade in einer Zeit wohltuend berührt, in der das genus femininum seine literarische Leistungsfähigkeit vielfach durch gereimte Donjuanerien zu beweisen trachtet.

Am besten charakterisiert die Verfasserin der „Briefe" sich selbst. Der Freund hat ihr eine kleine altfranzösische Bronzeuhr geschenkt. Dabei hat er gesagt: „Die paßt so gut zu Ihnen: ein Fundament altererbten Geschmacks, der von vielen Generationen herstammt; die Drachen: der Hang zum Absonderlichen, der Zug zum Unbegreiflichen, Mystischen, der in uns erwacht, je mehr wir sehen, daß das Exakte, Vernünftige, Realistische doch nichts erklärt und schließlich immer wieder alles mit einem großen Fragezeichen endet — und als Spitze des ganzen Gebäudes der kleine tapfere Hahn, der nach Aufklärung und Freiheit quand même ruft, der viel graue, trübe Tage erlebt hat und zu sagen scheint, nach all dem Krähen müßte die Sonne doch endlich aufgehen."

Die Sonne geht aber doch nicht auf: „sie mußten beide sterben". Hier, am Schlusse, beginnt das Literarische. Menschliche und dichterische Persönlichkeit fallen auseinander; leise Sentimentalität schleicht sich ein. Das alles ist verständlich: es mußte irgend ein Abschluß geschaffen werden. Aber hier am Ende des Werkes erhebt sich noch eine Frage. Vielleicht eine überflüssige: was kann nach diesem Buche noch kommen? Es ist von der Verfasserin dieser „Briefe, die ihn nicht erreichten" schon neues angekündigt. Es fällt schwer, an das Neue zu glauben. Man möcht' beinah bitten: schreib nicht mehr! Denn diese „Briefe" sind nicht ein Buch, sie sind, so will mich bedünken für ihre Schöpferin das Buch, in dem das Beste, was sie zu sagen hatte, gesagt ist. Nicht die Kunst hat es ihr gegeben, die ihr noch anderes geben könnte, sondern ihr Leben. Dergleichen lebt und schreibt man nur einmal. Aber wir wollen das Neue abwarten; prophezeien ist ein undankbar Geschäft. Und auf Seite 233 heißt es ja überdies ganz richtig, daß „wir nach allem Erlebten doch immer noch Träger vieler Möglichkeiten sind, die verborgen in uns ruhen, harrend nur einer gewaltigen Kraft, die sie unter Schmerzen ins Leben rufe." —

Mit Georg von Ompteda — oder vielmehr nicht so mit ihm, als mit seinem neuen Novellenbande, der nach der ersten Geschichte „Nerven" heißt (1903, 391 S. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50), wird man leider schneller fertig. Genau mit Seite 391 . . . Ein Schriftstellerbuch schlecht und recht, ohne Aufregung am Schreibtisch geschrieben, natürlich besser als eine Menge anderer. Aber wenn es nicht da wäre —?

Heinrich Heine hat in der Besprechung der Wolfgang Menzel'schen Literaturgeschichte gesagt, ein Rezensent, der sein Messer an einen Dichter lege, solle doch ebensoviel Courtoisie besitzen, wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Die Rollen sind mir in diesem hübschen Bilde zu ungleich verteilt, als daß ich es akzeptieren möchte. Ich will Herrn v. Ompteda auch gewiß nicht zu köpfen versuchen, aber ich möchte ihm wenige Worte sagen, die schon lange grade in den ihm freundlich gesinnten Herzen brennen. Ihm sagen, auf einem wie abschüssigen Wege er sich befindet. Ihn fragen, ob der Ompteda von heut dem Ompteda von einst noch fest und klar ins Auge blicken und ihm bekennen kann: Ich dien' der Kunst, und nur ihr, noch so getreulich wie du . . .

Vielleicht kann ers noch; vielleicht ist er heut nur in einer Periode der Ermüdung. Aber ich bin es nicht allein, der seit langem in seiner Entwicklung ein Herabgleiten vom Dichter zum bloßen besseren Unterhaltungsschriftsteller zu erkennen glaubt. Bei der Fülle und Hastigkeit seines Schaffens wär' das schließlich kein Wunder. Der Weg, den er geht, ist ja typisch. Als er auftrat, war er voll von Eindrücken, die er als Offizier mit frischen Sinne aufgenommen hatte und die nach Gestaltung drängten. Es war nur ein Beweis echter Kraft, daß er erst die drängenden lyrisch zu bannen suchte. Als Georg Egestorf debütierte er mit einem Gedichtbuch, in dem er ganz auf Rossen Detlev v. Liliencrons ritt. Die Form blieb ihm hart und spröde; man sah bald, daß der Vers nicht die natürliche Sprache dieses Dichters war. Aber ich entsinne mich eines Poems, — es hieß wohl, „Der alte General" —, in dem so viel schöne menschliche Wärme war, daß man der Form nicht achtete. Diese menschliche Wärme berührte auch so herzlich in seinen Erzählungen, mit denen er das Gebiet, auf dem er siegen sollte, betrat. Es einte sich glücklich mit ihr ein heller ungetrübter Blick für alle Verhältnisse des Lebens, die Frische und Flottheit des ehemaligen Reiteroffiziers, die natürliche Erzählerbegabung, die in Deutschland so selten ist. Den Dichtern fehlt sie meist; manche, die sie haben, ermangeln wieder anderer und höherer poetischer Qualitäten. Ruhm und Gold strömten da dem neuen Manne zu, der Poet und Conteur war. Er ward Mode; jedes Journal, das auf sich hielt, mußte seinen Omptedaschen Roman haben. Der glückliche Autor schrieb und schrieb; er hatte eine leichte Hand, er „legte" glatt und frisch „hin", wo andre in mühsamer Arbeit aus sich herauspumpen mußten. Er schien sich nicht ausschreiben zu können, so voll von Eindrücken war er. Aber kein Brunnen ist unerschöpflich. Bewußt oder unbewußt suchte Ompteda, der die Gefahr der Erschöpfung wohl vor sich sah, sich mit neuen Eindrücken zu erfüllen. Er ward eifriger Bergsteiger; in den Dolomiten, bei Innichen, steht sein „Klammschlößl". Er hat seinen letzten Roman „aus großen Höhen" geschrieben; er hat sein Stoffgebiet so erweitert. Aber das allein genügt nicht. Und immer mehr verdrängt der routinierte Schriftsteller den Dichter.

Es ist ja nicht dies, daß einmal ein Roman schwächer ist. An mißlungenen Werken kann man sich unter Umständen freuen; sie können emporweisen; sie können von einem Ringen um Gipfel sprechen, das heut noch unbelohnt blieb, aber einst erfolgreich sein wird. Und vor recht guten Büchern kann man unzufrieden stehn, weil sie so überflüssig sind. Dazu gehört „Nerven". Drei große

Novellen, ein paar Skizzen — bei keiner einzigen wird dem Verfasser (wenn er Raucher ist) die Zigarre ausgegangen sein, keine einzige wird ihn in seinen Traum verfolgt haben. Von den kleineren Skizzen bleibt vieles im Anekdotischen stecken, vor allem „Bumski", der bekannte Wasserpollacke aller Militärhumoresken und Moser-Trothaschen Lustspiele, den ein französischer Gastwirt durch eine Ummenge Absinth zu töten versucht und der selbstverständlich fröhlich alles erträgt. Andre Stoffe hätte man gern von Maupassant behandelt gesehen (— „Der Storch" —), und hin und wieder begreift man überhaupt nicht recht, was Ompteda gereizt haben mag, ein paar Themata auszuspinnen. Zwei Spreewälderinnen vertauschen in der Eile die Kinderwagen und kommen mit den falschen Schutzbefohlenen nach Hause. Was in aller Welt geht uns das an? Wird auch nur ein einziges Gefühlchen dadurch in uns geweckt? Besten Falles liest sich dergleichen ein paar Minuten ganz nett in einer Zeitung, mit der man im Augenblick fertig ist, wenn man sie aus der Hand legt.

Tiefer zu dringen versucht Ompteda in den drei größeren Novellen „Nerven", „Lili" und „Frieden". Aber alles ist in dem bummligen Stil geschrieben, den man allmählich bei diesem Erzähler gewöhnt ist. Ich rede nicht von einem, wohl einmal unterlaufenden Schnitzer. Ich rede von diesem dürren, hungrigen Zeitungsdeutsch, das wie ein Windhund, an dem man alle Rippen zählen kann, hinläuft. Es läuft flott — gewiß. Aber wir möchten gern langsamer folgen, wenn ein wenig mehr Fülle, mehr Saft und Kraft in die Sprache käme. An seinem Stil zeigt Ompteda den Poeten ganz und gar nicht. Aber sollte er nicht wissen, daß der Stil gerade es ist, der über die Dauer eines Dichtwerkes hauptsächlich entscheidet? Es ist nicht die Erzählerbegabung. Wir haben meiner Meinung nach in Hackländer einen geborenen Erzähler gehabt — wo ist er? Aber wir schätzen noch sogenannte Erzählungen von Adalbert Stifter, die nur durch ihren herrlichen Stil gehalten werden.

Das mußte einmal gesagt werden. Doch braucht man nicht gleich übers Ziel zu schießen und ins tragische Pathos zu verfallen. Jeder Dichter, besonders ein viel schaffender, — und reiche Produktivität spricht mehr für, als gegen einen Poeten —, hat Perioden der Ermüdung; Jahre, in denen ihm nichts recht gelingt, in denen er sich selber wiederholt, in denen er unaufhaltsam herabzugleiten scheint. Dann heißt es überall, er sei fertig; der erst Gefeierte ist für die Tageskritik abgetan, und ein neuer Papst wird aufgestellt. Wer ein wenig tiefer in die Literaturgeschichte eindringt, der weiß, daß keinem, selbst einem Goethe nicht, solche Epoche des Niedergangs erspart bleibt. Theodor Storm war in den siebziger Jahren wegen seiner ewigen idyllisch-sentimentalen Wald- und Wasserfreuden von seinen Verehrern fast aufgegeben. Niemand erwartete mehr etwas von ihm. Da kam Aquis submersus. Mit anderen Worten: Flut und Ebbe wechseln auch im Dichterleben und -Schaffen. Und die Hauptsache bleibt, daß auf eine lange Ebbe wirklich noch eine Flut folgt.

Ich hoffe, sie wird auch Georg von Ompteda noch einmal wieder emportragen.

Stijn Streuvels, ein nordischer Autor, wird durch eine autorisierte, von M. Sommer herrührende Übersetzung seiner Novellen „Sonnenzeit" bei uns eingeführt (1903, 234 S. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—). Mit den besten seiner Landsleute, die uns ihre Werke gaben, kann er sich nicht messen. Er ist ein Dichter, aber als Erzähler noch etwas ratlos. Er hat nicht den Mut, zu Ende zu führen. Er läßt alle Ansätze im Sande verlaufen. In der Schilderung ist er oft ausgezeichnet; seine Erfindungsgabe jedoch ist dürftig. Wie die Burschen mähen, wie die Sensen sich in die ungeheuren Kornfelder, in die wogenden goldenen Meere hineinfressen, wie die Sonne „tanzt", das prägt sich als ein großes Bild uns ein. Aber die beiden Liebespaare Rik und Lida, Wies und Aga gehen an uns vorüber. Stijn Streuvels hat nicht Kühnheit und Robustheit genug, erzählerisch etwas daraus zu machen. Auch was uns von den übrigen Novellen bleibt, ist ein Bild, eine Szene — keine Entwicklung.

Wer die Bücher nordischer Autoren gern liest, wird sich auch mit diesem befreunden. Daß aber Stijn Streuvels irgendwie für uns fruchtbar werden kann, glaub' ich nicht. Es sind gottlob noch eine ganze Reihe Deutscher da, die es mit ihm aufnehmen, ihn schlagen, für uns mehr bedeuten.

Und es ist mir eine helle Freude, gerade hier, mit dem neuen Jahrgange, einen neuen deutschen Dichter und sein vortreffliches Werk vorstellen zu dürfen — ein liebes, echtes, in jedem Zuge deutsches Buch, auf das ich wieder einmal mit frohem Herzen alle Leser hinweisen darf.

Es ist ein Roman „Familie P. C. Behm" (1903, 324 S. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—), den Ottomar Enking erzählt, ein Dichter, der nach dem „Kürschner" in Kiel geboren, der sechsunddreißig Jahre alt ist und der nun im altertümlichen Wismar, im gesegneten Obotritenlande, lebt. Wieder also wie so oft ein Schleswig-Holsteiner, der den Vogel abschießt. Wieder ein Buch, das die Stille, die Provinz geboren hat. Wieder das Buch eines reifen Mannes. Vor dem dreißigsten Jahre hat schwerlich schon jemals ein Dichter einen guten Roman geschrieben. Es ist hier grade umgekehrt wie in der Lyrik.

„Familie P. C. Behm" ist ein ganz niederdeutsches Buch. Die charakteristischen Züge, die in der gesamten niederdeutschen Literatur der Jahrhunderte immer wiederkehren, zeigen sich auch hier. Der starke nüchterne Wirklichkeitssinn, die Liebe zum Kleinen, Alltäglichen, der Humor, die Vermenschlichung der Umwelt (Tiermärchen ꝛc.), die Heimatstreue. Als ein behäbiges Kleinbürgeridyll beginnt die „Familie P. C. Behm". Auf Sankt Anschar sagt die Turmuhr „klunn-re, lunn-re, klunn-re," mit „schett-schett-schett" fegt die Hausuhr dazwischen, lammel-lammel-lammel macht die alte Türglocke, und die Lampe sagt bisweilen „bh". Sie bescheint zufriedene Menschen. Frau Bolette Behm, die aus Kopenhagen stammt und tagsüber in ihrem Lädchen Strickwolle, Bandwerk, Taschentücher ꝛc.

verkauft; ihren „klein Pappa," der einen endlosen Brief an den Kaiser schreibt, damit Koggenstedt Kriegshafen wird; Bernhard, den Sohn, den Postschweden, und Anna, die Tochter.

Wundervoll ist jeder dieser vier, in ihrem beschränkten Kreise glücklich lebenden Menschen in seiner Eigentümlichkeit erfaßt. Das Verhältnis der beiden Gatten zu einander ist in aller Schlichtheit ein deutsches Philemon und Baucis-Idyll, wie es schöner seit langem nicht geschaffen ist, ein hohes Lied der Gattentreue, daran man sich mit seinem ganzen Herzen wärmen mag. Dabei nichts, was über den engen Kreis des Alltäglichen hinausginge — und doch, welch ein schönes freies Gefühl wächst uns daraus entgegen! Wir sind so gewöhnt daran, dieses gesunde, beschränkte Kleinbürgertum nur immer in der Verzerrung zu sehen, mit den Augen von Dichtern, die darunter gelitten haben, die sich verständlicherweise dagegen empören. Enking läßt diesem Kleinbürgertum sein Recht. Er sieht es mit Augen ruhiger Liebe. Er selbst muß wohl daraus hervorgewachsen sein, sonst könnte er diese Unmenge köstlicher, lebensechter Züge nicht haben. Das Wort Essen wird bei den Behms groß geschrieben. Und wie da die Gerichte auf dem Tisch erscheinen, erinnert man sich unwillkürlich all der andern Niederdeutschen, von den ältesten Zeiten über Johann Heinrich Voß zu Heinrich Seidel, die alle in ihren Werken sich in der Schilderung kulinarischer Genüsse nicht genug tun, ja, von denen viele Hausfrauen noch lernen können. Würdig reiht sich auch hierin die Familie P. C. Behm an.

Fast fürchtet man einen Augenblick, daß Ottomar Enking sich in diesem Kleinbürgermilieu, im behaglichen Idyll — so prächtig es an sich auch ist — verlieren würde. Aber bald merkt man zu seiner Freude, wie er darüber hinausgeht. Anna, die Tochter, übernimmt von nun an die Hauptrolle. Sie liebt einen Mann, der aus andern Lebenskreisen stammt, der ihr den Blick schärft für die häusliche Enge. Wie diese erste reine Liebe sterben muß, wie das Mädchen sich entwickelt, wie durch ihre Ehe das Verderben über die Familie C. P. Behm hereinbricht, wie eine neue Heirat zu dem in Mädchenträumen erhofften Glück auch nicht führt und was dann weiter folgt — das mag jeder selbst nachlesen. Er wird reich und überreich dafür belohnt werden.

Ich möchte hier nur noch aufmerksam machen auf die nicht hoch genug zu preisende dichterische Objektivität Enkings. Wie da jedem sein Recht wird — dem alten Pastor so gut wie dem Freigeist; dem kleinen Handelsmann wie dem Akademiker. Der Doktor Körting, der Anna verläßt, ist kein schlechter Kerl — im Gegenteil, ein lieber, ehrlicher Mensch. Aber man begreift, daß eine Ehe nicht möglich ist; daß er bei der Abendeinladung in der Familie auf Kohlen sitzt. Sie haben alle Recht — die Behms für sich, Körting für sich. Aber jeder wurzelt so fest in seinem Bildungskreise, daß ein Zusammenkommen nicht möglich ist. Und welch eine Prachtgestalt ist dieser Postschwede Bernhard. Erst in seinem „Fatzkentum", seiner renommierenden Beschränktheit unausstehlich, dann — ohne daß er ein andrer wird — gewinnt man ihn förmlich lieb. Ganz herrlich, wie

er am Schluß des ersten Buches seinem tottraurigen „Schwesting“ das Glas Bier anbietet, das er dann selbst in „Trauerschlucken“ vertilgt.

Der Schluß mag diesen oder jenen, der am Ende einen festen Punkt sehen will, vielleicht nicht ganz befriedigen. Ich halte ihn für außerordentlich fein. Diese Anna will nur Ruhe. Sie sagt dem alten Pastor nicht, daß sie wieder glauben will und daß ein beständiges Altfrauenglück ihre Hoffnung ist. Sie denkt und glaubt ja selber noch nicht daran. Aber wenn man das Buch sinken läßt und ihrem Wesen und ihren Schicksalen nachsinnt, dann wird es einem zur Gewißheit: einst wird auch sie im kleinen Lädchen sitzen wie ihre Mutter Frau Bolette, und Mies, die Katze, wird neben ihr liegen, und sie wird fromm sein und still. Ein silbergraues Altfrauenglück wird auch ihr noch blühen nach allen Enttäuschungen, und das Leben der Kleinstadt wird gemächlich an ihrer Tür vorbeirauschen, indeß eine neue Jugend lieben und leiden und stille werden wird....

Die Leser der Deutschen Monatsschrift sind mir — in dankbarer Freude hab' ich es empfinden dürfen — schon oft gefolgt. Ich bitte sie, es auch diesmal zu tun, sie werden meine Freude an der „Familie C. P. Behm“ teilen.

Wir haben danach in der erzählenden Literatur mit einem neuen Manne zu rechnen. Glück auf seinen Weg!

Spruch.

„An jeden Toten, den wir lieben,
Den jäh die Erde von uns nahm,
Gedenken wir mit leiser Scham,
In dem Gefühl, was wir ihm schuldig blieben.“

Aus: Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer.

Das Deutschtum im Auslande.

Einleitende Betrachtungen

von

Johannes Zemmrich.

Erst wenige Jahrzehnte sind verflossen, seit auf den Schlachtfeldern der deutschen Einigungskriege mit Blut und Eisen das deutsche Reich zu festgefügtem, achtunggebietendem Ganzen zusammengeschweißt wurde. In berechtigter Siegesfreude glaubten da viele, ja wohl die meisten, das Endziel deutschen Hoffens und Strebens sei nun erreicht, die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle umschlössen alles, was von der Zukunft noch erwartet und erhofft werden könne. Das Deutschtum hatte seinen festen, staatlichen Mittelpunkt und Schutz gefunden. Die Frage, die so oft auf großen und kleinen vaterländischen Festen sehnsüchtig und zweifelnd zugleich aus dem Munde der deutschen Sänger erklungen war: Was ist des Deutschen Vaterland? schien endgiltig beantwortet. Im Deutschen Reiche war es gefunden; der Sprachgebrauch des täglichen Lebens setzte alsbald den amtlichen Namen des neuen Kaiserstaates dem alten, so viel verspotteten „geographischen Begriff" Deutschland gleich. Der Unterschied zwischen deutschem Staatsbürger und deutschem Stammeszugehörigen verwischte sich. Für weite Kreise im In- und Ausland flossen Deutschland und Deutsches Reich, Deutscher und Reichsdeutscher in eins zusammen, und so ist es bis heute geblieben.

Das ganze Deutschland soll es sein! hatten begeistert auch viele von denen gesungen, die nach 1870 alle nationalen Hoffnungen erfüllt glaubten. Und doch waren Millionen von Deutschen, die mit jenen demselben Ziele zugestrebt hatten, waren weite Strecken deutschen Landes außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches geblieben. Dies reicht bei weitem nicht „so weit die deutsche Zunge klingt". Sollten nun die, welche infolge der notwendigen geschichtlichen Entwicklung vom Eintritt in das neue Reich ausgeschlossen blieben, noch ferner als vollberechtigte und vollwertige Glieder des deutschen Volkes angesehen werden? Oder sollten sie sich nur als Bürger ihres Staates fühlen, ihre deutsche Gesinnung aufgeben, ja vielleicht sogar ihre deutsche Sprache und ihr deutsches Wesen, und damit in fremdem Volkstum aufgehen, dieses hebend und stärkend, vielleicht zum Kampf gegen alles deutsche Wesen oder gar gegen das Deutsche Reich? Nur zu viele haben sich diese Schlüsse bejahend beantwortet, bald aus einem nicht durchgebildeten Nationalgefühl, bald politisch kurzsichtig geworden durch Verfolgung materieller Interessen, oder im nationalen Empfinden abgestumpft durch die

Sorge um das tägliche Brot, nur zu oft auch aus Bequemlichkeit, im Bewußtsein, sicher und behaglich im Schutze des Reiches zu leben, aber ohne sich darum zu kümmern, was zur Erhaltung dieses Schutzes nötig ist.

Doch immer durchdringender bricht sich gegenwärtig die Überzeugung Bahn, daß auch die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen zum deutschen Volk gehören, mögen sie nun in geschlossener, nach Millionen zählender Masse als nächste Grenznachbarn des Reiches wohnen, mögen sie weit verstreut im Osten Europas oder über See sich angesiedelt haben. Sie alle haben teil an unsrer Sprach- und Kulturgemeinschaft, die weder wandelbare politische Grenzen, noch gleichbleibende natürliche Schranken zerreißen oder aufheben können. Deutsche Sprache, deutscher Fleiß und deutsche Sitte schlingen ein gemeinsames Band um alle Teile des deutschen Volkes; überall, wo sie zu finden sind, liegt ein Stück des Größeren Deutschland, dessen geistige und kulturelle Macht sich nicht durch Grenzsteine einschließen läßt, das kein Reich im staatsrechtlichen Sinn und doch eine Großmacht im Kultur- und Geistesleben der Erde ist.

Zwei Umstände sind es vor allem gewesen, welche immer weitere Kreise auf das Deutschtum im Auslande aufmerksam gemacht und für dieses interessiert haben. Einmal der gewaltige Aufschwung des deutschen Handels und die mit ihm in enger ursächlicher Verbindung stehende Erwerbung deutscher Kolonien, sodann die steigende Bedrängnis der Deutschen in unsern östlichen Nachbarstaaten, wo vor allem der deutsche Verteidigungskampf gegen das Slaventum immer schärfere Formen annimmt und auch die reichsdeutschen Interessen mehr und mehr berührt. Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche den Deutschen im Auslande geschenkt wird, hat sich auch in zwei Hauptrichtungen zu positiver Arbeit verdichtet. Werktätige Unterstützung wird von seiten großer nationaler Vereinigungen geleistet; auch das Deutsche Reich wird durch seinen Außenhandel und seinen Kolonialbesitz auf diese Bahn gewiesen. Soweit es aus Reichsmitteln deutsche Schulen im Auslande unterstützt, kommt seine Hülfe auch den Deutschen zu statten, die nicht Reichsangehörige sind. Zu bedauern ist, daß in dieser Hinsicht das Reich noch weit hinter Frankreich und Italien zurücksteht, die für ihre Auslandsschulen weit größere Mittel aufwenden.

Andrerseits tritt das steigende Interesse für das Deutschtum im Auslande im deutschen Schrifttum hervor. Von den Tageszeitungen bis zu den streng wissenschaftlichen Zeitschriften zieht die periodische Literatur die Deutschen im Ausland und ihr Verhältnis zu denen im Reiche mehr oder weniger in den Bereich ihrer Betrachtungen. Auf dem Büchermarkt erscheinen in steigender Zahl Schriften verschiedenster Gattung, die ausschließlich oder teilweise der Erforschung und Betrachtung des Deutschtums und der inneren und äußeren Beziehungen seiner einzelnen Teile gewidmet sind. Diese Tätigkeit auf den mannigfachsten literarischen Gebieten hat bereits einen derartigen Umfang angenommen, daß es für den einzelnen gar nicht mehr möglich ist, alle ihre Ergebnisse zu überblicken, alle die weit verstreuten, oft schwer zugänglichen Arbeiten selbst kennen zu lernen.

Das deutsche Volkstum und seine Zusammenhänge über alle politischen, räumlichen und zeitlichen Grenzen hinweg erscheint im Lichte dieser mannigfaltigen Forschungen als ein untrennbares, einheitliches und doch unendlich vielseitiges und vielgestaltiges Ganzes, als ein großer lebensvoller Organismus, dessen Erforschung und eingehende Kenntnis sich zu einem selbständigen Glied in der Kette der Wissenschaften herausgebildet hat.

Es ist das Verdienst von Paul Langhans, den so lange schmerzlich vermißten Mittelpunkt für alle Arbeit zur Erforschung und Kenntnis des deutschen Volkstums geschaffen zu haben. Als führender nationaler Kartograph schon seit vielen Jahren in enger Verbindung mit den verschiedensten Zweigen der Deutschforschung stehend, begründete er im Anfang des vorigen Jahres die Zeitschrift „Deutsche Erde" als Sammelpunkt für alle Arbeiten über deutsches Volkstum. „Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten" lautet allzu bescheiden der Untertitel der „Deutschen Erde".[1]) Der abgeschlossene erste und der zum großen Teil bereits erschienene zweite Jahrgang der „Deutschen Erde" haben diese zum führenden Organ auf dem Gebiet der Deutschforschung gemacht. Selbständige Aufsätze vereinigen eine Fülle meist schwer zugänglichen Wissensstoffes auf wenigen Seiten, deutsche Gewinn- und Verlustlisten verzeichnen alljährlich in knappester Form die neuesten Fortschritte und Einbußen des Deutschtums innerhalb und außerhalb des Reiches. Geradezu unentbehrlich sind die Berichte über neuere Arbeiten, von denen der erste Jahrgang allein 254 enthält. Sie bringen in gedrängtester Form einen Überblick über die Ergebnisse aller neueren Forschungen zur Kenntnis des Deutschtums, an ihrer Hand wird vielleicht am deutlichsten der innige Zusammenhang des Deutschtums in und außer dem Reiche offenbar. Vorzügliche Karten in Farbendruck und kleinere Textkarten sind jedem Heft beigegeben.

Paul Langhans hat dem neuen Zweig der Wissenschaft auch den Namen gegeben. Die Deutschkunde faßt das deutsche Volk als ethnographisches Ganzes „ohne Rücksicht auf Zeit und Raum, denn das deutsche Volk war eher als sein Name, und politische Grenzen heben die Volks- und Kulturgemeinschaft nicht auf". Was alle Einzelwissenschaften zur Kenntnis des gesamten deutschen Volkes beisteuern, vereinigt die Deutschkunde zu einem in sich geschlossenen Wissensgebiet. Sie zeigt uns die anthropologischen Zusammenhänge des deutschen Volkes, aus denen sich ergibt, daß die Deutschen im Ausland Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut sind. Wir verfolgen die Wanderungen, die im Verlauf von Jahrtausenden die Deutschen von ihren ältesten Stammessitzen in ihre heutigen Wohnsitze in Mitteleuropa wie in weite Ferne geführt haben. Wir lernen aus ihnen, um nur ein Beispiel anzuführen, daß niederdeutsche Kolonisten sowohl nach dem Osten zogen und dem deutschen Volke durch ihre Besiedlung das Gebiet gewannen, von dem aus die politische Wiedergeburt Deutschlands

[1]) Verlag von Justus Perthes in Gotha. Jährlich 6 Hefte. 6 Mark.

und die Errichtung des neuen deutschen Reiches ausging, daß sie sich aber auch nach dem Südosten wandten und die Deutschen in Österreich und Ungarn mehr niederdeutsches Blut in ihren Adern haben als man gemeinhin glaubt. Und wiederum finden wir zahlreiche Niederdeutsche, die hinausfuhren über See und jenseits des Weltmeeres sich neue Wohnsitze suchten. Sprachforschung und Volkskunde decken gleichfalls eine Fülle von uralten, engen Verbindungen zwischen den Deutschen innerhalb und außerhalb des Reiches auf. Die Statistik gibt uns die Grundlagen zur Feststellung der heutigen Verbreitung des Deutschtums an allen Punkten der Erde, vor allem auch in den nationalen Kampfgebieten. Sie lehrt uns auch die heutigen Wanderungen kennen, die fortgesetzt einen Austausch zwischen den einzelnen Stämmen und immer neue blutsverwandtschaftliche Beziehungen herbeiführen, auch mit den Deutschen außerhalb des Reiches. Auch hierfür nur ein Beispiel. Im Königreich Sachsen ist durchschnittlich jeder 50. Einwohner ein in Österreich geborener Deutscher; noch größer ist die Zahl der dort Staatsangehörigen, die aber zum großen Teil bereits auf reichsdeutschem Boden geboren sind. Andrerseits ist von den Deutschen im angrenzenden Böhmen jeder 60. ein Reichsdeutscher. Aus diesen statistischen Tatsachen ergibt sich wiederum, daß politische Grenzen die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern des deutschen Volkes nicht aufheben, daß dieses ein einheitliches Ganzes bildet, selbst da, wo manche Deutsche es ableugnen möchten. Nehmen wir in dieser Beziehung die Schweiz an. Recht zahlreich sind noch die deutschen Schweizer, die sich absichtlich der Erkenntnis verschließen möchten, daß auch ihr Stamm ein Glied des deutschen Volkes ist, auch ihr deutscher Landesteil eine deutsche Provinz im ethnographischen Sinne. Die Deutschkunde bringt hierfür Beweise in reichstem Maße, sie schöpft sie aus den schon erwähnten Wissenschaften in gleichem Maße für Vergangenheit und Gegenwart — haben doch Basel ein Drittel, Zürich, St. Gallen und viele Grenzbezirke ein Viertel reichsdeutscher Bevölkerung —, sie bringt ihre Beweise aber auch aus Kultur- und Wirtschaftsgeschichte und kann vor allem auf die gemeinsame Muttersprache und auf das deutsche Schrifttum hinweisen, die beiden am meisten hervortretenden und in der Gegenwart wirksamsten Bindeglieder zwischen allen Deutschen der Erde.

Mit dem rein wissenschaftlichen Interesse, dem die Deutschkunde als Wissenschaft vom deutschen Volke dient, verbindet sich von selbst das nationale. Jene schafft zunächst die festen Grundlagen, auf denen für die nationale Zukunft weiter gebaut werden kann. Haben wir aus der Deutschkunde irgend eine Seite unseres Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart eingehend kennen gelernt, so gibt diese Kenntnis die Möglichkeit, sichere Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Wir erkennen z. B., daß nur da, wo der deutsche Bauer sich in geschlossenen Dörfern angesiedelt und das Land unter seinen Pflug genommen hat, der Boden dauernd deutsch geworden ist und die Deutschen nicht nur eine kleine Minderheit geblieben sind, die vielleicht Jahrhunderte lang herrschen kann, aber schließlich doch gestürzt wird und verweht. Die Lehre für die praktische

nationale Arbeit ergibt sich hieraus von selbst, in unseren Ostmarken wird sie bereits angewendet.

Nicht nur theoretisch-wissenschaftliche, sondern auch praktisch-nationale Interessen verbinden uns mit allen Deutschen außerhalb des Reiches. Diese Lehre geht immer wieder aus der Deutschkunde hervor. Diese Interessen mögen für die Gesamtheit nicht immer von einschneidender Bedeutung sein, sie können es dann immer noch für einzelne sein. Es kann hier nicht auf alle praktischen Gründe eingegangen werden, die uns die Pflege der Beziehungen zu den Deutschen im Auslande und die Erhaltung ihres Deutschtums im eigenen Vorteil zur Pflicht machen. Es mag hier nur daran erinnert werden, von wie großer Bedeutung die Verbreitung der deutschen Sprache im Auslande für unseren Handel, unsere politischen Beziehungen, unsere Wissenschaft und Kunst, unser Schrifttum und unsern Büchermarkt und damit für den Einfluß der gesamten deutschen Kultur ist. Die Fülle der Beziehungen zwischen Reichs- und Auslandsdeutschen ist so groß, daß man getrost behaupten darf: jeder Deutsche im Auslande dient mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt irgend einem praktisch-nationalen, reichsdeutschen Interesse, gleichviel ob es nur einzelnen oder der Gesamtheit im Reiche zu gute kommt.

Nur an einem Beispiel sei noch dargelegt, von wie großer Bedeutung für unsere nationale Zukunft dieses Deutschtum im Auslande ist. An Zahl und Bedeutung stehen unter den Deutschen jenseits der Reichsgrenzen die Deutschen Österreichs obenan. Allein in den ehemals zum Deutschen Bunde gehörigen Kronländern zählen sie 9 Millionen Köpfe. Das deutsche Sprachgebiet in Österreich bedeckt eine Fläche von 115000 qkm, es ist fast so groß wie ganz Süddeutschland. Seine Bevölkerung bildet den achten Teil aller Deutschen Europas, sie beträgt mehr als ein Sechstel der Bevölkerung des Deutschen Reiches. Man braucht nur eine Völkerkarte Mitteleuropas aufzuschlagen, wie sie jeder bessere Atlas bietet, um die Bedeutung Deutsch-Österreichs für die Lebensinteressen des gesamten deutschen Volkes zu verstehen. Man beachte dabei, wie das tschechische Gebiet sich zwischen Schlesien und Bayern, zwischen Berlin und Wien als trennender Keil einschiebt, wie wichtige Verkehrswege zwischen Oder und Elbe im Norden, Donau, Alpen und Mittelmeer im Süden teils durch deutsch-österreichisches, teils durch slavisches Gebiet führen, wie letzteres das deutsche Sprachgebiet Mitteleuropas gerade in der Mitte seiner nord-südlichen Ausdehnung einschnürt und sich bis auf 400 km der französischen Grenze nähert, dann muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Deutschen Österreichs und ganz besonders die Deutschen Böhmens*) um unserer eigenen nationalen Zukunft und Selbsterhaltung willen nicht dem slavischen Ansturm erliegen dürfen. Man denke sich nur für einen Augenblick das deutsche Sprachgebiet in Österreich

*) Ausführliches hierüber in meinem Buche: Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1902. 116 S. 5 Karten, 1 Mk. 60 Pf.

von Slaven bewohnt, um sofort zu ermessen, welchen unschätzbaren Schutzwall das Deutsche Reich an den Deutschen Österreichs besitzt. Ohne diese wären wir auf der gesamten Grenze von den Sudeten bis zum Bodensee der gleichen Bedrohung des deutschen Besitzstandes wie in den östlichen Grenzmarken ausgesetzt. Jeder Verlust deutschen Gebietes in Österreich ist daher auch für uns ein Verlust, weil er ein Fortschritt des Slaventums ist. Ein slavisches Österreich, das nur im Schutze Rußlands und Frankreichs bestehen könnte, wäre eine ständige Lebensgefahr für das Deutsche Reich.

So verknüpfen sich mit den wissenschaftlichen Interessen der Deutschkunde aufs engste die nationalen, und darum ist es gerechtfertigt, wenn dieser Erkenntnis die ständigen Berichte der „Deutschen Monatsschrift" vom Deutschtum im Auslande sachlich und objektiv auch ferner zu dienen suchen.

Aus neuen Büchern.

Das Ideal einer großen Politik, der einzigen, die die Gründung einer Weltmacht erstreben kann, liegt in der Verbindung der kolonialen und ozeanischen Motive. —

Aus: Friedrich Ratzel, Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges. Zweite umgearbeitete Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1903.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

17. September 1903.

Aus der Flut der sich drängenden Ereignisse können wir beim Rückblicke auf kurze Zeiträume nur selten auf Tatsachen hinweisen, von denen sich mit Bestimmtheit sagen läßt, daß von ihnen eine Wandlung in den großen Zusammenhängen der Weltpolitik ausgehen, und daß sie bleibende Spuren hinterlassen werden. In den letzten zwei Monaten — denn wir greifen so weit zurück — sind nun mehrere Ereignisse eingetreten, denen wir diese Bedeutung zuschreiben müssen.

Wir zählen dazu in erster Stelle die Wahl des Patriarchen von Venedig Giuseppe Sarto zum Haupt der katholischen Kirche. Papst Pio X ist überall, wo man einen Friedensfürsten auf dem Stuhle Petri zu sehen wünschte, mit Freuden begrüßt worden. Er hat sich in einem langen arbeits- und segensreichen Leben den wohlbegründeten Ruf erworben, daß er den Frieden, nicht den Krieg suche, und daß ihm nicht die Macht, sondern die geistliche Seite seines Berufes das Wesentliche sei. Wir leben aber in einer Zeit, in welcher das Verlangen nach einem irenischen Nebeneinander der christlichen Konfessionen vielleicht lebendiger ist als je vorher. Wo Gehässigkeit und Unduldsamkeit am Werk sind, zeigt sich bei genauerer Prüfung, daß es im Grunde eine kleine Schaar von Eiferern ist, die den Hader aufrecht erhält und nährt; die besten Männer in allen Lagern sind bereit, von dogmatischen Differenzen abzusehen und in Eintracht jeder seines Weges zu gehen. Uns ist ein erfreuliches Zeichen dieser Gesinnung in dem Urteil entgegengetreten, das die angesehenste der russischen Zeitschriften, der liberale „Westnik Jewropy“ über den neuen Papst fällt. „Die katholische Kirche — schreibt sie — hat ein Oberhaupt erhalten, wie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen notwendig war — einen ruhigen, gemäßigten, durchaus demokratischen Mann, der nicht zu ehrgeizig und tatendurstig ist, und gleich weit von politischem Opportunismus wie von religiöser Beschränktheit und Unduldsamkeit entfernt ist. Man kann im Voraus sagen, daß unter der Waltung Pius X die römische Kirche niemals an jene kampflustige und unversöhnlich geistlich-politische Macht erinnern wird, die zu Zeiten Pius IX bestand.“ Wir wollen hoffen, daß der Russe recht behält und darauf hinweisen, daß wohl noch niemals ein römischer Papst von einem russischen Blatt so begrüßt worden ist. Nun steht ja allerdings die erste

offizielle Kundgebung Pius X. noch aus, aber man wird wohl mit der Annahme nicht irren, daß die in nächster Zeit zu erwartende Encyclica diesen ireniſchen Charakter tragen wird. Schon daß eine der erſten ſeiner politiſchen Handlungen die Begrüßung des Sultans zu ſeinem Geburtstage war, zeugt von mehr als gewöhnlicher Unbefangenheit, und wird dahin gedeutet, daß der Papſt das Schutzrecht über die Katholiken des Orients in die eigenen Hände zu nehmen gedenkt, um ſo den von Frankreich ausgehenden Eiferſüchteleien die Spitze abzubrechen. Ob dieſes Ziel ſich wird voll erreichen laſſen, kann fraglich erſcheinen, denn es gibt eine Reihe von Fällen, in welchen der anders geartete Schutz weltlicher Mächte unerläßlich iſt. Gegen eine kräftigere Betätigung der päpſtlichen Initiative unter den Katholiken des Orients aber wird man deutſcherſeits gewiß nichts einzuwenden haben, ſo lange ſie zum Frieden und nicht zum Unfrieden hinarbeitet.

Ein zweites Ereignis, von dem wir eine lange anhaltende Nachwirkung erwarten, iſt die am 29. Auguſt erfolgte Ernennung des bisherigen Finanzminiſters Witte zum Präſidenten des Miniſterkomitees. Man war im erſten Augenblick zweifelhaft, ob dieſe „Beförderung“ als eine kaiſerliche Gnade aufzufaſſen ſei oder ob ſie den Sturz des bis vor kurzem noch faſt allmächtigen Mannes bedeute. Heute darf wohl das letztere als ſicher angeſehen werden. Witte iſt im Kampf mit dem Miniſter des Innern, Plehwe, unterlegen, weil ſein Gegner mächtige Bundesgenoſſen fand, unter denen der Großfürſt Alexander Michailowitſch, der immer mehr in den Vordergrund rückt, die vornehmſte Stelle eingenommen haben ſoll. Man warf dem Miniſter die von ihm neuerdings vollzogene Schwenkung ins liberale Lager vor, während andererſeits die durch ihn in den Hintergrund gerückten landwirtſchaftlichen Intereſſen in den Hofkreiſen mächtige Vertreter hatten. Es iſt aber im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß noch ein anderes, vor der Öffentlichkeit, und wohl auch dem Zaren gegenüber verleugnetes Motiv mitgeſpielt hat. Die durch die Eiſenbahnbauten Wittes erſt möglich gewordene Politik Rußlands im fernen Oſten iſt ſehr wenig populär; die öffentliche Meinung Rußlands drängt dagegen zu einem Eingreifen in die Balkanwirren. Da nun Witte die Meinung vertrat, daß die oſtaſiatiſchen Intereſſen Rußlands ſich ohne kriegeriſche Verwicklungen würden behaupten laſſen, daß aber jede Aktion auf der Balkanhalbinſel mit der Gefahr europäiſcher Verwickelungen verbunden ſei, zur Aufrechterhaltung der ruſſiſchen Finanzen ein Krieg aber durchaus zu vermeiden ſei, wandte auch die Aktionspartei in der Armee und in den Reihen der Slavophilen ſich von ihm ab, und ſo iſt er gefallen. Witte war Freund und Bundesgenoſſe des Miniſters der Auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Lamsdorff, deſſen Stellung nun gleichfalls erſchüttert ſcheint. Es war bereits ein Anzeichen der ſich vorbereitenden Wandlung, daß am 13. Auguſt der Generaladjutant Alexejew zum Statthalter im fernen Oſten mit ganz außergewöhnlichen Vollmachten ernannt wurde; ſein Territorium umfaßt die Provinzen Priamurſk und Kwantung ſowie die chineſiſche Oſtbahn in ihrer ganzen Ausdehnung, und ſeine Stellung legt ihm zugleich die Verpflichtung auf, in den Grenzbezirken ſeiner Statthalterſchaft für Nutzen und Bedürfniſſe

der russischen Bevölkerung Sorge zu tragen. Den russischen Ministern ist jeder Eingriff in die Statthalterschaft untersagt, und dem Statthalter nicht nur das Kommando über die Flotte im Stillen Ozean, sondern auch der gesamte diplomatische Verkehr mit den Nachbarstaaten, d. h. mit China und Japan übertragen. Das sind ganz unerhörte Befugnisse, wie sie nicht einmal die Statthalter des Kaukasus unter Nikolaus I gehabt haben.

Nun liegt auf der Hand, daß der Amtskreis des Grafen Lamsdorff durch diese Ernennung zumeist betroffen wird; auch erscheint es nicht unbedenklich, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden im fernen Osten in die Hand eines ehrgeizigen und kühnen Soldaten gelegt ist. Aber vielleicht ist die Rechnung richtig, daß durch Entschlossenheit und rücksichtsloses Zugreifen einem Gegner gegenüber, wie China einer ist, der Friede und der Vorteil Rußlands besser gewahrt wird, als durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen. Was die nächste Zukunft betrifft, so verbietet der nahende Winter eo ipso jedes Eingreifen eventueller Bundesgenossen Chinas. Rußland wird über eventuelle Proteste wegen Nichteinhaltung der Räumungstermine ruhig hinwegsehen können. Das Journal des Débats hat jüngst ganz treffend ausgeführt, daß es im Grunde lächerlich sei, eine Räumung der Mandschurei von Rußland zu verlangen, wenn dieses das Recht habe, die mandschurische Eisenbahn militärisch zu schützen: man könne von Rußland nicht mehr verlangen, als die Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür und dahin werde die Entwickelung wohl auch führen. Wir teilen diese Ansicht durchaus und sehen den Frieden im fernen Osten nur durch die Stellung Rußlands an der koreanischen Grenze, speziell am Jhalufluß als gefährdet an. Die Japaner bestreiten den Russen ihr Anrecht auf die dort erworbenen Waldgebiete; an diesen Wäldern hängen aber sehr hoch hinaufreichende pekuniäre Interessen, sodaß an ein Aufgeben dieser Position nicht gedacht werden kann. So wird alles darauf ankommen, ob Alexejew, in dessen Händen jetzt auch diese schwierige Frage ruht, es verstehen wird, sich mit den Japanern gütlich auseinander zu setzen.

Was nun den nahen Orient betrifft, so hat die Ermordung des russischen Konsuls in Bitolja, Rostkowski, trotz der exemplarischen Bestrafung der Mörder, und obgleich die russische Regierung sich mit der gebotenen Genugtuung zufrieden gegeben hat, die öffentliche Meinung in Rußland auf's tiefste erregt. Die Energie, mit welcher die Pforte bemüht ist, dem Unwesen der Komitatschis die Spitze abzubrechen, hat diese Erbitterung nur gesteigert, und es läßt sich auch nicht verkennen, daß die albanesischen Truppen sich unerhörte Grausamkeiten und Ausschreitungen erlaubt haben. Nun sind die Albanesen zwar in ihre Berge zurückgeschickt worden, die Kämpfe aber dauern fort, und bei der unglaublichen Erbitterung der durch Dynamitattentate geängstigten Türkei, und der gleichen Erbitterung der Bulgaren und Makedonier, sind Gewalttaten an der Tagesordnung. In den Städten, namentlich in Konstantinopel selbst, fühlen die Christen aller Nationen sich in Leben und Eigentum gefährdet; die Russen aber

behaupten, daß es nur am Sultan liege, wenn die Christenmorde fortdauerten, er wünsche einen Krieg und im letzten Ziel handele es sich um Ausrottung aller Slaven. Die „Nowoje Wremja“ versteigt sich dabei zu der wahnsinnigen Behauptung, daß Deutschland, das sich zum leidenschaftlichen Vertreter der Baschibozuks mache, jedem Morde zujubele und die Ausrottung der Slaven in der frohen Hoffnung begrüße, daß je mehr Makedonien mit Blut getränkt und von slavischen und türkischen Leichen bedeckt sei, um so eher und herrlicher neue deutsche Kolonien am Wardar und an der Struma erblühen und um so früher Deutschland an die blauen Gewässer des Mittelmeeres gelangen werde. Der Verfasser dieses Artikels (Nowoje Wremja vom 13. Sept.), der uns schon durch ähnliche Leistungen im März vorigen Jahres bekannt ist, zeichnet Vandam, und wäre nicht weiter zu beachten, wenn sich die Redaktion dieses meist verbreiteten und häufig zu offiziösen Kundgebungen in der auswärtigen Politik benutzten Blattes nicht Vandames Gedanken zu eigen machte und sie in einem besonderen Leitartikel wiederholte.

Eine andere Schattierung der in Rußland herrschenden Stimmung tritt uns in dem lauten Widerspruch entgegen, der das Zusammengehen der russischen Politik mit Österreich findet. Was man wünscht, wäre eine russisch-französische Aktion zur Lösung der orientalischen Frage, wobei allerdings nicht ersichtlich ist, welche Rolle dabei den andern an der orientalischen Frage interessierten Mächten, speziell Österreich, Italien und England zugedacht ist. Es greifen aber noch die besonderen Interessen der kleinen Balkanstaaten, Bulgarien und Serbien hier ein, und endlich scheint auch Griechenland entschlossen, bei einer allgemeinen Abrechnung als Freund der Türkei mitzureden. Nehmen wir hinzu, daß Fürst Ferdinand um Thron und Leben bangt, und daß König Peter von Serbien die unheilvollen Folgen der unseligen Ereignisse, denen er seine Krone verdankt, zu spüren beginnt, so gibt das in seiner Summe ein Bild, wie es sich dunkler kaum zeichnen läßt.

Daß unter diesen Umständen eine Beseitigung des Grafen Lamsdorff, dessen Friedfertigkeit keinem Zweifel unterliegt, verhängnisvoll werden kann, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Bei alledem scheinen nur jene kriegslustigen Elemente zweierlei zu übersehen. Einmal die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei, die heute größer ist, als sie es 1878 war, und zweitens die Gefahr, welche in der Mobilisierung des moslemischen Fanatismus liegt. Die Ereignisse in Beirut können als Symptom gelten, es gährt aber auch in Kleinasien, ja bis nach Arabien und Nordafrika hinein. Die „Nowoje Wremja“ bringt dafür den folgenden, immerhin beachtenswerten Beleg. „In Konstantinopel, schreibt sie, hat die aus Medina kommende Nachricht großen Eindruck gemacht, daß der Scheich von Medina die Legende verbreitet, der Prophet Mahomet sei vor kurzem aus seinem Grabe in der Moschee El-Haram erstanden und habe gerufen: „Allah, rette Dein Volk!“ Sechs Wächter am Grabe und Eunuchen seien vor Schreck gestorben.“

„In Ildiz Kiosk ist man höchst beunruhigt, weil die rasche Verbreitung dieser Legende in der mohamedanischen Welt beweist, daß die Muselmänner wünschen, ihr Haupt, der Sultan möge den heiligen Krieg gegen die Christen verkünden". Daß daher die mit so viel Zuversicht angekündigten Reformen spurlos vorübergegangen sind, kann nicht Wunder nehmen. Man steht vor einem fast unlösbaren Problem, und muß darauf gefaßt sein, daß jeder Tag die Lage weiter zuspitzt. Die Kaiserbesuche in Wien, die in nächster Zeit bevorstehen, werden mit politischen Verhandlungen verbunden sein, die diesen Schwierigkeiten gelten werden. Der Standard behauptet, der Zar und Graf Lamsdorff wollten sich die Genehmigung Österreichs holen, um mit der Türkei abzurechnen. Aber das sind englische Phantasien, für welche, so lange Graf Lamsdorff im Amte ist, jeder tatsächliche Untergrund fehlt.

In der gegenwärtigen Wendung der großen Kontroverse die England in Spannung hält, sehen wir das dritte Ereignis, von dem wir eine Nachwirkung erwarten, die für die großen Zusammenhänge der Weltpolitik von Bedeutung werden muß. Seit am 14. August das englische Parlament geschlossen wurde, haben sich die Gegner der Chamberlainschen Schutzzoll- und Zollbundspolitik zusammengetan, und am 14. September hat in London ein Ministerrat stattgefunden, der unter dem Eindruck der steigenden Kraft der Opposition, um den Zerfall des Kabinetts zu verhindern, den Beschluß faßte, die Frage der Vorzugstarife für die Kolonien auf unbestimmte Zeit zu vertagen und auch von der Freihandelspolitik nicht abzugehen, ehe das Land durch Neuwahlen um seine Meinung befragt sei. Man wird sich bis dahin damit begnügen, die Studien über die Frage fortzusetzen, wie weit die Erhaltung des Freihandelssystems notwendig, und was vom Übergang zum Schutzzoll für Ergebnisse zu erwarten seien. Auch ist bereits eine erste sehr umfangreiche Veröffentlichung über den auswärtigen Handel Englands veröffentlicht worden. Man hat aber für ratsam befunden, keinerlei Kommentar daran zu schließen, so daß jede der beiden Parteien sich ihren Honig aus den vorliegenden Daten holen kann. Dieser Kompromiß innerhalb des Kabinetts bedeutet aber ohne Zweifel eine Niederlage Chamberlains. Der Premierminister Balfour hat ihm weder den Herzog von Devonshire noch den Schatzkanzler Ritchie opfern wollen, und Chamberlain hat sich mit jener Lösung, die keine Lösung ist, zufrieden gegeben, weil er der starke Mann nicht mehr ist, der er war, bevor er mit seinen Plänen hervortrat. Seine Schlagworte haben ihre Zugkraft verloren.

An die von ihm mit so schwarzen Farben gezeichneten Gefahren für den Fortbestand des „Greater Britain" glaubt niemand mehr, und ebenso ist der falsche Trumpf vergebens gespielt worden, der bestimmt war, ihn sein Spiel auf Kosten Deutschlands gewinnen zu lassen. Während Deutschland in aller Gelassenheit den kommenden Dingen entgegen sah, ist er in den Vereinigten Staaten, speziell im Hinblicke auf Canada aufs schärfste angegriffen worden. Die Kolonien aber haben sich ganz gegen seine Erwartung sehr begehrlich, aber sehr wenig willfährig gezeigt. Als neues Moment kam dann der Bericht der

Kommission hinzu, welche das Verhalten des Kriegsministeriums vor und während des südafrikanischen Krieges zu untersuchen hatte. Jedermann in England weiß, daß dieser Krieg Chamberlains Krieg war. Jetzt, da sich herausstellt, daß die ungeheuren Verluste, die England zu tragen hatte, zum größeren Teil dadurch herbeigeführt wurden, daß das Kriegsministerium ganz unvorbereitet in völliger Unterschätzung der Schwierigkeiten den Krieg auf sich nahm, beginnt man auch ihm die Mitschuld zuzuweisen. Die nächste Sitzung des Parlaments wird ihm diesen Vorwurf aus den Reihen der Opposition nicht ersparen. Wenn er noch vor wenigen Monaten, namentlich gleich nach seiner Rückkehr aus Afrika, ihn mit spielender Leichtigkeit hätte abwehren können, ist das heute keineswegs mehr der Fall. Aber wehren wird er sich, und wir werden im Laufe des Herbstes gewiß Gelegenheit haben seine Beredsamkeit und Schlagfertigkeit zu bewundern. Es läßt sich aber schwer daran zweifeln, daß die Tage der einst großen konservativen Partei zur Neige gehen. Lord Roseberrys Aussichten, das Erbe anzutreten, steigen, und wir hätten dann mit einem anderen England und mit einer anderen Politik zu rechnen.

Noch zwei Probleme beginnen in ein kritisches Stadium zu treten. In Südafrika führt die höchst ungeschickte und schikanierende Politik der Engländer die Afrikander und Buren schneller zusammen, als zu erwarten war, im nordöstlichen Afrika, speziell in den französisch-marokkanischen Beziehungen, scheint sich ein blutiger Konflikt vorzubereiten. Der Sozialist Jaurès beschuldigt die französische Regierung, daß sie einen Krieg mit Marokko vorbereite, um ihr Protektorat auch dort zu begründen. Das wird gewiß mit offiziöser Entschiedenheit bestritten werden; zweierlei aber steht fest, daß französische Expeditionen in letzter Zeit mehrfach von Marokkanern angegriffen worden sind und daß die Armeeleitung Gegenmaßregeln vorbereitet, zweitens aber, daß ein Protektorat über Marokko der lebhafteste Wunsch aller Kolonialpolitiker Frankreichs ist.

Vielleicht finden die so viel Aufsehen erregenden, den Engländern außerordentlich günstig gehaltenen Artikel des Hauptes der Kolonialen, Etienne, die jüngst im Figaro erschienen, durch das Bestreben ihre Erklärung, gerade jetzt einem freundlichen England gegenüberzustehen. Denn wenn England nicht will, kommt Frankreich niemals nach Marokko. —

Da wir die Korrektur dieser Betrachtung schließen, trifft die Nachricht ein, daß Chamberlain und mit ihm Ritchie, der Schatzkanzler, wie Lord Hamilton, der Leiter des indischen Amtes, ihre Entlassung erbeten und erhalten haben. Auch der Staatssekretär für Indien, Burleigh, soll ihrem Beispiel gefolgt sein, und der Herzog von Devonshire nur auf die Bitte Balfours seine Stellung im Ministerium behalten haben. Damit ist so ziemlich alles ausgeschieden, was die Kraft des Ministeriums Balfour bildete. Dem konservativen Ministerium und seinen Alliierten, den liberalen Unionisten, läuten nunmehr die Todesglocken.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. September.

Die Hoffnungen der liberalen Blätter auf einzelne Veränderungen im preußischen Staatsministerium haben sich nicht verwirklicht. Dafür ist an anderer Stelle ein Personenwechsel eingetreten, den nur sehr wenige Politiker gerade zu dem jetzigen Zeitpunkt vorausgesehen hatten. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherr von Thielmann, ist von seinem Posten zurückgetreten und hat in dem bisherigen bayerischen Staatsrat und Bevollmächtigten zum Bundesrat, Freiherrn von Stengel einen Nachfolger erhalten.

Dieser Wechsel in der Verwaltung der Reichsfinanzen ist auf den festen, vom Kaiser gutgeheißenen Entschluß des Reichskanzlers zurückzuführen, die Frage der Reichsfinanzreform, sobald es die Verhältnisse nur irgend gestatten, zur Entscheidung zu bringen. Zwar wird die Reform selbst erst durchgeführt werden können, wenn die Frage der Handelsverträge zum Abschluß gebracht ist, aber es ist trotzdem ein richtiger Gedanke, daß schon jetzt die Finanzverwaltung in eine Hand gelegt werden muß, die, wenn der gegebene Augenblick gekommen ist, ihrer Sache nach allen Richtungen hin sicher ist, sowohl in bezug auf die Übersicht über das in Betracht kommende Material, als auch die Vorbereitung eines bestimmten, mit eingehender Sachkunde entworfenen Plans und die Fühlung mit den gesetzgebenden Faktoren des Reichs.

Als der Reichskanzler dem Freiherrn v. Thielmann die Unumgänglichkeit einer solchen Vorbereitung der Reform nahelegte, erkannte der Staatssekretär selbst die Notwendigkeit, einer andern Persönlichkeit seinen Platz zu räumen. Er bat daher um seinen Abschied. Man tritt den großen und unbestrittenen Verdiensten, die sich Herr v. Thielmann nicht nur in seiner früheren Laufbahn, sondern auch in der Wahrnehmung seiner letzten mühevollen und dabei recht undankbaren Stellung erworben hat, nicht zu nahe, wenn man feststellt, daß sein Entschluß von einer richtigen Selbsterkenntnis eingegeben war. Seine Stärke lag auf einem andern Gebiet als dem der organisatorischen Initiative. So gern man seine umfassenden Kenntnisse, seine Erfahrung in den Geschäften, seine kühle und sichere Ruhe hervorheben wird, so wenig kann man leugnen, daß die von ihm ausgehende persönliche Wirkung gegenüber den bestimmenden Faktoren des politischen Lebens nur gering war. Er war kein Parlamentarier, nicht nur weil ihm die Natur ein zur Rede

geeignetes Organ versagt hatte, sondern mehr noch, weil es ihm nie glückte, einen Ton anzuschlagen, dem auch nur die geringste suggestive Kraft innegewohnt hätte. Seine trockene, stets den Schein der Gleichgültigkeit tragende Behandlung des Tatsachenmaterials erfüllte auch diejenigen mit Unbehagen, die die Richtigkeit seiner Ausführungen anerkennen wollten und mußten; auf Gegner wirkte sie geradezu erbitternd. Charakteristisch war es, wie er z. B. jede bedauernde, der nationalen Empfindung entsprechende Wendung verschmähte, als er seiner Zeit kurz und trocken das Drängen der Reichstagsmehrheit wegen Erweiterung der Veteranenfürsorge und Reform der Militärpensionen zurückwies.

Ob der Nachfolger des Freiherrn v. Thielmann mit der Lösung der ihm gestellten schweren Aufgabe Glück haben wird, ist eine Frage, die ein vorsichtig urteilender Politiker heute natürlich noch offen lassen muß. Man kann einstweilen nur sagen, daß nach menschlicher Voraussicht die geeignetste Persönlichkeit gewählt worden ist, die für diesen Posten gefunden werden konnte. Freiherr v. Stengel hat sich in achtzehnjähriger Tätigkeit als Bevollmächtigter zum Bundesrat sowohl in den Kreisen der verbündeten Regierungen, als auch bei den Mitgliedern des Reichstags den Ruf erworben, daß er wohl der beste Kenner des Etatsrechts und des so verwickelten Reichsfinanzwesens ist, — „neben Eugen Richter", hat hier allerdings ein hochgestellter Herr kürzlich einschränkend hinzugefügt. Daß dieser durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten geschätzte Staatsmann zugleich Süddeutscher ist, kann als ein besonders günstiger Umstand betrachtet werden. Es scheint freilich, als ob die Genugtuung, die allgemein darüber empfunden wurde, hier und da auch falsch aufgefaßt worden ist. In Süddeutschland selbst sind unwirsche Stimmen laut geworden, die die Ernennung als eine captatio benevolentiae für den Süden auffaßten und sich dagegen verwahrten, daß man in Süddeutschland über diesen selbstverständlichen Beweis der Gleichberechtigung von Nord und Süd besondere Freude empfinden und sich etwa gar zu größerer Gefügigkeit geneigt zeigen solle. So ist die Sache aber überhaupt nicht zu verstehen. Es handelt sich nicht darum, für bestimmte Pläne in Süddeutschland Stimmung zu machen, sondern diese Pläne von vornherein so zu entwerfen, daß die Interessen der mittleren und kleineren Bundesstaaten, die durch das jetzige Finanzsystem in ungeeigneter Weise belastet sind, dabei besser und zweckmäßiger gewahrt werden. Daß dies einem Süddeutschen leichter fallen muß als einem preußischen Beamten, liegt auf der Hand. Es gibt eine ganze Menge Fragen der Reichspolitik, bei denen es natürlich ist und auch von den nichtpreußischen Reichsangehörigen bereitwillig anerkannt wird, daß die Interessen des größten deutschen Bundesstaats die Richtung geben; die Finanzfrage gehört aber nicht dazu. Hier ist die behutsame Berücksichtigung der Interessen der Einzelstaaten das wichtigste, und darum ist es gut, wenn auch der Schein vermieden werden kann, als ob Preußen in dieser Frage den Einzelstaaten seine Führung aufdrängen wolle.

Freiherr v. Stengel hat sich über den Weg, den er einzuschlagen gedenkt, um seine eigentliche Aufgabe zu lösen, begreiflicherweise noch nicht geäußert. Das

hat freilich die Parteien nicht gehindert, sogleich bei der Ernennung des neuen Staatssekretärs ihr Sprüchlein aufzusagen. Von allen Seiten wird versichert, daß man von den alten Parteigrundsätzen nicht abweichen wolle. Diese Versicherungen haben zunächst wenig Bedeutung, denn der Tag, an dem man sich über bestimmte Vorschläge zu verständigen hat, ist noch nicht gekommen. Eine für die Gestaltung der Einnahmen des Reichs wichtige Frage, der Abschluß der neuen Handelsverträge, liegt noch in weitem Felde. Mit Rußland sind Vorbesprechungen eingeleitet worden, die zunächst den Zweck hatten, die eigentlichen Differenzpunkte in der Auffassung und in den Interessen der beiden Reiche auszusondern und in allem übrigen eine vorläufige Verständigung herbeizuführen, die aber doch bereits etwas weiter geführt zu haben scheinen, als ursprünglich geplant war. Wenigstens hat die Art der Behandlung dieser Fragen gezeigt, daß die schroffe Haltung, die Rußland im Vertrauen auf die seinen Interessen günstige Stellung der deutschen Opposition gegen den Zolltarif anfangs einzunehmen versucht hatte, rein sachlichen Erwägungen Platz gemacht hat. Daß die russische Presse ohne Unterschied ihrer Färbung ein bedenkliches Gesicht macht und mit Unwillen von dem deutschen Eigensinn spricht, der sich den Forderungen Rußlands nicht anbequemen will, während der tarifgegnerische Teil der deutschen Presse voller Schadenfreude dieses russische Tadelsvotum verzeichnet, es wie das Evangelium ernst nimmt und die Verhandlungen bereits gescheitert sieht, hat für die Sache selbst gar keine Bedeutung; es dient nur zur Charakteristik der beiden Nationen.

Einstweilen haben die Parteien noch reichlich Zeit, ihr Haus für die neue Tagung des Reichstags zu bestellen. Mit den Nationalsozialen haben wir uns schon in der letzten Monatsschau beschäftigt. Inzwischen hat der letzte Parteitag dieser Gruppe in Göttingen stattgefunden, und es ist gekommen, wie Pfarrer Naumann es gewünscht hatte. Die Mehrzahl der nationalsozialen Vertretungen hat ihren Anschluß an die freisinnige Vereinigung erklärt; einige sind selbständig geblieben, und einzelne Anhänger der Partei sind zur Sozialdemokratie übergetreten. Mit dem Anschluß an die größere Partei ist aber freilich die Sache nicht aus der Welt geschafft; der interessantere Teil der Entwickelung beginnt eigentlich erst jetzt. Es sind doch im Grunde sehr ungleiche Brüder, die sich da zusammengetan haben, mögen sie auch seit langer Zeit schon gleiche Kappen getragen haben. War vor der Vereinigung die Frage hauptsächlich von der Seite der Nationalsozialen anzusehen und schien nach der Entwickelung, die die Dinge nun einmal genommen hatten, der Entschluß Naumanns wohl verständlich, so lautet jetzt die Frage, wie sich die freisinnige Vereinigung mit dem neuen Zuwachs abfinden wird. Man verzeihe den etwas materiell klingenden Vergleich, der aber die Lage treffend wiedergibt: die Herren um Dr. Barth haben einen für ihre Natur recht ungewohnten Bissen hinuntergeschluckt, und nun fragt es sich, wie sie ihn vertragen werden. Die Folgezeit wird uns vermutlich Anlaß geben, noch öfter auf diese Frage zurückzukommen.

In Köln ist in den Tagen vom 23. bis 27. August der diesjährige Katholikentag, oder — wie die Veranstaltung offiziell heißt — die Generalversammlung des Volksvereins für die Katholiken Deutschlands, abgehalten worden. Es war der fünfzigste in der Reihe der deutschen Katholikentage; daher wurde er als Jubelfeier diesmal mit besonderem Glanze und besonderer Begeisterung gefeiert. Insoweit das religiöse Moment dabei in Betracht kommt und die Versammlung als eine Heerschau über die in Bekenntnis und Weltanschauung Vereinten anzusehen ist, wird auch der unbefangene Protestant dem Katholikentage die höchste Achtung nicht versagen dürfen. Es würde überaus kleinlich und ungerecht sein, wenn man unter Verkennung dieses Charakters der Versammlung lediglich vom Standpunkt des Gegners aus mit dem Messer einer nüchternen Kritik alle die Kundgebungen zerfasern wollte, die ganz unverkennbar der Ausfluß einer reinen, aufrichtigen Begeisterung für die Sache waren. Daneben wird man sich natürlich nicht darüber täuschen dürfen — und auch unbefangene, ihrer Kirche treu ergebene Katholiken werden es zugeben müssen, — daß mit dieser wohl zu würdigenden kirchlichen Kundgebung nur eine Seite der Sache berührt wird. Der Katholikentag ist zugleich eine politische Veranstaltung, eine Zentrumsparade in großem Stil. Als solche muß sie selbstverständlich von einem anderen Standpunkte aus beurteilt werden. Und zwar nicht nur in dem Sinne, in dem wir uns, übrigens in Gemeinschaft mit zahlreichen glaubenstreuen Katholiken, als Gegner des Ultramontanismus bekennen, jenes Systems, das nicht die berechtigten Interessen, Empfindungen und Bedürfnisse der Völker in der höheren Einheit einer religiösen Gemeinschaft verbindet, sondern unter Vorspiegelung eines religiösen Prinzips und einer idealen Berechtigung die Völker unter eine rein weltliche internationale Machtpolitik knechten will. Kein Zweifel, daß auch die Katholikentage ein Mittel in der Hand des Ultramontanismus sind, daß hier die reine, religiöse Begeisterung und die unbefangene Freude an der Macht und Geschlossenheit einer Gemeinschaft, die von dem Heiligsten getragen wird, zu irdischen, politischen Zwecken eingefangen werden. Aber auch wenn wir von dieser unserer gegnerischen Stellung zum Ultramontanismus absehen, ergibt sich kein besonders günstiger Eindruck von dem politischen Wert der Versammlung. Wenn schon einmal der politische Charakter und Zweck dieser Heerschau feststand, dann konnte nach dieser Richtung hin mehr und besseres geboten werden. Man brauchte doch nicht die geistigen Darbietungen der Versammlung, so weit sie weltliche Zeitfragen betrafen, ausschließlich nach dem Bedürfnis derjenigen zuzuschneiden, die sich an der religiösen Weihe- und Feststimmung genügen ließen und im übrigen keine Ansprüche stellten. Aber von dem Bemühen, auch das politische Ergebnis der an sich doch bedeutungsvollen Veranstaltung einigermaßen zu vertiefen, neue Anregungen zu bieten und auch dem Gegner Achtung abzunötigen, war wenig oder nichts zu bemerken. Es war das alte Repertoir, in das die Regie nichts neues hineingebracht hatte, weil sie wußte, daß ihr Publikum nichts anderes forderte. Das ist aber vielleicht

gerade ein Charakteristikum der Wirksamkeit des Ultramontanismus, der seiner Sache darin sicher ist, daß er mit Hülfe seiner religiösen Gewandung die Massen führen und beherrschen kann, ohne sie aufzuklären und an dem vollen Verständnis der Zeitaufgaben teilnehmen zu lassen. Angesichts dieser unerfreulichen politischen Seite des Katholikentages ist umso mehr zu wünschen, daß die Worte, die ein katholischer Kirchenfürst zum Abschluß der Versammlung seinen Zuhörern ins Gewissen gerufen hat, rechten Widerhall finden und Frucht tragen möchten. Kardinal Fischer, der Erzbischof von Köln, sagte in seiner Ansprache u. a.: „Die Spaltung im Glauben ist das beklagenswerte Mißgeschick unseres Vaterlandes. Aber sie ist eine Tatsache, die wir einstweilen nicht ändern können. Aber wehe dem, der dieses Mißgeschick ausbeuten und die Kluft, die mitten durch das Herz unseres Volkes geht, zu einer noch mehr klaffenden machen wollte. Wer das tut, der ist ein Verräter am Vaterlande." Schärfer als in diesen Worten des Kardinals ist vielleicht das jesuitisch-ultramontane Treiben noch nie verurteilt worden.

Der Heerschau des Zentrums ist in diesen Tagen nun die der Sozialdemokratie gefolgt. Am 13. September ist in Dresden der diesjährige Parteitag der roten „Genossen" zusammengetreten. Scharfe Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Führern waren vorausgegangen. Die Frage der Vizepräsidentschaft des Reichstags hatte die Geister aufeinanderplatzen lassen, und mit gewohnter Leidenschaftlichkeit hatte namentlich Bebel in den Streit eingegriffen. Die bürgerliche Presse, die in der stillen parlamentslosen Zeit für dergleichen Stoff stets dankbar und empfänglich ist, hatte mit Interesse den Streit verfolgt und ihre Glossen dazu gemacht. Seltsamerweise bekundete sich dabei eine gewisse Überschätzung der Bedeutung dieser Meinungsverschiedenheiten. Hier und da wurde sogar prophezeit, daß der Dresdener Parteitag die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie in eine prinzipientreue revolutionäre und eine revisionistische Gruppe vollenden werde. Nun ist es ja richtig, daß die Art, wie sich die Parteigenossen in Dresden gegenseitig behandelten, alles hinter sich läßt, was bisher sonst im öffentlichen Leben selbst von erbitterten politischen Gegnern geleistet worden ist. Was z. B. — um nur eins herauszugreifen — dem ehemaligen Nationalsozialen Göhre während einer von seinem Standpunkt aus notwendigen und berechtigten Ausführung in Zwischenrufen Bebels geboten wurde, fällt nicht mehr unter den Begriff der Grobheit; es waren moralische Fußtritte der ärgsten Art, die einem doch offenbar für die Parteisache begeisterten und von persönlicher Hingabe erfüllten Manne verabfolgt wurden. Vielleicht könnte sich jemand bei allem Widerwillen, den der gute Geschmack an diesem rüden Verkehrston empfindet, dennoch zu einer gewissen Anerkennung dieses mehr offenen als angenehmen Meinungsaustausches verstehen, wenn er wenigstens den Eindruck gewänne, daß diese Formlosigkeit und Rücksichtslosigkeit das unvermeidliche Korrelat einer auf die Spitze getriebenen Wahrheitsliebe wäre. Aber leider trifft auch nicht einmal das zu. Hämische Gehässigkeit, Scheelsucht, Freude an persönlichen Verdäch-

tigungen blickt aus allen diesen leidenschaftlichen Erörterungen über Dinge hervor, die, vom sachlichen Standpunkt betrachtet, jämmerliche Nichtigkeiten sind. Man hat nun Jahr für Jahr das Stimmungsbarometer dieser Parteitage studiert, und sanguinische Politiker, die in der sozialdemokratischen Bewegung den sich absurd geberdenden Most einer jugendlichen Partei sahen, der vielleicht doch noch einmal klarer Wein werden könne, haben immer darauf gewartet, daß die Sozialdemokratie einmal ihre revolutionären Kinderkrankheiten überwinden sollte. Aber die Streitigkeiten auf den Parteitagen sind immer heftiger, rüder, kleinlicher und gehässiger geworden. Daran sollte man endlich erkennen, daß man es nicht mit Entwickelungssymptomen dieser besonderen Bewegung, sondern mit allgemeinen Eigenschaften der von politischer Leidenschaft bewegten Massen zu tun hat. Es wird hier nur bestätigt, was die geschichtliche Erfahrung ohnehin lehrt, daß in dem Herrschaftsbereich der radikalen Masse wohl unter dem zwingenden Einfluß der Parteiideen und ihrer Formeln und Schlagworte der Schein eines gewissen Idealismus längere oder kürzere Zeit aufrecht erhalten werden kann, daß aber hier jede positive Kraft und Größe fehlt, und alles Große und Ideale notwendig in den Schmutz der kleinlichsten Leidenschaften des Pöbels gezogen wird. Wir finden hier die Klippe, an der bisher alle Demokratien der Welt gescheitert sind. Die Zänkereien des Parteitages enthüllen nur das innere Wesen einer radikalen Proletarierpartei, die inmitten der widrigen Beschimpfungen, mit denen man sich gegenseitig bewirft, noch etwas von Stolz gerade darüber empfindet, dessen sich der feinfühligere Mensch schämt, nämlich daß man seine schmutzige Wäsche vor aller Welt wäscht.

Mit diesen Betrachtungen ist bereits begründet, warum die Hoffnung, die Zänkereien der Sozialdemokratie im eigenen Hause möchten zu einer Spaltung führen, weit von der Wirklichkeit abirrt. Die äußere Einheit der Partei wird durch alle diese Vorgänge nicht gestört werden, ja sie wird sogar dadurch — man täusche sich darüber nicht — schwerlich an ihrer Werbekraft erhebliche Einbuße erleiden. Was aber bei dem weiteren Anwachsen der Partei wirklich droht, ist eine gewisse Verflachung, ein Lauwerden, und dieser Gefahr werfen sich die alten zielbewußten Führer und die revolutionären Fanatiker der Partei mit aller Kraft entgegen. Darum der grimmige Zorn, die schonungslose Leidenschaft, mit der der alte Bebel den Revisionisten und den Literaten, die an bürgerlichen Blättern mitarbeiten, zu Leibe ging. Er wußte, daß er auf den Sieg zu rechnen hatte, obgleich er mit seiner besonderen Richtung unter den Führern der Sozialdemokratie längst einer Minderheit angehört. Noch hat Bebel trotz aller Intelligenz, Erfahrung und Klugheit der besonneneren Führer, der Vollmar, Auer, Bernstein usw. den mächtigeren Bundesgenossen für sich, das echte proletarische Klassenbewußtsein, das sich durch einen Abgrund von der bürgerlichen Welt geschieden fühlt. Dieser Haß der Massen gegen die bestehende Ordnung, diese Abneigung gegen alles Paktieren, dieses bewußte Zerreißen aller Fäden, die noch zu der nichtsozialdemokratischen Welt hinüberführen, dieses Empfinden, das selbst in den ziel-

bewußten Vertretern der eigenen Interessen und der eigenen Ideenwelt „hergelaufene Akademiker" sieht und sie die äußerste Nichtachtung fühlen läßt, findet noch immer seine reichliche Nahrung in mancherlei Inkonsequenzen und Ungerechtigkeiten unserer sozialen Zustände. Von ihrer Besserung und Beseitigung wird es abhängen, ob die eigentlichen revolutionären Mächte in der Volksmasse weiter wachsen und zu einer schweren Gefahr für unser ganzes Volk werden, oder ob die Kraft dieser Bewegung allmählich gebrochen wird und erlischt. Darin liegt der Wert einer vernünftigen Sozialreform, die eine feste und entschlossene Wahrung der geltenden Autorität von Staat und Gesetz nicht ausschließt, sondern sogar fordert. Die gewöhnlich gestellte Streitfrage, ob die Sozialdemokratie sich zu einer radikalen Reformpartei hindurchmausern werde oder nicht, ist in dieser Form eigentlich praktisch bedeutungslos. Die Streitenden haben beide in gewisser Weise recht und unrecht. Die Sozialdemokratie wird ihren revolutionären Charakter niemals verlieren, aber ob sie ihre Kraft einbüßen oder vermehren wird, das hängt nicht von den unbestimmten Hoffnungen der bürgerlichen Parteien auf den Sieg einer revisionistischen Strömung ab, sondern von der positiven Arbeit, die an der Überbrückung der Kluft zwischen dem selbstbewußt gewordenen Proletariertum und den herrschenden Klassen auf allen Gebieten geleistet wird.

Aus neuen Büchern.

Keine Willensbildung vermag die gähnenden Klüfte, die sich zwischen den Menschen aufgetan haben, zu überbrücken, diese Macht ist nur dem Glauben gegeben und zwar demjenigen, dem sich die Erkenntnis von der Tragik der Welt zugleich mit dem Erlebnis der Erlösung durch die Liebe in dem Opfertode Christi erschließt. Nur in ihm kann die uns zu unveräußerlichem Besitz gewordene Weisheit unserer großen germanischen Philosophen mit dem religiösen Gefühlsbedürfnis der Seele zu einem Einklang sich verbinden.

Aus: Schauen und Glauben. Von Henry Thode. 1.—3. Tausend. Heidelberg 1903. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Bücherschau.

H. Matthias, Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. München 1903. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. Lexikonformat VI und 264 S. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Gleich bei seinem ersten Erscheinen ist diesem Buche von allen Seiten die verdiente Anerkennung zuteil geworden. Zwei andere pädagogische Schriften (Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? — Wie werden wir Kinder des Glücks?) haben inzwischen den Namen des Verfassers in weitere Kreise getragen. Jetzt bietet sich seine Praktische Pädagogik umgearbeitet und durch gehaltvolle Abschnitte vermehrt in zweiter Auflage dar. Ganz neu hinzugekommen ist der Gang durch die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer. Eine tiefgehende Umarbeitung zeigt ferner der letzte Abschnitt über Schule und Haus.

Nicht bloß Menschen, auch Bücher haben ein Gesicht. In der Mehrzahl der Fälle ist es ein nichtssagendes, bei dem einem weder warm noch kalt wird; bisweilen ein abstoßendes, so daß man sich überwinden muß näher zu treten; hin und wieder aber auch eines von so sprechender Menschlichkeit, daß der Leser gleich auf den ersten Seiten gewonnen und festgehalten wird. Zu dieser dritten Klasse von Büchern gehört das vorliegende. Vor allem unter den Schriften über Pädagogik ist das eine seltene Ausnahme. Nach der gewöhnlichen Auffassung ist ein Pädagog ein Mensch von aschgrauer Langweiligkeit und rechthaberischer Pedanterie, dessen Gesicht den eingefrorenen Dünkel zeigt und bei dem jeder Zug ein rechter Winkel ist. Deshalb mögen viele denkende und weitherzige Menschen über Pädagogik gar nicht mehr reden hören. Dabei ist das Pädagogische neben dem Psychologischen das natürlichste Objekt des menschlichen Nachdenkens. Der Verf. hat es verstanden, für die Fragen der Erziehung, von deren richtiger Beantwortung doch soviel für das Gedeihen des privaten wie des öffentlichen Lebens abhängt, in weiteren Kreisen ein frisches Interesse zu erwecken. Auch diese an Lehrer sich wendende Praktische Pädagogik empfiehlt sich zunächst durch nicht gewöhnliche formelle Eigenschaften. Der Verf. entwickelt seine Gedanken in einer gefälligen, stets klaren Sprache, die sich aller irgend entbehrlichen Termini enthält. Während er aber in den beiden oben genannten Schriften den Ton der plaudernden Erörterung gewählt hat, ist hier fast alles knapper gehalten, ohne daß die Darstellung deshalb je trocken und formlos wird. Auch wird man lange nach einem zweiten in Lexikonformat gedruckten Buche suchen können, über welches eine solche Fülle guten Humors ausgebreitet wäre. Dabei ist es nie jenes selbstgefällige, herzlose Witzeln, sondern der natürliche, ungezwungene Humor, den der Verf. selbst an einer Stelle seines Buches als eine Gabe des Herzens definiert. Und wie er angenehm zu plaudern versteht, so versteht er es auch, seine Gedanken epigrammatisch zuzuspitzen. Das Buch ist reich an goldenen Worten, denen ihre glückliche Ausprägung eine nachhaltige Wirkung sichert. Die Gedanken des Verfassers über Erziehung und Unterricht tragen alle den Charakter einer gesunden Liberalität. Man soll nicht von der Methode alles Heil erwarten. Deshalb handelt er in einem besonderen Kapitel ausführlich von der Persönlichkeit des Lehrers und bringt Heilmittel gegen die Schulmeisterkrankheiten. Vor zweierlei warnt er: vor zu hohen Idealen und vor dem alltäglichen Schlendrian. Der Lehrer soll nicht gar zu viel bedenken, aber auch nicht zu wenig. Zucht soll in der Schule herrschen, aber der

uniforme Befehlshaberton ist ihm ein Gräuel, und Totenstille in der Klasse scheint ihm nur unter Umständen etwas wert. Praktische Hausregeln für den täglichen Schulbedarf mischen sich in allen Teilen des Buches zwischen die tiefergehenden Erörterungen, und über alle Teile der Lehrertätigkeit findet sich darin Ansprechendes und Neues gesagt, ohne daß je nach dem Scheine der Neuheit gehascht wird. Vor allem aber ist die Klarheit eine dem Verf. geradezu unverlierbare Eigenschaft. Das zeigt sich am deutlichsten in dem ausführlichen Kapitel über die Formalstufen, welches doch eine sehr schwierige Frage der theoretischen Pädagogik behandelt.

O. Weißenfels.

v. Loebells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXIX. Jahrgang 1902. Unter Mitwirkung vieler Offiziere herausgegeben von **v. Pelet-Narbonne**, Generalleutnant z. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Preis M. 10.50, geb. M. 12.—.

Vor dreißig Jahren wurden diese Jahresberichte durch den inzwischen verstorbenen Oberst v. Loebell, einen Mann von vielseitigem Wissen, in das Leben gerufen und sind seitdem alljährlich erschienen. Das deutsche Heer darf stolz sein auf dieses bis jetzt einzig dastehende Werk, das sich in der ganzen gebildeten Welt durch seine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit eine hoch geachtete Stellung erworben hat.

Jeder Jahrgang gliedert sich stets in drei Teile; der erste enthält die Berichte über das Heerwesen in den einzelnen Staaten. Über die wichtigeren Staaten wird alljährlich, über die weniger wichtigen in einem gewissen Turnus berichtet. Dieser Teil bildet wegen seiner Übersichtlichkeit und der unbedingten Richtigkeit aller Angaben ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Politiker. Jeder Bericht gibt eine Übersicht über die Stärke und Gliederung des Heeres im Frieden, das Ersatzwesen, die Ausbildung, die Ausrüstung, den Heereshaushalt usw. Die Kriegsstärken sind, wenn überhaupt, nur mit Vorbehalt angegeben, weil sie meist geheim gehalten werden. Die Bearbeiter sind Offiziere, die mit den einschlägigen Verhältnissen besonders vertraut sind und gehören zum Teil den betreffenden Armeen an.

Der zweite Teil, der für den Offizier der wichtigste ist, berichtet über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften und des Heerwesens. Hier findet der Leser alle wichtigen Änderungen aufgeführt, die auf dem Gebiete der Taktik der Infanterie, Kavallerie, Feldartillerie sowie der Taktik der verbundenen Waffen entweder in das Leben getreten oder auch nur in der Literatur vorgeschlagen sind, und zwar nicht nur erwähnt, sondern von kompetenten Beurteilern kritisch besprochen. In dem Vordergrunde des Interesses stehen in dem vorliegenden Bande die Erfahrungen aus dem Burenkriege und die Neubewaffnung der Feldartillerie. Des weiteren enthält dieser Teil Berichte über den Festungskrieg, das Pionierwesen, das militärische Verkehrswesen, das Trainwesen, die Handfeuerwaffen, das Material der Artillerie und die kriegs- und heeresgeschichtliche Literatur. Für den Nichtmilitär dürfte der Bericht über das Verkehrswesen das meiste Interesse haben. Es wird hier über die Automobile, die drahtlose Telegraphie und die Feldtelegraphie berichtet, während über die Militäreisenbahnen, Luftschiffahrt und Brieftauben in diesem Jahre mit Rücksicht auf den zu Gebote stehenden Raum nicht berichtet werden konnte.

Der dritte Teil enthält Beiträge zur militärischen Geschichte. Hier wird über die Kämpfe der deutschen Schutztruppen in den Jahren 1901 und 1902 berichtet, sowie über die Kämpfe des heldenmütigen Burenvolkes von Beginn des Jahres 1901 an bis zum Friedensschluß. Die militärische Totenschau — darunter der Nekrolog des Königs Albert von Sachsen — macht den Beschluß. H. Rohne.

Dr. Sebald Schwarz, Unsere Schülerreisen.

In einem Schulprogramme der Realschule zu Blankenese (1903 Nr. 335, Blankenese, Johs. Krögers Verlag. Im Buchhandel bei J. Harder in Altona. 24 S. 8°.) gibt der Verfasser dieser kleinen Abhandlung einen eingehenden und lehrreichen Bericht über zwei- bis dreitägige Wanderungen, die er mit seinen Schülern in die Umgebung seiner Heimat unternommen hat. Es ist ihm dabei weniger um die körperliche Leistung der Knaben zu tun als um eine geistige Ausspannung und eine Belehrung, die aus der lebendigen Anschauung von Land und Leuten gewonnen wird. Die Schüler sollen die Augen auftun lernen und auf alles sinnend achten, was sich ihnen bei den Wanderungen des Neuen in Wald und Flur, in Dorf und Stadt als Belebung des im Unterrichte Gebotenen darbietet. Besonders verdienstlich scheint mir, daß auch der Zeichenlehrer an den Wanderungen teilnimmt und durch Anleitungen zum Zeichnen die Sinne der Knaben für das Beobachten schärft. Mehrere beigefügte Tafeln mit Schülerzeichnungen veranschaulichen den Ertrag solcher Kunstfahrten. Es sind bescheidene Leistungen, aber sie erfüllen ihren Zweck vollauf. Die ganze Veranstaltung erscheint mir durchaus nachahmenswert. Sie ist eine neue Frucht der starken, auf Reform der Jugenderziehung, zumal des Anschauungs- und Zeichenunterrichtes gerichteten Bewegung, die bekanntlich auch sonst in und um Hamburg besonders starke Förderung findet. Dr. Ludwig Gurlitt.

Ein Ritt über den Pamir. Von **Wilhelm Filchner,** Leutnant im königlich bayerischen 1. Infanterie-Regiment „König". Mit 96 Abbildungen und 2 Karten. Berlin 1903. E. S. Mittler u. Sohn. Preis geheftet 7 M., gebunden 9,50 M.

Die Gebirgsakropolis des Pamir, welche Indien, China und Turkestan verknüpft, der mächtige Flüsse Mittelasiens entströmen und die sich seit Jahrzehnten mehr und mehr zu einem politischen und militärischen Brennpunkt gestaltet, wird allgemach weltbekannt.

Die vor uns liegende interessante Schrift eines deutschen Offiziers, die Dr. Sven von Hedin mit einem Geleitwort einführt, trägt dazu bei, uns mit einem Erdraum, der für der Völker Geschicke besonders prädestiniert zu sein scheint, früher aber in geheimnisvolles Dunkel gehüllt war, bekannt zu machen.

Da es sich bei dem Pamir (das Wort ist türkisch-tatarisch und bedeutet Wildnis) um politische, insonderheit aber militärische Fragen handelt, ist Filchners Ritt, ein Beweis deutscher Tatkraft, Zähigkeit und Wagemut, deshalb besonders wertvoll, weil in ihm neben wissenschaftlicher Ausbeute auch wichtige Winke gegeben sind. Diese beziehen sich auf Terrainbildung, Bevölkerung, klimatische Verhältnisse usw., somit auf militärische Momente, welche ein Urteil über den Pamir als Operationsgebiet ermöglichen.

Wir begrüßen das scharfe Auffassung und feinsinnige Beobachtung verratende Werk als besonders zeitgemäß. Zahlreiche charakteristische Illustrationen von Gegenden, Volkstypen usw. durchsetzen und beleben den Text. Eine wertvolle Karte begleitet die Schrift, deren Ausstattung nach jeder Richtung hin als vornehm bezeichnet werden muß. O. W.

Das nächste Heft wird außer den regelmäßigen Berichten zunächst den ersten **Theaterbericht,** die **kolonialpolitische Umschau** und die Halbjahrsüberschau über die **philosophische Literatur** bringen.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Georg Reimer **Berlin W. 35**

Verlagsbuchhandlung **Lützowstrasse 107—8.**

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen.

Nach gedruckten und ungedruckten Originalien

herausgegeben von

Heinrich Meisner und **Robert Geerds.**

Geheftet Mark 7.—, gebunden Mark 8.75.

Aus den Urteilen der Presse:

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte: Die Sammlung ist chronologisch geordnet und nach großen Lebensabschnitten zerlegt. . . . charakteristisch ist eigentlich jede Zeile, und eine Freude zu lesen jeder Brief. Für die politische und die Kulturgeschichte Deutschlands von 1757—1860 . . ., für die Geschichte des deutschen Briefes ist dieser Schatz unentbehrlich, die Hauptsache bleibt doch das „Lebensbild", der prächtige Alte selbst, dessen Alter noch glühte wie greisender Wein.

Deutsche Rundschau: . . . . . Arndt's Stellung als Politiker, Professor, Schriftsteller und Dichter ließ ihn Fühlung mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gewinnen. Durch die Lektüre der Briefe unmittelbar an diesem Verkehr Teil zu nehmen, hat vielen Reiz und Genuß für den, der in das weite Stück Vergangenheit, das sie umspannen, sich vertiefen mag. Die beiden Herausgeber haben eine dankenswerte Arbeit geleistet.

Alldeutsche Blätter: . . . Es bereitet einen eigenen schönen Genuß, sich an der Hand der Briefe Arndt's durch die deutsche Geschichte der ersten 60 Jahre dieses Jahrhunderts führen zu lassen. Wie lebendig ist doch alles, was Arndt da über die Ereignisse seiner Zeit schreibt: Die warmfühlende deutsche Gesinnung, die aus allen diesen an Persönlichkeiten fast aller Stände und Berufe gerichteten Briefen spricht, berührt besonders wohltuend und macht uns Arndt, der in seinen letzten Lebensjahren zum deutschen Patriarchen geworden war, an den sich fast jeder wandte, der in einer nationalen Angelegenheit Rat und Aufmunterung wünschte, so lieb und teuer. Möchten sich doch recht viele an diesem kernigen Manne ein Beispiel nehmen und sich an seinen Briefen zu nationalem Selbstvertrauen, ohne das wir Erfolge auf die Dauer nicht erringen können, aufrichten lassen!

Leipziger Tageblatt: . . . Die außerordentlich wertvolle Sammlung von Briefen läßt in das Werden und Erstarken dieses edlen Vaterlandsfreundes, in seine Wandlungen und Erfahrungen tiefere Einblicke tun, als dies bis jetzt selbst an der Hand der eingehendsten Lebensbeschreibung möglich gewesen wäre. . . . Kein guter Deutscher wird die überaus fleißige Arbeit ohne inneren Gewinn, ohne große Befriedigung aus der Hand legen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Demnächst erscheint:

DEUTSCHE VOLKSABENDE.

EIN HANDBUCH FÜR

VOLKSUNTERHALTUNGSABENDE.

VON

DR. PAUL LUTHER,

PFARRER IN CHARLOTTENBURG, FRÜHER OBERPFARRER IN KREMMEN.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Etwa 350 Seiten. Geh. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Dieses aus der Praxis heraus entstandene Buch bietet in seiner neuen Auflage:

I. Grundzüge der Volksunterhaltung.

II. Über 100 Programme für Volksabende.

III. Eine reichhaltige Sammlung von in ihrer Wirkung erprobten Stoffen aus Poesie und Prosa der neueren Literatur, u. a. von Allmers, Avenarius, Baumbach, Bierbaum, Blüthgen, Busse, Dahn, Dehmel, Ebner-Eschenbach, Falke, Flaischlen, Fontane, Frenssen, v. Gaudi, Jacobowski, Keller, Leander, Leixner, Lienhard, Liliencron, C. F. Meyer, Negri, Raabe, Ritter, Rosegger, Schönaich-Carolath, Seidel, Stieler, Storm, Villinger, Vischer, Wildenbruch.

„Mit großem Interesse habe ich Kenntnis von Ihren „Deutschen Volksabenden" genommen. Es ist wirlich das erste Buch in seiner Art und macht uns mit manchem bekannt, was uns sonst gerade darum, weil es der unmittelbaren Gegenwart angehört, leicht entgangen wäre."

Prof. **Holtzmann,** Straßburg (Els.).

Das Buch entspricht nicht nur dem besonderen Zweck in vollkommenster Weise, sondern stellt gleichzeitig eine überaus feinsinnig gewählte Anthologie moderner Lyrik dar, die Jedem, der Sinn dafür hat, hohen Genuß bereiten muß.

Alice von Gaudy, Dresden.

Ihr Buch bietet uns sehr wertvolles Material und gibt viel neue Gedanken und Anregungen.

Dr. **v. d. Steinen**
(Düsseldorfer Bildungsverein).

Ein sehr verdienstliches Buch, das allen Freunden der Sache aufs wärmste empfohlen werden kann.

Als einzigen Grundsatz hat er bei seinen Veranstaltungen und bei der Auswahl des Stoffes, den sein Buch darbietet, gelten lassen, ob eine Dichtung wirklichen künstlerischen Wert hat, und es ist ihm alles willkommen, „in dem er einer Menschenseele Lust und Leid vernimmt, alles, was der Hörer Herzen über den Alltag zu erheben vermag, weils den Alltag mit Dichteraugen anschaut und durch Dichterempfinden verklärt." Es wäre zu wünschen, daß speziell unter unseren Seelsorgern recht viele Männer sich finden, die mit der gleichen warmen Anteilnahme an dem Wohl und Weh ihrer Gemeinde das gleiche feine künstlerische Verständnis, die gleiche schöne Vorurteilslosigkeit und die gleiche Belesenheit vereinigten, wie der Verfasser der „Deutschen Volksabende". Wir wünschen dem Luther'schen Buche besten Erfolg.

Dr. **Gustav Zieler**
i. d. „Nordd. Allg. Zeitung".

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstraße 43.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

NOV 9 CAMBRIDGE, MASS.

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. November 1903. Heft

Jahrgang 1903/4. Novemberheft.

Inhalt des Novemberheftes:

	Seite
Thomas Carlyle: Leitspruch	161
Wilhelm Schmidt-Bonn: Die Letzte. Novelle.	161
Reinhold Fuchs-Dresden: Am Strande. Gedicht	172
Prof. Dr. Ernst Beling-Tübingen: Strömungen und Bestrebungen bei Herstellung eines neuen deutschen Strafgesetzbuchs.	173
Prof. Dr. Otto Hintze-Berlin: Friedrich der Grosse und seine neueste Biographie II.	184
Dr. M. W. Meyer-Charlottenburg: Die neuen Gase in der Luft	199
Isolde Kurz-Florenz: Aphorismen	208
Reg.-Rat Dr. Hermann Muthesius-Berlin: Das englische Haus und die nationale Bedeutung des Einzelhauses	212
Joachim Graf von Pfeil-Friedersdorf: Meine erste Forschungsreise. (Schluss)	222
W. Wilms: O dass uns ein Prophet erstünde! Gedicht	233
Prof. Dr. Karl Beck-New-York: Das deutsche Hochschulstudium als eine Stütze deutsch-amerikanischer Freundschaft	234
Prof. Dr. Theodor Schiemann-Berlin: Streiflichter zur Eisenbahnfrage in unseren afrikanischen Kolonien	244
Prof. Dr. Wolfgang Golther-Rostock. Ehrt eure deutschen Meister! Bemerkungen zum Wagner-Denkmal	251
Pannonicus: Das Haus Habsburg und das Magyarentum	260
E. von Bülow: Ob dir der Frühling hell und sonnig. Gedicht	274
Direktor Max Martersteig-Berlin: Kunsterziehung	275
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	287
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere Politik	294
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte II. (Wilhelm Hegeler, Pastor Klinghammer; Frieda Freiin von Bülow, Allein ich will! Otto v. Leitgeb, Die stumme Mühle; Bernhardine-Schulze-Smidt, Im finsteren Tal)	301
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben I.	313
Kolonisator: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke I.	317
Henry Thode: Aus neuen Büchern	318
Bücherschau: (Funke: Die europäischen Kolonien)	319

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart",

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

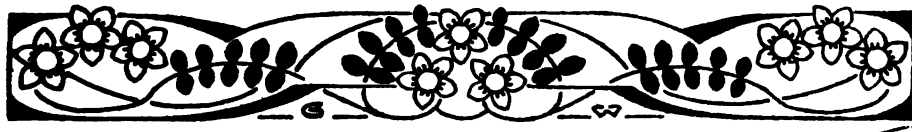
Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Der gesamten Auflage dieses Heftes liegen bei:

Verlagskatalog über Projektionsapparate und neue Lichtbilder der Firma Dr. F. Stoedtner, Berlin N.W. 21.

Verlagsprospekte der Firmen:



„Heldenverehrung“, wenn Ihr wollt, — ja Freunde, vor allen Dingen aber dadurch, daß wir selbst heroischen Gemüts sind. Eine ganze Welt voll Helden, nicht eine Welt voll Toren, in welcher kein Heldenkönig regieren kann — das ist es, wonach wir trachten! Wir für unsern Teil wollen alle Niedrigkeit und Lügenhaftigkeit von uns abtun; dann können wir hoffen, Edelsinn und Wahrhaftigkeit über uns herrschen zu sehen, eher aber nicht. Thomas Carlyle.

Die Letzte.

Von

Wilhelm Schmidt.

Jeden Tag war die Frau auf der Landstraße zu sehen. Einen Tag kam sie aus dem Hinterland und ging der Stadt zu, den nächsten Tag kam sie aus der Stadt und ging dem Hinterland zu, und den dritten Tag verfolgte sie wieder das Ziel des ersten. Die Leute in den drei Dörfern am Wege kannten die Frau schon, als sie selber noch Kinder waren und mit bloßen Füßen am Wiesenrand saßen. Jetzt waren sie grauhaarig geworden und trugen die Rücken krumm — und die Frau ging und kam immer noch wie damals.

Immer noch wie damals ging sie neben ihrem Karren her, der auch noch derselbe war, und auf dem sie Kisten und Säcke und einzelne Möbelstücke aufgeladen hatte. Immer noch setzte sie die Knie unter dem blauen Rock weit vor, wie ein Mann, obwohl sie nur klein von Gestalt war, immer noch knallte sie mit der Peitsche in der Luft, blies den Rauch aus ihrer Pfeife von sich, immer noch sah sie mit ihren hellen grauen Augen aus dem von der Sonne längst zu verwittertem Lehm gedörrten Gesicht über das Ackerland nach rechts und nach links, immer noch klopfte sie dem Pferd, dessen Hufe auf dem festen, weißen Boden der Straße weithin klangen, auf den Hals und sprach mit ihm wie mit einem Menschen. Was das Pferd betrifft, so hatte sich da allerdings etwas

geändert: früher war es ein Schimmel gewesen, jetzt aber war es ein starkes Tier, das kurze dicke Beine hatte und dessen Brust, von vorne gesehen, so breit war, daß der Wagen nur wenig zu beiden Seiten heraussah. Aber auch dieser Gaul ging schon ein wenig steif vor Alter.

Die Leute, die auf den Äckern hinter den Pflügen hergingen oder abends auf den Bänken vor den Türen saßen, riefen ihr zu: „Jooden Morjen!“ oder „Jooden Aovend!“ Sie rief die Antwort hinüber mit einer hellen, klaren, wie Metall klingenden Stimme und winkte mit ihrer Peitsche, sagte aber kein Wort weiter und blieb auch keinen Augenblick stehen.

Wenn sie vorbei war, sagten die Leute: „Die es net zo verdrieve — wenn ons Kinder jrau Haor han, dann lööf sie emmer noch eröm.“ Und wirklich: das Alter, das in den drei Dörfern der Straße ein ganzes Geschlecht weggeräumt und ein neues heraufgeholt hatte, schien es nicht fertig zu bringen, die kleinen Füße dieser Frau, die in eisenbeschlagenen Schuhen fest über die Straße hinschritten, müde zu machen und zur Ruhe zu bringen. Der Frau hingen sogar noch, obwohl sie mindestens siebzig zählen mußte, schwarze Haarsträhnen aus dem Kopftuch heraus.

Endlich kam etwas, vor dem die Frau aller Annahme nach nun doch die Straße räumen mußte — das war die neue Zeit, die mit dem neuen Geschlecht erwachsen war: eines Tages kamen Scharen von Arbeitern mit Hacken und Schaufeln, schütteten einen Damm auf, der neben der Straße herlief, sie verließ und wieder zu ihr zurückkehrte, und legten über den Damm hin endlose, eiserne Schienen. Die Arbeiter riefen hinter der Frau her: „Jetz bes du die längste Zick met dinger Karrhe lans jetrocke — jetz komme mir!“

Die Frau lachte und knallte mit ihrer Peitsche, ohne sich umzudrehen, setzte die Füße voreinander, immer mit denselben rüstigen, kurzen, mutigen Schritten. Und als eines Tages wirklich die schnaubende Maschine den langen Zug von eisernen Wagen hinter sich her den Berg heraufzog und dann schnell durch die Äcker herbeikam: da schlug die Frau wieder mit der Peitsche, aber diesmal nicht in die Luft, sondern auf den Rücken des Pferdes. Und das Pferd hob die Hufen schneller, die Räder des Wagens drehten sich flinker — aber ehe die Frau noch Zeit hatte, sich nach dem Kommenden umzudrehen und zu sehen, wie weit er hinter ihr zurückblieb, da war er schon da, erfüllte die Luft mit seinem Lärm und seinem schwarzen Rauch, war schon vorüber, wurde kleiner und war verschwunden. Die Frau schlug vergebens auf das Pferd, lief vor seinem Kopf her und riß es am Zügel, aufgeregte Rufe ausstoßend — der

Karren blieb zurück, in einem so weiten und sich so schnell vergrößernden Zwischenraum, daß die Leute auf dem Feld lachten und mit den Mützen schwenkten. „Dat waor't letzte Maol, jetz kutt sie net mieh widder," hieß es. Und es sah für einen Augenblick auch so aus: die Frau hielt das Pferd an, streichelte es, ließ es langsamer gehen, ging nebenher mit gesenktem Kopf, ohne wie sonst rechts und links zu sehen, ging nicht wie sonst oben in gleicher Höhe mit dem Kopf des Pferdes, sondern unten neben den hintern Rädern her, als sei sie müde. Aber plötzlich knallte sie mit der Peitsche, schritt wieder neben dem Pferd her — und am nächsten Tage sah man sie wieder zur Stadt hin, am übernächsten von der Stadt her wandern, rüstig und mutig wie vorher.

Und allem, was sonst mit den eisernen Wagen an Neuem in den stillen Winkel, abseits vom vollen Rheintal, gekommen war, hielt sie Stand. Mitten unter den Gästen, die Kleider und Bart anders trugen als die Männer in ihrer Jugend, die kaum einer den andern kannten, die in einer lärmenden Sprache redeten und Bier tranken, saß sie unbekümmert, im Sommer in einer losen, kurzen Jacke aus Kattun, wie sie in dieser Gegend längst nicht mehr Sitte waren, im Winter in einer merkwürdigen, dicken und haarigen Männerjoppe, trank ihren Wein und aß trockenes Brot dazu. Neue Häuser wuchsen zu beiden Seiten der Straße auf, ohne die hohen Giebel der alten, drei Stock hoch und aus Stein. Die Kinder waren anders geartet wie die Kinder der früheren Jahre: sie liefen in größeren Haufen herum — wo früher ihrer zwei und drei waren, waren es jetzt zehn und zwanzig —, sie schrien und warfen mit Steinen nach dem Pferd.

Doch die Frau schritt durch all dies fremde hindurch, schweigsam, mit hellen Augen und fröhlichem Gesichtsausdruck, unermüdlich, Tag für Tag, wie ein Stück Natur, das wie Sonne und Regen unabänderlich zu der Straße gehörte. Selbst daß die Anzahl der Kisten und Säcke, die sie selber mit ihren eckigen Armen auflud, nur noch halb so groß war, weil ihr die Bahn die andere Hälfte wegnahm, und daß diese Anzahl immer noch kleiner wurde, schien sie nicht zu berühren. Sie benutzte diesen Umstand nicht einmal, um sich nun selber auf den Wagen zu setzen und fahren zu lassen — nach wie vor ging sie zu Fuß nebenher, wie aus Freude an dieser kräftigen, gewohnten Bewegung. Sie sah nie nach dem Zug, wenn er an ihr vorüberknatterte, sondern hielt den Kopf steif in der Richtung nach vorne, blies kräftiger den Rauch ihrer Pfeife von sich und sprach mit dem Pferd, das die Nüstern blähte. Niemand außer dem Pferd verstand ihre Worte, aber es war doch aus der Art,

wie sie, gehend, den Arm mit der Peitsche hin und her bewegte, wie sie die Schuhe fester aufsetzte, wie ihre Augen heller unter dem braunen, vorstehenden Stirnknochen hervorbrannten, zu entnehmen, daß sie nicht gewillt war, den Kampf mit der Lokomotive, die ihr den Verdienst nahm und alles das, was ihr im Leben Freude machte, was ihr das Leben selber war, jemals aufzugeben. Es schien sogar, daß sie einen geheimen Gedanken in sich trug, der sie so fröhlich und zuversichtlich machte. Sie schien auf etwas zu warten, auf eine Gelegenheit, wo sie die Niederlage des ersten Wettkampfes wieder gut machen, wo sie sich dem rollenden Eisen überlegen zeigen und dies beschämende, drückende Gefühl, daß sie mit ihrem Karren die zweite, die schwächere war, von sich abwerfen konnte.

So kam der Winter.

Sie stand an einem Abend vor dem letzten Wirtshaus der Stadt, damit beschäftigt, die Sachen auf ihrem Wagen, eine Bettlade, Tisch und Stühle, die für ein Brautpaar bestimmt waren, das morgen Hochzeit halten sollte, mit Stricken zusammenzubinden und mit Segeltuch zu bedecken.

„Wat? Wollt Ihr alt huck Aovend fahre?" sagte der Wirt, der breit und schwer in der Tür stand.

„Jao — ech han et versproche. Lieht mir Ller Latäen!"

Der Wirt sah zum Himmel hinauf. „Et jitt Schnie."

„Wat mäht dat?" sagte die Frau, ohne den Kopf zu heben, und nahm dem Pferd die Decke ab. „Ech han alt mänchen Schnie jesin."

„Fahrt morje fröh — blievt die Naach he."

„Nä — ech han et versproche — die Saache mösse huck Aovend do sen." Sie stopfte ihre Pfeife, zündete sie an und nahm die Peitsche vom Wagen.

Eine Magd kam von der Stadt her, laufend, ging, als sie den Wagen sah, langsamer und hielt die Hand auf die Brust. „Jod, dat ich Üch noch treffe," sagte sie, als sie herangekommen war, „mingen Här säht: et jitt Schnie, Ihr kut net hin met dene Saache — Ihr möot sie widder aflade — sie sollen met der Jisenbahn hinjeschaffe wäede."

Die Frau sah das Mädchen an, die den Fuß aufs Rad setzte und sich den Schuh band, und drehte sich dann langsam herum. „Nä — die Saache sen mir üvverjevve, sie sen opjelade on wäeden net mieh afjelade. Ech brengen sie hen."

„Endoch", sagte der Wirt, „dhoot die Saache erunger, Ihr kut net durch dä Schnie — laot die Saache met der Bahn jonn". „Ech sagen, ech brengen die Saachen hen — ech brengen sie vür däm Zog hen."

Wie wollt Ihr dat maache?

„Dä Zog fährt en vier Stond av, on ech bruchen net mieh als drei on en halw." Sie schlug mit der Peitsche, rief: „Jö!" und der Wagen fuhr davon. Das Gesicht der Frau, sonst gutmütig und ein wenig traurig, weil sie eine Frau war, die Mann und fünf Kinder verloren hatte, hatte einen hartnäckigen Ausdruck angenommen — alles Weiche trat zurück, das Gesicht bestand nur noch aus Knochen.

Bald hinter dem Haus begann die Straße zu steigen. Links zogen sich gebogene Wiesen zu einem Waldrand hinunter, rechts zogen Kartoffeläcker den Kreuzberg hinauf, der oben eine Kapelle trug. Der Himmel hing so tief und war so fahl, daß die Kapelle nur wie ein weißer Flecken herunterschimmerte.

Die Frau schritt ein wenig schneller als sonst aus und sang leise vor sich hin — sie schwieg aber bald wieder, denn die Luft war so dick, daß es schwer war, die Brust dagegen zu heben. Der Atem fand nicht einmal Platz durchzukommen und blieb vor dem Mund wie eine kleine Wolke stehen. Der Griff der Peitsche war feucht, als ob er im Wasser gesteckt hätte. Und als der Wagen die niedere Höhe des Vorgebirgs erreicht hatte, hing er voll hunderter Wassertropfen — stand in den Wolken drin.

„Dat jitt Rähn, ävver keenen Schnie", sagte die Frau, indem sie ihrer Gewohnheit nach laut sprach, wobei es ungewiß war, ob mit sich selber oder mit dem Pferd. Dabei drehte sie sich nach der Stadt um, während das Pferd verschnaufte. Sie hatte die Stadt, die unten lag, gekannt, wie nur erst drei oder vier Türme statt der unzähligen wie jetzt aus der flachen Masse ihrer Häuser herausstachen. Sie sah gleich nach dem Bahnhof hin — brauchte ja nicht lange zu suchen, denn sie sah jedesmal, wenn sie hier oben stand, mit ihren scharfen Augen nach der langen grauen Glashalle unten, die dem Rücken einer Ratte ähnlich war. Sie sah auch nach dem Rhein hin, der hinter der Masse der Häuser wie ein weißer, krummer Streifen durch die schwarze Fläche der Acker zog. Auf dem Strom und neben dem Strom überall Rauch, Schornsteine, Maschinen — überall diese neue, fremde, gewalttätige Zeit. Unten waren die Männer, die mit dem Riemen um die Brust die Schiffe den Strom hinauf zogen, längst verschwunden, verschwunden wie die Wagen der Botenfrauen von allen Landstraßen — nur sie schritt noch, nur ihr Wagen knarrte noch dahin.

In derselben Sekunde blitzten da unten die Lichter auf. Eine feurige Linie, von schwarzen Punkten unterbrochen, zog vom Bahnhof aus, zog zwischen den Häusern her, entfernte sich und verschwand im Grau der Dämmerung. Oho, da unten ruht man nicht, da schafft man und schafft,

ist auf dem Posten, so gut wie sie hier oben. Da hieß es, nicht länger säumen. „Jod", sagte die Frau, „wenn ihr Licht maht, dann maachen ech och Licht". Sie zündete die Laterne an und stellte sie oben auf den Bock, sodaß der Schein nach vorne, über den Rücken des Pferdes, fiel.

Sie sah, daß der Himmel plötzlich dick und gelb wie Erbsensuppe geworden war. Zugleich fuhr ihr ein kalter Luftzug durch die Ärmel und unten von den Röcken her an den Leib. „Wahrhaftig, et jitt Schnie", sagte sie, ging wieder neben dem Pferd her und erklärte ihm, warum es heute schneller gehn müsse: „Siehs du wahl, mir mössen vür däm Zog do sen — jö! jö! minge jode Käel du!" Und da die Straße hier eben war, ging es auch wirklich flink dahin. Die Hufe des Pferdes und die Sohlen der Frau machten eine leichte, klappernde Musik, die Räder drehten sich mit fröhlichem Knarren dazu — der Frau fuhr ein unwiderstehliches Freudengefühl in den Arm, sie hob die Peitsche und knallte ein über das andere mal nach rechts und links über die Äcker hin. Wie Wellen hob und senkte sich hier das Land, endlos und braun, kleine und schwarze Stücke Wald schwammen darin wie Schiffe, die sich mit den Wellen hoben und senkten.

„Et jitt Schnie!" riefen die Leute im ersten Dorf.

„Ech wäeden wahl met dem bitzche Schnie fäedig wäede!" erwiderte sie und zog, ohne stehen zu bleiben, durch das Dorf hindurch. Überall hinter den Fenstern wurden die Lampen angezündet.

Wie schnell die Nacht kam, merkte die Frau, als sie aus den letzten Häusern wieder ins Freie trat. Da lag die schwere Masse des Himmels unmittelbar auf den Furchen der Äcker, war braun wie diese und ließ nur noch die ersten einsamen Sträucher und Bäumchen erkennen. Alles schien größer als sonst und verschwamm mit seinen Umrissen in die Luft hinein. Manchmal schien so ein Strauch neben dem Karren her zu gehen — blieb die Frau stehen und sah hin, so merkte sie wohl, daß er auf seinem Fleck stand wie immer, ging sie aber weiter, so folgte ihr auch der Strauch schon wieder.

„Et jitt Schnie — blievt do!" riefen die Leute im zweiten Dorf, von denen schon nur noch die weißen Flecke der Gesichter und Hände zu erkennen waren. Überall beeilte man sich, die Karren und Geräte unter Dach zu bringen. Die Katzen huschten vor den Hufen des Pferdes her ihren Häusern zu. Die Hunde hatten sich verkrochen und schlugen nur leise an, als der Wagen vorüberfuhr. Wo man durch ein erleuchtetes Fenster ins Zimmer sah, saßen Mann und Frau und Kinder um den Tisch, sahen in die Lampe hinein, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen.

Als die Frau wieder ins Freie trat, war das Schwere, das auf den Äckern lag, schwarz geworden. Kein Strauch, kein Baum war mehr zu sehen. Nichts war mehr kenntlich, als was im Lichtschein der Laterne lag: das Holz des Wagens, der Rücken des Pferdes, rechts und links ein Stück der Straße, auf dem Düngerreste, Steine, Schuhnägel erschienen. Die Frau vermochte nicht einmal mehr den unteren Teil ihres Körpers zu sehen, und wenn sie ihre Hände sehen wollte, mußte sie sie dicht vor's Gesicht heben. Aber sie lachte vor sich hin, in einer merkwürdigen, erregten Freude, summte, knallte unentwegt mit der Peitsche, klopfte das Pferd und setzte ihre Füße rüstig immer einen vor den andern. Sie ging so leicht, wie sie früher als junge Frau gegangen war.

Eine andere Karre kam ihr entgegen. „Wat? Es dat en Frau?" rief der Mann, der daneben herging, den Kragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen hatte. „Sed Ihr verröck? Et schneit jo schon! Wat wollt Ihr jetzt em Wald?"

„Och wat — ech sall wahl durch dat bitzche Schnie komme."

„Kut noch eener hinger Üch?"

„Nä, wer soll hinger mir komme?"

„No, on vur Üch jeht och keener — wat wollt Ihr alsu alleen em Holz? En der Naach? Bei däm Wedder?"

Der Mann griff, während die Pferde der Karren die Köpfe näherten, nach dem Arm der Frau, um sie zurückzuhalten, aber sie lachte nur fröhlich und schritt weiter.

Bald war das Knarren des fremden Wagens verklungen, und es war nichts mehr von der Welt umher zu vernehmen, als das eintönige Surren der Telegraphendrähte, die sich von Stange zu Stange neben der Straße herzogen.

Und dann kam der Wald. Es schien nichts Dunkleres geben zu können, als die Nacht rundum. Und doch lag der Wald da wie etwas Ungeheures, das noch schwärzer in das andere Schwarz hineingelagert war.

Ohne Zögern schritt die Frau in das Schwarz hinein. Sie nahm die Laterne in die Hand, um das Stück Straße, das jedesmal vor den Füßen des Pferdes lag, beleuchten zu können. Und da sah sie plötzlich Schneeflocken, die einzeln und langsam, vom Licht getroffen, zur Erde fielen. Sie leuchtete über ihre Kleider, über das Pferd, über die Erde: überall wurden die Flocken zu Wassertropfen. Sie lachte, wie spöttisch: „Nä, dat es keene Schnie, dat es Wasser! Dat jitt nix als Dreck!"

Sie hielt immer die Laterne vor sich hin, während sie vorwärts schritt, und immer dichter fielen die weißen Flocken in dem erhellten

Streifen, den das Licht in das Schwarz hineinbrach. Und schon war die Erde weiß, wohin sie leuchtete. Der Schritt ihrer Schuhe klang gedämpft, an ihre Absätze hingen sich dicke Ballen, die die Füße schwer machten. Aber sie roch den durch die Feuchtigkeit starken Duft der Tannen rundherum, die sie nicht sehen konnte, und klatschte, wie stark gemacht dadurch, fröhlich mit ihrer Peitsche — bis die Schnur von dem Schnee naß wurde, fror und zu steif war, um die Luft zu durchschneiden.

Das Pferd ging längst mit gesenktem Kopf, weil ihm sonst der Schnee die Augen zudeckte. Mit einem Mal blieb es stehen und drehte den Kopf nach der Frau. „Jö! Jö!" rief die Frau und streichelte liebkosend, mitleidig seinen Hals. Und das Pferd setzte sich wieder in Bewegung.

Es wurde kälter. Die Schneedecke an der Erde war schon so dick, daß das Geräusch der Schuhe, der Hufe und der Räder ganz darin versank. Unheimlich fast war die lautlose Art, mit der sich der kleine Zug fortbewegte.

Der Schnee war weich. Jeder Fuß, den die Frau niedersetzte, sank bis über die Knöchel ein und mußte wieder herausgezogen werden. Sie ging an den Rand der Straße und leuchtete nach den Bäumen hinauf: da waren kahle Äste zwischen der schwarzen Wand der Tannen, also standen noch Buchen da und also war sie erst am Anfang des Waldes, während sie sich schon in der Mitte geglaubt hatte.

Sie schraubte die Bremsklötze zurück, bis sie handbreit von den Rädern standen — aber immer wieder setzte sich Schnee dazwischen und hielt die Räder fest, sodaß sie wie die Eisen eines Schlittens weiter schleiften. Immer wieder wischte sie sich mit der Hand den Schnee vom Gesicht. Schon sank sie bei jedem Schritt bis über die Schuhe ein, der Schnee schob sich zwischen den Fuß und die Schäfte, sodaß der Fuß, der sich im Knöchel biegen mußte, bei jedem Schritt wie an einen Stein rührte und schmerzte.

Wieder blieb das Pferd stehen. Die Frau beleuchtete es und sah, wie sich der Dampf von seinem Fell löste und wie das Fell an den Rippen entlang sich wellenförmig krauszog, als ob ein Schauer darüber riesele. Sie band ihm die Laterne vorn am Zaumzeug fest, legte die Peitsche hin und ging hinter den Wagen, rief und schob. Und so ging es wieder weiter.

Sie mußte den Mund aufhalten, um atmen zu können. Immer wieder füllte ihn der Schnee aus, der unsichtbar und lautlos, aber stürmisch und in festen Massen, wie von einer Hand geworfen, ihr

entgegenkam. Auf ihrem Kopftuch, auf ihren Schultern, auf ihren Händen bildeten sich kleine Berge. Sie schob immer hinter dem Wagen. Sie fühlte Stiche in der Brust, die sich dann ausdehnten und ihr das ganze Innere zusammenschnürten. Die Beine, die in den Schnee sanken, zitterten und mußten mit Gewalt wieder hinaufgezogen werden. Die Arme, die an dem Karren drückten, waren steif wie von Holz und verkrampft in den Gelenken.

Die Frau sprach mit dem Schnee, lachte erst über ihn, schmähte ihn dann, spie ihm entgegen, schlug mit den Fäusten danach — er war ihr ein Wesen, war ein Feind, der von den Leuten da unten am Bahnhof zu ihr heraufgeschickt war, um sie auf ihrem Weg aufzuhalten.

Aber was die Mühen anlangte, so dachte sie dabei nicht an sich, sondern nur an das Pferd. Mit zitternder Stimme, die durch eine wunde und entzündete Kehle hinaufkam und deshalb rauh und wie gezackt klang, sprach sie auf das Tier ein. „Bes doch vernönftig! Et es jo nur för dat eene Maol — nur för huck! Mir mösse ja zoirsch do sen, mösse vur däm Zog do sen! Mir han et doch versproche! Wat sallen die Lück von ons denke, wenn mer net Waot haale? Wat die Jisenbahn kann, dat wäeden mir doch och wahl können! Du jode Käel du — du darfs jo morje den janzen Dag em Stall stonn! Ech well dich födere wie an nem Festdag. No Pitter! No Pitter! Jang zo! Mir hat et jo baal! Wenn mer irsch ens us däm Holz erus sen!"

Der Wagen fuhr so dicht am Rand der Straße, daß ihr Rock, vom Wind mitgenommen, gegen etwas Festes schlug. Sie fühlte und erkannte den Stein, der eine alte Inschrift trug und der nahe am Ausgang des Waldes stand. „Siehs de Pitter — jetz sen mer do! Jetz jeht et baal den Birg erunger! Dann sen mer doheem!"

Und, wie um ihre Freude noch größer zu machen, hörte sie da draußen in der Nacht das Poltern des Zuges, der nun noch zur Stadt hinunter mußte und dann erst hinter der Frau herkommen konnte.

Plötzlich hatte die Frau ein Gefühl, als ob einer neben ihr hergehe, einer, der in der Nacht nicht zu sehen und auf dem Schnee nicht zu hören war. Sie hielt sich erschrocken am Karren fest und drehte den Kopf in der Richtung, streckte den Arm aus, griff aber nur ins Leere. Sie lachte über sich, aber es lag deutlich eine Schwere auf ihrer Brust, als ob die wenige Luft, die ihr die dichte Mauer des Schnees ließ, noch jemand mit ihr teile. Und dann legte sich etwas auf ihre Schulter, erst auf die eine, dann auf die andere — es konnten nur zwei Hände sein. Sie zitterte am ganzen Körper, ließ den Wagen los, lief mühsam neben dem Wagen

her und griff mit den Händen nach dem Pferd, haſtig, um etwas Lebendes, etwas Bekanntes bei ſich zu haben. Das Pferd aber ging ruhig, mit regelmäßigem Heben der Beine daher. Es ſchien zu wiſſen, daß das Ziel bald erreicht und die größte Mühe vorbei ſei. Und ſchon war das Seltſame auch wieder neben der Frau. Sie fühlte deutlich, wie das Schwere, das ſich wieder auf ihre Schultern legte, ſich nach unten über ihren ganzen Körper ausbreitete, als wenn einer einen ungeheuren Arm um ſie legte, ſodaß ſie die Arme nicht mehr vom Körper wegbewegen und die Beine unter dem Rock nicht mehr heben konnte.

Sie ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen in das Schwarz hinein, nach der linken Seite hin, wagte nicht mehr, den Kopf zu drehen. Sie fror, und es war ihr, als ob ſie an der Stelle ihres Herzens einen großen Stein, einen Klumpen trüge, der langſam nach unten ſank und alles in ihr ausfüllte. Mit großer Anſtrengung brachte ſie die Lippen aneinander und rief: „Wer es dat do?“

Aber es war alles ſtill und leer um ſie. Sogar das Surren der Drähte war längſt vom Schnee verſchluckt.

Ach was! Wie kann ſie ſo dumm ſein? Es iſt ja nur Einbildung, ſie weiß es genau, es iſt nichts, was außer ihr iſt, es ſitzt in ihr, das Schwere, das Drückende! Die Frau ſprach das, was ſie dachte, nicht mehr aus wie ſonſt, ſie bewegte nur die Lippen, um die paar haſtigen, entſetzten Gedanken hervorzubringen.

Aber da hörte ſie auch ſchon ein Geräuſch, als ob jemand den Schnee von ſeiner Jacke klopfe. Sie wollte aufſchreien — es kam aber kein Laut heraus. Mit aller Kraft taſtete ſie nach der Peitſche, hob ſie auf und ſchlug damit nach der linken Seite hin.

Plötzlich brach ihr der Schweiß am ganzen Körper aus: Was war das? Deutlich hatte ſie eine Stimme gehört, die in ihrer eigenen platten Sprache ſchimpfte: „Der Düvel ſoll dat Wetter holle!“

Jetzt nahm ſie den letzten Reſt ihrer Kraft zuſammen, machte ſich frei von der laſtenden Schwere und leuchtete mit der Laterne, links, hinter ſich, nach allen Seiten. Da ſah ſie den Grasrand an den Seiten der Straße, die Gräben, und dahinter freies Land, vom Schnee bedeckt, keine Tanne, kein Strauch mehr — ſie iſt aus dem Wald heraus, ſie hat den Wald hinter ſich, nun geht es den Berg hinunter, nun iſt ſie bald zu Haus — vor dem Zug! Und als ſie die Laterne wieder auf den Bock ſtellte, ſah ſie auch ſchon einen Schein wie hinter einem Nebel liegen: das dritte Dorf, deſſen Häuſer ein wenig abſeits der Straße ſtanden.

Aber es war, als ob sie keine Fähigkeit zur Freude mehr in sich habe. Das Schwere kam wieder, ging nicht mehr, wurde immer schwerer. Und eine Traurigkeit kam über sie. Sie fühlte es wohl, sie wußte wohl, was das war, das sich da bei ihr angemeldet hatte — bei ihrer Mutter, bei all ihren Kindern war es ebenso gewesen. Nicht weiter können, liegen bleiben müssen, sterben! Stärker als der Schnee ist sie gewesen, aber was jetzt gekommen ist, das ist stärker als sie. Sie kann nicht dagegen an, sie muß den Kampf aufgeben, sie kann ihr Wort nicht halten — die Lokomotive, der Feind, wird vor ihr da sein!

Ihr Körper schien neben den Wagen in den Schnee hinfallen zu wollen, um da liegen zu bleiben.

Aber jetzt das Pferd! Das hob den Kopf, wieherte, schlug mit dem Schwanz, setzte die Hufe schneller und fuhr den Wagen davon — das Pferd witterte den Stall, nahm den Kampf auf, da die Frau ihn lassen wollte, wieherte immer zu, hob und senkte den Kopf, daß das Zaumzeug klirrte, wieherte, als rufe es der Frau.

Und da richtete die Frau den Rücken gerade, zog die schweren Füße durch den Schnee, griff nach dem Wagen, hing sich daran, stemmte Ellenbogen und Kniee hinauf, kroch an dem Tisch und den Stühlen vorbei, wischte den Schnee vom Bock und nahm ihren Platz da oben, neben der Laterne, ein. Sie band ihr Kopftuch fester, nahm die Peitsche in die erstarrte Faust und saß so da, während der Wagen sich langsam und unaufhaltsam fortbewegte.

Ein letzter Taumel der Freude ergriff sie. „Ech sterven net — ech well net sterven — jö Pitter! jö Pitter! — du joden Käel — treck aan — mir sallen wahl zoirsch do sen!"

Sie hielt den Kopf vorgestreckt und schrie immer, durch den Schnee hindurch: „Jö — jö, Pitter!"

Und das Pferd wieherte und setzte unablässig Huf vor Huf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wirt im letzten Dorf glaubte ein Geräusch gehört zu haben, stand vom Tisch auf, an dem er mit den Gästen um die Lampe saß, und ging auf die Straße hinaus.

Und wirklich — da draußen stand ein Wagen. „Wat — Ihr? Kommt Ihr schon aovends zoröck?"

Als keine Antwort erfolgte, trat der Wirt vor den Bock, sah hinauf, griff mit dem Arm nach oben. „Maht doch dä Mond op!"

Er setzte, da er ein kleiner und schmächtiger Mann war, den Fuß auf das Steigbrett, nahm die beschneite Laterne und leuchtete: Da war

nichts als ein Schneehaufen, spitz zulaufend, wie sie an den Seiten der Straßen zusammengekehrt werden. Nur unten sah ein Stück von einem blauen Rock heraus. Der Wirt warf den Schnee mit dem Arm weg und traf auf das knöcherne Gesicht der toten Frau, das, sonst braun, nun weiß wie der Schnee war.

Er gab einen Schrei von sich wie ein Weib, stieg dann hinunter und schlug ans Fenster.

Von weitem drang das stampfende Geräusch des Zuges her. Er kam schnell näher, als eile er sich, um noch zur Zeit zu kommen. Und als die Lokomotive zwischen den Lücken der Häuser vorbeifuhr, stieß sie einen gellenden Pfiff aus — wie aus Zorn, daß der Wagen der Frau schon da stand und daß sie mit ihrer armdicken Eisenwelle zu spät gekommen war.

Nacht am Strande.

Die Brandung singt ihr dumpfes Lied
Um Mitternacht am Klippenstrand;
Sie singt, wie alles fließt und flieht
Gleich Schaum und Sand.

Geborstne Planken, schwarzen Tang
Rastlos die Woge wälzt und rollt,
Wie Qual und Reu ein Herz, das bang
Dem Schicksal grollt.

Doch ruhig wandert seine Bahn
Der Mond im lichten Silberkleid,
Still, wie ein Geist, der abgetan
Das Erdenkleid.

Reinhold Fuchs.

Strömungen und Bestrebungen bei Herstellung eines neuen deutschen Strafgesetzbuchs.

Von

Ernst Beling.

Es ist eine Eigentümlichkeit des Strafrechts, daß bei ihm die Fundamente, auf denen der Gesetzgeber seinen Bau aufzuführen hat, trotz jahrtausendelanger Denkarbeit noch heute nicht gesichert sind. Strafe muß sein, darüber ist alle Welt einig. Aber warum? Nach der Vergeltungstheorie deshalb, weil die Strafe in sich gerecht ist, weil die Übeltat Strafe verdient, weil es der Rechtsidee widerstreiten würde, wenn man den Rechtsbrecher auf gleichem Fuße behandeln wollte, wie den integer vitae scelerisque purus. Die Strafe soll ein Übel für ihn sein und von ihm als Übel empfunden werden. Punitur, quia peccatum est (gestraft wird, weil gesündigt ist). Ob die Bestrafung den Erfolg hat, daß spätere Rechtsbrüche verhütet werden, ist gleichgültig. Sie ist gerechtfertigt, auch wenn sie derartige Kraft nicht entfaltet. Dieser sogenannten absoluten Theorie, deren Vertreter herkömmlich als Anhänger der klassischen Richtung bezeichnet werden, treten entgegen die relativen Theorien mit der Devise Punitur, ne peccetur (gestraft wird, damit nicht wieder gesündigt werde). Die Strafe ist nach ihnen nicht Reaktion gegen geschehenes Unrecht, sondern Sicherung des Staates oder der Gesellschaft gegen erwartetes Unrecht. Ein innerer Rechtfertigungsgrund fehlt der Strafe, es sind äußere Zweckmäßigkeitserwägungen, denen sie ihre Existenz verdankt. Die Strafe ist eine rein konventionelle Erscheinung; sie ist praktisch. Und zwar praktisch, weil und insofern sie „Schutzstrafe" ist: den Übeltäter bessert oder ihn (und eventuell andere) von neuem Rechtsbruch abschreckt oder ihm das Handwerk legt, mit einem Worte das Verbrechertum bekämpft. Im Gegensatz zu der klassischen Richtung heißt diese Richtung die fortschrittliche. Sie wird repräsentiert namentlich durch die Internationale Kriminalistische Vereinigung. Zu den vorgenannten extremen Theorien gesellt sich schließlich die Gruppe der Vereinigungstheorien oder synkretistischen Theorien, die

(unter sich in verschiedener Weise) den Vergeltungs- und den Sicherungsgedanken verschmelzen und so zu einer Strafe gelangen, die ebenso Vergeltungs- wie Schutzstrafe ist, etwa wie in früheren Zeiten die Strafurteile dahin formuliert zu werden pflegten, daß der Verbrecher dies und das erleiden solle „sich selber zur wohlverdienten Strafe und anderen zum abschreckenden Beispiel".

Wenn nun der deutsche Gesetzgeber sich anschickt, ein neues Strafgesetzbuch zu schaffen, muß er dabei zu dem Streit der Schulen Stellung nehmen? Wäre es nicht möglich, diesen Streit völlig auf sich beruhen zu lassen? Zwei namhafte Vertreter der feindlichen Richtungen haben vor nicht langer Zeit gewissermaßen den Frieden proklamiert. Sie verkündigen die frohe Hoffnung, es würden Anhänger beider Richtungen in gemeinsamer, die Prinzipienfrage unerledigt lassender Arbeit ein den Bedürfnissen des Rechtslebens entsprechendes Reformwerk zustande bringen können. Ein schöner Traum! Aber doch nur ein Traum, den die rauhe Wirklichkeit gründlich zerstören wird!

Denn nur ein Vogel Strauß kann den Gegensatz verkennen, der zwischen einem Strafrecht klassischer Observanz und einem in fortschrittlichem Sinne durchgeführten Strafrecht klafft. Nur ein dialektisches Kunststück kann uns glauben machen wollen, man komme ganz auf dasselbe hinaus, möge man nun den Vergeltungszweck oder den Besserungs-, Abschreckungszweck usw. mit der Strafe verfolgen. Es klingt so verführerisch, wenn gelehrt wird: Punitur, quia peccatum est sei durchaus dasselbe wie Punitur, ne peccetur, wie ja auch der Arzt heilend eingreife weil der Mensch krank sei und damit er gesund werde. Aber abgesehen davon, daß die Gleichstellung der Straftätigkeit des Staates mit der ärztlichen Tätigkeit bereits eine petitio principii enthält, entspricht das ärztliche Handeln, „weil der Mensch krank ist", schlechterdings nicht der Straftätigkeit quia peccatum est. Wer die Strafe um deswillen eintreten läßt, weil ein Verbrechen begangen worden ist, sieht eben durchaus ab von der Bedeutung, die das Verbrechen jetzt hat. Der Arzt dagegen schreitet ein, nicht weil der Mensch zuvor erkrankt ist (er kann ja inzwischen wieder genesen sein!), sondern weil er jetzt krank ist. Der Anhänger der Vergeltungstheorie richtet also seinen Gegenstoß in Gestalt der Strafe gegen das vergangene Ereignis, der Arzt gegen den gegenwärtigen Zustand. Jenes Gleichnis ist daher völlig irreführend. Wer da behauptet, das Handeln quia peccatum est und das Handeln ne peccetur sei identisch, der wird sich auch nicht sträuben dürfen, zuzugeben, das was ein Mensch tue, weil er das große Los gewonnen habe, sei ganz

dasselbe, wie das Handeln zu dem Zwecke, um in Zukunft das große Los zu gewinnen!

Der theoretische Gegensatz läßt sich demnach nicht verwischen. Aber er ist auch ein praktisch tief einschneidender Gegensatz. So müßig sind die Grundfragen des Strafrechts wahrlich nicht, daß ihre Ausschaltung unbeschadet des harmonischen und festgefügten Baues des Ganzen möglich wäre. Gewiß gibt es im System des Strafrechts zahlreiche Punkte, über die ein Einverständnis auch ohne eine Einigung über die Grundprobleme des Strafrechts schon jetzt vorhanden oder doch zu erzielen ist. Gewiß kann auch ohne solche Einigung ein Gesetzbuch stattlichen Umfangs hergestellt werden, das scheinbar eine Strafrechtskodifikation darstellt. Aber um eine große Zahl enorm wichtiger, ja, um die wichtigsten Fragen müßte sich der sozusagen konfessionslose Gesetzgeber eben doch scheu herumdrücken, und so gliche sein Gesetzbuch einem Gebäude, durch dessen Fugen der Wind pfeift.

Schon bei Aufstellung der Liste der Strafmittel käme der grundsatzlose Gesetzgeber in Verlegenheit. Ein Vergeltungsstrafrecht kann nur solche Strafen brauchen, die dem Rechtsbrecher wehe tun; tun sie ihm nicht weh, so verfehlen sie ihren Zweck. Diente die Strafe dagegen nur der Besserung oder Abschreckung usw., so wäre nichts einzuwenden gegen Strafen, die entweder niemandem oder einem anderen als dem Täter wehe tun; in die Strafen müßten auch einbezogen werden Wohltaten, die dem Täter erwiesen würden, um ihn dazu zu bringen, daß er geläutert würde und fortan nicht mehr delinquiere. Ein Vergeltungsstrafrecht müßte jede Vertretung in der Strafduldung von der Hand weisen: nur am Schuldigen selber kann die Schuld vergolten werden. Das nur auf das ne peccetur gerichtete Strafrecht müßte anstandslos Strafen gegen andere als den Täter zulassen, wie denn z. B. Wallenstein erbarmungslos über einen Soldaten, der seine Unschuld beteuerte, die Todesstrafe mit dem klassischen Ausspruch verhängte: „So hänge man dich unschuldig; desto sicherer wird der Schuldige zittern." Unter diesem Gesichtswinkel will insbesondere auch die Frage behandelt sein, ob nur der physischen Person, dem Einzelindividuum, Strafe anzudrohen sei, oder auch Personengesamtheiten, den sogenannten juristischen Personen (Aktiengesellschaften usw.). Wem es um Vergeltung ernst ist, der wird gegen jede Ausdehnung des Strafrechts auf juristische Personen protestieren müssen. Denn die juristische Person strafen, heißt, die in ihr begriffenen Einzelwesen, auch so weit sie schuldlos waren (z. B. die überstimmte Minorität), mitleiden lassen. Der Anhänger einer relativen Straftheorie

dagegen würde hieran nicht Anstoß nehmen können, eben weil ihm das Wesen der Strafe nicht ein aus Schuld verdientes Leiden ist.

Handelt es sich um die einzelnen in das Gesetzbuch aufzunehmenden Strafarten (Deportation, Polizeiaufsicht, Geldstrafe usw.), so entbrennt unausweichlich wieder der Prinzipienkampf; denn ob eine Maßregel „tauglich" ist, als Strafe zu dienen, macht die Vergeltungstheorie von ihrer Übelnatur, die Sicherungstheorie von völlig anderen Gesichtspunkten abhängig. Ebenso gehen die Ergebnisse diametral auseinander, wenn es gilt, das Strafmaß zu bestimmen. Ist die Strafe Vergeltung, so ist sie in Proportion mit der Schuld zu halten, es ist die Schwere der Schuld festzustellen und nach ihr die Schwere der Strafe abzustufen. Der Anhänger der fortschrittlichen Richtung dagegen darf nichts nach der Schwere der Schuld fragen. Das Strafmaß richtet sich für ihn nur danach, wie intensiv die Maßregeln sein müssen, um Besserung, Abschreckung usw. zu erzielen; den minder besserungsfähigen Dieb muß, wiewohl seine Verfehlung minimaler ist, als die des Mörders, ausgedehntere „Besserungsstrafe" treffen, als den besserungsfähigeren Mörder. Mithin hängt von der Prinzipienfrage einmal die Entscheidung ab, welche Strafrahmen das Gesetz selber aufstellen soll, und sodann die richterliche Strafzumessung innerhalb der Strafrahmen. Daß auch die Art und Weise des Strafvollzugs bei Vergeltungsstrafe total anders beschaffen sein muß, als bei Besserungsstrafe usw., liegt auf der Hand. Um nur auf eins hinzuweisen: dem Anhänger der Vergeltungslehre ist die Strafe eine konstante Größe, abhängig von der Größe der Schuld. Der Sicherungstheoretiker dagegen entnimmt den erforderlichen Maßstab für die Strafbemessung erst einer fortlaufenden Beobachtung des Verbrechers: erst aus ihr kann er ermessen, welche Strafgröße erforderlich ist und ausreicht, um den Täter zu bessern, abzuschrecken usw.; so gelangt er zu der Forderung des „unbestimmten Strafurteils", d. i. einer Verurteilung ohne Maßangabe mit völliger Freiheit der Strafvollzugsorgane, ob sie den Verurteilten längere oder kürzere Zeit büßen lassen wollen. Eitel Selbsttäuschung ist es, wenn man behauptet, die Höhe der Strafe werde bei allen Theorien in praxi auf dasselbe hinauskommen. Das kann zufällig einmal zutreffen, muß es aber mit nichten.

Auch die Voraussetzungen der Bestrafung sind grundverschieden, je nachdem man vergelten oder aber für die Zukunft vorbeugen will. Vergelten kann man nur eine schon begangene Tat. Ist dagegen die Strafe lediglich ein Mittel, für die Zukunft Verbrechen zu verhüten, so ist nicht einzusehen, warum man erst ein Verbrechen abwartet; es muß genügen,

daß jemand sich als gefährlich erwiesen hat, wozu keineswegs ein schon begangenes Delikt notwendig ist. Die relativen Theorien müssen denjenigen, der einen Mord plant (und der etwa von Spießgesellen verraten worden ist) genau so strafen, wie den wirklich zum Mörder gewordenen; auch ihm gegenüber liegt Anlaß vor einzuschreiten „ne peccetur", er ist genau so besserungs-, abschreckungs- usw. bedürftig, wie der Mörder. Und hielte der im Banne der Sicherungsstrafe befindliche Gesetzgeber (inkonsequentermaßen) an dem Erfordernis einer schon begangenen Tat fest, so könnte er jedenfalls an dem Requisit einer Schuld nicht festhalten. Auch wer ohne die geringste Schuld, ja sogar ohne Schuldfähigkeit, als Geisteskranker usw., eine rechtswidrige Handlung begangen hätte, könnte sich dadurch als besserungs-, abschreckungs- usw. bedürftig dokumentiert haben; es müßte ihn gerade so wie den Geistesgesunden usw. Schutzstrafe treffen. Umgekehrt kann ein auf dem Vergeltungsgedanken ruhendes Strafrecht auf Schuld nicht verzichten. Die Schuld ist es ja gerade, die vergolten werden soll. Folgerichtig kann nach der Vergeltungstheorie ein zufällig aus der Tat entstandener Erfolg, an dem der Täter keine Schuld trägt, diesem nicht auf das Konto gesetzt werden; die Schutzstrafe müßte getreu ihrem Zwecke, gegen unliebsame Vorkommnisse aller Art die Gesellschaft zu schützen, auch gegen diese unverschuldeten Erfolge mit Sicherungsstrafe einschreiten.

Auch der Strafprozeß wird durch den Streit der Schulen in Mitleidenschaft gezogen. Das ganze, detailliert geregelte Verfahren, das man einen Strafprozeß nennt, bleibt bei einer auf der Vergeltungsidee fußenden Strafgesetzgebung für alles das außer Betracht, was den Charakter der Besserungs-, Abschreckungs- usw. Maßregel trägt; diese Maßregeln gehören dann auf den Verwaltungsweg. Charakterisiert man dagegen die Strafe als Besserungs- usw. Strafe, so ist von Verwaltung keine Rede, sondern es hat auch insofern die Strafrechtspflege einzugreifen. Und in wie entfernte Winkel der Prinzipienstreit hinein reicht, das zeigt vielleicht am augenfälligsten der § 488 der Strafprozeßordnung, der einen Aufschub der Strafvollstreckung gestattet, wenn durch die sofortige Vollstreckung dem Verurteilten oder seiner Familie erhebliche außerhalb des Strafzwecks liegende Nachteile erwachsen. Hier hat der Strafprozeßgesetzgeber sein alter ego, den Strafgesetzgeber, nachdrücklichst veranlaßt, Farbe zu bekennen, und zu sagen, was denn der Strafzweck ist, ob Vergeltung oder Besserung usw. Schweigt sich das Strafgesetzbuch hierüber aus, so läßt es die Strafaufschubsorgane im Dunkeln tappen.

Wie kurzsichtig erweist sich so die Meinung, die Wahl des strafrechtlichen Grundprinzips bedeute nur gewissermaßen die Wahl des Baustils! Wäre dies Gleichnis richtig, dann könnte sich der Staat recht wohl an einer „stillosen" Strafgesetzgebung genügen lassen; er gliche dann dem Manne, der das Gewicht auf Wohnlichkeit der Räume legt und nach ästhetischen Bedürfnissen nichts fragt. Aber das ist eben der springende Punkt! Gerade die praktische Brauchbarkeit des Gesetzbuchs hängt von jener Prinzipienfrage ab. Der Strafgesetzgeber, der ein Gesetzbuch schaffen soll und nicht weiß, ob die Strafe Vergeltungsstrafe oder Schutzstrafe sein soll, gleicht dem Baumeister, der den Auftrag bekommen hat, ein Gebäude zu errichten, aber im Unklaren gelassen ist, ob er ein Theater oder ein Hotel, ein Landhaus oder eine Kaserne bauen soll.

Es ist deshalb schwer zu begreifen, wie man aus dem „praktischen Bedürfnis" heraus die Forderung eines neuen fundamentlosen Strafgesetzbuchs hat erheben können. Ja, wer ein neues Gesetzbuch à tout prix haben will, der wird sich über Vieles hinwegsetzen; aber er glaube nur nicht, daß so zu handeln wahrhaft praktisch sei. Für die Praxis gibt es keine größere Misere, als Gesetze handhaben zu müssen, die selber nicht recht wissen, was sie eigentlich wollen. Je grundsatzfester, klarer und folgerichtiger ein Gesetz, desto glatter seine Durchführung in der Praxis. Je leichter sich der Gesetzgeber seine Aufgabe macht, um so mehr Nüsse bleiben der Praxis zu knacken übrig. Und wenn der Gesetzgeber selber nicht einmal die leitenden Grundsätze anzugeben weiß, wird dann der Richter nicht zum Irrlichtelieren verdammt sein? Zwischen dem praktischen Bedürfnis und scharf folgerichtiger Theorie kann es keinen Zwiespalt geben. Ist eine Theorie richtig, so entspricht sie auch dem praktischen Bedürfnis, und entspricht sie diesem, so muß sie auch konsequent durchgeführt werden.

Wie eminent praktisch gerade die Wahl des Ausgangspunktes ist, das wissen auch die einander gegenüberstehenden Schulen sehr wohl! Wäre die Frage, ob Vergeltung oder Sicherung, ohne praktische Erheblichkeit, so wäre ja im Grunde die ganze mühevolle Arbeit, die jahrhundertelang auf ihre Klärung verwendet worden, wäre die ganze Arbeit der so nachdrücklich auftretenden Internationalen Kriminalistischen Vereinigung eitel Spielerei!

Aber könnte man nicht vielleicht beiden entgegengesetzten Standpunkten gerecht werden? Ließe sich nicht ein Kompromiß zu stande bringen, wie ja auch in der niederen Sphäre des Rechtslebens der Weg zum Frieden durch ein beiderseitiges Nachgeben der streitenden Teile,

durch einen Vergleich hindurch führt? Es ist heute an der Mode, die Frage zu bejahen. Der Gesetzgeber dürfe gar nicht die eine Richtung unter Beseitigung der anderen allein ausschlaggebend sein lassen, er müsse „die Diagonale im Parallelogramm der Kräfte" zu finden wissen. Solch ein Kompromiß ließe sich in verschiedener Weise denken. Einmal im Sinne einer qualitativen Verschmelzung, d. h. so, daß in dem neuen Gesetzbuch alle Strafe gleichzeitig Vergeltungsstrafe und Schutzstrafe wäre, jede Bestrafung sowohl den Zweck gerechter Vergeltung, wie auch den Zweck der Sicherung verfolgte. Wohl! Der Anhänger der klassischen Richtung könnte sich damit im ganzen einverstanden erklären. Aber, baut man einmal das Strafrecht auf dem Grunde der Vergeltung auf, so sind damit gerade die Hauptpostulate der fortschrittlichen Strafrechtsschule abgelehnt (z. B. die „unbestimmte Verurteilung"), und zu solchem Verzicht werden sich eben ihre Anhänger nicht bequemen wollen. Dann bleibt aber nur ein anderer Ausgleich: eine Aufteilung des Strafrechts so, daß hier Vergeltungsstrafe, dort Schutzstrafe gilt, etwa daß den Mörder die erstere, den Dieb die letztere trifft, oder der Gelegenheitsverbrecher lediglich mit Vergeltungsstrafe, der verbesserliche Zustandsverbrecher und der unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher lediglich mit Sicherungsstrafe belegt wird. Bei solcher Halbheit hätte man glücklich zwei grundverschiedene Strafrechte; einheitlich wäre nur eins: eine unheilbare Verworrenheit. Wehe dem Richter, der sich alsdann zurecht finden soll! Vergleiche wollen bekanntlich einen klaren Rechtszustand herstellen. Hier aber wäre ein wahres Wespennest von Zweifeln neu geschaffen worden!

So kann dem Gesetzgeber die Stellungnahme zu der einen oder anderen Grundauffassung nicht erspart bleiben. Und seine Entscheidung kann schlechterdings nur im Sinne der absoluten Theorie ausfallen. Es ist viel zu wenig gesagt, wenn man ausspricht: die Strafe „bezwecke" Vergeltung; nein, sie ist Vergeltung. Das lehrt zunächst die Geschichte. Die Strafe ist nichts anderes als veredelte, objektivierte Rache. Sie ist nicht, wie diese, aus dem Groll, aus der Leidenschaft heraus geboren, aber gleich ihr Sühne für die Tat, ein Lösegeld, das ein Äquivalent für die Tat ist. Schwände je das Vergeltungsbedürfnis in der Menschheit, dann müßte freilich auch die Strafe schwinden. Aber bis heute ist es nicht geschwunden — und wird niemals aufhören. Denn es wurzelt in dem Bestreben, die menschlichen Handlungen zu bewerten, ihren rechtlichen Wert oder Unwert festzustellen. Niemals wird aus der Menschenbrust der lebhafte Wunsch weichen, dem Verdienste seine Krone, dem Übeltäter verdientes Übel zu geben. Es verletzt den Gerechtigkeitssinn, sehen zu

müssen, wie jemand unverdiente Vorteile, ein anderer unverdientes Leid erfährt. Man forsche nur den Seelenregungen nach, die etwa die Zuschauer einer Tierquälerei empfinden. Mit elementarer Macht wird in jedem — und wäre er theoretisch der begeistertste Anhänger der „Schutzstrafe" — der Wunsch hervorquellen: diesem Menschen gebühre ein Strafleiden, ungesehen, ob dieses ihn für die Zukunft bessere, abschrecke usw. Wie sehr die Vergeltung das Wesen der Strafe ausmacht, wird noch deutlicher bei Gegenüberstellung des Begriffs der Belohnung. Lohn und Strafe — wie ein Bein mit dem andern geht. Wohl ist der Gesetzgeber im Belohnen oft karg, aber daß es ein Belohnungsrecht gibt, ist denn doch nicht zu bestreiten möglich. Schon das alte babylonische Gesetz Hamurrabis, das heute vielgenannte, kennt Belohnungen. Und was sind Prämien für treue Dienste, was sind Orden und Ehrenzeichen anderes, als Rechtsbelohnungen? Es wird schwerlich jemanden geben, der die Kühnheit hätte, eine „Belohnung" ohne Vergeltungscharakter (Vergeltung in bonam partem) konstruieren zu wollen. Und ihr Korrelat, die Strafe, sollte ohne solchen möglich sein?!

Leer ist ein oft gehörter Einwand gegen die Vergeltungsstrafe: sie habe ihr Unvermögen bewiesen, das Verbrechertum im Zaume zu halten, sie habe „abgewirtschaftet". Das ist gerade so, als wollte man das Bürgerliche Gesetzbuch und die Zivilprozeßordnung als schlecht geraten diskreditieren, weil immer noch Rechtsstreitigkeiten vorkommen. Bis in alle Ewigkeit hinein werden die Strafgesetzbücher, und wären sie noch so sehr im Sinne des „Schutz"-Strafrechts abgefaßt, das Verbrechen auszurotten außer Stande sein. Und überdies: die Strafe hat eben überhaupt nicht die Aufgabe, das Verbrechertum zu bekämpfen, diese Staatsaufgabe fällt, wie unten zu zeigen, einer ganz andersartigen Staatstätigkeit zu.

Ernsthafter zu nehmen wäre ein anderer Einwand der Anhänger der Schutzstrafe: die Vergeltungsstrafe sei „zwecklos" oder gar unmoralisch — „eine unentschuldbare Roheit". Ernsthafter zu nehmen: denn wenn auch die Vergeltungsidee dem Staate zur genügenden Rechtfertigung gegenüber dem Verbrecher genügen mag, wenn man auch als gerecht empfindet, daß der Verbrecher, der sich in den Maschen des Gesetzes verfangen hat, von ihnen erwürgt wird, so bleibt doch noch die Frage, ob der Staat nicht ebensogut ohne Vergeltung auskommen könnte. Es gibt ja viele Maßregeln, die, in sich wohl begründet, dennoch unterbleiben können. Und gälte dies auch für die Vergeltung, so hätte man nicht Unrecht, wenn man solches blind darauf los Vergelten als zwecklos bezeichnete. Aber

die Frage aufwerfen heißt auch schon sie verneinen. Der Staat, der sich von den Individuen Hohn sprechen ließe, der Verbote aufstellte und ihre Übertretung nicht ahndete, hätte sich selbst um seine Autorität gebracht; er wäre ein verachtetes Lamm, kein Herrscher, und seine Rechtsordnung wäre ein demütiges Bitten, kein Befehlen mehr. Wohl kann der Staat in einzelnen Beziehungen auf Vergeltung verzichten (davon wird noch unten zu reden sein); grundsätzlich aber kann er es nicht. Die Vergeltung ist unerläßlich zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung.

Ziel und Richtung weist dem Strafrecht also die Vergeltungsidee. Sie muß folgerichtig auch im Strafmaß ihren Ausdruck finden. Gewiß ist zuzugeben, daß die Findung des der Schuld proportionalen Strafübels in objektive Formeln schwer oder gar nicht zu bannen ist. Man hat auch daraus wieder der Vergeltungstheorie einen Strick zu drehen versucht. Aber teilt die Vergeltungstheorie diese Unvollkommenheit nicht mit aller menschlichen Bewertungstätigkeit? Und hat man je gehört, daß etwa die Unmöglichkeit, für Examina einen festen Maßstab für die Zensuren „gut, genügend" usw. anzugeben, oder für Abschätzung des Werts eines Grundstücks einen festen Geldmesser anzugeben, als Grund benützt worden wäre, um Abschaffung der Examina oder der Begutachtung durch Grundstückstaxatoren zu verlangen?! Wenn ferner darauf hingewiesen wird, daß sich die Auffassungen der Menschen über das gerechte Maß der Strafe im Zeitengange gewandelt hätten, — so trifft dieser Einwand im Grunde den ganzen Rechtsinhalt. Es gibt eben kein für alle Zeiten gültiges Naturrecht, sondern nur ein Recht, in dem sich die jeweilige Kulturauffassung spiegelt. Andere Zeiten — andere Rechte!

Vergegenwärtigt man sich die begriffliche Wesensgleichheit von Strafe und Vergeltung, so tritt mit voller Schärfe hervor, daß das Problem nicht heißt: Wollen wir strafen mit oder ohne Vergeltung? — sondern: Wollen wir überhaupt strafen oder wollen wir es nicht? Die relativen Theorien fahren unter Piratenflagge, wenn sie sich für „Strafrechts"theorien ausgeben. Die Sicherungsmaßregeln haben nicht das mindeste Recht, sich „Strafen" zu nennen. Alles, was der Staat tut, um Verbrecher zu bessern, abzuschrecken usw., ist reine Verwaltungsmaßregel und gehört eng zusammen mit der gesamten Polizeitätigkeit, Abpatrouillierung von Straßen und Plätzen, Unterbringung von gemeingefährlichen Irren in Irrenanstalten, von Verarmten in Armenhäusern, Verbot der Aufführung von Theaterstücken, Entziehung einer Konzession usw. Aus der gesamten Präventivtätigkeit des Staates etliche Maßregeln herauszugreifen und

„Strafe" zu taufen, ist schlechterdings willkürlich und wirkt überdies verwirrend ein auf das Rechtsbewußtsein. Objekt einer Besserungsmaßregel usw. gewesen zu sein, bedeutet eben nicht: bestraft sein. Der Name tut hier, wenigstens für den Feinfühligen, sehr viel zur Sache!

Nun wird natürlich kein Mensch bestreiten, daß der Staat die Aufgabe hat, das Verbrechertum durch vorbeugende Maßregeln aller Art (bessernde, abschreckende usw.) zu bekämpfen. Gerade die Selbstverständlichkeit dieser Staatsaufgabe hat der neuen Schule so stark werbende propagandistische Kraft verliehen. Aber ein wunderlicher Irrtum hat sich hier eingeschlichen: als ob just die Strafe dazu da sei, der Gesellschaft jenen prophylaktischen Schutz zu gewähren. Man hat wahrgenommen, daß oft die Strafe Schutzwirkungen gegenüber der Zukunft hat, und flugs diese Wirkungen zum Zweck erhoben; — mit dem gleichen Rechte könnte man proklamieren, der Zweck eines Spazierstockes sei, Strolche abzuwehren, oder der Zweck eines Buches sei, Fliegen damit totzuschlagen. Wohl die beklagenswerteste Folge dieses Irrtums war die — merkwürdigerweise gerade von Anhängern der Schutzstrafe so besonders getadelte, und dabei gerade von ihnen verschuldete — Überspannung der Strafgewalt. Wo sich Schäden im Volksleben zeigten, wurde sogleich aus dem richtigen Gefühl heraus, daß Vorbeugungsmaßregeln am Platze seien, nach dem falschen Retter, dem Strafgesetz, gerufen. So haben wir heute eine Menge überflüssiger Strafgesetze und auf der anderen Seite schwächliche Präventivtätigkeit, so rächt sich die Verquickung grundverschiedener Staatsaufgaben, und so haben die relativen Theorien mit ihrer unseligen „Schutzstrafe" geradezu zu einer Lähmung der reinen Präventivtätigkeit geführt, die ja doch weder Schuld noch Zurechnungsfähigkeit des Täters noch auch eine schon begangene Tat voraussetzen darf.

Gerade der Anhänger der Vergeltungstheorie wird der nachdrücklichen Sicherung der Gesellschaft gegen künftige Verbrechen im Rahmen des Verwaltungsrechts seinen rückhaltlosen Beifall zollen. Frei von einander entfalten Strafe und Vorbeugungsmaßregeln ihre volle Energie.

Dem Strafgesetzgeber können die Besserungs-, Sicherungs- usw. Maßregeln in dreifacher Weise begegnen: entweder sie gehen völlig selbständig einher — dann bleiben sie für ihn außer Berücksichtigung. Oder die Strafmaßregel selber erscheint gleichzeitig als geeignet, zu bessern, abzuschrecken usw. — dann werden, ohne daß damit die Strafe selber anderen als Vergeltungsinhalt gewänne, die erforderlichen Zutaten zu der Strafe hinzugefügt. Oder endlich die prophylaktische Staatstätigkeit gerät mit der Vergeltungstätigkeit in Konflikt, so, daß, was die eine erheischt, der

anderen antipathisch ist, z. B. es erscheint geboten, einen erstmals Verurteilten der Strafe nicht zu unterziehen, weil alsdann wahrscheinlicher ist, daß er fortan nicht mehr delinquieren werde (Grundgedanke der s. g. bedingten Verurteilung). Dann muß die Vergeltung zurücktreten: Verbrechen vorbeugen ist wichtiger als geschehene zu ahnden. Hier verzichtet also der Staat auf Strafe: er kann es, denn durch solchen zweckgeleiteten Verzicht erschüttert er die Rechtsordnung nicht.

Nur so ist Klarheit zu erzielen. Und es wäre traurig, wenn das neue deutsche Strafgesetzbuch, dem mit so hoch gespannten Erwartungen entgegengesehen wird, von vornherein mit dem Stempel der Unklarheit behaftet wäre!

„Als ich nicht aus noch ein wußte, hat Gott mir auf meine Bitte den Gedanken ins Herz gegeben, der mich aus dem Banne der quälenden Zweifel befreite. Den Gedanken, daß ich gar kein Recht habe, meine Kraft zu verweigern, hinter Büchern zu sitzen, wenn das volle große Leben ruft."

Ernst Curtius an seinen Vater.

Friedrich der Große und seine neueste Biographie.

Von
Otto Hintze.

(Schluß.)

Die Politik Friedrichs erscheint in ihrer Gesamtheit als ein geschlossenes System einfacher, aber mit großer Konsequenz durchgeführter Maßregeln, das in allen Punkten, bis in die Einzelheiten hinein, beherrscht ist von dem politischen Machtgedanken, von dem Gedanken der Macht und Größe des Staates. Alles greift zu diesem Zwecke ineinander: Diplomatie und Kriegführung, Finanz- und Wirtschaftspolitik, die Justizreform und die sozialen Gleichgewichtsbestrebungen. Der größte Feldherr seiner Zeit, ein Kriegskapitän von mehr als europäischem Ruf, hat Friedrich doch den Krieg nur als die ultima ratio der Politik und als ein notwendiges Übel betrachtet; er hat ihn später eher vermieden als gesucht, wenn er auch freilich da, wo er ihn als unvermeidlich erkannte, mit heroischem Entschluß sich das stolze Vorrecht der Initiative gewahrt hat.

Seine ganze Stellung in Europa beruhte auf dem moralischen Eindruck, den sein keckes und entschlossenes Vorgehen bei der Eroberung Schlesiens gemacht hatte; es ist die Aufgabe seines Lebens gewesen, das Ansehen unter den Mächten, das er damals für seinen Staat mit kühnem Griff gewonnen hatte, festzuhalten und durch die Gewöhnung der Zeit zu einem dauernden Element in dem Leben der europäischen Staatengesellschaft zu machen. Er fand doch im Laufe der Jahre, daß das unendlich schwer war, nicht nur wegen der Gegenwirkungen der großen Mächte, die das alte Staatensystem, das er umgestürzt hatte, wiederherzustellen suchten, sondern vor allem auch wegen der beschränkten Mittel des eigenen Staates. Wie schmal war doch die Basis, auf der damals die preußische Macht beruhte! Die Zerrissenheit des Staatsgebietes machte neue, abrundende und verbindende Landerwerbungen zu einem dringenden Bedürfnis der preußischen Politik. Sein Lebenlang hat Friedrich danach gestrebt; aber er wußte wohl, daß zunächst die größte Vorsicht, die maßvollste Zurückhaltung von Nöten sei, um nicht das ohnehin stets wache Mißtrauen der großen Mächte zu einem Widerstande

aufzurufen, dem er auf die Dauer doch nicht gewachsen war. Er hat den siebenjährigen Krieg in erster Linie nicht um Sachsen, sondern um die Selbsterhaltung seines Staates geführt; und wenn ihm später noch die Erwerbung Westpreußens gelungen ist, die auch schon lange auf seinem Programm stand, so ist es doch charakteristisch, wie eifrig er dabei bemüht gewesen ist, einen Krieg zu vermeiden, wie es der Triumph seiner Politik gewesen ist, inmitten ungeheurer politischer Gegensätze, die zum Teil ja noch heute nachwirken, die Aufteilung polnischer Gebiete als ein Mittel zur allgemeinen Pazifikation, zur Verhütung eines neuen großen Weltbrandes, durchzusetzen, ohne daß er dabei als der eigentliche Anstifter erschien. Die Erwerbung von Westpreußen brachte eine bedeutende Verbesserung der Karte von Preußen. Aber immer blieb doch dieser Staat, verglichen mit den kompakten Nationalstaaten des Westens, auch mit der alten konsolidierten Macht Österreichs und mit dem ungeheuren aufstrebenden Rußland, ein zufälliges, künstliches politisches Gebilde, das mehr durch geniale politische Leitung, als durch das sichere Schwergewicht seiner natürlichen Kräfte den Platz behauptete, auf den es der Ehrgeiz seiner Fürsten gestellt hatte. Nur durch eine ganz außerordentliche Anstrengung aller Kräfte war es gelungen, diesen Platz zu erobern, war es möglich, ihn zu behaupten. Der preußische Staat der friderizianischen Zeit beruhte eigentlich nicht sowohl auf Land und Leuten, sondern vielmehr auf der mobilen Kraft der Armee, die doch nur teilweis mit dem Lande verwachsen war. Das Heer und seine Verfassung ist gleichsam das Rückgrat der ganzen preußischen Staatsverwaltung jener Zeit. Die Vergrößerung der Armee, die Sicherung ihres Bestandes, die Ausbildung und Befestigung der Disziplin, die Steigerung der kriegerischen Leistungsfähigkeit, die Erweckung eines staatlichen Geistes in ihrem Offizierkorps — das ist für Friedrich immer der Hauptgesichtspunkt seiner inneren Politik gewesen, die im Grunde mehr einen militärischen, als einen bürgerlichen Charakter trägt. Von den zirka 20 Millionen des Jahresbudgets am Ende seiner Regierung waren 18 Millionen direkt für militärische Zwecke bestimmt; und indirekt war die ganze Finanzverwaltung, das heißt für damals so ziemlich die ganze innere Verwaltung überhaupt, von militärischen Gesichtspunkten beherrscht. Jeder Minister des Generaldirektoriums hieß Staats- und Kriegsminister; jeder Rat der Provinzial-Verwaltungsbehörden war in erster Linie Kriegsrat, — eine Bezeichnung, die späteren Generationen unberechtigt und lächerlich vorkam, die aber im Ursprung dieser Verwaltungsorganisation sehr wohl begründet war. So ist das Heer der Verbindungsweg gewesen, durch den der politische Machtgedanke

beherrschend in die Sphäre der gesamten Staatsverwaltung eindrang. Um die finanzielle Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, die bei der Armut des Landes auf das höchste Maß gespannt war, zu erhalten und womöglich zu steigern, mußte der Staat — in seinem eigenen Machtinteresse — ein großartiges System materieller Kulturpflege entwickeln, das eine künstliche Förderung des Wohlstandes und des Verkehrs mit allen Mitteln der Staatsgewalt erstrebte, — eine Förderung, die den natürlichen Gang der Entwicklung beschleunigen sollte, weil dieser für die politischen Zwecke des Staatswesens ein viel zu langsamer gewesen sein würde. Das Merkantilsystem mit seinen Bestrebungen zur Industrialisierung des früher rein agrarischen Landes, mit seinen Schutzzöllen, Einfuhrverboten, Exportprämien und staatlichen Unterstützungen aller Art, war für das Preußen Friedrichs des Großen ein Mittel, die Entwicklung zum modernen Staat, zur Großmacht nach dem Beispiel Frankreichs und Englands zu fördern.

Die ganze Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen steht also unter dem beherrschenden Einfluß seiner staatlichen Machtpolitik. Darum wird sie immer falsch beurteilt werden, wenn man sie lediglich unter dem ökonomischen Gesichtspunkt betrachtet: die Bedingung ihres Verständnisses ist, daß man sie als das ansieht, was sie in Wirklichkeit war: als ein Stück der allgemeinen Politik des Staates.

Mit den Bestrebungen zur Hebung der wirtschaftlichen Wohlfahrt hängt auch die Justizreform aufs engste zusammen, die von jeher als ein besonderer Ruhmestitel der friderizianischen Regierung gegolten hat. Ihren Hintergrund bildet freilich eine fast hundertjährige Entwicklung naturrechtlicher Ideen, das Bestreben, die Gedanken der Aufklärungs-Philosophie für das praktische Rechtsleben zur Geltung zu bringen, durch die staatliche Gesetzgebung die bisherige Unsicherheit des Rechtes zu beseitigen. Aber der Zipfel, an dem das Werk dann wirklich angegriffen wurde, ist doch das praktische Bedürfnis einer kurzen, prompten, billigen und unparteiischen Justiz gewesen, die eben für das Verkehrsleben und das Gedeihen der wirtschaftlichen Wohlfahrt unentbehrlich war. Darum wird die Justizreform in demselben Augenblick ernsthaft in Angriff genommen, wo das große Programm zur Förderung des gesamten Wirtschaftslebens zur Ausführung gelangt, das heißt mit dem Jahre 1746. Der König hat es selbst unverblümt ausgesprochen, daß er die Verbesserung der Rechtspflege als die Vorbedingung für das Gelingen seiner wirtschaftspolitischen Pläne ansehe: darum beschränkt sich auch die Justizreform in der Hauptsache auf das Privatrecht und betrifft vornehmlich den Zivilprozeß, während vom Standpunkt des abstrakten Gerechtigkeitsideals eine

Reform des Strafrechtes und des Strafprozesses weit näher gelegen hätte. Nur für die eigentlichen Justizsachen, wie man damals sagte, das heißt die Privatrechtsstreitigkeiten, entsagt der König der herkömmlichen Kabinettsjustiz, das heißt der Einmischung in die Rechtspflege durch königliche Machtsprüche; er tat das, weil das Gefühl der Rechtssicherheit und der kaufmännische Kredit, die Grundlage alles gesunden wirtschaftlichen Verkehrs, mit solcher Kabinettsjustiz nicht vereinbar sind. Auf dem Gebiete der Kriminalrechtspflege behielt sich der König die oberste richterliche Entscheidungsgewalt in ihrem ganzen Umfange vor und übte sie unter Umständen auch wohl persönlich aus, wie in dem bekannten Falle des Müllers Arnold, wo das Verfahren gegen die Richter allerdings zugleich wieder mit einer Beeinflussung der Rechtsprechung selbst verbunden war, bezeichnenderweise aber in der Absicht, die vermeintliche Unterdrückung des wirtschaftlich Schwächeren durch den Stärkeren zu verhüten und das Recht gegen die Gerichte selbst zu verteidigen.

Wie die Justizreform, so ist auch die Einwirkung des Staates auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse von dem politischen Machtgedanken beherrscht, der das ganze System der inneren Politik Friedrichs des Großen durchdringt und belebt, nur noch viel deutlicher und augenfälliger. Auch hier sehen wir freilich einen idealen Hintergrund, den der humanitären Bestrebungen, der philosophischen Gleichheitsideen, wie sie das Aufklärungszeitalter hervorgebracht hatte; der König selbst hat ihnen in seinen Schriften und Briefen oft genug Ausdruck gegeben. Aber wenn das Humanitätsideal seines aufgeklärten Jahrhunderts der Leitstern seiner Philosophie war — in der Politik hat er sich doch immer unbedingt den Geboten der Staatsraison, der staatlichen Machtinteressen untergeordnet. Nicht die individuelle Glückseligkeit des Einzelnen, nicht das abstrakte Ideal sozialer Gerechtigkeit war der höchste Gesichtspunkt seiner sozialen Politik, sondern die Macht und Größe seines Staates, die allerdings ohne Gerechtigkeit und ohne ein gewisses Maß sozialer Wohlfahrt nicht auf die Dauer zu erhalten war. Er hat die Gesellschaftsordnung, wie er sie aus der feudal-ständischen Zeit überkommen hatte, nicht nach idealen Gesichtspunkten reformiert, sondern indem er sie in der Hauptsache konservierte, hat er sie zugleich den Zwecken des Staates dienstbar gemacht. Er hat die ständischen Unterschiede nicht gelockert, sondern eher befestigt, und er hat sie dazu benutzt, um eine Art von politischer Arbeitsteilung darauf zu begründen. Jeder Stand hat fortan in dem, was er für den Staat leistet, die Grundlage seiner eigentümlichen Berechtigung und seiner sozialen Wertschätzung. Der Adel liefert die Offiziere, der Bauernstand

zahlt die Kontribution und stellt die Kantonisten für das Heer; der Bürgerstand trägt in der Akzise den größeren, mit dem wachsenden Wohlstand und Verkehr sich stetig mehrenden Teil der Steuern. Die soziale Fürsorge für die einzelnen Stände erstreckt sich gerade so weit, wie es nötig ist, um sie zur Erfüllung dieser ihnen zugewiesenen staatlichen Pflichten in Stand zu setzen und zu erhalten. Darum wird dem Adel als ökonomische Basis der Besitz der Rittergüter ausschließlich vorbehalten, desgleichen dem Bürgerstand Handel und Gewerbe; der Bauernstand wird in seinem Besitz geschützt, damit die Grundlage des Kantonsystems erhalten bleibt. Keiner soll wirtschaftlich in die Sphäre des anderen übergreifen, jeder in der seinen auf alle Weise geschützt und gefördert werden; verschiedenartig und von einander gesondert, wie die politischen Funktionen, sind auch die ökonomischen Subsistenzgrundlagen der einzelnen Stände. Der König verzichtet darauf, den Bauern aus der Gutsuntertänigkeit zu befreien, wie es seiner persönlichen Herzensneigung und seinen philosphischen Anschauungen entsprochen hätte, weil — wie die Verhältnisse damals lagen — die Gutswirtschaft dadurch gefährdet und der Adel in seiner militärischen Funktion geschwächt worden wäre. Es ist etwas von der Beschränktheit und dem Eigensinn des Rationalismus in diesem politischen System: es ist doch wohl kaum ein Zufall, daß eben dasselbe Zeitalter, welches in der Theorie des individuellen Seelenlebens die strenge Unterscheidung der verschiedenen sogenannten Seelenvermögen (Verstand, Gefühl, Wille) durchgeführt hat, in der Ordnung des Staatslebens zu einer ebenso strengen Sonderung der sozialen und politischen Kräfte gelangt ist. Und wie die Vernunft nach der rationalistischen Seelenlehre die Funktion der verschiedenen Seelenvermögen reguliert und beherrscht, so steht hier als höchster Regulator über der ständischen Sonderung der politischen Gesellschaft die souveräne Staatsraison.

Aber diese Staatsraison ist der ganz realistisch aufgefaßte Gedanke der Macht und Größe des Staates, sie ist nicht eine abstrakte politische Vernunft, die etwa bestrebt gewesen wäre, die Forderungen der Aufklärungsphilosophie in Bezug auf den Staat zu verwirklichen. Man hat die Regierungsweise Friedrichs des Großen als aufgeklärten Despotismus bezeichnet; aber wie wenig mit dieser Formel doch das individuelle Wesen seiner Politik charakterisiert wird, leuchtet sofort ein, wenn man hervorhebt, daß diese Formel zugleich auch zur Beziehung einer Regierungsweise dienen muß, wie die Josephs des Zweiten war. Joseph suchte in der Tat die Ideale der Aufklärung, wie er sie verstand, auf dem Gebiete des Staates zu verwirklichen, oft genug ohne Rücksicht auf die bestehenden

Verhältnisse; es ist bekannt, daß Friedrich der Große von ihm gesagt hat, er tue immer den zweiten Schritt vor dem ersten. Er hat durch seine radikalen Reformversuche eben die Kräfte gegen sich aufgeregt, auf die er sich nach Lage der Dinge stützen mußte. Umgekehrt hat es Friedrich als das Ziel seiner Politik angesehen, eben diese Kräfte zu erhalten, sie mit den entgegengesetzten ins Gleichgewicht zu bringen und alle insgesamt in den Dienst des Staates zu stellen. Er besaß in hohem Maße, was Joseph dem Zweiten fehlte, den realistischen politischen Blick, die Einsicht in das innere Wesen seines Staates, seine Existenzbedingungen, seine praktischen Bedürfnisse, seine lebendigen Entwicklungstendenzen. Seine Politik ist ebensosehr ein Produkt der politischen Traditionen Preußens, wie seiner eigenen subjektiven Herrscherindividualität. Eben darin besteht ihre Eigentümlichkeit: in der Übereinstimmung zwischen den inneren Bedürfnissen des Staatswesens und der persönlichen Willensrichtung des Königs. Diese Übereinstimmung aber war keine zufällige Tatsache, kein Glücksgeschenk der Natur, sondern sie war die Frucht einer strengen politischen Selbsterziehung, die an die bitteren und schmerzlichen Erfahrungen der Jugend anknüpft. Man kann sagen, daß der König schließlich mit seiner Persönlichkeit ganz im Staate aufgegangen ist; er hat es selbst ausgesprochen, daß er alle seine Leidenschaften dem Staate zum Opfer gebracht habe. Das scheint mir der Punkt zu sein, von dem aus die ganze Entwicklung seiner Persönlichkeit am besten verständlich wird.

Er war von Haus aus eine genußfrohe, unendlich rezeptive Natur, leicht erregbar, für alles Hohe und Edle schnell begeistert, ein Gefühlsmensch mit reizbaren Nerven, dem leicht die Tränen in die Augen traten, eine poetische Natur mit musikalischen und literarischen Neigungen. Davon freilich kann nicht die Rede sein, daß er die Heldenrolle, die er später gespielt hat, gewissermaßen gegen seine eigentliche Natur, nur den Pflichten seiner Stellung gehorchend, ergriffen hätte. Sybel hat das einmal ausgesprochen; und er kann sich dafür freilich auf manche Stelle aus dem Briefwechsel des Königs, namentlich mit Jordan, berufen. Aber man darf aus diesen leicht hingeworfenen Worten mit ihrer übermütigen Selbstironie, ihren Antithesen und Pointen doch nicht so weitgehende Schlüsse ziehen. Eine eigentliche Künstlernatur war Friedrich nicht. Dazu fehlte ihm die Anlage zur harmonischen Vollendung der Persönlichkeit. Er träumte wohl von dem Ideal des Weisen, aber er war weit entfernt davon, es zu erreichen. Sein Wesen umschließt außerordentlich starke Gegensätze: neben der warmen Begeisterung des Idealisten die nüchterne Schärfe eines unbestechlichen Wirklichkeitssinnes; neben der aufwallenden

Hitze die kühle besonnene Berechnung; neben enthusiastischer Hingabe an das Edle und Große der scharfe ätzende Spott, eine Neigung zu Sarkasmen, die oft an das Zynische streifen. Wie er unter Umständen das Bedürfnis hatte, sich Menschen und Dinge zu idealisieren, so hatte er auch andererseits wieder den Drang, sich die eigenen Illusionen unbarmherzig zu zerstören; dann stand er, allen Phantasien entrückt, plötzlich wieder mit beiden Füßen auf dem Boden der harten kalten Wirklichkeit. Er philosophierte wohl über die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt; aber er war im Grunde eine durchaus aristokratische Natur, und selbst seinen Freunden gegenüber blieb er immer der König. Auch im Verkehr mit Philosophen und Schriftstellern fühlte er sich doch immer als der Monarch, der Offizier, der Staatsmann. Das war doch seine eigentliche Natur. Er hat mit Stolz davon gesprochen, daß er schon in der Wiege mit Waffen umgeben gewesen sei. Ein hoher Ehrgeiz ist der Grundzug seines Wesens und weist ihn von Anbeginn auf die Bahn der Tat. Aber der feine intellektuelle Genuß, die Freude am künstlerischen Spiel, an geistreicher Unterhaltung, an poetischer Ausschmückung des Daseins, ein manchmal fast sentimentaler Gefühlsüberschwang — das alles war doch die notwendige Ergänzung, die dieser reiche und universale Geist bedurfte, um sich nach seiner Art voll auszuleben.

Es ist der Kern der Jugendgeschichte Friedrichs, daß er sein eigenwilliges Belieben beugen lernte unter die Forderungen seiner Stellung, daß der Querpfeifer und Poet zu einem akkuraten Offizier und geschulten Verwaltungsmann wurde, daß er schließlich auf seine liebsten Wünsche verzichten mußte um des Staates willen, dessen Interessen im Grunde doch der despotische Wille des Vaters vertrat.

In den idyllischen Jahren von Rheinsberg hat er dann wohl eine Zeit erlebt, die seinen Ansprüchen an Lebensgenuß genügte. Schon damals regten sich in seiner Seele ehrgeizige Pläne von großen Dimensionen; aber in das Bild dieser Zeit gehört doch noch die Illusion, daß er sich als der zukünftige Friedensfürst, als ein Beschützer von Kunst und Wissenschaft, als ein König der Philosophen und Poeten träumte.

Dann kam der entscheidende Moment seines Lebens. Er faßte den großen Entschluß, der mit seinen Konsequenzen sein ganzes Regentenleben beherrscht hat. Er brach auf „zum Rendezvous des Ruhmes", wie er seinen Offizieren beim Abmarsch nach Schlesien zurief.

Friedrich hat selbst gestanden, einen wie großen Anteil an diesem Entschluß sein persönlicher Ehrgeiz, das feurige Temperament der Jugend gehabt hat; was ihn trieb, war die an den antiken Schriftstellern, an

den Beispielen von Herrschergröße aus allen Zeiten genährte Begierde, sich einen Platz in den Annalen der Geschichte zu erwerben, seinen Namen in der Welt berühmt zu machen. Aber es war doch zugleich ein Entschluß, der auch aus den Bedürfnissen seines Staates entsprang; die Auseinandersetzung mit Österreich war die Vorbedingung zur Größe Preußens; die Eroberung Schlesiens war eine notwendige Selbstergänzung des Hohenzollernstaates, der bisher, wie Friedrich spottete, ein Zwitterding zwischen Kurfürstentum und Königreich gewesen war.

Und der große Wurf gelang. In vier Feldzügen, in beständiger fünfjähriger diplomatischer Kampagne wurde Schlesien gewonnen und behauptet, wurden die alten Machtverhältnisse des europäischen Staatensystems umgestürzt, wurde Preußen in die Reihe der großen Mächte eingeführt. Aber zugleich wurde auch der Knoten geschürzt für ein ungeheures Schicksal, das nach Art der Tragödie aus dem Charakter und der freien Tat des Helden mit unerbittlicher innerer Notwendigkeit entsprang und unter dessen Druck sich Friedrich schließlich fast des letzten Restes von Lebensgenuß entwöhnt hat.

Als der König nach dem Dresdener Frieden zurückkehrte, war er schon nicht mehr der feurige Jüngling, als der er ausgezogen war, Schlesien zu erobern. Der erste Ehrgeiz war verraucht; er hatte eine harte Schule in Politik und Kriegführung durchgemacht. Er war maßvoller und ruhiger geworden. Aus Ruhmsucht hätte er keinen Krieg mehr unternommen. Überhaupt waren in seiner Politik an die Stelle der persönlichen Motive mehr die sachlichen getreten, die aus dem Bedürfnis des Staates entsprangen. Es war nicht zu erwarten, daß die gewaltige Umwälzung der europäischen Machtverhältnisse ohne einen neuen schweren Waffengang zu einer beständigen Form des europäischen Staatensystems führen könne. Auf diese große Entscheidung galt es Heer und Staat vorzubereiten, um ihr mit gesammelter Kraft entgegenzutreten und dann alle Konjunkturen ausnutzen zu können. Das ist die Signatur der Politik von 1746 bis 56.

An der Gesundheit des Königs waren die Strapazen der Feldzüge, die Aufregungen des eisernen Würfelspiels nicht spurlos vorübergegangen. In dem Jahr nach dem Frieden erlitt er einen leichten Schlaganfall mit Lähmungserscheinungen, die aber bald vorübergingen. Seine kräftige Konstitution, seine geregelte Lebensweise trugen den Sieg über diese Attacke davon; nur die Gicht blieb seitdem ein immer wiederkehrender unwillkommener Gast, über den freilich der königliche Philosoph mit souveräner Laune in Vers und Prosa zu scherzen pflegte. Die liebsten

Freunde, Jordan und Keyserlingk, waren ihm bald nach einander während des letzten Feldzuges durch den Tod entrissen worden; schon damals klagte Friedrich, sein Haus werde verödet sein, wenn er zurückkehre. Der König hat später andere Gesellschafter, auch wohl Freunde gewonnen, wie Winterfeldt, aber es war doch ein anderes Verhältnis als jene Jugendfreundschaft, die er fern von der Welt und den Geschäften in seinem Remusberg geschlossen hatte. An die Stelle jenes Freundeskreises trat die Tafelrunde von Sanssouci mit ihren geistsprühenden Soupers, wie sie uns Adolf Menzel in dem bekannten Bilde so lebendig vor Augen gestellt hat. Hatten sich in Rheinsberg die Freunde als Glieder eines Ritterordens gefühlt, so bezeichnete sich Friedrich in diesem neuen Heim wohl als Abt eines Klosters. Dort hatte noch die Hausfrau gewaltet; hier blieb sie fern. Die zunehmende Erkältung in dem Verhältnis zu der aufgezwungenen Gattin hatte seit der Kriegsepoche zu einer völligen tatsächlichen Trennung geführt. Der Königin, die gewöhnlich im Schlosse Monbijou lebte, wurden alle gesellschaftlichen Ehren erwiesen, die ihrem Range zukamen; aber von einem ehelichen Zusammenleben war nicht mehr die Rede. Die Glanzzeit der Tafelrunde von Sanssouci waren die Jahre, wo Voltaire ihr angehörte (1750—53). Der König empfand eine unbegrenzte Hochachtung vor dem Talent dieses ersten Schriftstellers der Zeit; aber die widerwärtigen Schwächen seines Charakters, sein Geiz, sein Neid, seine unmäßige Eitelkeit, seine Neigung zu boshaften Intriguen, machten ihn doch auf die Dauer in Potsdam unmöglich. Der königliche Schriftsteller mußte sich fortan ohne diesen Stilkorrektor behelfen.

Neben der angestrengten Friedensarbeit für den Staat ging in diesem Jahrzehnt eine reiche literarische Produktion einher, die sich meist auf historisch-politische Gegenstände richtete und namentlich der Abfassung des großen Geschichtswerkes gewidmet war, das mit seinen Fortsetzungen und Neubearbeitungen den König fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hat. Es ist ein klassisches Werk, das, weil es französisch geschrieben ist, lange nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient. Man kann es nur mit Cäsars Kommentarien vergleichen. Friedrich schreibt seine Geschichte natürlich, wie handelnde Persönlichkeiten immer, von seinem eigenen Standpunkt aus; aber er hat dabei nicht die Absicht, Stimmung beim Publikum zu machen, sondern seine Nachfolger zu belehren. Diese Geschichtschreibung ist daher im großen und ganzen von einer seltenen Wahrhaftigkeit, und die souveräne Beherrschung, mit der der Stoff behandelt wird, erweckt noch heute ein künstlerisches Wohlgefallen.

So war dies Jahrzehnt nach allen Seiten hin eine Zeit fleißigen und fruchtbaren Schaffens; aber eine Zeit ruhigen und freien Genusses, wie die Rheinsberger Jahre, war es nicht. Seit sich der König sein Sanssouci gebaut hatte, ist er die Sorge nicht mehr los geworden. Wie ein Damoklesschwert schwebte der Krieg, der verhängnisvolle, der doch einmal kommen mußte, über seinem Haupte; und endlich war er da. Die Annahme, daß ihn der König selbst gewünscht, ihn von langer Hand her vorbereitet habe, daß er dann endlich, nach jahrelangen Intriguen und Treibereien einen günstigen Moment ergriffen habe um loszuschlagen, alles in der Absicht, Sachsen in ähnlicher Weise wie einst Schlesien durch einen kecken Handstreich zu erobern — diese schon oben angedeutete Auffassung stimmt nicht recht zu der allgemeinen politischen Lage und ebensowenig zu dem Charakter Friedrichs; sie übertreibt einseitig ein Motiv, das ja allerdings auch bei Friedrich vorhanden war, zu einer Stärke und Rücksichtslosigkeit, wie sie damals nicht mehr in der Art des Königs lag. Wir können heute sagen: der Krieg war unvermeidlich; es konnte sich nur darum handeln, ob er ein paar Jahre früher oder später kommen werde. Für Friedrich aber war jedes weitere Friedensjahr ein Gewinn. Er war prompter und energischer in seinen Rüstungen gewesen wie Österreich, aber seine Politik war in diesem Moment mehr auf Verteidigung als auf Angriff gerichtet. Er hat militärisch die Offensive ergriffen, aber politisch war er in der Defensive, freilich zugleich geneigt, da es nun doch einmal Krieg sein sollte, unter günstigen Umständen auch wohl mit Vergrößerungsplänen hervorzutreten. Und bei alledem muß man erwägen, daß dieser Zusammenstoß ja überhaupt im letzten Grunde eine Konsequenz der preußischen Eroberungspolitik von 1740 war. Der König hatte die Folgen dieser Politik zu tragen; aber eine Wiederholung des Handstreichs von 1740 hat nicht in seiner Absicht gelegen.

Mit ungebrochenem Mute, aber nicht so leichten Herzens wie früher nahm Friedrich den ungleichen Kampf auf, den er anfangs noch nicht in seiner ganzen Gefährlichkeit erkannte; mit einem Heroismus, der bis an die Grenzen des Menschlichen reicht, hat er ihn sieben lange Jahre hindurch geführt, oft in Gefahr — nach dem ersten siegreichen Anlauf —, von den Gegnern erdrückt zu werden, immer bereit, dem Schlimmsten, einem schmachvollen Frieden, durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Im Hohenzollern-Museum werden noch die Giftkapseln aufbewahrt, die er beständig bei sich trug. Dazu kamen persönliche Verluste, die sein Herz erschütterten. Wenige Tage nach der Schlacht von Kolin starb seine Mutter, die er mit aufrichtiger Zärtlichkeit geliebt hatte. An dem

Tage von Hochkirch starb auch die Bayreuther Schwester, die Vertraute seiner Jugend, an der er — trotz mancher von ihr verschuldeter oder auf Mißverständnis beruhender Zerwürfnisse — lebenslang mit wahrhaft rührender Zuneigung gehangen hat. Dazwischen fällt der Konflikt mit seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, der den König in der ganzen Härte zeigt, der sein Herz fähig war, wenn es sich um Wohl und Wehe des Staates handelte. Der Prinz hatte sich der militärischen Rolle, die ihm nach der Schlacht von Kolin zuerteilt worden war, nicht gewachsen gezeigt; der König nahm ihm in verletzender Weise das Kommando ab und schickte ihn nach Dresden; ein Jahr darauf ist der unglückliche Prinz gestorben, vor Gram über die erlittene Demütigung, wie sein Adjutant dem König meldete. Von seinen Generalen verlor Friedrich einen nach dem andern, gerade die besten und vertrautesten. An Winterfeldt namentlich hat er noch im späten Alter nicht ohne Rührung denken können. Aber der lähmende Druck der ungeheuren Verantwortung, die quälende Sorge, die unabläßige Anspannung der äußersten Energie, das immer Hoffnungslosere seiner Lage machten ihn doch mehr und mehr unempfindlich gegen die zarteren Gemütsregungen. An eine mütterliche Freundin schrieb er 1762, auf die Nachricht von einem neuen Todesfall: „Seit 6 Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden." Um sich eine Vorstellung von den psychischen Wirkungen des ungeheuren Kampfes zu machen, muß man überhaupt die Briefe lesen, die er aus dem Feldlager, namentlich an Frau v. Camas und an den Marquis d'Argens geschrieben hat, dazu die Aufzeichnungen seines Sekretärs de Catt. Man gewinnt daraus eine Ahnung, wie düster es zuweilen in dieser Heldenseele aussah, wie alle Kraft und Freudigkeit des Lebens dahinschwindet und nur noch das eine Motiv des ehernen Pflichtgebotes übrig bleibt. Er denkt nicht mehr an seinen Ruhm, sondern nur noch an den Staat. Nur die unabläßige Anspannung der Arbeit hält ihn aufrecht. In den Augenblicken der Ruhe hat er wohl noch, um sich zu zerstreuen, Verse gemacht, gelesen, anfangs auch noch Flöte gespielt; aber immer wieder nahen ihm die düsteren Gedanken; die Gefahr des völligen Zusammenbruchs steht vor seinen Augen; den Fall seines Staates aber will der König nicht überleben. Nach der Schlacht bei Kunersdorf schien selbst die ungeheure Elastizität dieser stählernen Seele für einen Moment wie vernichtet; wir haben Befehle vom König, die ihn selbst als nicht mehr vorhanden voraussetzen. Aber er raffte sich wieder auf. Es ist in ihm die unverwüstliche Zähigkeit eines trotzigen Widerstandes bis zum äußersten, eines titanischen Ringens mit dem Schicksal. Und dann

wieder eine großartige philosophische Gelassenheit, vor der die Dimensionen der menschlichen Dinge zu zwergenhafter Bedeutungslosigkeit herabsinken. Er sieht die Welt, das Universum, er sieht seinen eigenen Kampf wie von einem fremden Planeten aus an: unbedeutend, verächtlich erscheint ihm der ganze Handel. Aber über solchen Stimmungen versäumte er doch nichts, was zu einem glücklichen Ausgang des Krieges beitragen konnte. Immer auf dem Posten, trotz Schwäche und Krankheit, fährt er fort zu disponieren und zu manövrieren, „ein Skelett angefüllt mit gutem Willen", wie er sich selbst einmal bezeichnet hat. Rastlos zieht er mit seinem zusammengeschmolzenen Heer auf der inneren strategischen Linie bald hierhin bald dorthin, um durch Beweglichkeit den Effekt seiner Macht zu verdoppeln; mit der äußersten Wachsamkeit verfolgt er von seinen verschanzten Lagern aus jede Bewegung des Feindes, jede Schwenkung in der Politik der großen Mächte, bis schließlich das gewaltige Ringen ein Ende nahm und der ehrenvolle Friede geschlossen war.

Was noch an Lebensfreude und Genußfähigkeit in dem König vorhanden gewesen war, das war in den Erschütterungen dieser fürchterlichen sieben Jahre zerbrochen, unwiederbringlich verloren. Er war ein einsamer alter Mann geworden. Das eigentlich Lebendige in ihm blieb nur noch das Gefühl seiner Königspflicht, die er mit ungebrochener Kraft des Geistes in unablässiger täglicher Arbeit noch 23 Jahre hindurch erfüllt hat. Es ist etwas Großartiges in der einförmigen Rastlosigkeit dieses Regentenlebens, das ganz von der Arbeit für den Staat ausgefüllt wurde. Wenn man die Folianten durchblättert, in welche Tag für Tag die Kabinettsordres eingetragen wurden, durch die der König seinen Staat regierte, wenn man die politische Korrespondenz verfolgt, die er persönlich mit seinen auswärtigen Gesandten unterhielt, so gewinnt man einen Eindruck davon, was es heißen wollte, wenn dieser König sich den ersten Diener des Staates nannte. Er war in Wahrheit sein eigener Minister für alle wichtigen Geschäfte. Seine Kabinettsräte waren Schreiber, seine Minister waren Handlanger, die ihm Berichte zu senden und die Ausführung seiner Befehle zu kontrollieren hatten. Er hat von ihnen kaum jemals einen Rat gefordert oder angenommen; sie mußten gehorchen, auch wo sie abweichender Meinung waren; Widerspruch ertrug der König im Alter noch weniger als vorher. Der despotische Geist seiner Regierung wird immer schärfer; ein Zug von Menschenverachtung tritt in seiner Behandlung der Untergebenen hervor und kontrastiert seltsam mit den philanthropischen Tendenzen der Verwaltung. Alles Harte und Schroffe seines Wesens steigert sich bis zum Unheimlichen; der durchdringende Blick der großen

blauen Augen hatte für manchen etwas Fürchterliches. Es war der Staat selbst mit seinem unerbittlich heischenden Pflichtgebot, der aus dem vertrockneten Antlitz des königlichen Greises blickte.

Auch jetzt noch konnte Friedrich eine geistreiche Geselligkeit, ein angeregtes Gespräch bei Tisch nicht entbehren. Aber eigentliche Freunde oder auch nur Vertraute waren nicht mehr unter seinen Gesellschaftern. Die Soupers, die früher in Sanssouci der Glanzpunkt des Tages gewesen waren, hatten aufgehört. Während des Krieges hatte sich der König abgewöhnt abends zu speisen. Auch die Flöte hatte er beiseite legen müssen, seit er die meisten Vorderzähne verloren hatte. Er ging früh zur Ruhe; morgens um 4 Uhr erhob er sich wieder; dann erschienen die Kabinettssekretäre, um die eingegangenen Sachen vorzutragen und die Entscheidungen des Monarchen zu notieren. Gegen Abend mußten die Kabinettsordres zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Vormittag gehörte den militärischen Geschäften, der Nachmittag den Korrespondenzen und literarischen Arbeiten. Die Minister sah der König nach wie vor selten; er verkehrte meist schriftlich mit ihnen. Kurz vor dem 1. Juni versammelten sie sich bei ihm in Sanssouci. Dann wurden die Etats reguliert und die wichtigsten Angelegenheiten der verschiedenen Departements besprochen. Auch im hohen Alter noch unternahm der König alljährlich Reisen in die Provinzen, hauptsächlich zu den militärischen Revuen. Noch ein Jahr vor seinem Tode hat er sich einmal dabei stundenlang dem Regen ausgesetzt. Ein Fieber und andauernde Kränklichkeit waren die Folge. Das war der Anfang vom Ende.

Friedrich sah seiner Auflösung mit philosophischer Gelassenheit entgegen. Wenn man die Welt kennen gelernt habe, schrieb er einmal, so könne man sich ruhig anschicken, sie zu verlassen: man verliere wenig dabei. Sein Testament beginnt mit den Worten: „Ohne Bedauern gebe ich den Lebenshauch, der mich beseelt, der wohltätigen Natur zurück, die ihn mir verliehen, und meinen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist.“ Es liegt etwas von einem philosophischen Glaubensbekenntnis in diesen Worten. Ein Atheist ist Friedrich nicht gewesen, wenn er auch kein persönliches Verhältnis zu dem höchsten Wesen hatte, das er aus metaphysischen Gründen annahm. Aber der Unsterblichkeitsglaube erschien ihm als eine jener holden Selbsttäuschungen, die in der Eigenliebe der Menschen wurzeln. Das Glück einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode wagte er nicht zu hoffen. Ihm, der sein irdisches Dasein dem Staate zum Opfer gebracht hatte, genügte es, fortzuleben in dem Werk, das er geschaffen hatte.

Dieses Werk dauert bis auf den heutigen Tag. Die Zucht eines machtvollen Staates ist das unverlierbare Gut, das dieser König seinem Volke hinterlassen hat. Militärisch-politische Disziplin ist durch ihn zum unverlöschlichen Gepräge des Preußentums geworden. Seine Regierung war eine harte und strenge Schule, aber beherrscht von einem väterlichen Geist. Das ist kein Regierungssystem für alle Zeiten, aber es war heilsam für eine Zeit und eine Bevölkerung, die noch nicht fähig war, sich selbst zu regieren. Friedrich wußte wohl, daß der Staat nicht das Höchste und Letzte in den menschlichen Dingen ist; aber er war durchdrungen von der Überzeugung, daß ein starker Staat die unerläßliche Vorbedingung aller Zivilisation ist. Gewiß ist das Volk nicht um des Staates willen da, sondern der Staat um des Volkes willen. Aber unter den Bedingungen, die unsere geschichtliche Entwicklung mit sich brachte, mußte das Volk erst für den Staat erzogen werden, damit der Staat seine zivilisatorische Mission erfüllen konnte. Und nur ein starker und mächtiger Staat, ein Staat, der auf eigenen Füßen stand und sich in der Welt behaupten konnte, war fähig, die Kulturideale, die höchsten Güter seiner Bevölkerung zu schützen und zu fördern. Das Preußen Friedrichs des Großen ist der starke Rückhalt des protestantischen Geistes und der freien weltlichen Bildung in Deutschland geworden, wenn es sich anfänglich auch nicht eben in produktivem Sinne daran beteiligt hat. Unsere Literaturhistoriker sprechen nicht mit Unrecht von einem Zeitalter Friedrichs des Großen, wenn auch der König selbst dem neuen Geiste fremd geblieben ist. Die Zeit sollte bald kommen, wo preußischer Geist und deutsche Bildung sich fanden.

Wir können es heute aussprechen, und auch in der großen Mehrheit unseres deutschen Volkes bricht die Auffassung sich Bahn, daß doch auch unsere gegenwärtige national-politische Existenz in Zusammenhang steht mit der politischen Arbeit, die vor anderthalb Jahrhunderten Friedrich der Große geleistet hat. Er hat seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, um ein gewaltiges Machtzentrum auf deutscher Erde zu schaffen, das sich durch die Wechselfälle eines Jahrhunderts hindurch allein stark genug erwiesen hat, die Bruchteile der zerfallenen Nation zu selbständigem nationalem und politischem Leben sich anzugliedern und zusammenzuhalten. Vieles scheidet uns heute in unserem geistig-sittlichen wie in unserem politischen Dasein von der friderizianischen Epoche. Aber über die Gegensätze einer hundertjährigen Kulturentwicklung hinweg würdigen wir heute wieder die Bedeutung dieses aufgeklärten preußischen Despoten für die Geschichte unseres deutschen Volkes. Das vielen Deutschen so fremdartige

und verhaßte preußische Wesen mit seiner militärischen Disziplin, mit seinen Machtbestrebungen, mit seinen bureaukratischen Einrichtungen, mit seinen aristokratischen Elementen — es war doch notwendig, um die Zerreißung und die Ohnmacht unserer Nation zu verhüten. Wir dürfen die alte Lehre der Geschichte nicht vergessen, daß die Staaten sich vornehmlich durch die moralischen Kräfte erhalten, die sie gegründet haben. Das aber ist die Bedeutung Friedrichs des Großen, daß ein Teil dieser moralischen Kräfte uns in seiner Persönlichkeit lebendig vor die Seele tritt.

In dem ersten Teil dieses Aufsatzes habe ich einen Irrtum zu korrigieren: die Seite 43 ausgesprochene Vermutung, daß Carlyle später seine Meinung über Friedrich den Großen in ungünstigem Sinne geändert habe, ist hinfällig. Das Heldenbuch ist schon erheblich früher erschienen, als die Biographie Friedrichs. Die Sympathien Carlyles gehörten zwar mehr den persönlichen Eigenschaften Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, als der von Friedrich inaugurierten preußischen Machtpolitik; aber deren Resultate im Zeitalter Bismarcks haben ihn doch mit hoher Genugtuung erfüllt.

Die neuen Gase in der Luft.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Die Naturwissenschaften beherrschen heute das allgemeine Interesse. Unser hastendes, kämpfendes Zeitalter hat keine Zeit mehr, sich mit stiller Beschaulichkeit in die erhebenden Schönheiten dichterischer Phantasiegemälde zu verlieren, wie vor hundert Jahren, als noch die Großen der Literatur im Mittelpunkt des Interesses standen. Man ist notgedrungen praktisch geworden und will von jeder Minute, die man verwendet, auch wissen, welchen Nutzen man daraus ziehen kann. Freilich meine ich, daß wir im unablässigen Hinblicke auf die nächstliegenden Bedürfnisse des Augenblickes kurzsichtig geworden sind und vergessen, daß die Stunden der Beschaulichkeit, der Anregungen unseres Innenlebens, uns auf die Dauer mehr Gewinn bringen als die einseitige Ausnutzung unserer Kräfte, zu der wir heute gedrängt werden. Ich denke dabei an ein merkwürdiges Beispiel. Als seiner Zeit die ersten Nachrichten von fabelhaften Goldfunden in Kalifornien sich in Europa verbreitet hatten und viele Tausende Amerika von Osten nach Westen durchwanderten, mächtig angezogen von dem „versteinerten Glück," das dort nur vom Erdboden aufzuheben war, da sonderte sich einmal ein Auswanderertrupp in zwei Teile, von denen der eine am Sonntag stets zu ruhen gelobte, während der andere Teil ohne Unterbrechung weiterzog. Die den Sonntag heilig hielten, kamen zuerst und bei frischen Kräften an; sie konnten die größten Schätze heben. Merken wir uns dies Beispiel und gönnen wir uns wenigstens Stunden der Sammlung, des Rückblickes.

Wie damals Kalifornien oder Klondyke, so ist heute die gesamte Natur ein Goldland mit ganz unerschöpflichen Schätzen, die uns rings umgeben; in der Luft, die wir atmen, in den Sonnenstrahlen, im trägen Erdreich, überall schlummern wunderbare Kräfte. Und jede Kraft, jede Bewegung läßt sich in Geldeswert umsetzen. Aber wie erfassen wir diese unermeßlichen Reichtümer? Das ist es, was uns heute so nervös macht, daß wir sie im Geiste sehen, aber noch zu unfähig sind, sie zu heben.

Das Glück, die endliche Erlösung vom Drucke derjenigen Arbeit, die nur den Hunger stillen muß, leuchtet uns nur überall entgegen; nur noch eine kurze Zeit fieberhafter Arbeit, so meinen wir, dann muß es erreicht sein, dann wollen wir ruhen, nicht eher. Aber immer kommt ein neuer Tag, ein neues Jahr, ein weiteres Jahrzehnt jenes Hastens hinzu, in welchem wir ruhelos die Ruhe suchen — vergebens.

Aber doch einmal, wenn nicht für uns, so für unsere Kinder oder Enkel, wird die schreckliche Übergangszeit zu Ende gehen. Die Natur wird uns erlösen, das kann kein trügerischer Wahn sein; denn sie hat schon wirklich Wunder über Wunder getan.

Deshalb das wachsende Interesse unserer Zeit an den Naturwissenschaften. Wir schauen zur Natur hinauf wie zu einer Erlöserin von allem Ungemach und Übel. Jede neue Entdeckung spannt unsere Aufmerksamkeit an, und wir fragen, ob und wie weit sie uns dem großen Ziel näher gebracht hat. Aber diese Frage nach dem praktischen Nutzen sollte doch nicht den Ausschlag für das Interesse geben, welches wir der neuen Entdeckung zuwenden. Denn es hat sich häufig genug gezeigt, daß Dinge, welche praktisch völlig unverwendbar erschienen, später die Quelle größter Erfolge geworden sind. Alles hat in der Welt seine Aufgabe, und was dem allgemeinen Weltgetriebe nützt, kann uns auch im besonderen Gewinn bringen, wenn wir ihm die passende Form für unsere Zwecke zu geben verstehen. Deshalb sollen uns nicht die bloßen Tatsachen der neuen Forschung interessieren, sondern wie diese neuen Dinge in unserer Erkenntnis mit dem großen Ganzen zusammenhängen.

In diesem Sinne nehmen die in der Luft neu entdeckten Gase unser besonderes Interesse in Anspruch. Es hat bis in die neueste Zeit sich deren eine ganze Reihe ergeben. Man nennt sie: Helium, Neon, Argon, Krypton, Xenon, zu denen man auch jetzt noch das Coronium zu rechnen hat. Alle diese Stoffe sind, soviel wir bisher davon wissen, die für uns nutzlosesten überhaupt in der Welt.

Zuerst wurde das Argon (1895) entdeckt, und zwar von den englischen Physikern Ramsay und Rayleigh. Eigentlich wurde dieses Gas schon hundertzehn Jahre vorher von Cavendich zweifellos nachgewiesen. Es erscheint überhaupt fast unglaublich bei der Rastlosigkeit, mit der namentlich die Chemiker nach neuem suchen, daß dieser Stoff, von dem tausende von Litern in jedem Zimmer enthalten sind, so lange unentdeckt bleiben sollte, bis er schließlich von Physikern aufgefunden wurde, die ganz etwas anderes suchten. Der Grund davon ist die Eigenschaftslosigkeit des Argon, seine Trägheit, nach der man ihm auch

seinen Namen gegeben hat. Es ist völlig klar, daß jedes Ding, das sich durch nichts betätigt, eben auch unbeachtet bleibt. Argon ist ein durchsichtiges, farbloses Gas, also unsichtbar; es ist geruchlos, geschmacklos, und macht auf unser Gefühl keinen andern Eindruck wie die übrige Luft, in der es seine Wesenheit verdeckt. Alle diese Eigenschaften teilt indes das neue Gas mit den andern hauptsächlichen Bestandteilen der Luft, dem Sauerstoff und dem Stickstoff. Dabei verrät sich aber z. B. der Sauerstoff durch eine Menge von anderen Eigenschaften, indem er sich mit Stoffen in seiner Umgebung verbindet, unter Umständen unter Flammenerscheinung. Aus solchen Verbindungen kann man dann den Sauerstoff wieder gewinnen. Der Stickstoff ist zwar schon wesentlich träger, überhaupt der trägste Stoff vor Entdeckung der neuen Gase. Aber trotzdem spielen die Stickstoffverbindungen in der organischen Welt eine sehr bedeutende Rolle. In jedem Ei verzehren wir Stickstoff und setzen ihn zum Aufbau und zur weiteren Erhaltung unseres Körpers um. Der mit dem Sauerstoff eingeatmete Stickstoff freilich geht unbenützt wieder in die Luft zurück, hat aber doch hier die wichtige Aufgabe eines Verdünnungsmittels, ohne welches für uns der Sauerstoff der Luft so schädlich sein würde wie etwa unverdünnter Alkohol.

Während also diese beiden Hauptgase der Luft sich auch sonst in der Natur in vielseitigster Verbindung mit andern chemischen Elementen befinden, ist heute, wie seit Urzeiten, das Argon alleinstehend geblieben. Es findet sich nirgends weiter in der Natur, als mit der Luft gemischt. Sonst hätte man es ja schon längst entdecken müssen. Als einzige Eigenschaft bleibt sein Gewicht übrig. Aber auch dieses war geeignet, sein Versteckenspiel zu unterstützen. Es ist bekannt, daß auch der Stickstoff sehr träge ist, sich sehr schwer mit andern Stoffen verbindet, sobald er einmal aus diesen in den gasförmigen Zustand zurückgekehrt ist. Hat man aus der Luft den Sauerstoff, etwa durch Verbrennung, entfernt, so bleibt der Stickstoff mit Argon und den andern neuen Gasen zurück. Nun zeigt es sich, daß das spezifische Gewicht des Stickstoffes 14, das des Argons 20 ist. In hundert Teilen Stickstoff aus der atmosphärischen Luft befinden sich 1,18 Teile Argon. Das Gewicht des reinen Stickstoffs verhält sich zu dem aus der Luft genommenen, mit Argon gemischten, also wie 1400 zu 1402,36, oder ein Kilo des mit Argon vermischten Stickstoffs ist nur etwa anderthalb Gramm schwerer als das des reinen. Sind auch solche Unterschiede durch unsere modernen Messungsmethoden sehr leicht nachzuweisen, so versteht man doch andrerseits wohl, daß sie nicht auffallen konnten, solange man überhaupt nicht danach

suchte. Durch solche feinsten Wägungen ist indes das Argon wirklich entdeckt worden, und es interessiert uns hier besonders, zu hören, wie man überhaupt auf den Weg zu diesen verborgensten Stoffen geleitet wurde, die die Natur aufzuweisen hat.

Man suchte, wie gesagt, ganz etwas anderes. Dieses Andere betrifft das Wesen und Wirken der Materie im allgemeinen. Die betreffende Frage ist freilich ungelöst geblieben. Die Natur antwortet stets, wenn man sie fragt, aber die Antworten bleiben oft orakelhaft, sind vieldeutig, wie alle Erscheinungen in ihrem Bereiche. Die gute Mutter, die uns alle erhält, kann uns neugierigen und ungeduldigen Kindern nicht gleich alles sagen, weil wir noch nicht reif für die volle Wahrheit sind und sie leicht zu unserm eignen größten Unglücke mißbrauchen könnten.

Alles deutet darauf hin, daß alles Geschehen im Universum nur durch die verschiedenen Gruppierungen eines sonst eigenschaftslosen Stoffes hervorgebracht wird. Es gibt demnach keine verschiedenen chemischen Elemente, sondern die Eigenschaften derselben entstehen nur durch die verschiedenen Gruppierungen eines einzigen Urstoffes. Man müßte daher aus diesem Urstoffe alle andern Stoffe herstellen können. Nun bestehen, wie tausende von Erfahrungen lehren, alle Dinge in der Welt aus einzelnen kleinsten Teilchen, „Atomen", und wir könnten deshalb annehmen, daß immer um so verschiedenere Stoffe entstehen, je mehr Atome des gedachten Urstoffes zusammentreten zu einem sogenannten Molekül, das sich physikalisch seinerseits wieder wie ein Ganzes verhält. Nun ist es längst gelungen, diese kleinsten Teile der Stoffe, die Atome, auf die Wagschale zu legen und wenigstens gegenseitig abzuwägen, obgleich sie bekanntlich so klein sind, daß man sie auch mit den allerschärfsten Mikroskopen nicht mehr sehen kann und viele Billionen davon zum Beispiel in der Luft den Raum eines Kubikmillimeters einnehmen. Man weiß zwar nicht, wieviel diese Atome wirklich wiegen, oder hat doch nur theoretisch gefundene Annäherungen dafür, aber man kann zum Beispiel ganz genau ein Atom Wasserstoff gegen ein Atom Sauerstoff oder irgend eines andern Stoffes abwägen. Dabei hat man nun die überraschende und für unsere Ansicht von der Einheit der Materie überaus wichtige Tatsache gefunden, daß die Atomgewichte der verschiedenen Stoffe alle in einem einfachen Verhältnisse zu einander stehen. Man fand zum Beispiel (von den Einschränkungen werde ich sogleich sprechen), daß ein Atom Sauerstoff gerade sechszehnmal schwerer ist als ein Atom Wasserstoff, ein Atom Schwefel gerade noch einmal so schwer wie eines von Sauerstoff; beide Stoffe sind sich chemisch ähnlich. Kohlenstoff ist zwölfmal

schwerer als Wasserstoff. Legt man das Atomgewicht des Sauerstoffes, 16, hinzu, so kommt man auf das des Siliciums, der Kieselerde, 28, die wiederum viele Eigenschaften des Kohlenstoffes teilt; Lithium, Natrium, Kalium sind gleichfalls einander chemisch sehr ähnlich; ihre Atomgewichte sind beim Lithium 7, beim Natrium 7+16=23 und beim Kalium 7+2×16 = 39; und so gibt es noch eine große Menge von Zusammenhängen zwischen den Atomgewichten. Man hat sie alle in ein System bringen können, das sogenannte natürliche System der chemischen Elemente von Mendelejef, in welchem eine große Menge von Geheimnissen des innersten Wesens der Materie durchblicken, ohne sich ganz enthüllen zu wollen.

Nach genauerer Prüfung mit unsern feinsten Untersuchungsmethoden zeigte es sich indes, daß es leider mit den ganzen Zahlen der Atomgewichte nicht genau stimmt. Die genauen Atomgewichte bewegen sich nur immer in der Nähe dieser ganzen Zahlen, und es kam nun darauf an, diese kleinen Abweichungen zu bestimmen, damit man auch in diesen eine Gesetzlichkeit aufsuchen könne. Damit waren nun Rayleigh und Ramsay beschäftigt. Sie wogen den Sauerstoff der Luft gegen den Wasserstoff ab, der als leichtester von allen Stoffen zur Einheit des Atomgewichtes genommen wurde, und mußten nun zur Kontrolle auch den Luftstickstoff abwiegen. Dabei fanden sie diesen immer schwerer als Stickstoff, der aus seinen chemischen Verbindungen genommen worden war. Sie schlossen daraus, daß der atmosphärische Stickstoff mit einem andern Gase gemischt sein müsse, das schwerer ist als jener. Sie zwangen nun den Stickstoff aus der Luft, sich zu verbinden. Dabei blieb jenes Argon übrig. Man begreift leicht, daß es Umstände geben kann, unter denen eine ähnliche Kontrolle nicht möglich ist; dann würde das Atomgewicht jenes Stickstoffes immer etwas größer als 14 gefunden werden. Man darf deshalb vermuten, jene Abweichungen der Atomgewichte von ganzen Zahlen seien ähnliche uneigentlich sogenannte „Verunreinigungen" und das offenbare Gesetz sei entsprechenden störenden Einflüssen unterworfen. Man muß also grade diesen „Störungen" mit größter Sorgfalt nachgehen, um die große Frage des Einheitsstoffes zu entscheiden. Hat man diesen und das Geheimnis, wie er die andern Stoffe aus sich aufbaut, einmal in Händen, so könnte man, so nimmt man an, alles aus allem machen, auch Gold, und alles, was Menschenbegehr, der „Stein der Weisen" wäre gefunden.

Auch unser Argon erwies sich noch nicht rein. Als man aus flüssiger Luft ganz langsam nach und nach ihre Gase entweichen ließ, durch jene Methoden der „fraktionierten Destillation", welche in der

Industrie, bei der Bereitung der Alkohole, des Petroleums usw. so vielfach angewendet werden, da zeigte es sich, daß noch leichtere und auch noch wesentlich schwerere Gase in der Luft enthalten sind, die, sehr verschieden flüchtig, nacheinander die Luftflüssigkeit wieder in Gasform verließen. Diese sind das Helium mit dem Atomgewicht 4, zehnmal leichter als Argon, das Neon, Atomgewicht 20, noch einmal so leicht wie Argon, dann Krypton, etwas mehr als einmal so schwer wie Argon, Atomgewicht 82 (statt 80) endlich Xenon, etwas mehr wie dreimal schwerer wie Argon, Atomgewicht 128. Also auch hier zeigen sich die geheimnisvollen Annäherungen an einfache Zahlenverhältnisse (4, 20, 2×20, 4×20, 6×20), einfache Gesetzlichkeiten, die sich doch immer wieder trüben. Alle diese Gase sind indifferent wie das Argon, und auch nirgends in Verbindungen aufzufinden. Sie unterscheiden sich voneinander zunächst nur durch ihr Gewicht. Sie bilden zusammen eine Gruppe, die sich in eine Lücke schiebt, welche in jenem natürlichen System der Elemente, uns wohl bewußt, bisher vorhanden war.

Die chemische Eigenschaftslosigkeit aller dieser neuen Gase in der Luft erfährt nun durch eine andere gemeinsame Eigenschaft derselben eine eigentümliche Beleuchtung. Alle andern Stoffe haben die unwiderstehliche Eigenschaft sich zu verbinden, wodurch die Verschiedenheit der chemischen Stoffe entsteht. Hat eine solche Verbindung stattgefunden, so zeigt sich die Materie „gesättigt", sie verhält sich chemisch eigenschaftslos, bis ein anderer Stoff zu der Verbindung tritt, der größere Anziehungskraft, größere Verwandschaft zu einem der verbundenen Stoffe besitzt. Hier gilt dann das einfache Recht des Stärkeren. Die Verbindung wird auseinander gerissen, und der Stärkere setzt sich an die Stelle des Schwächeren. In solchen Fällen zeigt sich aber immer, daß dann selbst die Atome des ausgeschiedenen Stoffes nicht allein zu bleiben vermögen; sie verbinden sich mit sich selbst, wenn sie keinen andern Stoff vorfinden, sodaß immer zwei Atome ein neues Molekül bilden. Diese müssen dann erst wieder auseinander gerissen werden, wenn auch der freie Stoff eine neue Verbindung eingehen will. Er tut dies deshalb nicht mehr so leicht, als wenn er erst eben aus einer Verbindung scheidet, im Geburtszustande (in statu nascendi). Ist zum Beispiel in einer Verbindung ein Teil Wasserstoff mit andern Stoffen verknüpft, und man scheidet ihn aus, so findet man immer, daß das freie Wasserstoffteilchen noch einmal so schwer ist, als vorher das in der Verbindung enthaltene; freilich sind auch nur halb so viele Teilchen vorhanden. Der freie Wasserstoff hat sich auf die Hälfte verdichtet, sein Molekül besteht aus zwei Atomen. Alle

anderen Gase sind entsprechend mindestens zweiatomig; nur Quecksilber, Cadmiumdampf und wahrscheinlich auch die übrigen Metalle werden, wenn sie in Gasform zu verwandeln wären, einatomig. Die neuen Luftgase aber sind es sämtlich gleichfalls. Während also das Atomgewicht des Argons zwar 40 ist, das heißt, ein Atom Argon 40 mal schwerer ist als ein Atom Wasserstoff, so ist doch freier Wasserstoff nur 20 mal leichter als Argon, weil er eben aus zwei Atomen besteht, das Argongas aber nicht.

Diese Einatomigkeit der neuen Luftgase in Verbindung mit ihrer chemischen Indifferenz gibt nun einen kaum mißzuverstehenden Fingerzeig. Wir können uns denken, daß diese Gase Verbindungen von Elementen sind, die eine größere Verwandschaft zu einander haben, wie zu irgend einem anderen Stoffe in unserer bisherigen Kenntnis, sodaß sie durch keine uns bisher bekannten Mittel auseinander zu reißen sind. Dann sind aber die ursprünglichen Stoffe, welche sich zu diesen Gasen verbunden haben, notwendig auch chemisch kräftiger als alle bekannten und wenn es uns doch einmal gelingen sollte, sie voneinander zu trennen, so müßten uns in diesen augenblicklich so völlig indifferenten Stoffen gerade die wichtigsten Hülfsmittel in die Hand gegeben werden, durch welche bisher unmögliche Spaltungen hervorzurufen sind. Wir würden der Frage des Urstoffes wesentlich näher gebracht. Bei diesen merkwürdigen Gasen, die den Chemiker wegen ihrer unüberwindlichen Trägheit in Verzweiflung bringen, ist der Hebel anzusetzen, um das Tor zu manchen der letzten Geheimnisse der Materie zu öffnen. Die schwierigste aller Arbeiten wird auch den höchsten Lohn bringen.

Von den andern neuen Gasen, mit Ausnahme des Argons, sind übrigens nur ganz geringe Mengen in der Luft vorhanden. Ohne das Hülfsmittel der Luftverflüssigung würde man sie niemals entdeckt haben können. In einem Gewichtsteile Luft befindet sich nur ein Millionenstel Helium und Krypton, zehn Millionenstel Neon und nur ein zwanzig Millionenstel Xenon. Es giebt ebensoviel Gold aufgelöst im Meerwasser wie Xenon in der Luft. Damit sind wir aber noch nicht am Ende der Reihe von Luftgasen. Liveing und Dewar haben vor kurzem, nachdem sie mit Hülfe von flüssigem Wasserstoff (bei etwa 250 Grad Kälte) alle diese Gase durch fraktionierte Destillation aus flüssiger Luft überführt hatten, noch einen Gasrückstand erhalten, der in dem ganz unermeßlich feinfühligen Spektroskop eine unbekannte Zusammensetzung leuchtender Linien zeigte, die aber an das Coronium erinnerte. Dieses Gas erfüllt die äußersten Schichten der Sonnenatmosphäre, der Corona, und

ist nur durch die dort auftretenden „Coronalinien" im Spektrum bekannt. Auf der Erde ist es sonst noch nicht entdeckt worden. Ebenso erging es ja bekanntlich dem Helium, dem Sonnengase, dessen Linien man in etwas tiefer als die Corona liegenden Schichten der Sonnenatmosphäre längst beobachtet und als die eines neuen Stoffes erkannt hatte, ehe derselbe auf der Erde in unsere Hände gelangte. Das Coronium muß noch leichter wie das Helium sein, wie seine Lage in der Sonnenatmosphäre und jetzt auch jenes Experiment verrät, bei dem jenes Gas trotz aller stärksten Mittel doch flüchtig blieb.

Es muß auffallen, daß diese Stoffe, von denen wenigstens das Helium und Coronium in ungeheuren Mengen auf der Sonne vorkommen, mit Ausnahme des Argons so sehr selten auf der Erde sind. Für das Coronium, Helium und Neon, die drei leichtesten dieser Stoffe, können wir indes bald eine Erklärung dafür finden. Wenn man irgend einen Körper von der Erde hinweg mit einer Geschwindigkeit von zirka 11 Kilometern in der Sekunde schleudert, so kehrt er nicht wieder zur Erde zurück, er verliert sich im Weltraum. Nun ist nachgewiesen worden, daß die kleinsten Teile der Gase mit großer Geschwindigkeit sich nach allen Seiten hin und her bewegen; dadurch entstehen ihre verschiedenen Eigenschaften bei veränderter Temperatur. Diese Geschwindigkeit hängt einerseits von dieser Temperatur und dann von der Schwere jener allerkleinsten Gasprojektile, dem Atomgewicht, ab. Wir können nun berechnen, daß für jene leichtesten drei Gase unter den Luftbeimengungen wohl in früheren Zeiten der Erdentwicklung Temperaturen existiert haben mögen, bei denen jene kritische Geschwindigkeit eintrat, und diese Stoffe zum Teil in den Weltraum hinausgeschleudert werden mußten. Sie hatten, wie es scheint, bei der Verbindung jener unbekannten vermuteten Elemente, ihre Aufgabe auf der Erde erfüllt; es war vielleicht nicht nötig, daß sie hier noch weiter den Raum träge und nutzlos, wie sie heute für uns, wie wir meinen, sind, ausfüllten. Die Natur schickte sie hinaus in den Weltraum, damit sie sich andern größeren, werdenden Welten anschließen konnten, zum Beispiel der Sonne, für deren weit größere Anziehungskraft eine weit größere kritische Geschwindigkeit nötig ist, ehe diese Gase sie verlassen. Hier mag die Temperatur, welche bei genügender Steigerung schießlich alle chemischen Verbindungen löst, hinreichen, auch jene auf der Erde unlösliche Verbindung zu trennen und die unbekannten Stoffe, aus denen diese Gase nach der vorhin vorgetragenen hypothetischen Ansicht sich zusammensetzen, aufs neue befähigen, nach dem langsamen Erkalten jener andern Welt ihre chemischen Aufgaben zu erfüllen.

Krypton und Xenon aber sind im Gegenteil sehr schwer. Da das leichtere Argon in unserer Atmosphäre geblieben ist, kann die oben verfolgte Erklärung für diese nicht gelten. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß diese Stoffe in ganz entgegengesetzter Richtung für uns verschwunden sind, nämlich in der Tiefe des Meeres. Bei einem Druck, der schon bei etwa 600 Metern unter dem Meeresspiegel herrscht und gewöhnlicher Temperatur wird Xenon bereits flüssig und löst sich dann wahrscheinlich in Wasser, das dadurch schwerer wird und auf den Meeresboden sinkt. Es ist dadurch wahrscheinlich gemacht, daß auf diesem Grunde des Meeres stark Xenonhaltiges Wasser vorhanden ist, was Tiefseeforschungen nachzuweisen imstande sein würden. Vielleicht hat es dort Aufgaben zu lösen, die die Geheimnisse des Meeresgrundes mit ihren selbstleuchtenden Wesen zu entschleiern vermögen.

Das Argon aber, von mittleren Gewichtsverhältnissen und in verhältnismäßig großen Mengen uns umgebend, hat sicher in unserer Natur noch eine Aufgabe zu erfüllen. Die Natur kennt nichts Unnützes. Sie verwertet alles. Wie der träge Stickstoff doch mit den drei anderen Organogenen, Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, die wichtigste Rolle im Leben der Natur erfüllt, und wie die Organismen in den unergründeten Geheimnissen ihrer mikroskopischen Laboratorien der Zellen Mittel und Wege fanden, sich diesen trägen Stickstoff dienstbar zu machen, so wird auch das Argon noch weiter tätig sein am Aufbau und der Bewegung der wunderbaren Maschine des irdischen Weltgetriebes, die wir mit Andacht betrachten. Das Argon wird noch neue Wunder vor uns enthüllen.

Aphorismen.

Von

Isolde Kurz.

Selbsterziehung.

Wenn ich einen Briefwechsel oder ein Tagebuch aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lese, oder wenn ich mir ganz alte Leute in's Gedächtnis zurückrufe, deren Jugend noch durch jene Zeit beeinflußt war, so überrascht mich nichts so sehr, als wie diese Menschen an sich selber gemodelt und ziseliert haben. Sie sahen ihr Ich als ein Kunstwerk an, das die Natur nur roh abbozieren konnte und dessen Ausführung ihnen selbst überlassen blieb. Auch die höchsten, edelsten Geister fühlten — und gerade die am meisten — daß es noch vieler Arbeit bedurfte, um den Namen „Mensch" zu verdienen. Wer von uns Heutigen hat noch den Trieb, an seiner innern Veredlung zu arbeiten? Glück genug, wenn wir von Natur aus nicht ganz verwahrlost sind, von uns selber aus sind wir's gewiß. Und ganz naiv wie Wilde stehen wir neben diesen Charakterkünstlern und Selbsterschaffern. Der Mensch im Urzustand bildet nur die Fähigkeiten aus, die ihm im Lebenskampfe vorwärts helfen, andere kennt er nicht oder er verlacht sie. Auf diesen Standpunkt sind wir zurück verwildert. Unsre ganze Selbsterziehung geht darauf aus, uns womöglich eine dicke Haut und starke Ellenbogen anzuschaffen. Von jener inneren Reinlichkeit, die unsere Alten trieb, ihre Seelen immer so gründlich zu waschen, wie wir den Leib, davon ist keine Spur mehr vorhanden. Wir lassen unsre angeborenen Gebrechen ruhig wachsen und gedeihen, es wäre denn, daß sie uns am weltlichen Fortkommen verhinderten; dies ist der einzige Fall, wo ihnen entgegengearbeitet wird.

Es gibt zwar noch Naturen mit künstlerischem Bedürfnis, die ihren Geist wie eine herrliche Parkanlage behandeln, wo man Haine pflanzt und Blumenbeete anlegt, Hecken durchbricht, um Wege zu ziehen und Aussichtstürme zu errichten. Diese Gattung lebt noch, obgleich sie selten geworden sind, die letzten Exemplare der Spezies Kulturmensch. Aber Gemüt und

Charakter in gleicher Weise urbar zu machen, den ganzen Menschen zur künstlerischen Vollendung zu bringen, das fällt ihnen gar nicht ein. Diese großen unendlichen Gebiete ihres Ichs geben sie jedem Zufall preis, hier herrscht der roheste Naturalismus. Sie sind zu blind oder zu schlaff oder zu eingebildet, um da Hand anzulegen und ertragen es geduldig, daß Verhältnisse und Erziehung sie verpfuschen; sie geben sich willenlos zum Objekt äußerer Einwirkungen her. Ihr ästhetisches Gefühl ist nach dieser Seite völlig stumpf. Die geistige Kultur hat mit Seelenadel nichts mehr zu tun, und nicht nur die materiellen, sondern auch die höchsten geistigen Güter befinden sich großenteils in den Händen von reich gewordenem Pöbel, denn auch geistige Güter sind mit Geld zu erwerben. Pöbel ist jeder, der nur mit persönlichen Zwecken umgeht: erwerben, scheinen, gelten, verdrängen, festhalten. Pöbel ist, wer vor dem Unglück stehen kann, ohne sich wenigstens für einen Augenblick seines Wohlbefindens zu schämen. Wer nicht in seinem Herzen einen umhegten Garten hat, dessen Blumen er schont und gießt und den Freunde ohne Gefahr betreten können, der ist Pöbel.

Seit unsre Kultur ihr altes Fundament, den Humanismus — wie bezeichnend war schon das Wort für das ganze Streben! — hat abgraben und sich ein neues, die Naturwissenschaften, unterschieben müssen, gibt es keine vollen Menschen mehr. Es gibt sie noch nicht wieder, sollte ich besser sagen, denn eine Höhe, die einmal erreicht war, kann nicht auf die Dauer verloren gehen.

Ausgleich.

Erwarte keine Gerechtigkeit des Geschicks für das Einzeldasein. Gerechtigkeit wird walten, aber sie wird Dir als Individuum nichts mehr nützen, sie wird Dir nützen, insofern als Du ein Teil der Menschheit bist, denn es ist irgend ein unsichtbares Glied, das uns an die Zukunft knüpft. Sind nur die christlichen Märtyrer mutig gestorben, weil sie auf eine nahe Belohnung zählten? Nein, es gab Philosophen, die mit demselben Mut für eine Weltanschauung starben, von der sie keinen persönlichen Lohn erhoffen konnten. In jedem, der sich für eine Sache opfert, brennt ein heiliges Feuer und gibt ihm die wärmende Sicherheit, daß er durch sein Ende der Menschheit nützt. Er nützt ihr, selbst wenn er sich für eine falsche Sache in reinem Glauben hingibt. Er macht Wärme frei. Wäre die Menschheit nicht ein großes Individuum, so wäre jeder, der sich für

ein Ideal opfert, ein Narr. Ein Narr wäre der Soldat, der für einen dreifarbigen Zeugfetzen, die Elle zu zwanzig Pfennigen, sein Leben läßt. Aber wir fühlen an dem Schauer, der uns dabei über den Rücken läuft, daß er kein Narr und daß sein Opfer nicht vergebens ist. Vielleicht dient es zu nichts anderem, als einen Dichter zu entzünden, daß er durch ein herrliches Lied die Begeisterung weiter trägt und so die Wärme erhält.

Der unausrottbare Idealismus der menschlichen Natur ist der Beweis, daß die ganze Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur ein einziges Wesen ist.

Aus dem Haushalt der Natur.

In der Verwaltung der Natur wird nicht jeder begabte Mensch für alle Lebensalter gleich gut ausgestattet. Mancher ist in den Zwanzigern schon völlig reif, ein reicher, glänzender, berückender Jüngling, und wird doch nie ein Mann, der imponiert. Auch auf das Äußere pflegt sich diese Einschränkung zu erstrecken, indem es später an Stelle eines ausgereiften Mannes nur einen älter gewordenen Jüngling zeigt. Wie manches viel versprechende junge Genie wird bei seinem frühen Tode unnötigerweise heiß beweint, da doch sein ganzes Entwicklungsfeld bereits durchlaufen war. Es gibt auch geniale Kinder, die zum Frühsterben geboren werden.

Andere sind ganz eigens auf das Mannesalter angelegt. Das sind die unliebenswürdigen, wortkargen Kinder, die knorrigen, eigensinnigen, unwirschen, unfertigen jungen Leute, die erst, wenn sie die Mannesjahre erreicht haben, die Borstenhülle abwerfen und verwandelt in würdiger Männlichkeit dastehen. Ja, es soll wirklich vorgekommen sein, daß aus dem Zottelpelz eines Bären, nachdem er vielen Unfug getrieben und nur ab und zu seine höheren Züge hat ahnen lassen, am Ende noch ein verwunschener König ausgekrochen ist.

Endlich gibt es Deren, die so lange brauchen, daß sie erst als Greise recht genießbar sind. Das sind die seltenen, herben Spätherbstfrüchte, die noch den halben Winter im Keller lagern müssen, um endlich süß und schmackhaft zu werden. Weise Einrichtung der Natur, die nicht alle Früchte für dieselbe Jahreszeit reifen läßt.

Ist es nicht, als ob in schöpferischen Individuen eine Ahnung dämmere, auf welche Ablaufszeit ihre Uhr konstruiert ist? Heimliche

Stimmen, die dem Einen zuraunen: Laß Dir Zeit! dem Andern: Eile Dich! Der so Gespornte sprüht und glänzt dann immer stärker und hilft durch die Eile, mit der er von sich schüttelt, was er zu geben hat, nur die Erfüllung des Geschicks beschleunigen.

Aber haben nicht auch andere Menschen gelegentlich, z. B. in fieberhaften Krankheiten, wo das wache Bewußtsein unterbrochen ist, solches plötzliche Abtasten der Zeitspanne, die ihnen noch gehört? Wenn die Lampe geschüttelt wird, fühlt man, wieviel Öl übrig ist.

* * *

Sobald eine begabte Nation oder Rasse oder Familie anfängt, nur noch für den Augenblick zu leben, so ist es ein Zeichen, daß es mit dieser Familie, dieser Rasse, dieser Nation zu Ende geht. Denn alle Lebensstärke schafft und wirkt, auch ohne es zu wissen, für die Zukunft und stellt das Ich hinter die höheren Zwecke zurück. Wo der Einzelne sich als Selbstzweck betrachtet, hört die Weiterentwicklung auf. Mit dem begabten Individuum, das aus einer hohen Tradition herstammt, aber deren Pflichten nicht mehr anerkennt, sondern sich einem schrankenlosen Ichgefühl hingibt, hat sich die Kraft der Natur erschöpft und der Niedergang beginnt; die Nachkommen fallen in die Masse zurück. Es ist dies aber nicht Wahl des Schlechteren, sondern der unabweisliche Instinkt, daß die Uhr im Ablaufen ist. Ursache und Wirkung fallen in Eins zusammen.

Das englische Haus
und die nationale Bedeutung des Einzelhauses.

Von
Hermann Muthesius.

Die allererste — nicht die allerwichtigste aber die allererste — Tat, die ein Mensch zu vollbringen hat, ist die, sich einen Ruheplatz zu suchen: einen Ort, wo sein Fuß rasten kann; ein Haus, sein Heiligtum; und er halte es so heilig und fühle sich so glücklich darin, daß er daraus nur mit bitterstem Schmerz scheiden würde, sollte man ihn einst zwingen, es zu verlassen. Ruskin.

Ein tieferer Einblick in englisches Leben befestigt die Erfahrung, daß England mit seinem ganzen Denken und Fühlen, seinen Sitten und Gewohnheiten, seinen Lebensanschauungen und jedwedem Wertungsbegriffe des Lebens außerhalb des Länderkreises des europäischen Festlandes steht, daß es eine Welt für sich ist, die in allen Kulturäußerungen eine Eigenart von ganz besonderer Prägung zeigt. An sich ist das Beispiel nicht selten, daß ein nahe am Festlande liegendes Inselreich eine von diesem grundverschiedene Art hat; man denke an Japan und China, Ceylon und Indien, Venedig und Italien. Das Meer trennt vom Nächsten und verbindet zugleich mit dem Fernsten. Die Trennung vom Nächsten bringt der Insel ihre Eigenentwicklung, die Verbindung mit dem Fernsten führt ihr Einflüsse aus fremdesten Welten zu, die ihre Eigenart noch steigern müssen. Den Inselbewohner bildet das Meer, den Bewohner weiter Kontinente das Land. Und so zeigt sich auch bei England, daß das europäische Festland in seiner Gesamtheit dem britischen Inselreiche als etwas Besonderem entgegensteht. Selbst die Unterschiede zwischen den germanischen und romanischen Völkern des Festlandes, so auffallend sie sind, verschwinden angesichts der knorrigen englischen Sonderart. Wer von Deutschland nach Frankreich oder selbst nach Italien geht, findet im Grunde dieselben Sitten und Gebräuche, dieselben Staatseinrichtungen, dieselbe gesellschaftliche und Lebensauffassung. In England dagegen stößt er jeden Augenblick auf Sondergestaltungen auf jedem Gebiet.

[1]) Teil der Einleitung zu dem demnächst erscheinenden Werke des Verfassers „Das englische Haus" (Berlin, Ernst Wasmuth).

Rein äußerlich betrachtet, prägt sich diese Eigenart in nichts so auffallend aus, als in der Art des Wohnens. England ist das einzige Kulturland, welches trotz aller Wandlungen in politischer, gesellschaftlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht, die die europäische Kulturwelt in den letzten hundertundfünfzig Jahren durchgemacht hat, bis heute grundsätzlich am Wohnen im Einzelhause festgehalten hat. Brachten diese Wandlungen auf dem Festlande jenen Massenzuzug nach den Städten und die Einkasernung der Menschen in die Stockwerke riesiger Häuserblöcke mit sich, so vermochten sie in England, wo die industrielle Entwicklung noch dazu schon um so viel früher eingesetzt hatte, die angeborene Liebe zum ländlichen Leben kaum zu erschüttern, im Gegenteil, die notwendig gewordene Beschäftigung in der Stadt schien sie nur zu verstärken. Der Reichtum, der dem Lande aus der neuen Ordnung der Dinge, aus Handel, Großgewerbe, aus der kolonialen Erschließung mächtiger Ländergebiete zufloß, er schuf keine glänzenden Großstadtbilder wie in den kontinentalen Ländern, sondern er floß aufs Land in die Wohnstätten der einzelnen, diese zu kleinen Welten für sich ausbildend und alle Bequemlichkeiten des Lebens in ihnen ansammelnd und vereinigend. So kommt es, daß das britische Inselreich, wenn man von dem durch seine herrliche Lage begünstigten Edinburg absieht, keine eigentliche Großstadt im kontinentalen Sinne hervorgebracht hat, daß selbst London nichts anderes als ein ungeheueres Dorf geblieben ist, eine plan- und ziellose Massenansammlung von Häusern, ohne nennenswerte Straßen, Plätze und öffentliche Gebäude. Wie die Verhältnisse in England liegen, kann man mit Recht behaupten, daß dem angelsächsischen Volksstamme die Fähigkeit, Städte zu bilden, versagt geblieben ist, womit sich von neuem ein bekannter Grundzug seines Charakters kund gibt: das mangelnde Vermögen, das einzelne und eigene dem ganzen unterzuordnen. Diesen Mangel führt aber vorzugsweise die ungemein entwickelte Selbständigkeit der Einzelperson herbei, und so erscheint auch dieser Mangel, wie es so oft der Fall ist, nur als eine Folgeerscheinung von allzu einseitig entwickelten Vorzügen.

Mit dem stark ausgeprägten Persönlichkeitsgefühl des einzelnen hängt auch die hohe Schätzung des eignen Hauses und Herdes zusammen, die sich die englische Bevölkerung bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Im Hause verkörpert sich für den Engländer der ganze Lebensinhalt. Hier, im Kreise seiner Familie sich selbst genügend und ohne wesentlichen Geselligkeitstrieb seinen besonderen Neigungen beinahe in Einsamkeit nachgehend, findet er sein Glück und seine wirkliche seelische Behaglichkeit. Äußere Vergnügungen, das Treiben in der großstädtischen

Straße, der Aufenthalt im Bier- und Kaffeehaus sind ihm eher verhaßt und er hat für sie ganz und gar kein Verständnis. Dies ist, nebenbei bemerkt, der Grund für die von jedem Festländer empfundene öde Langeweile englischer Städte, für das hastige, rein geschäftliche Treiben auf den städtischen Straßen, die Abwesenheit von einladenden Stätten für Trunk und Rast, die auf dem Festlande in so hoher Ausbildung vorhanden sind. Der Engländer eilt nur in die Stadt, um Geschäfte zu erledigen. Am Abend kehrt er eilig in den Kreis seiner Familie zurück und scheut selbst eine Eisenbahnfahrt bis zu einer Stunde nicht, um möglichst fern von dem großstädtischen Getriebe seine, wenn auch spärlich bemessenen Mußestunden verbringen zu können. Man „wohnt" in England nicht in der Stadt, man hält sich nur da auf. Abweichend von allen Ländern der Welt war bisher selbst die englische landesherrliche Residenz nicht in der Hauptstadt, sondern weitab im Lande gelegen, und der königliche Stadtpalast ist auch jetzt noch nur ein Absteigequartier. Der gesamte Adel, jeder wohlhabende Bürger wohnt auf dem Lande in seinem wohleingerichteten und meist in trefflicher Naturumgebung, aber in einsamer Entfernung gelegenen Landsitze, der sich in vielen Fällen bis zu königlichem Maßstabe erhebt. In der Hauptstadt besitzt er ein kleineres Stadthaus, in dem er bei Besuchen absteigt und in der Gesellschaftszeit (der sogenannten Season, d. h. in den Frühlingsmonaten) auch auf kurze Zeit wohnt. Wen seine tägliche Beschäftigung in die Stadt führt, der sucht sich seinen Wohnort in einer möglichst fernen Vorstadt, die sich noch ein ländliches Gepräge bewahrt hat und scheut die Opfer nicht, die sich daraus ergeben. Wer aber notwendigerweise in der Stadt wohnen muß, der mietet sich wenigstens, entweder für die Sommermonate oder für das ganze Jahr, in irgend einem schön gelegenen Dorfe ein Bauernhaus, in welchem er regelmäßig die Zeit von Sonnabend bis Montag verbringt und wo er in der warmen Jahreszeit seine Familie überhaupt wohnen läßt. Alles läßt die Flucht aus der Großstadt erkennen, und den instinktiven Drang jedes einzelnen, seinen unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur aufrechtzuerhalten und nirgends anders als in seinem eigenen Hause sein Lebensglück zu suchen.

Die Liebe des Engländers zu seinem Hause ist sprichwörtlich geworden. Eine Reihe allbekannter Ausdrücke, die sie bezeichnen, sind auch in den Sprachschatz der kontinentalen Völker übergegangen[2]) und die englische Bezeichnung für das, was der Engländer in seinem Hause

[2]) Z. B. Home, sweet home, die Verszeile aus dem bekannten Volksliede, ferner „My house is my castle", „East and West, home is best" und viele andere.

besonders zu verwirklichen sucht, nämlich Komfort, wird bei uns allgemein in der englischen Form zitiert, weil es sich in seinem besondern Sinne ebensoschwer in einer fremden Sprache wiedergeben läßt, wie unser deutsches Wort Gemütlichkeit. Rein äußerlich prägt sich diese Liebe fürs Haus auch noch in einem andern Umstande aus, der uns in England sogleich auffällt: in der Sitte, dem Hause einen Namen zu geben. Sie ist so allgemein, daß nur wenige Hausbesitzer es bei der bloßen Hausnummer belassen. Die Hausnummer ist ja an und für sich kürzer und praktischer, aber sie schließt doch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Haus in sich, während die Namengebung sicherlich aus einer besonderen Wertschätzung entspringt.

Wie sich alle Eigentümlichkeiten eines Volkes aus zwei Grundursachen, der stammlichen Veranlagung und den klimatischen Einflüssen des Wohnorts erklären lassen, so wäre es auch nicht schwer, einen Zusammenhang zwischen der Vorliebe für das Wohnen im Einzelhause, die sich an der angelsächsischen Rasse bemerken läßt, und diesen zwei treibenden Bildungskräften zu finden. Dabei ist es freilich nicht leicht zu unterscheiden, welche der jetzigen Eigentümlichkeiten mitgebracht und welche erst durch den Wohnort und dessen besondere Bedingungen erworben worden sind. Ganz allgemein läßt sich wohl sagen, daß die angelsächsische Rasse im Verlauf ihrer ganzen Entwicklung in England die eine als Grundzug zu betrachtende Eigenschaft gezeigt hat: ein stark ausgesprochenes Selbständigkeitsgefühl und damit in Verbindung stehend, einen großen Drang nach Unabhängigkeit. Beide stehen in inniger Beziehung zu der Sitte des Wohnens im Einzelhause, die übrigens auf das eigentliche England, das heißt den im wesentlichen von angelsächsischer Bevölkerung bewohnten Landesteil beschränkt ist, da sowohl in Schottland als in Irland die Stockwerkwohnung überwiegt. Das englische Unabhängigkeitsgefühl führte beispielsweise zu der außerordentlich frühen politischen Selbständigkeit, die England auszeichnet, es ist die Erklärung für die vielen kirchlichen Abspaltungen in England, es liefert überhaupt den Schlüssel für viele uns auffallende Eigenschaften des Engländers: sein (freilich nur zu häufig zur Selbstbewunderung entwickeltes) Selbstbewußtsein, seine Sicherheit im äußeren Auftreten, die Hartnäckigkeit und Unverfrorenheit, mit der er seine Pläne durchzusetzen sucht, seinen Wirklichkeitssinn und damit im Zusammenhang stehend seine Abneigung gegen abgezogene Denkarbeit und rein wissenschaftliches Forschen. Auf der andern Seite aber erklärt es eben auch jenen instinktiven Trieb, im eigenen Hause sein eigner Herr zu sein, hier recht eigentlich

sich voll ausleben zu können und hier das höchste Maß persönlicher Freiheit zu genießen, das unsere Gesellschaftsordnung gewähren kann. Diesem Trieb kommt passend zu Hülfe der entschieden konservative Sinn der Rasse, der den Reiz der Abwechslung kaum zu kennen scheint und in bezug auf das Wohnen jede Veränderung, wie sie unser Stockwerkwohnungswesen von selbst und nur zu häufig mit sich bringt, doppelt störend empfindet. Eine verhältnismäßig sehr große Anspruchslosigkeit an das äußere Leben, die dem Volke mitten in seinem großen Wohlstande ein gewisses bäuerliches Gepräge bis auf den heutigen Tag erhalten hat, hilft noch mit, um das Landleben annehmbar zu machen, und der schon erwähnte ausgesprochene Mangel an Geselligkeitsdrang, der den Engländer so sehr in Gegensatz zu dem Festländer setzt, läßt in der Abgeschlossenheit eines einsamen Aufenthaltes nichts Anfechtbares finden.

Von rein klimatischen Einflüssen, die die Liebe zum Hause zu befördern geeignet sind, sind sicherlich die feuchte englische Luft und der ewig bedeckte Himmel als bedeutungsvoll anzuführen. Zwar gemäßigt und ohne hohe Grenzzahlen, ist das Klima doch unfreundlich, und die stets mit Feuchtigkeit gesättigte Luft übt einen drückenden Einfluß auf das Gemüt aus. In der Zurückgezogenheit des Zimmers, um das Kaminfeuer geschart, sucht die Familie Zuflucht und Behaglichkeit. Denn der Aufenthalt im Freien ist nicht einladend wie in südlichen Ländern, und die Natur verleitet nicht wie dort zum wegelagernden Müßiggang. Dagegen ruft der Druck auf das Gemüt entschieden eine Gegenwirkung hervor, die jeder, der in England gelebt hat, an sich selbst erfahren haben wird: das Verlangen nach körperlicher Bewegung. Die körperliche Bewegung allein hilft auf die Dauer über das Niederbeugende des englischen Klimas hinweg. Die seit alters her geübten, neuerdings zur wahren Leidenschaft ausgearteten Spiele im Freien, die Lust am Jagen, Fischen, Wandern, Radeln, lassen sich auf diese Weise leicht aus den klimatischen Verhältnissen des Landes ableiten. Das Klima verbietet den müßigen Aufenthalt auf der Straße selbst in der Stadt und würde jenes stundenlange Herumlungern auf der Piazza, dem sich die Südländer hingeben, ebenso unmöglich machen, wie das Schlendern des Pariser auf den Boulevards, selbst wenn der englische Charakter zu solchen Vergnügungen neigte. So drängt das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung in der freien Natur von selbst zum Wohnen auf dem Lande hin.

Zur Bevorzugung des Landlebens trägt indessen auch noch ein andrer Umstand bei, die Schönheit der englischen Natur. Der starke Feuchtigkeitsgehalt der Luft, verbunden mit der durch den Golfstrom ge-

milderten und infolge der insularen Natur des Landes sehr gleichmäßigen Temperatur, hat hier eine Üppigkeit des Pflanzenwuchses hervorgebracht dem kein kontinentales Land etwas ähnliches an die Seite setzen kann. Es kommt hinzu, daß die feuchte Luft das saftigste Grün ununterbrochen und bis spät in den Herbst hinein erhält und Staubablagerungen ebenso ausschließt, wie das frühe Verdorren der Blätter, das wir in den kontinentalen Ländern schon im Hochsommer erleben. Deshalb sieht eine englische Hecke, jedes englische Gärtchen vor der Hütte des Bauern stets so ungemein frisch und rein aus. Müssen die klimatischen Verhältnisse zu allen Zeiten der Natur eine große Anziehungskraft verliehen haben, so ist diese in der Gegenwart noch besonders gesteigert durch den Umstand, daß jetzt der Ackerbau immer weiter in den Hintergrund getreten und damit fast das ganze Land in eine weite Wiesenfläche verwandelt worden ist. Diese Wiesen prangen Sommer und Winter in gleich frischem Grün, und die auf ihnen verteilten Baumgruppen, teils einzeln, teils in Reihen angeordnet, prächtige satte Laubmassen entwickelnd, machen eigentlich das ganze Land zu einem einzigen mächtigen Parke. Von seiner Schönheit muß jeder hingerissen werden, der das Land betritt oder der diese Wiesenflächen auch nur mit der Eisenbahn durchkreuzt, noch mehr derjenige, der es zu Fuß oder Rad durchquert. Diese englische Wiesenlandschaft mit den saftigen Baumgruppen ist eins der eigenartigsten und lieblichsten Landschaftsbilder, die der Länderreisende erlebt, trotz des Mangels an Sonne, die nur selten den Wolkenschleier durchbricht; sie hält in ihrer Art den Vergleich mit der herrlichsten Gebirgslandschaft bevorzugter Länder aus. Und so scheint es bei ihrer Schönheit kaum verwunderlich, wenn sich zu den beiden natürlichen Bestandteilen der englischen Landschaft, Wiese und Baum, noch ein dritter von Menschenhand gelieferter gesellt, als Beweis für die der Natur entgegengebrachte menschliche Liebe: das Landhaus. Über das ganze Land sind große und kleine Landhäuser zerstreut, teils von weit in die Wiesenfelder herausreichenden Parks umschlossen, teils als bescheidenere, den bürgerlichen Bedürfnissen genügende Wohnhäuser in Kolonien zusammengeschart. Schmuck und frisch sitzen sie in der grünen Natur. Und im Verein mit dieser gartenähnlichen Landschaft spiegeln sie den Wohlstand des Landes wieder, die behagliche Lebensweise eines im engen Zusammenhang mit der Natur gebliebenen Volkes, dem der frische Landhauch, der über die Wiesenflächen weht, mehr gilt, als die Verfeinerung des gekünstelten Großstadtlebens. — Schon ein Blick auf eine englische Generalstabskarte kann uns über den merkwürdigen Charakter des Landes belehren; in

einzelnen Provinzen, wie in Surrey, Kent, Somerset, Cheshire, Derbyshire ist das Land nur eine einzige Folge von Landsitzen, deren Parks und Wiesengründe dicht aneinander grenzen.

In den Städten Englands ist das Einzelwohnhaus ebenfalls durchaus die Regel und jedes Haus hat einen, wenn auch noch so kleinen Garten. In einzelnen Teilen Londons sind Häuser um einen von den Bewohnern gemeinschaftlich zu benutzenden Garten gruppiert, der teils im Rücken der Häuser liegt, teils vor denselben und der dann den London eigentümlichen Square in Form eines Gartens bildet. Freilich haben die Anwohner, um in den Gärten zu gelangen, die Straße zu überschreiten. Der Nutzen dieser Gärten ist im ganzen mehr ein allgemeiner, als ein solcher für die Bewohner. Erst ganz neuerdings werden in London auch Miethäuser mit Stockwerkwohnungen gebaut. Aber diese Strömung wird nur von wenigen als ernst zu nehmend angesehen, sie trägt im ganzen nur den Charakter einer vorübergehenden Mode oder dient doch lediglich besondern Umständen. Sollte die Sitte aber, was vorderhand unwahrscheinlich ist, zu allgemeinerer Bedeutung gelangen, so wäre darin nur das Zeichen eines wirtschaftlichen Rückganges und, was noch schlimmer wäre, das Verlieren einer der besten Seiten des englischen Volkstums zu erblicken.

Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Wohnen im Einzelhause in jeder Beziehung die höhere Lebensform ist. In ihm liegen vor allem Werte ethischer Natur verborgen, die geradezu unschätzbar sind. Wie eine höhere Bestimmung den Menschen zur Gründung einer Familie treibt, so ist ihm auch unbedingt ein Trieb eingeboren, für sich und die Seinen eine dauernde Stätte der Unterkunft zu schaffen, sein eigenes kleines Reich zu gründen, in dem er herrschen, sich ausbreiten und entfalten kann. Dieser natürliche Trieb bewegt den Menschen jeder Kulturstufe, er ist die Wurzel der menschlichen Gesellschaftsordnung, die Grundlage jeder Kultur und jeder höheren moralischen Entwicklung der Menschheit. Es hat auch stets für den Menschen, auch wenn er sich in den bescheidensten Verhältnissen bewegte, zu den Selbstverständlichkeiten gehört, sein eigenes Haus zu haben, und erst die großstädtischen Verhältnisse in ihrer ganzen Unnatürlichkeit konnten diese Sachlage verändern. Sollte daher der jetzige Mensch mit allen seinen vermeintlichen Kulturerrungenschaften nicht mehr in der Lage sein, sich ein Haus zu bauen, sollten dies die heutigen wirtschaftlichen Bedingungen nicht mehr zulassen, so wäre damit das Urteil über eine Zeit gesprochen, die sich der unerhörtesten Fortschritte rühmt und dabei nicht in der Lage ist, die einfachsten menschlichen An-

rechte zu erfüllen. Denn es ist unmöglich, von der heutigen großstädtischen Etage zu verlangen, daß sie für alle die moralischen und ethischen Werte Ersatz bietet, die dem Einzelhause, dem Stammhause der Familie, anhaften. Eine Unterkunft, die uns im nächsten Vierteljahre gekündigt werden kann, kann unser häusliches Interesse kaum ernsthaft fesseln. Wir nehmen sie gleichgültig hin wie ein Hotelzimmer. Jene ruhige Sicherheit „in unsern vier Pfählen", jenes Gefühl des Friedens und des aus ihm entspringenden, als unsre Lebensaufgabe zu betrachtenden Versuchs des Ausbaues unserer Persönlichkeit, der Entfaltung aller uns von der Natur mitgegebenen Gaben kann in dem Nomadenleben der großstädtischen Umzüge sich kaum einfinden. Wie die Großstadt selbst, so führt im engeren Sinne ihr Wohnungswesen zur Unstätmachung, Zerstreuung, Verflachung der menschlichen Gesellschaft.

Die Etagenwohnung kann nur als ein Notersatz für das Wohnen im Einzelhause angesehen werden und jede wirtschaftliche Verbesserung, die ein Volk erfährt, muß den Bruchteil derer, die wieder in ihrem eignen Hause leben wollen, vermehren, ein Vorgang, der sich ja jetzt auch in dem wirtschaftlich rasch auflebenden Deutschland zu vollziehen beginnt. Jedes tiefer angelegte Gemüt seufzt unter dem Drucke großstädtischer Einkasernung. Wer das Glück gehabt hat, im elterlichen Eigenhause aufzuwachsen, wer den ganzen Schatz von Erinnerungen, von poetischen Gemütseinwirkungen noch in sich trägt, der sich im Familienhause alten Schlages im Kinderherzen angesammelt hat, der kann sich gar nicht vorstellen, wie gähnend leer es in der Seele eines Großstadtkindes aussehen muß, das in dieser Zeit durch fünf oder sechs Mietswohnungen geschleppt worden ist. Die wirtschaftlichen und großgewerblichen Umwälzungen, denen die heutige Welt unterliegt, zusammen mit den lockenden Zerstreuungen der Großstadt, treiben täglich ganze Haufen von Menschen der Großstadthetäre in die Arme. Dabei ist der Wert dessen, was sie gegen die besessenen, zwar bescheideneren, aber edleren Lebensgüter eintauschen, von einem höheren volkswirtschaftlichen Standpunkte aus mehr als zweifelhaft. Der unwägbare Vorrat an Volkskraft, der in der glücklichen Stille kräftigenden Landlebens durch Generationen erworben wurde, wird im Strudel der Großstadt nur zu bald aufgezehrt. Es dauert das Leben eines einzigen Geschlechts, und aus der knorrigen Bauernbevölkerung ist charakterloses Großstadtvolk geworden. In den höheren Gesellschaftskreisen hat die großstädtische Inzucht keineswegs bessere Ergebnisse aufzuweisen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die große Mehrzahl der Männer, die als Kulturförderer eine Rolle spielen, aus der Land-

oder Kleinstadtbevölkerung hervorgehen und daß die Großstadt geistig gar nicht bestehen könnte ohne den beständigen frischen Zuzug aus dieser Quelle. „Unser Landvolk", sagte Goethe, „ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen." Übt die Großstadt schon an sich einen verflachenden Einfluß aus, so kann dieser Einfluß durch das Aufwachsen der Jugend in der großstädtischen Etagenwohnung nur noch befördert werden, weil sie den Menschen ebenso unnatürlich von der Welt, in die er gesetzt ist, abschließt, wie der Käfig das in Freiheit lebende Tier.

Das Wertvollste, was beim Wohnen im Einzelhause zu gewinnen ist, ist dieser nähere Zusammenhang mit der Natur, in der man körperlich und geistig gesünder leben kann. Selbst das städtische Einzelhaus hat in dieser Beziehung noch Vorzüge vor der Etagenwohnung. Es hat doch wenigstens eine Beziehung zum Grund und Boden und es erleichtert die Verbindung mit der freien Luft. Hat es nun noch einen Garten, so ist der Zusammenhang mit der Natur überhaupt schon gewahrt, es kann nicht ausbleiben, daß der Besitzer und besonders das aufwachsende Geschlecht ein gewisses Interesse an ihr nimmt und so ein Mittel hat, dem traurigen Schicksale, das nach Bismarcks Wort dem Städter zufällt, zwischen Häusern, Pflastersteinen und Papier aufzuwachsen, zu entgehen. Hierbei ist noch ganz abgesehen von dem größeren Ellenbogenraume, den der Einzelhausbewohner vermöge seiner Verbindung mit der Außenwelt auch dann noch hat, wenn er kleinere Räume bewohnt als sie die prunkenden Großstadtetage bietet.

Und nicht zuletzt ist mit ihr ein anderer Nachteil unzertrennlich verknüpft, der gerade jetzt von der äußersten Bedeutung ist, wo man von der Wiedererweckung einer künstlerischen Kultur soviel redet — und in der Tat würde durch eine solche ein im Strudel der Neuzeit versunkener Grundpfeiler menschlicher Glückseligkeit wieder neu aufgebaut werden. Wo will man die Kunst des einzelnen anders gründen als in seinem Hause? Kann man sich vorstellen, daß dieser Vorgang in der heutigen großstädtischen, mit dem Parvenugeschmack des Bauunternehmers behafteten Etage möglich wäre? Es ist unerklärlich, aber für den Tiefstand unserer heutigen Kultur bezeichnend, daß es Menschen mit auch nur elementar entwickeltem Kunstempfinden in dieser protzig-schäbigen Umgebung überhaupt aushalten können. Und doch tun sie das nicht nur, sondern fühlen sich wohl darin. Da muß etwas in dem Begriff Bildung in Unordnung geraten sein, denn zu diesem Begriff hat zu allen Zeiten auch der heute mangelnde Anteil an ästhetischem Takt gehört. Alle jene Bewohner der

Protzen-Etagen würden es mit Entrüstung von sich weisen, wenn man dieserhalb an ihrer Bildung zweifeln wollte. — Man muß sich bei unsern heutigen Kunstbestrebungen in einem klar bleiben: eine künstlerische Kultur kann nur bei dem einzelnen beginnen und dieser einzelne kann seinen Kunstsinn nur in der Gestaltung seiner nächsten Umgebung, in seinen Wohnräumen und seinem Hause betätigen, wenn wir von ihm irgend welches Interesse an den uns am Herzen liegenden allgemeinen Kunstfragen voraussetzen wollen. Durch kunstgeschichtliches Studium, Stillehre, Besuch von Museen und sonstige neuerfundene Surrogatmittel für Kunstpflege werden wir dieses Ziel nicht erreichen. Kommt unsre heutige Gesellschaft nicht dahin, persönlich künstlerisch zu denken, so wird ihr alles Kunstwissen nichts helfen, sie wird ebenso unkünstlerisch bleiben, wie etwa der Unmusikalische, der sich durch das Studium der Musikgeschichte musikalisch machen will.

Es ist offenbar, daß hier nur das eigne Haus den Grund für unsre jetzt so viel befürwortete künstlerische Erziehung des Volkes abgeben kann. Das eigene oder gar selbstgebaute Haus nötigt von selbst zur Ausgestaltung und führt so unmittelbar in das Gebiet der künstlerischen Selbstbetätigung hinein. Von hier aus wird jeder den Schlüssel für die außerhalb getriebene Kunst mitbringen und wenigstens die Möglichkeit erwerben, sich dem Verständnis der Künstlerkunst unsrer Tage zu nähern. Denn er ist jetzt selbst ein Stück Künstler, was in natürlichen Verhältnissen jeder einzelne stets war, so lange nämlich das dafür vorhandene geistige Organ noch nicht der Verkrüppelung überlassen worden war. An der heutigen, mit verkrüppeltem Kunstorgan behafteten Gesellschaft ist vielleicht nichts bezeichnender, als die vollkommene Unfähigkeit, irgend ein Verhältnis zur Architektur zu gewinnen. Malerei und Bildhauerei interessieren ja wenigstens durch die Anekdote, die Architektur bleibt aber ganz unverständlich. Soll man nicht aus den zerrissenen Fäden des Verständnisses für Baukunst auf einen Zusammenhang mit dem verloren gegangenen Sinne für das Familienhaus schließen? Sicherlich würde die wieder zur Geltung gelangende häusliche Baukunst eine Brücke bilden, auch die allgemeinen Architekturfragen dem Volke wieder näher zu bringen. Ganz unbedingt nötig ist aber die Wiederbelebung des Interesses am Wohnhause für das volle Gedeihen der heute im Aufschwung begriffenen angewandten Künste. Nur im Hause kann deren Hort gesucht werden, nur die Ausgestaltung der Wohnung und des Hauses kann überhaupt das Ziel jeder kunstgewerblichen Bewegung sein.

Meine erste Forschungsreise.

Von

Joachim Graf von Pfeil.

(Schluß.)

Gleich nach vollzogenem Abstieg vom Gebirge hatte ich Boten an den König Umbandin gesandt, um ihm meine Ankunft anzuzeigen. Er ließ sagen, daß er mich auffordern lassen werde, ihn zu besuchen. Das bedeutete, daß er bestimmen werde, wenn es ihm genehm sei, mich zu empfangen, um Geschenke von mir entgegenzunehmen für die Erlaubnis, in seinem Lande reisen und jagen zu dürfen. Bald erschienen zwei hochgewachsene Kaffernjünglinge, die, gehoben von dem Bewußtsein, ihren König zu vertreten, sich möglichst unverschämt betrugen. Sie begingen grobe Verstöße gegen die ausgebildete Kaffernetikette, indem sie die selbst unter Leuten geringen Standes unerläßlichen Höflichkeitspartikel der Sprache ausließen, sie bettelten um jeden Gegenstand, auf den ihr Auge fiel, und legten Nichtgewährung als Nichtachtung für berechtigte Forderungen ihres Königs aus. Bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit bezeichneten sie sich als Bantwana 'inkosi, d. h. als Verwandte des Herrschers, während sie sich nach den Gesetzen kaffrischer Höflichkeit höchst ungebührlich aufführten. Dieses Benehmen erlangte erst ein Ende, als der unverschämteste der beiden die Erfahrung machte, daß ich ihm an Muskelkraft weit überlegen war und die Drohung aussprach, daß wenn sie sich nicht betrügen, wie es sich als Königsbote gehöre, ich in ihrer Gesellschaft überhaupt nicht zum König reiten würde. Ich würde dann sorgen, daß er erführe, wer die Schuld trage, wenn er seine Geschenke spät oder gar nicht erhalte. Diese Drohung enthielt für die beiden ein nicht zu unterschätzendes Moment der Lebensgefahr, verfehlte daher nicht seine Wirkung. Geschah es nämlich, daß durch das Verhalten seiner Boten der König um ein von ihm vielleicht sehnsüchtig erwartetes Geschenk kam, so konnte es sich ereignen, daß er seinen Unmut über den entgangenen Vermögenszuwachs an seinen Boten rächte, indem er sie als Minderer seines königlichen Ansehens umbringen ließ.

Über den zeitweiligen Aufentshaltsort des Königs hatten sich dessen Abgesandte nicht geäußert; ich nahm daher an, daß er in seinem größten Kraal Ludidin weile. Dorthin machte ich mich meiner Meinung nach mit meinen jetzt sich anständig betragenden Führern auf den Weg. Obwohl die Entfernung nach dem mir unbekannten Orte nach den Schilderungen zuverlässiger Leute höchstens drei bis vier Stunden Reitens betragen konnte, verrann doch Stunde

auf Stunde, ohne daß wir in die Nähe irgend eines größeren Kraales gelangt wären. Die Nacht brach herein und noch immer trabten wir durch das wenig gegliederte Gelände. Links von uns in nicht allzuweiter, vielleicht nur wenige Kilometer betragender Entfernung ragte ein hoher steiler Berg mit uns zugekehrtem Steilabfall, und ich hatte während unseres Rittes wahrnehmen können, daß sein Gipfel von vertrockneten Holzmassen, die sich aus der Ferne wie ein einzelner abgestorbener Baustamm präsentierten, gekrönt wurde. Aus welchen Ursachen dieses Holz jetzt Feuer fing, ob ein fast erloschener Grasbrand zum letzten Auflodern gelangte, ob es zu Signalzwecken von Eingeborenen angesteckt wurde, ob Hirtenjungen sich ein Wachtfeuer entzündeten, ist an sich gleichgültig. Der Holzvorrat begann plötzlich hoch aufzuflammen, züngelnde Lohe schlug zum Himmel empor. Da die Nacht sich durch vollständige Windstille auszeichnete, fehlte jede Rauchentwicklung und die Flamme, einer riesigen Fackel gleichend, vermochte in weitem Umkreise die Gegend zu erleuchten. In prachtvollem Glanze durchstrahlte sie die blaue Nacht. Im nahen Flusse blitzte ihr schwankender Wiederschein, nach allen Seiten hin- und hergeworfen von der Oberfläche der spiegelnden nimmer rastenden Wellen. Die Grasebene schimmerte silbern wie im Mondenstrahle, weithin deutlich erkennbar wand sich der Weg vor unseren Füßen. Auch der ferne Wald lag wie mit leichtem Lichthauche überflutet, nur sein der Lichtquelle abgekehrter Rand schien schwärzer als man ihn sonst selbst des Nachts wahrzunehmen pflegt. Gespenstisch über den Boden huschend begleiteten den raschen Trab unserer Pferde dunkle Schattenfiguren, in deren schwankenden Umrissen wir unsere eigenen Gestalten wiederzuerkennen vermochten. Wunderbar poetisch mutete mich die märchenhafte Beleuchtung an, ganz geeignet, mich in bezug auf den Empfang bei dem mit der Legende umwobenen schwarzen König in erwartungsvolle Stimmung zu versetzen. Der Länge des Weges vermochte ich nicht weiter zu achten, die Sorge für die Packpferde mochte mein Junge eine Weile tragen, das Geplauder meiner Begleiter, vorher zeitkürzend, störte mich jetzt in der Betrachtung des flammenden Berges, fasziniert blickte ich in das lohende Licht der flackernden Fackel und studierte die wunderbaren Reflexe in denen die stille Natur deren Glanz dankbar zurückgab. Groß mußte der Holzvorrat sein, an dem die Flamme zehrte, denn eine lange Wegstrecke ermüdete meine Pferde, ohne daß ihr Glanz eine Minderung erfuhr. Als endlich kürzer die Flamme gen Himmel schlug, rötlicher ihr Schimmer wurde, sie selbst zwar noch erkennbar den Berggipfel zierte, ihr Licht aber nicht mehr hinreichte, Helligkeit auf unseren Weg zu streuen, da sah ich im Dunklen einen riesigen Komplex schattenhafter Kaffernhütten vor mir liegen: es war Unodwengu, die zweite, weiter nach Norden und in der Nähe des Gebirges gelegene Residenz des Königs Umbandin.

Meine Begleiter sprangen von den Pferden und bedeuteten mich ein gleiches zu tun. Ich hieß meinen Jungen die Wartung der Pferde übernehmen, gab aber dann meinem nunmehr über den langen Ritt erwachten Unmut Ausdruck

durch die ärgerliche Frage, warum mich der König nicht in seiner viel näheren Residenz Ludidin empfangen habe. Ich erhielt aber nur die ausweichende Antwort, er habe es so beliebt.

Trotz der späten Stunde wurde ich sofort zur Hütte des Königs geführt. Diese unterschied sich äußerlich nur unwesentlich von den Hütten gewöhnlicher Kaffern, ihr Eingang war genau so niedrig wie bei jenen, und auch seine schwarze Majestät mußte sich auf den Bauch legen, um sein Haus betreten, resp. bekriechen zu können. Um den Eingang war allerdings eine Art Schirm gezogen, entweder als Windschutz, oder um neugierige und unbefugte Blicke zu verhindern, in das Innere der Hütte einzudringen. Dieses war ebenfalls ganz wie das gewöhnlicher Hütten konstruiert, allerdings unter Aufwendung aller nur erdenklichen Sorgfalt. Die das Gerippe des bienenkorbartigen Geflechtes bildenden Stäbe waren mit einer grabezu künstlerischen Gleichmäßigkeit gezogen, so daß sie bei ihren Kreuzungsstellen arabeskenartige Figuren bildeten. Ebensoviel Sorgfalt in der Behandlung und Auflegung zeigte das zur Bedeckung verwandte Gras. Nur ausgesuchte lange Tambutistauden waren zur Verwendung gelangt, von denen jeder Halm neben den anderen sich lagerte, nirgends hatte man die geringste Verwirrung des Grases gestattet; wie glatt gekämmtes Haar lag es auf dem in schöner Zeichnung sich von ihm abhebenden Untergestell. Ein einziger fast polierter, jedenfalls höchst sorgfältig geglätteter Pfahl stützte den Mittelpunkt der Wölbung, der Estrich war tiefschwarz und von tadelloser Politur, fast konnte man sich darin spiegeln. Der Raum war kreisrund, da er das ganze Haus einnahm. Rings umher an der Wand saßen eine Anzahl schon bejahrter Kaffern, vermutlich einige Große des Landes. Ihre Stellung war die halb hockende, halb knieende, welche dem Kaffer eigen ist und von Europäern so schwer gelernt werden kann, alle waren in bunte Decken gehüllt, durch welche außer dem Kopf ihre Gestalten gänzlich verborgen wurden. Rechts vom Eingange auf einem Haufen aufgestapelter Decken lag ein riesig großer Mann von gewaltigem Körperumfange und verhältnismäßig heller Farbe, sein Alter schien schwer zu bestimmen, konnte jedoch dreißig nur wenig überschritten haben. Er war vollständig nackend, nur ein höchst kunstvoll aus Elfenbein gearbeiteter Ncweto zierte seine Person. Auf dem Haupte trug er den Sicoco, den bekannten in tiefer Schwärze glänzenden polierten Ring aus einer Guttapercha ähnlichen Masse. Hinter ihm standen zwei Mädchen, die brennende Stengel des stärksten Tambutigrases in den Händen hielten um dem Herrscher Licht zu spenden. Sobald ein Stengel abgebrannt war, wurde ein neuer entzündet, so daß es niemals an Beleuchtung gebrach. Vor dem Lager des Königs stand ein Gefäß aus einem ausgehöhlten Kürbis, eine Kalebasse, angefüllt mit köstlichem Kafferbier, von dem er während der Unterredung gelegentlich einen Schluck zu sich nahm. Sobald er irgend eine Bemerkung gemacht hatte, erscholl rings umher der Beifall der Zuhörer, der sich unabänderlich in den Worten jebo Baba, jebo baba, ja mein Vater, kund tat. Die Sitten waren fast genau dieselben,

die ich schon bei dem noch größeren, aber von Europäern öfter besuchten Zuluhäuptling Cetwayo beobachtet hatte. Es mangelte ihnen hier vielleicht ein wenig das steife Zeremoniell, mit welchem jener mächtige Herrscher sich zu umgeben pflegte. Guter Sitte entsprechend setzte ich mich alsbald auf die Erde; es wäre unschicklich gewesen, mit dem König stehend zu reden. Dieser reichte mir eine äußerst wohlgepflegte kleine Hand von tadelloser Schönheit. Die Finger lang und spitz, die Nägel peinlich sauber und sehr lang, die Handflächen hell und zart: man sah ihnen an, daß sie oft mit poröfem Stein gescheuert wurden, die Art, wie der elegante Kaffer die ihm fehlenden Bürsten und wohlriechenden Seifen unserer sich pflegenden Kulturmenschen ersetzt. Sein Gesicht war rund und fett, es verriet weder die dem König nachgesagte Grausamkeit, aber auch nicht die von ihm gerühmte Intelligenz. Jedenfalls hatte ich schon weit schönere, ja äußerlich vornehmere Kaffern als ihn gesehen. Er begrüßte mich mit der Frage „Uyakuna kusingela na“? Du willst Jagen? Ich bejahte die Frage und fügte sogleich die Bitte hinzu, mir die Erlaubnis dazu zu erteilen. Das sich darauf entwickelnde Gespräch gab mir Gelegenheit anzubringen, daß ich gehört habe, er sei selbst ein großer Jäger, dem es namentlich Spaß mache, mit Hunden zu hetzen, er möge denn das von mir gebrachte Geschenk annehmen, welches ich jetzt sofort von meinem Jungen herbeiholen hieß. Es bestand in einem auffallend schönen aber sonst unbrauchbaren Känguruhund, den ich einst als kleines Tierchen geschenkt erhielt, mit dem ich mich aber seiner Untauglichkeit wegen nie allzusehr befreundet hatte. Der König streichelte das glatte Fell des riesigen Tieres, dessen Windhundgestalt ihm sichtlich zu behagen schien. Iyaguazi kukitshima na? frug er. Kann er schnell laufen? „Kakulu“! ungeheuer, erwiderte ich und der König schien befriedigt. Unsere Unterhaltung dauerte wegen der schon fortgeschrittenen Nacht nicht mehr lange; ich verabschiedete mich, um schlafen zu gehen. Aus einer Hütte wurden schnell deren Bewohner vertrieben und in dieser einfachen aber praktischen Weise Raum für mich und meinen Jungen geschaffen. Jetzt begann aber die erste Enttäuschung. Ich hatte bislang schon mit verschiedenen hervorragenden Kafferkönigen zu tun gehabt, nie hatte es ihrer einer an mehr oder minder großartiger Gastfreundschaft fehlen lassen. Cetwayo sandte mir einst seinen Beauftragten in das Haus, um mir „ein Brot“ in Gestalt von 3 großen, fetten Schlachtochsen zu überreichen. Umbandin ließ es an jeder Bewirtung fehlen und erst auf meine ziemlich kräftige Aufforderung hin wurde mir auf einem aus Gras geflochtenen Teller ein Stück zähes Fleisch gebracht. Mit Licht wurde ich überhaupt nicht versehen. Ich war darob nicht wenig ungehalten und beabsichtigte am nächsten Tage ohne Auspackung der weiteren mitgeführten Geschenke die Rückreise anzutreten. Am Morgen klagte mir indessen mein Junge, daß man ihm die Pferde, ohne ihn zu fragen, zusammen mit denen des Königs auf die Weide getrieben habe und daß er nicht wisse, wo sie seien. Das sah böse, beinahe nach Gefangenschaft aus, deren Grund ich mir nicht zu erklären vermochte.

Vor der Hand war nichts weiter zu tun als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich wurde wieder zum König gerufen und erklärte diesem, daß ich außer dem Hunde ihm noch einen sehr schönen bequemen Lehnstuhl mitgebracht habe und daß das größte meiner Pferde für ihn bestimmt sei; ich hoffe, er werde diese herbeiholen lassen, damit ich ihm das seine gleich vorführen könne.

Diese Mitteilung schien den König freundlich zu stimmen, er verhieß Gewährung und schickte sich an, in dem vor ihm aufgestellten Stuhle Platz zu nehmen. Leider war der Stuhl nicht für ein Körpergewicht wie das seine berechnet, der Stuhl krachte bedenklich und der König erhob sich rasch, sichtlich unangenehm berührt, daß das Geschenk nicht seinen Erwartungen entsprach. Die Pferde wurden nicht herbeigeholt.

Inzwischen konnte ich wahrnehmen, daß Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit getroffen wurden. Boten rannten hin und her, große Menschenmengen strömten in der Umgebung des Kraals zusammen, Viehherden wurden umhergetrieben und strenger Musterung unterworfen; es galt natürlich, die Schlachtstücke, ohne welche kein Kaffernfest gedacht werden kann, auszusuchen. Ich blieb stummer Zuschauer aller dieser Vorbereitungen, denn in dem entstandenen Trubel hatte niemand mehr Zeit, sich um mich zu kümmern oder dafür zu sorgen, daß meine Pferde von der Weide heimgebracht wurden. Auch meine Fragen, was denn das Fest zu bedeuten habe, wurden nur widerwillig beantwortet. Alles, was ich in Erfahrung bringen konnte, war, daß es eine außerordentlich wichtige Zeremonie darstelle, deren Anblick weißen Leuten überhaupt nicht gestattet sei. Es wurde derweilen Nachmittag. Als Mittagsmahlzeit hatte man mir wieder zähes Fleisch gesandt, dazu eine Kalebasse mit Kafferbier, welches von vielen Europäern gern genossen wird, mir aber immer ein höchst unangenehmes Getränk war. Meine Laune war mithin auf dem Gefrierpunkt angekommen. Gegen drei Uhr Nachmittag schienen die Vorbereitungen beendet, die anwesende Menschheit von vielen tausend Köpfen drängte nach dem in der Mitte des Dorfes gelegenen Viehkraal hin, und auch ich schloß mich an, mußte aber bemerken daß ich entgegen der sonst liebenswürdigen und gastfreien Art der Kaffern, überall mit feindlichen Blicken betrachtet wurde. Hin und wieder konnte ich die Äußerung hören „umlungu ukunani konalapa“? Was will der Weiße hier? Ich schritt auf den Kraal zu, in dessen Mitte sich der König befand. Als ich eintreten wollte, wurde ich ziemlich brüsk zurückgewiesen. Dieses Betragen stieß dem Faß meiner Geduld den Boden aus. Ich rief laut dem Könige zu, daß ich nicht gewohnt wäre, als Kaffer behandelt zu werden. Wenn er mich hier nicht haben wolle, solle er mir meine Pferde kommen lassen, ich sei nicht aus freien Stücken, sondern auf seinen Wunsch hierher gekommen, ich habe mithin das Recht, zu verlangen, daß ich als sein Gast behandelt würde. Er aber nähme wohl meine Geschenke, vergäße aber sogar für meine Verpflegung Sorge zu tragen, er raube mir die Bewegungsfreiheit und behandele mich eher wie einen Gefangenen denn als Gast. Ich hätte bei Cetwayo Besuch gemacht, dieser aber, ein mächtiger

König, wüßte seine Gäste anders zu bewirten als der kleine unbedeutende Dorfeigentümer von Zwasieland. Diese Erklärung war deutlich, und ich brauchte absichtlich das Geringschätzung ausdrückende Wort „Umfogazane“ zur Bezeichnung des Königs, um ihn im Vergleich mit Cetwayo herabzusetzen. Das war kühn, allein ich kannte meine Leute zu gut, um nicht zu wissen, daß der Vorwurf der Ungastlichkeit und der Vergleich mit dem großen Rivalen irgend einen Erfolg haben mußte. Dieser trat augenblicklich ein. Der König richtete sich hoch auf, streckte die Hand in der Richtung nach mir aus, wobei er die Worte ausrief „Sondela umlungu.“ Tritt näher weißer Mann. Damit war ich in den Augen der Menge rehabilitiert, und bereitwillig machten mir die schwarzen Menschen Platz, um mir den Eintritt in den großen Kraal zu gestatten. An der Seite des Königs nahm ich nun Platz und konnte den Verlauf des Festes in Ruhe und voller Deutlichkeit verfolgen.

Zunächst kam eine Belehrung von seiten des Königs, die ich wohl als eine Art Entschuldigung auffassen konnte, jedenfalls als solche gelten ließ. Das Fest werde „Intwala“ genannt, es bedeute die Feier der Einbringung der neuen Ernte, die binnen kurzem zu erwarten sei, werde zu verschiedenen Zeiten, immer aber im frühen Herbst gefeiert. Weiße Leute seien von der Teilnahme an der Feier ausgeschlossen, auch ich hätte eigentlich nicht dabei sein sollen, da ich aber einmal hier wäre, möge ich nur bleiben und zusehen. Aus dieser Äußerung ging mir zunächst hervor, daß die Absicht bestanden haben muß, mich in der mir zugewiesenen Hütte zu internieren. Wenn kein Europäer Zeuge des Festes sein durfte, was ihm bekannt sein mußte, so hätte er mich ja in der Zeit, in welcher es gefeiert wurde, nicht zu sich zu rufen brauchen. Das hatte er sich aber augenscheinlich nicht überlegt und war durch meine von ihm veranlaßte Anwesenheit nicht wenig in Verlegenheit versetzt worden. Nicht gewandt genug, um einer Unannehmlichkeit ein freundliches Gesicht abzugewinnen, hatte er mich seinen Leuten überlassen, in deren Verhalten sich natürlich der Mißmut ihres Herrn in vergrößertem Maßstabe wiederspiegelte. Um mich zu verhindern, mich, wenn ich meine Pferde erhielt, beritten unter die Zuschauer zu gesellen, hatte man den Versuch machen wollen, mir diese vorzuenthalten und mich während des Festes am Verlassen meiner Hütte zu hindern. Der Plan wurde durch meinen Appell an die Gastfreundschaft des Königs und meinen Vergleich mit Cetwayo vereitelt. Ich wurde von jetzt ab auch mit mehr Zuvorkommenheit, wenn auch lange nicht mit der von Cetwayo geübten Gastlichkeit behandelt.

In dem großen Kraal, in welchem ich neben dem Könige Platz genommen hatte, befand sich eine Anzahl schwarzer mächtiger Ochsen. Keiner unter acht Jahr alt, daher vollständig ausgewachsen, glänzend im Haar, Stücke, auf deren Besitz jeder Farmer, nicht nur ein Swazie-König stolz gewesen wäre. Längere Zeit dauerte die Besichtigung, die mit der Auswahl nicht des größten, sondern des in der Farbe schwärzesten Tieres abschloß. Dieses wurde jetzt von den anderen abgesondert, jene von einer Anzahl Jünglinge aus dem Kraal entfernt.

Auch der gewählte Ochse muß jetzt den Kraal verlassen, aber nur des Königs Hand darf ihn noch berühren oder ihm eine Direktive geben. Mit einem langen Stengel Tambutigrases bewehrt, tritt der König auf den Ochsen zu, ihn langsam vor sich her aus dem Kraale treibend. Sobald er den Ausgang erreicht hat, versetzt ihm der König einen leichten Schlag mit dem Grase, es ist die letzte Berührung, die ihm vor Beginn der Zeremonie zuteil wird, und sie kommt von des Königs Hand. Aus der Umgebung des Kraales sind alle Rinder entfernt worden, so daß der Ochse sich allein auf der Flur befindet. Verwundert schaut er umher und versucht eiligen Laufes den ihm bekannten Weidegründen wieder zuzustreben. Ein Vorsprung von etwa einem Kilometer wird ihm gelassen, dann stürzt sich eine Gruppe auch des letzten Kleidungs- oder Schmuckstückes entblößter Jünglinge auf seine Spur. Die folgende Szene ist so herrlich wie die nächsten scheußlich. Der Ochse erkennt bald das Bestreben seiner Verfolger, ihm den Weg zu verlegen, mit größter Anstrengung sucht er deren Reihen zu durchbrechen, um seine Gefährten auf der Weide zu erreichen und nicht in den Kraal zurückzukehren; ihn dorthin zu bringen ist aber das Bestreben, die Aufgabe seiner Verfolger.

Ohne den zum Viehtreiben gewöhnlich benutzten Stock, ohne jedwedes Hülfsmittel, nur durch ihre Gewandtheit müssen die Jünglinge ihren Zweck erreichen, und nichts geringes steht auf dem Spiele, denn fehlten sie in der Vollbringung ihrer Aufgabe, so könnte es ihnen, je nach der augenblicklichen Laune des Herrschers, das Leben kosten. Nicht gering ist daher auch die Aufregung unter der zuschauenden Menge, die genau weiß, daß, wenn der König grade in übler Stimmung ist, er leicht den Befehl geben kann, die Ungeschickten zu töten und Andere, Tauglichere mit der ehrenvollen Aufgabe zu betrauen. Die Jünglinge, und es werden natürlich nur die Besten ausgesucht, eilen in rasendem Laufe dem entweichenden Stier nach, die weiten Brustkörbe dehnen sich, um der Lunge zu gestatten, das größtmögliche Quantum Luft einzunehmen, die schlanken Taillen erscheinen noch schmaler als gewöhnlich. Mit zu den Schultern erhobenen, zu Fäusten geballten Händen, zurückgebogenem Kopfe, fliegen sie als gute Renner dahin. Jetzt erreichen sie den Stier, sofort vermindert sich die Geschwindigkeit des Laufes, an dessen Stelle tritt eine bewunderungswürdige Taktik. Die Gruppe der Verfolger teilt sich, nach zwei Seiten streben die Jünglinge auseinander im Versuche, das Tier zu umzingeln. Rasch ist das Manöver ausgeführt, die eben noch in heftigster Bewegung befindlichen Läufer schließen wieder auf, um im Halbkreise ihr Wild zu umgehen und es in gemessener Bewegung zur Rückkehr zu zwingen. Allein auch das Opfer ist auf seiner Hut. Mit erhobenem Schwanze und weit abstehenden Ohren steht es, um seine Angreifer zu mustern und den schwächsten Punkt in ihren Reihen zu erspähen. Mit unglaublicher Gewandtheit und dem starken Tiere fast nicht zuzutrauender Grazie macht es einen Seitensprung, um selbst seine Verfolger zu umgehen. Rasch werfen diese sich ihm entgegen, um ihre Zahl da zu konzentrieren, wo sonst die Umgehung vielleicht möglich sein könnte. Der Stier aber kennt auch seinen Vorteil. Gesenkten Hauptes, mit

drohendem Horne stürzt er sich auf die Jünglinge. Mitten in den vor ihm befindlichen Haufen richtet er seinen Stoß, und da ausweichen unmöglich erscheint, glaubt man, daß ihm nunmehr ein Leben zum Opfer fallen müsse. Allein die Jäger sind zu geübt, um der ihnen drohenden Gefahr zu erliegen. So dichtgedrängt die Schar noch eben erschien, mit leichten Sätzen stieben die herrlichen Gestalten auseinander, ohne sich weiter von ihrem Gegner zu entfernen, als nötige Vorsicht und stete Kampfbereitschaft gebieten. In kraftvoller Pose erwartet der kühnste der Jünglinge den Stier, den er an dem gesenkten Horn erfaßt, gelassen läßt er sich noch einige Fuß weit zur Seite schieben, wodurch er ihm die Flanke abgewinnt, dann versetzt er ihm mit der flachen Hand einen laut schallenden Schlag auf die Schulter. Beunruhigt und verwirrt weiß das starke Tier nicht, was ihm geschehen ist und kann es nicht hindern, daß der nächste der Verfolger, der dem ersten an Kühnheit nicht nachstehen will, ihm in rascher Folge einen ebensolchen Schlag auf die dampfenden Nüstern versetzt, während gleichzeitig zahlreiche weitere Schläge auf seine glatten Keulen fallen. Gereizt wendet der Stier zum Angriff in andere Richtung, dadurch den Zweck seiner Verfolger erfüllend. Diese umringen ihn jetzt von allen Seiten, ihrer einer erfaßt den Schwanz des Tieres, mittels dessen er es in eine solche Richtung zieht, daß sein Kopf dahin weist, wohin man verlangt, daß es gehe. Aufgeregt, jetzt nach dieser, dann nach jener Seite das mächtige Haupt zur Abwehr senkend, trabt es einher, laute Schläge auf seine rauchenden Flanken, sie sollen die Gewandtheit und Furchtlosigkeit des Schlägers beweisen, treiben es zur Eile an. Noch oft macht das erzürnte Thier Kehrt, um seine Verfolger abzuschütteln oder sie ernstlich anzugreifen, aber mit dem Erfolg wächst auch deren Mut. Als fast alle Jünglinge das Tier in dichtem Kreise umgeben, so daß es deren Bewegungen nicht alle überwachen, deren Reihe bei fehlendem Anlauf nicht durchbrechen kann, sehen wir, wie der schlankeste und kräftigste der jungen Leute, der schon von Anbeginn unsere Aufmerksamkeit zum Teil durch seine schöne Gestalt, teils durch seine Kraft und Grazie auf sich gezogen hat, dem Tiere die Hand auf den breiten Rücken stemmt, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit sich hinüberschwingt, den Satz mit lauten Zuruf begleitend. Tosender Beifall der Zuschauer belohnt ihn für die kühne Tat, und auch das gleichgültige Gesicht des Königs hellt merklich auf bei der Wahrnehmung, daß seine „Insizwas“, d. i. Jünglinge, Temperament mit kaltblütigem Mute verbinden. Der Stier ist jetzt bis zum Eingange des Kraals erfolgreich zurückgetrieben worden, hier entspinnt sich ein letzter heftiger Kampf, denn das Tier ahnt sein Schicksal. Brüllend faßt es seine Gegner an, und man kann sehen, daß auch diese vorsichtiger werden. Nur mit Mühe gelingt es oft noch durch einen hohen Sprung, dem Horne des Stieres zu entgehen, und haben wir bei der Antinousgleichen Gestalt des einen der Jünglinge Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Grazie zu bewundern, so erstaunt uns an dem herkulischen Bau des anderen die ungeheuere, prachtvoll zur Geltung kommende Entwicklung seiner Muskeln. die wir in voller Anstrengung sehen, wie er im Verein mit zahl-

reichen Kameraden das Horn des Stieres gefaßt hält, um ihn am Stoß zu hindern. Es ist ein ehrenhaftes Ringen. Gewandtheit und Überlegung gegen urwüchsige Kraft, und noch ist es völlig unentschieden, auf wessen Seite sich der Sieg neigen wird. Schon ist das Innere des Kraales erreicht, halb geschoben, halb selbst unbewußt in der Richtung dahin strebend, ist der Stier durch die Pforte gebracht worden. Wie ein Bienenschwarm hängen die jungen Leute, ein dunkler Knäuel an ihrem noch schwärzeren Gegner. Unter ihnen steigt Staub auf vom Stampfen ihrer Füße, über ihnen lagert eine Wolke heißen Dunstes, das Zeichen heftigen Kampfes. Noch hat die Gruppe nicht die Mitte des geräumigen Kraales erreicht, da begeht der Stier seinen ersten Fehler. Anstatt in der Bewegung zu bleiben und dadurch seine Feinde zu zwingen ihm zu folgen, bleibt er stehen, um durch eine letzte gewaltige Anstrengung seiner überlegenen Kraft Gelegenheit zur vollen Entfaltung zu geben. Man sieht wie er sich nach rückwärts senkt, es folgt ein furchtbarer Prall nach vorwärts, ein plötzliches Emporschleudern des gehörnten Hauptes, ein gewaltiges Schütteln des dunklen Körpers. Die vordersten der Jünglinge fallen von solcher Kraft überwältigt zu Boden, ihrer einer, der das Horn zu fest umklammert und sich ein wenig vorgebeugt hatte, liegt mit aufgerissener Brust blutüberströmt an der Erde, andere vermögen sich nur mühsam zu erheben, um mit gebrochenen Gliedmaßen den Kampfplatz zu verlassen. Allein der Sieg des Stieres ist nur ein augenblicklicher. Auch er muß sich von der Anstrengung erholen, zitternd steht er mit fliegenden Flanken. Da sehen wir, wie der große, schlanke, sehnige Jüngling, der vorher schon durch den Sprung sich auszeichnete, sich vor den Stier stellt, mit beiden nervigen Händen dessen Hörner umklammernd und dessen Kopf soweit als möglich nach der Seite drehend. Sofort erfassen seine Kameraden die Hinterbeine des Tieres, die sie sozusagen unter ihm wegziehen, so daß es zu Boden stürzt, ehe es Zeit gewinnt, wieder zum Stoße auszuholen. Sein Schwanz wird gefaßt und zwischen seinen Hinterbeinen durchgezogen, wodurch es völlig wehrlos gemacht wird und nun seinen Gegnern ausgeliefert ist. Sein Maul wird auf den Boden gedrückt, auf seine Schulter setzen sich mehrere der Sieger, von denen andere Hinter- wie Vorderbeine festhalten. Das Tier liegt jetzt regungslos, sich nach Rinderart dem erkannten Schicksal mit Würde ergebend. Nur seine Flanke wird freigelassen, der Platz an ihr gebührt dem großen Zauberdoktor des Königs. Mit tänzelnden Schritten nähert dieser sich der Gruppe der vom Kampfe erhitzten Jünglinge, Zauberformeln vor sich hin murmelnd und singend, zauberkräftige Amulette über die jungen Krieger und ihren überwundenen Gegner schwingend. Jetzt tritt er zur Flanke des schnaufenden Stieres, mit gewaltigem Schwunge treibt er seinen breiten glänzenden Speer neben die letzte Rippe in den Leib des Tieres, jedoch dergestalt, daß er nicht tief eindringt, sondern nur eine Öffnung macht, tief und weit genug, um der Hand den Einlaß in die Bauchhöhle des Tieres zu gewähren.

In den Einschnitt fährt jetzt die Hand des Zauberers, an der Leber des Opfers gleitet sie entlang, sucht die Gallenblase, die sie erfaßt, mit einem Rucke

abreißt und hervorbringt. Unter Abfingung von anderen Zauberformeln begibt sich der Zauberer an die Umzäumung des Kraales, auf welche er die Gallenblase aufhängt. Das Opfer ist jetzt rein und kann nunmehr seinem Zwecke dienstbar werden. Der Zauberer ergreift ein hölzernes zangenartiges Instrument und begibt sich zu seinem Stier, neben dem jetzt ein Topf mit dünnen zu einem hellflammenden Feuer entzündeten Holzstückchen gestellt ist. Die das Tier noch immer haltenden Jünglinge haben sich inzwischen anders gruppiert, um für den Zauberer den Höcker des Opfers frei zu lassen. Mit raschen Schnitten eines scharfen Messers entblößt jener diesen jetzt seines Felles, ein möglichst großes Stück wird aus dem Fleische herausgeschnitten und, weil es von menschlicher Hand nicht berührt werden darf, mittelst der vorerwähnten Zange erfaßt und über der Flamme im Topfe rasch geröstet. Jetzt tritt der König heran. Wie die Jünglinge, welche noch immer sich anstrengen, den kraftvollen Widerstand des Tieres zu unterdrücken, muß auch er gänzlich unbekleidet sein. Er harrt des Winkes des Zauberers.

Ist nach dessen Ansicht das Fleischstück hinreichend geröstet, so legt er dem Könige die Zange erst auf die eine, dann auf die andere Schulter, seine Handlungen immer wieder mit dunklen Sprüchen begleitend. Zuletzt reicht er dem Könige das Fleisch derart, daß dieser es mit den Lippen von der Zange nehmen muß, denn auch seine Hand darf es nicht berühren. Einige dünne Holzsplitterchen werden ihm außerdem gegeben, mit denen zusammen er jetzt das geröstete Fleisch kaut und dann einen Teil nach Westen, einen anderen nach Osten spuckt. Dieser Augenblick wird als der Höhepunkt der Zeremonie betrachtet, und alle außerhalb des Kraales befindlichen Zuschauer brechen in lautes Beifallgetön aus, welches sich jedoch nicht zu dem gesprochenen Wort steigern darf. Das Stückchen wird sofort wieder sorgsam aufgesucht und bis auf den letzten Rest in dem Feuer im Topfe verbrannt. Während die Glut es dort verzehrt, wird eine große Kalabasse mit Seewasser herbeigebracht, mit welchem der Zauberer den König wäscht, und zwar so, daß auch nicht der kleinste Teil seines Körpers der Berührung mit dem Salzwasser entgeht. Nach Beendigung der Waschung tritt der König zu dem Stier, um zu sehen, ob dieser noch lebt. Ist er tot, so muß ein anderer in derselben schon beschriebenen Weise zu Falle gebracht und die nötigen Opferstücke von ihm entnommen werden. Lebt das Tier noch, und das ist meistens der Fall, denn der Zauberer hütet sich sehr, seine Schnitte größer zu machen als unbedingt nötig ist, so senkt der König seine Hand in die Wunde in der Flanke des Tieres, aus welcher er dessen Eingeweide, soviel er davon zu fassen vermag, herauszieht, bis sie aus der Öffnung hervorragen. Das jetzt an seiner Hand haftende Blut wird abermals mit Salzwasser abgewaschen, und nachdem es entfernt ist, darf jeder der zum Halten des Tieres nicht mehr erforderlichen Jünglinge, jeder der im Kraal anwesenden Großen des Landes, sich an dem weiteren Hervorziehen der Eingeweide beteiligen. Die Wunde erweitert sich zusehends und unter den Händen seiner Marterer stirbt das Tier. Sein Körper wird jetzt zerstückelt, das

Fleisch gebraten und an die Knaben des Volkes verteilt. Diese sollen durch den Genuß stark und kühn werden. Weder Männer noch Weiber dürfen von dem Fleische genießen. Die ersteren werden nun in großer Zahl ausgesandt, um Holz zu holen, von dem indessen jeder nur ein Stück bringen darf. Aus den Stücken wird ein Scheiterhaufen errichtet, den man mit den Resten des Opferstieres, den Knochen, Eingeweiden, Magen, Hörnern, Hufen, ja auch den geringsten Resten des etwa geronnenen Blutes belegt. Der Haufen wird entzündet, die Asche über den Kraal verstreut. So endet das Fest „Intwala".

Es war Abend geworden, an eine Abreise war kaum mehr zu denken, denn weder ich noch mein Junge wußten, wo wir unsere Pferde zu suchen hatten. Da kam uns die Habsucht des Königs und seine Verlegenheit zu Hülfe. Obwohl er sich bewußt war, daß ich ohne eigenes Verschulden nur auf seine Veranlassung Zeuge des Festes geworden war, so schien er doch die Tatsache als unangenehm zu empfinden insofern, als sein Volk vielleicht einen Vorwurf gegen ihn daraus herleiten konnte. Seinem Gefühl des Unbehagens gab er durch weitere Vernachlässigung meiner Person kund. Erst als ihm einfiel, daß ich von einem zum Geschenk für ihn bestimmten Pferde gesprochen hatte, ließ er mich wieder rufen, um mich an die Gabe zu erinnern. Ich war aber jetzt auch auf meiner Hut und statt ihm eine direkte Antwort zu geben, deutete ich nur an, daß ich vielleicht eines meiner Pferde ihm zugedacht habe, jedoch nur gegen Erlaubnis zum Jagen und Reisen in den nördlichen Gegenden seines Landes. Er ging in die Falle und erteilte die Genehmigung, indem er sich zu einem Induna wandte und ihn beauftragte, die Mitteilung in die entsprechenden Gegenden des Landes gelangen zu lassen. Ich forderte ihn jetzt auf, anzuordnen, daß meine Pferde herbeigeführt würden. Das geschah und ich bedeutete meinem Jungen, sofort die Aufsicht wieder zu übernehmen und sich unter keinem Vorwande die Pferde entführen zu lassen. Ich nahm jetzt selbst deren größtes, eine englische Stute, die ich für weniges Geld unter den ausrangierten Pferden der englischen Armee gekauft hatte, ein altes aber ungewöhnlich großes Tier, und übergab es dem Könige, indem ich ihm für die erhaltene Erlaubnis dankte. Der König musterte das Pferd, dessen Größe ihm sichtlich imponierte. Augenscheinlich wollte er noch etwas sagen, sicher etwas unangenehmes, denn er besann sich und fügte, als das Pferd abgeführt wurde, nur hinzu: wir reden morgen weiter. Ich stimmte ihm bei und begab mich in meine Hütte. Nun war es durchaus nicht meine Absicht, noch einen Tag die unfreundliche Gastfreundschaft des ungastlichen Königs zu genießen. Als Mitternacht nahte und der spät aufgehende Mond mit schwacher Kühle und leicht aufhellendem Himmelsrande sein Kommen zu verkünden begann, sattelte ich leise, wir stiegen beide auf und ritten langsamen Schrittes aus dem Kraal. Das konnte nicht auffallen, denn berittene Boten des Königs kamen und gingen zu allen Nachtstunden. Hätte man uns angehalten, so hätte ich ruhig meine Abreise verkünden können, denn mich mit Gewalt daran zu verhindern, würde selbst der Zwasie-König in damaliger Zeit schon nicht mehr gewagt haben.

Mich durch List festzuhalten, konnte ihm nur gelingen, wenn er nochmals meine Pferde in seine Gewalt bekam. Niemand aber hielt es der Mühe wert sich umzusehen, wer da noch so spät durch Nacht und Wind reite, und unbehelligt entkamen wir unserem unbequemen Gastgeber. Zwar leuchtete unserem Heimwege keine Bergfackel, allein der gute Mond tat seine Schuldigkeit, soweit seine stark verminderte Persönlichkeit das zuließ. Als er uns aber glücklich bis in den über dem Berge grauenden Morgen geleitet hatte, langten wir müde und hungrig bei dem Wagen an. Nicht wenig habe ich mich damals über die Ungastlichkeit des Königs geärgert, hat mich der lange unnötige Ritt verdrossen. Dieses Gefühl verschwand mit der Zeit, und heute erinnere ich mich, nicht ohne daß ein leiser romantischer Schauer mich beschleicht, des scharfen Rittes durch afrikanische Wildnis, geleitet von kaffrischen Königsboten, der geisterhaften Beleuchtung meines Weges durch die auf hohem Berge die Nacht zauberhaft durchflammende Fackel. Die großen unabhängigen Kaffernkönige sind ausgestorben, kaum daß deren Völker noch ihrer Namen sich erinnern. Feste werden letztere wohl nach fröhlicher Kaffernart noch feiern, allein deren Originalität ist dahin, Nachäffung unverstandener Kulturgebräuche stehen an Stelle unverfälschter wilder Eigenart, und keine noch so unbedeutende Zeremonie kann dem Auge des Weißen mehr entzogen werden. So wird auch das Fest „Intwala" den Weg aller kraftvollen, wenn auch rohen Volkssitten gegangen sein. Ich aber darf annehmen, einer der gewiß wenigen Europäer zu sein, die ein wunderliches Geschick dazu führte, es in aller seiner Ursprünglichkeit als höchst aufmerksamer, wenn auch unfreiwilliger Zeuge betrachten zu können.

Aus: O daß uns ein Prophet erstünde.

Sie reden deutsch; in ihren Adern
Rollt deutsches Blut jahrtausentlang,
Doch eigensinnig fortzuhadern,
Das ist ihr Fluch und böser Hang.

O daß uns ein Prophet erstünde,
Ein Mann des Geistes, groß und frei,
Der uns mit Flammenzungen künde,
Was deutsche Pflicht und Ehre sei.

Wann wird der Retter uns erstehen,
Dem Nord und Süd begeistert lauscht,
Des Wort wie junges Frühlingswehen
Durch dürre Totenfelder rauscht?

Aus: „Um des Volkes Seele" von Wilhelm Wilms. Berlin 1903 bei Franz Wunder. (3.50 M.)

Das deutsche Hochschulleben als eine Stütze deutsch-amerikanischer Freundschaft.

Von

Carl Beck in New York.

Was die deutsche Hochschule ist, braucht man in Deutschland niemand zu sagen. Ihr entsproßt die edle Jugendblüte des stolzen germanischen Baumes, und auf ihr ruhet das frohe Hoffen der Nation. Was jedoch die deutsche Hochschule im Auslande bedeutet und wie sie dort auf scheinbar entfernt liegende Faktoren Einfluß übt, wird viel zu wenig im Vaterlande gewürdigt. Und doch sollte man sich vergegenwärtigen, daß es für die Vertreter des deutschen Hochschullebens im Ausland fürwahr oft nicht leicht ist, ihren Standpunkt mit Würde und Nachdruck zu verfechten. Allerdings bieten sich ihnen neuerdings eine Reihe freundlicher Momente, und zwar treten diese namentlich in Amerika zutage.

Der Enthusiasmus, wie er sich dort bei der Gründung der Vereinigung alter deutscher Studenten kürzlich offenbarte, ist im Grunde als der spontane Ausbruch unbewußt vorhanden gewesener Gefühle zu betrachten, welche nur eines günstigen Augenblickes harrten, um unverhüllt zutage zu treten. Die Herzlichkeit ohne gleichen, welche die amerikanischsten der Amerikaner dem Prinzen Heinrich von Preußen bei seinem unvergeßlichen Besuch in den Vereinigten Staaten entgegenbrachten, kann unmöglich mißverstanden werden. Sie entsprang tatsächlich einer tief gehenden deutschfreundlichen Strömung, welche in den letzten Jahren immer mächtiger geworden ist.

Es ist wahr: die hohe Dame Politik hat die Triebfeder zu dieser Zuneigung nicht geschweißt. Und das ist fürwahr nicht das schlechteste daran. Auch ist sie nicht aus der Seele der amerikanischen Plebs gequollen, denn die ist immer noch gewohnt, sich den Deutschen im zerschlissenen Gewande des durstigen Musikanten, oder in der gerundeten Form des Bierwirts, des unerschöpflichen Barbiers oder des drallen Dienstboten vorzustellen, womit er sich für die ebenso unzutreffende Reziprozitätsanschauung des deutschen Ackerbürgers rächt, welcher im Amerikaner eine Art karikierten Nabobs erblickt.

Freilich, bevor im großen Kriegsjahre der nicht mehr länger zu dämmende Furor teutonicus das Ende der traditionellen Zerrissenheit verkündete, hielt man es im allgemeinen nicht der Mühe wert, den deutschen Michel von einer anderen

als seiner unerfreulichen Seite zu betrachten. Dann erinnerte man sich allmählich neben Bismarck und Moltke an Luther und den großen Friedrich, an Goethe, Schiller und Lessing, an Kant und Beethoven. Man ertappte sich beim Studium der Inlanderzeugnisse autochthonster Literaten auf bedenklichen Anleihen bei den „unpraktischsten" aller Gelehrten, von welchen man zwar launige Anekdoten die Fülle erzählte, deren unsterbliche Leistungen auf dem Gebiete aller Wissenschaften jedoch nur von wenigen Auserwählten gebührend geschätzt waren. Solche ideal veranlagte Geistesaristokraten, welche sich mit dem Volke der Dichter und Denker natürlicherweise verwandt fühlten, hat es auch in den Anfängen der amerikanischen Kultur schon gegeben. So wiesen die Tendenzen der Harvard-Universität schon vor nahezu einem Vierteljahrtausend nach Deutschland, obgleich diese Institution einen streng anglikanisch-religiösen Charakter trug. Selbst in jener Periode war man sich dort bereits völlig klar darüber, daß nirgendwo die Tiefe des Denkens, die Gründlichkeit der Forschung, die zähe Beharrlichkeit im Lösen wissenschaftlicher Probleme in so vollendeter Weise gelehrt und verstanden wurde, wie auf Deutschlands Universitäten.

Ja, die deutschen Universitäten sind von jeher die starken Wurzeln der vaterländischen Kraft gewesen. Was Fichte in großer Zeit gepredigt, setzten Scharnhorst und Stein in die rettende Tat um. Was bescheidene deutsche Gelehrte im Laboratorium mit Opferfreudigkeit erforschten, hob die Industrie zu ungeahnter Höhe. Was wäre die Chemie heute ohne Liebig und Bunsen, die Physik ohne Helmholtz, Kirchhoff und Röntgen, die Medizin ohne Johannes Müller, Gräfe, Langenbeck, Virchow und Koch?

Kein Wunder, daß ein aus dem Rohzustande heraus nach dem höchsten strebendes Volk, wie es das amerikanische ist, sein Auge auf die Hochburgen deutschen Geisteslebens richtete. Je mehr die Wunden verharschten, welche der unglückselige Bruderkrieg dem noch in den Kinderschuhen steckenden amerikanischen Staatskörper geschlagen hatten, desto dringender gestaltete sich das Bedürfnis, deutsches Wissen zu erwerben. — L'Appétit vient en mangeant! Die Zahl der Amerikaner, welche an der Brust der deutschen alma mater ihren Wissensdurst stillten, ist von Jahr zu Jahr gewachsen und dürfte wohl heutzutage mit einem Tausend pro Semester nicht zu hoch gegriffen sein. Und derselben alma mater, welche dem Vaterland ihre besten Söhne gegeben hatte, fällt auch die edle Aufgabe zu, ein Bindeglied zwischen zwei großen Nationen zu werden. Was keine diplomatische Entente je zustande gebracht haben würde, daß die Elite zweier in ihrem innersten Wesen so grundverschiedener Nationen sich von Herzen zugetan wird, hier ist es getan! Bedarf es noch eines weiteren Zeugnisses, warum ein engerer Zusammenschluß, welcher die Liebe zur alten deutschen alma mater pflegt, geradezu als Notwendigkeit erscheint, und worin seine kulturelle Bedeutung liegt?

Vereinzelte Versuche, Anschluß an deutsche Universitäten zu gewinnen, sind von amerikanischer Seite schon verschiedentlich gemacht worden. Anfangs des

achtzehnten Jahrhunderts hatte bereits der berühmte Harwarder Mather in engen Beziehungen zu dem Hallenser Francke gestanden, dessen edles Vorbild so mächtig wirkte, daß man in Savannah im Staate Georgia eine Schule errichtete, die seinen Prinzipien bis ins einzelne entsprach. In Pennsylvanien, dem trauten Asyl so vieler um ihres Glaubens willen Verfolgten, wurde die Fahne der deutschen Wissenschaft von Mühlenberg, dem trefflichen Schüler Franckes, hochgehalten. Mitten in der Wildnis, wo Bär und Jaguar mit dem Indianer um die Wette dem friedfertigen Eindringling die ungewohnte Waffe in die Hand drängten, erhoben sich so Pflanzstätten deutscher Wissenschaft. Die drei Söhne Mühlenbergs pilgerten im Jahre 1763 zum Sohne Franckes nach Halle. Daß die an der Saale gewonnenen Eindrücke tief und nachhaltig waren, darf man nicht allein aus dem Umstand vermuten, daß ihr Andenken uns als das hervorragender Staatsmänner überliefert ist, sondern namentlich auch deshalb, daß sie keinen geringeren als Benjamin Franklin veranlaßten, ihrem Beispiel zu folgen. Die Bedeutung des großen Unsterblichen, den schon die Abcschützen aus den reizendsten Kindergeschichten lieb gewinnen und vor dem die Großen sich im Gedanken an das „Eripuit coelo fulmen“ respektvoll verneigen, wurde in Göttingen, wohin er sich damals wandte, in hohem Maße gewürdigt. Man erwählte ihn im Verein mit Lord Pringle, dem Leibarzt des Königs von England, zum Mitglied der Akademie. Die Frucht dieses Aufenthaltes war die Schöpfung der deutschen Fakultät der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia im Jahre 1779. Kurze Zeit darauf wurde ebenfalls nach deutschem Muster die Hochschule in Lancaster errichtet, welche des großen Menschenfreundes Namen trägt.

Außer Göttingen und Halle figurieren Leipzig, später Berlin und Heidelberg als Hauptanziehungspunkte amerikanischer Studenten. Stolze Namen sind es, die wir unter den Immatrikulierten finden; es seien nur Bancroft, Calvert, Longfellow, Emerson, Hedge, Bayard Taylor und Motley erwähnt.

Das edle Freundschaftsverhältnis zwischen letzterem, dem amerikanischen Staatsmann, und Bismarck, welches geradezu vorbildlich genannt werden kann, ist weltbekannt. Wie die Seelen des deutschesten der Deutschen und des typischen Amerikaners in einander schlugen, ist einer der glänzendsten Beweise für deutsch-amerikanische Herzensneigung. Kein Sohn Teuts hat dem ehernen Kanzler durch sein langes ruhmreiches Leben so herzlich nahe gestanden, wie Motley, der Harvarder Baccalaureus und Göttinger Korpsstudent. Wie sehr er Motley vertraute, läßt Bismarck aus einem Brief ersehen, in welchem er die Kabalen gegen den alten deutschen Studenten und amerikanischen Gesandten Bancroft bloßstellt. Er ist vom 19. September 1869 datiert und sein zweiter Teil, wie er im November 1902 in der New Yorker Staatszeitung erschien, lautet:

„Lieber Motley! Bancroft ist eine der populärsten Erscheinungen in Berlin, und wenn Du noch das alte Wohlwollen für die Stadt hast, die Du aus dem Fenster des L.'schen Hauses kennst, so tue, was Du kannst, damit wir ihn be-

halten. Nach den kulturgeschichtlichen Anschauungen, die Du in der Lektüre, die Du mir vor einigen Wochen übersandtest, bekundet hast, gehen Deine politischen Anschauungen mit denen, die Bancroft bei uns vertritt, völlig parallel, und man würde bei uns glauben, daß die Staatenregierung sich von diesen Auffassungen lossagte durch die Rückberufung eines Ministers, der als ihr Vertreter gilt und mit Recht gilt. Er vertritt praktisch denselben großen Entwicklungsprozeß, in welchem Moses, die christliche Offenbarung, die Reformation als Etappen erscheinen, und dem gegenüber die cäsarische Gewalt der alten und modernen Zeit, die klerikale und dynastische Ausbeutung der Völker jeden Hemmschuh anlegt, auch den, einen ehrlichen und idealen Gesandten wie Bancroft zu verleumden. Verhindere, wenn Du kannst, daß man ihn opfert, er ist besser als die meisten Europäer, die sein, Dein und mein Gewerbe betreiben, wenn auch die glatten Lügner des Gewerbes ebenso über ihn reden mögen, wie früher meine intimen Feinde mich den Diplomaten in Holzschuhen nannten."

Zu den schaffensfrohen Studenten, welche bei ihrer Rückkunft in die amerikanische Heimat das Lob der deutschen Universität laut verkündeten, gesellten sich eine Reihe hervorragender deutscher Akademiker, welche aus politischen Gründen das Vaterland verließen, um in den Vereinigten Staaten nach ihrem eigenen Sinn wirken zu können. Zu diesen gehört vor allen Follen, welcher, nachdem er als Student gegen den korsischen Usurpator gefochten hatte, die Burschenschaft gründen half. Sein ausgesprochener Freiheitsdrang nötigte ihn zur Aufgabe seiner Dozentenlaufbahn in Jena, was für die Harvard-Universität kein geringes Glück war, denn Follen ist es zu danken, daß die deutschen Klassiker dort ihren Einzug hielten. Follens Einfluß zog auch bald seine Freunde Beck (Heidelberg) und Lieber (Berlin) nach Harvard, wo diese den deutschen Universitätsgeist wacker mitpflegten. Mag man seine politischen Anschauungen auch nicht teilen, soviel ist gewiß: Follen hörte nie auf, die Herzen seiner amerikanischen Zuhörer zu entzünden, indem er ihnen vor Augen führte, wie in den Tagen von Deutschlands tiefster Schmach die Studentenschaft jene Saat zu säen begann, welcher langsam die herrliche Frucht des deutschen Reiches entkeimte. Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner wurden durch ihn amerikanisiert. Dem Heldenjüngling, dessen sangreiches Herz die gallische Kugel so früh zum Stillstand brachte, galt eine von ihm verfaßte erschütternde Ode.

Als dann in dem denkwürdigen Jahre 1848 die Wogen der deutschen Freiheitsbewegung besonders hoch schlugen, ergoß sich ein Strom von deutschen Studenten an die Gestade der großen Republik. In ihm waren treffliche Universitätselemente verkörpert. Deutschen Männern war es vorbehalten, die großen deutschen Charakterzüge, die Gründlichkeit, welche die amerikanische Brillanz so segensreich abtönt, die gemütvolle Lebensauffassung im Gegensatz zur puritanischen Denkweise und die Tiefe des Denkens, welche sich dem Hang zur Äußerlichkeit entgegenstemmt, geräuschlos in die amerikanische Volksseele zu übertragen. Man streife nur heute dem Amerikaner den unbewußten deutschen Einfluß ab und ein sehr verändertes Charakterbild wird zum Vorschein kommen. So wirkten Männer,

wie Karl Schurz, dessen Kühnheit nur von der Treue übertroffen wurde, die er seinem Kommilitonen Kinkel bewahrt hatte, der schneidige Parlamentarier Wesendonck u. a. bestimmend auf ihre Umgebung. Ihre Begeisterung riß manchen ehemaligen deutschen Studenten mit, als es im neuen Vaterland zum Kriege kam. Da holte sich gar mancher Fuchs das blutrote Burschenband auf der Mensur, von der es kein Wiederkehren gibt. Die Schlachtfelder von Bunker Hill, Yorktown, Vicksburg und Gettysburg sind mit dem Blute deutscher Musensöhne gedüngt worden.

Nicht vergessen soll es bleiben, daß, als die Gunst des Kriegsgottes sich eine zeitlang dem Süden zuneigte, so daß die Fortdauer der Union ernstlich in Zweifel gestellt war, die gesamte deutsche Nation ihr eine rasche und tatkräftige finanzielle Hilfe angedeihen ließ. Und zwar geschah dies zu einer Zeit, in welcher andere europäische Nationen fest die Finger um den Säckel legten.

Und wie bezeichnend für die Volksstimmung ist es, daß, als das heilige Sehnen der deutschen Studentenschaft, ein einiges Reich, endlich in Erfüllung gegangen war, anders zwar, als es im Jahre 48 erstrebt, und doch viel herrlicher, daß das neue Deutschland zwischen dem atlantischen und stillen Ozean mit nicht geringerer freudiger Begeisterung gefeiert wurde, als an den sagenumwobenen Ufern des Vater Rhein. Diese stolze Zeit dürfte wohl den Markstein in der Verallgemeinerung der deutschfreundlichen Gesinnung der Amerikaner bilden. Gleichwie oft unbewußt und uneingestanden aus dem kühlen Achtungsgefühl allmählich die Liebe zweier anscheinend sich abstoßender Naturen heranreift, so geschah es auch bei den zwei großen Kulturnationen. Selbst der Pöbel, welchem die Sprache Goethes auch heute noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, konnte sich dem mächtigen Eindruck nicht verschließen, den die Tatsache hervorrief, daß der deutsche Michel die Grande Nation in einer für unmöglich gehaltenen Weise niederwarf. Und die Gebildeten erkannten die Wahrheit des Satzes, daß der deutsche Schulmeister den Krieg gewonnen hat. Aus diesem herrlichen Geständnis mögen wir wiederum einen Hinweis auf die führende Bedeutung der deutschen Universität ersehen.

Seitdem ist die Verehrung der deutschen alma mater unaufhaltsam gestiegen. Ihr verwandt zeigte sich gleichzeitig die Erwärmung für deutsche Kunst und Musik. Von der letzteren darf man wohl behaupten, daß sie unter der Ägide des genialen und unvergeßlichen Anton Seidl die neue Welt völlig erobert hat.

Wenn auch die teutophile Neigung selten Gelegenheit zu lärmendem Ausdruck fand, so gewann sie tief drinnen im amerikanischen Herzen immer festeren Halt. Sie wartete nur auf einen Anstoß, um sich in ihrer ganzen Kraft zu zeigen. Das ist auch wiederholt geschehen. Als Glanzpunkte seien der Kommers zur Feier des achtzigsten Geburtstages von Bismarck am ersten April 1895 und das Bankett zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des deutschen Reiches am achtzehnten Januar 1896 hervorgehoben.

Wie tief verwachsen sich die amerikanischen Gelehrten mit der deutschen Universität fühlten, ging in einer bezeichnenden Weise aus der Virchowfeier des

vergangenen Winters hervor. Da konnte man sehen, wie weit der unsterbliche Erforscher der Zelle den Ruhm deutscher Wissenschaft getragen hatte. Diese anläßlich seines achtzigsten Geburtstages veranstaltete Feier hatte gewiß nichts gemachtes. Sie entsprang einem tiefgefühlten Bedürfnis seiner amerikanischen Schüler. Selbst die nicht geringe Zahl derer, welchen er mit seinem den bisweilen verwundenden Röntgenstrahlen vergleichbaren Auge tief auf den Grund ihres nicht allzugroßen Wissens geschaut hatte, vergaßen längst die Schatten und sonnten sich begeistert in dem glänzenden Lichte der Inspiration des Meisters, welcher der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen. Manchem alten deutschen Studenten sind die Augen feucht geworden, als ihm bei dieser Gelegenheit aus amerikanischem Munde das herrliche Bild der deutschen Heimat und vor allem ihres Universitätslebens vor die Seele gezaubert wurde. Das war echte amerikanische Begeisterung und daran können gelbe Hetzblätter nimmermehr rütteln.

Die beispiellos herzliche Aufnahme, welche Virchows großer Kollege Waldeyer in Amerika fand, als er zur Feier des zweihundertjährigen Stiftungsfestes der Yale Universität das Ehrendoktorat entgegennahm, stellt sich dieser Demonstration würdig zur Seite.

Einer nicht minder warmen Aufnahme erfreute sich Esmarch, der unvergleichliche Chirurg und Vater des Samaritertums. Die große Arionhalle vermochte die Ärzte, welche gekommen waren, seinem Vortrage zu lauschen, fast nicht zu fassen. Ebenso stieß Czerny, der berühmte Heidelberger Chirurg und Forscher, bei seiner jüngst erfolgten Amerikafahrt über die ganze Union weg auf ehemalige Schüler, welche ihm allüberall die glänzendsten Ovationen bereiteten.

Daß man Helmholtz bei seinem Besuch nicht die ihm reichlich zugedachten Ehrungen erweisen konnte, erklärt sich nur aus dem Unfall, welcher den greisen Forscher kurz nach seiner Landung traf. Die amerikanischen Zeitungen überboten sich jedoch gegenseitig in der Würdigung der Geistestaten des deutschen Gelehrten.

Die Ehrung, wie sie dem Orthopäden Lorenz zu teil wurde, muß zu einem großen Teil ebenfalls als ein Symptom der großen Verehrung für die deutschen Universitäten aufgefaßt werden. Lorenz wurde wie ein Fürst gefeiert. Die Northwestern Universität in Chicago ernannte ihn zum Ehrendoktor, die New Yorker Academy of medicine zum Ehrenmitglied und die Stadt New York verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

Ähnliches kann man von dem Triumphzug der großen deutschen Universitätslehrer Mikulicz, Tillmanns und Ewald berichten. Und, merkwürdig genug, wer am fröhlichsten feierte, waren nicht die deutschgeborenen Studenten, sondern die Vollblutamerikaner, denen es Bedürfnis war, ihren deutschen Lehrern Liebe und Verehrung darzubringen.

Wie gerne die Gelegenheit seitens solcher Amerikaner ergriffen wird, um die Zugehörigkeit zur deutschen Universität zu bekunden, ist am stärksten aus dem Kommers ersichtlich, welcher zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preußen von vierhundert ehemaligen deutschen Studenten inauguriert wurde. Der Prinz hat

auch durchaus keinen Hehl daraus gemacht, wie tief er durch die der alten deutschen alma mater von so vielen Amerikanern erwiesene Treue ergriffen war.

In der vornehmen Halle des Arion, des deutschesten aller deutschen Vereine in Amerika, hatten sich die ehemaligen Musensöhne eingefunden, der junge Doctor juris utriusque neben dem silberweißen Patriarchen, dessen Gesichtsfalten doch nicht die Runenschrift der Heidelberger Hirschgasse überschatten konnten. Sie alle kamen, um des „Es war einmal" zu gedenken und sich zurückzuträumen in die köstliche Zeit, wo der Lenz nimmer enden zu wollen schien. Weit waren sie zum Teil hergepilgert. Einige sogar von dem weit entlegenen Ithaka, wo das Panier der Cornell Universität weht. Die ehrwürdige Harvard, das lustige Princeton, das sportsgewaltige Yale, die lernfrohe Johns Hopkins und die gelehrte Pennsylvania hatten trinkfeste Mannen abgesandt, um der New Yorker Columbia Universität brüderlich das Trinkhorn zu reichen. An langer Quertafel thronte der Präses und um ihn gruppierten sich die Ehrengäste. Vor ihr dehnten sich fünf lange Tische, an deren Ende je ein Kontrapräside mit ihren Rappieren der Kommersdisziplin lärmenden Ausdruck gaben. Nie und nirgends ist je ein derartiger Kommers gefeiert worden. Erhielt er doch eine ungewöhnliche Weihe durch die Anwesenheit des Prinzen Heinrich, des Bruders und Abgesandten des Hauptes der deutschen Nation. Er repräsentierte aber auch den ersten und erfolgreichen Versuch, eine Verbrüderung studierter amerikanischer Kreise zu schaffen, deren Glieder auf deutschen Universitäten gebildet waren. Die Mission des Prinzen, eine Verbindung zwischen den zwei größten Kulturnationen zu erstrecken, hatte den Leitern des Kommerses vorgeschwebt, als sie ihre engeren Freunde zur Teilnahme an einer Feier aufforderten, welche eine historische Epoche darstellen sollte.

Die Ziele einer solchen Verbindung sind bereits in den Begrüßungsworten angedeutet, mit denen der Präses den Kommers eröffnete. Sie lauteten:

Kommilitonen! Mit freudiger Bewegung sehe ich, welch' begeisterten Widerhall der Appell an das alte deutsche Studententum gefunden hat. Ja, Kommilitonen, das alte deutsche Studententum, es lebt noch, lebt noch hier in Amerika, von welchem böse Zungen verläumderischerweise behaupten, daß es kein Verständnis für den deutschen Burschengeist habe. Er schwimmt freilich nicht auf der Oberfläche wie im lieben Alt-Heidelberg oder Jena, aber man braucht ihn nur zu zitieren, sein „Sesam tu dich auf" zu sprechen, und er ist da. Und wir fühlen ihn, wir greifen ihn, wir sehen es an Ihren leuchtenden Augen, wie Sie alle von demselben erfüllt sind. Ja, ob Sie an dem Herzen einer deutschen oder einer amerikanischen Mutter gehangen, die Liebe zur deutschen alma mater ist Ihnen allen gemeinsam.

Es ist nicht länger zu leugnen, daß der deutsche Studentengeist auf amerikanischem Grunde einen fruchtbaren Nährboden gefunden hat und es wert ist, auf demselben Früchte seiner eignen Art zu ernten. Reichen wir deshalb, Kommilitonen deutscher und amerikanischer Geburt, einander die Bruderhand heute bei dieser herrlichen Feier, zu welcher Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen den willkommenen Anlaß gab. Als ich beim Stapellauf des Meteor den Prinzen am Arm unserer Landesmutter von einer enthusiastischen Menge begrüßt sah, trat

es mir klar vor Augen, daß eine neue Epoche auch in den geistigen Beziehungen beider so sehr befreundeter Länder eingetreten ist, und den Geist dieser Epoche wollen wir pflegen. Nie soll es Euch, amerikanische Kommilitonen, vergessen sein, wie Ihr uns, als das Vaterland zu eng wurde, warme Aufnahme gewährtet in der echt noblen Gesinnung, wie sie die Signatur dieses herrlichen Landes mit dem großen Kinderherzen ist. Nehmen wir uns ein vornehmes Beispiel an den zwei großen Staatsmännern Bismarck und Motley, deren junge Herzen sich fanden, als beide krasse Füchse in Göttingen waren und deren Freundschaftsverhältnis alle andern überdauerte. Ebenso möge der Geburtstag der geistigen Verbrüderung, an deren Tauftag wir heute Pate stehen, alljährlich wiederkehren!

Der Aufforderung, sich die Bruderhand zu reichen, wurde begeistert Folge geleistet. In wenigen Monaten gliederte sich die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika zu einem festen Ganzen. Schon hat sich in Philadelphia, Baltimore, Washington, Buffalo, Boston, Chicago, Milwaukee, Detroit, St. Louis, Cincinnati, San Franzisko, Newark und Pittsburg ein Anschluß gebildet, welcher zukunftsfrohe Aussichten verheißt. Die Statuten sagen, daß das Bestreben der Vereinigung kulminiere in der Anbahnung eines persönlichen und geistigen Verkehrs zwischen den Kommilitonen, die Erhaltung und Befestigung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, und die Förderung des Interesses an deutscher Sprache, Kunst und Wissenschaft. Als Organ dient die in Philadelphia, dem amerikanischen Leipzig, erscheinende Americana-Germanica, deren trefflicher Redakteur Learned, Professor an der Universität von Pennsylvanien, Vizepräsident der Vereinigung ist. So soll der groß angelegte Verband ein Bollwerk des Idealismus gegen den Materialismus bilden, welcher in einem Lande mit so eminent kaufmännischer Signatur besondere Gefahren in sich schließt. Das Ziel, welches dem amerikanischen Botschafter am deutschen Hofe, dem früheren Präsidenten der Cornelluniversität, Andrew H. White, vorschwebte, eine Aristokratie des Denkens und Empfindens zu schaffen, dient auch der Vereinigung als Motto. Das Material zu dieser Aristokratie ist in der Tat vollzählig vorhanden. Die Blüte der amerikanischen Professorenschaft, Leuchten der Columbia-, Harvard-, Pennsylvania-, Yale-, Cornell-, Johns Hopkins-, der Chikagoer- und der Washingtoner Universität zählten bereits zu den Stützen der Vereinigung. Die Präsidenten der Harvard-, Cornell-, Johns Hopkins- und der Chikagoer Universität sind Mitglieder des Vorstandes.

In den vornehmen Räumen des New-Yorker Arion finden die monatlichen Zusammenkünfte der Vereinigung statt. Dort begeisterte Professor Bahlsen von der Columbia-Universität in der Danksagungswoche die Mitglieder durch einen klassischen Vortrag über die Gründe der Popularität Schillers. Einen durch große Originalität ausgezeichneten Vortrag über Probleme der chinesischen Literatur hielt zwei Monate später Professor Hirth, welcher vor kurzem dem ehrenvollen Ruf an die New-Yorker Columbia-Universität von Leipzig gefolgt war. Auch hier war das schöne Geschlecht zahlreich vertreten wie bei dem Schlußvortrag der

Saison, bei welchem Bahlsen, in Deutschland durch seine hochpoetischen Schulfestspiele wohl bekannt, ein anschauliches Bild Webers, des letzten Romantikers, entwarf. So gingen Wissenschaft, Frauendienst und Komment nach dem unsterblichen Rezept des braven Doktor Martinus einiglich Hand in Hand.

Einen besonders glänzenden Abend feierte die Vereinigung, als Heinrich Conried, der hochverdiente Leiter des deutschen Theaters, ihr zu Ehren eine Sonderaufführung des so überaus populär gewordenen Studentenstücks Alt Heidelberg inszenierte. Das Theater war auf das festlichste geschmückt. Zwischen den Guirlanden hat in künstlerischer Ausführung die Aufmerksamkeit des Direktors die Wappen und Zirkel aller der Vereinigungsmitglieder aufstellen lassen, welche studentischen Verbindungen angehört hatten.

Um die Weihnachtszeit konnte man die Füchse des deutschen Vereins der Columbia-Universität mit ausgelassenen Grauköpfen fraternisieren sehen. Diese auf amerikanischem Nährboden die deutsche Gesinnung kultivierenden Jungens sehen allerdings das Ideal des deutschen Studenten nicht in der Runenschrift des Rappiers, welche ihn an die Kriegstätowierung des Indianers erinnert, noch an der endlosen Libation, noch in dem Faulpelz, welcher, ohne mehr als eine Pfeife und ein Paar Kanonenstiefel zu besitzen, mit Verachtung auf den ehrlichen Handwerker herniederschaut und sich noch rühmt, die Universität nur von außen zu kennen. Aus diesem Holze sind in Deutschland auch keine Bismarcke geschnitzt worden. Ihm imponiert das Bild des flotten, schneidigen Burschen, welcher in überschäumender Jugendkraft vielleicht ungelenk, aber in heiterem Übermut seine Streiche verübt, welche eigentlich niemandem ernstlich wehe tun. Sie sind ihm episodenhafte Träumereien, welche verfliegen wie ein nächtliches Schattenbild beim ersten Hahnenschrei der Pflicht. Ja, wenn die Arbeit ruft, dann ist dieser jungamerikanische Bursch ein ganzer Mann.

Vom deutschen Jungburschen lerne er das Herz offen für allen Sonnenschein der Schönheit und Freude zu halten! Jener aber lerne von ihm, wie der Kopf nicht minder weit offen stehe für die ehrwürdige Weisheit des Katheders! Weit offen sei ihm auch die junge Hand für das köstliche Geschenk der Jugendfreundschaft, welche mit das beste ist, was das Leben bescheert.

Den Höhepunkt des Wintersemesters erreichte das Streben der jungen Vereinigung an ihrem ersten Jahreskommers, welcher an ihrem Geburtstag, dem Jahrestag des Prinzenkommerses stattfand. Zwar war dieses Mal nicht eine so illustre Anziehungskraft vorhanden, wie das Jahr vorher, aber trotzdem wurde nicht minder warm vor allem des Geistes echter brüderlicher Herzlichkeit gedacht, wie er unter all diesen heterogenen Elementen zu Tage trat, welche sich fest in das Gefüge der Vereinigung gereiht hatten. Die Arionhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. Fast sämtliche größeren Städte der Union hatten Vertreter entsandt. Dr. Schweitzer, der hochverdiente Sekretär, Dr. Ripperger, Herausgeber der Deutschen Medizinischen Monatsschrift, Dr. Kern, der unerschöpfliche Schatzmeister und Dr. Bahlsen hatten ein Liederbuch zusammen-

gestellt, welches in teils klassischem, teils Schartenmaierschem Stil die mannigfachen Episoden verherrlichte, die die junge Schöpfung schon erlebt hatte. Selbst der kranke deutsch-amerikanische Dichter Conrad Nies hatte es sich nicht versagt, eine der Vereinigung gewidmete Ode an die deutsche Heimat beizusteuern. Aber selten ist das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Heimat trefflicher geschildert worden als in der mehr als einstündigen Rede Münsterbergs, des bekannten Harvarder Professors. Und wie Münsterberg, so sprach Bahlsen über das Wesen der deutschen Universität. Professor Hallock, Vizepräsident der Vereinigung, früher Assistent am physikalischen Institut der Universität Würzburg, verherrlichte das deutsche Universitätsleben in englischer Sprache, während Learned, Professor der deutschen Sprache an der Pennsylvania Universität, und geborener Amerikaner, die amerikanische Universität in deutscher Sprache feierte. Aller dieser oratorischen Meisterleistungen, sowie der kürzeren Ansprache des geistreichen deutschen Journalisten Georg von Skal, des Präsidenten Welcke des Arion, der Vorstände Kern und Rodemann, wird in einem besonderen Aufsatz noch gedacht werden.

Als der berühmte Tenorist Schott, welcher wiederholt die Vereinigung durch seine Liedervorträge erfreut hatte, die herrliche Komposition Schumanns „Wohlauf noch getrunken" gesungen hatte, kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Wer diese spontanen Ausbrüche hat miterleben dürfen, wird sie nimmer aus seinem Gedächtnis tilgen können. Lange noch saßen die Alten beisammen in der Erinnerung an jene märchenhaft schöne Zeit, in welcher der Mehltau des Materialismus die Ideale noch nicht getrübt hatte. Wenn sich solche Zauberfäden kindlich frohen Gedenkens auch nur ein einziges Mal im Jahre in die Seelen derer spinnen, welchen die rauhe Wirklichkeit keine Zeit zu idealen Regungen läßt, so ist eine edle Mission erfüllt worden.

Streiflichter zur Eisenbahnfrage in unseren afrikanischen Kolonien.

Von

Theodor Schiemann.

Man hört häufig zur Entschuldigung des langsamen Tempos, in dem unsere afrikanischen Kolonien sich entwickeln, den Satz aufstellen, daß unsere Konkurrenten in Afrika: Frankreich und England, einen weiten Vorsprung vor uns voraus haben, und daß es daher unbillig sei, zu verlangen, daß wir mit ihnen gleichen Schritt halten sollen. Aber die Behauptung ist nur teilweise richtig. Wenn wir von der französischen Militärkolonie Algier und von der Stellung Englands auf dem holländischen Kolonialgebiet Südafrikas absehen, die allerdings um mehrere Menschenalter früher erschlossen und nationalisiert wurden, lag der Vorsprung der anderen nur darin, daß ihre Ansprüche auf eine Reihe afrikanischer Territorien älteren Datums waren und Deutschland, als es sich 1884 entschloß, Afrika zum Ziel seiner kolonialen Unternehmungen zu machen, keine freie Wahl hatte, sondern sich notgedrungen an die Gebiete halten mußte, die noch keinem Schutzherrn unterstanden. Togo und Kamerun danken wir dabei der Initiative des Reichs; daß auch Ostafrika und Südwestafrika uns zufielen, der kühnen Zuversicht von Lüderitz, und der Tapferkeit und dem Genie von Karl Peters.

Die britische East Africa Company ist jünger als unsere Ostafrikanische Gesellschaft, und wenn die französischen Unternehmungen in das Senegal-Gebiet und in den Süden hinein auch bereits 1879 in Angriff genommen wurden, so hat die eigentliche Eroberung dieser Gebiete doch erst Ende der achtziger Jahre begonnen. Wir verzichten darauf, die parallel gehenden Vergleichsziffern für die weiteren französischen und englischen Erwerbungen aufzuzählen und wollen nur noch darauf hinweisen, daß auch der Kongostaat diesen Jahren seine Entstehung dankt. Es kann also von einem Vorsprung der anderen nur insoweit die Rede sein, als Frankreich, namentlich aber England, eine Basis vorfanden, von der ausgehend sie

in dem mit dem Jahre 1885 beginnenden kolonialen Wettstreit sich weiter ausdehnen und ihren Besitz sichern, ausbauen und fruchtbar machen konnten.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wir hinter allen drei konkurrierenden Nationen weit zurückgeblieben sind, und daß wir nicht nur relativ, sondern tatsächlich am wenigsten getan haben, um unsere Kolonien zu erschließen. Weder die Besiedelung mit deutschen Kolonisten, noch die Eröffnung des Landes durch Straßen und Eisenbahnen, noch die Ausbeutung der natürlichen Bodenschätze sind über die ersten Anfänge hinausgediehen, und während unsere englischen, belgischen, französischen und neuerdings auch, mit Hilfe englischen Unternehmungsgeistes, unsere portugiesischen Nachbarn auf afrikanischem Boden, getragen von der Gunst und der politischen Einsicht der hinter ihnen stehenden öffentlichen Meinung, mit Erfolg bemüht sind, sich die Straßen zu sichern, die in dem dereinst ganz erschlossenen Afrika die Welthandelsstraßen sein werden, suchen wir langsam, im Schneckengang, uns den Zielen zu nähern, deren Erreichung von allen Kolonialfreunden längst als Notwendigkeit erkannt ist, die uns aber der Reichstag zu verschließen entschlossen scheint.

Kann Deutschland sich rühmen, daß noch niemals koloniale Gründungen so unblutig und so human vollzogen worden sind, wie bei uns, so steht dagegen fest, daß wir diejenigen sind, welche in der kolonialen Arbeit am wenigsten erreichen, weil wir die geringsten Opfer bringen und mit dem kleinsten Anlagekapital arbeiten.

Wir wollen die These an einem Beispiel beweisen.

Deutsch-Ostafrika wird im Norden vom britischen Uganda begrenzt, das erst 1894 von den Engländern in Arbeit genommen wurde. Also 10 Jahre, nachdem wir in Ostafrika Fuß gefaßt hatten. Was haben sie daraus gemacht?

Die Frage ist in der vortrefflichen englischen Monatsschrift „The Empire Review" (Juli 1903) von J. G. Lorimer in einem Aufsatz „British East Africa and Uganda" folgendermaßen beantwortet worden:

Man könnte es auch einem ernsten Denker verzeihen — schreibt Lorimer — wenn er trotz der Vollendung der Ugandabahn und trotz der Anwesenheit eingeborener Truppen beim Krönungsfest, zum Schluß käme, daß wir in unserer Arbeit nachgelassen haben. Und doch wäre nichts irriger. Die Tätigkeit der Lokalverwaltung in Ostafrika und Uganda ist intensiv und stetig gewesen .. es hat weder Stillstand noch Ermattung gegeben, und mannigfache Beweise von Tatkraft liegen vor. Das Land ist erschlossen, Gesetz und Ordnung sind eingeführt, die Sphäre wirklicher Okkupation ist beträchtlich erweitert, und der Sklavenhandel besteht schon

lange nicht mehr. Das ist aber nicht alles. Die Reise von der Küste zur Hauptstadt von Uganda, die früher Monate in Anspruch nahm, kann jetzt auf der Eisenbahn und mit Hilfe der Seedampfer in einer Woche zurückgelegt werden und wird bald nur 3 Tage dauern. Die Gerichtshöfe fungieren regelmäßig, und die Eingeborenen, die früher ihre Händel gewaltsam untereinander ausfochten, nehmen sie in steigendem Maße in Anspruch. Eisenbahn- und Zivilpolizei sind organisiert, die erstere meist aus Indiern, die andere vornehmlich aus Eingeborenen. Der Kleinhandel im Innern nimmt zu. Die Hungersnöte hören auf, und ärztliche Hilfe wird dem Volke zu teil. Unter dem Schutz der Regierung haben Christentum und Erziehungswesen im Protektorat Uganda beachtenswerte Fortschritte gemacht." Was Lorimer auszusetzen hat, ist, daß das Protektorat sich noch nicht selbst erhält. Im Rechnungsjahr 1900 auf 1901 hatten die Ausgaben L. 421 950, die Einnahmen nur L. 87 575 betragen, sodaß das Defizit, auch wenn man die Kosten der Somali-Expedition in Abzug bringe, L. 300 240 oder 77 1/2 Prozent des Budgets im Ordinarium betrage. Dabei sei der Rechenschaftsbericht der Eisenbahnverwaltung nicht herangezogen, der ebenfalls ein Defizit zeige.

So bleibe, da weder politische noch internationale Schwierigkeiten vorhanden seien, ein ernstes ökonomisches Problem zu lösen, das ein Engländer nur mit Unzufriedenheit ansehen könne, denn es sei in England Axiom, daß jede Kolonie ihre Ausgaben selbst aufzubringen habe. Noch unzufriedener seien aber gewiß die Beamten des Protektorats, weil ihnen nichts lästiger sei, als in finanzieller Abhängigkeit vom Home Government zu stehen.

Es ist nun höchst charakteristisch, daß es Lorimer nicht einfällt, der Regierung aus den Ausgaben, die sie zur Erschließung des Landes gemacht hat, einen Vorwurf zu machen. Sie sei vielmehr sparsam gewesen, und daß sie damit begann, Eisenbahnen zu bauen, erscheint ihm selbstverständlich. Er fragt nur danach, wie der Ertrag des Protektorats zu steigern sei, damit die künftige Kolonie, die ihm bereits wie eine Realität erscheint, sich ganz auf eigene Füße stellen könne.

Nun prüft er eingehend die Aussichten, die sich bieten, dieses Ziel zu erreichen, und gelangt dabei schließlich zu den folgenden 7 Thesen:

1. Wir sind aus politischen Gründen und durch den Bau einer weiten Eisenbahnlinie gehalten, Ost-Afrika und Uganda zu behaupten.

2. Die Ausgaben dieser Protektorate übertreffen ihr Einkommen, weil das Land nicht reich genug ist.

8. Der Reichtum kann nur gemehrt werden durch Exporthandel mit mineralischen, vegetabilischen und animalischen Produkten.

4. Das Vorhandensein von Mineralien wird erforscht, und wenn deren gefunden werden, müssen auch die ökonomischen Schwierigkeiten wahrscheinlich schwinden.

5. Werden keine Mineralien gefunden, so sind Farmen für landwirtschaftlichen Betrieb und Viehzucht zu begründen, wobei die Regierung die Wege zu ebnen hat. Aber diese sekundäre Hilfe ist nicht ohne Heranziehung von Einwanderern zu beschaffen, denn die eingeborene Bevölkerung ist träge.

6. Die Einwanderer sollten womöglich Europäer sein, im Notfall sorgfältig ausgewählte britische Inder unter Wahrung aller Vorsichtsmaßregeln.

7. Die Qualität des Zivilstandes ist aufzubessern, und die Tätigkeit der Beamten auf jede Weise aufzumuntern und zu fördern, so weit die Kosten nicht ganz unerschwingliche sind.

Lorimer schließt damit, daß er keinerlei Grund finde, daran zu zweifeln, daß Ost-Afrika und Uganda in Zukunft ihre Ausgaben nicht nur decken, sondern auch zu Wohlstand gelangen werden.

Wir könnten seine Gedanken und Vorschläge ganz unverändert auf unsere Ost- und Südwestafrikanischen Kolonien übertragen, wenn nicht bei uns die eine Voraussetzung fast völlig fehlte: die Eisenbahnen. Lorimer aber weist mit Recht darauf hin, daß erst durch die Anlage von Eisenbahnen die Kolonie an das Mutterland dauernd gefesselt wird, und sieht es als selbstverständlich an, daß die Mittel durch Anleihen des Mutterlandes aufgebracht werden, ganz wie er diesem die Pflicht zuweist, Ansiedler heranzuziehen und auszustatten, solange die Verhältnisse der neuen Kolonie noch nicht genügende Anziehungskraft haben, um Ansiedler herbei zu locken, die mit eigenen Mitteln und auf eigne Gefahr ihr Glück zu machen suchen.

Auch ist es ganz beispiellos, daß die englische Regierung und das englische Parlament sich solchen Pflichten entzogen hätten. Sie rechnen in ihren Kostenanschlägen und in der Anlage ihrer Kapitalien mit weiten Zeiträumen und haben bisher noch immer ihren Vorteil dabei gefunden. In Frankreich aber ist, nachdem Jules Ferry der ersten Scheu vor kolonialen Unternehmungen geopfert worden war, die Volksvertretung und die öffentliche Meinung die treibende und drängende Kraft, der die Regierung kaum genug tun kann. Prinzipielle Gegner kolonialer Unternehmungen, wie bei uns, gibt es auf englischem und französischem Boden

nicht. In England würde man sich damit lächerlich machen und für politisch unzurechnungsfähig gelten, in Frankreich würde der Mann als Verräter angesehen werden, der gegen koloniale Ausgaben stimmen oder agitieren wollte. Ist doch in Frankreich noch kürzlich eine Anleihe von 65000000 Franks bewilligt worden, die überwiegend für Eisenbahnbauten, zumeist in den westafrikanischen Kolonien, verwandt werden soll und zwar so, daß Senegal, Senegambien und Niger 23 Millionen, Guinea 17 Millionen und die Elfenbeinküste 10 Millionen Franks erhalten sollen. Dabei ist Dahomey bereits so weit, seine Eisenbahnen aus eigenen Mitteln zu bauen, und eine nicht zu ferne Zukunft wird die Mittel für den großen Trans-Saharien zu bewilligen haben. Von der französischen westafrikanischen Anleihe sind rund 45 Millionen frei in Anteilen à 500 Franks, von der französischen Regierung mit $3^1/_2$ Prozent garantiert, anfangs September mit einem Kurse von $93^1/_2$ emittiert worden. Etwa binnen 10 Tagen war die ganze Anleihe vergeben. Ganz ebenso wurde die 50 Millionen Anleihe für Madagaskar in Anteilen von 500 Franks zu $3^1/_2$ Prozent von Frankreich garantiert und völlig ausverkauft. Aber allerdings, die Nation steht in Frankreich hinter der Kolonialpolitik des Staates, und weil beide Teile sich dessen bewußt sind, daß sie für die Zukunft Frankreichs arbeiten, finden sie auch den Entschluß und den Mut, durch Aufnahne von Anleihen auf die kommende Generation einen Teil der Lasten abzuwälzen. Werden doch die reichsten Früchte gerade ihr zufallen.

Die Eisenbahnanleihen für die englischen Kolonien lassen sich an der Hand der dem Parlament vorgelegten Berichte eingehender verfolgen. Sie zeigen uns, mit wie offener Hand die englische Volksvertretung bereit ist, da zu geben, wo es sich um weitere Erschließung ihres Kolonialbesitzes handelt. Es wurden bewilligt: für Sierra Leone (Eisenbahn Freetown—Bô) von 1896—1902 1114381 L., Goldküste (Eisenb. Sekondi—Kumasi und Voltabahn) von 1898—1900 2274000 L., Lagos (Eisenb. Lagos—Kabba) 1896—1902 1187476 L. (davon 116000 Vorschüsse aus den Kolonialeinkünften), Kapkolonie 1872—1899 26861543 L., Natal 1875—1900 6379966 L., Uganda 1896—1902 4930000 L.

Das gibt, die Eisenbahnen in Transvaal, Rhodesia, Betschuana und Matabele-Land nicht eingerechnet, 42767372 L. oder in runder Summe 854 Millionen Mk. Wollte man noch die Anleihen hinzurechnen, die in Westindien, Mauritius, Indien, Australien und Kanada für den Bau von Eisenbahnen aufgenommen worden sind, so würde sich die ungeheure Summe von 246148031 L. ergeben, das ist über $4^3/_4$ Milliarden Mark.

Aber wir ziehen es vor, bei Afrika stehen zu bleiben und zu erwägen, was denn wir diesen bewunderungswürdigen Leistungen entgegenzusetzen haben, auf welche der Reichtum Englands zu nicht geringem Teile zurückzuführen ist.

Eine allgemeine Betrachtung drängt sich dabei auf.

Wie oft wird darüber geklagt, daß unsere Politik keine großen Ziele verfolge, wie etwa Rußland, Frankreich, England es tun. Und in der Tat, wenn man von uns erwartet, daß wir wie jene auf fortgesetzte Erweiterung unseres Besitzes an Land und Leuten ausgehen sollen, haben wir wenig als Vergleichsobjekt gegenüberzustellen. Unsere bescheidene Stellung in Ostasien und in der Südsee, das sind, abgesehen von den afrikanischen Kolonien, die Erwerbungen des letzten Menschenalters gewesen. Wir gehen auch nicht darauf aus, uns in Asien von Kiautschau her weiter auszudehnen, wie etwa Frankreich und England unablässig von Hinterindien aus tun. In Europa aber haben wir erreicht, was wir erstrebten, das Reich, das wir nun zu schützen und auszubauen berufen sind. Wir haben aber zudem den großen Schritt getan, der der Landmacht Deutschlands eine stetig wachsende Seemacht zur Seite stellte, unseren Handel und unsere Industrie, Technik und Wissenschaft in einer Weise gefördert, die den Vergleich mit keinem anderen Staat und mit keiner anderen Nation zu scheuen braucht. Auch für uns ist die Welt größer und weiter geworden und es gibt keinen Hafen, den unsere Flagge nicht erreicht und kein noch so abgelegenes und weltfremdes Gebiet, das Forscher unseres Geblüts nicht zu erschließen geholfen hätten. Damit also könnten wir uns wohl zufrieden geben. Nur an einem Punkte scheint uns die Kraft der Initiative und der kühne Unternehmungsgeist zu versagen: in unseren eigenen Kolonien. So bewunderungswürdig es ist, was einzelne in aufopfernder Hingebung geleistet haben und noch leisten, so unleugbar das Interesse ist, das für unsere kolonialen Aufgaben in den weitesten Kreisen lebt, wie das Netz der sich über das Reich erstreckenden Kolonialvereine beweist, ebenso unleugbar ist, daß das Reich in seiner Volksvertretung sich den kolonialen Aufgaben versagt.

Der Reichstag macht Parteipolitik von Abstimmungskompromiß zu Abstimmungskompromiß, und das Opfer dabei sind noch immer unsere kolonialen Interessen gewesen. Wenn die in Frage kommen, sind sogar Richter und Bebel Bundesgenossen, und die marktende Majorität verliert darüber das Bewußtsein ihrer Kraft und das Gefühl dafür, daß der Besitz der Kolonien uns auch Pflichten auferlegt, deren Erfüllung wir nicht nur der Gegenwart, sondern der Zukunft schuldig sind.

Überlegen wir doch, was wir in all' den Jahren an die Erschließung der Kolonien durch Eisenbahnen gewandt haben.

Für die etwa 80 Kilometer lange Usambarabahn bis Korogwe 6½ Millionen Mark; für die Weiterführung bis Uombo, d. h. 48 Kilometer, sind aus 1903 ganze 750 000 Mark bewilligt worden, der Gesamtanschlag beträgt 3½ Millionen. Die 380 Kilometer lange Bahn Windhuk-Swakopmund, die ohne die Initiative des Freiherrn von Richthofen wohl auch heute nicht bestände, hat rund 26 Millionen Mark gekostet.

Dazu sind für Togo 450 000 Mark bewilligt, für die 40 Kilometer lange Bahn Lome-Klein Popo, deren Gesamtkosten 1 200 000 Mark sein werden, 450 000 Mark, und endlich soll das Reich die Linie Lome-Palime (120 Kilometer) fertig stellen, die etwa 7½ Millionen kosten wird.

Das aber ist alles und ergibt, wenn wir die genehmigten aber noch nicht fertigen Bahnen mitrechnen, 668 Kilometer und wenig über 82 Millionen Mark! Nichts aber ist beschämender als dieses dürftige Resultat, sobald man zum Vergleich heranzieht, was die anderen getan haben. England z. B. hat für die fast 1000 Kilometer lange Ugandabahn nicht 5 Jahre gebraucht und dabei, wie wir sahen, weder Kosten noch Mühe gescheut.

Was wir brauchen, ist eine große Reichsanleihe für koloniale Eisenbahnen unter Garantie des Staates, damit auch großes erreicht werden kann. Daran hängt die Erschließung der Kolonien, die Lösung der Besiedelungsfrage, daran hängt auch die Ehrenpflicht, die unsere Generation den kommenden Geschlechtern gegenüber hat.

Unser nächstes Ziel aber müssen die beiden großen Kolonien in Ost und Südwest sein: eine Südbahn zum Nyassa, für welche von Kennern, wie Prof. Hans Meyer, die Strecke von Kilwa nach Wiedhafen in Vorschlag gebracht ist, einen Ausbau der Linie Swakopmund-Windhuk nach den Otawiminen einerseits, und südwärts nach Keetmanshoop. Das eine wie das andere ist unerläßlich wie das tägliche Brod, wenn nicht anders unsere Kolonien bestimmt sein sollen, der tote Winkel in dem immer gewaltiger zu großer Zukunft emporstrebenden europäischen Afrika zu bleiben.

Ohne staatlich garantierte Reichsanleihe aber werden wir in absehbarer Zeit nichts erreichen. Das ist der Punkt, auf den alles ankommt, und wir meinen, daß, wenn eine kräftige Agitation hier einsetzte, die gute Sache schließlich den Sieg behalten und sich durchzwingen wird.

Ehrt eure deutschen Meister!

Bemerkungen zum Wagnerdenkmal.

Von

Wolfgang Golther.

Wer Richard Wagner feiern will, muß vor allem eine tiefe und klare Vorstellung und Anschauung von der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit des Meisters besitzen, er muß wissen, was Richard Wagner war und wollte, er muß seine schlichte, große Wahrheit und Innerlichkeit begriffen haben und im Geiste des Künstlers das Kunstwerk verwirklichen helfen.

Das vielbesprochene Berliner Denkmal führt uns zur Frage, wie das Andenken Richard Wagners vom deutschen Volke zu wahren ist.

I. Das Berliner Denkmal.

Bedarf Richard Wagner überhaupt eines prunkvollen Denkmals, an dem man vorübergeht? Zweifellos ist er vor allen anderen wert, in den Reihen unserer Heldengeister zu stehen und dieselben Ehrungen zu empfangen. Gerade beim ersten Standbild erhebt sich aber die Frage, ob es aus dem Geist und aus der Wahrheit entsprang, ob Zeit und Ort gut gewählt sind, ob innere Notwendigkeit das Bild erschuf. Berlin spielt bekanntlich in der Geschichte der Wagnerschen Kunst eine traurige Rolle. Die Berliner Bühne blieb immer absichtlich im Rückstand, ist in der Pflege der Werke Wagners nie vorausgeschritten, sondern nur widerstrebend hinterdrein gefolgt. Noch heute sind die vielen, zum Teil völlig stilwidrigen Wagnervorstellungen im Opernhaus nur Sache der Mode und Kasse, keineswegs überzeugte künstlerische Taten. Meyerbeer war einmal der Heros der Berliner Oper, aber noch niemals Wagner. Persönliche Beziehungen haben Wagner niemals enger mit Berlin verknüpft. Also was soll ein Berliner Denkmal sagen? etwa eine Sühne bedeuten und einmal ausnahmsweise die Reichshauptstadt an der Spitze des Wagnerkultes zeigen? Aber das Denkmal ist ja gar nicht von der Stadt Berlin erstellt, nicht einmal von den Stadtverordneten angenommen worden. Leipzig, Dresden, München hätten gewiß immer noch mehr

Anspruch auf ein Standbild und vielleicht weckt gar der Berliner Vorgang Nachfolge, was Gott verhüte! Von höheren Gesichtspunkten wurden Eisenach und Bayreuth als würdige Stätten bezeichnet. Soviel ist sicher, ein Denkmal stünde überall besser als gerade in Berlin. Der Ort ist also schlecht gewählt. Wagners Andenken erfuhr eine rein äußerliche, gedankenlose Ehrung.

Und steht es besser mit der Zeit? Nach Wagners Tod 1883 tauchten mehrere Denkmalsvorschläge auf, die aber glücklicherweise alsbald wieder fallen gelassen wurden. War doch viel wichtigeres und dringlicheres zu tun als tote Bilder aufzustellen. Will man 1913 in gewohnter Weise den 100. Geburtstag Wagners mit Denkmalsweihen begehen, so ließe sich das allenfalls rechtfertigen, vorausgesetzt, daß über diese im Grunde doch ganz äußerliche und nichtssagende Ehrung höhere Pflichten nicht versäumt werden. Aber was soll 1903? Überall reine Willkür, nicht Notwendigkeit, also nach Wagners Auffassung bloßes Luxusbedürfnis, keine künstlerische Not.

Und endlich zwischen dem Bildner und dem Abgebildeten müßte ein innerer Zusammenhang bestehen, der Bildner sollte wenigstens ein bescheidenes Maß von Kenntnissen über Wagner nachweisen, umso tiefer und echter, je höher der Gefeierte steht.

Mußten solche Erwägungen an und für sich schon jeden Einsichtigen gegen ein Berliner Denkmal bedenklich machen, so noch viel mehr die äußeren Umstände, unter denen die ganze Angelegenheit von Anfang an verletzend und würdelos betrieben wurde. Die Tageszeitungen haben darüber genug gebracht; wir brauchen diese unerfreulichen Vorgänge nicht zu wiederholen. Die Tatsache steht vor aller Augen, daß das Denkmal ohne Mitwirkung des Hauses Wahnfried und der ganzen Bayreuther Gemeinde im engeren und weiteren Sinne entstand, daß die Denkmalsweihe im vollen Widerspruch mit den Ansichten und Wünschen aller sachverständigen Freunde der Wagnerschen Kunst sich vollzog, daß die meisten der damit verknüpften Feste jedes künstlerische Anstandsgefühl aufs Gröblichste verletzten. Wohl die seltsamste „Ehrung", die je einem deutschen Meister zuteil ward! Hier kam die künstlerische Unwahrheit der ganzen plumpen Unternehmung grell ans Licht. Wie wunderlich nahmen sich doch die Berichte über das Fest aus, zu dem keiner von denen, die ihre ganze Persönlichkeit im Gralsdienst aufzuopfern gewohnt sind, erschienen war, wogegen Beamte und offizielle Standespersonen, die bisher von Amts wegen der Kunst ganz fern standen, in den Vordergrund traten. Wenn sie durch diese „Ehrenpflicht" zum Nachdenken über Wagners Kunst

angeregt und gegebenenfalls zum Handeln für Wagner bestimmt würden, dann hätte die Feier wenigstens einen Erfolg, den wir freilich kaum zu hoffen wagen. Wir fürchten, auch hier bleibt alles bei der angenehmen und billigen Repräsentationspflicht stehen.

Thode hat in einem tief gehaltvollen Vortrag angedeutet, wie Wagner in würdiger Weise zu feiern war. Es war gleichsam ein Blick vom Bayreuther Hügel aus durch die Kunstgeschichte. Kein äußerlich historisches Programm war da aufgestellt, vielmehr der Versuch gemacht, im anschaulichen Bilde vorzuführen, aus welchen Anregungen und Gedanken Wagners Kunst sich erhob. Die „Vorläufer" Wagners wären in dem Sinne zum Wort gekommen, wie er selbst sie zu seinem eigenen Kunstwerk ins Verhältnis setzte, wie er auf sie baute. Gewiß konnte man im Programm sich manches auch anders denken, der Grundgedanke war überzeugend klar und einfach, eine künstlerische Veranstaltung, deren einzelne Teile ein geistiges Band zu lebendiger Einheit verband. Der tief verwandte Zug, der alle großen Kunstschöpfungen vereinigt, sollte hier am Weihefest einmal offenbar werden. Eine schöne Gelegenheit war geboten, Richard Wagners Erscheinung in ihrer unerschöpflichen Fülle zu begreifen. Das nach Ort, Zeit, Form so unerquickliche Denkmal hätte wenigstens eine schöne und edle Weihe erfahren und die Bayreuther Gemeinde, die doch zweifellos in solchen Dingen zunächst zuständig ist, versammelt.

Aber Rücksicht auf amtliche Stellen, unter deren Schutz und Schirm einmal das merkwürdige Denkmal stehen sollte, verbot angeblicherweise derlei Änderungen, wie sie die Annahme von Thodes Programm erforderte. Vielleicht wars gut so. Denkmal und Weihe paßten ja jetzt völlig zueinander, es gab keinen Widerspruch: es war und blieb ein Berliner Denkmal und Berliner Fest schlimmster Art ohne einen Hauch Wagnerschen Geistes. Da es sich endlich doch nur um die Tat eines einzelnen Mannes handelt, der den Drang verspürte, mit großem Gepränge als Denkmalsgründer aufzutreten, so sei hier an ein ganz anderes schlichtes und einfaches Wagnerdenkmal erinnert, das am 25. September 1887 in Mannheim an Emil Heckels Haus enthüllt wurde. Das ist das erste öffentliche Denkmal, das Wagner errichtet wurde. Emil Heckel aber war einer der treuesten Helfer am Bayreuther Werk, der in innigster Liebe und Verehrung dem Meister ergeben war und seine vornehmste Lebensaufgabe darin sah, selbstlos der Kunst zu dienen. Und zum äußeren Zeichen solcher Gesinnung weihte er sein Haus mit einem schönen, schlichten Wagnerbild, das in Ursprung, Ausführung, Weihe und Bedeutung das

volle Gegenstück zum leeren Prunkstück des Tiergartens darstellt. Das Berliner und Mannheimer Denkmal erscheinen mir wie die Sinnbilder eines äußerlichen, wertlosen und falschen Wagnerkultes und einer schöpferischen Betätigung im Geiste Richard Wagners, hier Luxuskunst und Reklame, dort selbstloser Dienst am Gral. Die 1899 erschienenen Briefe Richard Wagners an Emil Heckel zeugen dafür, wie hoch der Meister den Getreuen schätzte; dort mag man auch über die Mannheimer Denkmalsweihe nachlesen.

II. Bayreuth.

Ein sogenanntes Nationaldenkmal hat Wagner also überhaupt noch nicht und gewiß am allerwenigsten in Berlin. Nach unserer Meinung bedarf es aber dessen gar nicht. Wie leicht erscheint ein solches Denkmal als eine Abschlagszahlung an den Genius, der damit zu den Klassikern geworfen wird und auf sich beruhen mag. Die Zeit hat den schuldigen Dankeszoll abgetragen und kann zur Tagesordnung fortschreiten. Den „Klassiker" mag die gelehrte Zunft weiterhin erforschen; der Gebildete kann von Zeit zu Zeit davon flüchtig Kenntnis nehmen und das Volk erfährt genug durchs Standbild. Richard Wagners Kunst ist aber von unerschöpflicher Lebenskraft und verlangt immer neue unmittelbare Wirkungen. Wir wollen und brauchen keine Wagnerdenkmäler, sondern lebendige deutsche Kunst im Geiste Richard Wagners. Nur so ist des Meisters Andenken wirklich zu ehren. Vor allem gilt es, sein höchstes und letztes Ziel, die Bayreuther Festspiele, zu wahren und zu befestigen. In seiner Rede bei der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses am 22. Mai 1872 wies Wagner die Bezeichnung „Nationaltheater" zurück: „Wo wäre die Nation, welche dieses Theater sich errichtete?" — Nur Sie, die Freunde meiner besonderen Kunst, meines eigensten Schaffens und Wirkens, hatte ich, um für meine Entwürfe mich an Teilnehmende zu wenden. — — Sei das Gebäude jetzt auch bloß ein provisorisches, so wird es dieses nur in dem gleichen Sinne sein, in welchem seit Jahrhunderten alle äußere Form des deutschen Wesens eine provisorische war. Dies aber ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut. Der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut." „Somit rage unser provisorischer, wohl nur sehr allmählich sich monumentalisierender Bau des Festspielhauses für jetzt als ein Mahnzeichen in die deutsche Welt hinein, welcher es darüber nachzusinnen gebe, worüber diejenigen sich klar geworden waren, deren Teilnahme, Bemühung und Aufopferung es seine Errichtung verdankt. Dort stehe

es auf dem lieblichen Hügel bei Bayreuth." An Feustel schrieb Wagner am 12. April 1872: „Wir geben mit diesem Bau nur den Schattenriß der Idee, und übergeben diesen der Nation zur Ausführung als monumentales Gebäude."

In diesen Worten ist das Vermächtnis Wagners an die Deutschen klar vorgezeichnet. Wir ehren sein Andenken nur dadurch, daß wir dazu beitragen, den Bayreuther Gedanken zu begreifen und zu erfüllen. Alles andre ist überflüssig, ja sogar vom Übel. Wagnerfeste, auch bessere als das Berliner, zerstreuen und lenken von der Hauptsache ab. Wir brauchen aber Sammlung und Vertiefung. Mit dem Verständnis der Meisterkunst und ihrer Bedeutung steht es noch schlimm genug in deutschen Landen. Wie vielen ist der „Fall Wagner" eben noch nichts weiter als ein „Musikantenproblem". Vom Dichter, vom Schöpfer des deutschen Dramas aus dem Geiste der Musik wissen sie nichts. Mit kleinlich persönlichem, engherzigem Maßstab messen sie die wundervolle künstlerische Persönlichkeit Wagners. Wie beschämend und verständnislos war die Behandlung der Parsifalfrage im Reichstag! Leute, die nur Partei und Geschäft kennen, begreifen nicht, daß es höhere Dinge gibt; sie schrauben alles auf ihren eigenen Standpunkt und engen Gedankenkreis herunter und messen nach Regeln, was nicht nach ihrer Regel Lauf. Bayreuth erscheint vielen, allen offenkundigen Tatsachen zum Trotz, als eine Geschäftsunternehmung der Erben des Meisters. Und sie behaupten, Wagners Werke müßten aller Welt frei und zugänglich werden. Zahllose Irrtümer über Wagner herrschen noch heute, von denen an, die noch den Musiker verwerfen und den Dichter leugnen, bis zu denen, die Wagnerdenkmäler setzen, das Münchener Prinz-Regententheater für völlig gleichwertig und gleichberechtigt mit Bayreuth ansehen und den Parsifal als Spielplanoper wünschen. Welch trübe Spiegelung der Meisterkunst draußen im Weltwirrwesen! Wir retten uns vor alledem nur dadurch, daß wir auf Bayreuth zurückblicken, wo einzig und allein Wagners Geist in künstlerischen Taten immer von neuem auflebt. „Allen, die das Fest mit uns feierten, ist der Name Bayreuth zu einem teuren Angedenken, zu einem sinnvollen Wahlspruche geworden. Und solchen Wahlspruches bedarf es, um im täglichen Kampfe gegen das Eindringen der Kundgebungen eines tief sich entfremdeten Geistes der deutschen Nation auszudauern."

Was aber bedeutet für uns dieser sinnvolle Wahlspruch? Wir erkennen und verehren in Richard Wagner den Schöpfer des deutschen Dramas, das sich auf dem durch Schiller und Beethoven geschaffenen

Grunde erhebt. Diesem Drama schuf Wagner aber auch den Schauplatz, das Bayreuther Festspielhaus. Nach langen, oft wiederholten Versuchen, den großen Meisterwerken vollkommen stilgetreue Darstellungen innerhalb der bestehenden Bühnenverhältnisse zu verschaffen, erkannte Wagner die Notwendigkeit der Festspiele, die, außerhalb des persönlichen Bühnenbetriebes und aller unkünstlerischen Rücksichten enthoben, nur der Verwirklichung des dramatischen Kunstwerkes dienen sollten. Aus der Erfahrung und lebendigen Anschauung, nicht etwa aus vorgefaßten Lehrmeinungen und abstrakten Vorstellungen ergab sich die Forderung der Bayreuther Festspiele, die der Meister schließlich doch durchsetzte. Ihm wars nun vergönnt, Ring und Parsifal aufzuführen. Aber der treusten Fürsorge gelang es, nach Wagners Tod allmählich alle seine Werke vom Holländer an nach Bayreuth zu bringen und in leuchtender Schönheit und Reinheit die Dramen, die wir zuvor nur in gräulichen, opernhaften Entstellungen kannten, uns vorzuführen. Der Bayreuther Gedanke hat sich also wahrlich, wenigstens für Wagners Werke, herrlich bewährt. Niemals wären die ständigen Bühnen fähig gewesen, diese Aufgabe von sich aus anzugreifen und zu lösen. Nur unter außerordentlichen, festlichen Voraussetzungen und bei ehrfurchtsvoller Hingabe an die Sache war diese hochbedeutende künstlerische Tat möglich. Den Festspielen wohnt aber nicht allein die Kraft künstlerischer Offenbarung inne, sondern auch erziehliche Wirkung auf Darsteller und Zuhörer. Im Vorwort zur ersten, öffentlichen Ringausgabe 1863 schrieb Wagner:

„Ebenso wichtig, wie für die Aufführung selbst, müßte, meinem Erachten nach, nun aber der Erfolg einer solchen Aufführung hinsichtlich ihres Eindruckes auf das Publikum sein". — — „Wollen wir nun aber in der Schätzung jener beabsichtigten Wirkung uns für jetzt nicht in das Weite verlieren, so fassen wir dagegen nur dieses Eine in das Auge, welcher Art die Stimmung und das Urteil, den früher gewohnten Leistungen gegenüber, nun bei den wieder zurückkehrenden Künstlern, so wie den sie begleitenden Zuhörern, sein werden. Bin ich im ganzen auch nicht geneigt, mir zu große Erwartungen von der Andauer ungewöhnlich erregter Stimmungen zu machen, so dürfte doch aber wohl mit Sicherheit anzunehmen sein, daß unsere Darsteller nun nicht ganz wieder in das Gleis ihrer vorigen Gewohnheiten zurückfallen könnten, und dies um so weniger, wenn sie ihre außergewöhnlichen Leistungen auch außergewöhnlich aufgenommen sahen, und wenn wir überhaupt die Annahme festhalten, daß wir uns eben bloß die wirklichen strebsamen Talente, denen gerade nur die fördernde Übung und Richtung fehlte, auswählten. Aber wir müssen auch annehmen, daß unseren Festaufführungen die artistischen Vorstände, und viele Künstler selbst, der übrigen deutschen Theater, schon aus bloßer Neugierde, beiwohnten: Alle *sahen* und *hörten* nun einmal mit Augen und Ohren, was durch irgend welche Demonstration ihnen nie deutlich zu machen sein würde; sie empfingen unmittelbar den Eindruck einer szenischen Darstellung, in

welcher Musik und poetische Handlung, in allen kleinsten Teilen, zu einem einheitlichen Ganzen geworden waren. Und eben hiervon erfuhren sie auch die Wirkung auf das Publikum, wie auf sich selbst. Unmöglich könnte diese Erfahrung für ihre weiteren eigenen Leistungen gänzlich ohne Einfluß bleiben. Wahrscheinlich würde man zunächst hier und dort, namentlich auf den reicher ausgestatteten Theatern, zu dem Versuche schreiten, anfänglich Teile, endlich das Ganze jener Aufführungen, nun bei sich zu wiederholen: selbst die unvollkommenere Reproduktion würde jetzt, mit dem bei jenen großen Originalaufführungen erlangten Verständnisse, sich äußerst vorteilhaft vor den sonst üblichen Leistungen dergleichen Theater auszeichnen. Schon hieraus könnten sich die Ansätze zu einem wirklich deutschen Styl für musikalisch-dramatische Aufführung bilden, von denen gegenwärtig noch keine Spur vorhanden ist.

Diese glücklichen, anfänglich aber doch wohl nur noch schwächlichen, oft vielleicht verwirrten und unklaren Wirkungen zu kräftigen und vor gänzlichem Verlöschen zu behüten, wäre dann das sicherste Mittel, Wiederholungen der großen Originalaufführungen selbst zu veranstalten".

So dachte sich also Richard Wagner sein Festspiel als einen leuchtenden Mittelpunkt im deutschen Kunstleben, von dem sogar eine Veredelung der Bühnen allmählich ausgehen könnte. Freilich wurde er hernach wieder zweifelhaft, und nur ungern und gezwungen gab er den Ring den Theatern frei. Und dennoch ist einiges von den oben ausgesprochenen Wünschen erfüllt, da wir seit dem Bayreuther Vorbild manchmal auch gute und künstlerisch wertvolle Aufführungen auf den gewöhnlichen Theatern vorfinden. Wenn nun zwischen den Festspielen und ständigen Bühnen bei den übrigen, freigegebenen Werken förderliche Wechselwirkungen denkbar, möglich und wünschenswert sind, so würde dies aber niemals auf den Parsifal zutreffen.

„Indem ich mit seiner Dichtung eine unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt, glaube ich die Veranlassungen, welche den Ring des Nibelungen dem Bühnenfestspielhaus in Bayreuth entführten, für den Parsifal schon dadurch unmöglich gemacht zu haben."

„Während der Ausführung ist mir der Charakter dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, daß, selbst unter allen denen Umständen, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des Ringes des Nibelungen auf unseren Stadt- und Hoftheatern zuläßlich machten, das Bühnen-Weih-Festspiel „Parsifal" mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen unmöglich in das Opern-Repertoire unserer Theater aufgenommen werden darf. Mein erhabener Wohltäter, der König von Bayern, stand, als ich ihm dies eröffnete, innig verständnisvoll sofort davon ab, den „Parsifal" auf seinem eigenen Hoftheater sich vorgeführt zu sehen, wogegen er einzig das Bühnenfestspielhaus in Bayreuth für solche — besondere und seltene — Aufführungen geeignet erklärte."

Die Freigabe des Parsifal ist ein unwürdiger Schacher mit dem Heiligsten, eine Entweihung unsrer tiefsten, zartesten, religiösen Empfindung, eine Quelle zahlloser Irrtümer und Mißverständnisse, eine völlige Trübung

und Verwirrung der reinsten Kunstlehre, eine Versündigung am heiligen Geiste deutscher Kunst, eine schwere Pietätlosigkeit gegen den letzten Willen unseres großen Meisters. M. G. Conrad fand das rechte Entrüstungswort, wenn er den New-Yorker Parsifal als Gralsraub brandmarkte.

Der Bayreuther Gedanke im Sinne Richard Wagners ist endlich die Vorahnung und Spiegelung einer möglich gedachten Kultur, die in dieser hehren Kunst ihren innersten und wahrsten Wesensausdruck fände. Es wird freilich immer nur eine Gemeinde bleiben, die sich mit vollster Hingabe um einen Meister schart. Je mehr sie wächst an Zahl, Wissen und Glauben, desto eher sind künstlerische Wirkungen aufs Leben unsres Volkes zu erhoffen. Die Kulturwirkung der Wagnerschen Kunst auch nur anzudeuten, muß ich mir hier versagen. Ich verweise auf das vierte Kapitel in Chamberlains „Richard Wagner".

III. Unsere Aufgabe.

Mit Fug und Recht schrieb Hans Richter ans Denkmalkomitee: „Feiern kann man den Meister bloß durch Aufführung — und zwar möglichst korrekte — seiner eigenen Werke, sowie durch Werke andrer ebenbürtiger Meister." „Daß Richard Wagner keines Denkmals bedarf, daß er sich selbst sein Denkmal mit dem Festspielhause von Bayreuth errichtete, welches einst monumental auszubauen die Aufgabe des deutschen Volkes ist, das wissen wir alle." Wollen wir kurz und bündig mit greifbaren Vorschlägen sagen, wie Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern ist, so treffen wir immer wieder zuerst nur auf Bayreuth, dessen Bedeutung möglichst vielen Deutschen klar werden muß. Der Bayreuther Stipendienfonds sorgt dafür, durch Freiplätze und Gewährung von Reisebeiträgen möglichst vielen, und besonders auch Unbemittelten den Besuch der Festspiele zu ermöglichen. Hier bietet sich reichen Spendern eine überaus dankbare Aufgabe, durch Zuwendung von Geldern diesen segensreichen Stipendienfonds zu kräftigen. Es könnten auch von Staatswegen Bayreuther Stipendien errichtet werden, insbesondere für Lehrer und Studenten. Endlich wäre beizeiten die Beschaffung eines großen Kapitals durch öffentliche und private Sammlungen ins Auge zu fassen, um das Bayreuther Haus zu monumentalisieren. Mit diesem Monumentalbau würde sich ganz von selbst ein edles, schlichtes Standbild, am besten wohl nur eine Büste ohne Pose und Allegorie, verknüpfen. Das Geld, das zwecklos an öde Denkmäler verschwendet wird, könnte also fruchtbar und segensreich im Dienste der Bayreuther Sache und zu Ehren Richard Wagners angewandt werden.

Die Bayreuther Festspiele sind die einzig wahre Lebensquelle hoher, stilvoller, dramatischer Aufführungen. Sie sind unnachahmlich, können niemals verpflanzt oder durch irgendwelche Mustervorstellungen ersetzt und verdrängt werden, weil allen diesen Veranstaltungen, und wären sie noch so ernst gemeint, eben die Grundbedingungen und Voraussetzungen, die völlige künstlerische Freiheit, fehlen. Von Bayreuth können aber wohltätige Einflüsse auf die ständigen Bühnen ausgehen. Bayreuth gibt das Vorbild, an dem die Bühnen lernen können, dem sie nach Kräften und im rechten Geist und Verständnis nachzueifern haben. Um das zu vollbringen, bedarf es nur möglichst vieler Wissenden und Wollenden unter Darstellern und Zuhörern. Selbst in kleinen Verhältnissen kann bei gutem Willen Bayreuther Geist und Stil erpflegt werden. Zugleich wären in unseren deutschen Städten anstatt mancher teuren und schlechten Wagnervorstellungen auch einige gute stilgetreue Aufführungen zu volkstümlichen Preisen, z. B. an Gedenktagen, am 13. Februar und 22. Mai anzustreben. Daraus klärt sich das Wissen und stärkt sich der Glaube. Wenn die Bayreuther Kunst inneres Bedürfnis wird, dem geht schließlich ganz von selbst auch ihre Kulturbedeutung auf. Im Dienste dieser Kunst arbeitet man bereits an der von Wagner gewollten deutschen Kultur. „Der einzelne soll zu etwas Überpersönlichem geweiht werden", sagt Nietzsche von der Kunst. Unser Leben wird also im Gralsdienst zu höherer Bedeutung geweiht. Gegen die Nichtachtung des letzten Willens Richard Wagners, gegen die Entweihung des Parsifal zu protestieren, ist einfache Ehrenpflicht.

Die Art und Weise, wie Richard Wagner mit äußerlichen Scheinehren bedacht wurde, hat ziemlich einmütige Verurteilung erfahren. Möchten doch auch alle anderen Unternehmungen, die unter seinem Namen mit scheinheiliger Miene gegen sein Werk gerichtet sind, ebenso klar erkannt und verdammt werden! Hüten wir uns aber vor neuen Trugbildern, vor Zerstreuung und Zersplitterung, indem wir fest ins Auge fassen, was Richard Wagner war und wollte, und uns, jeder auf seinem Gebiete, zu ernster treuer Mitarbeit am Gedanken von Bayreuth weihen und das Erbe des Meisters rein und hoch halten. Wir dienen dem Andenken Richard Wagners nur, indem wir ihn verstehen und unser liebevolles Verständnis in Taten umsetzen, nicht aber dadurch, daß wir seinen ernsten künstlerischen Willen verleugnen und die erhabenste Schöpfung seines Lebens, den Bayreuther Gedanken, auf Tod und Leben befehden.

Das Haus Habsburg und das Magyarentum.

Von

Pannonicus.

In letzter Zeit hat die Verfolgung des Deutschtums in Ungarn, die Obstruktion der Unabhängigkeitspartei gegen die Erhöhung des Rekrutenkontingents, die magyarenfeindliche Bewegung des gesamten Südslaventums aus Anlaß der blutigen Unruhen in Kroatien und schließlich die Gefahr der Nationalisierung und Zweiteilung der österreichisch-ungarischen Armee die Aufmerksamkeit ganz Europas und begreiflicherweise insbesondere Deutschlands erregt. Hat doch bis jetzt Ungarn, beziehungsweise die dort herrschende magyarische Rasse als festeste Säule der Allianz zwischen dem Deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie sowie des Dreibundes gegolten!

Nun ist freilich eine Voraussetzung der Bündnisfähigkeit der Monarchie ihre einheitliche Betätigung in der auswärtigen Politik und als Mittel derselben die Einheitlichkeit ihrer Armee. Plötzlich werden aber der Welt die Augen darüber geöffnet, daß die sprachlichen Aspirationen der magyarischen Rasse auf die Zweiteilung der Armee durch die Einführung der magyarischen Armee- und Kommandosprache in den ungarischen Regimentern, sowie auf die Beseitigung der einheitlichen Fahnen und Embleme von tiefgreifender Wirkung auf die Konsistenz und Weltstellung der Monarchie, somit auf ihre Bündnisfähigkeit sein müssen. Das nach der gewalttätigen und chauvinistischen Ära des Baron Desider Bánffy ans Ruder gelangte Kabinett Széll, dem durch Proklamierung der Devise: Gesetz, Recht und Gerechtigkeit, durch deren teilweise Betätigung und durch entgegenkommende Behandlung der Opposition eine gewisse Ausgleichung der politischen Gegensätze und Parteileidenschaften gelungen war[1]), war nach der Vorlage eines Gesetzentwurfes über die

[1]) Diese „Ausgleichung der Gegensätze" lief in ihren praktischen Folgen freilich auf nichts anderes hinaus, als auf eine vollständige Abhängigkeit des Herrn v. Széll von Franz Kossuth und seiner Partei, deren gegenwärtige Tyrannis gerade durch Széll und den Grafen Apponyi, das Ideal eines äußerlich regierungsfreundlichen und tatsächlich oppositionellen Kammerpräsidenten, begründet worden ist.

Erhöhung des Rekrutenkontingentes außer stande, ein normales Funktionieren des Abgeordnetenhauses durchzusetzen. Und wenn die anfangs nur der Erhöhung des Rekrutenkontingentes Widerstand leistende, bald aber weitergehende Magyarisierungsforderungen auf dem Gebiete des Heerwesens erhebende Unabhängigkeitspartei behauptet, die Mehrheit „der Nation" auf ihrer Seite zu haben, so ist dies insofern richtig, als die Wahlbezirke der beiden Fraktionen und der Wilden der Unabhängigkeitspartei den Kern des reinen Magyarentumes bilden. Dagegen liegen die städtischen und Komitatsmunizipien, die noch während der Ministerpräsidentschaft Széells Stellung gegen die Obstruktion nahmen und der Regierung ihr Vertrauen votierten, größtenteils in den sprachlich gemischten Gegenden Ungarns und weisen eine weder Österreich, noch der gemeinsamen Armee gegenüber so feindselige Bevölkerung auf, wie die Bezirke der Unabhängigkeitspartei.

Die derzeitige feindselige Stellungnahme des Magyarentums gegen jedes Moment der Gemeinsamkeit mit der österreichischen Reichshälfte nicht bloß auf militärischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet entspricht genau der bisherigen geschichtlichen Entwicklung. Diese zeigt die herrschende Nationalität Ungarns seit vier Jahrhunderten mit seltenen Ausnahmen im starren Gegensatz zu der Dynastie, deren Bestreben seit ihrem Bestande naturgemäß auf Herbeiführung und Festigung einer solchen Gemeinsamkeit gerichtet war. Seitdem nach der Schlacht von Mohács eine dauernde Verbindung Ungarns mit dem Hause Habsburg zu stande gekommen ist, besteht im Grunde die Geschichte des Landes aus einem nur zeitwillig unterbrochenen, entweder mit den Waffen oder auf dem Felde der inneren Politik geführten Kampfe des Magyarentums gegen die Dynastie, der durch die Namen Zápolyas (Gegenkönig Ferdinands I.), der siebenbürgischen Fürsten Báthory, Bocskay, Bethlen, Rákoczy I., der Kurutzenführer Tökölyi und Rákoczy II. und des Diktators Ludwig Kossuth deutlich genug markiert ist. Neben dem stolzen Drange nach staatlicher Unabhängigkeit war es allerdings auch die Verteidigung der protestantischen Glaubensfreiheit gegen die Unterdrückung durch den Katholizismus, welche in den Augen vieler den Widerstand des ungarischen Adels gegen die absolutistischen und zentralisierenden Tendenzen der habsburgischen Hauspolitik sympathischer erscheinen ließ, als er es bei unbefangener Betrachtung im großen und ganzen verdiente. Tatsache ist, daß mit Ausnahme der Regierungszeit Maria Theresias und etwa der Napoleonischen Zeit, die Opposition und zwar eine meist recht scharfe Opposition gegen „Wien" die magyarische Volks-

seele Jahrhunderte lang erfüllt hat und jetzt wieder besonders lebhaft erfüllt. War der unausrottbare Gegensatz des ungarischen Adels, der ja vierthalb Jahrhunderte lang die Nation politisch repräsentierte, zur kaiserlichen Macht ein vornehmlich ständischer gegenüber der absolutistischen Fürstengewalt, so gesellte sich zu ihm infolge der ziviliſatorischen und zentraliſierenden Germaniſationsbestrebungen Josefs II. der magyarisch-nationale, der beim Tode des großen Reformkaisers siegreich blieb. Der gegen das Metternichsche System in den zwanziger und dreißiger Jahren im ungarischen Landtage und in der jungen magyarischen Presse geführte Kampf war politisch wohl defensiv, aber national offensiv, gegen die Entwicklung der nichtmagyarischen Volksstämme im Lande gerichtet. Diese wurden dadurch naturgemäß auf die Seite der Dynastie gedrängt und hielten auch größtenteils im Revolutionsjahre 1848/9 treu zu ihr.

Die preußischen Siege im Jahre 1866 brachten endlich dem durch die bitteren Erfahrungen des Jahrzehnts 1849—1859 gewitzigten Magyarentum im Jahre 1867 mit der Krönung Franz Josefs zum König von Ungarn die Erfüllung des größten Teiles seiner staatsrechtlichen Wünsche: ein eigenes Ministerium, eine eigene Gesetzgebung.

Der Ausgleich des Jahres 1867, durch den Franz Deák die Forderungen des Magyarentums in bezug auf die staatliche Selbständigkeit Ungarns mit den Großmachtsbedingungen der Monarchie und mit der Verfassungsmäßigkeit in den deutsch-slavischen Erbländern der Dynastie in Einklang zu bringen hoffte, wurde freilich von Anfang an seitens der den Traditionen Kossuths folgenden Unabhängigkeitspartei bekämpft. Nach und nach wurde er auch von einem Teile der Ausgleichsanhänger, von der zuletzt der Führung des Grafen Apponyi folgenden Nationalpartei nur als Grundlage einer entwickelteren Staatlichkeit, nur als Etappe zum weiteren „Ausbau des magyarischen Nationalstaates" betrachtet. Überaus bezeichnend im Hinblick auf dieses Ziel ist das Bekenntnis des früheren Ministerpräsidenten Baron Bánffy, daß bis zur Entnationaliſierung der nichtmagyarischen Landesbewohner Ungarn kein Rechtsstaat sein könne.

In den ersten Jahren des Dualismus traten allerdings die Magyariſierungsbestrebungen nur schüchtern auf und erwarteten insbesondere keine Förderung von seiten der Krone. Im Laufe der Jahre zog aber die Unterrichtspolitik der wechselnden Regierungen, sowie die Journaliſtik nicht bloß einen wirtschaftlichen Separatismus und nationalen Chauvinismus ganz unbändiger Natur groß. Sie erzeugte auch durch den Kultus der Erinnerungen an die „gegen die Deutschen" (d. h. gegen die zentraliſierende Politik des Kaiserhauses) geführten Freiheitskämpfe eine geradezu feindselige

Gesinnung gegen die habsburgische Dynastie. Diese Gesinnung war man magyarischerseits nur dann zeitweilig zurückzustellen geneigt, wenn der Monarch, ohne auf seine andersprachigen Untertanen in Ungarn und Österreich Rücksicht zu nehmen, den „nationalen Aspirationen" des Magyarentums, als deren Vertreter im Rahmen der dualistischen Staatsordnung sich die Apponyische Nationalpartei betrachtete, voll und ganz sich zu betätigen gestattete. Daß in der vielsprachigen österreichisch-ungarischen Monarchie nur durch ein billiges Einvernehmen der verschiedenen Elemente der innere Frieden erhalten werden könne, war eine Erwägung, der sich ein „Herrenvolk" wie das magyarische von dem Augenblicke an verschloß, als ihm die Herrschaft in der einen Reichshälfte unvorsichtigerweise bedingungslos ausgeliefert worden war. Während innerhalb des ungarischen Staates der imperialistische Gedanke immer mehr erstarkte und in der Verwaltung die starrste Zentralisation zu Gunsten der magyarischen Vorherrschaft Platz griff, wurde die europäische Großmachtstellung der Monarchie als internationaler Einheit den magyarischen Parioten ein Gegenstand des Spottes und das Werkzeug derselben, die einheitlich organisierte gemeinsame Armee, das Objekt zersetzender Bestrebungen. Doch traten diese lange Zeit hindurch nicht offenkundig zu Tage und wurden angesichts der Kinderkrankheiten, die der neuerstandene ungarische Staat bei seiner schwierigen Organisation zu überstehen hatte und die sich insbesondere als schwere finanzielle Schwierigkeiten äußerten, von der öffentlichen Meinung Europas vollständig übersehen.

So große Fehler auch im ersten Jahrzehnt der ungarischen Selbständigkeit zur Zeit der Ministerien Lónyay, Szlávy, Bittó und selbst Tisza gemacht wurden, so erwies sich der Dualismus doch einerseits lebensfähiger und andererseits für die europäische Machtstellung der Monarchie, scheinbar wenigstens, unschädlicher, als die Partisane der Einheitlichkeit derselben gedacht hatten. Das in seiner Konzeption richtige, in seiner Ausführung aber äußerst mangelhafte Ausgleichswerk Franz Deáks wurde darum lange als höchste politische Weisheit gepriesen und als Bollwerk der Machtstellung der Monarchie und ihrer Einheitlichkeit nach außen dargestellt. Der größte Teil des Magyarentums ließ es sich freilich nur als Etappe zur vollen Selbständigkeit von Österreich gefallen. Die Auffassung, daß im Jahre 1867 sich Ungarn nicht mit den übrigen Königreichen und Ländern des Kaisers verglichen, sondern sich bloß mit seinem Könige versöhnt habe, zeigt deutlich genug die Abneigung gegen eine Realunion zwischen den beiden Staaten der Monarchie. Die Aussöhnung mit dem gekrönten König erstreckte sich indes nicht vorbehaltlos

auf die ganze Dynastie, sondern blieb auf das Herrscherpaar beschränkt. Von der Dynastie wurden anfangs lediglich die Personen des Königs und der Königin aufrichtiger Zuneigung in weiten Kreisen der Bevölkerung teilhaft. Und auch diese nur unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen, deren Erfüllungen notwendiger Weise zu einer Kollision der Herrscher-Pflichten führen mußte. Gefordert wurde und wird noch vom Monarchen, daß er ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise den Wünschen und Ansprüchen seiner magyarischen Untertanen genug tue. An den Gedanken, daß der König von Ungarn auch Kaiser von Österreich sei und sowohl auf die vielsprachige Bevölkerung der im Wiener Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder, als auch auf seine nichtmagyarischen Untertanen im Königreich Ungarn, speziell auf die einer gesetzlichen Autonomie teilhaften Kroaten Rücksicht nehmen muß, kann sich die magyarische öffentliche Meinung nicht gewöhnen. Sie vermag sich auch nicht vom begeisterten Kultus der gegen das Haus Habsburg, gegen Wien, gegen die Deutschen gerichteten Aufstände zu trennen. Der Name Ludwig Kossuth übt noch immer einen weit stärkeren Zauber auf Millionen aus, als der Name des Königs. Zu Lebzeiten des Kronprinzen Rudolf hatte es den Anschein, als ob die Popularität seiner Eltern auf ihn übergehen würde, da er des Magyarischen vollständig mächtig war, gern in den Kreisen des ungarischen Hochadels verkehrte und auch sonst keine Gelegenheit unbenützt ließ, seiner Sympathie für die herrschende Rasse Ausdruck zu geben. Sein plötzlicher tragischer Tod machte die hochfliegenden Hoffnungen zu nichte, die sich nur zum Schaden der anderen Hälfte der Monarchie und der nichtmagyarischen Völker derselben hätten erfüllen lassen. Tiefes Mißtrauen aber erfüllt, sehr wenig verhüllt, das ganze Magyarentum gegen den Thronfolger Franz Ferdinand.

Die nach dem Ausgleich Franz Deáks von zehn zu zehn Jahren vorzunehmende Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs und die Feststellung der Quote zu den gemeinsamen Ausgaben mußten zur Entwicklung von Interessengegensätzen führen, deren fortwährende Hervorhebung diesseits wie jenseits der Leitha eine tiefe Antipathie zwischen Österreichern und Magyaren hervorzurufen geeignet war. Die Aufrechterhaltung der Neutralität der Krone ist nun überaus schwierig. Magyarischerseits wird die objektivste Stellungnahme des Monarchen, wenn sie nicht uneingeschränkt einen Vorteil für Ungarn bedeutet, sofort als Begünstigung Österreichs aufgefaßt. Der Versuch des Ministeriums Bánffy, eine gewisse Stabilität der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen

den beiden Reichshälften durch die Ischler Klausel, d. h. durch die Bestimmung einer automatischen Fortdauer des Zoll- und Handelsbündnisses bis zum gesetzlichen Zustandekommen einer neuen Vereinbarung, zwischen den beiden Reichshälften herzustellen, wodurch auch die staatsrechtlichen Beziehungen zwischen ihnen heilsamer Befestigung teilhaft geworden wären, erregte einen Sturm der Entrüstung selbst bis tief in die Reihen der Regierungspartei hinein und wurde der letzte Nagel zum Sarge des gewalttätigsten und chauvinistischsten Ministerpräsidenten, den Ungarn bis jetzt besessen. Sein Nachfolger mußte durch die nach ihm benannte Széll'sche Formel, die einen verhängnisvollen Zusammenhang zwischen dem Abschluß der internationalen Handelsverträge und der Fortdauer der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit Ungarns mit Österreich gesetzlich festlegte, dem staatsrechtlichen Separatismus des Magyarentums eine gefährliche Konzession machen. Die Bestimmung des die Széll'sche Formel in sich schließenden XXXIII. Ges.-Artikels v. J. 1899, daß die Verhandlungen mit andern Staaten über die Erneuerung der Handelsverträge erst nach Ersetzung des alten, allgemeinen Zolltarifes durch einen neuen sollen angeknüpft werden können, der wieder einen integrierenden Bestandteil des wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen Ungarn und Österreich bilden sollte, hat nämlich eine Zwangslage geschaffen, die von den Anhängern des getrennten Zollgebietes weidlich ausgenützt wird. Da infolge der parlamentarischen Verhältnisse in Österreich der neue Zolltarif ebensowenig wie die übrigen Ausgleichsvorlagen Gesetzeskraft erlangen konnte, steht im Sinne des genannten Gesetzartikels Ungarn rechtlich auf dem Standpunkte des getrennten Zollgebietes. Der tatsächliche Fortbestand der Zollgemeinsamkeit mit Österreich beruht nur auf der Voraussetzung der Reziprozität, die von der österreichischen Regierung als Fortsetzung des zollpolitischen status quo ohne besonderes Gesetz resp. mittelst des Notverordnungsparagraphen 14 aufrecht erhalten werden kann und wird. Inzwischen ist die Abneigung gegen die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses auch in Österreich so angewachsen, daß sie nahezu als ausgeschlossen angesehen werden kann. Nur die noch immer fortdauernde Zerfahrenheit der österreichischen Parlamentsverhältnisse verhinderte, daß die schlimmen Wirkungen dieses Keils, der in das Zusammenwirken Ungarns mit Österreich getrieben worden war, alsbald offenkundig wurden.

Wie sehr die Voraussetzungen eines solchen bereits erschüttert waren, welche Macht der nationalmagyarische Radikalismus schon gewonnen hatte, zeigte sich indes nach anderer Richtung erst in dem stufenweisen

Anwachsen des Widerstandes, den die Unabhängigkeitspartei dem erwähnten Gesetzentwurfe über die Erhöhung des Rekrutenkontingentes entgegensetzte, um unter Mithülfe der früheren Nationalpartei, die beim Zustandekommen des Kabinetts Széll sich der Regierungspartei angeschlossen hatte, nach und nach zu immer weiter gehenden Forderungen der Nationalisierung des ungarischen Teiles der im 1867er Ausgleich dem Verfügungsrechte des Kaisers und Königs als allerhöchsten Kriegsherrn unterstellten gemeinsamen Armee zu gelangen.

Schon der langjährige parlamentarische Diktator Koloman Tisza, der dem schrankenlosen magyarischen Herrschaftstrieb wenigstens nach innen möglichsten Vorschub geleistet und durch die lange Dauer seiner Ministerschaft das anfangs in allen Fugen krachende dualistische System außerordentlich gekräftigt hatte, entfesselte durch sein Eintreten für eine Erneuerung und teilweise strengere Ausgestaltung des Wehrgesetzes im Jahre 1889 gewaltige parlamentarische Stürme, die bald darauf zu seinem Sturze führten. Unter seinen Nachfolgern Szapáry, Wekerle und Bánffy trat der Gegensatz zu Österreich und zu der die notwendige internationale Einheit der Monarchie repräsentierenden Dynastie in den Hintergrund, weil die kirchenpolitische Gesetzgebung, durch die eine Sicherung der Staatsomnipotenz und der magyarischen Vorherrschaft erzielt werden sollte, die allgemeine Aufmerksamkeit von andern politischen Fragen abzog. Abgelöst wurde der heftige Prinzipienkampf um Zivilehe und Zivilstandsregister von der Feier des Millenniums, das den ungarischen Staat und die stolze staatsbildende magyarische Nation der staunenden Mitwelt in den glänzendsten künstlichen Beleuchtungseffekten zeigen sollte. Viele dieser Veranstaltungen verursachten zwar in Europa und in der übrigen Welt nicht ganz das gewünschte Aufsehen, aber eine dauernde Erinnerung haben die Söhne Arpads an die Tausendjahrfeier ihres Einzugs in das Erbe Attilas sich vor allem bewahrt. Das ist der Trinkspruch des deutschen Kaisers in der Ofner Königsburg, dessen Wärme über die von einem Gaste zu erwartende Höflichkeit weit hinausging und den Ministerpräsidenten Bánffy beziehungsweise seinen chauvinistischen Offiziosus Gustav Beksics zu der ebenso willkürlichen wie für die Denkweise des Magyarentums charakteristischen Meinungsäußerung ermutigte, Kaiser Wilhelm habe das Deutschtum ostwärts der Leitha der herrschenden Rasse ausgeliefert.

Die glänzenden Millenniumsfestlichkeiten, wie das vorhergegangene fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Königskrönung wurden zwar auch zu Loyalitätsmanifestationen für das Herrscherpaar benutzt. Das hinderte aber die Gemeindevertretung der österreichisch-ungarischen Haupt- und

Residenzstadt Ofenpest nicht im geringsten, den unversöhnlichsten Bekämpfer der Dynastie, Ludwig Kossuth, der das Haus Habsburg am 14. April 1849 des ungarischen Thrones für verlustig hatte erklären lassen, zum Ehrenbürger zu wählen. Und das Leichenbegängnis des im freiwilligen Exil gestorbenen Gouverneurs wurde von dem gesamten Magyarentume mit einer Inbrunst gefeiert, die sich mit den Loyalitätsbeteuerungen schwer verträgt. Baron Desider Bánffy wurde nach dem Sturze Wekerles Ministerpräsident, weil er in kluger Schonung der natürlichen Gefühle des Hofes trotz seiner Eigenschaft als Präsident des Abgeordnetenhauses dem zu einer Herzens- und Ehrensache des gesamten Magyarentumes gestempelten Leichenbegängnis fern zu bleiben gewagt hatte.

Im übrigen war Bánffy, der als Obergespan des Bistritz-Naszóder Comitates das bezeichnende Schlagwort von der zur Entnationalisierung der Siebenbürger Sachsen erforderlichen vorherigen Demoralisierung derselben geprägt hatte, an nationalem Chauvinismus dem blindesten Kossuthanbeter durchaus ebenbürtig. Nur war er bestrebt, die Krone durch sonstiges Entgegenkommen für eine gewalttätige Ausbreitung des Magyarentumes auf Kosten der übrigen Nationalitäten zu gewinnen. Er schmuggelte zuerst in die Thronrede die Phrase von dem Ausbau des magyarischen Nationalstaates ein, die dann leider von seinem Nachfolger Koloman Széll übernommen wurde. Bánffy beging nur den Fehler, die von ihm skrupellos und gewissermaßen prinzipiell geübte Gewalttätigkeit nicht bloß gegen Deutsche, Slaven und Romänen, sondern bei den Abgeordnetenwahlen auch, und zwar in erhöhtem Maße, gegen die magyarischen Oppositionsparteien in Anwendung zu bringen. Die Befürchtung, daß die auf solche Weise erzielte, zum Teil auch schon von früheren Regierungen geübte Fälschung des Volkswillens sich bei den nächsten Wahlen wiederholen könnte, war die wahre Ursache der angeblich wegen der Ischler Klausel veranstalteten Obstruktion, die schließlich zum Sturze Bánffys und zur Berufung Koloman Széllś, zur Zusicherung reinerer und freier Wahlen, zur Proklamierung des Regierungsprogrammes: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit" führte. Daß dieses Programm vorzüglich den Nichtmagyaren gegenüber nicht eingehalten wurde, hat den Lauf der ungarischen Parlamentspolitik nicht im mindesten beeinflußt, dagegen wesentlich dazu beigetragen, neben dem nationalen auch dem staatsrechtlichen Chauvinismus der Unabhängigkeitspartei reiche Nahrung zu bieten.

So hat es geschehn können, daß die wiederholt verschobene Gesetzvorlage über die unabweisbar gewordene Erhöhung des Rekruten-

kontingents eine zähe Obstruktion gegen Koloman Széll heraufbeschwor, obwohl dessen Regierungssystem und parlamentarisches Verhalten von den magyarischen Oppositionsparteien, die dabei sehr auf ihre Kosten kamen, als tadellos anerkannt worden war. Die von zahlreichen Organen der Presse unablässig geschürte Abneigung gegen die für österreichisch erklärte gemeinsame Armee, gegen das deutsche Kommando, gegen die Kaiserhymne (das „Gott erhalte"), gegen die schwarzgelbe Fahne und die übrigen traditionellen Embleme der Armee und damit indirekt gegen die in der Dynastie nicht mit Unrecht vermutete Tendenz der Erhaltung der Gemeinsamkeit der Wehrkraft kam da zu einem, augenblicklich vielleicht künstlich gesteigerten, aber den Empfindungen der magyarischen Volksseele vollständig entsprechenden Ausdruck. Nach seinen früheren Erfahrungen war Széll berechtigt gewesen, zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, die selbst von Franz Kossuth, dem Obmann der Unabhängigkeitspartei mißbilligte, aber von politischen Kräften zweiten Ranges gegen seinen Willen in Angriff genommene Obstruktion zu entwaffnen. Die Ungeduld der Krone, die durch die in Aussicht gestellte Gewährung der vom Grafen Albert Apponyi und seinem Anhang geforderten nationalen Konzessionen schon das weitgehendste Entgegenkommen gezeigt zu haben glaubte, hat dann durch Annahme des Koloman Széll von der Krone wenn nicht aufgedrungenen, so doch nahegelegten Rücktrittes eine Lage herbeigeführt, die als schwere Krise des Dualismus bezeichnet werden muß, und die Gesinnungen des Magyarentums auch gegen die Dynastie mit voller Klarheit erkennen läßt.

Daß nicht bloß die Unabhängigkeitspartei, sondern auch die Regierungspartei von einer Politik der starken Hand, die den Gedanken einer unveränderten Aufrechthaltung des 1867er Ausgleichs, einer Erhaltung der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit und der unverkürzten Gemeinsamkeit der Armee gegen die Übergriffe des nationalen Chauvinismus zu verteidigen bereit ist, nichts wissen wollen, wurde alsbald durch den mißglückten Versuch der Bildung eines Kabinetts Stefan Tisza schlagend erwiesen. Das Mißlingen der Kabinettsbildung, dessen Schuld indes nicht die Opposition, sondern die Regierungspartei belastet, gab der wiederholt bereits dem Erlöschen nahen Obstruktion neue Schwungkraft. Daraufhin machte die Krone ein Experiment, dessen verhängnisvolle Folgen leicht voraus zu sehen waren. Der bereits vor 9 Jahren, bei der ersten und bei der zweiten Demission des Ministeriums Wekerle vom Monarchen zur Bildung eines neuen Kabinets ausersehene, aber von der damals im Gefühle ihrer Kraft schwelgenden liberalen Partei scharf zurückgewiesene Banus von

Kroatien, Graf Khuen-Hedervary, wurde nochmals berufen, das von Széll hinterlassene schwere Erbe zu übernehmen. Zwanzig Jahre lang hatte er mit eiserner Faust die Aspirationen der Südslaven im Interesse der sogenannten ungarischen Staatsidee, d. h. des Magyarentums niedergehalten. Von der in Agram erfolgreich gewesenen und von allen Parteien des ungarischen Abgeordnetenhauses gebilligten und belobten Methode rücksichtsloser Brechung jedes Widerstandes wollte man aber in Ofenpest nichts wissen und fürchtete sich, hier dieselbe Behandlung zu erfahren, die gegen die oppositionellen, wie gegen die regierungsfreundlichen Abgeordneten in Agram so wirksam gewesen sein sollte. Der Vertrauensmann der Krone wurde selbst von Seiten der Regierungspartei mit eisiger Kälte aufgenommen. Die Opposition brachte ihm unverhüllte Feindseligkeit entgegen, obwohl er von gewaltsamen Schritten zur Herstellung der parlamentarischen Ordnung Abstand nehmen zu wollen versicherte. Um die Obstruktion zu entwaffnen, erwirkte der neue Ministerpräsident weitgehende nationale Konzessionen auf militärischem Gebiete, die als schwere Beeinträchtigung der Einheitlichkeit der gemeinsamen Armee in den Kreisen derselben tiefsten Mißmut erregen mußten. Das untrüglichste Zeichen des von der Obstruktion errungenen Sieges war aber die geradezu verblüffende Entlassung des Landesverteidigungsministers Freiherrn von Fejervary, der als erster Vertrauensmann des Monarchen, als treuester Diener der Dynastie, als festeste Säule der Gemeinsamkeit des Heeres sich in zwei Jahrzehnten bewährt hatte. Selbst der Obmann der Unabhängigkeitspartei, Franz Kossuth, erachtete eine so weitgehende Nachgiebigkeit, die als Kapitulation vor der Unabhängigkeitspartei angesehen werden mußte, als genügenden Grund zur Einstellung der Obstruktion, und gab dementsprechende Zusicherungen. Ganz kurze Zeit schien es nun auch, als würde Graf Khuen das Budgetprovisorium bewilligt erhalten und somit dem gesetzwidrigen Zustande rasch ein Ende zu bereiten in der Lage sein.

Aber die radikalen Elemente der Unabhängigkeitspartei erklärten es für ein Vergehen an Nation und Vaterland, die Zwangslage, in der sich die Regierung befand, nicht zur Erzwingung der magyarischen Kommandosprache und der ausschließlich ungarischen Heeresembleme zu benützen. Der eine Vizepräsident der Partei, der an den Abmachungen mit dem Grafen Khuen teilgenommen und ihnen zugestimmt hatte, der Abgeordnete Barabás, verkündete die Lehre, daß die Erreichung der nationalen Aspirationen höher stehe als die Einhaltung des gegebenen Wortes, und stellte sich an die Spitze der Elemente, welche im Gegen-

satze zu Franz Kossuth die Obstruktion fortsetzen wollte. Und so bietet Ungarn der Welt das Schauspiel einer Kraftprobe zwischen dem in der Unabhängigkeitspartei verkörperten Magyarentum und dem Hause Habsburg, das nun einmal auf eine billige Ausgleichung der sich vielfach kreuzenden Ansprüche der verschiedenen Nationalitäten der Monarchie angewiesen und folglich nicht in der Lage ist, einseitigen Wünschen, sei es der Deutschen, sei es der Slaven, sei es der Magyaren Folge zu leisten. Der als Retter in der Not begrüßte Ministerpräsident Graf Khuen hatte nun noch das Unglück, daß der vom gewesenen Fiumaner Gouverneur Grafen Ladislaus Szápáry unternommene Versuch, der Obstruktion durch Bestechung ihrer namhaftesten Teilnehmer ein Ende zu bereiten, ihn in den Verdacht der Mitwisserschaft brachte, für den sich zwar bei den Vernehmungen vor der vom Abgeordnetenhause entsendeten Untersuchungskommission absolut keine Beweise ergeben haben, der aber trotzdem von den Organen der äußersten Linken und der ausgebreiteten Bánffyschen Fronde festgehalten und rücksichtslos ausgebeutet wurde.

Die Obstruktion triumphiert über den von ihr errungenen Erfolg, durch zähes Festhalten an den nationalen Forderungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hat, nach dem von ihr am meisten bedauerten Sturze Széells nun auch den Rücktritt des Grafen Khuen erzwungen zu haben. Inzwischen hat aber die Krise nicht bloß dadurch an Umfang und Bedeutung gewonnen, daß eine zügellose Agitation eine große Anzahl selbst regierungsfreundlicher Wählerschaften zum Anschluß an die gewissermaßen zur Ehrensache gemachten nationalen Forderungen, speziell des magyarischen Kommandos, verführt und dadurch auch einen Teil der Parlamentsmajorität von ihrem noch unter Széll eingenommenen besonnenen Standpunkt abgedrängt hat. Sondern es ist eine Lösung dadurch erschwert worden, daß die öffentliche Meinung in Österreich sich gegen eine weitere Nachgiebigkeit auf dem Gebiete der Armee auflehnt, was wieder magyarischerseits als unberechtigte Einmischung schroff zurückgewiesen wird. Dadurch ist der Antagonismus zwischen Österreich und Ungarn in ein sehr bedenkliches Stadium getreten.

Nach den Erfahrungen des Jahres 1848 war bei den Vorberatungen des 1867er Ausgleichs die Regelung der Armeefrage die schwierigste Frage gewesen. Die von der Krone festgehaltene Einheit der Armee wurde dem Einflusse der Parlamente dadurch entzogen, daß — abgesehen von der Rekrutenbewilligung, die den beiden Volksvertretungen in Wien und Ofenpest vorbehalten blieb, — alle auf die Leitung des Heerwesens bezüglichen Anordnungen als unantastbares Majestätsrecht anerkannt

wurden. In dieses Gebiet gehört auch die Dienst- und Kommandosprache, in die allerdings schon damals ein bedenklicher Riß durch Bewilligung der magyarischen und kroatischen Kommandosprache für die in den Ländern der ungarischen Krone rekrutierte und ganz selbständig organisierte Landwehr (Honvédarmee) gemacht wurden.

Da die Soldaten der gemeinsamen Armee sowohl diesseits wie jenseits der Leitha verschiedenen Völkern angehören, hat jedes Regiment neben der deutschen Dienstsprache auch noch eine Regimentssprache oder deren mehrere, in denen der Mannschaft von den Offizieren und Unteroffizieren das von Rekruten nichtdeutscher Nationalität doch immer nur mehr oder weniger mechanisch oder praktisch zu Erlernende gelehrt wird, wie es ja in Frankreich mit den bretonischen oder baskischen Soldaten auch nicht anders gehalten werden kann. Daß viele Offiziere mit den betreffenden Regimentssprachen nicht genügend vertraut wurden, ist immer ein wunder Punkt des österreichisch-ungarischen Heerwesens gewesen. Aber den Mannschaften, von denen ein großer Teil kaum in der eigenen Muttersprache auch nur halbwegs lesen und schreiben kann, eine umfassendere Kenntnis der deutschen Armeesprache beibringen zu wollen, wäre ein unerreichbares Ziel. Dieselbe Schwierigkeit besteht natürlich auch in der ungarischen Landwehr für die Rekruten nichtmagyarischer Nationalität und es kann ihr auch nicht in anderer Weise begegnet werden. Die hier und da geäußerte Meinung, daß der Regimentssprache bei der Unterweisung der Rekruten, beim Felddienst und bei den Schießübungen in der gemeinsamen Armee ein zu großer Spielraum eingeräumt werde, ist irrig. Denn gewiß sucht man den Leuten soviel Deutsch beizubringen, als nur irgend möglich, und zwar bei den geistig geweckteren, besser vorgebildeten und strebsamen, aus denen sich das Unteroffizierskorps rekrutiert, zum Teil mit gutem Erfolge. Daß nicht jeder Mann einer polyglotten Armee für den Melde- und Ordonnanzdienst so gut verwendbar gemacht werden kann, wie in einer einsprachigen, ist ein Nachteil, der sich bei einer dreijährigen und vielleicht bald zweijährigen Dienstzeit nicht vermeiden läßt. Weil aber diese Verhältnisse für die magyarische Kommandosprache zwar eben so bestehen, wie für die deutsche, erweist sich die Forderung der magyarischen Dienstsprache für die ungarischen Regimenter umsomehr als nationale Eitelkeit und als zielbewußtes Bestreben, die Einheit der Armee zu lockern und den ungarischen Teil derselben zu einem gefügigen Werkzeug des magyarischen Separatismus und eines etwa nötig werdenden bewaffneten Widerstandes gegen die Krone und gegen Ansprüche der österreichischen Reichshälfte auszugestalten.

Und das fühlt der allerhöchste Kriegsherr, der zu beiden Seiten der Leitha herrscht, aus den magyarisch-nationalen Forderungen der offnen Obstruktionisten und ihrer verschämten Nachbeter klar heraus.

Die konstitutionelle Denkweise Kaiser Franz Josefs, der auf die Teilnahme an den ungarischen Manövern verzichtet hatte, um die Meinung der maßgebendsten ungarischen Politiker anzuhören, und der nach der durch den Besuch des Königs von England verursachten Unterbrechung seines Ofenpester Aufenthaltes sofort wieder in seine ungarische Haupt- und Residenzstadt zurückkehrte, brachte ihm die erste konstitutionelle Enttäuschung. Er fand keinen Ministerpräsidenten, der in richtiger Erkenntnis der Existenznotwendigkeiten der Monarchie und der Neutralitätspflicht der Krone dem Chauvinismus des Magyarentums entgegenzutreten, die sogenannten nationalen Forderungen auf ein vernünftiges Maß herabzusetzen, für ein solches Programm die Parlamentsmajorität zu gewinnen und mit ihrer Hilfe den Versuch zur Brechung der Obstruktion zu machen wagen wollte. Die große liberale Partei stand ratlos und in sich zerspalten da, die Unabhängigkeitspartei zeigte sich zum äußersten entschlossen, um die magyarische Kommandosprache als unentbehrliches Attribut der ungarischen Staatlichkeit und als unverkennbares Symbol der magyarischen Suprematie auch gegen den Willen des Monarchen durch Verweigerung von Steuern und Rekruten durchzusetzen. Kaiser Franz Josef kann sich aber im Interesse der Großmachtstellung der Monarchie und der sie bedingenden Einheitlichkeit der Armee, sowie in Hinblick auf die Opposition nicht bloß der Deutschösterreicher, sondern auch der nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn nicht zur Gewährung der magyarischen Kommandosprache entschließen, nachdem er in seiner Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Magyarentums schon an die äußerste Grenze des Zulässigen gegangen ist.

Das hat er in ungewohnter Weise in seinem nach Schluß der galizischen Manöver erlassenen Armeebefehle zu erkennen gegeben. Der feste Entschluß, an den bestehenden und bewährten Einrichtungen des gemeinsamen Heeres festhalten, sich nicht der dem obersten Kriegsherrn zustehenden Rechte und Befugnisse begeben zu wollen, hat freudigen Wiederhall in den Reihen der Wehrkraft und in den österreichischen Ländern wie bei den ungarischen Nichtmagyaren erweckt. Das Magyarentum freilich ist durch diese Stellungnahme der Krone außer Rand und Band geraten. Organe der Unabhängigkeitspartei entblöden sich nicht, den Armeebefehl eine Verletzung der Verfassung, eine Proklamation des Absolutismus zu nennen, den Ratgebern des Königs, die sich mit

dieser Äußerung desselben für solidarisch erklären, mit der Zerschmetterung durch die nationale Entrüstung zu drohen. Sie sprechen ganz rücksichtslos von der Aufnahme des nationalen Kampfes des Magyarentums gegen die Krone, von der Verweigerung der Steuern, von passivem Widerstande, dem sich jeder Magyare anschließen müsse und werde. Die Mitglieder der Unabhängigkeitspartei forderten sofort die Einberufung einer Reichstagssitzung für denselben Tag, auf den auf allseitiges Verlangen der österreichischen Parteien und Landtage auch bereits der Wiener Reichsrat einberufen worden war. Da wurde der Gegensatz zwischen den beiden Parlamenten offenkundig.

Die persönliche Abneigung gegen den verhaßten Banus von Kroatien brachte sogar den größten Teil der Regierungspartei dazu, dem Antrage Kossuths beizustimmen, der die Erklärung des Grafen Khuen zu der das magyarische Staatsbewußtsein in helle Entrüstung versetzenden Rede des österreichischen Ministerpräsidenten Dr. Körber als unzureichend auf die Tagesordnung gestellt wissen wollte. Da der Chef eines bereits zurückgetretenen Ministeriums aus dieser parlamentarischen Niederlage durch die eigene Partei, wie sie bisher noch keiner ungarischen Regierung seit 1867 widerfahren war, die konstitutionellen Folgen ziehen mußte und somit den lediglich zur Deckung des Monarchen für den Armeebefehl von Chlopy erhaltenen zweitmaligen Auftrag zur Kabinettsbildung nicht mehr ausführen konnte, stehen sich wieder Krone und Magyarentum direkt gegenüber, und es hat durchaus nicht den Anschein, als ob die abermals vom Herrscher angerufene Vermittelungskunst Koloman Széells sich erfolgreich zu betätigen vermöchte. Der Zusammenstoß zwischen der Bewohnerschaft von Szegedin und der bewaffneten Macht, die einen zur Feier des Gedenktages der 13 Arader Märtyrer am Sockel des Kossuthdenkmals angeblich von drittjährigen Soldaten niedergelegten Kranz gegen den Widerstand der Szegediner städtischen Polizei entfernte, hat die Stimmung in den radikalen Kreisen noch mehr verbittert. Vor dieser Aufreizung der öffentlichen Meinung beugen sich nun auch schon viele Mitglieder der Regierungspartei, in der sich die Anhänger Apponyis, Andrássys und Stefan Tiszas heftig bekämpfen.

Inner- und außerhalb der Monarchie muß man sich jetzt klar darüber sein, daß es sich nicht mehr um eine bloße Auflehnung der Unabhängigkeitspartei gegen unabweisliche Forderungen der Großmachtstellung und Bündnisfähigkeit, sondern um einen ernsten Konflikt zwischen dem Magyarentum und der Krone und nicht minder zwischen Ungarn und Österreich handelt. Die Nachgiebigkeit der Dynastie gegen dieses vielhundertjährige Element

der Unruhe, das nicht bloß in Ungarn herrschen, sondern auch die Dynastie zur Vollstreckerin ihrer Aspirationen auf Kosten der österreichischen Reichshälfte machen will, rächt sich jetzt schwer. Dieses Bestreben datiert nicht von heute. Wer die Geschichte Ungarns kennt, weiß, daß es viele hundert Jahre alt ist, wenn auch die offizielle Politik keine Kenntnis davon nehmen wollte. Je früher das Haus Habsburg und die österreichischen Volksstämme sich darüber klar werden, daß der Kampf mit dem Magyarentume nur durch unbeugsame Energie siegreich durchgekämpft werden kann, bis er mit der unbedingten Anerkennung und Durchführung des Prinzips absoluter Gleichberechtigung endet, desto besser für alle Beteiligten, desto besser schließlich auch für das Magyarentum selbst.

Ob Dir der Frühling hell und sonnig,
Ob Dir das Leben lächelt klar,
Ob Alles licht, ob Alles wonnig,
Im höchsten Glücke, — rede wahr!

Ob was Du liebtest, Dir genommen,
Ob kalt Dein Herz, ob grau Dein Haar,
Ob alles feindlich Dir gekommen,
Laß Dich nicht beugen, — rede wahr!

Ob Du ein Sklave von Tyrannen,
Im Druck gehalten immerdar,
Ob sie Dich töten oder bannen
Um Deine Meinung, — rede wahr!

Die Wahrheit ist von Gott erkoren,
Die ganze Welt ist ein Altar,
Zum Priester bist auch Du geboren;
Das ist die Weihe: — rede wahr!

Aus: E. von Bülow. Reime. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Kunsterziehung.

Von

Max Martersteig.

Im weihevollen Weimar vereinigte am neunten, zehnten und elften Oktober der „Zweite Kunsterziehungstag für deutsche Sprache und Dichtung" über zweihundert Schulmänner zu fruchtbarer Beratung. Die Dichter, um deretwillen man sich zu ernster Arbeit zusammengefunden hatte, deren stolzeste Namen auch in der Ausschuß- und in der Teilnehmerliste prangten, waren äußerst spärlich erschienen; erfreulich dagegen war die Beteiligung einer Reihe von den bildenden Künsten nahestehenden Männern, deren treuem Eifer die geklärten Anregungen des ersten, vor zwei Jahren in Dresden abgehaltenen Kunsterziehungstages zu danken sind.

„Wir wollen weder Künstler noch Kunstkenner erziehen, sondern unserer Jugend Augen und Herz für echte, gesunde, deutsche Kunst öffnen." In diesen Satz wurden die Ergebnisse des Dresdner Tags zusammengefaßt; und diese bündige Erklärung hat vor zwei Jahren nicht wenig dazu beigetragen, Mißverständnisse über die Frage der Kunsterziehung zu beseitigen. Trotzdem sollte auch der zweite Kunsterziehungstag zunächst die übliche Taufe der Skepsis empfangen: Was? konnte man fragen hören, soll die Schule etwa noch mehr Dichterlinge und Theaterdilettanten heranzüchten? Ist es ferner bei uns des Klugschwätzens über Literatur, Kunst und Schaubühne noch nicht genug? Und gar die Schulmeister will man unserer Dichtung zu Pflegern bestellen? Als ob nicht männiglich bekannt wäre, daß den Deutschen die Freude an ihren Dichtern, Klassikern und Neuen, gerade in der Schule gründlich und meist für immer ausgetrieben wird!

Bei dem Mißbrauch, der oft mit dem Wort „Künstlerische Kultur" getrieben wird, sind solche zweifelvollen Fragen nicht ohne Berechtigung. Man müßte sich nur über die Hauptsache einig sein. Künstlerische Kultur pflegen, heißt nicht, einen bestimmten Geschmack heranzüchten, wie wir unser Leben etwa mit diesen und jenen künstlerischen Schmuckstücken behängen sollen; künstlerische Kultur wird gefördert, wenn man die Kräfte

stählt, die uns befähigen, das Leben selbst als Kunstwerk zu gestalten. Von der Verbreitung künstlerischer Genüsse aber an sich schon eine Förderung der Kultur erwarten, das heißt, das Pferd am Schwanz aufzäumen.

Ein wenig liegt der Grund für falsche Auffassungen dieser Frage in dem gewählten Wort „Kunsterziehung", das einem Kompromiß sein durchaus nicht einwandfreies Dasein dankt. Die Erziehung der Jugend zur Empfindung und zum Verständnis der Kunstwerke ist gemeint, und weder „Künstlerische Erziehung", noch „Erziehung zur Kunst", noch endlich „Kunsterziehung" gibt den Sinn der angestrebten Aufgabe unzweideutig wieder. Ganz besonders aber muß das Mißverständnis ausgeschaltet werden, als dächte irgend jemand daran, die gesamte Jugend zu produktiven Künstlern auszubilden. Im Gegenteil: die Kunsterziehung sieht ihre erste und wichtigste Aufgabe gerade darin, den Respekt vor dem Kunstwerk wieder herzustellen und mit dem Respekt vor dem Werk die verehrungsvolle Betrachtung seines Schöpfers, des Künstlers, des Dichters, die sie wieder als begnadete Organe des Weltgeists begriffen sehen möchte, als Erscheinungen, die auszumessen der Gedankenzollstock des Alltagslebens, der nur nach Nützlichkeit, Belehrung, Bildung, nach Moral schaut, außer Gebrauch gesetzt werden soll. Wir haben schon viel zu viel Künstlerproletariat; und nicht zuletzt ist dieses daran schuld, daß unser Volk die Achtung vor der Kunst verloren und die dem echten Künstler innewohnende Kraft der heiligenden Weihe anzuzweifeln gelernt hat. Seit beinahe alle wissen, „wie es gemacht wird", was die Kunst soll und was sie nicht soll, seit jedem Schuljungen in einem erklärenden Satz eingedrillt wird, was Goethe mit der Iphigenie, Schiller mit dem Wallenstein zeigen und beweisen wollten, sind „Herr und Frau Michel" ganz familiäre Sonntagsgäste auf dem Parnaß.

„Herr und Frau Michel", so nannte der Geheime Oberregierungsrat Dr. Stephan Waetzoldt in seinem prächtigen Vortrag „Der Deutsche und seine Muttersprache" ein köstlich gezeichnetes Repräsentantenpaar des heutigen Bildungsphilisteriums. Die lichte, warme Humanität dieses Schulmanns, der zugleich im schönsten Sinne ein künstlerischer Mensch ist, nahm der in jener Charakteristik sich äußernden leisen Ironie jeden Stachel: denn auch darüber sollten wir einig sein, daß zur hohen Kunst immer nur wenige Auserwählte gelangen, daß niemand daran denkt, die breite Masse zum Ästhetentum zu erziehen. Dieses Redners Einsicht in höhere Kulturaufgaben, sein durch liebevolle Teilnahme erschlossenes Verständnis der Volksseele unserer Tage hat, schöne Frucht verheißend,

diesem Kunsterziehungstag die Richtung gewiesen. Einer unserer feinsten bildenden Künstler der Gegenwart war es, der, als wir auseinander gingen, einer während dieser Tage in Weimar sich jedem aufdrängenden Erwägung das erschöpfende Wort lieh: Das Verhältnis von Kunst und Publikum aus dem Mund eines in hoher preußischer Beamtenstellung stehenden Schulmannes in solcher Vertiefung dargelegt zu hören, wäre vor fünfzehn Jahren noch nicht möglich gewesen.

Über Inhalt und Gang der Verhandlungen in Weimar genügt es, die Referate und deren Träger anzuführen; man wird so ein Bild der gestellten und zum Teil glänzend gelösten Aufgabe dieser Tagung empfangen. Die einleitenden Worte sprach Dr. Waetzoldt; es folgte ihm Otto Ernst, der „Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerks" wirkungsvoll behandelte. „Der mündliche Ausdruck" war Gegenstand eines trefflichen Referats des Landtagsabgeordneten Pfarrer Dr. Hackenberg. Am Schluß des ersten Tages sprach dann Professor Dr. Diez aus Stuttgart über „den schriftlichen Ausdruck (den Aufsatz)".

Die Beratungen des zweiten Tages leitete Heinrich Hart mit dem Vortrag „Das dichterische Kunstwerk in der Schule: seine Auswahl" ein. Ihm folgte Professor Dr. Rudolf Lehmann aus Berlin, der über „Das dichterische Kunstwerk in der Schule: seine Behandlung" redete. Über „Jugendschrift, Schülerbibliothek, das billige Buch" redete der bekannte Vorkämpfer auf diesem Gebiete der Reform, der Hauptlehrer H. Wolgast aus Hamburg; über „Schülervorstellungen" Dr. Raphael Löwenfeld aus Berlin.

Am dritten Tag folgten die drei öffentlichen Vorträge, die, wie Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner aus München, der Leiter der Verhandlungen, zutreffend und schön bemerkte, als ein dreifacher Regenbogen aufgingen nach den Stürmen der beiden vorhergehenden Tage. Dr. Alfred Lichtwark behandelte „Die Einheit der künstlerischen Erziehung"; Dr. Waetzoldt hielt den erwähnten Vortrag und endlich gab Otto Ernst eine mit Rezitationen geschmückte Darlegung: „Der Deutsche und sein Verhältnis zur Dichtung".*)

*) Die „Ergebnisse und Anregungen" des zweiten Kunsterziehungstags werden, gleich denen des ersten, von dem Verlag R. Voigtländer in Leipzig binnen kurzem in wohlfeiler Buchausgabe dargeboten werden. Die Reden und Referate von Kerschensteiner, Waetzold, Hackenberg, Otto Ernst, Heinrich Hart, Lichtwark, Rudolf Lehmann, Raphael Löwenfeld wird das Buch in wörtlicher Wiedergabe bringen, den Inhalt der Debatten in Auszügen.

Durch das schon beklagte Ausbleiben der Dichter war es am Ende natürlich, daß die Verhandlungen sich etwas zu ausschließlich in den Wänden des Schulzimmers hielten. Aber der Geist der hier lautgewordenen Katheder-weisheit in seiner Allgemeinheit war ein so vertrauenerweckender, war, trotz einiger heftiger Gegensätzlichkeiten, die namentlich beim Thema „Jugendlektüre" zu Tage traten, ein so einheitlicher, gesunder und überraschend echt künstlerischer, daß man endlich einmal ohne schlechtes Gewissen mit Zuversicht dem schöneren Morgenrot, das in Weimar vorausgesagt wurde, entgegensehen kann.

Den Skeptikern und Zweiflern zur Beruhigung: der weimarische Kunsterziehungstag hat nicht gefunden, daß wir durch unsere sonst in mancher Hinsicht so treffliche Schule seither etwas Ersprießliches geleistet hätten, dem Ideale einer künstlerischen Kultur näher zu kommen als andere Völker der Zivilisation. Er hat die gründlichste Kritik an die bestehende Methode gelegt, wiewohl keiner der Kritiker das Verdienst fähiger und eifriger Vorarbeiter auf diesem Felde verkennen oder verkleinern zu müssen glaubte. Er hat den Glauben weit von sich gewiesen, daß man durch eingetrichtertes Kunstverständnis oder gar durch angelehrte Kunstfertigkeit die menschliche Kultur erweitere und erhöhe. Auch jenes Glaubens haben die Schulmänner sich gründlich entschlagen, daß durch ein Anhäufen von Wissen um die Kunst schon ein besseres Verständnis der Kunst erzielt werde. Man will kein Kunsttreibhaus aus der deutschen Schule machen, will nicht Genies züchten.

Die Kunsterziehung der Zukunft fordert überhaupt nicht eine Vermehrung des künstlerischen Unterrichts, sondern eine gründliche Veränderung der pädagogischen Gesichtspunkte, der Methode. Dr. Georg Kerschensteiner stellte den epigrammatischen Leitsatz auf: „Ein Minimum des Gegenstands, ein Maximum des Ausdrucks und der Vertiefung". — Und noch eins hat der weimarische Kunsterziehungstag, wiederum ganz abweichend von neuzeitlicher Gepflogenheit, nicht getan: er hat keine Resolutionen gefaßt und keine Anträge an eine Hohe Staatsregierung oder an den Deutschen Reichstag formuliert. Das hatte man schon vor zwei Jahren in Dresden grundsätzlich vermieden. Nur Anregungen sollten gegeben und empfangen werden. Indem man so die herkömmliche Bezirksvereins-Tragikomödie, sich bei kümmerlichen Kompromißbeschlüssen endlich ermöglichter Majoritäten zu beruhigen, umging, hat man sich damit begnügt, eine Fülle guter Gedanken als Saat auszustreuen, die langsam keimen und aufgehen soll, je nachdem das geistige, politische und soziale Klima in unserem Vaterland ihr allmählich günstig wird. Und da auch

dieser Tag wiederum von zahlreichen Regierungs- und städtischen Behörden durch Delegierte beschickt war, darf solche Hoffnung auf die günstige Stunde und auf fördernde Teilnahme sich schon vertrauensvoll ans Licht wagen.

* * *

Es kann nicht verkannt werden, daß ein guter Teil der in Dresden ausgesprochenen Bekenntnisse und der dort gegebenen Anregungen bereits weit hinaus und tief hinab — auch schon in die Kreise des Herrn und der Frau Michel — gewirkt haben. Im Zeichenunterricht der höheren und Volksschulen sind wesentliche Reformen angebahnt, an vielen Kunstschulen schon konsequent durchgeführt worden. Und mehr und mehr bringt auch im literarischen Urteil, bringt in der Auffassung der Laienkreise die wichtige Einsicht durch, daß die Werke der bildenden Kunst nur durch das volle Erfassen ihrer sinnfälligen Eigenschaften ästhetisch richtig gewertet werden, daß sie zunächst durch die Sinne ausgekostet werden müssen und daß ihr inhaltlich-logischer Wert eigentlich gleichgültig ist. Einseitigere wollen sogar alle Wirkung auf die Erregungen nnd Erhöhungen nur sinnfälliger Reaktionen beschränkt sehen, verwerfen die Erweiterung des im Bildwerk dargestellten Inhaltes zum begrifflichen und ethischen Ausdruck ganz und gar. Das scheint mir ein Verkeimen der reichen Möglichkeiten fast in jeder Kunst; man täte auch hier besser, nicht zu trennen, sondern zu verbinden. Das Kunstwerk ist vor allem doch immer Ausdruck einer Persönlichkeit, nicht Ausdruck eines Begriffs, einer Richtung, eines Gesetzes. Begriff, Richtung und Gesetz ergeben sich ja erst als Charakteristika einer solchen Persönlichkeit, und meist erst, wenn diese Schule gemacht hat. Eine kunstvermögende Persönlichkeit ist aber nie willkürlich, nie zufällig und nie ganz nur individuell: sie ist immer das Produkt einer langen Ahnenreihe, die ihre Art, das Bild der Welt zu empfangen, zu empfinden und endlich wiederzuspiegeln bestimmt hat. Man sollte doch begreifen, daß der berückende Sensualismus der französischen Impressionisten ebenso das notwendige künstlerische Ergebnis einer Rassenanlage ist, wie die Geistigkeit, der Phantasiereichtum, die Ethik eines Dürer aus einem anderen Rassenboden mit Notwendigkeit zu Tage treten mußte. Soll deshalb nur der französische Impressionismus echte Malerei sein, während man Dürers Innigkeit, Klingers leidenschaftliches Pathos, Ludwig von Hofmanns Lyrik nur nachsichtig als eigentlich ungehörige und höchstens interessante Beigaben zu betrachten hätte? Solche Grenzsetzungen unter dem Druck von Begriffen führen uns am anderen Ende der Bahn wieder nur in eine

finstere Sackgasse der Theorie, die nicht um ein Deut heller erleuchtet ist als die der alten Ästhetik, woher wir kamen, der entronnen zu sein wir uns so stolz und glücklich schätzen. Wir sollten uns doch nun, da die moderne Kunstbetrachtung unser Auge von soviel Binden und Schleiern befreit hat, nicht wieder Scheuklappen aufsetzen lassen, die uns verhindern, mehr zu sehen als nur den stofflichen Reiz, das heißt also, als die an der Materie sich entfaltende Kunstfertigkeit. Wir haben es als den bildenden Künsten eigentümlich und wesentlich erkannt, daß ihre Wirkungen an erhöhte sinnliche Empfindungen geknüpft sind. Das hat unser Auge geschult, und diese Schulung hat uns Quellen unaussprechlichen Genusses — im wörtlichen Sinne unaussprechlich, weil diese Sinnenempfindung keine Worte hat — erschlossen. Wir wissen, daß es keinen anderen Weg als den dieser erhöhten und eigentlich undefinierbaren Empfindung zum Schönheitssitz des Bildwerks gibt, daß Malerei und Bildnerei, um echte und große Kunst zu sein, keine anderen Vorstellungsreihen, geschweige denn Ideen in uns zu erwecken brauchen. Nimmermehr aber wollen wir uns doch eine Knechtung unserer Phantasie gefallen lassen, die uns anhält, die Werke der bildenden Künste nur nach Maßgabe der stofflichen Bewältigung und Belebung zu genießen und zu schätzen.

Das scheint eine Abweichung vom Thema, steht aber doch im engsten Zusammenhang mit der Hauptfrage nach den Wirkungsmöglichkeiten auch der Dichtung. Hier wie dort führt der Weg der Wirkungen nicht vom Begriff zur Empfindung, sondern umgekehrt, von der Empfindung zum Begriff. Daß man dieses A B C philosophischer Erkenntnis hersagen muß, mag die bisher geübte Kunsterklärung auf ihre Kappe nehmen! Auch in der Dichtung kann der weitere Prozeß der Wirkung bis in die feinsten Verästelungen begrifflichen Denkens, bis zu den Gipfeln sittlicher Vorstellungen, bis zur Erfahrung religiöser und philosophischer Wahrheiten führen, — nur daß auch in der Dichtung alle diese Möglichkeiten erst jenseits der Schwelle liegen, die wir zuerst überschreiten, auf der wir zuerst Halt machen müssen, um den stärksten und eigentümlichsten Reiz, den eigentlich künstlerischen der Dichtung zu empfangen: die in plastische Form verwandelte, sonst anonyme Empfindung, die formgewordene Seele der Dinge um uns, die aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der zufälligen Erscheinungen erlöst, und zu einem ganz bestimmten, inunerklärlichen Harmonien mit unserer inneren Welt zusammenklingenden Laut- und Wortakkord verdichtet — gedichtet wird.

Wie in der Malerei der stoffliche Reiz, in Linie, Form und Farbe auf den bedeutsamsten Ausdruck erhoben, das Medium der Wirkung ist

und zugleich ausschließlich Kunstzweck sein kann, so auch in der Dichtung: auch ein Gedicht braucht nichts zu lehren, zu bedeuten, zu behaupten, zu beweisen, — es ist ganz innere Anschauung, die in einem Bild, zu dem die Sprache Stoff, Linie, Form und Farbe leiht, sich mitteilt. Aber wieder haben wir auch hier die Apostel des Extrems, die alles aus dem Buch der Dichtung streichen möchten, was irgendwie in einen weiteren Vorstellungskreis, sei es der ethischen, der politischen, der religiösen oder der philosophischen Betrachtung, hineinragt. Sie haben sicher unrecht. Der Dichter führe uns, so weit er mag: ihm ist schlechterdings im All keine Grenze gezogen, — ja noch in das Gebiet der verstiegensten Ahnungen, in die Abgründe heimlichster Wünsche, ins nächtige Reich der dunkelsten Triebe, hinab zu den verworrensten Wurzeln des mythischen Weltbaums darf er uns locken: nur, daß er in anschaulichen Bildern zu uns spreche und nicht in Definitionen!

In Dresden erkannte man als den sichersten ins Zauberreich der Formen und Farben führenden Weg die Übung im Zeichnen. Aus der Psychologie des Kindes wies man nach, daß das Zeichnen nicht ein willkürlich und absichtsvoll erfundenes Unterrichtsmittel sei, nicht ein auf Nützlichkeit und berechneten Zweck hinzielender Kunstgriff der Zivilisation, sondern ein angeborener Trieb, eine psycho-physiologische Funktion des Apparates, den wir Seele nennen. Ein Trieb, dessen geheime Quellkraft freilich eintrocknet, wenn er, statt seinem lustvollen Willen, unter steter Befriedigungsmöglichkeit, überlassen zu bleiben, in falsche Bahnen gelenkt wird: sei es, daß er an einstweilen nicht zu Bewältigendem in Unlust abstirbt, oder daß man ihn zur Nachahmung zwingt, zwingt, Sklave zu sein, wo er als freies Kind der Natur spielend schaffen, aus Eigenem gestalten möchte. Auf den leichtesten Wegen führt dagegen die besonnen und liebevoll gelenkte Betätigung dieses Spieltriebs zur intimsten Erfassung der Erscheinungsformen, und die auf der Schwelle des kindlichen Alters in naiver Vereinfachungslust erworbene andeutende Charakteristik wächst mit der Vertiefung der Seele zur bewußten symbolischen Erfassung der Erscheinungswelt. So empfangen auch noch die leisesten Anlagen ästhetischer Natur beglückende Befriedigungen, und die Erinnerungen an sie schwinden nie wieder aus der Seele. Sie klingen wieder an, und klingen zuerst an, sobald der reifer gewordene Blick zu der reichen Wunderwelt eines vollen Kunstwerks aufschaut.

Den gleichen erzieherischen Wert für die Empfindung der Dichtung hat die Sprache. Und auch ihre Entwicklung und Pflege ging bis jetzt, unter den Einflüssen des Lebens und der Schule, den gleichen Weg der

Verkümmerung. Die Sprache iſt ſo erſichtlich erſt Kunſtmittel, Kunſtform, ja Kunſtwerk ſchlechthin für den natürlichen Menſchen und das in unſere Kultur hineingeborene Kind, ſie vermählt ſich ſo unmittelbar mit den beiden anderen angeborenen Kunſttrieben, mit Rhythmus und Mimik, daß wirklich jeder kleine Erdenbürger einmal wenigſtens, in den Jahren ſeiner Entwicklung, die Seeligkeiten und beglückenden Eroberungen eines echten Dichters durchkoſtet. Eines Dichters der mythiſchen Zeit, der Seher, Deuter, Sänger, Tänzer und Schauſpieler zugleich iſt. Da liegen die Anfänge, aus dem Leben, aus der Perſönlichkeit ein Kunſtwerk zu geſtalten, da liegt das Vermögen, der Seele das künſtleriſche Kleid, das ihren Empfindungen den ſchönen, den bedeutſamen Ausdruck ſchafft, zu weben. Und mit vollem Recht hat ſich der Stolz der Menſchheit auf dieſes köſtlichſte, reichſte Geſchenk der Natur immer wieder in überſchwänglichen Lobpreiſungen geäußert.

Hier haben jedoch die Verhandlungen des Kunſterziehungstages nicht weit genug in das Gebiet der allgemeinen Pſychologie zurückgegriffen, ſind ſie nicht nahe genug an das Problem herangetreten, das mit der geſamten neuzeitigen Kultur aufs engſte verknüpft iſt, weil die Weiterentfaltung und Pflege gerade dieſer künſtleriſchen Anlage der Menſchenſprache auf einen unlösbar ſcheinenden, durch wichtigere Zweckbeſtimmung des Geſchlechtes bedingten Widerſpruch ſtößt. Auf einen Widerſpruch, der ſo ſtark, ſo jeden Einwand verbietend iſt, daß dieſe künſtleriſche Anlage der Perſönlichkeit zunächſt faſt immer unterdrückt werden muß. Das Problem ſelbſt iſt nicht unbemerkt geblieben, aber man ſchob die Schuld auf die Methoden der Erziehung, ſchob ſie, in tapferer Selbſtverleugnung, auf die Schule — und hat doch keine geringere Macht des Mordes an dieſem künſtleriſchen Vermögen anzuklagen als unſeren allgemeinen Kulturzuſtand.

* * *

Nur ſelten verſtehen ſich unſere Stolz und unſere Scheu zu ſolcher Anklage. Wir gehen gern einmal ein Stück zurück, auf unſerem Weg der Entwicklung Verſäumtes auszubeſſern, aber wir ſchaudern, wenn uns zu bekennen zugemutet wird, daß wir vor Jahrtauſenden bereits ein köſtlichſtes Teil des Menſchheitsvermögens drangegeben haben, um uns behaupten zu können oder um uns die Herrſchaft zu ſichern. Wir können ja auch nicht zurück an den Punkt der Verfehlung, können, mit ſo vielem, auch dieſes Geſchehen nicht wieder gut machen. Aber wir ſollten uns eingedenk ſein, daß im ewigen Wandel der Dinge eine Wiederkehr des gleichen Momentes, nur unter anderen Bedingungen, möglich,

ja ſogar wahrſcheinlich iſt, und ſollten deshalb unſere Einſicht bereiten für eine alsdann weiſere und glücklichere Wahl oder Notwehr. Schiller ſagt es uns: unſer moderner Staat iſt ein Notſtaat; und dieſer größte Ethiker der Deutſchen ſtellte dieſem Notſtaat in ſeiner Dichtung den Vernunftſtaat entgegen, als Korrelat, aber auch als Ziel der Entwicklung. Schillers Kunſtwerk iſt das herrliche Pantheon dieſes Reichs und Zeitalters des Geiſtes und der Schönheit. Es war kein Fortſchritt über dieſes nationale Ethos und über dieſen Begriff von unſerem Kulturzuſtand hinaus, als Hegel die vorhandene Welt als die nach Möglichkeit vernünftigſte uns verherrlichen wollte. Es iſt ehrlicher, unſere Kultur als einen Notbehelf zu erkennen; auch wenn wir tauſend Notwendigkeiten als Rechtfertigung für dieſen in gewiſſem Sinne beſchämenden Zuſtand zur Hand haben, wandeln wir dadurch doch nicht die begangenen Fehler unſerer kulturellen Entwicklungen zu Tugenden, unſere Verſäumniſſe nicht zu Taten der Weisheit.

Die Referenten des Kunſterziehungstags nahmen zu Unrecht an, daß unſere Schule erſt die Sprachfähigkeit des Kindes, ſein angeborenes ſchönes Kunſttalent vernichte. Die Lehrer klagten allgemein, das Kind, das daheim bis dahin fröhlich, mit drolligem Tiefſinn, in rührender, reizvoller, bilderreicher Sprache geplaudert habe, verſtumme für lange Zeit, ſobald es in die Schule komme. Von einer Berliner Seminarlehrerin hörte ich den unbeſtreitbar richtigen Einwand, daß das Kind ebenſo im Elternhauſe ſtumm werde, ſobald ein Fremder in den Kreis der Seinen tritt. Verſtummt aber das Kind aus angeborener oder nicht vielleicht nur aus anerzogener Scheu vor dem fremden Mann, vor der fremden „Tante“? Es wäre ja ein Wunder, wenn es nicht ſtill würde, da doch all ſeine kurze, aber noch unendlich lebendige Erfahrung es daran erinnert, wie oft es geſcholten worden, wenn es unberufen die Unterhaltung der Erwachſenen durch ſein Geplauder, durch das Geltendmachen ſeiner Perſönlichkeit, durch ſeine impulſive Neigung, ſich als „Künſtler“ zu produzieren, ſtörte! Gerade um der Berührung mit der Außenwelt willen, werden dem kindlichen, von der Phantaſie ſo überreich angeregten Kunſttrieb unſerer Kleinen gar bald die Kappzäume angelegt, die wir der Reihe nach Artigkeit, Wohlerzogenheit, Höflichkeit, Sittſamkeit, Konvention und endlich — Verſtellung nennen. — Kunſterziehung? ... Die meiſten Menſchen werden ja ſchon wirklich zu Künſtlern erzogen, — zu Künſtlern der berechnenden Abſicht, des Vorteils. In der langen Zwiſchenzeit, wo das verſchüchterte Kindergemüt nur erfährt, was man nicht ſagen ſoll, wie man ſich nicht ungezwungen geben darf, ſobald Fremde, Erwachſene,

ja selbst nur der liebe, abgespannt aus dem Geschäft heimkommende Papa anwesend sind, von dieser Zeit des Verstummens bis zu der endlich erlangten Virtuosität, die Sprache als ein Werkzeug zur Verbergung des Gedankens, des Innenlebens, als ein Mittel der klugen Berechnung, der vorteilhaften Insinuation zu gebrauchen, geht dem Kinde moderner Zivilisation die schöne Künstlerfreude an seinem Sprachtalent und allermeist das Talent selbst verloren.

Die Schule ist dann allerdings der regelrechte Übungsplatz für die Unterdrückung dieses Kunsttriebs zu Gunsten der Nützlichkeitsbestrebungen. Das spielende Schaffen hat in ihr ein Ende. Eine Einschränkung erfährt es schon im Kindergarten, wo das Kind sich den einfachsten sozialen Tugenden unterzuordnen lernt. In die Schule aber gar schickt man es doch mit dem ausgesprochenen Wunsch, dort recht bald seine Phantasie, nützlichen Disziplinen zu Liebe, in die Konventionsmünze der Bildung umzusetzen. Nicht, daß es gut und ausdrucksvoll sprechen lerne, was es denkt, nicht, daß es durch Anschauung und Belehrung im Bilden seiner eigenen Welt gefördert werde, erwartet man von der Schule, — sondern, daß das Kind für die Umwelt brauchbar werde und daß es vor allem so rasch als möglich Lesen und Schreiben lerne! Lesen, was andere ihm vorgedacht haben, wobei, gerade so wie beim Zeichnen nach Vorlagen, der schöpferische Eigentrieb unterbunden wird, — und schreiben, wieder was schon im Buche steht, das heißt, wiederum, was andere gedacht haben, in ganz abstrakten, auch nicht den geringsten bildlichen Reiz darbietenden toten Zeichen mühselig hinmalen. Die Hauptsorge der Schule muß ja die Unterdrückung der Kunsttriebe sein, um nützliche Menschen vor allem zu erziehen!

Jeder weiß, daß unsere Welt eine Änderung dieser harten Bedingungen nicht erlaubt. Aber man sollte sich einmal zu dem Versuch ermannen, fünf Jahrgänge nach einem gänzlich veränderten Schema durch die Schule gehen zu lassen: drei Jahre lang werde das Kind nur durch mündliche Aussprache und durch Anschauung unterrichtet, im Rechnen, in Figuren- und Formenlehre, in Geographie und Geschichte, in Physik und Naturgeschichte und auch in der Religion. Neben Gesellschaftsspielen, Turnen, Singen endlich deutsche Sprache, der Reihe nach an Fabeln, Märchen, Geschichtsbildern, Gedichten und gesprochenen Aufsätzen entwickelt, als selbstverständliche Hauptsache. Und während dieser drei Jahre soll das ganze Gewicht auf den freien, flüssigen und erschöpfenden, aber auch deutlichen und formreichen Ausdruck beim Sprechen gelegt werden. Dann erst, also im neunten Jahre, lerne das Kind Lesen und Schreiben. Und was sonst trockene,

mühselige Arbeit war, würde nun helle Freude sein: denn nun stände hinter den Zeichen, die das Kind verstehen und hervorbringen lernt, schon die ganze reiche, mit Sinnen und Seele erlebte und verstandene Welt! Solange aber, als nur irgend möglich, soll die gesprochene Sprache das Medium der gesamten Bewußtseinsvorgänge bleiben, an ihm soll das Kind seinen schöpferischen Trieb bis zur vollen freien Beherrschung dieses Instrumentes betätigen.

Das Kind greift natürlich mit Neugier und von seiner Umgebung ermuntertem Interesse sehr frühzeitig nach Büchern und tut im Spiel gern wichtig, gleich den Größeren lesen zu können. Dennoch glaube ich, können wir ihm gar keine größere Wohltat erweisen, als wenn wir es so lange als möglich von der Papierwelt fernhalten. Und fassen wir das Ziel einer Kunsterziehung zur Freude an unserer Dichtung ins Auge, ist das sogar die wichtigste Bedingung. — Es ist einfach nicht wahr, daß durch die Buchdruckerkunst die Empfindung für Poesie und Dichtkunst gewachsen sei. Und wenn vielleicht in die Breite, so doch sicher nicht in die Tiefe. In dem Maße, als das angeborene Mitteilungsmittel der Poesie, als die Sprache hinter die glotzenden, trockenen, dummen, steifen Buchstaben, in die schweinsledernen Bände gekrochen ist, hat die Dichtung ihren volkstümlichen Charakter eingebüßt. Das Heldenlied lebte, so lange es durch die Sprache getragen war; die mächtige Freude an dem blühenden, bunten, blutwarmen Leben der Sprache schuf ihm die Schwingen, die es von Gau zu Gau, aus dem Palast des Normannengrafen in die Alpenhütte des tiroler Bauern trugen. Es ist ferner nicht denkbar, daß in einer Zeit, wo auf dem Markte, im Thing, auf dem Rathaus, in Schule und Werkstatt Verstand und Gemüt ihr gutes Recht, ihren Vorteil und ihre Befriedigung in gesprochener Rede suchen mußten, die Sprache bei fünfundneunzig vom Hundert, Hoch- und Niedriggeborenen, so verelendet hätte sein können wie heute, — wo man knurrt, druckst, krächzt, schnarrt, stottert, lallt, — nur nicht spricht. Erst in die Papierwelt hineingesetzt, entartete unsere Bildung so, daß wir im täglichen Umgang ein wohlgefügtes, voll- und schöntöniges Sprachkunstwerk, wie es die Rede des aufrechten Menschen doch sein sollte, geradezu nicht mehr für vornehm halten. Wir lesen und schreiben; der lästigen Aufgabe, zu hören und zu sprechen, sind wir, gegen früher, für Neunzehntel aller Lebensaufgaben und aller Lebensäußerungen enthoben. Daher die grenzenlose und immer noch fortschreitende Verarmung unseres Sprachtalents. Denn selbst wo intellektueller Reichtum in vollem Strom dem Sprecher zufließt, fehlt in der Regel jede Schönheit, jede Plastik und Bildlichkeit der Rede.

Was der Schüler bis jetzt aus unseren Schulen an Fähigkeiten, die Sprache des Verstandes und die der Empfindung im eindrucksvollen Bilde wiederzugeben, mitbrachte, war in der Tat herzlich wenig. Hatte doch die Schule dazu gar keinen Beruf gehabt. Die wichtigen Disziplinen für die Lehrenden: Sprachphysiologie und Sprachtechnik, sind bis jetzt an Universitäten und Seminaren ganz verabsäumt worden, wovon noch einmal besonders zu sprechen sein wird. Den Schülern gegenüber aber hat man, statt ein farbiges Bild der Dichtung wieder zu erwecken, die Dichtung selbst zerlegt und sie mit Wage und Maß abgeschätzt. Damit hat die Schule sich im allgemeinen begnügt.

Es war erfreulich, in Weimar zu hören, wie einmütig die Froschmethode in der Literaturstunde verurteilt wurde. Die Froschmethode nenne ich sie, weil, wie unsere Dichtung, nur noch dieses arme Tier, der Frosch, in gleich unnützer, gleich schändlicher Weise, mit der Grausamkeit von Folterknechten, aus sogenannter Wißbegierde ehedem mißhandelt wurde und von bösen Buben heute noch mißhandelt wird. Man zieht die Haut ab, trennt Kopf und Schenkel vom Rumpfe und experimentiert dann mit einem Magnet an den bloßliegenden Nerven. In der Literaturstunde heißt dieser Magnet gewöhnlich die Moral. Aber auseinandergeschnitten muß das Gedicht erst werden und ihm die Haut abgezogen, — sonst reagiert es nicht auf die moralische Sonde.

Endlich nun sollen die Lehrer dem Drama gegenüber nicht mehr, wie Wätzoldt sagte, „Architekten, Schuldschnüffler und Textgründler" sein, endlich soll beim Gedicht nicht mehr die Idee, die Moral, die Nutzanwendung herausdestilliert werden: Des Dichters Werk soll als ein gefühltes Erlebnis in die Seele des Kindes gesenkt werden, damit es dort weiter wachse. Bis jetzt, meinte Heinrich Hart, war die Poesie in der Schule so etwas wie der Lebertran in der Kinderstube: man mußte ihn der Gesundheit wegen schlucken, aber gut schmeckte er nicht. Nun soll sie wieder das Manna werden, das in Stunden der Freude das sonst zu harter Lehrspeise verurteilte junge Gemüt erquicke. Ein Erfrischungsbad der Seele soll die deutsche Stunde werden, ein Lustwandeln in Sonnenlicht und Waldesdunkel, ein staunendes Schauen der in schimmernden Bildern vom Dichter neugeborenen reichen Welt des Innen und Außen.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

17. Oktober 1903.

Der hinter uns liegende Monat hat eine Reihe sehr bedeutsamer Ereignisse an uns vorüberziehen lassen.

Wir denken dabei zunächst an die überraschende Wendung, welche durch das Ausscheiden Chamberlains aus dem Ministerium Balfour herbeigeführt wurde. Man war umsomehr überrascht, als es Chamberlain unmittelbar vorher gelungen war, den stärksten seiner Gegner im Kabinett, den Finanzminister Ritchie, zu isolieren, so daß er gleichzeitig mit Chamberlain sein Entlassungsgesuch einreichte, und mit ihm der Staatssekretär für Indien Hamilton. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß, wenn Chamberlain seinen Posten behauptet hätte, was möglich war, sowohl der Prim-Minister Balfour, wie die übrigen Mitglieder des Kabinetts zu ihm gestanden hätten. Offenbar aber hat Chamberlain sich gesagt, daß die schließliche Entscheidung für oder wider den Imperialismus, wie er ihn versteht, nicht vom Kabinett, sondern von der englischen Nation gegeben werden muß; er meinte stärker dazustehen, wenn er ohne jede amtliche Fessel, als ein auf sich selbst gestellter unabhängiger Mann für seine Ideen eintrat, und so geschah es, daß auch er zurücktrat. Es hat sich aber gezeigt, daß das seiner stärksten Köpfe beraubte Ministerium Balfour so sehr an innerem Zusammenhalt verloren hatte, daß neue Austritte folgten, zuletzt der des sehr einflußreichen Herzogs von Devonshire, der direkt in das Lager der Freihändler überging, und es hat unter diesen Umständen die größten Anstrengungen gekostet, einen präsentablen Ersatz zu finden. Jetzt endlich ist die Arbeit der Rekonstruktion vollendet, aber jedermann in England fühlt, daß es sich um ein künstliches, wenig haltbares Werk handelt. Entweder wird Chamberlain triumphierend als Sieger die Führung der Nation übernehmen, oder aber die Torys haben für längere Zeit ausgespielt, und die seit 1895 von den Geschäften ausgeschlossenen Liberalen finden Gelegenheit, der Welt zu zeigen, welches ihrer Meinung nach die Wege sind, die England zu gehen berufen ist. Zunächst kämpft Balfour mit der ihm eigenen Zähigkeit um Behauptung seiner Stellung, und Chamberlain, dessen Sohn im Ministerium geblieben ist, unterstützt ihn in seinen Bemühungen. Balfour ist sein Verbündeter, der zwar nicht unter demselben Feldzeichen, aber nach gleichem Plan in den Kampf eintritt.

Für den außerhalb stehenden Beobachter ist der jetzt entbrannte Redekampf außerordentlich interessant. Vor allem, weil endlich zu Tage getreten ist, daß der Hauptgegner, den Chamberlain bekämpft, nicht, wie er ursprünglich vorgab,

Deutschland, sondern Amerika ist. Die wirtschaftliche Konkurrenz der großen Republik ist für England allerdings nicht ungefährlich und namentlich in Bezug auf Canada so akut geworden, daß in den Vereinigten Staaten bereits offenkundig von der Notwendigkeit gesprochen wird, durch den Abschluß von Reziprozitätsverträgen einen festen wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen dem nördlichsten Amerika und Nordamerika zu schaffen. Von den autonomen Kolonien hat nur eine sich rückhaltlos für Chamberlains Pläne mit all ihren Konsequenzen ausgesprochen, das aber ist die kleinste, freilich auch die lauteste und anspruchvollste von ihnen: Neuseeland. Von den übrigen hört man freudige Zustimmung, wo es sich darum handelt, von Seiten Englands Zugeständnisse entgegenzunehmen, sehr kühle Erwägungen, wenn von den zu übernehmenden Gegenleistungen die Rede ist.

Es fällt aber auf, daß eine Seite des Problems gar nicht in die Diskussion hineingezogen wird; wie nämlich, nach dem engeren Zusammenschluß von Mutterland und Kolonien, sich die Vertretung der gemeinsamen Interessen im englischen Parlament gestalten wird. Daß eine Heranziehung von Vertretern der Kolonien zum englischen Parlament sich nicht wird umgehen lassen, sobald Chamberlains Gedanken Wirklichkeit geworden sind, dürfte allseitig anerkannt werden. Denken wir uns aber die Tatsache vollzogen, so sehen wir auch die Wandlung, die sich dadurch im politischen Leben Großbritanniens vollziehen muß. Das rücksichtslos demokratische Element, das überall in den Kolonien entweder schon die Zügel in Händen hat, oder im Begriff steht, sie an sich zu reißen, wird auch in England die Parteien durchdringen und zersetzen, zumal seit dem Abfall Salisburys von der alttoryistischen Politik diese Entwicklung bereits begonnen hat.

Diese Erwägung und nicht die wirtschaftlichen Gefahren, die für uns weit geringer sein werden als man sich meist vorzustellen pflegt, läßt uns wünschen, daß Chamberlain unterliegt, denn es würde auch in der Weltpolitik eine unliebsame Wandlung zum schlechteren bedeuten, wenn der chauvinistische Radikalismus sozialistischer Färbung der bestimmende Faktor für die innere und auswärtige Politik Englands werden sollte.

Nun sind gerade in dieser Periode der inneren Krisis an England Probleme der auswärtigen Politik herangetreten, die von außerordentlicher Tragweite werden könnten. Wir denken dabei nicht an den eben perfekt gewordenen englisch-französischen Schiedsvertrag: er ist so verklausuliert und so vorsichtig gefaßt, daß er mehr als „Bagatellen“ nicht erledigen wird. Ein Mehr verbietet sich schon aus dem in England sehr lebhaft empfundenen Interesse jedes Staates, seine Souveränität sich voll zu wahren. Es tritt dabei jetzt die Absicht hervor, die kleinen Nadelstiche zu beseitigen, die, wie der große Napoleon sagte, Kanonenschüssen vorauszugehen pflegen, und das kann nur erfreulich sein. Aber es ist charakteristisch, daß keinem von beiden Teilen der Gedanke gekommen ist, die Ansprüche, die diesseit wie jenseit des Kanals in Anlaß der marokkanischen Krisis erhoben werden, vor das Forum noch so unparteiisch gesinnter Schiedsrichter zu ziehen. Das war schon deshalb unmöglich, weil die auswärtige Politik einer Großmacht ein ganzes darstellt, das im Zusammenhang ihrer historischen Ent-

wicklung steht und deshalb fremdem Urteil nicht unterstellt werden kann. Im Grunde gilt der Spruch des Koran, der dem Khalifen untersagt, Abtretungen anders als nach einer verlorenen Schlacht zu machen, mutatis mutandis auch für den politischen Kodex der großen Mächte. Es scheint nun freilich, daß Frankreich seine auf ein Protektorat über Marokko gerichteten Pläne trotz der offiziellen Ableugnungen, welche auf die Alarmrufe des Sozialistenhäuptlings Jaurès folgten, keineswegs aufgegeben hat, aber sich genötigt sieht, ein langsameres Tempo einzuhalten. Von Petersburg her sind nicht mißverständliche Äußerungen übler Laune laut geworden, ganz wie man sich in Petersburg durchaus nicht von der jüngsten französisch-italienischen Verbrüderung erbaut gezeigt hat. Daß der russische Botschafter unter einem mehr als ungeschickten Vorwande von Paris während der italienischen Königstage fern blieb, ist eben so sehr bemerkt worden, wie die ganz unerwartete Absage des Zarenbesuches in Rom. Ein Zusammenschluß der Mittelmeermächte zu einer Zeit, da die Wirren im nahen Orient sich trotz aller Gegenmaßregeln hartnäckig behaupten, kann der russischen Politik natürlich nur sehr unerwünscht sein, und da sie bekanntlich mit ihren Stimmungen höchst ungeniert an die Öffentlichkeit zu treten pflegt, täuscht man sich in London, Paris und Rom nicht darüber, daß weniger Ostentation klüger gewesen wäre.

Ein radikal sozialistisches Blatt in Paris: „L'Européen" hat gemeint, das System der bestehenden Allianzen beginne brüchig zu werden, und das mag insofern nicht unrichtig sein, als dahingehende Bestrebungen gewiß vorhanden sind; aber es will uns scheinen, daß die von Rußland eingeschlagene Methode die richtige ist, um Frankreich am Zweibunde festzuhalten. Je entschiedener es mit Billigung und Mißbilligung der politischen Haltung Frankreichs hervortritt, um so sicherer hält es die ungeheure Überzahl der Nation an sich gefesselt. Man wird weit eher die Machthaber des Augenblicks fallen lassen, als die nun einmal im Volksbewußtsein als politisches Dogma aufgenommene Allianz mit Rußland. Was sie zerbrechen könnte, wäre eine Überrumpelung der Nation, der sich nachträglich schwer an den Urhebern rächen würde.

Rußland wünscht aber heute mit großer Bestimmtheit die Herstellung wirklichen Friedens auf der Balkanhalbinsel, und zwar so, daß er nicht auf Kosten einer Veränderung des Territorialbestandes der Türkei erreicht werden soll. Oder um den Revers zu zeigen, Bulgarien und Serbien sollen nicht größer und Albanien weder selbständig werden, noch unter die Schutzherrschaft einer anderen Macht treten. Die Kaiserzusammenkunft in Schönbrunn und die Vereinbarungen von Mürzsteig tragen den Stempel dieses Gedankens, dem sich Österreich-Ungarn im wohlverstandenen eigenen Interesse voll angeschlossen hat. Auch die Türkei bekennt sich emphatisch zu diesem Programm, sie wäre politisch blind, wenn sie sich nicht damit zufrieden geben wollte. Die Schwierigkeit, an der sie scheitern könnte, liegt in der Natur der Türkei. Man verlangt von ihr Reformen, die dem Wesen des Islam und der ganzen Lebensanschauung der Werkzeuge widersprechen, deren der Sultan sich bedienen muß. Die Reform ist christlich und abendländisch gedacht; wie sollen islamische Orientalen ihr gerecht werden?

Nach dem Frieden von Adrianopel (1829) glaubte der Kaiser Nikolaus I., daß Sultan Mahmud zum Christentum übertreten werde, und als griechisch-orthodoxen Vasallen hätte er ihm bereitwillig jeden Schutz gewährt. Aber selbst wenn Mahmud (woran er nie gedacht hat) Christ geworden wäre, mußte die Rechnung sich als falsch erweisen. Seine rechtgläubigen Untertanen hätten ihn am Tage seines Übertrittes umgebracht und ein anderer Khalifa hätte die Überlieferungen Osmans auf sich genommen. Im Grunde ist dies der Kern des Problems, über den sich nicht hinwegkommen läßt, wenn man nicht volle Autonomie unter einem christlichen Gouverneur nach Ausweisung aller Mohammedaner aus Makedonien an die Stelle der nur dem Namen nach fortbestehenden Autorität des Sultans setzen will. Das aber will Rußland nicht, weil die Geschichte Ostrumeliens noch in allzu lebendiger Erinnerung steht. Ebenso wenig will es die Wünsche der Bulgaren erfüllt sehen, und das hat in seiner Kombination das Resultat ergeben, mit dem gerechnet werden muß. Wir sehen, obgleich der Aufstand in Makedonien fast ganz niedergeworfen ist, vorläufig noch keinen ersprießlichen Ausgang und erwarten auch im günstigsten Fall nur einen Stillstand, keine endgültige Lösung.

Aber man darf wohl die Frage aufwerfen, ob Rußland heute mehr erreichen will als einen längeren Stillstand. Es ist im großen Orient gebunden und steht dort schwierigen Aufgaben, vielleicht sogar einem Kriege gegenüber.

Wir kennen die Vorgeschichte. Sie liegt im Grunde so weit zurück wie der erste japanisch-chinesische Krieg. Der Friede von Shimonoseki, der den Japanern die Vorherrschaft auf Korea und die Halbinsel Liaotung auf dem chinesischen Kontinent gebracht hatte, wurde durch das Eingreifen von Rußland, Frankreich und Deutschland zerrissen. Korea blieb unabhängig, die Japaner mußten den Kontinent räumen und sich mit ihrer neuen Stellung auf Formosa begnügen. Das war eine Lage, die sie wohl geduldig getragen hätten, wenn nicht allmählich Rußland sich der von ihnen aufgegebenen Positionen bemächtigt hätte. Auch ihre Teilnahme am Kampf gegen den Boxeraufstand, Seite an Seite mit den Truppen aller europäischen Großmächte, besserte ihre Stellung nicht. Vielmehr stand nach Herstellung des Friedens Rußland stärker als je auf chinesischem Boden, die mandschurische Eisenbahn führte in ihren Ausläufern nach Niutschwang und zum Gibraltar des Ostens, Port Arthur, bis nach Dalny und Talienwan, und bald standen russische Truppen und russische Ansiedler auch an der Wurzel Koreas, am Jalufluß, um Wälder und Minen auszubeuten. Schon zu Anfang des vorigen Jahres war die Lage außerordentlich kritisch. Marquis Ito reiste nach Petersburg, um einen Ausgleich der russisch-japanischen Interessen herbeizuführen. Da er ihn jedoch nicht finden konnte, ging er nach England, und am 12. Februar 1902 wurde der englisch-japanische Vertrag veröffentlicht, durch den beide Mächte sich zu Schutz und Trutz verbanden, wenn eine von ihnen von zwei anderen Mächten angegriffen werden sollte. Es war ein Bündnis auf 5 Jahre, so daß es noch bis 1907 läuft. Rußland antwortete am 16. März 1902 mit der amtlichen Ankündigung, daß es seine Allianz mit Frankreich auch auf Ostasien ausgedehnt habe. Das englisch-japanische Bündnis geht aber auf Er-

haltung der Integrität Chinas mit Einschluß der Mandschurei und gilt auch der Integrität Koreas, während das französisch-russische Gegenbündnis den status quo des 16. März 1902 aufrechterhalten will. Gleich darauf, am 8. April 1902, unterzeichnete Rußland mit China einen Vertrag, durch den es sich verpflichtete, bis zum 8. Oktober 1903 die Mandschurei zu räumen. Aber dieser Vertrag legte auch der chinesischen Regierung Verpflichtungen auf, von denen Rußland die versprochene Räumung in Abhängigkeit stellte. China übernahm es, ebenfalls bis spätestens am 8. Oktober 1903 die Ordnung und die Sicherheit des Verkehrs in der Mandschurei hergestellt zu haben, und andererseits hatte es zugegeben, daß Rußland des Vertrages ledig sein solle, wenn es durch das Verhalten anderer Mächte verhindert werde, seine Verpflichtungen einzuhalten.

Das ist in kurzen Worten das Fundament, auf dem die gegenwärtige Lage sich aufgebaut hat. Japan und Rußland haben seither stetig gerüstet, zu Wasser wie zu Lande, und es hat keine Zeit gegeben, in welcher Rußland so mächtig im fernen Osten dagestanden hätte, wie heute. Aber noch ist die japanische Flotte stärker als die russische, auch ist Japan imstande, in der ersten Zeit in größerer militärischer Stärke als Rußland in Korea aufzutreten. Aber diese Vorteile werden aufgewogen durch die Tatsache, daß Rußland in der Lage ist, sich stetig zu verstärken, und daß es durch die Ernennung des Admirals Alexejew zum Statthalter des Ostens mit fast unbegrenzten Vollmachten alle Gewalt in die Hände eines Mannes von großen militärischen Gaben und unbestrittener Energie konzentriert hat. Unter solchen Verhältnissen kam der 8. Oktober heran und mit ihm die von allen Seiten her einlaufenden Nachrichten, daß Rußland keinerlei Maßnahmen getroffen habe, um die versprochene Räumung zu vollziehen, daß es sich vielmehr militärisch verstärke und mit gewisser Ostentation Truppenrevuen abhalte. Auch Alarmnachrichten, die eine Seeschlacht zwischen Russen und Japanern in nächster Zeit erwarten ließen, steigerten die namentlich in England hochgradige Nervosität. Dann folgten ebenso bestimmt von allen Seiten her beruhigende Nachrichten, und im Augenblick, da wir diese Zeilen schreiben, ist es ganz still geworden.

Es ist schwer, aus alledem zu einem sicheren Urteil zu gelangen. Daß Rußland die Mandschurei nicht räumen wird, nimmt die Presse aller Länder an. Auch läßt sich nicht bestreiten, daß die mandschurische Bahn eines militärischen Schutzes bedarf und daß Chunchusenbanden nach wie vor die Sicherheit des Verkehrs in der Mandschurei gefährden. Auch könnte Rußland darauf hinweisen, daß die Rüstungen Japans ihm unmöglich machen, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, was in seinem Sinne den Voraussetzungen entsprechen würde, die nach dem Wortlaut des russisch-chinesischen Vertrages über die Räumung der Mandschurei, Rußland berechtigen die militärische Besetzung des Landes aufrecht zu erhalten. Die Frage ist also nicht, ob Rußland zurückweichen wird, sondern ob Japan sich entschließt, seine Flotte abzuberufen und seine Truppen wieder heimzuschicken, und so wie die Dinge liegen, darf man wohl das letztere als wahrscheinlich annehmen.

Überaus kläglich ist unter allen Umständen die Rolle, welche China dabei spielt. Gerade das scheint uns aber nicht unbedenklich. Schon seit Monaten wurden

neue Ausbrüche des Fremdenhasses in China angekündigt ein angeblicher Versuch, die Verteidigungsanstalten der englischen Gesandtschaft in die Luft zu sprengen, ist bereits gemacht worden, aber glücklich gescheitert. Wer kann voraussehen, was sich daran für weitere Ereignisse schließen werden? Mit Bestimmtheit aber läßt sich sagen, daß jede aufständische Bewegung in China die Stellung Rußlands in der Mandschurei und weiter hinaus am Golf von Petschili noch mehr stärken muß.

Wir bemerken in diesem Zusammenhang, daß der neue Staatssekretär des Kaisers Nikolaus II, Herr Besobrasow, bestimmt sein soll, die Stellung eines Ministers für die ostasiatische Politik zu erhalten. So berichtet wenigstens nach der Agence Russe das in russischen Angelegenheiten besonders vorsichtige Journal des Débats. Bestätigt sich die Nachricht, was bisher nicht geschehen ist, so wäre damit der Politik Rußlands im fernen Orient eine noch größere Selbständigkeit gewährt, als sie in den Jahren einnahm, da alle orientalischen Angelegenheiten, die Balkanhalbinsel mit eingeschlossen, in Händen des sogenannten „asiatischen Departements" lagen. Das Komitee für ostasiatische Angelegenheiten, das sich soeben unter Vorsitz des Kaisers konstituiert hat, mindert die Vollmachten Alexejews nicht, kann aber als weiterer Beweis dafür gelten, welche Bedeutnng diesen ostasiatischen Angelegenheiten zukommt.

In Österreich-Ungarn dauert die unglückselige Ministerkrisis immer noch fort. Der lichte Punkt dabei ist der Armeebefehl, durch den Kaiser Franz Josef am 17. September erklärte, daß er an den bewährten Einrichtungen des Heeres, d. h. speziell an der einheitlichen deutschen Kommandosprache, festhalten werde. Die gesamte deutsche Bevölkerung hat diese entschiedene Kundgebung mit Jubel begrüßt, in Ungarn hat sie in den Reihen der den Reichstag terrorisierenden Minorität, wie zu erwarten war, lauten und erbitterten Widerstand wachgerufen. Wir verzweifeln trotzdem nicht daran, daß allmählich der gesunde politische Verstand den Sieg davontragen wird. Es ist ein selbstmörderisches Treiben, durch welches der nationale Chauvinismus der Madjaren die Zukunft des berechtigten Teils der von Ungarn verfolgten Ziele preisgibt.

Was nicht nur die Lage des Augenblicks, sondern namentlich die realen Interessen der habsburgischen Monarchie verlangen, ist ein ehrliches Bündnis zwischen Madjaren und Deutschen, auf Basis der sehr verwandten beiderseitigen Interessen. In der chronischen Krisis der Orientpolitik mit diesen, die Kraft des Staates, wenn auch nicht völlig lähmenden, so doch sehr wesentlich schwächenden Zänkereien und Demonstrationen die kostbare Zeit zu vergeuden, ist mehr als sträflicher Leichtsinn, weil es im Effekt einem am Staat begangenen Verrat gleichkommt.

Kaiser Franz Josef hat erklärt, daß er mit den neuen Verhandlungen, die er zur Bildung eines Ministeriums mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld wieder angeknüpft hat, einen letzten Versuch machen wolle. Wir meinen, daß dieses Wort sehr ernst zu nehmen ist, und wünschen dem madjarischen Volke wie dem uns verbündeten Nachbarstaate, daß die guten Aussichten, die sich im Augenblick zu bieten scheinen, auch zu einer glücklichen Lösung des ganz unerträglich gewordenen Konflikts führen.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. Oktober.

Den letzten Monatsbericht schlossen wir am 20. September, demselben Tage, an dem der sozialdemokratische Parteitag in Dresden überraschenderweise auseinanderging, nachdem er die wichtigsten Fragen, die auf dem Programm standen, übers Knie gebrochen und dafür eine ganze Woche mit einer beispiellosen Anhäufung von widerwärtigem Gezänk und gegenseitigen Beschimpfungen vertan hatte. Seitdem hat auch die öffentliche Meinung der bürgerlichen Kreise sich eingehend mit den Dresdener Vorgängen beschäftigt, während in der sozialdemokratischen Partei nach dem ironischen Ausdruck des „Genossen" Richard Fischer eine „Ära der Erklärungen" begonnen hat, d. h. mit andern Worten eine Fortsetzung des Streits mit Hilfe von Zeitungspapier und Druckerschwärze. Es ist kaum ein Tag vergangen, an dem nicht in einem sozialdemokratischen Organ, gewöhnlich im „Vorwärts", irgend ein Beitrag zu finden gewesen wäre, in dem einer der Wortführer der Sozialdemokratie sich gegen Angriffe eines Genossen verteidigte oder selbst einen neuen Ausfall unternahm. Der Streit wurde in der bürgerlichen Presse genau verfolgt und eifrig glossiert. Besonderes Aufsehen erregten die scharfen Artikel, mit denen der auf dem Dresdner Tage persönlich angegriffene und von Bebel schmählich beschimpfte Maximilian Harden in seiner „Zukunft" sich seine Gegner vornahm.

Was ist nun das vorläufige Ergebnis dieser Auseinandersetzungen? Wir haben davor gewarnt und möchten diese Warnung wiederholen, die Sache so aufzufassen, als ob die Sozialdemokratie von einer ursprünglich behaupteten idealen Höhe herabgesunken sei und als ob nun die Dresdener Zänkereien den Anfang vom Ende bedeuteten. Diese Ausbrüche von Haß, Neid und wüstem Terrorismus sind natürliche Wesensbetätigungen einer Partei, die Bebel nur in unbewußter Selbstverhöhnung mit den ersten Christen vergleichen konnte, die vielmehr schon in ihrem moralischen Kern das strikte Gegenteil von den Gedanken darstellt, mit denen das Urchristentum der damals herrschenden Staatsordnung entgegentrat. Während das Christentum die sozialen Unterschiede nur darin aufhebt, daß es durch die Forderung innerer Erneuerung und die Verkündigung der Gotteskindschaft die Menschenwürde auf eine höhere Stufe emporhebt und der Persönlichkeit einen höheren Wert, einen von den Lebensumständen unabhängigen inneren Adel verleiht, ist die Sozialdemokratie im Gegenteil bestrebt, alle höheren geistigen und kulturellen Werte auf das Niveau der Masse herab-

zuziehen und sie nach deren gemeinen und im Materiellen wurzelnden Bedürfnissen umzuwerten.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, ob Bebel und die hinter ihm stehende Masse Sieger geblieben sei oder nicht. Ohne Zweifel ist es ihm geglückt, dem revolutionären Prinzip zunächst die äußere Anerkennung zu verschaffen. Die Annahme der seinen Wünschen entsprechenden Resolutionen ist ja das aktenmäßig feststehende Zeugnis dafür. Aber daß die sogenannten Revisionisten, die doch mit diesen Resolutionen zerschmettert werden sollten, selbst in aller Gemütlichkeit dafür stimmten, beeinträchtigt doch die Wirkung und Bedeutung des Bebelschen Sieges sehr stark. Die Revisionisten konnten kaum einen ärgeren Hohn gegen die Parteimehrheit ins Feld führen, als indem sie zu erkennen gaben: „Wenn es euch Freude macht, stimmen wir auch recht gern für die Beschlüsse, mit denen ihr uns vernichten wollt! Beschließt, was ihr wollt, und wir tun, was wir wollen!"

Der Revisionismus wird also auch nach dem Dresdener Parteitag derselbe bleiben, der er vorher gewesen ist. Es wird in der sozialdemokratischen Partei immer eine Anzahl revolutionärer Köpfe geben, die an dem alten Parteidogma festhalten, und diese, nicht die andern, werden über die proletarische Masse in der Regel zu gebieten haben. Aber der Nimbus, der diese revolutionären Mächte umstrahlt, wird immer mehr verblassen, je mehr sich herausstellt, daß die Herrschaft über die Proletariermassen in einem gesunden Volke nur den Schein einer Macht bedeutet und daß auch eine intransigente Partei wie die Sozialdemokratie tatsächlich alles Positive, was zum besten der unteren sozialen Schichten etwa geschieht, nicht aus eigener Kraft und nur auf dem Wege des Kompromisses erreichen kann. Das beweist auch der Aufruf der Partei zu den preußischen Landtagswahlen. Dieser Zwang zum Kompromiß infolge der tatsächlichen Ohnmacht der revolutionären Kräfte wird um so stärker werden, je mehr die Staatspolitik der Ausdruck eines klaren, allgemein verständlichen Wollens, einer unbeirrten sozialen Reformtätigkeit, eines zeitgemäßen Fortschreitens der Gesetzgebung und einer unerschütterlichen Festigkeit im Gebrauch ihrer realen Macht ist. Die Überzeugung aber, daß die Politik der Staatsregierung den hier kurz bezeichneten Charakter hat, besteht in weiten Kreisen nicht. Es sind Leute der verschiedensten politischen Richtung, die auch heute noch den Kurs unserer inneren Politik für einen „Zickzack-Kurs" halten, unserer Meinung nach jetzt mit Unrecht, da es sich um Nachwirkungen früherer Fehler handelt, die nicht mit einem Schlage gut zu machen sind; aber der Chronist muß ehrlicherweise sagen: die Meinung ist da, und die Regierung ist mit den Bemühungen, Klarheit über ihre Ziele zu schaffen, noch lange nicht weit genug durchgedrungen. Ferner: in der sozialen Reformtätigkeit soll gewiß nicht einer Überstürzung das Wort geredet werden, aber in den Kreisen, die von der Notwendigkeit stetigen und besonnenen Fortschreitens auf diesem Gebiet überzeugt sind, besteht keine völlige Klarheit darüber, wie weit die Regierung sich von den Elementen losgesagt hat, die dieser Sozialpolitik direkt als Gegner gegenüberstehen. Weiter: unsere Gesetz-

gebung trägt den Charakter des Flickwerks; man ist fortwährend genötigt, Lücken zuzustopfen, die sich in der Rechtsprechung und Verwaltungspraxis zeigen, wobei nicht selten Tendenzen hervortreten, die der Richtung der sich entwickelnden Zeitanschauungen vollständig entgegengesetzt sind und die Gesetze gewissermaßen zurückrevidieren wollen, also in der eigentlichen Bedeutung des freilich viel mißbrauchten Worts „reaktionär" sind. Man empfindet den Mangel des Zeitgemäßen und der einfacheren Linienführung in der Gesetzgebung und fürchtet sich doch, von Grund aus neu aufzubauen. Und weil die Flickarbeit an der Gesetzgebung ein dankbares Betätigungsfeld für reaktionäre Bestrebungen ist, so regt sich das Mißtrauen auch gegen solche gesetzgeberischen Versuche, deren Grundtendenz in besonnenen und ernstdenkenden Kreisen durchaus gebilligt wird. Man denke an die Zuchthausvorlage und die Lex Heinze! Endlich: der Glaube an die Festigkeit der Regierung im Gebrauch ihrer realen Macht ist vielfach schwer erschüttert und noch nicht in genügendem Maße wiederhergestellt, obwohl es Anzeichen genug gibt, daß das Staatsschiff jetzt von einer festeren Hand gesteuert wird. Die öffentliche Meinung steht eben noch unter den Nachwehen früher empfangener Eindrücke von jener Zeit her, als in der auswärtigen Politik zum ersten Male die Hand Bismarcks schmerzlich vermißt wurde, und als in der inneren Politik ein Fall an den andern sich reihte, wo die Regierung Stimmung und Meinung der Volksvertretung offenbar falsch eingeschätzt hatte, und ihr Standpunkt durch das verhängnisvolle Wort des Herrn v. Köller bezeichnet schien: „Wenn nicht — denn nicht!" Nur eine Reihe von ausgesprochenen Erfolgen, die das zähe Festhalten der Regierung an klaren Zielen und den vollen Gebrauch ihrer Autorität zeigen, kann das Vertrauen allmählich wiedergeben.

Es ist also noch viel Arbeit zu tun, bis wir wieder eine im besten Sinne populäre Regierungspolitik haben können. So lange wir aber die nicht haben, wird man von einer wirklichen Überwindung der Sozialdemokratie nicht reden können. Das Schlimmste unter allem möglichen wäre, wenn bei der gegenwärtigen Lage unserer inneren Politik der verfrühte Versuch gemacht würde, die revolutionären Elemente durch ein neues Sozialistengesetz oder dem ähnliches zu unterdrücken. Herrn Bebel und den Seinen könnte allerdings nichts angenehmeres geschehen. Sie wären dann mit einem Schlage Sieger über den Revisionismus und hätten noch dazu die Mehrheit des bürgerlichen Liberalismus auf ihrer Seite, im Fall eines Staatsstreichs sogar den ganzen Liberalismus und das Zentrum dazu.

Die durch das Anwachsen des Sozialismus angeregten Fragen beherrschen auch die Vorbereitungen zu den preußischen Landtagswahlen, die im November bevorstehen. Die Sozialdemokratie wird sich jetzt zum ersten Male an den Wahlen beteiligen. Mag nun auch die Hoffnung, Mandate zu erringen, in den Reihen der „Genossen" selbst recht verschieden beurteilt werden, so besteht doch kein Zweifel, daß durch das Eintreten früher unbeteiligter Massen in die Wahltätigkeit ein erhebliches Gewicht in die Wagschale der Linken geworfen wird. Und damit wird die Frage der Wahlbeteiligung der Sozialdemokratie zugleich zu einer bedeutungsvollen Frage für den Liberalismus. Soll der Liberalismus

den Hinzutritt der jedenfalls gegen die bisherige konservativ-klerikale Mehrheit gerichteten Massen als willkommene Gelegenheit benutzen, um die Macht dieser Mehrheit zu brechen, oder soll er um des Prinzips willen ganz unabhängig von dieser unfreiwilligen Hilfeleistung der revolutionären Partei seine Ziele verfolgen? Und falls die Bundesgenossenschaft angenommen wird, welcher Preis ist dafür zu zahlen? Diese Fragen sind es, die den Liberalismus der verschiedenen Richtungen in letzter Zeit bewegt haben. Bei der im allgemeinen vorherrschenden optimistischen Beurteilung der sozialdemokratischen Gefahr kann es nicht wunder nehmen, daß auch im Lager des gemäßigten Liberalismus, bei den Nationalliberalen, große Neigung bestand, die Sozialdemokratie als Sturmbock gegen die konservativ-klerikale Mehrheit zu benutzen. Der unbedingte Kampf gegen die „Reaktion" wurde namentlich von den Jung-Nationalliberalen als Losung verkündet. Der Delegiertentag der preußischen Nationalliberalen, der am 30. September in Hannover abgehalten wurde, hat in diesen Wein etwas Wasser gegossen. Das Prinzip einer energischeren Betonung des liberalen Charakters der Partei und der Kampf gegen die Konservativen und Klerikalen wurde zwar gutgeheißen, — wir haben schon in früheren Besprechungen hervorgehoben, daß mit einem gewissen „Ruck nach links" gerechnet werden mußte, — aber die Möglichkeit eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie hat man sich nur für den äußersten Notfall vorbehalten, namentlich für die Fälle, wo die Gewissensfrage gestellt wird: wer ist im Grunde gefährlicher, die Sozialdemokratie oder der Ultramantanismus? Diesem Standpunkte entsprechend ist denn auch der Wahlaufruf gehalten, der auf dem Parteitage vereinbart wurde.

Nicht ganz so glatt wurde die Freisinnige Vereinigung mit der Regelung ihres Verhältnisses zur Sozialdemokratie fertig. Während des Kampfes um den Zolltarif waren als Führer der Partei vornehmlich diejenigen in den Vordergrund getreten, die von der Vertretung der wirtschaftlichen Interessen des Industrie- und Handelsstaats ausgingen und von der Herrschaft des Liberalismus vor allem die Zertrümmerung des Agrarstaats erhofften. Bei solcher Auffassung der liberalen Interessen bestand allerdings kaum ein ausreichender Grund, die Bundesgenossenschaft der Sozialdemokratie bei den Wahlen zu verschmähen. So wie Dr. Barth bei dem Kampf um den Zolltarif Schulter an Schulter mit den roten Nachbarn zur Linken gefochten und Reden gehalten hatte, die denen Bebels und Singers glichen wie ein Ei dem andern, so legte er sich auch auf dem Parteitage des liberalen Wahlvereins — dies ist der Name der Wahlorganisation der Freisinnigen Vereinigung — mit leidenschaftlichem Eifer ins Zeug, um ein rückhaltloses, auf Leistung und Gegenleistung gegründetes Bündnis mit der Sozialdemokratie gegen die sogenannte „Reaktion" zu befürworten. Indessen jetzt sprachen doch andere Führer der Partei mit, die, wie z. B. die Herren Ehlers und Pachnicke, teils selbst die Stellung und Aufgaben des Liberalismus etwas anders auffaßten, teils auch über die Stimmung der Wählerschaft augenscheinlich besser und richtiger informiert waren, als der eifrige Doktrinär Barth. Auch wiesen diese Herren sehr richtig mit vollem Nachdruck darauf hin, daß nach den Be-

schlüssen des Dresdener Parteitages und nach sonstigen Äußerungen sozialdemokratischer Führer auf Gegenleistungen der Genossen für irgend eine, ihnen taktisch noch so nahestehende Form des bürgerlichen Liberalismus nicht im mindesten zu rechnen sei. Die Geister platzten auf dem Parteitage heftig aufeinander; schließlich nahm man eine vermittelnde Resolution an, die in Wirklichkeit das Unterliegen Dr. Barths bedeutete. Aber obgleich so die Freisinnige Vereinigung den Zusammenschluß des gesamten Liberalismus nicht nur gegenüber der bisherigen Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses, sondern auch gegenüber dem von der Sozialdemokratie vertretenen Prinzip des Klasseninteresses und des Klassenkampfs betonte, so steht sie doch dem Gedanken des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie von allen bürgerlichen Parteien am nächsten und wird ihn sicherlich in den gegebenen Einzelfällen mehr als einmal praktisch verwirklichen.

Dasselbe wird vielleicht von der freisinnigen Volkspartei geschehen, obwohl diese zur Sozialdemokratie grundsätzlich eine weit entschiedener ablehnende Stellung eingenommen hat. Die freisinnige Volkspartei kann nach ihrer Natur und geschichtlichen Entwicklung ihre Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie, die auf dem Gegensatz des ursprünglichen, theoretischen und rein individualistischen Liberalismus zu allen auch im weiteren Sinne sozialistischen Lehren beruht, nicht so leicht preisgeben oder sich durch ein allgemeines Zugeständnis nach dieser Richtung hin festlegen. Sie hat daher die Kriegserklärung derer um Bebel gegen den Liberalismus durchaus ernst genommen und sich darauf eingerichtet. Aber im Einzelfall spricht dennoch die Taktik ihr Wort mit, und der Nutzen der Partei wird es mit sich bringen, daß man trotz allem hier und da mit den Roten geht. Vielleicht ist es mit Rücksicht darauf geschehen, daß die Partei auf den Erlaß eines Wahlaufrufs verzichtet und nur eine Bitte um Geld für die Parteikasse veröffentlicht hat.

Wie sieht es nun auf der Seite der bisherigen Mehrheit des Abgeordnetenhauses aus? Das Zentrum hat einen umfangreichen Wahlaufruf erlassen, der außer den stets wiederkehrenden Gedanken hauptsächlich zwei bemerkenswerte Ausführungen enthält. Die eine bezieht sich auf die Kanalvorlage und versteht es ausgezeichnet, die Bedeutung dieser Vorlage hervorzuheben, ohne auch nur mit einem Wort die Stellung des Zentrums dazu festzulegen. Die andere Ausführung erklärt die Bereitwilligkeit der Partei, eine etwaige Vorlage über die Schulunterhaltungspflicht zu diskutieren, ohne dabei wie früher die Forderung zu erheben, daß diese Frage nur im Rahmen eines allgemeinen Schulgesetzes geregelt werden dürfe. Wir können diese Frage vorläufig noch aus der Betrachtung ausscheiden. Aber festzustellen ist, daß die Schulfrage für die bisherige Mehrheit des Abgeordnetenhauses einen wichtigen Punkt für die Sammlung und Scheidung der Geister bedeutet. Deshalb hat auch der Wahlaufruf der freikonservativen Partei auf diese Frage besonderes Gewicht gelegt und nicht unterlassen zu betonen, daß die altpreußische Tradition in der Schulpolitik aufrechterhalten werden müsse. Diese Tradition besteht darin, daß zwar der Kirche jeder berechtigte Einfluß auf die religiöse Erziehung gewährt wird, daß aber dieser Einfluß nur im

Rahmen des grundsätzlich anzuerkennenden alleinigen Aufsichtsrechts des Staats geübt werden soll. Hier trennen sich die Wege der Freikonservativen von denen der Konservativen und Klerikalen, die ein weiter ausgedehntes Recht der Kirche über die Schule anstreben.

Die konservative Partei hat sich dahin entschieden, zu den Landtagswahlen keinen besonderen Aufruf zu erlassen. Sie beruft sich darauf, daß sie in ihrem Aufruf vor den Reichstagswahlen ihre Stellung zu den Fragen der preußischen Politik und Landesgesetzgebung genügend präzisiert hat. Man könnte dagegen einwenden, daß außer den Führern und einigen Berufspolitikern wohl nur sehr wenige Menschen in unserer schnelllebigen Zeit noch wissen werden, was in jenem Aufruf gestanden hat. Aber schließlich fällt das praktisch nicht allzu sehr ins Gewicht, wenn eine Partei glaubt auch ohne das der Ihrigen gewiß zu sein, und insofern mag die konservative Partei im Hinblick auf das preußische Wahlsystem wohl das richtige getroffen haben.

Das Bild der politischen Lage vor den preußischen Landtagswahlen würde unvollständig sein, wenn wir nicht zum Schluß noch mit einigen Worten der Kanalvorlage gedächten, jener Projekte rein technischer und wirtschaftlicher Natur, die durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände zu einem politischen Streitobjekt geworden sind. Das war für diese verwickelte Frage, bei der es ohnehin nicht leicht ist zu sagen, ob die Gründe dafür oder dawider das Übergewicht haben, das schlimmste, was ihr widerfahren konnte. Und doch war es auch wieder ganz natürlich, daß die Gegner eines wirtschaftlichen Projekts, das die Mittel des Gesamtstaats für eine zunächst dem Westen zugute kommende Anlage in Anspruch nehme, sich im Osten der Monarchie sammelten, während die Freunde hauptsächlich da zu finden waren, wo die Interessenten saßen, also im Westen. Erheben sich aber in Preußen wirtschaftliche Gegensätze zwischen Ost und West, so bedeutet das immer zugleich den Gegensatz zwischen Konservativ und Liberal, und die Sache wird zur politischen Prinzipienfrage, ehe man sichs versieht. Es darf hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden, welche Stadien die Kanalfrage infolge ihrer merkwürdigen politischen Zuspitzung und noch mehr infolge der Verschärfung der politischen Gegensätze durch das Eintreten der Krone für das Projekt durchlaufen hat. Daß die preußische Staatsregierung die Entscheidung der Frage bisher noch hinausgeschoben hat, ergibt sich aus der Natur der politischen Lage ganz von selber. Jetzt aber, wo der Landtag gewählt werden soll, der sich jedenfalls einmal mit der Kanalfrage zu befassen hat, ist die Frage nicht länger zurückzuhalten: Kommt die Vorlage oder kommt sie nicht?

Unserer Meinung nach liegt die Sache so: Bekanntlich hat die Regierung den aus dem Osten der Monarchie kommenden Widerstand gegen den Bau des Mittellandkanals dadurch zu überwinden versucht, daß sie auch die im Osten noch schwebenden Stromregulierungs- und Kanalbaufragen mit dem ursprünglichen Projekt zu einer großen „wasserwirtschaftlichen Vorlage" verschmolzen hat. In diesen Plan hat insofern eine vis major eingegriffen, als die schlesischen Hochwasserkatastrophen eine Lage geschaffen haben, die eine gemeinsame Erledigung

aller dieser umfangreichen Fragen in gemächlicher Beratung nicht mehr gestattet. Die Maßregeln zum Schutz gegen Hochwassergefahren müssen jetzt aus der wasserwirtschaftlichen Vorlage herausgegriffen werden. Bei den Kanalfreunden besteht nun die Befürchtung, diese Zerstörung des künstlichen Baus der wasserwirtschaftlichen Vorlage werde die Feinde des Mittellandkanals in ihrem Widerstande bestärken und den ersten Schritt zu einer vollständigen Niederlage der Regierung bilden. Das ist schwerlich richtig. Der Hochwasserschutz, wenn er mit Umsicht und Energie in voller Erkenntnis der vorhandenen Notlage verwirklicht wird, würde vielen Gegnern des Mittellandkanals ihr eindrucksvollstes Argument, die stetige Bevorzugung des ohnehin wirtschaftlich begünstigten Westens vor dem als Stiefkind behandelten Osten, aus der Hand nehmen. Wenn die Regierung nach geleisteter tatkräftiger Hilfe im Osten mit Festigkeit auf ihr Mittellandkanalprojekt zurückkommt und dabei weniger mit politischen Druckmitteln als mit sachlichen Gründen arbeitet, so wird es ihr dann sicher gelingen, die Widerstände zu überwinden, — eher allerdings nicht. Fallen lassen kann die Regierung den Plan nicht; dazu ist sie doch von früher her zu stark engagiert. Sie muß das freilich auch bekunden, indem sie die Kanalvorlage wieder einbringt und ihre prinzipielle Genehmigung sichert, vielleicht durch Forderung einer ersten Rate für den Bau oder durch eine ähnliche Form. Auf der liberalen Seite aber sollte man diese in den Umständen selbst liegenden Garantien besser würdigen und klarer übersehen. Mißtrauen und Leidenschaft arbeiten eifrig darauf hin, sowohl der Regierung das Konzept zu verderben, indem man zuviel fordert und auf dem alten Schein besteht, als auch die Konservativen aufzustacheln, indem man gegen die Herausschälung der Hochwasservorlage eifert und beide Fragen durchaus verquicken, die eine durch die andere durchdrücken will. Dadurch gefährden die Kanalfreunde ihr eigenes Interesse. Sie würden am liebsten die Frage zur Wahlparole machen und übersehen dabei, daß die politischen Erregungen, die diese Sache einst mit sich gebracht hat, zum Teil längst abgeflaut sind und daß viele, die sich früher von ihrem Ärger über den konservativen Widerstand hinreißen ließen, inzwischen sich die technische und wirtschaftliche Seite der Sache näher angesehen und darüber nachgedacht haben. Die heutige Gegnerschaft gegen den Mittellandkanal deckt sich nicht mehr mit der früheren; das politische Moment ist vielfach ausgeschieden. Vor allem ist die Stellung des Zentrums ganz zweifelhaft, und eine liberale Wahlagitation mit dem Aushängeschild der Kanalvorlage würde merkwürdige Überraschungen bringen. Sie würde einen wesentlichen Teil des Zentrums als Gegner der Vorlage an die Seite der Konservativen führen. Es ist daher nicht recht zu verstehen, daß die preußischen Liberalen aus einer Art von Prinzipienreiterei mit Hilfe der Kanalvorlage durchaus ihre eigenen Aussichten verschlechtern wollen. Gerade in dieser Frage fordert das Interesse der Kanalfreunde ein Ausscheiden aller politischen Nebenzwecke und ein vertrauensvolles Zusammengehen mit der Regierung. Wer den Kanal haben will, der sollte vor den Wahlen so wenig wie möglich davon reden.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

II.

Wilhelm Hegeler, Pastor Klinghammer. — Frida Freiin von Bülow, Allein ich will! — Otto von Leitgeb, Die stumme Mühle. — Bernhardine Schulze-Smidt, Im finsteren Tal.

Über den Geistlichen in der Literatur — den Geistlichen als Objekt der Dichtung — ist schon manche Studie geschrieben worden. Es ist kein Wunder, daß besonders der moderne Roman immer von neuem den Pfarrer zum Helden erkürt. Ich glaube, im ganzen ist das ein Ehrenzeugnis für den Stand, ob mancher auch meinen möchte, die besten Pastoren seien, ebenso wie die besten Frauen, diejenigen, von denen man am wenigsten spreche. Aber es ist ja ohne weiteres verständlich, daß gerade in einem so mannigfach gebundenen Berufe Konflikte unter Umständen nicht nur leichter entstehen, sondern auch in schwereren, verschärften Formen auftreten. Von den deutsch-evangelischen Pfarrhäusern hat ein breiter Segensstrom ausgehen können, weil ihre Türen offen standen und sich den Kämpfen und Gärungen der wachsenden Zeit nicht verschlossen. Auf vielen Seiten erzählt gerade die Literaturgeschichte von diesem Segen. Doch durch die offenen Türen weht auch viel, was drinnen zu bittersten Gewissenskämpfen und schwerem Ringen führt. Der soziale Pfarrer war eine zeitlang eine Lieblingsfigur des modernen Romans und ist es zum Teil noch jetzt.

Zwei Werke, in denen ein Pastor im Vordergrund steht, mögen heut an erster Stelle erwähnt sein. Zunächst der neue Roman von Wilhelm Hegeler: „Pastor Klinghammer“ (Egon Fleischel & Co., Berlin 1903, 6 M.).

Viel gute Kraft ist auf dieses Buch verwandt worden. Es könnte, wenn man Problem und Charaktere als gegeben annimmt, kaum besser gemacht werden. Es setzt mit starkem Akkord ein und hält den Leser fest, trotzdem der Vorwurf an sich weder sehr aufregend noch sehr erfreulich ist. Aber Hegeler holt eben alles heraus, was der Stoff nur irgend hergeben will. Es war offenbar sein Ehrgeiz, auch den literarisch minder durchgebildeten Leser zu packen und seinen Hunger nach etwas Festem, Tatsächlichem, das man „getrost nach Hause tragen“ kann, zu befriedigen. Dabei liegt doch der ganze Nachdruck auf der psychologischen Entwicklung, und psychologisch ist der Roman meisterhaft. Fast ebenso gut ist die Charakterisierung; die meisten Gestalten runden sich und sind uns in ihrer Art vertraut. Und die Sprache ist zwar nicht von starkem Eigenwuchs und gräbt nicht nach tieferer Schönheit, bleibt aber glatt und klar bis zum Ende.

So kann es dem Buche nicht fehlen; viele werden es wohl ein Meisterwerk nennen. Es ist auch wirklich gar kein Zweifel, daß „Pastor Klinghammer" ein bedeutender und interessanter Roman ist. Aber während ich dieses schreibe, fühle ich selbst, daß mein Lob gar zu überlegt-kühl ist, daß es der geschulte Kopf diktiert, nicht das ergriffene Herz. Und ich fühle ferner, daß dieser bedeutende Roman mir zwar mancherlei gegeben hat, daß er mir aber das beste schuldig geblieben ist — das beste: nämlich die Befreiung des Herzens, die jedes Dichtwerk, das dauernde Wirkungen ausüben will, auslösen muß.

Um mich ganz verständlich zu machen, muß ich den Inhalt des Buches andeuten. Daniel Klinghammer ist ein vergrübelter, spintisierender, einsamer Mensch; ungelenk und unfrei, ein Duckmäuser und „Halber"; ein Mensch ohne Kraft, ohne Fröhlichkeit, ohne Vertrauen. Er kann vielleicht nichts dafür; es ist Erbteil, Erziehungsresultat. Neben ihm sein Bruder: ein robuster Tatmensch, offen bis zur Frechheit, ohne Tiefe, aber wenigstens etwas Ganzes. Von Kindheit an ist zwischen den beiden Geschwistern Zank und Haß. Der Pastor beneidet den Jüngeren um sein freies, freches Wesen. Schulden halber hat er den Dienst quittieren müssen, aber jeder liebt trotzdem den „Herrn Leutnant" und keiner liebt den tadellosen Herrn Pastor. Da scheint es, als ob alles Halbe, Niedergetretne, Unausgeglichne in Daniels Wesen sich aufrichten und ausgleichen wolle: er findet bei dem heimlich geliebten Mädchen Gegenliebe, er gewinnt Selbstvertrauen; denn er hat keinen geringeren Nebenbuhler gehabt, als den eigenen, von den Frauen verhätschelten Bruder, dem auch Marianne trotz ihrer Liebe zu Daniel fast anheimgefallen wäre. Der Leutnant schlägt dem Pastor ins Gesicht und geht in die Welt. Daniel heiratet. Ein Weilchen ist alles Glück und Sonne. Aber bald vergrübelt sich der Pastor wieder: er glaubt als Geistlicher nicht das Recht auf ein so freudenreiches Dasein zu haben, ist auch gar zu lange marderscheu und einsam gewesen, um nun die innige Gemeinschaft ertragen zu können. So quält er sich und sein Weib. Ein jämmerlicher Schwächling, schwankt er hin und her, zweifelt an allem, macht die Ehe glücklos. Da tritt sein Bruder wieder auf; Marianne fällt jetzt — nach den vielen Enttäuschungen, die ihr Daniel bereitet hat — in seine Hände. Der Pastor aber tötet seinen eignen Bruder. Das Verbrechen wird nicht entdeckt, nur die Frau ahnt alles. Und nun wird Daniel zum Heuchler und Zeloten.

Hier ist psychologisch und darstellerisch der Höhepunkt des Romans. Was danach folgt, die Selbstbefreiung des Pastors, die Erlösung, zu der Marianne ihm verhilft, seine Selbstbezichtigung vor der Behörde — das ist schon weniger klar und vollendet gegeben, und die Perspektive auf einen späten Frieden macht sich am Schlusse ja immer gut, aber es wird in diesem Falle nur niemand daran glauben.

Nach dieser Inhaltsangabe ist leicht einzusehen, worin der Grundmangel des Romans liegt. Mit dürren Worten: wir kommen in gar kein Verhältnis zum Helden. Wir sehen diesem unglücklichen, aber auch unleidlichen Menschen allenfalls mit Mitleid, öfter noch mit Ungeduld zu. Sein Leiden ergreift uns nicht,

sondern peinigt nur. Er ist keine tragische Gestalt, sondern nur eine traurige. Er berührt nicht unser Herz, sondern er fällt nur auf die Nerven, wenn man ihn in seiner Ohnmacht und Jämmerlichkeit flügellahm am Boden kriechen sieht. Dieser Schwächling, der sich nicht selbst befreien kann, vermag auch uns nicht zu befreien; dieser Duckmäuser, der selber nicht fröhlich ist, kann auch uns nicht fröhlich machen. Wie sollten wir dem vertrauen, der sich selbst nicht vertraut? Den lieben, den selbst seine Nächsten nicht zu lieben vermögen?

Aber mit dem Helden steht und fällt der ganze Roman. Und was soll mir, könnte ich weiterfragen, eine Dichtung, die mir nicht ein tüchtiges, sittliches Streben vorführt, an dem alle meine guten Kräfte sich erfreuen und wachsen? Das soll nicht heißen, daß die Kunst Schleppenträgerin der Moral sein soll. Sie ist Herrin, nicht Dienerin. Aber jede große Kunst wird auf ein voll empfindendes Herz sittliche Wirkungen ausüben, indem sie es mit einem starken reinen Gefühl erfüllt. Wenn wir unsre besten Romane ansehen: es sind Romane, die von einem Ringen und Streben erzählen, das sich durch alle Sandwege arbeitet oder kämpfend unterliegt. Wir werden mit frohem oder erschüttertem, immer aber mit erhobenem Herzen entlassen. Niemals jedoch mit den peinlichen, zwiespältigen Empfindungen, die das Hegelersche Buch auslöst.

Die wichtigste Frage, die hier entsteht, ist nun die, ob dieser große Mangel, der den Roman umwirft, seine letzten Gründe mehr in der Natur des Künstlers hat oder mehr dem zufällig ergriffenen Stoffe auf die Rechnung zu setzen ist. Beide haben natürlich ihren Teil daran. Aber ich glaube zu sehen, daß doch in stärkerem Grade ein Vergreifen im Stoffe vorliegt, wie es jedem Schöpfer einmal passieren kann, als eine natürliche Schwäche des Dichters. Zweierlei bekräftigt mich in dieser Hoffnung. Einmal nämlich hat Wilhelm Hegeler selbst ganz richtig gefühlt, daß er seinen Helden heben und reinigen muß. Er hat allerdings mehr den Willen, als die Kraft dazu gehabt. Ich sagte schon, daß niemand an die Schlußperspektive glauben würde. Dieser Daniel Klinghammer wird im Gefängnis nicht frei werden. Die unglücklichen Anlagen, die er empfangen und bis in sein Mannesalter ausgebildet hat, lassen sich nicht mehr zurückbilden. Rein künstlerisch betrachtet ist der Schluß des Romans also sehr angreifbar. Aber was diesem Werke nicht zum Ruhme gereicht, gereicht Wilhelm Hegeler zum Ruhme. Es eröffnet gute Aussichten für die Zukunft. Und dann, zweitens: diesem Pastor Klinghammer ist ein andrer Geistlicher an die Seite gestellt, der Pfarrer Erbslöh, den doch wieder nur ein freies Herz so sehen und darstellen konnte. Von diesem Erbslöh geht jene erhabne und erhebende Kraft aus, die von Daniel Klinghammer nicht ausgeht. Sein reines Menschentum durchstrahlt jedes Dunkel, und ob er auch erliegt und den schweren Tod stirbt: noch im Tode ist er ein Überwinder, ist er der Sieger und Daniel Klinghammer der Besiegte.

Unwillkürlich, weil das eigne Herz ganz zu diesem schlichten und herrlichen Menschen flüchtet, fragt man sich dann wohl, ob es denn dem Schöpfer des Buches nicht auch so gegangen sein müsse. Ob er nicht den Erbslöh schaffend mehr geliebt hat als den Helden, und warum er dann nicht diese an seinem

Herzen gewärmte Gestalt in den Mittelpunkt gerückt hat. Das wäre dann zwar ein ganz neuer Roman geworden, und vielleicht hätte Hegeler den nicht schreiben können, weil sein Herz ebenso voll von werktätiger Nächstenliebe hätte sein müssen, wie das dieses Pastors. Aber er hätte dann seinen eignen Helden wenigstens geliebt, während ich nicht mal glaube, daß er selbst neben dem künstlerischen Interesse noch viel menschliche Zuneigung zu Daniel Klinghammer gehabt hat. Mit dem Kopfe und mit dem Kunstverstande ist diese Gestalt gegriffen; nur mit dem Willen, nicht mit dem Herzen. Deshalb läßt sie im letzten Grunde kühl. Deshalb stellt sich die Katharsis nicht ein. Deshalb wird dieser Roman keine Dauer haben.

Man sieht hier, daß der Stoff doch eben nicht ganz gleichgültig ist. Das Wort: „Die Form ist alles, der Stoff nichts" will richtig verstanden sein. Es ist eine „kleine" Wahrheit, die leicht zur Lüge wird; es ist von Künstlern gesprochen, die vom Fach sind, und kann zur Überschätzung des Fachlichen, Formalen, Handwerklichen in der Kunst führen, zur Unterschätzung und Ausschaltung des Ideellen und Gedanklichen. Das Volk hat dieses Wort niemals akzeptiert. Es fällt viel eher ins andre Extrem, daß es am Roh-Stofflichen kleben bleibt. In einem kalifornischen Goldgräberdorf zog ein Zuschauer den Revolver und erschoß den Intriguanten des grade aufgeführten Stückes aus innerer Empörung. Das ist das ganz rohe Kunstempfinden des gemeinen Mannes, das sich mit fortschreitender Kultur wohl verfeinert, aber sich von dem des Kaliforniers nicht generell, sondern nur graduell unterscheidet, das dem Häßlichen, Kleinlichen und Peinlichen in der Kunst nur dann ein Recht gewährt, wenn es als Gegensatz oder Stufe zum Schönen erscheint und im Gesamtkunstwerk notwendig und innerlich begründet ist. Grade am „Pastor Klinghammer" wird aufs deutlichste sichtbar, daß kein Talent wieder einbringen kann, was von vornherein verloren ist. Hegeler hat sein ganzes und großes Können an eine unfruchtbare Aufgabe gewandt. Wir können die Konsequenz und Feinheit in der psychologischen Entwicklung bewundern, seiner Charakteristik und lebendigen Darstellungskraft Achtung zollen, aber wir fühlen immer, wie gesagt, daß er uns das beste schuldig bleibt. Da mag doch vielleicht das Wort des unglücklichen Lenz stärkere Geltung haben: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr, als das Werk seiner Kunst" — ein Wort, das dem Volksempfinden näher steht, wenn es auch gleichfalls zweischneidig ist und oft Dilettanten und Gesinnungspoeten als Eselsbrücke dienen mußte.

Ich möchte von einem Werke, das so viel Talent und Energie bekundet, nicht Abschied nehmen, ohne seines darstellerischen Höhepunktes noch einmal gedacht zu haben. Daniel Klinghammer hat seinen Bruder getötet und jetzt, unter dem Druck der schweren Schuld, wird er nicht etwa sanftmütiger, sondern grade zum Eiferer und Zeloten. Das ist äußerst fein. Man folgt mit verhaltenem Atem seinem Wandeln und Wirken unter den Gottseligen des Wuppertales. Man muß gelesen haben, was Emil Frommel, der dort gleichfalls Pfarrer gewesen, von diesen Leuten berichtet, um vergleichen zu können, wie verblüffend genau sich die Bilder, die der prächtige Pastor entrollt, mit den Szenen des

modernen Dichters decken. Die Rede Daniel Klinghammers in der Kirche, sein Besuch bei Capobus, dem orthodoxen Amtsbruder, sind in ihrer Art Meisterstücke. Wenn man ähnliches suchen will, muß man sich zu einem Romane wenden, der eine Zeit lang alle jüngeren Erzähler bestimmte: zu Dostojewskis Raskolnikow.

Wilhelm Hegeler hat mit dem Pastor Klinghammer einen großen Sprung getan, aber er ist seitwärts vorbeigesprungen. Seine Augen werden heller werden, und er wird dann den großen Sprung nach vorwärts machen. Das ist mir nicht zweifelhaft. Wer den Erbslöh schafft, überwindet den Klinghammer. Literarisch hat er nichts mehr zu lernen. Nur sein Gefühl sich klären zu lassen und dem klaren, unverwirrten treulich zu folgen.

Der zweite Roman, der in Pastorenkreise führt: Frieda Freiin von Bülows „Allein ich will!“ (Dresden, Carl Reißner, 1903, 6 M.). Äußerlich ein doppelbändiges Ungetüm. Wunderlich, wie die Gestalten der Pfarrer sich bei der Bülow und bei Hegeler berühren. Die Rolle Daniels spielt hier der Pastor Vacha, die Erbslöhs der Pastor Leonhart. Nur ist bei der Bülow alles viel gemäßigter. Aber auch Vacha glaubt, genau wie Klinghammer, als Geistlicher kein Recht zu haben auf ein sonniges Dasein, auch er bereut, mit dem Mädchen, das er liebt, sich eingelassen zu haben. Führt jedoch Hegeler jeden Konflikt bis zur äußersten Konsequenz durch, so läßt sich die Bülow überall ein Hinterpförtchen offen, durch das sie zurückkann. Sie steht in den dichterischen Eigenschaften Hegeler nach, hat aber als Frau ein viel klareres und richtigeres Gefühl. Vacha ist weit sympathischer, als Klinghammer; doch nicht ihn schiebt die Schriftstellerin in den Vordergrund, sondern die fröhliche Gunne von Höllen, das Mädchen, das ihn liebt und dem der zum Glück nicht Geborene viel Schmerzen schafft. Auch hier die Perspektive auf späteren Frieden; aber hier glauben wir, weil wir an Gunnes junge Kraft glauben, die schließlich alle Enttäuschungen überwinden wird. Und wenn die Bülow auch nicht halb so tief gräbt wie Hegeler — man verläßt ihr Buch mit reinerem Eindruck. Nur ist er eben doch nicht stark genug, um lange vorzuhalten.

Denn „Allein ich will“ gehört zu den Büchern, denen man viele freundliche Lobesworte nachsagen muß, die man mit Vergnügen liest, mit Befriedigung sinken läßt, gegen die man auch als strengerer Richter nicht viel einwenden, von denen man aber ohne weiteres zu einem neuen Buche übergehen kann. Eine ganz ideale Unterhaltungslektüre! Man mag antippen, wo man will: es ist alles hübsch, glatt und fest! Über vieles wird man sich freuen; nichts wird einen feineren Geschmack verletzen. Dem Konventionellen weicht Frieda von Bülow aus, ohne durch stärkere Eigentümlichkeit den Durchschnittsleser zu verwirren. In all und jedem geht sie auf einer Mittellinie vorwärts — eine gescheute, kernige, tüchtige Frau und gute Schriftstellerin. Ja, man könnte sie wohl gar eine Dichterin nennen, und wenn sie von allen Gaben, die sie besitzt und die sich vortrefflich in ihrem Romane verbinden, ein wenig mehr hätte, wäre sie jedes Lobes und jeder Auszeichnung würdig.

So aber hat man bei aller Freude an dem Buche immer das Gefühl, keine Tiefe unter sich zu haben. Man hört keine Quellen im Grunde rauschen, die

verkünden, daß drunten noch größerer Reichtum sei. Man ist mit dem Roman viel zu schnell fertig. Und manchmal will gar der Gedanke kommen, als ob einige Figuren wohlbekannte Schablonen seien, nur geschickt gewendet und „auf neu gebügelt", als ob der Roman selbst gewissermaßen nur modern-literarisch aufgeputzt ist. Das wäre ohne Zweifel zu hart geurteilt, aber es ist bezeichnend genug, daß der Gedanke überhaupt aufkommt. Blitzartig überfiel er mich, hier vor einer Person, dort vor einer Szene. Er überfiel mich vor der Gestalt der Gräfin Gabriele. Er überfiel mich vor der etwas überraschenden Liebesszene zwischen Vacha und Gunne (S. 188). Ich sagte schon, daß die Bülow die Konflikte nicht bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt, nicht ganz ausschöpft. Sie bringt den für Gunnes Seelenruhe gefährlichen Vacha beiseite, indem sie ihn sterben läßt. Sie zeigt in der Ferne zur Beruhigung der Leser einen reizenden Gatten für das Mädchen in dem sympathischen Vetter Max und setzt mit den Schlußzeilen des ganzen Werkes noch einen Extratrumpf darauf. Man würde das konventionell finden, wenn es eben nicht geschmackvoller, „literarischer" gegeben wäre, als es im Durchschnitt geschieht. Überhaupt: ein wenig literarischer Aufputz ist gewiß dabei. Man merkt es am Titel. Ich habe mir vergeblich den Kopf zermartert, wie dieser Titel und das Motto aus dem „Faust" vor das Buch kommen.

Trotzdem möcht ich niemanden die Freude an dem Roman nehmen. Und es wäre gut, wenn wir mehr so sympathische und geschmackvolle Erzählerinnen hätten. Vielleicht, ja wahrscheinlich ist unter den früheren Schöpfungen der Bülow — ich kenne sie nicht — auch eine, die mehr Beichte, die aus stärkerem inneren Erleben herausgewachsen ist und deshalb bei verminderter Glätte mehr Tiefe besitzt.

Was die Bülow an Form, an Technik zu viel, das hat ein andrer Poet — Otto von Leitgeb — zu wenig. Er gehört zu den Stillen im Lande; man nennt seinen Namen auf dem großen Literaturmarkt wenig; ein vornehmer, sympathischer, ernst und, wie es scheint, nicht leicht schaffender Dichter. Im ersten Jahrgang der Monatsschrift (Heft 9) durft ich aus seinem damals neuen Novellenbuche „Der verlassene Gott" eine kleine Skizze „Ein Herrenabend" sehr rühmen. Inzwischen hat sich Leitgeb den Lesern selbst mit einer Erzählung vorgestellt; inzwischen hab ich seinen älteren Roman „Sidera cordis", seinen neuen Roman „Die stumme Mühle" gelesen — aber die kleine Skizze steht in ihrer Verve, Feinheit und Geschlossenheit als Kunstwerk über allem, was ich von ihm kenne. Wunderlicherweise fehlt in seinen sonstigen Arbeiten gerade das, was diese Skizze so auszeichnet: eben die erstaunliche Verve. Er hat hier mit einer „Klaue" zugepackt, während ihm sonst gar zu leicht alles unter zu zag und fein zufassenden Händen zerrinnt. Und die Befürchtung, die ich vor seinem Novellenbuche an dieser Stelle aussprach: „Es wäre möglich, daß in größeren Werken kompositionelle Mängel hervorträten", ist mir leider durch zwei Romane nur zu sehr bestätigt worden.

Der ältere, „Sidera cordis", spielt im 16. Jahrhundert und entrollt farbenprächtige Bilder besonders aus Venedig, aber er ist mit diesen Bildern, mit schönen, nur leider zu massenweise auftretenden Schilderungen und Reflexionen

so vollgestopft, daß die ganze Handlung darunter rettungslos erstickt. Wahl erweist das Buch über jeden Zweifel, daß ein Dichter es geschrieben hat, aber ein Dichter, der seine Fülle nicht fassen kann, noch ganz formlos ist und kompositorischer Kraft völlig ermangelt. Es ist die alte schlimme Geschichte: die Dichter sind keine Erzähler, und die Erzähler keine Dichter.

Otto von Leitgebs neuer Roman „Die stumme Mühle" (Egon Fleischel u. Ko., Berlin 1903, 5 M.) gibt sich nicht viel weniger unbehende und schwerfällig als „Sidera cordis". Dieser Leitgeb gehört zu den Umstandskommissarien, die nicht den Mut haben, flott in medias res zu springen, die eine ungeheuer lange Einleitung brauchen, ehe sie in Trab kommen. Nichts soll vergessen werden, kein Gefühlchen, keine Stimmung, und ehe sie das alles ausgebreitet haben, kann einem Zeit und Weile lang werden.

So mühsam und schwerfällig fängt auch die stumme Mühle zu mahlen an. Man merkt fast das schmerzliche Ringen eines Dichters, der nicht die Form findet, der nichts so herausbringt, wie er es selbst möchte, dem das robuste Zupacken fehlt. Er scheint immer in Zweifel zu sein, ob der Leser auch alles richtig versteht, in der Furcht, daß die Nüance, die er selber gemeint hat, nicht ganz genau erfaßt wird, und so beleuchtet er sie von jeder Seite. Alles wird dadurch so sehr in Worte gewickelt. Die Worte sind fein und schön und niemals gewöhnlich. Es sind Worte eines Dichters voll zarter Eigentümlichkeit, aber sie kommen von allen Seiten, sie kommen regimenterweise, sie benebeln einen schließlich. Und man ertappt sich in diesem Schattenspiel auf der Sehnsucht nach etwas Festem, woran man sich halten kann, man greift mit ganz kommunem Hunger nach jedem Stückchen Fleisch, das in diesem Meer von Brühe schwimmt. Ich habe einmal, nachdem ich seitenlang „geschwommen" bin, förmlich eine Herzensfreude an dem Satze gehabt: „Die Magd brachte den Knaben nach Hause" — denn dieser Satz stand wie ein Pfahl im uferlosen Meere der Stimmungen und Reflexionen.

Es geht Leitgeb wie einer fein erfundenen Person des Romans, wie dem unruhigen Herrn Schmidt, der auch immer alles aufbieten muß, um einen Gedanken klar zu machen, der stets einen ganzen Knäuel eindringlicher, lebhafter, umschreibender Worte gebraucht, der den Punkt, den er fassen will, wie einen Kern aus hundert Schalen schält. Er geht nie auf eine Tatsache los und nennt sie, sondern er schließt sie mit Wortregimentern ein, manövriert um sie herum, schleicht sich an sie heran.

Schlimmer noch ist es, daß man den Hauptpersonen nicht recht nahe kommt. Die Leitgebschen Menschen träumen, sinnen, grübeln, reden und verwenden ihre ganze Energie darauf, die Stimmungen des Herbstes und ihres eigenen Herzens zu ergründen; wickeln dann diese Stimmungen in zarte, delikate Worte und schenken sie sich gegenseitig. Nur handeln können sie nicht. Wolff, der Held, dreht sich mit den andern immer im Kreise. Er ist ein bißchen fahrig, weiß nicht recht, was er will, treibt ziellos hin und her, dichtet und ist sentimental: er gräbt sein Manuskript in das Grab der Geliebten. Man sieht kein festes gradliniges Streben und hat deshalb kein gebundenes Interesse.

Erst das letzte Drittel oder Viertel des Romans wird leichter und freier. Das dünne Handlungsfädchen kräftigt sich; die Erzählung siegt über die Stimmung und Reflexion. Überflüssig zu sagen, daß schöne Schilderungen und ein paar gute Nebengestalten auch durch die „stumme Mühle" gehn; Pimsel alias Muhr ist z. B. vortrefflich geworden. Aber Einzelheiten retten das Ganze nicht.

Es ist mir selbst leid genug, über das Werk eines ernsten und sympathischen Dichters so aburteilen zu müssen. Ich glaube nach diesem Buche auch nicht daran, daß Leitgeb fürs erste uns als Romanschriftsteller etwas zu geben hat. Er kann vorläufig nichts besseres tun, als sich auf die Novelle konzentrieren. Je knapper er wird, je mehr Recht er der Handlung einräumt, je bewußter er sich von Reflexionen fernhält, je rücksichtsloser er das Übermaß an Schilderung beschneidet — um so freudiger wird man Gaben seines Talentes begrüßen dürfen. Man klagt so häufig, wie viel gute Talente unsere Familienblätter verdorben hätten. Das ist auch gewiß richtig. Aber manchmal wünschte ich, daß dieser oder jener Dichter, nicht zuletzt Leitgeb, in die Schule dieser Unterhaltungszeitschriften käme, daß er sich zwei, drei Jahr darauf dressierte. Er würde zweifellos dadurch höher geführt werden, denn er würde lernen, daß für den Erzähler eben das Erzählen die Hauptsache sei.

Zum Schlusse sei kurz ein liebenswertes Buch von Bernhardine Schulze-Smidt erwähnt: „Im finsteren Tal" (Dresden, Carl Reißner 1903, 4 M.). Kurz nur, denn die darin enthaltenen Novellen „Alimin" und „Das Problem" sind beide in der „Deutschen Monatsschrift" erschienen. Aber dann freut man sich eben zum zweiten Male der Herzenswärme dieser Dichterin, die mit einem so tapfern Humor durch Licht und Schatten geht, die das Leben so tüchtig anpackt, die das Dunkel wohl dunkel nennt, aber mit hellen Augen lieber ins Helle sieht. Sie ist viel zu niederdeutsch, um das Weltbild zu fälschen; das Leben ist nicht Rosenrot und Süßigkeit. Aber sie weiß, daß es auch keinen Schatten gibt ohne Licht, und daß viele Wege diese beiden verbinden. Tüchtigen und kernhaften Menschen wendet sie sich am liebsten zu, den „rechten Herzen" Storms, die gar nicht umzubringen sind, und wenn das Dunkel einmal zu sehr auf ihnen lastet, dann nehmen gütige Altfrauenhände die Verwirrten auf und scheuchen die Schatten. Eine Prachtgestalt, eine, die für Bernhardine Schulze-Smidts ganze Art charakteristisch ist, ist hier in der ersten Erzählung Mefrau.

Natürlich kann man auch diesen oder jenen Einwand gegen die beiden Novellen erheben, gegen die Schlüsse vor allem. Das Geheimnis Hanna Schrenks, auf dem die erste Geschichte sich aufbaut, enttäuscht ein wenig, wenn es herauskommt; man hat eigentlich viel Gewichtigeres erwartet; möglich auch, daß man es bei der kurzen Andeutung in seiner ganzen Tragweite nicht übersieht. In der zweiten, etwas skizzenhaft behandelten Novelle überrascht am Schlusse der Tod der Heldin, den man als zu jähes Abbrechen empfindet — doch darüber kann man wohl debattieren, aber es kann die Freude an dem gesunden Geist und dem rechten Herzen, die das Buch geboren haben, nicht trüben.

Aus dem Berliner Theaterleben.

I.

(Oskar Wilde: Salome. — Emil Rosenow: Kater Lampe. — Hermann Sudermann: Der Sturmgeselle Sokrates.)

Wer die Tatsache kennt und bedauert, daß in Deutschland ein schlechtes Stück mehr Federn in Bewegung setzt, als ein gutes Buch, — wer die Großstadt als Nährboden einer fast ausschließlich zum Geschäftsbetrieb herabgesunkenen theatralischen Kunstpflege ansieht, — der taugt eigentlich nicht dazu, über die Ereignisse eben dieser Großstadttheater Betrachtungen anzustellen. Denn die pessimistische Stimmung, die ihn oft beim bloßen Gedanken an den Berliner Bühnenmarkt beschleicht, könnte beim näheren Studium dieser Börse, wo mit Dramen gehandelt wird und Autoren im Kurse steigen und fallen, zu einem chronischen Gemütsleiden ausarten. Und dann läge die Gefahr eines eintönigen Lamentos recht nahe. Damit wäre aber niemandem geholfen. Kein Theaterdirektor würde bekehrt, kein Autor würde innerlich umgestimmt, kein gewohnheitsmäßiger Parkettbesucher würde seine Kunstanschauung — oder was er so nennt — ändern . . .

Nun, — eine so nutzlose Arbeit möchte ich, wenn ich mich, einem Wunsche des Herausgebers folgend, an dieser Stelle über die Bühnengeschehnisse der Reichshauptstadt ausspreche, wirklich nicht vollbringen. Und darum soll unser, des Schreibers und der Leser, der Pessimismus nicht Herr werden. Mit einer ehrlichen Unbefangenheit seien die theatralischen Erscheinungen gewürdigt, und als Maßstab mögen in jedem Einzelfall die Fragen gelten: Ist mit dem oder jenen unserer nationalen Kunstentwicklung gedient? Regen sich neue Keime, die Hege und Pflege verlohnen? Wuchern geile Schößlinge, die ausgetilgt werden müssen? Nicht ein Scharfrichter soll der Kunstrichter sein, wohl aber ein besonnener Gärtner, der da weiß, daß jeder neue Frühling neue Blüten und — neues Unkraut bringt . . .

Theaterfrühling in diesem Sinn ist der Kalenderherbst. Zu einer Zeit, wo in sonnigen Septembertagen noch Tausende Spätsommerfreuden genießen, setzt die Berliner „Saison" bereits wieder ein.

Und wie hat sie heuer begonnen?

Wie die landläufige Ouverture das Wesen der nachfolgenden Oper in der Vorwegnahme ihrer Hauptmelodien andeutet, so zeigte bereits der erste Premierensonnabend, den wir erlebten, wieder einmal all die Unarten und Gedankenlosigkeiten, die uns jahraus, jahrein begegnen. An vier Bühnen fanden Erstaufführ-

rungen statt, und alle vier machten sich „interessant“ mit Ausländern. Nicht etwa waren es aufrichtig willkommen zu heißende Fremdlinge, die uns altes in neuer oder neues in anderer Form zu sagen vermöchten als unsere Einheimischen: nein, zwei von ihnen waren Besuche jener Art, die man schleunigst wieder los werden will, und die zwei andern brachten Gastgeschenke, die man bei uns ebenso billig und mäßig haben kann. Das Theater, das sich das „Deutsche“ nennt, und einst unter der Leitung L'Arronges einen Anspruch auf diese stolze Bezeichnung hatte, erreichte mit der elenden dramatischen Zuschneiderei einer ursprünglich nicht ganz stimmungslosen Novelle des Belgiers Rodenbach einen kaum zu überbietenden Tiefstand. Die Bühne, die „Lessing“ zum Pathen erwählt hat, brachte es über sich, eine frevelhafte französische Ausschlachtung des bei all seinen Schwächen großen Romans „Auferstehung“ von Tolstoi uns zuzumuten. Die neue Oper im „Theater des Westens“ eröffnete mit einer schwächeren Arbeit des Tschechen Smetana, die an seine „Verkaufte Braut“ auch nicht im entferntesten heranreicht. Daß endlich das „Residenztheater“ mit einem neuen nicht eben sehr lustigen Pariser Schwank Bissons vom betrügenden und betrogenen Ehemann aufwartete, war weiter nicht verwunderlich. Die Vorgänge an diesem einen Abend, an dem, nebenbei bemerkt, noch an verschiedenen anderen Theatern ausländische Repertoirestücke gespielt wurden, sind ein beredtes Kennzeichen für die im großstädtischen Bühnenbetrieb herrschende Auffassung von unserm Beruf zur „Weltliteratur“.

Wie weit hat sich die heutige Geschäftsspekulation von dem fruchtbringenden Gedanken Goethes entfernt! Wie ihm persönlich die Größten und Besten des Auslands Bewunderung zollten, ihm ihre eigenen Werke widmeten und hinwieder seine dichterischen Taten ihren Landsleuten begreiflich machten, so dachte er sich für sein Volk einen Aus- und Eintausch, bei dem wir wahrlich nicht zu kurz kommen sollten. Was geeignet war, unser Weltbild zu erweitern, unsere Weltanschauung zu vertiefen, das sollte uns die Schmiegsamkeit und Fülle unserer Sprache vermitteln. Dem deutschen Shakespeare sollten sich die andern Meister der uns umschließenden Nationen anreihen. Aber nur die Besten mit ihrem Besten sollten in den gastlichen Tempel eintreten. Wie aber ist es heutzutage geworden? Die Zahl der unsere Bühnen (und unsern Büchermarkt) beherrschenden Ausländer ist immer mehr angeschwollen. Neben den Besten und Größten haben wir beträchtlich viele tüchtige und eigenartige Talente kennen gelernt, — aber man ließ sich nicht genügen, sie uns in ihrer echten Stärke zu zeigen, sondern wollte uns auch ihre Schwäche als Stärke einreden. Wir mußten z. B. neben den Dauerwerken eines Ibsen und Björnson auch gewisse schwächere Jugend- und Alterserzeugnisse mit in Kauf nehmen, weil es die Mode oder die Spekulation so wollte. Man tat Ausländern damit eine Ehre an, die nicht einmal den deutschen Dichtern zu Teil wird. Ja noch mehr: es gibt in Deutschland — man darf hier wirklich einmal verallgemeinern — Bühnen, deren Stammgäste mit den genannten nordischen Dichtern, des fernern mit Tolstoi, Maeterlinck, Gorki vertrauter geworden sind als z. B. mit Kleist, Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig,

Anzengruber. Das ist ein offenbares Mißverhältnis, das namentlich in Städten mit nur einer oder zwei Bühnen recht bedenklich auffällt. In Berlin selbst sind wenigstens neben den Privat- und Geschäftstheatern augenblicklich noch zwei Bühnen vorhanden, an denen den großen Dichtern unserer eigenen Nation der gebührende Platz eingeräumt ist: das vornehme Schauspielhaus und das bescheidene Schillertheater. Dort pflegt man neben unsern Klassikern und dem unser gewordenen Shakespeare vor allem Hebbel, hier hat u. a. Grillparzer eine Stätte gefunden, nachdem ihm das „Deutsche Theater" seine Gunst entzogen hat.

Ähnlichen Gedanken gab kürzlich auf dem Weimarer Kunsterziehungstag Otto Ernst kräftigen Ausdruck. Leider ließ er sich dabei zu einigen Übertreibungen hinreißen, die die Wirkung seiner Worte schädigten. Denn seine Behauptung, die Kritik behandle durchweg die Ausländer mit Glacéhandschuhen, die einheimischen Dichter mit schmutzigen Absätzen, bedarf einer starken Einschränkung. Es gibt in Deutschland Leute genug, die des kritischen Amtes walten und jene Kräfteverschiebung im deutschen Spielplan als durchaus ungesund bezeichnen. Hingegen ist sein Hinweis richtig, daß wir nur dann auf unsere literarische Gastlichkeit stolz zu sein brauchen, wenn das, was man uns bringt, eine ansehnliche Gegenleistung darstellt für das, was wir geben. Ziehen wir die Summe z. B. nur für das letzte Menschenalter, so ist es offenbar, daß wir sozusagen mit Unterbilanz arbeiten. Man vergleiche, rein äußerlich genommen, die Tantièmen, die der deutsche Theaterbesucher an ausländische Schriftsteller zahlt, mit den Erträgnissen deutscher Bühnenwerke im Ausland. Eine einzige Ausnahme bildet — neben jeweiligen Tageserfolgs-Autoren, wie gegenwärtig Meyer-Förster — das jetzt weltbeherrschende Genie eines Richard Wagner. Aber man vergesse auch dabei nicht wieder den qualitativen Unterschied! Das Ausland beugt sich zuerst widerwillig, dann übermannt und begeistert einer gewaltigen künstlerischen Potenz von starker nationaler Eigenart, — wir dagegen haben neben den wenigen Auserwählten des Auslandes, denen wir zum Teil bei heimatlicher Verkennung ein berechtigtes Asyl geboten haben, Mitläufern minderen Grades Tür und Tor geöffnet, ja es gab eine Zeit, wo wir Veristen und Symbolisten fremder Marke ein Feinschmeckerschmunzeln entgegenbrachten, das sich bei gleichartigen Experimenten deutscher Herkunft in das bekannte hohnvolle Lächeln des „Premièrentigers" verwandelte.

* * *

Wenn man, frei von kritischer Tagesverpflichtung, nicht gezwungen ist, Augenblicksurteile zu fällen, wenn man Zeit hat, Sinneseindrücke auf ihre Haltbarkeit zu prüfen und im Überblick über größere Zeiträume und eine Anzahl Einzelerscheinungen Vergleichsmaßstäbe anzulegen, so gelangt man manchmal zu recht ketzerischen Ergebnissen. Selbst unsere besten und ernsthaftesten Kunstrichter unterliegen hie und da in der Fieberatmosphäre eines Premierenabends einer Suggestion, unter deren Eindruck sie nach der günstigen oder ungünstigen Seite zuviel sagen, sei es, daß sie sich mit anfeuernden Worten an die Spitze des jubelnden Volks

stellen oder mit gezücktem Schwert die Attacke anführen, die den unglückseligen Autor niederreitet. Wer unsere Tagesblätter mit geschärften Sinnen liest, wird da manchmal schon zwischen dem nächtlich niedergeschriebenen Schnellurteil und der Tags darauf folgenden Nachprüfung leise dynamische und rythmische Unterschiede herausfinden, die dem Kenner beweisen, daß der Beurteiler sich die Sache inzwischen „beschlafen" hat. Wie viel anders würde nun gar manchmal das Urteil ausfallen, erfolgte es z. B. nach der zehnten statt nach der ersten Aufführung! Wer sich grundsätzlich von ersten und hundertsten Aufführungen mit ihrer Geburts- und Gedenktagsstimmung fernhält, der tut bisweilen überraschende Einblicke in das Wesen der künstlichen Erfolge. Es gibt Werke, deren hochziffrige Aufführungszahl ein Geschenk des Publikums ist, aber auch solche, die ein Opfer des Theaterdirektors bedeuten. In letzterem Fall wird ein Liebling, der schon Besseres geleistet hat, vom eigensinnigen Bühnenleiter gestützt, oder der an Repertoiremangel krankende Direktor muß sich durchlavieren bis zur nächsten als „Schlager" erhofften Erstaufführung . . .

Der Zufall wollte, daß ich kürzlich an zwei rasch aufeinander folgenden Abenden späteren Aufführungen zweier ganz verschiedenartiger, stofflich und formlich weltenweit getrennter Bühnenwerke beiwohnen konnte. Der „Salome" von Oskar Wilde und dem „Kater Lampe" von Emil Rosenow. Vergleiche ich nun den Durchschnitt der kritischen Äußerungen über beide Werke und vergleiche ich damit die Wirkung jener anspruchsvollen und dieser anspruchslosen Arbeit in der jeweils etwa zehnten Aufführung, so sagt mir mein Gerechtigkeitsgefühl: die Optik und Akustik der Premierenabende beider Stücke war nicht die gleiche und hat bei manchem Beurteiler offenbar zu unbewußten Verschiebungen der Wertmessung geführt. Dort der geistreiche Engländer mit den „interessanten" Lebensschicksalen, ein raffinierter Nervenkünstler, der kurz zuvor noch mit dem dramatischen Raketenfeuer seines Salonstücks „Frau ohne Bedeutung" verblüfft hat, ein bis in die Fingerspitzen Modernster als Nachdichter der uralten grausig-lüsternen Salometragödie — hier ein völlig unbekannter Anfänger, von dem man hört, daß er irgendwo Redakteur eines sozialdemokratischen Provinzblattes sei, als Bearbeiter einer dörflich-possenhaften Satire, bei der schon der Theaterzettel gewissermaßen die Familienähnlichkeit mit bekannten Vorgängern verrät! Schon vor der Vorstellung war gewissermaßen die psychologische Stimmung dort hilfsbereit, hier kampfbereit. Die innere Stimme sagt: dort außergewöhnlicher Fall, kühnes Experiment, — hier Alltagsfall, Nachempfindung. Die innere Stimme behält Recht während und nach der ersten Vorstellung: denn dort umgibt den bekannten Inhalt ein erdrückend blendender und prunkvoller szenischer Rahmen, und die historische Rückspiegelung moderner Dekadenz verschafft dieser neuesten „Salome" einen Kuriositätswert, der das Urteil unwillkürlich besticht, — hier aber weckt die dörfliche Sphäre in dieser besonderen satyrisch-realistischen Beleuchtung sofort die Erinnerung an die nur wenigen vortrefflichen oder guten Werke dieser Art, wie Kleists „Zerbrochener Krug" und Hauptmanns „Biberpelz", und unbewußt schärft

sich das Urteil in der Abmessung zwischen jenen Vorbildern und dieser Nachahmung. Dabei kommt dann eine glänzende Modeerscheinung wie Wilde offenbar zu gut und ein harmloser Neuling wie Rosenow zu schlecht weg.

Wie ist nun aber die Wirkung beim Publikum der zehnten oder zwanzigsten Aufführung? Der getrüffelte Leckerbissen wird als Sonderbarkeit mit einigem Kopfschütteln hingenommen, die derbe Hausmannskost mit offenbarem Behagen. Ja noch mehr. Dort erstickt sogar die von zwei bekannten Künstlern geschaffene wundervolle dekorative Umhüllung das Interesse am gesprochenen Wort, während hier die umgekehrte Erscheinung eintritt. Die dramatischen Vorgänge, wie sie durch das Wort zum Ausdruck kommen, werden in dem einen Fall zur Neben- und im anderen zur Hauptsache.

Es erscheint kleinlich, wenn man einem Bühnenereignis, das manchem als „künstlerisches Erlebnis" gilt, nachträglich solche Betrachtungen anhängt und dabei ein völlig anders geartetes Werk zum Vergleich heranzieht. Aber es ließ sich nicht vermeiden, sollte einmal an einem Einzelfall die Verschiedenartigkeit der psychologischen Vorbedingungen nachgewiesen werden, die zur Verstärkung oder Abschwächung von Tageserfolgen führen. Dies alles mahnt zur Vorsicht und zur Nachsicht.

Mit Wilde hat die Regie dank ihren in höchster Verfeinerung auftretenden Hilfskünsten der Malerei und Beleuchtung sozusagen einen Kritikererfolg erzielt, bei dem das Publikum nicht aufrichtig mitgeht. Es staunt an, ohne ergriffen zu werden. Dieser Farbenrausch und diese Tragödienessenz, in der Wollust, Grausamkeit und Askese narkotisch zusammengemischt sind, wirken wie ein toller Traum, und wenn man verwirrt aufwacht vom dumpfen Schlag der Schilde, mit denen die Söldner auf Herodes' Geheiß das verderbte Geschöpf zerschmettern, so hat man eigentlich den Eindruck, einer lautgewordenen Pantomime, einer geredeten Oper beigewohnt zu haben. Ob aber gesprochener Makart eine Morgen- oder eine Abendröte der Kunst bedeutet, das zu beurteilen, überlasse ich dem Leser.

Dem Stücke Rosenows ist ein Publikumserfolg beschieden, zu dem die Kritik nur teilweise die Wege gewiesen hat. Wohl schwankt diese Komödie von einem Schabernack spielenden Kater, der schließlich beim Gemeindediener statt der vom Ortsschulzen angeordneten ausfallsicheren Verwahrung als falscher „Hase" ein böses Ende im Kochtopf findet, — wohl schwankt sie zwischen Posse und sozialer Satire hin und her und leidet auch am Mangel konzentrierter Handlung und richtiger Abschattierung der Personen. Aber trotzdem, es weht frischer Geist in ihr, dörfliche Typen in ihrer Verschlagenheit und Dummpfiffigkeit sind glücklich gezeichnet, und wenn nicht alles trügt, wird es dem Verfasser auch noch einmal gelingen, seine Typen zu Menschen zu individualisieren.

* * *

Nun aber sehe ich schon lange die Frage auf des Lesers Lippen: du redest von diesem und jenem, und nur von dem einen sagst du nichts, was jüngst den

deutschen Blätterwald ins Rauschen gebracht, von dem ersten Ereignis der „Saison", von Hermann Sudermann, vom „Sturmgesellen Sokrates"? Ja, da befinde ich mich in der schmerzlichen Lage eines Mannes, der sich schämt, über eine tiefe Enttäuschung zu reden. Ich habe zwar nie diesen unseren meistgespielten Theaterschriftsteller für einen großen Dichter gehalten, aber immerhin dem einstigen Verfasser der „Frau Sorge" ein stilles Interesse bewahrt, zuwartend und beobachtend inmitten des Jubelgeschreis seiner kritiklosen Bewunderer und der boshaften Sticheleien oder wuchtigen Keulenschläge seiner heftigen Gegner. Als das Zickzack der Sudermannschen Produktion von Jahr zu Jahr mehr dem Glauben Berechtigung lieh, daß auch er, wie so mancher andere, von Publikumsgunst getragen, Herr und Knecht zugleich wurde, Herr der Spielpläne und Knecht der an ihn geknüpften Erwartungen, — als es üblich wurde, daß in jedem Winter ein neuer „Sudermann" zur Stelle war, ein „Sudermann", der, dank angeborener Bühnenbegabung und anerworbener Theaterroutine, schlecht und recht in jedem neuen Sattel saß, da sank mein Interesse bis zu einem Mindestgrad herab. Und nun verbreitete plötzlich die immer geschäftige Verleger- und Direktorenreklame, Sudermann habe ein neues Werk geschaffen, das kleinstädtische Typen aus seiner ostpreußischen Heimat schildere, sie aber in eine weltgeschichtliche Perspektive rücke, indem er uns an ihnen den zur Steckenreiterei verzerrten Idealismus, die zur Donquijoterie entartete Idee erleben lassen wolle! Und ich war nach diesen Andeutungen, trotz alles Vorangegangenen, gutgläubig genug, Sudermanns Heimaterde die bekannte Kraft zuzutrauen, die den Antäus stark machte.

Und jetzt habe ich diese Komödie einmal gehört und zweimal gelesen und bin, ich muß es wiederholen, aufs tiefste enttäuscht.

Die Tatsache, daß sich Ende der siebziger Jahre in einer ostpreußischen Kleinstadt noch ein Stammtisch aller Achtundvierziger, betitelt die „Sturmgesellen", erhalten habe, — daß ihr Haupt ein Wirr- und Strudelkopf gewesen, der in den Farben Schwarzrotgold immer noch sein Ideal und in Schwarzweißrot „mißfarbene" Lappen erblickt, — die weitere Tatsache, daß nach zwanzig Jahren noch derselbe Landrat in dem Städtchen lebe, der einst als junger Beamter die Geheimbündelei der Sturmgesellen aufgedeckt und von ihnen (für den Eventualfall eines Siegs der Revolution) zum Tode verurteilt wurde, — alles dies und noch manches andere könnte auf Wirklichkeit beruhen, könnte nach Modell gearbeitet sein (zum Teil wurde es behauptet), — und doch müßte man sagen: Alles, was sich da in den vier Akten vor uns abspielt, ist so bar jeder inneren Wahrheit, daß man schon über die bloße Existenzmöglichkeit dieses Stücks in grenzenloses Staunen geraten muß. Ich kann natürlich nicht in den Entrüstungssturm der freisinnigen Presse einstimmen, die jetzt empört ist, daß ihr bisheriger Abgott es einmal auch den Demokraten „gegeben" hat, — denn politische Anschauungen dürfen das künstlerische Urteil nicht beeinflußen, — aber es ist mir durchaus unverständlich, daß ein Suder-

mann uns seinen Komödienhelden, den Zahnarzt Hartmeyer, als leibhaftigen Menschen einzureden unternimmt — einen Popanz und Hanswurst, der gerade noch erträglich wäre, wenn er in einem Blumenthalschen Schwank herumliefe. Selbst die nachschöpferische Kraft eines Georg Engels, der schon so mancher Unmöglichkeit durch seine Kunst die Illusion der Wahrscheinlichkeit verliehen, versagt bei der Aufgabe, diesem Hartmeyer Odem einzublasen! Und um ihn gruppieren sich nun diese „Sturmgesellen", — Theaterpuppen, denen das Häckfel aus jeder Naht quillt: ein leitartikelnder Rabbiner, dem in einer Soloszene mit seinem frühreifen Sohn Siegfried Marcuse Gelegenheit gegeben wird, die Judenfrage sentimental zu behandeln, ein in seiner absoluten Würdelosigkeit völlig undenkbarer Oberlehrer, ein Hartmeyer-Sohn, der mit dick aufgetragenem Jargon den Typus des Korpsstudenten darstellen soll u. s. f. Es ist ein trauriges Lob, daß die bestgelungene Gestalt, die „blonde Ida", eine überaus männerfreundliche Kellnerin ist, die den einzigen guten Witz der Komödie sagen darf und durch ihre handgreiflichen zarten Beziehungen zu verschiedenen Personen der Handlung einen Beigeschmack des Pikant-Zotigen in die öde Langeweile hineinbringt. Der Gipfel psychologischer Verzerrung ist der Schluß, wo der Landrat seine späte Rache darin sieht, dem unentwegten Demokraten einen Orden aufzuhängen und diesen ihm in stark vorgeschrittener Frühstücksstimmung persönlich zu überreichen: was sich da an Seelenkämpfen in der Brust des Sturmgesellen abspielt, dieses hurtige Hin und Her zwischen Lächeln und Ekel, zwischen Geschmeicheltsein und Bitterkeit, bis er endlich den Orden abreißt (den er eben noch „beäugelt" hat) und „bitterlich weint", — das ist eine solche Umkehrung der gewollten „tragischen Ironie" in possenhafte Albernheit, daß einem tiefes Mitleid mit dem Schauspieler erfaßt, der diese Schnellfahrt der Empfindungen mitmachen muß.

Alles in allem: H. Sudermann hat sich da an eine Aufgabe gewagt, die er einem Größeren hätte überlassen sollen. Es ist aber eine zu harte Strafe und eine Verkennung seines Wesens, wenn ihm seine bisherigen Freunde das als böse Absicht und gewollte Verhöhnung ihrer Ideale auslegen, was im vorliegenden Fall offenbar nur ein Ausfluß des Unvermögens, eine Folge des Mißverhältnisses zwischen Wollen und Können ist.

Dr. Gustav Manz.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Kolonisator.

I.

Es soll an dieser Stelle im Laufe der nächsten Zeit der Versuch gemacht werden, ein treues Bild vom Stande der kolonialen Tätigkeit Deutschlands im Zusammenhange mit der Entwicklung der Kolonialpolitik anderer Länder zu bieten. Trotzdem beinahe zwei Jahrzehnte seit dem Augenblicke verflossen sind, als das deutsche Reich die ersten Schritte zur Erwerbung eigenen überseeischen Besitzes getan hat, stehen sich die Ansichten über die Bedeutung dieser Politik noch recht unvermittelt gegenüber. Übertreibungen in Lob und Tadel sind an der Tagesordnung. Es soll hier versucht werden, die Wahrheit nüchtern ins Auge zu fassen. Der erste Rückblick ist daher der handels- und finanzpolitischen Seite der deutschen Kolonialpolitik gewidmet.

* * *

Die Anfänge der kolonialen Unternehmungen des deutschen Reichs liegen nun beinahe zwanzig Jahre hinter der Gegenwart zurück. Eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen, welche von den Zeiten, da eine Betätigung Deutschlands als kolonisatorische Macht als etwas Ungeheuerliches galt, nichts mehr weiß; eine Generation, welche einen andern Maßstab an das Erreichte anlegt als die Zeitgenossen, die mit Bewußtsein die Zeiten der Erwerbung der jetzigen Schutzgebiete und der ersten Kolonisationsschwierigkeiten durchgelebt haben. Wenn irgend eine Schöpfung, bedürfen aber die deutschen Schutzgebiete bei ihrer Beurteilung eine genaue Kenntnis ihres Entstehens und Werdens. Nur wer die unendlichen Hindernisse, die dabei zu überwinden waren, immer vor Augen hat, ist im stande, die heutige Lage gerecht einzuschätzen.

Den besten Maßstab für den Wert des erreichten bietet vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus die Statistik. So unvollkommen sie für verschiedene Gebiete lange war und zum Teil noch ist, in der Hauptsache dürften die vorliegenden Zahlen ein ziemlich richtiges Bild geben. Dieses Bild nun ist ein nicht unerfreuliches, von 28 ½ Millionen Mark im Jahre 1892 ist der Wert des gesamten Ein- und Ausfuhrhandels der Schutzgebiete bis auf 56 ½ Millionen gewachsen, d. h. er hat sich binnen der zehn Jahre, für die statistische Nachweise vorhanden sind, etwa verdoppelt. Noch erheblicher sind die Fortschritte, welche der Handelsverkehr Deutschlands mit seinen Schutzgebieten gemacht hat. Im Jahre 1892 wurde der Wert dieses Verkehrs

in Ein- und Ausfuhr nur auf 10 1/8 Millionen veranschlagt. 1895 sank er sogar auf etwa 9 Millionen herab. Seitdem aber ist er rasch gewachsen, 1899 schon auf etwa 21, 1900 auf beinahe 31 Millionen. Auf dieser Höhe hat er sich ungefähr seitdem behauptet. Binnen zehn Jahren haben sich somit die Umsätze in diesem Handel verdreifacht.

Die Entwicklung des gesamten Handels der Schutzgebiete, wie die ihrer Umsätze mit Deutschland würde erheblich größer sein, wenn nicht die wirtschaftschaftliche Lage gerade des Schutzgebiets, für welches Deutschland die größten Opfer gebracht hat, Ostafrikas, fortgesetzt schlecht bliebe. Der Umfang seines Handels zeigt durchaus keine nennenswerte Steigerung während des letzten Jahrzehnts. Auf etwa 15 Millionen Mark belief er sich 1892. Seitdem ist er gelegentlich bis auf 10 Millionen gesunken und hat nur zweimal, 1898 und 1900, einen nennenswerten Aufschwung bis 16 und 16 1/8 Millionen Mark gezeigt. Der Grund für diese betrübende Erscheinung liegt in dem ständigen Rückgang des einst den Hauptreichtum Ostafrikas ausmachenden Elfenbeinvorkommens. Von 2 1/4 Millionen Mark im Jahre 1894 ist der Wert des dortigen Elfenbeinexports 1901 bis auf 627 000 Mk. gefallen. Der einzige nennenswerte Ersatz dafür, der Kautschuk, kommt aber noch immer nicht in genügend großen Mengen zu Markt. Er ist zwar seit 1894 von 609 000 Mk. bis auf 1 210 000 Mk. im Werte bei der Ausfuhr gestiegen, doch schwanken die erzeugten Mengen sehr. Und der Kaffee, auf den man eine Zeitlang so große Erwartungen gesetzt hat, scheint diese nicht rechtfertigen zu wollen. Man ist schon zufrieden, nach 10jähriger Arbeit einen Export von noch nicht 1/8 Million im Werte aufweisen zu können. Nur Kopra, die getrocknete Frucht der Kokuspalme, scheint vielleicht geeignet zu sein, größere Exportmengen mit der Zeit zu stellen. Ihre Ausfuhr, die 1895 kaum 47 000 Mk. wert war, bezifferte sich doch 1901 auf 766 000 Mk. Dazu entwickelt sich vielleicht auch die neuerdings eingeführte Kultur von Faserpflanzen befriedigend.

Der Aufschwung des Gesamtverkehr ist somit nur den anderen Schutzgebieten und darunter in erster Linie Kamerun zu danken, das Ostafrika weit in Schatten stellt. 8 3/8 Millionen war der Wert seiner gesamten Aus- und Einfuhr im Jahre 1892. Sechs Jahre später belief sich sein Handel auf beinahe 14 Millionen; im Jahre 1900 gar auf 20 Millionen. Wenn er 1901 wieder auf 15 1/4 gefallen ist, liegt der Grund an dem Sinken der Einfuhr von Bahnmaterialien u. dergl. Die Ausfuhr dieses Schutzgebiets hat sich in der genannten Zeit von 4 1/4 Millionen auf beinahe 6 Millionen gesteigert und es ist anzunehmen, daß die Steigerung fortdauern wird. Nicht nur dürfte nämlich durch Erschließung neuer Gebiete die Produktion von Palmkernen und Palmöl, einst den Hauptartikeln, wachsen, sondern es steigt auch fortwährend die Gewinnung von Kautschuk und der Ertrag der Kakaopflanzungen. An ersterm wurde 1900 schon für 1 3/4 Millionen, an letzterem für 565 000 Mk. exportiert. Dazu hält sich hier auch die Ausfuhr von Elfenbein durch die Jahre immer auf gleicher Höhe, da immer neue Elephantenjagdgründe erschlossen werden.

Auch Togo ist in einem, wenn auch langsamen doch stetigen Fortschritt begriffen. Sein Handel hatte 1892 einen Wert von 4½ Millionen Mark. Trockenheit, Mißernten und innere Wirren brachten ihn dann gelegentlich bis auf kaum 3 Millionen herunter. In letzter Zeit aber hat sich der Handel dieses Schutzgebiets sehr erholt und 1901 hat er einen Wert von 8½ Millionen erreicht. Aus- und Einfuhr sind gleichmäßig im Anwachsen beteiligt, denn der Wohlstand der dortigen Eingeborenen ist im Zunehmen begriffen und die Produktion der gesuchtesten Handelsartikel: Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, zeigt im ganzen eine langsame Steigerung. Freilich bewirken hier Mißernten gelegentlich sehr rasch einen starken Rückgang des Handels.

Südwestafrikas Handel, für den erst seit 1897 statistische Nachweise vorliegen, ist gleichfalls im Fortschritte begriffen, wenngleich hier der Mangel an zur Ausfuhr geeigneten Erzeugnissen die Entwicklung sehr hemmt. 1897 war der Wert seines gesamten Küstenhandels 6 134 000 Mark, 1901 ist er auf 11 317 000 Mark gewachsen. Die Ausfuhr hat hier in der Regel nur einen Wert von 1¼ bis 1½ Millionen und besteht fast ausschließlich aus Guano, da Mineralienschätze bisher nicht genügend erschlossen sind und die Viehzucht des Landes noch keine Exportgegenstände erzeugt. Die wachsende Besiedlung des Schutzgebiets und der Fortschritt der Bahnbauten verursachen indessen eine stetige Zunahme des Werts der Einfuhr.

Für Neu-Guinea und die deutschen Nachbararchipele besteht eine Statistik erst seit neuerer Zeit. Auch sie läßt einen Fortschritt erkennen. Von 3 900 000 Mark im Jahre 1900 ist der Wert des Handels dieses Gebiets im folgenden Jahre schon auf 4 900 000 Mark gestiegen. Auch in Samoa ist das der Fall. Von kaum 2 Millionen Mark im Jahre 1892 hat sich der Wert seines Handels 1900 auf 3½ Millionen gehoben. 1901 ist er allerdings auf 2½ gefallen, doch haben hier Schwankuugen je nach dem Ernteausfall immer stattgehabt. Bei allen diesen Südseebesitzungen kommt nämlich bisher nur ein Erzeugnis, die Kopra, für den Export in Frage. Fällt ihre Ernte aus irgend welchen Gründen schlecht aus, so haben die Leute auch kein Geld für europäische Waren und der Import sinkt.

Angesichts der nicht zu leugnenden erfreulichen Entwicklung der Schutzgebiete, welche sich aus den vorstehenden Zahlennachweisen ergibt, darf indessen nicht übersehen werden, daß die Kosten dieser Erwerbungen fürs Reich auch nicht unerheblich sind. Von 1892 bis 1901 allein sind für sie an Zuschüssen aus dem Reichssäckel nicht weniger als 128 390 000 Mark verausgabt worden, an deren Wiedereinbringung nicht zu denken ist. Der Haushaltsetat der Schutzgebiete, welcher 1892 nur 979 000 Mark ausmachte, ist 1897 schon anf 11 274 000, 1900 auf 33 415 000, 1903 auf 36 422 000 Mark festgestellt worden. Von diesen Summen aber bringen die Kolonien nur einen verschwindenden Teil durch Zölle und Steuern ein; den weitaus größten Teil der Kosten muß das Reich decken. Für 1903 allein hat es für die Schutzgebiete 27 081 000 Mark aufzuwenden. Allerdings

darf dabei nicht übersehen werden, daß von dieser Summe allein 12353000 Mark auf die Kosten Kiautschaus entfallen, das so gut wie gar keine Einnahmen erzielt. Dieses Schutzgebiet ist im ganzen weniger unter dem Gesichtspunkt einer Kolonie als eines strategischen Punktes und einer Flottenstation zu betrachten. Seine Kosten würden daher auch mit mehr Recht im Marineetat zu verrechnen sein als bei den Schutzgebieten. Zieht man sie ab, so kann man die für letztere im engeren Sinn verbleibenden Aufwendungen des Reichs in Höhe von wenig mehr als 14 Millionen Mark jedenfalls nicht als übertrieben bezeichnen. Ist ja doch nach der ganzen, vorstehend kurz gekennzeichneten Sachlage die Aussicht vorhanden, daß die Schutzgebiete bald über viel erheblichere eigene Einnahmen verfügen und in die Lage kommen werden, mittelbar dem Mutterlande die gebrachten Opfer zu vergelten.

Aus neuen Büchern.

Eine ruhige Betrachtung dürfte ergeben, daß, von den Schöpfungen weniger und isolierter großer Persönlichkeiten abgesehen, die Kunst der letzten Jahrzehnte nichts in bedeutendem Sinne Neues hervorgebracht hat. Was als neu gepriesen wird, ist entweder eine bald vermischende, bald umbildende Verwertung schon vorhandener älterer Formen und Vorstellungen, und stammten sie auch aus fernsten Kulturgebieten, ja aus den prähistorischen Zeiten, oder eine aus der Reflexion hervorgehende Gestaltung eines Ungewohnten, Absonderlichen.

Aus: Schauen und Glauben. Von Henry Thode.

Bücherschau.

Die Europäischen Kolonien. Von Dr. Alfred Zimmermann. Berlin, Mittler & Sohn. 5 Bände. Preis 53 Mk.

Mit dem fünften Bande „Die Kolonialpolitik der Niederländer" bietet der Verfasser des großangelegten Werkes eine neue klassische Gabe, nachdem die vorangegangenen Darstellungen der spanisch-portugiesischen, englischen und französischen überseeischen Entwicklung keinen Zweifel darüber gelassen, daß Dr. Zimmermann seinem im Vorwort des ersten Bandes ausgesprochenen Plane gerecht geworden ist, für den Bedarf des praktischen Politikers eine zusammenhängende Darstellung der kolonialpolitischen Entwicklung der wichtigsten Staaten zu entwerfen. Die Darstellung der Kolonialpolitik Spaniens und Portugals habe ich bei der Abfassung einer eigenen Arbeit, welche die Benutzung gleicher Quellen erforderte, besonders genau prüfen können und habe mit Freuden feststellen dürfen, daß Dr. Zimmermann eine untadelige Ausbeute alter und neuer Arbeiten gegeben hat, und bei dem Wuste mittelalterlicher Dokumente — ich erinnere nur an die Colleccion de documentos ineditos in der zweiundvierzigbändigen Madrider Ausgabe — ist das keine geringe Leistung gewesen. Daß die neueste Phase der iberischen Kolonialpolitik nicht auf Grund eines ausreichenden Materials dargestellt werden konnte, ist nicht Schuld des Verfassers. Die einschlägige Literatur ist eben dürftig und unzuverlässig, da die Lage des spanischen und portugiesischen Restes an Kolonien eine korrekte Darstellung kaum vertrug. Band 2 und 3 sind der Geschichte englischer Kolonialpolitik gewidmet. Hier bot sich dem Verfasser ein besonders reichhaltiges Material. Von der Pioniertätigkeit englischer Fischer, dem Suchen nach der nordwestlichen Durchfahrt, an bis zu den Plänen Chamberlains — alle Stadien dieser langen, kampf- und ruhmreichen Laufbahn sind gleich sorgfältig behandelt. Von besonderer Anziehung für den heutigen Politiker wird die Darstellung des Gegensatzes sein, der sich zwischen den Kolonien und dem Mutterlande herausbildet und an dessen Beseitigung sich die heutige englische Diplomatie redlich abmüht. Die Darstellung der Rechtsverhältnisse der amerikanischen Kolonien sind ein besonders wertvolles Kapitel. Aber diese Arbeiten werden nach meinem Urteil bei weitem übertroffen durch den vierten Band: Frankreichs Kolonialpolitik. Das Quellenmaterial war hier ungemein groß, aber auch ebenso ungleichwertig. Wenn trotzdem die Bearbeitung französischer überseeischer Politik dem Verfasser so besonders gut gelungen ist, so zeugt das vor allem für den sicheren Blick, mit dem er das wirklich wesentliche aus der Menge oft recht anziehender Einzelheiten herauszunehmen und zu einem einheitlichen, glänzenden Gesamtbilde zu verwenden wußte.

Gerade die französische Kolonialpolitik gibt uns für die eigene Arbeit in den Schutzgebieten mancherlei Anregung und Maßstab, aber um nicht in einseitige Bewunderung oder das Gegenteil zu verfallen — wie wir es besonders in der modernen Publizistik so oft finden — ist es notwendig, die Entwicklung des französischen Kolonialreiches im Zusammenhang zu betrachten. Hier haben wir gewissermaßen die Hauptmerkmale der iberischen und englischen Überseeentwicklung vereinigt: die ersten nicht immer glücklichen Versuche, ein großes Kolonialreich zu schaffen, Coligny, Heinrich IV. sind die Vorläufer, bis Richelieu die Bahn bricht, auf der Ludwig XIV. vorgeht, um das erste große Kolonialreich zu schaffen, zu dem Kanada, ein Teil der Antillen, Indiens und Westafrikas gehören. Der Verfall und Verlust dieses Besitzes,

die Kämpfe in Kanada, Louisiana und am Ohio mit England, der Sturz des ostindischen Reiches — das alles ist in kurzen und doch umfassenden Darstellungen planvoll zum Ausdruck gebracht. Der Zusammenbruch dieses ersten Kolonialreiches erinnert unwillkürlich an die Geschichte des spanischen Besitzes, die folgende kraftvolle Neugründung des heutigen Kolonialkomplexes aber an englische Vorbilder, von dem Beginn des Aufschwunges der Restauration, der Festsetzung an der nordafrikanischen Küste an bis zum Erwerb Cochinchinas und Westafrikas. Mit einer Beleuchtung des Handels Frankreichs mit seinen Kolonien und des Zollsystems schließt dieser Band, den ich für den wertvollsten ansehe. Hier ist in knapper Form wirklich die reichste Fülle von Wissen und Forschen geboten.

Mit dem fünften Bande — die Kolonialpolitik der Niederländer — ist das Werk einstweilen zum Abschluß gebracht. Von der holländischen Kolonialpolitik ist sehr viel die Rede, und ihre Kenntnis wird als ziemlich verbreitet — auch in Deutschland — angesehen. In Wirklichkeit aber erstreckt sich diese Kenntnis auf die allgemeine Tatsache der wertvollen Handelsbeziehungen zu dem Sundaarchipel und die erst heute anscheinend zu dauerndem Abschlusse gelangten Kämpfe in Atjeh. Dabei ist es gerade für uns wertvoll, zu beobachten, wie erst in jahrhundertelanger Entwicklung, jähem Glück und Sturz und zähem, langsamem Kolonisieren sich das niederländische Überseereich allmählich zu dem wertvollen Besitz auswächst, der uns so oft und am falschen Platze als Mahnung und Vorbild hingestellt wird. Denen, die gleich goldene Früchte vom jungen deutschen Kolonialbaume pflücken möchten, wäre es sehr gut, einmal gerade diesen Band zu lesen: sie würden starke Beklemmungen fühlen.

Ich stehe nicht an, das vorliegende Gesamtwerk Zimmermanns als ein äußerst wertvolles zu betrachten, das zum eisernen Bestand jeder kolonialen Handbibliothek gehört. Es ist nicht nur die erste Zusammenfassung europäischer Kolonialgeschichte, sondern für den aufmerksamen Leser, der ruhig abzuwägen versteht, auch ein wichtiges Lehrbuch der Kolonialpolitik, das seine heute allgemein anerkannte hervorragende Stellung in unserer Kolonialliteratur mit vollem Recht verdient. Wenn eine Ausstellung zu machen ist, so wäre es die, daß der nicht gerade geringe Preis des Werkes es manchem Freunde der Kolonialarbeit nicht leicht machen wird, sich in den Besitz des Werkes zu setzen. Ich würde es mit besonderer Freude begrüßen, wenn der Verfasser aus dem Gesamtwerke einen Auszug machen würde, den wir unseren höheren Lehranstalten als historischen Lesestoff ersten Ranges bieten könnten. Vielleicht übernimmt er diese Arbeit noch einmal, ebenso, wie wir hoffen dürfen, daß er auch die jüngeren Kolonialmächte — Rußland, Deutschland, Italien und Belgien — nicht unberücksichtigt läßt.

Gr. Lichterfelde-Berlin. Dr. Alfred Funke.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
THEODOR WEICHER, Leipzig.

Soeben erschien:

Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg.

Briefe aus den Jahren 1790—1812.

Herausgegeben von Prof. Dr. PAUL RACHEL.

Mit 6 Abbildungen.

Von Heinrich von Treitschke zu den geistreichsten Frauen ihrer Zeit gerechnet, ragt Fürstin Pauline zur Lippe unter den wenigen Fürstinnen, die für ihre minderjährigen Söhne in vollem Umfange die Regierung geführt haben, bedeutend hervor. Mag sie uns als junge Prinzessin am Ballenstedter Hofe ihres Vaters, unermüdlich mit ihrer geistigen Ausbildung beschäftigt, entgegentreten, oder als geschickte Staatssekretärin des alternden Herzogs Friedrich Albrecht, oder später als Braut, als Gattin, als Witwe, als umsichtige, sozial wirkende Regentin — immer flößt sie uns Achtung ein, zwingt sie uns Bewunderung ab durch die hohen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens.

Dem Werke ist ein knappes Lebensbild der Herzogin, sowie ein während ihres Aufenthaltes am Hofe Napoleons in Fontainebleau geführtes Tagebuch beigegeben, welch letzteres intimste Kenntnis der Familie des Emporkömmlings verrät.

Bilder der fürstlichen Persönlichkeiten, zum Teil nach Anton Graffschen Originalporträts auf Schloß Primkenau, schmücken den vornehm ausgestatteten Band.

Preis: Geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.50.

Keller & Reiner, Kunsthandlung

Potsdamer Straße 122 **Berlin W.** Potsdamer Straße 122

Ständige Ausstellung für Malerei, Plastik, Kunst-Gewerbe

Eintritt 1 Mk. Jahreskarte 3 Mk.

Das Abonnement läuft ein volles Jahr vom Lösungstage
und kann jederzeit begonnen werden.

Zur Zeit:

Gedächtnis-Ausstellung «Ludwig Richter»

Abteilung für Wohnungskunst

Modernes Mobiliar

Übernahme vollständiger Einrichtungen, Ausführung von Einzelzimmern nach besonderen Entwürfen. Zeichnungen und Kataloge auf Wunsch und ohne Verbindlichkeit.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 9 1903

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. Dezember 1903. Heft

Jahrgang 1903/4. Dezemberheft.

Inhalt des Dezemberheftes:

	Seite
Leitspruch	321
Helene Pichler-Felling: Auf Abbruch verkauft. Novelle I.	321
Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Rektor der Kgl. Akademie zu Posen: Johann Gottfried Herder und seine Geschichtsphilosophie	338
Martinus: Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Eine Weihnachtsbetrachtung	352
Privatdozent Dr. Hermann Oncken-Berlin: Politik, Geschichte und öffentliche Meinung I.	355
Aus neuen Büchern	373, 381
Fritz Lienhard: Thüringer Tagebuch	374
Geh. Baurat Hermann Keller-Berlin: Abermals gegen die Wassersnot!	382
Isolde Kurz-Florenz: Aphorismen: Aus Völkerseelen	396
Universitätsprofessor Dr. Karl Buddę-Marburg: Urkundliche Beiträge zur Blütezeit Ludwig Richters	400
Prof. Dr. Michelhaus-Berlin: Erfolge der deutschen chemischen Industrie	411
Else Francken: Jugend. Gedicht	426
Franz Wugk: Pariser Brief	427
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	438
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere Politik	445
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte III. (Wilhelm v. Polenz †. — Adolf Wilbrandt, Familie Roland. — Paul Heyse, Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. — Ida Boy-Ed, Die grosse Stimme. — Rudolf Herzog, Die vom Niederrhein. — Peter Rosegger, Das Sünderglöckel)	452
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben II.	462
Dr. Hermann Oncken: Geschichtliche Halbjahrsübersicht	469
Bücherschau: Martinus (Türmerjahrbuch. — Neue Christoterpe. — Aus Höhen und Tiefen)	480

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

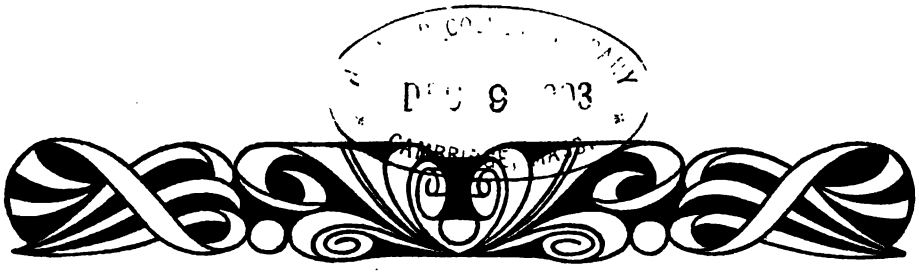
Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Der gesamten Auflage dieses Heftes liegen bei Prospekte der Firmen: C. H. Beck, München; E. Fleischel & Co., Berlin; Gebauer-Schwetschke, Halle; Greiner & Pfeiffer, Stuttgart; A. Heinemann & Co., Berlin; F. Hirt & Sohn, Leipzig; Alfred Janssen, Hamburg; Inselverlag, Leipzig; C. A. Koch (H. Ehlers), Dresden; J. C. B. Mohr, Tübingen; Georg Reimer, Berlin; Ernst Wunderlich, Leipzig.



„Liebes, altes Deutschland! Wäre doch Dein Raum so groß wie Dein Gemüt, daß all Deine fern verstreuten Kinder bei Dir Platz fänden."

Aus „Briefe, die ihn nicht erreichten".

Auf Abbruch verkauft.

Von

Helene Pichler-Felling.

Wie ausgestorben lag das schmucke Haus in der Reihe jenseits des Deiches da. Die Vorhänge der Fenster waren herabgelassen, der sauber gehaltene Garten vor dem Hause vereinsamt, öde: die Sense des erbarmungslosen Schnitters Tod war über dem hübschen Besitztum an der Deichstraße der Hafenstadt hingegangen; vor zehn Minuten erst hatte man den Hausherrn, Kapitän Mark Wilmsen, durch den Vorgarten, in dem die Herbstblumen blühten und dufteten, hinausgetragen zur letzten Ruhestätte. Für eine Viertelstunde hatte der Trauerzug den Neugierigen in der sonst so stillen Deichstraße eine willkommene Abwechslung geboten; die meisten der Nachbarsleute blieben in einiger Entfernung stehen und blickten gespannt hinüber, um sich ja nichts von dem Schauspiel eines Begräbnisses erster Klasse entgehen zu lassen; manch Einer aber kam doch auch herbei, zog den Hut und tat ein stilles Gebet, ja hie und da feuchtete sich auch wohl ein Auge. Denn Kapitän Mark Wilmsen war eine nicht nur angesehene, sondern auch sehr beliebte Persönlichkeit gewesen im ganzen Hafenviertel. Nun hatte ihn der Tod hinweggerafft; nicht etwa in seinem Berufe auf See, in Sturm und Wettersnot; ach nein, da hatte der Unausweichliche vor einem Jahre den tapferen Seemann nur „gezeichnet" zu späterer Fällung des kraftvollen Baumes: bei einem Orkan war ein schweres Rundholz auf Wilmsens Haupt und Schulter herabgestürzt. Ein langes Krankenlager war die Folge der schweren Verletzung, bis vor nunmehr drei Tagen die Erlösung kam.

Der Trauerzug war seit einer Viertelstunde dem Gesichtskreise der Nachbarn entschwunden; die Neugierigen hatten sich über das Ereignis ausgeschwatzt und dann allmählich zerstreut. Wie ausgestorben lag nun wieder die Deichstraße mit ihren zierlichen Blumengärtchen im goldigen Scheine der Abendsonne da, die jetzt über den Deich guckte, als wolle auch sie Abschied nehmen von dieser hübschen sauberen Gartenstraße, von der ein wackerer, kerntüchtiger Mann hatte Abschied nehmen müssen auf Nimmerwiederkehr.

Da trabte vom Hafen her, dessen zahlreiche Mastspitzen über der Deichkappe wie schwarze Nadeln vor dem Licht des westlichen Abendhimmels standen, eine lange, hagere, von der Last der Jahre schon gebeugte Seemannsgestalt schwerfällig-stakerig durch die Deichstraße auf das stille Trauerhaus zu: ein alter Seemann, das Gesicht von einem eisgrauen, kurz gehaltenen, von Ohr zu Ohr unter dem glatt rasierten Kinn hinlaufenden Bart eingerahmt, und, obgleich dies Gesicht von tausend Falten und Fältchen durchfurcht wurde, die Augen schauten daraus blitzhell, scharf und doch unverkennbar gutmütig in die Welt hinein; der Rücken des Wanderers war gekrümmt, und die Beine ..... ja, in den Beinen saß „Er", wie ihn der Alte nur zu nennen pflegte, nämlich der Rheumatismus! Die beinahe 50jährige Fahrt mit der „Seebraut" hatte „Ihn" nach und nach in den einst so starken und geschmeidigen Gliedern festgesetzt!

Der Alte stakte hastig vorwärts; immer hastiger. Als er aber vor der kleinen Pforte des Blumengärtchens ankam, in dem das Trauerhaus lag, blieb er jäh, wie vor Schreck erstarrt, stehen. Dann seufzte er aus gepreßter Brust tief auf, nahm den altertümlich hohen, schmalkrämpigen Cylinderhut ab und wischte sich mit sauberem weißen Taschentuche den in dicken Tropfen auf der Stirn stehenden Schweiß ab, während er vor sich hinmurmelte:

„Nu kam ick doch to lat (spät)! — O du mien leiv Herrgott, wat hest du mi nich nahmen for em (ihm)? Ick bün ja doch all gar to stakerig förn gründlich Geschäft, un ick heff nich Fru, nich Kind achter mi. — To lat! — Na, ingucken kann ick ja!"

Er durchstapfte den Vorgarten und öffnete mit so leiser, vorsichtiger Hand die Haustür, daß die Glocke über ihr nur einen ganz sanften Klang gab. Aus dem Flur schlug ihm der eigen gemischte Duft herabgebrannter Kerzen und verwelkender Blumen entgegen, versetzt mit dem scharfen Geruche halbtrockener Terpentinfarbe, den jeder neue Sarg ausströmt. Und diesen „Totengeruch", wie die Leute es nennen, durch-

drang dazu ein unverkennbares Aroma von starkem Kaffee, süßen Weinen und Kuchen.

Der Alte blickte nur kurz in den Vorraum, nickte mit den wiederholten Worten „To lat, o mien Herrgott, to lat", ein paarmal langsam vor sich hin und drückte dann die Tür so leise wie möglich wieder hinter sich ins Schloß, um heimzukehren. Aber er hatte das Gärtchen kaum halb durchschritten, da schien es plötzlich mit seinen Kräften zu Ende zu sein. Er ließ sich auf eine eiserne Gartenbank nieder. Nach geraumer Zeit zog er wieder das weiße Taschentuch hervor, aber er behielt es in der Hand, ohne sich damit über die Stirn zu fahren. Über seinen Gedanken an das Einst und Jetzt vergaß er ganz, was er wollte und wo er sich befand. Er „sinnierte" halblaut vor sich hin. „Och, wat was he doch 'n mojen (prächtiger) Koptein! Un ick kam nu to lat!! Du mien leiw Herrgott, ick schall em nich mit to Rauh bring'n, wo ick em doch an Bord inlehrt (angelernt) heff, und bün all mien Dage bi em west bit up Stunns (bis zur jetzigen Stunde)?"

Im Schmerze um seinen hingeschiedenen Kapitän und seinem Kummer darüber, daß ihm die Langsamkeit seiner rheumatischen Beine die Teilnahme an der letzten Ehrung verwehrt hatte, schluckte der Alte ein paarmal „über" und drückte das Taschentuch an die feucht gewordenen Augen. Da fühlte er, wie kleine Hände ihm das Tuch vom Gesicht zogen, und hörte, wie ein Kinderstimmchen fragte:

„Warum weinst Du denn, lieber Mann? Ist Dein Papa auch schlafen gegangen? Meinen Papa haben sie eben weggetragen zum Schlafen, in einem schönen blanken Bettkasten, mit vielen, furchtbar vielen, bunten Blumen darauf. Und wenn Du Kuchen haben willst, da geh nur hinein in unsere Stube; da ist so viel Kuchen, wie ich gar nicht aufkriegen kann. Mama gibt Dir gewiß auch ein recht großes Stück von ab, so wie ich gekriegt habe. Du mußt aber auch nicht mehr weinen, lieber Mann! Die vielen anderen schwarzen Männer haben auch nicht geweint, bloß die Damens, und die haben dabei die Mama geküßt. Und alle haben Kuchen gekriegt, und Wein, und Kaffee, und es war sehr schön, sehr schön, Du kannst es mir glauben! Aber meine liebe Mama, die weint immerlos weiter, und das ist gar nicht schön. Weint Deine liebe Mama auch immerlos weiter, wenn die schwarzen Männer Deinen Papa schlafen tragen?"

Die runzeligen Hände des alten Seemannes waren längst vom Gesicht herabgesunken, und seine umflorten Augen ruhten auf einem vierjährigen Knaben, der sich an ihn schmiegte und jetzt mit ernsthafter Tröstermiene

einige auf den faltigen Wangen des Alten haftende helle Tropfen wegwischte. Sanft umfaßte der alte Seemann den blonden Lockenkopf des Kleinen und drückte ihn mit scheuer Zärtlichkeit an die Brust. „Oh, Du leiv Gör Du! Du säut Krabatt! Büst woll de Jung von mien' Koptein? Koptein Mark Wilmsen?"

Der Knabe guckte mit leuchtenden Blauäuglein zu dem Alten auf und nickte zustimmend. Dann rief er verwundert: „Daß Du aber auch weißt, daß ich so heiße! Drollig! Nicht? Du, komm doch mit hinein, in unsere beste Stube, Mama gibt Dir dann auch ein großes, großes Stück von dem schönen Kuchen ab; ich werd's ihr sagen, sooo groß!" Er breitete die Händchen vor der Brust etwa einen halben Meter auseinander. „Nicht wahr, Du hast meinen Papa auch lieb gehabt, weil Du doch einen schönen Kranz für seinen Bettkasten mitgebracht hast?!

Der Alte spürte, daß ihn die Wehmut übermannen wollte, darum stand er hastig auf, griff nach dem neben ihm auf der Bank liegenden Kranze — er wollte ihn erst dem Knaben geben, zog aber den schon hingestreckten Arm zurück — legte unter einem gemurmelten „Gott mit Di!" die zitternde Rechte auf die Locken des erstaunten Knaben und stakte dann durch den Garten die Deichstraße hinab. Dort erst ward er inne, daß er den schmalkrempigen hohen Zylinderhut noch in der Hand hielt. Er setzte ihn sorgfältig auf, nahm ebenso sorgfältig den überm Armgelenk hängenden Kranz in die rechte Hand und wandte sich nun so eilig, wie „Er" in den Knochen es nur zulassen wollte, der „großen Schleuse" zu. Deren Steg mußte er überschreiten, um den sogenannten Winterhafen zu erreichen, wo die „Seebraut" seit vier Monaten aufgelegt, d. h. außer Dienst gestellt war. Auf ihr würde er die letzte Nacht als Schiffswächter verleben; denn morgen — morgen sollte die „Seebraut" auf Abbruch verkauft werden!

* * *

Als Jan Martin das Steg zur „Seebraut" langsam emporkletterte, wobei er wegen dessen Steilheit in Gefahr war, auszugleiten und in das hier keineswegs klare Hafenbecken zu stürzen, begrüßte ihn von der Reeling her eine rauhe Tierstimme durch langgezogene, hie und da ruckweise abbrechende Freudenlaute ungestümer Art, — sie kamen aus der Kehle eines alten, treuen Neufundländers. Turko, der seit nunmehr 16 Jahren die „Seebraut" auf allen ihren Fahrten begleitet hatte, anerkannte in dem Bootsmann Jan Martin, aber auch nur in diesem, seinen zweiten Herrn, von dem Tage ab, an dem Kapitän Wilmsen das Schiff hatte verlassen müssen. Das treue Tier hatte, seine Pranken auf die Reeling gelegt,

ſchon ſeit geraumer Zeit Umſchau nach dem alten Wächter gehalten, und nun, wo es ihn in der langen, ſchwarzen, auf dem Deichwege daherkommenden Geſtalt erkannte, heulte es in ſeiner Wiederſehensfreude laut gen Himmel, rannte auf und ab vom Heck bis zum Großmaſt und von dorther wieder zurück bis zum Heck. Dann duckte ſich Turko endlich nieder auf ſeinen gewohnten Platz neben dem Steuerrade, die Augen unverwandt auf die Fallreepspforte gerichtet; dort mußte ſein Herr ja auftauchen! Weil die „Seebraut“ gänzlich leer war, alſo ungemein hoch lag, wäre die Laufplanke vom Kai zum Schiffe ſteil faſt wie ein Schornſtein in die Höhe gegangen; man hatte aber „das“ Steg, wie die Schiffer zu ſagen pflegen, dadurch in eine etwas minder ſteile Lage gebracht, daß man es auf eine der unteren Stufen des herabgelaſſenen Fallreeps befeſtigt hatte.

Nun war Jan Martin an Bord; aber die faſt jugendlich wilden Freudenſprünge des großen, ſchwarzwolligen Neufundländers, die ungeſtümen Liebkoſungen des treuen Hundes ließen den alten Bootsmann nur ſehr langſam vorwärtskommen, ja hätten bei der Kraft des Tieres und der nicht mehr übermäßigen „Standhaftigkeit“ Martins, dieſen einmal beinahe in ſeiner ganzen Länge auf die Planken der „Seebraut“ geſtreckt. Endlich aber gelang es Martin, Turko durch Zuſprache und „Tätſcheln“ zur Ruhe zu bringen, und nun konnte er ſich in ſeiner Kabine der Trauerkleider entledigen, um ſeine gewohnte „Schiffer-Kledaſche“ anzuziehen. Nachdem das mit der Umſtändlichkeit geſchehen, die ſeine Jahre und „Er“ in den heut mehr als gewöhnlich in den letzten vier Monaten angeſtrengten Knochen bedingten, machte ſich der pflichtſtrenge Schiffswächter ſogleich daran, das während ſeiner Abweſenheit nur der Obhut des Hundes anvertraut geweſene Schiff zu inſpizieren, vom oberſten Deck bis tief hinunter zur „Waſſerlaſt“ im Kielraum.*)

* * *

Es kam nun für Jan Martin die letzte Nacht an Bord der „Seebraut“. Für den Alten wahrlich nichts Geringes! Hatte er doch von ſeinen bald ſiebenzig Jahren den größten Teil als Matroſe und Boots-

*) Waſſerlaſt heißen die zu unterſt im Schiffsbauche ſteckenden Rieſenfäſſer mit „Friſchwaſſer“, das durch beſondere Pumpen bis auf Deck befördert wird, wo es dann — je nach der Länge der vom Schiff überſtandenen Reiſezeit klar oder minder rein — in große Krüge und Flaſchen rinnt, zum Gebrauch für die Schiffsoffiziere und die Beſatzung, ſowohl „achter 'n Maſt“, wo der Kapitän reſidiert, als auch „vor 'n Maſt“, wo der Unterſteuermann oder aber der Bootsmann das große Wort führt.

mann auf der „Seebraut" zugebracht! Jetzt aber sollte das Schiff, mit dem sein Leben so eng verknüpft war, daß er niemals an ein anderes Heim, nie an einen Hausstand gedacht hatte, jetzt sollte die „Seebraut" so mir nichts dir nichts, stückweise womöglich, an gleichgültige Bieter auf einer Auktion verkauft, verschleudert werden! Entsetzlich! — Und warum? Nur weil Kapitän Wilmsen auf der letzten Reise einen „Knax weggekriegt" hatte, den er nicht verwinden konnte, an dem er vielmehr nach einigen Monaten zusammensackte, wie ein auf Strand geratenes morsches Fahrzeug? Hm!

Na, gut! Oder eigentlich: gar nicht gut, sinnierte Martin vor sich hin. Nein, wahrhaftig ganz und gar nicht gut! Kap'tn Wilmsen ruhte nun sanft und selig auf dem stillen Friedhof da drüben, jenseits des Deiches, und seine junge Frau — das Wort „Witwe" wollte in diesem Falle dem Alten seltsamerweise durchaus nicht über die Lippen! — würde gewiß die schönsten Blumen aus dem Gärtchen seiner kleinen Villa hinaustragen, daß sie auf dem friedvollen Hügel im Herbstsonnenschein noch blühten und dufteten. So war's mit seinem „Koptein", Mark Wilmsen, den er zum Seemann erzogen hatte. Der hatte es gut — —, ja, doch gut, wenn man so, was das Leben ist, eins ins andere rechnete! Und er selber? Hm, er saß nun da einsam an Bord seiner „Seebraut", am letzten Abend! Nur noch 'ne handvoll Stunden hatte er sein Amt als Schiffswächter hier zu versehen; dann konnte er gehen, gehen, wohin er wollte oder konnte. Wenn nicht wohin anders, so doch z. B. in das „Land Nimmerwiederkehr", oder auch, wenn er Lust hatte, in „die See Findmichnicht". — Nur noch wenige Stunden!

Er hatte das alles ganz laut gedacht. Turko mußte ihn aber trotz aller Deutlichkeit der vor sich hin gemurmelten Worte doch wohl mißverstanden haben, denn er stand auf und ging langsam, wiegenden Ganges und seinen Herrn durch ein leicht verstehbares Sich-Umblicken zum Nachfolgen auffordernd, nach der Schiffsküche. „Na ja, alter Bursch!" Mit diesen von seinem Kapitän so oft gebrauchten Worten gab Jan Martin dem hungrigen Tiere nach, ging in die Kombüse und spendete ihm dort eine große Schale kalter Erbssuppe.

* * *

Jenseits des dunklen Wattenmeeres ging der Vollmond auf, in dunklem Rot, so verzerrt durch davor lagernde Wolkenstreifen, daß es aussah, als setze er ein grimmig-höhnisches, und bald darauf ein streng-verächtliches Gesicht auf, als gefalle ihm das Treiben dieser Welt, auf

das zu blicken er gezwungen ist, ganz und gar nicht. Und doch sah er, wenigstens hier auf dem Hafengebiet, nur Leute, die wacker ihre anstrengende Arbeit getan und nun, die meisten von ihnen freudig aufatmend, ihr Tagewerk für heut beendeten, um ihrem Heim zuzueilen. Hatte doch eben die Stunde des Arbeitsschlusses geschlagen, und der letzte Glockenschlag all die unendlich vielen Töne und Geräusche ausgelöst, die in und am Hafen den Abschluß des Arbeitstages begleiten: das Klirren zusammengeworfener Ketten, das Wegrollen leerer Karren und Wagen, das Pfeifen außer Dienst gestellter Dampfmaschinen und schließlich das Anschlagen der vielen Schiffsglocken, hell und dumpf, freundlich und melancholisch, und dann ganz zuletzt das rhythmische Gedröhn zahlloser Arbeiterfüße auf den Steinquadern des Hafenkais. Stiller und stiller ward es nun im Hafengebiet; nur aus den Kellerlokalen der Hafenstraße schallte noch gedämpft schlechte Klaviermusik und schreiender Liedergesang zu den Schiffen im Hafenbecken hinüber.

Auf der „Seebraut" hatte sich am Schlusse der Arbeitszeit nichts gerührt. Das Schiff lag in der fernsten Ecke des Hafenbassins, da, wo sich Muscheln und Seetang in Menge festsetzen, und sich der Schmutz des ganzen Beckens aufhäuft. Mit starken Tauen war die „Seebraut" an den dreistämmigen gigantischen Duckdalben *vor* den Steinquadern des Kais und den kurzen eisernen Poldern *auf* diesen Quadern seit Monaten befestigt, seit mehr als *vier* Monaten schon, und morgen, ... morgen sollte sie auf Abbruch verkauft werden!

Das war schließlich ein alltägliches Vorkommnis, mindestens kein ungewöhnliches. Und doch war dem alten Mann auf der Bank neben dem Steuerrade der „Seebraut", der eben dem langsam durch die Wolkenstreifen am Horizont emporschwebenden Monde nachsah, bei dem Gedanken an das morgen vor sich gehende Geschehnis ganz unsäglich schwer ums Herz! Nicht seinetwegen, weil er dann seine Stellung verlor; er hatte ja nicht für Weib oder Kind zu sorgen, er stand ja ganz allein auf der Welt, sein ganzer „Anhang" seit einem halben Menschenalter war eben der nun verstorbene Kapitän Wilmsen und das Schiff unter seinen Füßen gewesen! Nein, der Verlust seiner Heuer als Wächter auf einem außer Dienst gestellten Schiffe machte ihm keinen Kummer; der Gedanke an Sorgen für sich selber kam ihm überhaupt nicht. Und wenn es der Fall gewesen wäre — nun, da wäre ihm ja zuletzt noch immer das Seemannshaus übrig geblieben, für das er doch seit fast 50 Jahren pünktlich „eingezahlt" hatte! Da saß also sein Kummer nicht; aber daß er *fort* mußte von der „Seebraut", daß dieses Schiff verkauft und zerstückt werden sollte,

auf „Abbruch verkauft" wie ein beliebiges baufälliges Haus!! Das war es. Es war ja doch sein Heim, das da zerschlagen werden sollte; mehr als das: es war das Wesen, mit dem er nun bald ein halbes Jahrhundert in guten und bösen Tagen sich eins gefühlt, dem er die eigenen Kräfte geliehen, wenn es gegen Sturm und Wogendrang ankämpfte, dessen Stöhnen und Ächzen in dunkler Nacht er so oft gehört, und das ihm wiederum durch die Kraft seiner Segelschwingen und seinen willigen Gehorsam in der Lenkung sicher und mit Windesschnelle aus dem Bereich der Gefahr, zwischen Klippen hindurch in den weiten freien Ozean hinaus getragen hatte, wie es gesollt! „O, ja," murmelte der Alte vor sich hin, „dat weet jawoll kein een, dat so'n Schipp levig is, as'n gau' Pierd!" Er selber, er wußte es wohl, — und er kam in seinen heutigen wehmutsvollen Abschiedsgedanken immer wieder darauf zurück — er hatte es oft genug erfahren in diesem langen Leben auf und mit der „Seebraut", daß solch ein Segler nicht eine wesenlose Sache, ein lebloses Ding ist wie etwa ein Wagen oder ein Bahnzug, oder auch selbst wie ein Dampfer, der, um überhaupt laufen zu können, eine Riesenmaschine unten im Leib haben und für diese als tägliches Futter 200 Zentner Kohlen mit sich schleppen muß, und ein totes, zu nichts nützes Unding, ein Gerümpel trotz der furchtbar hohen Anschaffungskosten ist, sobald er nur einen Tag länger auf der Reise bleibt, als sein Kohlenvorrat erlaubt; daß er auf den Wellen wie dürres Treibholz herumschwimmt, sich nicht aus eigener Kraft zu helfen vermag, selbst wenn der Ausguckmann schon den Hafen und seine Kohlenschuppen in der Ferne sichten kann!

Nein, nein, so ein Segler ist ein ganz anderes Wesen, wahrhaftig, ein Wesen mit Leben begabt; dabei verblieb er nun mal, Jan Martin, mochten die Leute, die nichts davon verstanden und meistens von der Schiffahrt keinen „Schmack" hatten, wenn sie auch vielleicht in einer Hafenstadt lebten und am Ende sogar ein feines Leben als Offizier auf einem vornehmen Schnell-Dampfer führten, — — aber die und Seefahrt! — mochten sie doch dagegen sagen, was sie wollten; noch dazu bei einem Segelschiff, wie die „Seebraut" eins war. Da sollte ihm mal irgend ein Dampferoffizier mit zwei oder auch drei Goldstreifen auf den Ärmeln vordisputieren, daß so ein Schiff nur ein totes Ding sei, kein Leben hätte! Natürlich nicht solche Art Leben wie ein Mensch; das war ja die Meinung nicht; aber gab's denn auf, unter und über der großen, unbegreiflichen Gotteswelt nicht verschiedene Arten von Leben? War denn das Leben eines Tieres, z. B. des Turko da neben ihm, nicht auch eine Art Leben wie der Mensch es in sich hat, in mancher Weise wohl anders und doch

so ganz ähnlich? Und dann die Pflanzen, und die Wesen, die ja wohl, wie ihm früher ein Schiffsarzt mal erzählt hatte, so zwischen den Pflanzen und den Tieren stehen sollten, die Korallen und die Schwämme, die sich ganze Staaten unter dem Wasserspiegel bauten: hatten diese Wesen nicht auch eine Art von Leben? Freilich, das alles hat Gott gemacht, und 'nen Segler, den haben nur Menschen gemacht. Aber, triumphierte er dann doch wieder über seinen Einwand: Gott hat den Menschen, den Tieren, den Pflanzen das Leben eingehaucht ..... „jawoll, jawoll", murmelte er vor sich hin, „dat steiht all in de Bibel, un ick weit dat ut de Kinnerlehr' noch utwennig ut'n Kopp, „„und Gott hauchte ihm einen lebendigen Odem in die Nase"" ..... und wenn Gott den Wesen Leben einhauchen kann, die er gemacht hat, dann kann er's auch bei dem, was der Mensch gemacht hat; das soll mal einer dem alten Jan Martin abstreiten! Und Gott haucht den Seglern seinen Odem ein, wenn er den Wind über den Ozean bläst oder den Sturm! Dann regt sich das Leben in so 'nen Schiffen, sie rennen dahin, und es arbeitet in ihnen, wie im Herzen und Körper des Menschen oder Tieres das Blut, und sie kriegen dann auch ihre Sprache, für den, der sie versteht! Daß bloß „die Planken knarren" und „die Segel und Taue aneinander klappen", wie da mal so'n überkluger Binnenlandsmensch in der Kneipe „Zum Blauen Anker" gesagt hat, „dat is jo all dumm Tüg! Nix as dumm Tüg!" wiederholte der alte Martin halblaut und klopfte dem neben der Bank liegenden Turko mit der flachen Hand liebkosend auf den Kopf; „dat weit' wi bäter (besser), Turko, wat?" Wer mit seinem Schiffe so gelebt hat, wie Jan Martin mit der „Seebraut", der wird mit der Sprache, mit der Seele solch eines Wesens ganz genau vertraut; um so inniger, je länger er Umgang mit ihm gepflogen. Na, und seine „Seebraut" kannte Martin wohl so gut, wenn nicht besser, als sich selber, bis in ihre verborgensten Eigenheiten hinein. Aber es hätte auch mal ein ander Schiff es der „Seebraut" gleichtun sollen, wenn es z. B. galt, zu halsen (vor dem Winde zu wenden) bei schwerem Wetter; da legte sie sich auf dem gefährlichsten Punkte, wo ihr der Sturm in die volle Breitseite pustete, kaum stärker über, als ein leeres Boot das getan hätte. Und solche Vorzüge hatte die „Seebraut" doch die Menge; man wußte es überall, an jeder Küste der alten wie der neuen Welt! Und dies prächtige Schiff stand nun vor dem Verkauf auf Abbruch!! Und warum das? Ja, da hätte man den Reeder fragen müssen! Dessen Worte würden freilich wenig übereingestimmt haben mit Kapitän Wilmsens Erklärung — wenn der Mann noch hätte reden können. Jawohl, sehr wenig übereingestimmt!

Jan Martin wußte aber ganz genau Bescheid, und wußte deshalb auch Bescheid, weshalb Kapitän Wilmsen so früh weggestorben: nicht an den Folgen des schrecklichen Sturms auf der Reise, — — — — — an gebrochenem Herzen war der Mann gestorben. Jawohl, an gebrochenem Herzen; das glaubt heutzutage ja keiner mehr, und wie's hier lag, versteht's auch kein Trockenlandsmensch. Deswegen hatte auch der alte Bootsmann geschwiegen, wenn drüben im „Blauen Anker" mal beim Grog die Rede auf das Siechtum Kapitän Wilmsens gekommen war. Die Geschichte mit dem Rundholze hätte der schließlich wohl überwunden, meinte Jan Martin — er kannte ja Mark Wilmsens kernfeste Natur — und so bös die Wunde auf der linken Schädelhälfte auch sein mochte: die Todeswunde war's doch nicht; die saß weiter unten, da, wo der Lebensquell rinnt, im Herzen! Und der eben wurde ihm abgedämmt, als die letzte Reise wieder mit einem Minus in der Rechnung abgeschlossen, und der vornehme Herr Korrespondenz-Reeder gesagt hatte: „Es lohnt nicht mehr, heutzutage mit Segelschiffen zu arbeiten, — — — es müßten denn schon stählerne Fünfmaster mit so riesiger Räumte sein, wie die größten Dampfer sie haben. Vielleicht bauen wir später auch mal solche Riesensegler, wenn die Konjunktur erst wieder andauernd günstig ist. Unsere jetzigen Dreimaster verdienen zu wenig, selbst wenn sie verdienen; wenn sie aber gar noch Verluste bringen, wie leider auch die „Seebraut" durch ihre letzten Reisen, dann — — — legen wir lieber auf! (d. h. stellen das Schiff außer Dienst). Das ist das einzig Richtige. Sie müssen's ja doch selber einsehen, lieber Kap'tän Wilmsen; Sie verlieren ja als Mitreeder auch bei jeder Reise!"

Kapitän Wilmsen „mußte es allerdings selber einsehen"; jawohl; und Jan Martin sah in der Erinnerung noch deutlich das ohnehin blasse Gesicht des wunden Kapitäns sich noch mehr entfärben bei den kühlrechnerischen Darlegungen des Mannes, der über das Schicksal des Schiffes bestimmen konnte, weil er eben das Hauptkapital darin hatte. „Geld regiert die Welt!" Hätte Jan Martin das damals noch nicht gewußt, er hätte es an diesem Tage lernen müssen, wo das Geld des meistbeteiligten Reeders über das Schicksal, über das Leben der „Seebraut" und .... das Leben ihres noch jungen, trotz der Schädelverletzung lebenskräftigen Kapitäns bestimmte! — „Auflegen", die „Seebraut" außer Dienst stellen! Dann konnte das Schiff in irgend einer Hafenecke verrotten, bis sich ein Käufer des „Abbruchobjekts" fand, oder bis es unter den Hammer des Auktionars kam. Der Kapitän „kriegte ausgezahlt" und konnte sehen, ob er irgend ein anderes Schiff bekam ..... oder

auch nicht! Ein anderes Schiff? Nun, bei Kapitän Wilmsen war das ja nicht nötig geworden, man hätte fast sagen können: „Gott sei Dank". Er starb und war somit dieser Notwendigkeit überhoben. Sie wär' ihm auch wohl bitterlich schwer geworden! Ein „Schiffer", der vom „Jungen" an aufwärts bis zum Führer des Schiffes auf ein und demselben Segler gelebt hat, der kann dies Schiff nicht so ohne weiteres verlassen und auf ein anderes übergehen, wie man eine Kutsche mit der anderen vertauscht. So ganz ohne Gefühl davon zu gehen, das bringt nicht einmal ein Matrose oder Bootsmann fertig, der so'n Jahrzehnt oder auch weniger noch auf dem gleichen Schiffe gefahren; und da sollt's einer fertig kriegen, der vom niederen Schiffsdienst an aufwärts gestiegen ist bis zum Kapitän und Mitreeder, immer auf demselben Segler?! Nein, so was hätte der alte Jan Martin, so viel Charakterlosigkeit und Gemütsroheit er auch in seinem langen Leben gesehen, doch von keinem „seebefahrenen Minschen" geglaubt, wer's auch gewesen wäre. D. h. von keinem, der noch „aus der alten Fahrt" stammte! Die „Neuen" freilich, ja, die wechselten ihre Schiffe, will sagen die Dampfer, mit derselben Gleichgültigkeit, wie sie einen anderen Rock anzogen. Warum denn auch nicht?! Es band sie ja nichts an das eiserne Ungetüm, es war ihnen doch nur die Arbeitsstätte, wo sie nach dem neuen Ausdruck „Arbeitsnehmer" waren.

Der Mond stand schon hoch am Himmel; klar und hell über alle Dunst- und Wolkenschichten war er emporgestiegen. Was denn?! Da mußte er, Jan Martin, hier ja stundenlang im Nichtstun dagesessen haben. Und schließlich sogar im Nichtsdenken! Und so sollte das, von morgen an, alle Tage sein, so bloß da sein und weiter nichts? „O Du mien leiv Herrgott", stöhnte der Alte da, „dat kannst Du jawoll nich wollen mögen mit mi! Denn nimm mi doch man glieks to Di! Wat schall ick oll Minsche noch hier dhaun, wenn ick nix nich mihr to dhaun heff?"

Wieder war es der Hund, der durch Aufstehen und Gliederrecken den alten Mann seiner schweren Bekümmernis entriß. „Oh ja, Turko! För Di kann ick ja woll noch sorgen, oll Diert! Hest woll all wedder Hunger? Na täuw, ick hal Di'n Knaken ut de Kombüs'!"

Er begab sich langsam in die Schiffsküche — Turko hinter ihm drein —, aber als Martin ihm den Knochen zuwarf, fing ihn der Neufundländer wohl auf, statt ihn jedoch im Maul zu behalten und an den altgewohnten Lagerplatz zum geruhigen, langsamen Delektieren zu tragen, legte er den Knochen bei Seite, wandte sich dann der Tür zu, schielte mit seitwärts gewandtem Kopfe seinen Herrn an und ..... trottete dann unter weiteren solchen Aufforderungen zum Mitkommen nach der ihm ja

sehr wohl bekannten Proviantkammer. Trotz seiner wehmütigen Stimmung mußte Martin über die „bannige Schläue" des Tieres lachen. Er schloß die Proviantkammer auf und nahm aus der angebrochenen Tonne ein gutes Stück Fleisch.

„Dor hest wat för Dien Snabel, mien oll Diert!"

Der Hund schnappte zu und ..... trug das Fleischstück dahin, wo er schon den Knochen hingelegt hatte.

„Aha, Du staust Proviant bi, för de slimme Tid, de nu ook för Di angahn will!" Und der Alte lachte grimmig. „Je ja, wi beiden, wi künnt nu tausehn wo wi blievt!" Er schaute noch ein Weilchen zu, wie sich Turko, wirklich als ob er eine Ahnung davon hätte, daß nun für Vorrat wegen kommender schlechter Zeiten gesorgt werden mußte, nach Instinkt und Gewohnheit bemühte, das nicht für die Stillung des augenblicklichen Hungers Bestimmte an einem möglichst verborgenen Plätzchen zu verstecken. Dann ging der Alte auf seine Kabine zu, in der Absicht, „zu Koje zu kriechen". Aber es kam ihm in der engen kleinen Bettstatt so drückend, so beängstigend schwül vor, daß er meinte, er würde es darin nicht aushalten können. Er hatte so viele, so unendlich viele Nächte in all den langen Jahren in dieser selben Koje geschlafen, oft ganz herrlich geschlafen die vier Stunden der „Freiwache" hindurch nach anstrengendem Dienst, daß er sich jetzt selber darüber wunderte, die Koje in dieser Nacht eng und bedrückend zu finden. Aber freilich, freilich: es war eben die letzte Nacht an Bord „seines" Schiffes! — Er nahm seinen Schlafsack, warf dem mittlerweil herzugekommenen Turko die Flanelldecke mit dem oft erteilten Kommando „Trag mit!" zu, und brachte so alles ihm für ein Nachtlager Nötige auf Deck, wo er sich, wie ehedem oft in den Tropen, seine Lagerstatt neben dem Steuerrade herrichtete. — Allerdings, tropisch war weder die Temperatur, noch wölbte sich droben der südliche Himmel, als er jetzt im Liegen aufschaute. Immerhin war die Herbstnacht mild und weich — der an den Schlaf unter der „Linie" wie im hohen Norden gewöhnte alte Seemann konnte es somit ganz wohl aushalten hier oben an Deck —, und am stahlblauen Himmel schwamm der Mond jetzt in silberigem Lichtscheine langsam dahin. Wie oft hatte der alte Mann von diesem selben Deck aus die leuchtende Scheibe so über sich hinziehen sehen, in stillen Nächten, wo sich nichts in den Lüften regte, und drunten auf der tiefdunklen Wasserwüste das Meerleuchten seine geheimnisvollen Lichter entzündete. O Gott! Welch starken Eindruck hatte das erste Meerleuchten auf den „Jungen" Mark Wilmsen gemacht! Während die übrige Mannschaft beim Klange der Ziehharmonika derbe Liebeslieder

sang, saß der neue Junge ganz allein vorn rittlings auf der Reeling beim Backbord-Logis und starrte in die flimmernde Tiefe, als könne er Schätze heben aus der flüssigen Goldflut.

Es waren erst wenige Tage vergangen, seit er an Bord der „Seebraut" gekommen und von Martin gleich angeblasen worden war mit den Worten:

„Kannst Du Küken Di nich de Fäut afpedden (Füße abtreten), wenn Du up de Planken von 'n rendlich Schipp kümmst?!" Noch heute mußte der Alte lächeln; wie fix doch daraufhin der junge Mark wieder außenbords war, um sich die staubigen Stiefel zu reinigen! Ja, man konnte es daran allein schon erkennen: das war Einer! Der hatte das Zeug zu 'nem richtigen Seemann schon von vornherein im Leibe! Allem voran Gehorsam! Und was in dem jungen Menschen steckte, das zeigte sich denn auch sehr bald weiter. Jawohl, gleich in den ersten 48 Stunden auf der Ausreise fing's an — der Alte sah in seiner Erinnerung alles so leibhaftig, als passiere es nur eben jetzt —, da kriegte die nach Batavia bestimmte „Seebraut" in der Nordsee bereits den ersten „gehörigen Blasius von vorn", einen stürmischen Westwind, dermaßen, daß nicht nur die Leute, auch er, Jan Martin, und sogar der Kapitän, wie sich später auswies, nicht anders glaubten, als nun wär's aber bald Matthäi am letzten! Es tobte und heulte ja auch in den Lüften, als sei der jüngste Tag angebrochen; jeder meinte, dabei müßten selbst in dem stärksten Schiffe alle „Nähte" reißen, und kein Bolzen könne an seinem Platze bleiben. Aber die „Seebraut" hatte sich wacker und rechtschaffen gehalten! Na, und der neue Junge, Mark Wilmsen, der erst recht! Hatte dies junge Menschenkind doch während des greulichen Unwetters nicht 'mal bei „Freiwache" regelmäßig die warme Koje aufgesucht, sondern war oft ohne Befehl im Freien oben an Deck geblieben! „Wenn ich mich nicht bei Zeiten an schlechtes Wetter gewöhne, kann kein richtiger Kapitän aus mir werden!" hatte der junge Bengel geantwortet, trotzdem ihn „der große Mann", die Seekrankheit, so arg schüttelte, daß dem künftigen „richtigen Kapitän" die Zähne klapperten und die blauen Lippen zitterten. Ganz erstaunt hatte die Mannschaft den jungen Menschen das erste Mal angeguckt; als sie aber über diese „unmenschliche Bravour" schlechte Witze machte, z. B. dem vor Kälte fast erstarrten Mark Wilmsen ein eben aus dem Kombüsenkessel genommenes Stück heißen Specks mit Gewalt in den Mund stecken wollte, „dormit de arme Jung doch wat Warm's in't Liev kriggt", da war ihnen Jan Martin dazwischen gekommen und hatte den Kerlen den heißen Speckstreifen aus der Hand gerissen, im nächsten Augenblick auch schon um

die eigenen lachenden Mäuler geschlagen, daß ihnen Sehen und Hören verging! Mark Wilmsen kriegte dann, als die Schiffsglocke „Acht Glasen", Ende der Arbeitszeit, meldete, ein doppeltes Glas steifen Grog, das seine erstarrten Lebensgeister wieder in Fluß brachte und die steifen Glieder gelenkig machte. Jan Martin, der sich *seines* Grogs beraubte, um die Portion des Jungen vergrößern zu können, hatte ihm aber dabei mit bitterbösem Gesicht und so stockernst wie er nur konnte, klar gemacht, daß das kein Anlaß wäre, sich einzubilden, er, Jan Martin, sei ihm etwa besonders gnädig gesinnt; o bewahre, ganz im Gegenteil; da solle der neue Junge nur einfach die Mannschaft fragen; die würde ihm schon sagen, daß der „Speckschneider" (Proviantmeister) Jan Martin sein eigenes Glas Grog stets nur dem noch zuschanzte, den er ganz und gar nicht ausstehen könnte! „Verstanden, Mosjöh?"

Zuerst hatte der junge Mark Wilmsen diese Begründung der Verdoppelung seiner Grog-Ration recht verdutzt angehört, dann aber *hatte* er „verstanden"! Und in der Nacht darauf, — der alte Bootsmann lachte in der Erinnerung daran zu Turkos deutlich erkennbarem Staunen laut auf — wie hatte damals der „Junge" im Schlafe tiefster Erschöpfung wild um sich geschlagen, als sein „heimlicher Freund" Jan Martin ihm über den vom Weh der schlimmen Seekrankheit noch nachzuckenden Körper die eigene, warme, trockene Decke breitete, der Schlaftrunkene aber meinte, er sollte zum Spaß für die anderen noch einmal mit heißem Speck regaliert werden!

„De will gewiß gau 'n Seemann wer'n!" hatte Jan Martin in jenen ersten schweren Tagen, die Mark Wilmsen als „neuer Junge" auf der „Seebraut" zugebracht, zu den Kameraden gesagt, und er hatte recht behalten; Mark Wilmsen war ein „farmoster" Seemann geworden. In gut und schlecht Wetter hatte sich der „Junge" tüchtig gehalten, ebenso tüchtig, wie die wackere „Seebraut" selber. Aber einen harten Kopf zeigte er *auch* sehr bald, und immer mehr, desto älter er wurde. Das verschlug aber seinem Beschützer Jan Martin nichts, — aus hartem Holze werden ja die besten Kapitäne geschnitzt! Freilich ganz im stillen nur war Jan Martin Beschützer des „Neuen"; öffentlich, d. h. vor den Leuten, und auch dem Jungen selber gegenüber, spielte sich Martin auf den „grobdrähtigen" überstrengen Lehrmeister des Schiffsjungen Mark Wilmsen hinaus. Um dem klar zu machen, was für ein gestrenger Herr er sei, lauerte Jan Martin förmlich auf die Gelegenheit, „dem Bengel eine bannige Tracht Prügel" verabfolgen zu können. Diese Gelegenheit kam gerade an dem Tage, wo Martin Bootsmann geworden.

Martin hatte diese neue Würde durch doppelte Strenge gegen die ihm untergebene Mannschaft bekunden wollen. Schade nur, daß „die Geschichte 'nen falschen Kurs lief", daß das Tauende, mit dem er nach langem Harren den „Neuen" regalierte, wohl auf dessen Rücken, aber dennoch auf dem Rücken eines Unrechten getanzt hatte! Reinlegen lassen hatte er sich damals, der gestrenge Bootsmann, — — noch heut, als alter Mann, wünschte er bei dem Gedanken an die Geschichte, daß er den verflixten anderen Jungen, den tückischen Schulten Hinnerk, unter den Fäusten hätte und ihm seine Angeberei und Lügerei nochmals ordentlich heimzahlen könnte! Der hatte sich nämlich „lieb Kind" machen wollen beim Bootsmann und hatte ihm gesteckt, der Mark Wilmsen säße da vorn auf Ausguck und . . . . . schliefe! Alle Wetter! Auf Ausguck schlafen?! Na, da konnte er ja die erste Wichse mit Glanz besehen! 's war ja eigentlich zum Lachen, daß Jan Martin das von Mark Wilmsen geglaubt hatte, und jetzt konnte er auch über die ganze Geschichte lächeln; aber damals, vor fast 80 Jahren, da war er dumm genug gewesen, sie ernst zu nehmen und dem Bengel, dem Schulten, zu glauben, wie der sagte:

„Ji künnt jo man achter'n Mast upklabastern, un em 'ne dröge Plumm von baben dal up de Näs smieten!"

Der grüne Bengel hatte für die Frechheit seines Rates sowohl wie für den dämlichen Ausdruck „upklabastern" gleich einen Denkzettel bekommen, . . . dann aber war Jan Martin wirklich aufgeentert und hatte den alten Schifferspaß tatsächlich ausgeführt, den mit den trockenen Pflaumen!

Hätt's bleiben lassen sollen! Dann wär' doch wenigstens bei dem Spaß nicht auf seine Kosten gelacht worden! Aber er hatte ja förmlich vor Begier gebrannt, zu erfahren, ob der Mark Wilmsen wahr und wahrhaftig auf Ausguck schlief, und noch dazu, wo er zum erstenmal allein die „Wache vor dem Mast" hatte! Den Bengel wollte er fassen, wenn's wahr war. Dem sollte es die ganze Schiffsjungenzeit über anhängen, daß man ihm im Schlafe trockene Pflaumen hatte „an de Näs smieten" können; eine nachhaltigere Strafe als solch eine Neckerei gab's ja gar nicht! Und so hatte sich denn Jan Martin darangemacht, war im Dunklen leise, ganz leise das Backbordswant wie eine ungeheure schwarze Riesenraupe emporgekrochen und hatte dann, über dem Jungen in dem Want (der festen seitlichen „Strickleiter") dicht am Mast hängend, eine Weile scharf beobachtet. Natürlich — so hatte Jan Martin damals gedacht — der Bengel schlief! Er saß da auf dem Ankerspill, mit gespreizten Beinen, die Hände gefaltet, und guckte scheinbar auf die

nächtlich dunkle, leise brummende See hinaus. Aber wenn er wirklich wach gewesen wär', dann hätte er doch merken müssen, wie da hinter ihm einer leise das Backbordswant aufenterte. Aber nicht gerührt hatte sich der Bengel. Na warte, dir wollen wir's beweisen, daß du auf Wache geschlafen; und mit der Rechten war Jan Martin in seine Hosentasche gefahren (mit der Linken mußte er sich mörderlich festhaken, damit er dem Jungen nicht in eigener Person auf die Nase plumpste!), hatte eine von den trockenen Pflaumen hervorgezogen, nun gut gezielt, und ... und es war nach dem Wurf alles still und reglos geblieben!

Jan Martins scharfes Ohr hatte vergebens darauf gelauscht, die vom Gesicht des jungen Sünders abspringende trockene Pflaume auf den Decksplanken aufschlagen zu hören, und sein noch schärferes Seemannsauge hatte ebenso vergeblich nach irgend einer Bewegung des aufgeschreckten Schläfers hinunter gespäht! Sollte er nicht getroffen haben? Hatte der Wind das „Geschoß" über die Reeling getrieben? Sehr merkwürdig! Na, da mußte's Jan Martin eben noch einmal probieren. Pftt! ... eine extradicke Pflaume sauste herunter, und diesmal mußte sie dem jungen Menschen doch direkt auf die Nase oder auf das Auge geflogen sein! Der aber hatte gar nicht so getan, als ob er durch so ein schmachbringendes Überführungsmittel aus seinem frevelhaften Schlafe geweckt wäre, hatte sich nur gemütlich gereckt, erst den rechten, dann den linken Arm ausgestreckt, und schließlich recht vernehmlich gegähnt, auch für jemanden vernehmlich, der nur einige Meter höher in freier Luft balanzierte, dann hatte er den Kopf auf die Brust sinken lassen und ganz gemütlich ..... weitergeschnarcht! Jawohl, geschnarcht, so „brettschneiderhaft gesägt" wie nur irgend geschnarcht werden kann. Nun war es aber mit der Geduld des Bootsmanns zu Ende gewesen; wütend hatte er die dritte, schon in Bereitschaft gehaltene Pflaume dem pflichtvergessenen Bengel ins Gesicht geschleudert — oder in den Schoß, oder wohin sie sonst traf —, war: eins, zwei, drei! das Fockmast-Want hinuntergeglitten, hatte im nächsten Augenblick den „Wache-Schnarcher" beim Hosenbund gepackt und ihn ohne Besinnen, ohne sich nach ihm umzusehen, wie einen Sack Flicken nach dem Mitteldeck geschleppt. Und da, nahe dem von innen her beleuchteten Kompaßhäuschen, hatte Jan Martin den Jungen gemächlich auf die „richtige" Seite gedreht und dabei gleichzeitig übers Knie gelegt, und nun, was hast du, was kannst du, mit dem Tauende unterhalb des Rückens gehörig bearbeitet! Merkwürdig aber wieder, in diesem Augenblick wenigstens war's für den Bootsmann noch merkwürdig gewesen —, daß der Junge dabei keinen Laut von sich gab! Die Jungen, die Jan

Martin sonst „fühlbar belehrt", die hatten doch allesamt ein mordsmäßiges Gebrüll dabei erhoben; der Mark Wilmsen aber war stumm wie ein Fisch gewesen und hatte auch nicht versucht, sich dem „Arm der Gerechtigkeit nebst daran hängendem Tauende" durch aalgleiche Windungen zu entziehen. Das war so ungewöhnlich, so allen Erfahrungen zuwider gewesen, daß der Bootsmann das Strafgericht lange vor Erschöpfung seiner Muskelkraft abgebrochen, den Jungen wieder herumgedreht und ihn, Auge in Auge, gefragt hatte:

„Is Di wat? — Nee?! Na, denn mark Di 't för alle Tid, mien Jung, so geiht dat de Slapmützen an Bord jümms (immer)!"

Da hatte ihm der Junge die offene Hand hingehalten und sich fast ausgeschüttet vor Lachen, als Jan Martin im Halblicht des Kompaßhäuschens verdutzt die ..... drei „drögen Plumm" auf der Handfläche erblickte.

„Da sind sie alle drei, Bootsmann! Wer hat denn nu geschlafen? Der Angeber, der Aufpasser, oder — ich?"

Jan Martin war so überrascht gewesen, daß er weder ein Wort noch das zur Seite geworfene Tauende für die Keckheit fand; sich mit 'nem Vorgesetzten solch einen Spaß zu erlauben. Erst nach einer Weile stöhnte er hervor: „Bengel, wat büst Du 'n Sappermenter! Wat dheist Du nich't Mul up, dormit ein' dat weit? Un wat läßt Du Di hauen umsüßt (umsonst)?"

„Oh, ich meine, dat muß man jawoll auch mal gekostet hebben, wenn man „'n bißchen höger 'rup" will als blots höchstens Bootsmann werden!"

Nun hätte es aber beinahe doch noch eine Fortsetzung des Strafgerichts gegeben, für die Frechheit der Antwort und die Nachahmerei des Schifferplattes — denn der aus einer binnenländischen Beamtenfamilie stammende Wilmsen sprach bisher nur Hochdeutsch —; aber zum Glück für ihn hatte sich im Dunkeln der boshafte andere Junge an den Folgen seines lügnerischen Angebens weiden wollen, sich aber etwas zu weit in den Lichtschimmer des Kompaßhäuschens gewagt; so war er von des Bootsmanns Augen erblickt, in der nächsten Minute aber auch schon von dessen Fäusten gepackt und statt Mark Wilmsen's über das Knie gelegt worden! Und nun hatte Jan Martin sowohl Worte wie Tauende finden können, auch so reichlich von beiden Gebrauch gemacht, daß Schulten Himmerk fürs erste genug hatte. (Schluß folgt.)

Johann Gottfried Herder und seine Geschichtsphilosophie.

(Zu seinem 100jährigen Todestage.)

Von

Eugen Kühnemann.

In allen deutschen Landen rüstet man sich, den 100jährigen Todestag Herders zu feiern. Wohltuend und herzerquickend berührt die allgemeine Bewegung. Bei dem riesigen literarischen Betriebe der Gegenwart wird ja auch sonst gern jede Gelegenheit benutzt, an den Geburtstag oder an den Todestag irgend eines der Führer des Geistes zu erinnern. Aber hier scheint es sich doch wirklich um etwas anderes zu handeln. Es ist, als ob man die große Pflicht empfände, dem Manne sein Recht zu geben, dem der deutsche Geist so Unermeßliches verdankt und von dem man doch nur eine so unklare Vorstellung im allgemeinen im Gedächtnis bewahrt. Und selbst wenn der erste Antrieb nur in dem Wunsche gelegen hätte, eine so gute Gelegenheit literarisch zu benutzen, so handelt es sich in diesem Falle um so große Dinge und so bedeutende Gedanken, daß man nur Gutes von all den literarischen Gedächtnisfeiern erwarten kann.

Wieder aufgerufen wird die Erinnerung an die Herder'sche Jugendzeit, etwa an das Jahr 1762, da er in Königsberg zu Kants Füßen saß. Was war das für ein konzentriertes geistiges Leben in jener kleinen weltabgelegenen Stadt! Da lehrte der größte Denker der Zeit, Immanuel Kant in der jugendlichen Fülle seiner Kraft, ein reifer Dreißiger, gleich bedeutend durch tiefe, originale Gedankenarbeit, durch Ausbreitung einer alle Fächer umfassenden Lektüre, durch Lauterkeit und Menschenfreundlichkeit der Gesinnung, durch weltmännische Feinheit des Benehmens und durch die Freiheit und Leichtigkeit seiner Dozentengabe. Er trug die damals üblichen philosophischen Wissenschaften vor, aber bereits war er über alle hinaus gewachsen. Und wenn die Jünglinge es vielleicht nicht merkten, so handelte es sich doch schon um die ersten Versuche einer Neubegründung des Systems der Philosophie. Aber er teilte ihnen auch aus der Fülle seiner Weltkenntnis mit. Er besprach mit ihnen die eben neu erschienenen Bücher

aller modernen Literaturen; eben in diesen Jahren nahm Rousseau seine ganze empfängliche Seele ein. Herder gehörte zu denen, die die Virtuosität haben, zu lernen. Seine Kameraden haben uns berichtet, wie er den Vortrag des Lehrers unmittelbar nach den Stunden schön geordnet wiederzugeben verstand. Man denke sich den, der eben noch in der gedrückten Enge der kleinen Stadt Mohrungen, geistig schon so frei, unter unwürdigen Verhältnissen sich hatte quälen müssen. Es war doch, als wäre die ganze Weite der geistigen Welt ihm aufgetan. Nun kam noch die intime Freundschaft mit Hamann, dem dunklen Magus des Nordens, hinzu, der nie einen Leser, nie einen Schüler bekommen hatte, wie er ihn nun in Herder fand. Er gab ihm alles, was er selbst besaß. Vom alten Testament an bis zu Shakespeare und zur Gegenwart, durch alle Literaturen führte er den empfänglichen Jüngling, um ihm wieder und wieder zu zeigen, wie so arm der bloße Verstand ist, wie alles Große auf Erden geschehe aus der Fülle des Herzens, aus der Tiefe der Leidenschaft, in der unbewußten Wirksamkeit der Genialität. Er führte ihn ein in die Wunder der Sprache, in die der unbewußt schaffende Menschengeist die Spuren aller seiner Entwicklung hineingeprägt hat. Kein besserer Lehrer konnte Herder zuteil werden. Aber niemals hat auch ein Schüler aus den hingeworfenen Andeutungen des Lehrers so viel zu entwickeln und zu gestalten gewußt wie Herder.

Die Erinnerung wird wieder aufleben auch an jenes große Jahr 1770. Wenn es ein Zufall war, daß Herder, Kant und Hamann im Jahre 1762 in Königsberg zusammentrafen, so war es ein Zufall, den wir preisen müssen um der Früchte willen, die er uns gebracht hat. Wie viel seltsamer noch ist der Zufall des Zusammentreffens mit Goethe im Jahre 1770! Herder kommt nach Straßburg im Verlaufe der großen Reise, die ihn von Riga nach Nantes, von dort nach Paris, von Paris nach Eutin, von Eutin nach Darmstadt, von Darmstadt nach Straßburg gebracht hat. Er hält sich dort auf, eines Augenleidens wegen, für das er Heilung sucht. Hier muß nun gerade Goethe seinen Studien obliegen. Er muß von dem natürlichen Wunsche beseelt sein, den berühmten Mann kennen zu lernen, von dessen Arbeiten er bis dahin wenig Notiz genommen hat. So treffen sie einander auf der Treppe des Gasthofs, in dem Herder wohnt. So vertreibt Goethe Herder die qualvollen Stunden seiner Krankenstube. Die Seltsamkeit der Fügung geht noch weiter! Wenn Goethe mit der Lust zur Dankbarkeit, die den meisten großen geistigen Schöpfern eigen ist, wohl bald begriff, daß es sich hier um eine Einwirkung handelte, die gestaltend und maßgebend auf sein Leben wirkte, so hatte Herder in keiner

Weise das Gefühl, etwas Außerordentliches zu tun, geschweige denn in einem der wichtigsten Augenblicke seines Lebens zu stehen. Er sprach, weil es nicht seine Art war, zu schweigen, wenn er einen empfänglichen jungen Mann um sich wußte. Aber indem er nun sprach, brachte er den jungen Goethe in eine geistige Welt hinein, weit prächtiger, weit gewaltiger, als diejenige, die er selber Hamann verdankte. Die Leidenschaft der eigenen jungen Seele war hinzugekommen, der Drang zu wirken, das starke und stolze Deutschgefühl, und so war auch die Wirkung, die von ihm ausging, genau um so viel größer, als Goethe über Herder stand, sowie in diesem Falle der Lehrer um soviel Bedeutenderes gab, als Herder über Hamann hervorragte. Es war ein Künstler, es war ein dichterisches Genie, zu dem er sprach, aber die ganze Philosophie und Predigt Herders war eine Philosophie und Predigt für junge Künstler. Ursprünglichkeit ist alles, du sollst die Natur wirken lassen in deiner heißen und leidenschaftlichen Seele, du sollst zu den Menschen sprechen, wie die Natur spricht, das heißt in leuchtenden Bildern zu den Augen und Ohren, in lauter konkreten Wirklichkeiten, ohne Reflexion, ohne Künstelei. Sei du ein Künstler wie die Natur, das heißt eine lebendige Gotteskraft, und dein Gedicht wird sein wie das Wehen des Sturmes und wie die Lieblichkeit der Lilie auf dem Felde. Man denke sich trockene Pedanten, die dieser Predigt lauschen. Sie werden die Köpfe schütteln, und alles ist in den Wind gesagt. Man denke sich den jungen Goethe eben im Augenblick des Ausreifens zur Selbständigkeit und eigenen Art, man denke ihn inbrünstig verlangend nach dem Manne, der ihm die Rätsel und Wunder deutet in der eigenen tief bewegten Brust, und man sieht, daß diese Worte, zufällig in der Krankenstube gesprochen, eine geistige Revolution bedeuten, den Beginn einer neuen Epoche der deutschen Literatur.

Die Erinnerung wird auch wieder wach werden an eine stillere Zeit, eine reife Zeit voller Milde und geistiger Sanftmut, an die man aber gedenken sollte, so oft man den Wunsch hat, zu leben in einem Menschenkreis der tiefsten und feinsten Bildung. Wir meinen die Jahre von 1783 an, als Herder die Freundschaft Goethes, nunmehr des Staatsministers in Weimar, neu gewonnen hatte und der erste im Kreise seiner Freunde war. Welch ein grenzenloses Vertrauen, welch ein Vorbild für alle schwierigen menschlichen Verhältnisse, unter denen wir alle zu seufzen haben! Man liest mit Trauer in den heftigen und ungeduldigen Briefen Herders an Hamann vor dieser Zeit, wie er sich in den alten Freund so gar nicht zu finden wußte. Er hält ihn für einen Allerweltsmann, für einen Menschen, der sich in alles mischt, einen frivolen Vergnügling, und

seinen Einfluß auf den jungen Herzog hält er für den allerverderblichsten. So erbittern wir uns so leicht gegen Menschen, mit denen wir zu tun haben, aber deren inneres Leben uns verschlossen ist. Und so bedarf es fast immer nur einer vertrauten Aussprache, nur der überraschenden Erfahrung, daß der andere, wenn er nur könnte, uns helfen möchte aus bester Kraft, um alles ins Gleiche zu lenken, so wie es jetzt für Herder geschah. Ein glänzendes Blatt der deutschen Literaturgeschichte würde immer bitter für uns zu lesen sein, wenn es dabei geblieben wäre, daß Herder und Goethe in diesen Jahren fremd nebeneinander gestanden hätten. Aber nun durfte Goethe schreiben: „wir sind einander so nah in unseren Vorstellungsweisen, als es möglich ist, ohne eins zu sein und in den Hauptpunkten am nächsten." Nun konnte Herder zu Schiller bei dessen erstem Besuch in Weimar sprechen von diesem Manne, der als Geschäftsmann so groß sei wie als Dichter, der die kindlichste Lauterkeit des Herzens besitze neben der größten Weite und Tiefe des Geistes, der alle Geschäfte verstehe, aber jedes so besorge, als ob es jetzt das einzige sei, — der aber auch wie Cäsar mehrere Geschäfte tun könne zu gleicher Zeit. Wir merken es den Arbeiten dieser Jahre an, daß sie aus dem vertrauten Verkehr der großen Freunde hervorgegangen sind. Unser tägliches Gespräch, hat Goethe gesagt, betraf den Anfang unserer Wassererde und den Beginn und Fortgang lebendiger Geschöpfe auf ihr. Man merkt es den Büchern auch an, daß edle Frauen jedes Blatt gelesen haben, ehe es in die Druckerei gewandert ist. Sie haben teilgenommen an den Gesprächen, deren letzter Ertrag diese Bücher sind. Der wahrhaft humane Geist, der aus ihnen spricht, teilt uns etwas von der Gesinnung mit, die diesen Menschen eigen war, nur dem engsten Kreise vertrauter und erprobter Freunde genügen zu wollen, aber auch bei ihnen die höchsten Anforderungen zu erfüllen und ihnen in ihrem Leben wahrhaft zu helfen. Der erste Band der Herderschen Ideen, der in diesem Jahre geschrieben ist, enthält, — für uns Heutige, bei einer Geschichtsphilosophie fremdartig genug, — ein ganzes Buch von Betrachtungen, die aus der Einrichtung der Natur Gewähr und Versprechen suchen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Dies Buch las Goethe der Herzogin Luise vor, als sie ihre kleine Tochter verloren hatte. Und so betrachtete Goethe in diesen Jahren Herder und seine Frau und Frau von Stein als das Publikum, für das er seine Werke schrieb. Wenn wir diese Bücher lesen, sollen wir zugleich uns bewußt sein, daß wir aufgenommen werden in den Verkehr der feinsten und zartesten Herzen, von denen die deutsche Geistesgeschichte erzählt.

Etwas blasser wird die Erinnerung sein an die Zeit, in der zum letzten Male eine große Epoche des Wirkens Herder beschieden zu sein schien. Es ist das Jahr 1794, in welchem Schiller ihn aufforderte, an den Horen mitzuarbeiten, und zwar in bevorzugter Stellung, als angehörig dem engen Rate derjenigen, die über die Annahme und Ablehnung der eingelieferten Arbeiten entschieden. Das schien die deutsche Literaturgeschichte gut erwogen zu haben. So wie man nun von dem Jahrzehnt von 1794 bis 1805 spricht als von der Zeit der Freundschaft Goethes und Schillers, so wie man an dieser Freundschaft ermißt, was gemeinsame große, ja einzige Aufgaben vermögen, um den Menschen neidlos zu machen und einzig und allein auf die Tat zu richten, so schien es damals im Jahre 1794, als sollte die Sache noch weit herrlicher kommen. Der Areopag der drei ersten Schriftsteller Deutschlands schien sich bilden zu sollen. Wenn jetzt Schiller die neue Philosophie und die neu sich bildende Lehrdichtung und dramatische Literatur unter seine Führerschaft nahm, wenn Goethe Naturforschung, Kulturgeschichte, bildende Kunst, epische Dichtung, das ganze weite Feld der menschlichen Lebensweisheit versah, wenn Herder das geschichtliche Leben der Menschheit, all ihr Werden und Wachsen von den Uranfängen an durch das bunte Gewimmel der Völker und Kulturen auf den Blättern der gemeinschaftlichen Zeitschrift musterte, dann hatte man ein Unternehmen, wie es die gesamte Literatur noch nicht erlebt hatte. Was diesen Bund der Dreimänner sprengte, waren sonderbare Dinge, die man als Zufälle bezeichnen möchte und doch nicht bezeichnen kann. Denn heute sehen wir, daß ein Zusammengehen nicht mehr möglich war. Aber seltsam ist die Fügung des Lebens auch hier. Keiner von ihnen und vor allem nicht Herder hatte eine Ahnung davon, wie viel es bedeutete, daß er in diesem Bunde seine Stellung verließ. In ihm wuchs beständig das Gefühl des Gegensatzes gegen alles, was jene bewegte. Je mehr es wuchs, um so einsamer wurde er. Die ganze deutsche Literatur erschien ihm bald als ein einziger großer Irrweg, in allem Lebendigen erkannte er seinen Feind. Es gibt nichts Lehrreicheres und nichts Entsetzlicheres als das Schauspiel, das er in diesen letzten Jahren bietet, immer bei der festen Überzeugung, im vollen Rechte zu sein und immer im Gegensatz zu allem Guten und Großen, was geschieht. Es ist eigentlich seltsam, wie wenig diese großen typischen Beispiele der Geschichte beherzigt werden. Man erzählt sie, ohne die Anwendung zu machen auf uns selbst und auf unsere Zeit. Aber es sollte uns wohl nachdenklich machen, wie das größte Wissen und der reichste Geist, der feinste Geschmack und die größte Gabe wenigstens zur

Empfänglichkeit Herder nicht davor geschützt haben, in Schriften, deren geistiger Gehalt noch bedeutend ist, dennoch mehr und mehr einem geistigen Philisterium zu verfallen. Aber diese Dinge sollen nur erwähnt werden als ein trauriges Schicksal, wenn wir Herder feiern. Es ist der große Prophet der Genialität, der große Menschen- und Völkerkenner, der Kündiger der Volksseele in ihren Liedern und — was dieses alles auf einmal sagt — der völlig originelle Geschichtsphiloſoph, dem wir dankbar bleiben und der nun nach einem Jahrhundert noch einmal lebendig zu uns hintreten soll.

* * *

Die Auffassung Herders in der populären literarischen Bildung hat außerordentlich darunter gelitten, daß man ihn für gewöhnlich als den vierten großen Dichter neben Lessing, Goethe und Schiller zu nennen pflegt. Wer ihm gerecht werden will, muß diese Meinung völlig hinter sich lassen. Ja, es dient dazu, Herder zu seinem Rechte zu verhelfen, daß wir rund und ohne Rückhalt aussprechen: Ein Dichter war Herder nicht. Freilich hier liegt zugleich der nächste Grund der Erklärung dafür, daß seine Gestalt in der Erinnerung der Deutschen verblaßt ist. Es beweist, wie für das Gedächtnis des Volkes das Konkrete, das Sichtliche, das Anschaubare immer den Ausschlag gibt, entweder der Glanz des Lebens oder die Heldentat auf dem Felde der Ehre oder aber das dichterische Gebilde, das unsterblich sein eigenes Leben weiter führt, lebendiger als wir gewöhnlichen Menschen selber sind, niemals überholt und niemals abgelöst. Daß Herder nicht gleichbedeutend neben Goethe und Schiller steht, begreift man, und es hat seinen guten Grund. Daß aber auch Lessing ihm den Vorrang abgelaufen hat, das würde einem verwunderlich scheinen, solange man nur daran denkt, wieviel geistreicher, wieviel umfassender und eigentlich auch tiefer Herder in seinen Anschauungen ist. Aber jede Arbeit Lessings trägt den Stempel künstlerischer Vollendung, die in diesem Falle zugleich der Ausdruck kräftiger Männlichkeit ist. Seine dichterischen Gestalten, obwohl sie nicht aus den tiefsten Gründen der Natur leben, sie leben doch und sie behaupten sich in der Phantasie der Leser und auf der Bühne. Herder aber — da liegt sein Schicksal, — ist ein Künstler in der ganzen Art seines Sehens und Denkens. Er hat die große Originalität der Anschauung. Fast alle seine Arbeiten sind derart, daß man sich sagen muß: sie waren nur möglich bei dieser großen und eigenen Persönlichkeit, so wie es bei den großen Kunstwerken der Fall ist. Aber er, der Künstler ist in seiner ganzen Art zu denken, hat doch kein wirkliches

Kunstwerk hinterlassen. Nun ist nichts da, was notwendig zum Leben von uns allen gehörte, und ganz natürlich tritt er in unserer Erinnerung zurück. Wir wiederholen unsern Satz: ein Dichter ist Herder nicht. Manches sinnige Wort, manchen zarten und feinen Gedanken hat er geformt, aber er selber war in diesem Punkte so bescheiden wie nur möglich. Er hat erst auf der Höhe seines Lebens, erst in den „Zerstreuten Blättern" Gedichte von sich selber herausgegeben. Auch von diesen ist wenig bekannt, nichts populär geblieben. Es kann nichts charakteristischer sein, als daß einzig und allein der „Cid" im Gedächtnis der Deutschen geblieben ist. Niemand, der das anspruchslose Büchlein liest, denkt im entferntesten daran, daß Herder hier eine Dichtung geben wollte, die den wahren Begriff der Poesie neben den Verirrungen unserer Klassiker wieder aufrichtet. Niemand kommt auf den Gedanken, das Werk mit „Hermann und Dorothea" oder etwa mit dem „Wallenstein" an künstlerischer Bedeutung überhaupt zu vergleichen. Aber so wie es nun ist, so lebt es fort, ein einfacher Sang von tüchtigen Helden und von menschlichen Schicksalen, wie sie immer aufs neue sich wiederholen, ein rechtes menschliches Lied, und es ist wirklich Poesie, es ist eine Dichtung, in die Herder viel hineingelegt hat von eigenen Schmerzen und von eigenem Glauben. Aber nun kommt eben das, was uns den Erfolg gerade des Cid so lehrreich macht. Der Cid ist ja gar keine eigene Dichtung Herders. Er ist eine Nachdichtung nach spanischen und französischen Romanzen, denen Herder die kernige und gute deutsche Form gegeben hat. Aber mehr eine feine Nachempfindung gehörte dazu und ein sicherer Geschmack, als eine geniale dichterische Schöpferkraft. Und so steht es mit sämtlichen Werken Herders. Seine ganze Schriftstellerei ist voll von dichterisch tiefgefühlten Stellen. Aber wir müssen noch weiter gehen: seine ganze Schriftstellerei ist eigentlich eine Nachdichtung der Welt, der Geschichte, des Völkerlebens, und so kann man sagen: Herders Nachdichtungen haben etwas von der Kraft und dem Geiste eigener Poesie, Herders Dichtungen aber haben etwas von der Blässe der Nachdichtung. In der Nachdichtung entfaltet sich seine eigenste Kraft. Er hat eine wunderfeine Empfänglichkeit für Ton und Eigenart der fremden Weise. Er weiß die Stimmung und den Wurf der fremden Poesie mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit wiederzugeben. In der Feinheit dieser seiner Nachempfindung wurzelt sein Verständnis. So hat er die Lieder der Liebe nachgedichtet aus dem alten Testament, so jüdische Paramythieen, orientalische Parabeln, griechische Sinngedichte, römische Gedichte und Tragödien, so aus allen Literaturen des Mittel-

alters, aus italienischer Poesie und aus Shakespeare. Die Stimmen der Völker geben nur einen geringen Begriff von der Ausbreitung seines Schaffens auf diesem Gebiete. Das Verständnis, das aus dichterischer Nachempfindung stammt, hat ihm den Weg gebahnt zur Seele der Völker und der Menschen. Je mehr man dies begreift, um so fruchtbarer und unseres Dankes wert erscheint uns, was er hier getan, indem er unsere Bildung so reich gemacht und den Horizont des menschlichen Verständnisses für diese Dinge in so ungeahnter Weise erweitert hat. Aber auch wie ein persönlicher Schmerz berührt uns die stille und feine Tragik, die in dem allen lag, daß ein Mann, begabt mit so einziger Feinheit des dichterischen Verständnisses, selber ein großer Künstler in der Auffassung, der Anschauung, der Wiedergabe, doch davon ausgeschlossen war, in eigener Dichtung einmal statt des vielen Fremden, das er begriff, nur das eigene Leben aus der Tiefe seiner Seele herauszustellen und auf diese Weise, als der seltene und einzige Mensch, der er war, unter den Deutschen in einem eigenen ewigen Werke fortzuleben.

* * *

Nun ist es also seine Geschichtsphilosophie, in der wir die eigentliche Tat und das eigentliche Zeugnis seiner Seele suchen müssen. Daß er geboren war für diese große Aufgabe, begreift man nach allem, was wir gesagt haben. Aber man sieht auch, in welchem Sinne er das geschichtsphilosophische Problem angreifen wird. Für ihn handelt es sich um das Mitleben mit allen den vielen Gestalten der Menschheit auf der Erde. Der Begriff der Menschheit bekommt für ihn einen neuen Sinn. Er erkennt überall, auch in dem zurückgebliebensten Volke, dieselben Anlagen geistigen Daseins, denselben Beruf zum Schaffen und zur Freude. In diesem Sinne lebt für ihn die Menschheit in jedem Volk. Darum sind sie alle eins. Er ehrt ein jedes, insofern es auf seine Weise das Ganze der Menschheit wiederspiegelt und zur Entfaltung bringt. Wo nur irgend ein eigentümliches Talent ist, da wird seine Seele von stolzer Mitfreude erfüllt. Der Titel, den er für die neue Ausgabe seines populärsten Werkes beabsichtigte, ist darum so einzig schön. „Stimme der Völker" sollte es heißen, das will sagen: diese Völker alle zusammen sind eins, sie sind jedes für sich und alle doch erst zusammen die Menschheit. So trug er in seiner Seele den angeborenen Beruf, in aller Einzelheit der geistigen Erscheinungen das Menschliche aufzufassen, in diesem Sinne gab er der Geschichtsphilosophie in dem Gedanken der Menschheit ihr eigentliches Problem.

Das Herder'sche Werk der „Ideen" ist ein rechter Beweis dafür, wie sich zuweilen für eine große Leistung ein populäres Urteil festsetzen und einbürgern kann, für das doch eigentlich jede tatsächliche Grundlage fehlt. Der moderne Mensch, der den ersten Band aufschlägt, ist entzückt über den breiten Unterbau naturwissenschaftlicher Erkenntnis, den Herder dem Geschichtsgedanken gegeben hat. Gewiß, er fängt mit dem Weltall und dem Zusammenhang der Gestirne an. Er geht auf die Geschichte der Erde ein. Er beschäftigt sich mit der Pflanzengeographie und mit der Verbreitung der Tiere. Wo er zum Menschen übergeht, hält er es nicht unter seiner Würde, auf die Physiologie einzugehen. Der physiologischen Psychologie widmet er ein lehrreiches und glänzendes Kapitel. Aber fällt denn niemandem auf, daß er in demselben Gange der Darstellung und mit der gleichen Sicherheit auch davon spricht, wie uns die Natur die Unsterblichkeit der Seele verbürge? Ja, in Wahrheit, diese Naturwissenschaft ist tatsächlich eine einzige große Stimmungsdichtung, in das sanfte Licht der Herder'schen humanen Empfindung getaucht. Wo er die Kräfte schildert, die das Weltall zusammenhalten, setzt er hinzu: gleich ewig sei die Kraft, die in dem Menschen fühlt und denkt; wo wir sind, werden wir sein, eine Kraft im Zusammenhang der Kräfte Gottes. Wo er die Erde schildert, mit den Schwankungen des Klimas, mit der Unregelmäßigkeit ihrer Gestaltungen, mit ihrem Wandel von Tag und Nacht, da meint er, sie bereite uns auf eine vielgestaltige Menschengeschichte vor. Auch das Menschenleben ist nichts Vollkommenes. Auf ungewisses Schwanken und Tasten, auf die Kindertugenden des Gehorsams sind wir gestellt. So schildert er Wachsen und Blühen der Pflanzen als ein Gleichnis der menschlichen Seele, — alles ist auf den Menschen bezogen und lebt ein menschliches Leben. Man rühmt es seit so langer Zeit, daß Herder den Gedanken der Entwicklung in der Wissenschaft zur Geltung gebracht habe. Aber das ist ja nur in ganz bedingtem Sinne wahr. Tatsächlich ist ihm die ganze Welt ein Stufenreich immer höher gearteter Wesen. Auf Erden endet es mit dem Menschen. Über den Menschen hinaus aber ahnen wir die höheren Geschöpfe. Er schwelgt in den Wundern des Reichtums, wie derselbe Gottesgedanke in immer neuen Erscheinungen sich darstellt. In diesen Dingen war, wie man sagt, Goethe mit Herder einig. Man erzählt sie seit langem als den gemeinsamen Glauben Goethes und Herders. Man braucht nur genauer hinzusehen, um zu erkennen, daß es sich für Goethe bei ähnlichen Worten um ganz andere Gedanken handelt. Er bemüht sich wirklich um die Phänomene und Tatsachen der Natur, wie sie übereinander greifen, wie sie zusammen eine Kette bilden. Die Verbindungsglieder dieser Kette will er

finden, bis endlich die einheitliche Reihe der Lebewesen Glied für Glied vollendet vor seinen Augen steht. Auch in der Seele der Goethe'schen Naturwissenschaft herrscht der künstlerische Verstand, die Kraft der Anschauung für das einheitliche Ganze seines Gegenstandes. Aber er analysiert dieses Ganze in seine einzelnen Bestandteile, und hier geht der Weg strenger Wissenschaft von seinen Anregungen aus. Herder schwelgt mit entzückter Freude in den Bildern der überall Einen Gotteskraft. Was er mitteilen will, ist eigentlich mehr dies Entzücken seiner Seele, die religiös künstlerische Stimmung, ein rein Persönliches, als der Gedanke der Erkenntnis. Darin bleibt er Prediger auch in seiner Geschichtsphilosophie. Es ist sogar sehr merkwürdig, wie das ganz Persönliche seiner Stimmung überall seine Darstellung beherrscht. Er hat den stärksten Zug zur Idylle. Er ist darin der Schüler Rousseaus bis zu seinem Ende geblieben. Daher seine Vorliebe für die Naturvölker, deren Zustand er sich ganz idyllisch als den des rechten Lebens mit der Natur vorstellt, daher aber auch die eigentümliche Haltung seines Werkes, in dem er überall an den friedlichen und betriebsamen Völkern Freude hat, die harten und kriegerischen aber mit bösen Worten und entschiedener Abneigung anfährt. Wie dürftig ist daher der Ansatz der Begriffe, die zur eigentlichen Geschichtsphilosophie hinüberführen: einige Worte von Tradition, Sprache und Wissenschaften. Er bekommt es sogar fertig, die Geschichte vom Paradiese, in dem höhere Wesen dem Menschen die Sprache gelehrt hätten, in seine Philosophie hinüber zu nehmen. Da ist dann einmal ein Punkt, an dem der moderne Mensch fühlt, wie himmelweit wir, nicht in Einzelheiten, sondern in der Gesamthaltung des Denkens von diesen Anfängen abgerückt sind. In der theoretischen Begründung liegt eben Herders Stärke nicht. Er ist erst wieder ganz er selbst, wenn er zu Bildern, zu gestalteten Darstellungen kommt und nicht in der Theorie der Geschichte, wohl aber in diesen Darstellungen ergibt sich ihm dann wirklich unter der Hand der Gedanke der Entwicklung. Wir weisen auf die beiden Kapitel hin, die ohne Zweifel die großartigsten der Ideen sind, das 13. Buch mit seiner Kulturgeschichte des Griechentums und den 4. Band mit seiner Entstehungsgeschichte des modernen Europa. Wie ist in dem 13. Buche die Saat aufgegangen, die Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst des Altertums gestreut hatte! Als ein dürftiger Beginn berührt jener erste Versuch, Entwicklungsepochen der Kunst zu unterscheiden, neben diesem großartigen Wagnis, das Ganze eines Kulturdaseins vor unsern Augen entstehen und sich entfalten zu lassen. Mit noch größerer Kraft stellt Herder im 4. Bande der Ideen die Elemente unserer heutigen Welt zusammen und läßt sie aufeinander wirken; die Urkraft neuer, nämlich der

germanischen Völker, die reine Lehre Jesu, das Staatskirchentum und die feudale Bildung des Mittelalters mit Rittertum und Klerus, die unverhoffte und so fruchtbare Einwirkung der Araber, die erste Bildung der Nationalkulturen und die Anfänge des humanistischen Zeitalters. Wäre es ihm doch noch vergönnt gewesen, in dem 5. Bande der Ideen, der der Hauptband hätte sein müssen, die Entwicklung von der Reformation zur französischen Revolution zu verfolgen und zu allen den großen Lebensfragen des heutigen Menschen sein Bekenntnis zu sagen. Aber freilich ist fraglich, ob sein moralisierender Standpunkt zur Geschichte hier die nötige Weite und Fülle der Betrachtungen hergegeben haben würde. Man liest es mit Befremden im 15. Buche der Ideen, wie ratlos eigentlich Herder vor der Aufgabe stand, einige durchgehende Gedanken für die Geschichtsarbeit zu finden. Es sagt uns wirklich nicht viel, wenn er hier mit Lehren wie dieser kommt: daß die menschlichen Gemeinschaften so wie die großen Systeme in der Natur nach einem Beharrungszustande streben. Dieser Beharrungszustand ist Vernunft und Billigkeit. So oft er gestört ist, kehren die Gemeinschaften unter großen Schwankungen zu ihm zurück. Wir wissen es heute, daß mit diesen Lehren der guten Alltagsmoral in den weltgeschichtlichen Krisen nicht auszukommen ist. Das Verständnis, das wir brauchen, geben sie uns nicht. Es handelt sich hier um dämonische Kräfte, um Macht- und Existenzfragen, und unendlich viel tiefer greift das Problem von der Beziehung zwischen Geschichtsarbeit und Sittlichkeit. Der Gegensatz, der zwischen Wallenstein und Max zur Erörterung kommt, der Gegensatz des politischen und des einfach sittlichen Menschen, ist eine der großen Fragen der Gegenwart geworden. Wir fühlen die ganze Schwere und die ganze Verantwortung, hier eine Stellung zu nehmen. Wir sehen, daß das große geschichtliche Leben, in welches wir eingetreten sind, uns hier zu neuen Gedanken zwingt, daß es als eine schwere sittliche Frage uns zur Einkehr und Neubesinnung drängt. Aber wir sehen dann auch mit Erstaunen, wie unser erster großer Geschichtsphilosoph hier eigentlich noch diesseits der Vertrautheit mit geschichtlichem Leben blieb. Er hat nicht drin gestanden im Weben und Wirken der geschichtlichen Mächte. Seine seltsame und eigentlich ganz rhetorische Stellung zur französischen Revolution ist nur so zu erklären. Auch hier zeigte Goethe bereits den Typus des entwickelteren Menschen. Die große Fortentwicklung der Geschichtswissenschaft war dadurch bedingt, daß sie sich durchdrang mit Staatsgefühl und Staatsgesinnung, auch mit der exakten Würdigung des Begriffs der Nationalität. Hier haben wir es ja leicht, auf Herder herabzusehen. Wir leben im nationalen Staat, der ihm ver-

sagt war. Wir wollen ihm seinen schönen deutschen Stolz immer danken, aber wir sehen doch heute, daß auch dieses Deutschgefühl eigentlich ein rein literarisches war. So handelt es sich in der Herderschen Geschichtsphilosophie eigentlich nur noch um die Vorfragen des geschichtlichen Verständnisses. In diesen aber hat er großartig die Bahn gebrochen. Die Ethnographie als Grundlage des Geschichtsverstehens und insofern auch das naturwissenschaftliche Fundament hat er zur Geltung gebracht. Er hat uns gelehrt, das Werden und Wachsen der Völker und Kulturen aus den ersten Keimzellen in immer feinerer Verästelung zu verfolgen. Der Sinn für die Individualität der Dinge, der für den Geschichtsschreiber das Wichtigste ist, ist selten und vor ihm nie so rein erschienen. Das fühlen wir seiner großen Darstellung an, und das danken wir ihm. Wir übersehen darüber, wie kraus und sonderbar es zuweilen in den Voraussetzungen seines Gedankenganges aussieht. Aber was er gibt, ist auch so groß, daß man darüber hinwegsehen kann. Wir sollen diese Bücher immer wieder vornehmen, und unser Geschlecht, das überall wieder die Schranken zwischen Mensch und Menschen aufrichtet, sollte nur wieder hineintauchen in diese echt christliche Liebe, die überall den Menschenbruder erkennt und ehrt, nicht in einer bequemen Wortphrase, sondern aus wirklichem Verständnis, aus freudigem Mitleben. Die Menschenliebe, die Liebe Gottes, die Faust in einem Atem nennt, und die bei den meisten eine reine Phrase bleibt, war bei Herder die mit ihm geborene Stimmung seiner Seele.

Wenn man von diesen Betrachtungen ausgeht, dann erscheint der Streit, in den Herder mit Kant geriet, als ein welthistorischer Konflikt. Denn Kant begriff grade, daß es sich in der Herder'schen Philosophie mehr um Stimmungen handelte als um haltbare Gedanken. Er erkannte auch, daß bei der Herder'schen Begeisterung für jedes unentwickelte Menschendasein grade das unbegreiflich blieb, was Herder begreifen wollte, nämlich der Sinn des menschlichen Lebens in der Geschichte. Er hielt für die erste Aufgabe der Geschichtsphilosophie, daß wir die Idee aufstellen können, von der aus uns Licht und Verständnis kommt in alle geschichtliche Arbeit, nicht als legten wir diesen Gedanken von außen hinein, sondern so, daß jede Zeit in der Tiefe ihrer Arbeit begriffen wird, indem wir sie darstellen in bezug auf den letzten Zielpunkt, um den es sich uns in allen geschichtlichen Anstrengungen zu handeln scheint, da ja doch alles menschliche Tun ein Ringen um Ziele ist, die wir uns setzen. Hegel sagt: die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Dieser Satz bringt in eine Prägung von

imposanter Wucht den schlichten Gedanken, den Kant im Fortschreiten der Geschichte erkennen wollte. Zur Menschengesellschaft bewegen wir uns hin, in der das Recht verwaltet wird von freien Bürgern. Gesetzt es wäre so, so wäre hier jedenfalls eine Idee, in der alles geschichtliche Arbeiten auf einen letzten Punkt bezogen erschiene. Dann ist das Wesen der Menschenwelt ein einziges mächtiges Streben, eine große unablässige Sehnsucht, nicht aber das Ruhen in Stimmungen und im Behagen. Wir wollen die großen Fragen, um die es sich hier handelt, nicht zur Entscheidung bringen. Wir wollen aber darauf hinweisen: in dem Kantischen Gedanken vermag der Mensch des 19. Jahrhunderts sich zu erkennen, zu den Herderschen Stimmungen führt für ihn kein Weg zurück. Aber ewig würden wir es beklagen, wenn über dieser Grunddifferenz des geistigen Lebens den heutigen Menschen verloren ginge der Zusammenhang mit dem Reichtum und der einzigen Feinheit der Herderschen Seele.

* * *

Wie die Ideen sind, so war eigentlich sein ganzes Leben. Ein riesiger Anlauf, ein Versuch von einer unglaublichen Kühnheit. Wohl niemand würde sich heute getrauen, allein das auszuführen, was er in seinem Werke allein zu leisten sich vornahm. Zwar wenn auch heute die Weltbilder entworfen werden vom Standpunkte der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Einsicht, dann erkennen wir bei schärferem Zusehen in diesen Werken so gut wie in dem Herder'schen die ganz persönliche Lebensrichtung des Verfassers, die zum größten Teil ganz zufälligen Bildungseinflüsse und Stimmungen, unter denen er steht. Auch diese Versuche sind in Wahrheit Dichtungen. Schlimm genug, daß sie in den meisten Fällen so entsetzliche Prosa sind, daß es so völlig an der dichterischen Feinheit des Herder'schen Denkens fehlt. Im übrigen sind die zahllosen Probleme, die er angegriffen hat, von den Spezialwissenschaften aufgenommen worden. Immer genügsamer, immer bescheidener scheint der moderne Mensch zu werden in den Ansprüchen, die er an seine Wissenschaft stellt. Eine Weltanschauung scheint er von ihr gar nicht mehr zu erwarten. Wir sind zu oft enttäuscht worden durch die von den glänzendsten Geistern unternommenen und mit so viel Wagemut eingeleiteten Unternehmungen, uns über das Wesen und das Ganze der Welt zu unterrichten. Dennoch gibt es einen Weg, bei dem erreicht wird, was man uns früher vergeblich versprach. Wir können den Menschen aufklären über die Aufgaben, die sich als notwendige, als eine

Gewissenspflicht für ihn in jedem Gebiete ergeben. Der sich in seinen Aufgaben kennende Mensch wird die Ruhe finden, die dem Menschen nicht beschieden war, der das Ganze der Welt zu begreifen und zu durchdringen verlangte.

Herder aber erscheint uns hier in Wahrheit im Feuer welthistorischer Fragen. Wir wissen es Gottlob nicht und er wußte es nicht, wie bei allen unseren Versuchen ewige Schwierigkeiten des Menschenlebens in Frage sind. Heute erkennen wir, daß er sein Leben verzehrt hat in dem Ringen nach dem Unerreichlichen. Ein solches Ringen macht das Leben des Menschen tragisch. Aber es ist auch der ewige Stachel, der uns weiter bringt. Es wird eine große Zeit sein, wenn wir einmal die Geistesgeschichte mit ihren Kämpfen begreifen als die Geschichte der um ihr Leben ringenden Menschheit. In diesem Zusammenhange wird das Leben Herders erzählt werden auf einem feinen Blatte. Er litt für uns, für den Reichtum und die Weite der geistigen Bildung in Deutschland. Wir denken an ihn mit Dank und Sehnsucht. Möchte man bei den Feiern, die ihm bereitet werden, mit freudiger Überraschung erkennen, wie sehr er noch lebendig ist!

Als du ins Reich der Menschheit tratst, belebte dich Geist der Menschen, Belehrung. Durch Nachahmen gewannst du Übung, auch zum kleinsten Gebrauch deiner Glieder. Den Unterricht hattest du dir nicht geschaffen: ein Ozean von Ideen, Gewohnheiten, Handlungsweisen nahm dich auf; und in dir war etwas, dies alles aufzunehmen, dir anzueignen und es als Eigentum zu gebrauchen. Geist empfing vom Geiste. J. G. Herder.

„Schreitet, schreitet ins Leben zurück!“

Eine Weihnachtsbetrachtung

von

Martinus.

Wie dein Antlitz aus dem Bilde so eigentümlich herniederleuchtet zu mir! Der Lampe matter Schein hat es in Helldunkel getaucht, aber ich fühls doch, wie Hoheit tront auf deiner Stirn, wie dein Auge leuchtet in Kraft, wie alles an dir Leben atmet, stolzes, unbeirrbares, weltüberwindendes, vorwärtsstrebendes Leben. Leise nur sind deine Lippen geöffnet, aber doch ist mirs, wie ich in stiller Abendstunde zu dir hinaufschaue, als tönte von ihnen ein sturmgewaltiges Lied, das den Frühling kündet, ein Lied, das alle Schatten der Nacht verjagt, weils zu freudigem Leben ruft. Mit mir lauschen Unzählige: all die Menschen der Sehnsucht, die in der Wüste der Alltäglichkeit ihren Durst nicht stillen können, all die Suchenden, deren Seele dem Land der Erfüllung zuwandert, wo der Ewige segnend durch die Seinen schreitet, nicht mehr weltenfern und in kalter Höhe, sondern in seliger Gegenwart. Und Antwort gibst du den Lauschenden: wie Glockenklänge aus der Ewigkeit tönen deine Worte, lichtdurchwobene Heilandsworte, ja du selber gehst uns vorauf wie ein Held, der das Leben bezwingt, nicht ein markloser Asket, blaß, hager, mit Augen der Trauer, nein wie ein herrlicher Mann voll selbsicherer Kraft, freudig, lebensstark, mit Augen, in denen der Sieg leuchtet.

Daß ich dich immer so gesehen hätte! Wie wenig warst du mir in den Tagen der Jugend! Freilich, wir hörten so viel von dir, Millionen Worte, in denen dein Ruhm ertönte, Millionen Worte in immer gleichem Klang, wie aus unendlicher Ferne, die in brauendem Nebel zerfließt. Freilich, man baute vor unserm Auge einen kunstreichen Bau, gefügt aus fein stilisierten Beweisen und Lehren, aber die Augen schmerzten vom Schauen, und der Bau ließ uns kalt. Ein stolzes Marmorschloß war, aber kein blutwarmes Leben darin, nur Prunksaal neben Prunksaal, einer leer wie der andere, leer für die Seelen, die warteten auf Stunden, da sie in ihren Tiefen erschüttert würden, da glühheiße Sehnsucht nach Licht zur

Erfüllung würde. Wir machten uns wohl öfter auf, dich selber zu finden, Herr. Wenn die Weihnachtskerzen in der alten Kirche brannten und die Orgeltöne machtvoll dahinbrausten über die Gemeinde, dann wars der jugendlichen Ahnung, als müsse mit dir, von dem sie redeten in Weihnacht, etwas Besonderes gekommen sein, Einer, der auch unser Jugendsehnen verstand, ihm herrliche Ziele wies. Aber der Weg war uns verzäunt, wir waren müde, ehe wir zu dir kamen. Über Dornen und Gestrüpp ging der Weg, immer in sandiger Tiefe, zuletzt ein mühselig, mattes Klimmen zur Höhe hinauf, aber droben kein Jauchzen mehr, keine quellende Freude, nur wieder müdes Schleichen zu Tal.

Und dann kamen die Tage, in denen die Tore der Welt sich weit auftaten der sehnenden Seele, in denen die Losung klang, jeder Stunde gut zu sein, um dies Leben, dies große, herrliche Leben auszuschöpfen, in ihm zur Höhe emporzusteigen voll reifer Kraft. Aber fand ich dich, den ich suchte, dich, von dem mir die Kunde geworden, du seiest des Lebens Herr und der Welten Meister?

Die einen, sie redeten mit großer Wärme von dir, ihre Gottesdienste waren weihevoll, ihr persönliches Leben voll reicher täglicher Erinnerungen an dich, aber ihr Gemüt war eng, ihr Herz ängstlich, sie begriffens nicht, daß ich von Jesus verlangte, er solle mit mir gehen ins brandende, wogende Leben, er solle meinen Wahrheitsdurst löschen und meinen Schönheitssinn befriedigen. Es war doch nicht das frühlingsfrohe, kraftstrotzende Leben, das ich bei ihnen fand, es war kein Atmen im strahlenden Sonnenlicht, nur ein leises, behutsames Wandern im Abendgrauen. Angstvolle Stimmen raunten uns zu, draußen in gleißender Welt sei nur Schein und Trug, sei nur eitler Tand, der die Seele betört, in Stille und Enge allein wohne die Seligkeit.

Die andern, sie begriffen mein brennend Verlangen nach Freiheit und Wahrheit, nach Vollgenuß des Lebens in Licht und Schönheit, aber ihr Wesen war so kühl, so gesättigt vom Erkennen, daß kein Gluthauch mein Herz überflammte. Nicht gelehrt wollte es ja sein, nein, in Schauern der Andacht emporgetragen zu dir, Herr, wie mit Adlers Fittigen.

Hüben und drüben fand ich dich nicht: die einen engten mich ein, die andern nahmen mir die Seligkeitsstimmung, mit der ich dich umfassen wollte zu tiefinnerster Gemeinschaft.

Aber du hast mich doch gefunden! Dein Vater hat mich gestellt unter die Armen und Niedrigen und Ungelehrten, wo alle Weisheit unnütz ist, wo alles Anklammern an alte Formen unmöglich ist, wo nur eins gilt: das Leben in seinen tausendfach verschiedenen Erscheinungen zu dir

hin zu heiligen. Im Sturmwind, der in düstern Nächten am einsamen Haus gerüttelt, bist du zu mir getreten, hast mich emporgerissen aus Trübsinn und Dumpfheit, hast mir das Leben gezeigt wie du es geschaut: ein heiliges Land, in dem der Ewige wirkt, nicht tot in greinender Muße, nein, lebendig, schaffend als der Gott der Wirklichkeit und der Gegenwart, der Gott, der immer wieder Neues, Herrliches aufsteigen läßt aus dem Quell der Ewigkeit, harrend, daß seine Menschenkinder es ausschöpfen möchten in all seiner Tiefe und Unendlichkeit. Wie hab ich an deiner Seite dies Leben lieben gelernt, dies Leben mit Untiefen und Abgründen, mit Sorgen und Kämpfen, weils doch das Leben des ewig Kommenden ist! Nun starre ich nicht mehr mit qualvoller Seele auf dies Leben, nun packt mich kein Grauen mehr, nun ist stürmende Kraft in mir entfesselt, die rastlos ringt, dies Leben mit Licht und Liebe zu füllen, daß sie alle aus Nacht und Dunkel aufsteigen in helle Freude des Tages. Nun bin ich kein Träumer mehr, der in weltflüchtiges Entsagen sich einspinnt, auch kein nüchtern Wägender mehr, der kühl zuschaut gleitenden Menschen und störenden Dingen, nun bin ich ein blutwarmer Mensch, der allem Lebenden seine Dienste zu weihen für Seligkeit hält.

Weihnachten kommt. Meine Kinder werden mit blanken Augen unter dem Tannenbaum stehen und mit zitternder Stimme die alte köstliche Geschichte erzählen vom Christkindlein in Bethlehems Stall. Ich aber werde im Lichtglanz der Weihnacht voll heißen Dankes dich schauen, wie du mir voraufgehst ins wogende Leben, ins Leben Gottes.

Sei mir gegrüßt, du Lebenbejahender, Freudiger, Starker, der du zu Kindern des Lichts uns machst!

Politik, Geschichtschreibung und öffentliche Meinung.

Von

Hermann Oncken.

Schon den natürlichen Sinnen erscheinen die Dinge dieser Welt in einer unendlich abgestuften Verschiedenheit, je nach dem Standort, der dem Beobachter bewußt oder unwillkürlich eigen ist, je nach der Organisation, der Schärfe und Geübtheit seines Auges, je nach den Absichten und Interessen, die seinen Blick gewohnheitsgemäß auf das Kleine oder das Große, das Nächste oder das Fernste, das Schöne oder das Nützliche richten. Anders sieht der Naturfreund, der etwa im Walde auf dem Rücken liegt und am Getriebe der kleinsten organischen Lebewelt die gleiche Freude hat, wie an der Musik in den windbewegten Baumwipfeln, hinter denen er die sinkende Sonnenpracht sehnsüchtig verglimmen fühlt. Anders der Landmann, wenn er am Stande der Saat überschlägt, was Rost und Witterung, Unkraut und Ungeziefer ihr geschadet haben, oder besorgt von dem spärlichen Graswuchs der Weiden zu dem wolkenlosen Blau des Himmels hinaufblickt, weil diese ganze Natur für ihn verknüpft ist mit den Zwecken des handelnden Menschen, mit Arbeit und Sorge, mit Aussaat und Ernte. Wiederum anders gewöhnt der Gelehrte sein Auge, der den Bau der Blüte wie die inneren Organe einer Schmetterlingslarve unter sein Mikroskop nimmt, um aus dem Kleinsten eine Welt, eine Entwicklung von Millionen Jahren, menschlicher Erkenntnis zu erschließen. Und vollends verwandelt nimmt alle Natur und was wir sonst in ihr schön und nützlich finden, sich aus, wenn wir aus der Vogelschau, aus dem aufsteigenden Luftballon niederblicken, bis die Fluren in immer weiterem Umkreis immer dichter zusammenrücken, das Land mit Städten und Wäldern, Flüssen und Bergen nur noch wie ein wunderlich abgeteiltes Schachbrett erscheint und schließlich im Nebel, ein Stern unter Sternen, verschwindet. Dieselbe Welt und alle Menschen wie wir: und doch sehen alle verschieden, und wenn Beruf und Neigung sie erst dauernd gewöhnt und erzogen hat,

dann lebt sich ein jeder in seine Art so ein, daß er manchmal nicht mehr begreift, wie ein anderer etwas anderes oder gar nur dieses andere zu sehen vermeint: sie hören wohl auf, einander zu verstehen.

Schwieriger noch wird das Problem, wenn wir über das uns umgebende menschliche Leben urteilen sollen, das alltägliche des einzelnen schon, und nun vollends das Leben in den großen staatlichen und sozialen Kreisen, in denen sich die Geschicke unserer Volksgenossen und der ganzen Menschheit vollziehen. Auch hier bildet sich, in großen Gruppen, eine ganz verschiedenartige Ausrüstung der Erkenntnisfähigkeiten und demgemäß eine von Haus aus verschiedene Richtung des Urteils in öffentlichen Dingen heraus. Ich denke dabei nicht an die individuellen Gradunterschiede im politischen Urteil, wie sie sich etwa aus dem Widerstreit der Interessen, aus dem höheren oder geringeren Maß von Einsicht des Einzelnen von selber ergeben, sondern an typisch wiederkehrende Unterschiede von grundsätzlicher Natur, Unterschiede in der Urteilsbildung, die aus der Wesensverschiedenheit ihrer Komponenten entspringen. Wir erleben es alle Tage, daß ein und derselbe Vorgang sich dem handelnden Politiker anders darstellt und eine andere Auffassung erzeugt, als das Erkenntnisvermögen des Historikers mit seinen grundverschiedenen Mitteln und Zielen sie sich zu schaffen vermag. Und der hundertäugige Riese öffentliche Meinung geht wiederum, geräuschvoll und selbstbewußt, seinen eigenen Weg, und will es nicht fassen, daß seine Sehwerkzeuge nicht die allgemeingültigen auf der Welt sind, sondern vielmehr von dem Politiker auf der einen, von dem Historiker auf der andern Seite als Organe einer niedrigeren Entwicklungsstufe eingeschätzt werden. Alle drei: Politik, Geschichtschreibung, öffentliche Meinung haben unendlich viele Berührungspunkte und bleiben in der Richtung auf denselben Gegenstand immer verbunden; aber sie gehen doch regelmäßig auseinander, nicht zufällig, sondern mit Notwendigkeit, kraft der ihnen eigentümlichen Tendenz. Denn ihr Ausgangspunkt und ihr Zweck, ihr Erkenntnisvermögen und ihre Ausdrucksmittel, alle ihre Neigungen sind von Haus aus verschieden.

Ein Beispiel aus jüngster Gegenwart macht das deutlicher als alle Analogien. Selten hat sich die öffentliche Meinung Deutschlands so einmütig gegenüber einem Ereignis der auswärtigen Politik verhalten, wie während des südafrikanischen Krieges, von seinem Beginn bis zu seinem Ausgang. Alle Parteien und Klassen der Bevölkerung, von der äußersten Rechten bis zur revolutionären Linken, gingen mit dem gleichen Strome der Burenbegeisterung und des Englandhasses, kaum daß ein Einspänner dagegen aufkommen konnte: es ist keine Frage, daß wir in unserem

politisch, sozial und konfessionell so zerklüfteten Vaterlande — wir haben ja keinen großen Mann in unserer Geschichte, zu dem unser ganzes Volk mit der gleichen Verehrung hinaufblickt — seit langer Zeit keine Bewegung in den Gemütern und den Gesinnungen gehabt haben, die so einheitlich fast alle erfaßte und zeitweise die eigenen Gegensätze fast zurücktreten ließ. Die Verteilung von Recht und Unrecht schien ja so ungeheuer einfach, allen erkennbar zu liegen, daß die Sympathien gar nicht die Wahl hatten: man sah ein kleines Volk mit einem übermächtig starken kämpfen, für seine Freiheit gegen schnöde Unterdrückung, ein Volk ritterlicher Helden gegen ein von Börsenspekulanten und Goldjägern auf die Schlachtbank geschlepptes Söldnerheer; man erinnerte sich plötzlich, daß dieses Volk ursprünglich eines Blutes mit seinen großen germanischen Vettern war und daß noch Fürst Bismarck sich mit dem Präsidenten Krüger plattdeutsch hatte verständigen können. Es war die Stimme des Herzens, die aus alledem klang, von der edelsten Leidenschaft wachgerufen, aber häufig nur die Sprache einer maßlosen Einseitigkeit und Ungerechtigkeit redend. Es war natürlich, daß sie sich an die Leiter der deutschen Politik wandte, als die Buren in Bedrängnis gerieten, daß sie schließlich von ihnen verlangte, irgend etwas für sie zu tun; was, wußte man selber nicht, aber helfen sollte das Mittel unbedingt. Solchen Wünschen erwiesen sich die deutschen Staatsmänner ganz unzugänglich. Aus ihrer verantwortlichen Stellung sahen sie die Dinge ganz anders an: sie erkannten in erster Linie eine Veränderung der Weltkonstellation zwischen den großen Mächten, die sie wesentlich nach ihrem Nutzen oder Schaden für die deutschen Interessen beurteilten; empfand man es doch in gewissen Momenten der chinesischen Frage unangenehm, daß England mit seinen meisten Mitteln in Südafrika festgelegt und dafür an andern Stellen der Welt als ernsthafter Machtfaktor zeitweise ausgeschaltet war. So wollte man von allen Argumenten der Gemütspolitik nichts wissen, sondern erwog allein, inwiefern nicht das Gemeingefühl der Menschheit, sondern das Interesse des Reiches durch diesen Krieg berührt werde. Man entschied daher für strengste Neutralität, wie ungestüm auch die öffentliche Meinung drängte. Man wäre zu einer Vermittlung nur auf Nachsuchen beider kriegführenden Teile bereit gewesen, weil jeder Anlauf zu kriegerischer Vermittlung uns selbst in größere Gefahr stürzen und eine Welt von Gegensätzen gegen uns aufrufen konnte. Sobald man argwöhnte, daß Präsident Krüger vermittelst der öffentlichen Meinung einen Druck auf die deutschen Entschließungen auszuüben hoffte, schreckte man nicht vor der Ablehnung seines Empfanges zurück, dem denkbar schärfsten Bruch mit

dem, was die öffentliche Meinung verlangte. Die Folge war, daß weite Kreise im Volke dem Kaiser und seinem Reichskanzler zuriefen: Wir verstehen uns nicht mehr. Und wiederum andere Wege ging das Urteil des Historikers. Er suchte sowohl von den nationalen Zwecken des Politikers als von den menschlichen Motiven der Menge abzusehen, vielmehr sich mitten zwischen ihnen die Unbefangenheit zu bewahren, zunächst zu begreifen, nicht zu richten. Er sah auf der einen Seite auch die englische Nation von der allgemeinen weltgeschichtlichen Bewegung ergriffen, welche die großen Kolonialmächte zu geschlossenen Wirtschaftsgebieten, zu einem größeren Vaterlande auszugestalten suchte, um die daheim überschüssigen Kräfte draußen in der Weltwirtschaft im nationalen Dienste zu nutzen. Er entschloß sich daher nicht so leicht, Mr. Chamberlain für den Bösewicht oder den Narren zu halten, als den ihn (sonderbarerweise, und doch nicht ohne tieferen Grund) gerade die ihm wesensverwandten nationalistischen Parteigruppen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Frankreich, verfolgten, sondern vor allem den rücksichtslosen und persönlich unerfreulichen Vertreter einer imperialistischen Staatsführung, die in der amerikanischen Expansion unter Mac Kinley und Roosevelt, in den gleichartigen Bestrebungen Rußlands, Frankreichs und nicht zuletzt in dem Deutschland Kaiser Wilhelms II. ihr politisches Gegenstück findet. Und auf der andern Seite meinte der Historiker, daß es sich in Südafrika doch nicht allein um den rohen Überfall eines Volks von Hirten durch eine Krämerweltmacht, sondern um die Ausfechtung eines Rassengegensatzes handelte, in dem die Engländer nicht ausschließlich die Angreifer waren, sondern zugleich die Bedrohten waren: bedroht von den wirtschaftlich und politisch erstarkenden Republiken, von einer Nationalität, die im Begriff war, sich in einen Staat von einer für Englisch-Südafrika gefährlichen Anziehungskraft umzuwandeln.

In diesen Richtungen etwa gingen diese drei Urteilsgruppen auseinander, eine jede ohne viel Verständnis und Verstehenwollen für die anderen und was in ihnen an berechtigten Momenten enthalten war. Ein Dilemma, das sich eigentlich alle Tage in der Beurteilung öffentlicher Dinge wiederholt. Zwar hält sich jede Urteilsart selten ganz rein von einer Beimischung aus Elementen der anderen, aber in der Hauptsache gehen sie doch alle ihren besonderen Weg; sie berühren sich fortwährend, in der Publizistik, in den Parlamenten, in der Tagespresse, suchen aufeinander einzuwirken, aber häufig genug endigt eine solche Auseinandersetzung mit der negativen Erkenntnis: wir sehen mit andern Augen, wir reden eine andere Sprache, wir verstehen uns nicht.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich nicht Jeder bei dieser Trennung beruhigt. Auch wenn der Mensch sich in die Bedingtheit aller Erkenntnis sittlichen und geistigen Lebens gefunden hat, hört er nicht auf, nach festen Werten zu suchen, mit denen er rechnen kann. Wer mit Einsicht und Herz die großen Geschicke des Völkerlebens mitleben möchte, der will nichts von einer doppelten oder gar dreifachen Buchführung wissen, der fordert ein letztes Wort, festen Grund unter den Füßen. Er sucht zum mindesten für sich allein sich klar zu werden über eine Synthese dieser drei Urteilsarten, er fragt sich, bescheidener geworden, bis zu welchem Grade sie möglich und berechtigt sei.

Und das sind doch Fragen, die dieser Zeitschrift nahe genug liegen. Sie will sich in den Dienst deutscher, nationaler Politik stellen, sie will ihr Urteil durch umfassende historische Erkenntnis vertiefen und dadurch lenkend auf die öffentliche Meinung einwirken, selber ein Stück dieser öffentlichen Meinung darstellen. Sie ist andauernd darauf angewiesen, das oben angedeutete Dilemma in sich selber auszugleichen und diesen Ausgleich vor ihren Lesern zu vertreten. So ist sie besonders an der Frage interessiert, wie sich Politik und Geschichtschreibung und öffentliche Meinung zu einander verhalten, wo sie miteinander verwandt sind und wo sie sich scheiden, wie die eine Sphäre auf die andere einwirkt und was jede an berechtigten Faktoren in sich birgt, schließlich, ob eine relative Vereinigung von ihnen allen auf einer höheren Stufe der Erkenntnis möglich ist.

I.

Untersuchen wir zunächst das Verhältnis zwischen Politik und Geschichte, ein Problem, an dem kaum ein namhafter Politiker und Historiker gleichgültig vorübergegangen ist.

Mit einer Antrittsrede „Über den Unterschied und die Verwandtschaft von Historie und Politik" hat Ranke 1834, in der Zeit als er zugleich politische Publizistik zu treiben versuchte, sein Lehramt als Ordinarius an der Berliner Universität eröffnet. Ranke bestimmt zunächst die Begriffe: der Historie, die nicht bloß sammeln, vergegenwärtigen, verstehen, Kritik üben soll, sondern die höhere Aufgabe hat, die Ursachen und Voraussetzungen der Dinge, ihre Folgen und Wirkungen, den Kausalnexus alles Geschehenen zu erkennen, um auf diesem Wege hindurchzudringen „bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt"; und dann den Begriff der Politik, deren Gegenstand immer die Staatsverwaltung ist, also die Leitung von Gebilden,

die kraft einer langen kontinuierlichen Entwicklung alle ihr eigentümliches Leben, ihre eigentümlichen Bedingungen besitzen: eine individuelle Natur, die jeder Staatsleiter vollkommen erkannt und ergriffen haben muß. Von dieser Begriffsbestimmung aus ergibt sich zunächst eine augenfällige Verwandtschaft. Jede Politik stützt sich auf die vollkommene Kenntnis des zu verwaltenden Staates; diese Kenntnis aber ist nicht ohne ein Wissen des in früheren Zeiten Geschehenen denkbar. Und dieses Wissen ist es, das die Geschichte enthält oder wenigstens erstrebt. Ist daher die Aufgabe der Geschichte, das Wesen des Staates aus der Reihenfolge der früheren Begebenheiten darzutun, so wird die Politik es nach erfolgtem Verständnis weiter zu entwickeln und zu vollenden haben. Wie die Kenntnis der Vergangenheit unvollkommen ist ohne Bekanntschaft mit der Gegenwart, so gibt es kein Verständnis der Gegenwart ohne eine Kenntnis früherer Zeiten. Insofern Geschichte und Politik Wissenschaft sind, sehen wir sie daher eng mit einander verbunden, nur daß die eine sich mehr auf die Vergangenheit, die andre mehr auf die Gegenwart und Zukunft erstreckt. Aber beide sind mehr als Wissenschaft, sie sind zugleich auch Kunst, wie das hinsichtlich der Politik Bismarck stets mit Nachdruck betont hat. Und der Inhalt dieser beiden Künste ist ganz verschiedenartig. Denn der Historiker, als Schriftsteller, will in erster Linie das einmal Geschehene von neuem künstlerisch vergegenwärtigen, der Politiker aber will handeln, er will die in einem Staate vereinigten Kräfte durch die Kunst seiner Leitung zu bestimmten Zielen hinführen. So werden hüben und drüben die verschiedenartigsten Fähigkeiten aufgerufen, und verschiedenartig sind auch die Wirkungskreise, an die sie gebunden sind. Die Geschichtswissenschaft kann natürlich mit Vorliebe die Geschichte eines einzelnen Staates, des eigenen Vaterlandes etwa, betreiben, aber der ihr eigene Drang wird immer auf die Umfassung des ganzen Kreises alles menschlichen Geschehens fortgerissen, sie darf nicht mit dem besonderen Maßstab einer einzigen Nation, auch nicht der eigenen Nation, ausgerüstet sein, nichts Menschliches soll ihr fremd sein: sie ist mit Notwendigkeit universal. Die Politik aber ist stets national und kann nur national sein, denn sie wird stets zum Nutzen und im Dienste eines bestimmten Staates geübt und muß notwendig von dessen Natur, von dessen Interessen allein abhängig sein.

Die beiden Gegensätze, die Ranke mit sicherem Blick für das Entscheidende hier aufgezeigt hat, gehen im Grunde auf dieselbe Wurzel zurück. Und alles wesentliche, was die Tätigkeit des Politikers und Historikers unterscheidet, läßt sich von hier aus begreifen.

Der Politiker muß handeln, in jedem Augenblick den veränderten Verhältnissen entsprechend handeln, er darf zwar nicht sein letztes Ziel außer Augen lassen, aber noch viel weniger die Wege, die in der gegebenen Konstellation des Augenblicks ihm offen stehen. Und diese Wege führen nicht gerade auf das Ziel zu: ein Politiker, der nur mit stürmischem Vorwärts es zu erreichen versuchte, würde bald an den Hindernissen zu Fall kommen. Bismarck verglich daher die auswärtige Politik mit der Schnepfenjagd: er setze nicht eher den Fuß vorwärts, als bis er den Bülten, auf den er treten wollte, erprobt habe; oder zu seinem Freunde Keyserling meinte er, in der Politik sei es wie im Gebirge, man müsse wegen der Abgründe Wendungen machen, die man in Ebenen nicht nötig habe. So darf der Politiker manchen Schritt seitab oder gar zurück machen, lavieren und hinhalten, er muß jede neue Entschlußmöglichkeit ausnützen, und wenn wir noch ein drittes Bild anwenden dürfen, bei jedem neuen Windstoß aus anderer Richtung die Segel anders stellen oder sie sogar einziehen. In dieser Kleinarbeit beruht ein großer Teil der „Kunst" der Politik. Sie bedarf ihrer ebenso gut wie der großen Konzeptionen des Entschlusses, der leitenden Gedanken. Goethe läßt einmal Margarete von Parma zu ihrem Geheimschreiber Machiavell sagen: „Du siehst zu weit, Machiavell. Du solltest Geschichtsschreiber sein: wer handelt, muß für das Nächste sorgen." In dieser beiläufigen Bemerkung bringt der Dichter in die Tiefe des Problems, das uns hier beschäftigt. Weil der Historiker nicht zu handeln braucht, sondern nur erkennen will, hat er die Freiheit, auch in jeder Augenblickssituation den Blick auf die großen Kräfte des politischen Lebens, die er mit einander ringen sieht, ihre tiefsten Gründe und ihre letzten Folgen gerichtet zu halten. Er mag sich dieses eindringenden Verständnisses rühmen, wie auch Goethe den Geheimschreiber sich gegen die scherzenden Worte der Regentin verteidigen läßt: „Und doch, habe ich diese Geschichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles vorausgesehen?" Aber immer wieder wird der Politiker dieselbe Antwort wie die Regentin bereit halten: „Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können." Das heißt: ich rechne in jeder Stunde mit den Realitäten der lebendigen Welt, mit denen ich mich auseinandersetzen muß. Freilich gibt es eine kurzsichtige und eine weitsichtige Politik, eine die aus der Hand in den Mund lebt und eine, die Früchte für kommende Jahre sammelt, aber auch alle weitsichtige Politik ist an die Notwendigkeiten des Tages gebunden.

Es begreift sich, daß der Gegensatz des Handelnden und des Erkennenden niemals ganz überbrückbar ist. Der Historiker, gemächlich am

Schreibtisch sitzend, kann die Handlungen beurteilen, weil er ihre, inzwischen eingetretenen Folgen bereits übersieht, er hält alle Fäden von hüben und drüben in der Hand, er zerlegt die Motive der Handelnden in ihre einzelnen Bestandteile, er wägt das Für und Wider, das Recht und Unrecht zweier Parteien bedächtig ab, er darf sich wohl damit begnügen, in einer Untersuchung, wo ihm das Material nicht ausreichend erscheint, ein non liquet auszusprechen; auf das Verstehenwollen, das Eindringen in die Zusammenhänge kommt es ihm an. Wie anders sind die Anforderungen, die an den Politiker gestellt werden. Für ihn ist nicht das gerechte Abwägen ohne eigene Verantwortung. Für ihn ist die Verantwortung, der Entschluß, ja häufig die Notwendigkeit, lieber überhaupt einen Entschluß, wenn auch einen verkehrten, als gar keinen zu fassen. Die äußerste Form in der Anwendung politischer Machtmittel ist der Krieg, und auch für den Politiker in Friedenszeiten gilt, was die preußische Felddienstordnung von dem Soldaten verlangt: „Vor allem aber ist entschlossenes Handeln für die vorliegenden Zwecke zu fordern. Ein Jeder — der höchste Führer, wie der jüngste Soldat — muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel."

Genug dieser Andeutungen. Nun erwäge man, wie die ununterbrochene Ausübung dieser Willensfunktionen bei dem Politiker und jener Erkenntnisfunktionen bei dem Historiker schließlich unmerklich dahin führt, daß die ganze Struktur ihrer Urteilsart verschiedenartig sich auswächst. Und dem Wesen des Staates, mit dem sie sich beide beschäftigen, werden sie bald mit sehr verschiedenen Augen gegenüberstehen. Der Politiker sucht sich möglichst zu identifizieren mit den Dingen, die er betreibt; er glaubt an sie, er bedarf der festen Werte und Wahrheiten, für sich selber, um sein ganzes Können für sie einzusetzen, und für die andern, die Massen, die er für die Durchführung dieses absolut richtigen politischen Gedankens gewinnen will; wie kann er sich da lange mit den Gegengründen, mit der Kehrseite, die jede Sache besitzt, aufhalten, wenn er nicht die Kraft seiner eigenen Aktion schwächen will? Wiederum ist Bismarck hier ein klassischer Zeuge. Er sagte 1864 zu der Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein, wenn er eine Sache als richtig erkannt habe, so verschließe er sich absichtlich gegen die guten Gründe seiner Gegner, um sich nicht dadurch aus seiner Bahn drängen zu lassen, und rücksichtslos gehe er alsdann seinen Weg nach dem Worte: Mit Gott für König und Vaterland. „Und mit dem Wahlspruch: Suum cuique", warf ihm die Prinzessin mit schlagfertiger Ironie ein. Aber das „Suum cuique" ist gar

nicht die Sache des Politikers, es enthält eher das Gesetz des Historikers. Dieser wird Jedem das Seine geben wollen, und statt sich mit den Dingen zu identifizieren, soll er umgekehrt seinen Glauben, seine Person, soweit es ihm möglich ist, zurücktreten lassen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden; „ich möchte mein Selbst gleichsam auslöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen lassen", sagte Ranke in der Vorrede zu seiner Französischen Geschichte. Vortrefflich hat diese fundamentale Abweichung historischer Sinnesart von der politischen Lord Acton, der jüngst verstorbene hervorragende englische Historiker, formuliert: „Ideen, die in der Religion und Politik Wahrheiten sind, sind in der Geschichte Kräfte; sie wollen geachtet, sie wollen nicht bestätigt sein". Und so sieht der Historiker Kräfte verkörpert in den einzelnen Nationen, überall von besonderer Lebensform, nicht gleichwertig an sich, aber von dem gleichen Daseinsrecht nach dem Maße des ihnen innewohnenden Lebenstriebes; er sieht innerhalb der Nationen Kräfte vertreten in den einzelnen Klassen, den historischen und wirtschaftlichen Gruppen der Bevölkerung, Kräfte auch in den mit einander ringenden Parteien, den Staats- und Wirtschaftstheorien; und ideelle Kräfte nur, nicht etwa Träger der absoluten Wahrheit, sind ihm auch die verschiedenen Religionen und zumal die verschiedenen Gestaltungen der christlichen Religion. Das alles ist für ihn ein Meer des ringenden Lebens; er soll auf die Höhe dieses Meeres hinausfahren und nicht an einer bestimmten Stelle einen festen Ankergrund suchen, etwa vom Standpunkt des höheren Rechtes seines Volkes oder der absoluten Wahrheit seiner Religion aus: zunächst sind das alles für ihn nur Relativitäten, und nicht das Amt des Richtens, sondern das des Begreifens ist ihm gegeben.

Und so kommen wir wieder zu dem zurück, worin dieser Gegensatz gipfelt: der Politiker ist national, der Historiker ist universal. Der erste Satz bedarf keines besonderen Beweises, denn der Politiker kann nur wirken, wenn er fest in seiner Nation steht und ganz in ihr aufgeht; jede andere Politik, die etwa Klassengegensätze oder religiöse Gegensätze zu Leitsternen ihres Handelns wählt, entfernt sich damit von dem realen Boden, ohne den sie gar nicht existieren kann. Für den Historiker aber, so feurig auch sein patriotisches Herz schlagen mag, ist von Haus aus Universalität eine selbstverständliche wissenschaftliche Pflicht. Seine Arbeit ist daher an sich, so hart das für manches Ohr klingen mag, ebenso wenig national, wie die des Mathematikers, und er würde sich gegen sein eigentliches Ideal versündigen, wenn er sein Erkenntnisstreben in den Dienst politischer Tendenzen und sei es auch des Patriotismus stellte.

Nur mittelbar wird historische Arbeit ihren universalen Zielen getreu, auch wieder zur Belebung nationalen Empfindens beitragen dürfen.

Wir dürfen schon hier die Bemerkung machen, daß die durchaus verschiedenen Funktionen des Politikers und des Historikers auch ihre bestimmten Vorzüge und ihre bestimmten Schwächen herausbilden; ja die Vorzüge des einen werden die Schwächen des andern sein. Stellen wir die Extreme einander gegenüber, so erscheint der Politiker blutvoll, farbig, sein Ganzes einsetzend, willensstark, in der absoluten Einseitigkeit, die das Handeln erfordert, aber eben auch einseitig, beschränkt in seinen nationalen, religiösen, sozialen Kreisen, häufig bis zur Borniertheit, bis zur Unfähigkeit, das, was jenseits liegt, zu begreifen, ungerecht und hart bis zum brutalen Egoismus seiner Interessen. Der Historiker auf der andern Seite farblos, kritisch, selber zurücktretend, weitblickend und gerecht, auf das allseitige Verständnis bedacht, aber in dem aristokratischen Luxus des tout comprendre verweichlicht, vor lauter Relativitäten sich selber verlierend, jeder Möglichkeit praktischer Wirkung beraubt. Ein solcher historischer Kopf wäre ebenso ein schlechter Politiker, wie jener Politiker als Geschichtschreiber eine üble Figur machen würde. Aber wohlverstanden, sie sind hier nur als Extreme vorgestellt, wie sie zwar vorkommen, aber nicht die Regel bilden. Das wirkliche Leben ist erfüllt von den mannigfachen Abstufungen, in denen sich Politik und Geschichte begegnen, und sie müssen wir kennen lernen, um unser Problem zu erschöpfen.

II.

Dahlmann hat einmal die Ansicht ausgesprochen und sie im eigenen Leben bestätigt, daß der Geschichtschreiber sich bis zum Staatsmann zu steigern habe. Wir dagegen haben gesehen, wie die Fähigkeiten, deren besondere Ausbildung von dem einen und dem andern verlangt wird, einander fast widersprechen, und müssen dieses Wort ebenso ablehnen wie auch das andere, umgekehrte, nur der könne Geschichte schreiben, der selber in Staatsgeschäften tätig gewesen sei. Eine Verbindung besteht zwar, aber sie ist viel loser, und stets wechselnden Inhalts. Häufig haben hervorragende Politiker Geschichte geschrieben, und häufig haben hervorragende Historiker sich in der Politik betätigt: an solchen praktischen Beispielen mag unsere bisher theoretische Untersuchung fortgeführt werden.

Die Forderung, daß ein Politiker die Geschichte des Staates kennen muß, dessen Leitung ihm übertragen ist, wird durch unzählige Beispiele auch erfahrungsgemäß bestätigt. Am greifbarsten tritt uns dieser Zusammenhang in Staaten von geschlossener Kontinuität entgegen; wo eine

lange und ehrwürdige Tradition den ewigen Jungbrunnen für die lebendige Politik der Gegenwart bildet, da reichen sich Staatsmann und Geschichtschreiber immer wieder die Hände, so in den Stadtstaaten des Mittelalters, in Venedig und Florenz und nicht minder in den deutschen Städten, ferner in Aristokratien wie in dem parlamentarischen Regime Englands nach 1688, oder in einem der großartigsten historischen Zusammenhänge der Welt, der Geschichte des Papsttums. Vielleicht in gleichem Maße aber ist es in den Monarchien der Fall. Es gibt kaum eine Instruktion für Prinzenerziehung, in der die Unterweisung in der Geschichte der Dynastie und des eigenen Staates nicht eine hervorragende Rolle spielte. So schließt auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Aufzählung der einzelnen Fächer, in denen sein Sohn unterrichtet werden soll, mit dem Satze: „absonderlich aber muß Meinem Sohne die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden". Und dieser ist, darin eine ganz einzigstehende Erscheinung, nicht bloß der Geschichtschreiber seiner eigenen Taten, sondern in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" der Geschichtschreiber seiner Dynastie und seines Staates geworden. Als Schüler Voltaires, aber mit originaler Kraft hat er hier vor allem seine drei Vorgänger, den Großen Kurfürsten, den ersten König und schließlich seinen Vater charakterisiert, mit starkem Sinne für die Wahrhaftigkeit des Urteils: „Wahr zu sein, ist die erste Pflicht eines Geschichtsschreibers". Ein anderer Geschichtsleser war der Mann, der die fridericianische Politik wieder aufgenommen und zum Siege in Deutschland geführt hat. Es ist zwar nicht näher bekannt, aus welchen Quellen Bismarck seine weitreichende Geschichtskenntnis vornehmlich geschöpft hat; die zu seiner Zeit dominierende liberale Geschichtschreibung lebte in ganz anderen Anschauungen und begegnete ihm feindlich auch auf politischem Gebiete; und nur sehr dünne Fäden führen von ihm zu den Werken Rankes hinüber, mit dessen historischer Grundanschauung seine Praxis so unendlich viel verbindet. Aber als Geschichtskenner war er von dem historischen Berufe Preußens erfüllt, aus eigener Kraft seine Macht unter den europäischen Mächten so weit zu steigern, bis sie den Staat an die Spitze Deutschlands bringe; darin viel sicherer urteilend als seine liberalen Gegner, die Gothaer, die Unitarier, die auch in der Vergangenheit einen vermeintlichen deutschen Beruf Preußens erkennen wollten und dadurch ganz fremde Züge in die preußische Geschichte hineintrugen, wie sie schließlich den führenden Staat in der deutschen Einheit aufgehen zu lassen kein Bedenken trugen. Hier wie dort gingen Geschichtsansicht und politisches Ziel eng ineinander. Und die von den Gegnern als undeutsch und unpreußisch zugleich ver-

schriebene Politik Bismarcks vollendete in Wirklichkeit das Werk Friedrichs des Großen in seinem eigensten Geiste.

Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß der Politiker ein Geschichtskenner sein soll; nur darf man nicht die subalterne Folgerung ziehen, daß dies notwendig sei, weil die Kenntnis früherer Situationen in einer gleichen und ähnlichen nutzbringend für den Handelnden verwertet werden könne. In dem Sinne läßt sich aus der Geschichte nichts lernen, daß in ihr für bestimmte Fälle sichere Rezepte anzutreffen wären. Gleiche Situationen kehren in der Weltgeschichte nicht wieder. Und der Reichtum dessen, was sich aus der Geschichte lernen läßt, muß von dem handelnden Manne zu seinem eigenen Besitz gemacht werden; was nützte es einem Feldherrn, der alle Situationen der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker im Kopfe hätte, und doch nicht die Besonderheit seiner Lage klar erwöge, aus der er allein das Schwierigste, Entschluß und Tat, zu schöpfen imstande wäre? Einen merkwürdigen Eindruck machen daher die europäischen und deutschen Fürsten, die während der Revolution von 1848 in jeder Phase nach ähnlichen Vorgängen der englischen und französischen Revolution sich umsahen und die Schatten Karls I. und Ludwigs XVI. heraufbeschworen, um sich vor tollkühnen oder vor schlaffherzigen Schritten zu bewahren. In der Welt des politischen Handelns wie in der des kriegerischen gilt das Dichterwort: „Da tritt kein andrer für ihn ein“, auch kein historisches Beispiel; „auf sich selber steht er da ganz allein.“

Wenden wir uns zu dem Staatsmann, der einen Schritt über den Geschichtsleser hinausgeht und selber Geschichte zu schreiben unternimmt. Man erkennt sofort, daß er sich auch in dieser Tätigkeit noch wesentlich von dem unterscheiden wird, was die Aufgabe des Historikers ist. Die Kenntnis der Vergangenheit ist für den Politiker naturgemäß nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Das historische Problem an sich hat für ihn kein Interesse. Er sucht in der Geschichte nur das, was für die Gegenwart einen praktisch erzieherischen Wert hat, und läßt anderes beiseite, weil er sich keinen Nutzen davon verspricht. Schon ganz von selbst ergibt sich daraus eine bewußte Auswahl aus dem historischen Stoffe. In seiner Vorrede zur Geschichte des siebenjährigen Krieges verzichtet Friedrich der Große auf die Darstellung der Ereignisse seit 1746, „weil politische Intriguen, wenn sie zu nichts führen, nicht mehr Beachtung verdienen als die Neckereien in der Gesellschaft, und die Einzelheiten in der inneren Verwaltung des Staates bieten nicht genügenden Stoff zur historischen Darstellung.“ Es liegt auf der Hand, daß der Historiker sich schon damit nicht zufrieden geben kann.

Viel bedenklicher ist es aber, wenn die Auswahl des Stoffes allein von der politischen Tendenz bestimmt, wenn etwa eine Nation oder ein Monarch nur die glänzenden Höhepunkte der vorangegangenen Entwicklung bevorzugen und sie womöglich noch zu steigern versuchen, um ihre Lieblingsvorstellungen daran zu knüpfen. Da hört die Geschichte auf, eine Lehrmeisterin der Gegenwart zu sein, sie wird zur Magd erniedrigt.

Sie bilden eine lange stolze Reihe, die Großen der Welt, die hinterdrein selber ihre Taten geschrieben hat, von Xenophons Rückzug und Cäsars Kommentaren, zu den autobiographischen Notizen Kaiser Karls V. und den Memoiren Richelieus, schließlich die Folge der historischen Werke Friedrichs des Großen und die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks. Aber so unvergänglich ihre geistige Bedeutung immer sein wird, sie sind eher eine Quelle für den Historiker, eine Quelle ersten Ranges natürlich, als Geschichtschreibung im Sinne der Wissenschaft.

Gerade das Buch, das alle, Gelehrte und Ungelehrte, in den letzten Jahren innerlichst beschäftigt hat, das Werk Bismarcks, liefert den schlagendsten Beleg, wie weit die Wege des Politikers und Historikers auseinander gehen. Er gibt hier keine Historie, sondern spricht als der politische Erzieher seines Volkes. Nichts ist interessanter als die Art, wie er eine Auswahl aus den Ereignissen trifft; man sieht, worauf er am stolzesten war, was ihm am schwersten gelang, welche Gegner ihm am hinderlichsten entgegenarbeiteten; man sieht, was mitzuteilen und was zu verschweigen ihm Bedürfnis war. Denn auch hier, wo er Geschichte schreiben will, bleibt ihm ein Bedürfnis nach objektiver historischer Treue fremd: vor dem, was er im nationalen Interesse zu sagen für zulässig hält, tritt das weit zurück. Ja, in der Frage der spanischen Thronkandidatur von 1870 scheut sich Bismarck nicht, die von anderer eingeweihter Seite, wie von dem König Karl von Rumänien, gegebenen Enthüllungen einfach zu ignorieren und hartnäckig an seiner Legende festzuhalten; demselben Bucher, der selbst in seinem Auftrage tief in diese spanischen Dinge hineingesehen hatte, diktiert er eine ganz entgegengesetzte Version in die Feder. Gerade der größte Politiker des 19. Jahrhunderts vermag kein Historiker zu sein, weil ihm politisches Denken ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist. So vermag er nur diejenige Ansicht des historischen Verlaufs zu geben, die mit seinem rückwärts gewandten politischen Willen sich deckt. Gewiß das wertvollste und gewaltigste Zeugnis, das sich denken läßt, aber nur ein Zeugnis, nicht die Erkenntnis selber, auf die der Sinn des Historikers gerichtet sein muß. Wieviel Mißverständnisse sind dadurch entstanden, daß der bewundernde Leser mit

einem falschen Maßstab, als wenn es sich um ein rein historisches Werk handelte, an die Gedanken und Erinnerungen herantrat.

Gehen wir nun zu der Gegenseite hinüber, zu den Historikern, die der praktischen Politik nahe gestanden haben.

Es bedarf nach den früheren Erörterungen keiner besonderen Beweisführung, daß der Historiker von der Politik der Gegenwart außerordentlich viel lernen kann. Der Historiker, der darauf verzichtet, sie mit lebendigstem Interesse zu begleiten, verstopft sich eine der besten Quellen der Bildung für seinen Beruf. Er wird vielmehr, auch wenn ihn seine Studien in weit zurückliegende Zeiten führen, aus der gegenwärtigen Bewegung der Mächte und ihrer inneren Kräfte immer von neuem fruchtbringende Anregungen entnehmen, um tiefer in das Verständnis des Vergangenen zu dringen. In diesem Sinne darf man sagen, daß jede Gegenwart mit ihren neuen politischen Ideen auch wieder ein neues Licht auf bisher dunkle oder übersehene Seiten der Vergangenheit zurückwirft. Und das Leben in der Geschichte vermag nur derjenige zu fassen, der selber mit den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes und seiner Zeit lebt. Die deutsche historische Literatur weist, wegen der Organisation der gelehrten Arbeit bei uns, nicht wenig Arbeiten auf, denen bei aller Exaktheit und kritischen Durchforschung von Urkunden und Akten doch etwas Totes anhaftet, weil ihnen der politische Nerv fehlt; die historisch-philologische Kleinarbeit, unerläßlich an sich, scheint oftmals der Entwicklung dieser seltenen Gabe nicht günstig zu sein. Es finden sich Beispiele genug, daß historische Arbeit den Blick für die großen Fragen der Gegenwart und Zukunft keineswegs immer geöffnet hat; in der gewaltigen deutschen Flugschriftenliteratur des Jahres 1859 über den österreichisch-französischen Krieg in Italien sind es gerade die beiden Historiker, Raumer und Loebell, die mit gelehrter Kurzsichtigkeit die Einigung Italiens für eine historische Unmöglichkeit erklären. Dagegen hat Ranke keineswegs als Stubengelehrter zu der Geschichte seiner eigenen Zeit gestanden, sondern auch nachdem die Epoche seiner eigenen publizistischen Tätigkeit längst vorbei war, jede neue Phase mit offenen Augen verfolgt, bis in sein höchstes Alter hinein, als die Welt um ihn herum sich schon von Grund aus gewandelt hatte.

Erst wenn der Historiker sich dauernd als aktiver Politiker betätigt, wird man die Frage aufwerfen, ob nicht das praktische Handeln, das Parteiergreifen auf seine wissenschaftliche Leistung in unerwünschter Weise abfärbt. Es wäre natürlich Philisterei, ihm das überhaupt zu verwehren. Hier gilt unbedingt das Wort, das Ranke 1871 bei dem Hingang des

so ganz anders gearteten G. G. Gervinus aussprach: „Für die historische Wissenschaft ist es gewiß erwünscht, wenn nicht alle auf einem Wege zu ihr gelangen; denn höchst mannigfaltig ist der Inhalt der Geschichte, und es wird ihm nur sein Recht, wenn sich verschiedenartige Talente, auf verschiedene Weise ausgebildet, ihm widmen."

Man darf es aussprechen, daß ein großer Teil der historischen Literatur des 19. Jahrhunderts und darunter die gelesensten und einflußreichsten Werke ihren Ursprung den politischen Tendenzen ihrer Urheber verdanken. Und schon in der Wahl ihres Themas sehen wir die Autoren von ihren politischen Sympathien gelenkt: so Thiers in seiner bändereichen Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs, so Macaulay in seiner englischen Geschichte im Zeitalter der Revolution von 1688. Schon diese beiden Namen zeigen, welchen Gewinn die Geschichtschreibung durch die Zuführung so hervorragender politischer Köpfe davongetragen hat, und die Literaturen beider Völker werden diese beiden großen Leistungen niemals missen wollen; beide Männer verkörpern in ihrer politischen Richtung wenigstens einen Teil der Kräfte, die in den von ihnen geschilderten Bewegungen lebendig waren. Aber hier wie dort, bei dem französischen Minister und dem überzeugten Whig, hat die Partei der Gesamtanschauung ihren Stempel aufgeprägt; ihre Einseitigkeit fordert Ergänzung, Darstellung der Gegenseite, Emporheben in eine höhere Sphäre. Es bleibt bei dem Urteil Rankes: „daß die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfang erschöpft werden, daß sie noch eine andere objektive Darstellung möglich lassen, ist unleugbar." Und in dem Falle Macaulays ist es Ranke selber gewesen, der in seiner „Englischen Geschichte" als Historiker sich dem Politiker entgegengestellt hat. Weiter, wieviel verdankt nicht die deutsche Geschichtschreibung den Männern, die sich besonders nach 1848, unter dem starken Antrieb ihrer politischen Überzeugungen und Hoffnungen ihr zuwandten, der Generation der Droysen, Duncker, Sybel, Häußer, Treitschke — im weiteren Sinne mag man auch Dahlmann, Waitz, Mommsen, ihr zurechnen —, der Gruppe der kleindeutschen Historiker, der politischen Historiker! Sie alle sind darin einig, mit der Geschichte politisch zu wirken. So wollte Droysen in seiner Geschichte der preußischen Politik den „deutschen Beruf" Preußens in der Vergangenheit nachweisen; so sprach Sybel von einer „historischen Begründung unserer Frankfurter und Gothaer Gedankengänge"; und mit Recht hat Treitschke von Häußers „Deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" gesagt, sie sei ebenso eine politische Tat als eine wissenschaftliche Leistung gewesen. Das war es, was im Grunde alle diese

Männer wollten: politische Tat und wissenschaftliche Leistung mit einander in historischen Werken verbinden. Und sie waren es nicht allein, die so dachten. Überall war es, als ob aus den Gegensätzen vergangener Zeiten, weil jeder sich in ihnen wiederfand, der große Kampf der Gegenwart herausklang. Überall stießen Kleindeutsche und Großdeutsche, Liberale und Klerikale, feudale Romantiker und Demokraten aufeinander: in der Geschichte der französischen Revolution, in der Rivalität Österreichs und Preußens im 18. Jahrhundert, in der Reformationsgeschichte, in dem Verhältnis zwischen Kaisertum und deutscher Nation, in dem Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum.

Und was man in den fünfziger und sechziger Jahren in der deutschen Wissenschaft besonders lebhaft beobachtet, das gilt überhaupt. Das Bedürfnis politischer Parteien, ihren Zielen eine historische Begründung zu geben, führt sie alle dazu, ihre Geschichtsansicht mit ihren eigenen politischen Ansichten zu durchtränken. Wo eine Partei an hergebrachten Traditionen im wesentlichen festhält, vollzieht sich das ganz natürlich. Aber auch die Parteien, die den Gedanken der Zukunft vertreten, versuchen ihre Tendenz schon in der Vergangenheit als wirksam erscheinen zu lassen. Selbst revolutionäre Parteien, wie das Beispiel von Marx und Lassalle zeigt, glauben in ihrer Geschichtsansicht eine Grundlage, eine gewaltige Seite ihrer Berechtigung zu besitzen.

Aber wenn dem so ist, so müssen wir umsomehr fragen: Fällt diese enge Verbindung mit der Politik zum Nutzen oder zum Schaden der objektiven Erkenntniszwecke der Geschichte aus? Ein Gewinn ist ja unleugbar: immer wieder wird eine neue Belebung des Vergangenen durch die Aufstellung neuer Gesichtspunkte, mögen sie auch nicht so einseitig durchgeführt werden, erzielt. In der Beeinträchtigung aber gibt es viele Abstufungen. In Zeiten erregten Kampfes macht sich der Einfluß der politischen Strömung stärker bemerkbar, in Zeiten der Beruhigung schwächt er sich ab. Bei einem gewissenhaften und geschulten Gelehrten wird auch die politische Tendenz weniger schädlich wirken als bei einem Dilettanten; in den Händen der radikalen Parteien wird sie gewaltsamer mit den historischen Tatsachen umspringen, als in den Händen von Mittelparteien, die durch ihre eigene Richtung schon zu einer relativ maßvolleren Haltung gegenüber anderen Parteien genötigt sind; wie weit hat sich z. B. eine an sich kenntnisreiche und temperamentvolle Darstellung wie Franz Mehrings „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ von jeder Billigkeit im Verstehen der anderen entfernt! So stehen sich auch unter den Produktionen der „politischen Historiker“ Werke gegenüber, die trotz

der Parteistellung ihrer Urheber sich das Streben nach unbefangener Erkenntnis bewahrt haben, und solche, in denen der Politiker den Historiker totgeschlagen hat; unter den Liberalen trifft das auf Gervinus zu, tieferstehender Werke aus allen Lagern ganz zu geschweigen. Für alle diejenigen Historiker, für die der Glaube an die gottgesetzte Papstkirche als Hüterin des reinen und ewig unveränderlichen Dogmas verbindlich ist — es handelt sich darin um die äußerste Form nicht bloß religiöser, sondern auch politischer Bindung —, ist überhaupt eine freie Bewegung des historischen Denkens von vornherein unmöglich. Die eine Forderung darf man an alle Parteirichtungen stellen, daß ihnen die politische Tendenz nicht auch verdunkelnd und irreführend in die historische Kleinarbeit, in Quellenkritik und Quellenverwertung einbricht; aber auch an solchen Beispielen undisziplinierter Interpretation der Quellen ist die Wissenschaft nicht arm.

Wie nun aber auch jene politisch stärker beeinflußten Historiker ihr Amt ausüben, ihnen allen gegenüber heißt es, daß sie „noch eine andere objektive Darstellung möglich lassen", und es bleibt die Pflicht der Wissenschaft, unermüdlich nach einer solchen objektiven Darstellung zu streben. So wird auf die Epoche jener kleindeutschen Historiker, mögen sie auch glänzend repräsentiert sein in einem so klugen und klaren Geist wie H. v. Sybel und in einem so mächtigen Publizisten und Künstler wie H. v. Treitschke, doch wieder eine Generation folgen, die diese Ergänzung zu liefern sich vorsetzt. Je weiter wir uns von den Gegenständen entfernen, desto möglicher wird es; erst nach 1866 sind wir instand gesetzt, über den Dualismus zwischen Preußen und Österreich ruhiger zu urteilen; und während Bismarck noch 1888, rein politisch empfindend, in der Geffckenschen Veröffentlichung des kronprinzlichen Tagebuches von 1870 eine schwere Schädigung des Reichsgedankens erblickte, sehen wir heute schon tief und ohne Erregung, als Historiker, in die inneren Kämpfe hinein, in denen das neue Reich sich im Kriegsjahre gestaltet hat.

So nimmt die Arbeit des Historikers niemals ein Ende, sie würde auch dann niemals mit dem Stoffe der Vergangenheit fertig werden, wenn keine neuen Quellen gefunden würden und der Fortschritt der Zeit nicht den Stoff vermehrte. Die Geschichtschreibung ist wie das unendliche Meer, Flut und Ebbe wechseln, niemals hört die Bewegung auf, immer neu ist das Bild des ganzen in ewigem Wechsel. Immer wieder werden neue politische Gedanken die Ansicht der Vergangenheit vertiefen, bisher unsichtbare Zusammenhänge erschließen, mit aller Einseitigkeit und Schärfe das Licht von anderer Seite einfallen lassen, manches darob verdunkeln,

was schon vorher gewonnen war; und immer wieder erhebt sich unwiderstehlich das Bedürfnis, den einseitigen Fortschritt in einer höhern objektiven Einheit aufzulösen. Immer neue Kräfte wird die Historie aus der Berührung mit dem universalen Erkenntnisprinzip, ihrem unerschöpflichen Mutterboden, ziehen, und immer wieder, ungebrochen durch die nie aufhörende Abirrung, sich riesenhaft erheben.

Ist aber dieser universalen Tendenz der Geschichtschreibung nicht doch noch eine Grenze gesteckt durch die dem eigenen Vaterlande geschuldete Rücksicht? Soll die Geschichte des eigenen Volkes nicht doch anders gesehen werden als die eines fremden? Heinrich von Treitschke hat in der Vorrede des vierten Bandes seiner Deutschen Geschichte mutig erklärt: „Ich schreibe für Deutsche. Es mag noch viel Wasser unsern Rhein hinabfließen, bis die Fremden uns erlauben, von unserm Vaterlande mit demselben Stolze zu reden, der die nationalen Geschichtswerke der Engländer und Franzosen von jeher ausgezeichnet hat.“ Und sein eigenes Werk nimmt allerdings neben Thiers und Macaulay, ja sie überragend, eine vornehme und weithin wirkende Stellung in unserer Literatur ein. Niemand möchte es missen. Zu jeder Zeit und in allen Völkern werden Werke dieses Charakters die höchste Bewunderung entzünden. Sie werden Führer ihrer Völker. Trotz alledem ist es für die Geschichte als Wissenschaft nicht die höchste Aufgabe, in den einzelnen Völkern Denkmäler nationalen Stolzes zu errichten. Ihre universalen Ziele verbieten das. Wo bliebe die Wahrheit der Erkenntnis, wenn in jedem Volke sich der Historiker mit der harten Gesinnung des Politikers: „right or wrong, my country“ erfüllte! Läßt sich aber hier überhaupt die richtige Mitte finden, auf der beide Forderungen versöhnt werden? Eine bestimmte Grenze gibt es nicht, man wird sie in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Situationen bald enger, bald weiter ziehen: Takt und Gewissen der einzelnen Persönlichkeit müssen entscheiden. Es gibt Zeiten, in denen man alles heraussagen darf, und Zeiten, in denen es ein Verbrechen wider die Nation wäre, wenn man es täte. Wir haben heute gelernt, Persönlichkeit und Politik des ersten Napoleon im welthistorischen Zusammenhange, frei von nationaler Befangenheit, zu begreifen, aber wie hätte ein Historiker in den Jahren zu Worte kommen dürfen, als Heinrich von Kleist die Seelen aller Deutschen mit fanatischem Haß gegen den Einen erfüllen wollte! Soll man einen Wegweiser für einen Historiker in nationalen Fragen aufrichten, so müßte man drauf schreiben: in der quellenmäßigen Einzelarbeit absolut sachliche Objektivität zu üben, und im Urteil stets den höchsten Standpunkt, die universale Betrachtungsweise,

aufzusuchen, während der nationale Gedanke nur in der Farbe und dem Blute der Darstellung durchleuchten mag.

Wir wissen wohl: mancher stellt an die Geschichte andere Anforderungen und nun vollends an den Geschichtsunterricht auf den Schulen. Man fordert, daß der Historiker Erzieher zur Vaterlandsliebe sei. Aber jede Wissenschaft dient der Nation nur dadurch, daß sie ihrer eigensten Aufgabe getreu bleibt. Der Historiker wird mittelbar durch den Inhalt seiner Arbeit die vaterländischen Gefühle beleben und anfeuern, aber sein unmittelbarer Zweck darf dies nie sein. Soll er Erzieher sein, so vermag er es nur kraft der Wahrhaftigkeit des Erkennens, in der er, selbst hinauswachsend über die nationalen Schranken, sein Volk auf den Weg der Selbsterkenntnis führt, daß es frei und gerecht im Urteil, stark im Handeln werde. Und darum erinnern wir uns noch einmal der Worte eines preußischen Königs: „Wahr zu sein, ist die erste Pflicht eines Geschichtschreibers“.

(Schluß folgt.)

Aus neuen Büchern.

„Auch von dem Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmfahne der innere Segen für unsere Welt und unser Volk sich hafte.“

Aus: Neue Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von der Gehestiftung zu Dresden. 1. Heft Oktober 1903. Die imperialistische Idee in der Gegenwart von Erich Marcks. Dresden, von Zahn & Jaensch.

Thüringer Tagebuch.*)

Von

Fritz Lienhard.

Gruß an den Thüringer Wald.

Du vielglockige Rinderherde im Tal der wilden Gera, durch den Abend läutend wie die Waſſer jenes raſchen Wildbachs, in dem wir ſo oft und ſo luſtig gewatet! Ihr Klänge der Elfenlieder, in anmutigem Neckſpiel in mir nachhallend, als wäre der Wind den Thüringer Wald entlang gelaufen und hätte holdſelige Erinnerungen aufgeſcheucht und zuſammengetrieben zu melodiſchem Herdengeläut'! . . .

Ihr Nebelgeſtalten, weißgrau anrauchend an den Venetianerſtein, auf dem die Höhenwanderer Raſt hielten, verwundert hinausſchauend in die kochende, dampfende, wogende Tiefe, aus der ſich kreiſende Schatten erzeugten, emporwirbelten, auflöſten: — Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Oſterdingen, — Boten und Läufer des Rennſtiegs, — Landgrafen der Wartburg, braunwangige Ritterfrauen, — ſingende Knappen, Federfilzhut auf leichtſinnigem Lockenkopf! . . .

Ihr letzten verwitterten Himbeerſträucher am Rennſtieg, den wir entlang zogen mit naſſem Schuhwerk und übertropftem Lodenmantel, mutterſeelenallein wir zwei auf deinen Kuppen entlang, von Nord nach Süden, von Ruhlas Landgrafenſchmiede bis zur Lutherfeſte Koburg!

O Thüringer Wald, ſchön zu durchſingen im ſommerlichen Blau deiner Gebirgskämme, ſchöner noch im Nebelrauch und Blätterfall und Rauhreif eines königlich-einſamen Herbſtes! Sei mir gegrüßt, geheimnisvoller, wildſchöner, unerſchöpflicher Wald!

* * *

*) Aus Fritz Lienhards demnächſt erſcheinendem neuen Werke: „Thüringer Tagebuch“ (Stuttgart, bei Greiner und Pfeiffer), aus dem uns unſer verehrter Mitarbeiter die Wiedergabe der oben mitgeteilten prächtigen Stücke freundlichſt geſtattet hat.

Eine rötlich angeglühte Abendwolke seh' ich wie eine Ampel, feierlich und still, über fremdartig beleuchteter Landschaft schweben. Über den festen Linien des irdischen Geländes hat sich in den Duft des Westens eine vergeistigte Landschaft eingezeichnet. Die Gemütskräfte, der Seelenadel, die künstlerischen Wonnen, die Gaukelspiele mannigfach gearteter Minne — und das was sonst alles der deutsche Geist ausgegossen hat über dies erwählte Land, über diese Herzgegend der deutschen Menschheit, haben sich zu einem geistigen Thüringen zusammengewoben, das mit rosigen Farben und verzitternden Konturen eingetragen ist in dies irdische Thüringen. Diese geistige Waldprovinz hab ich noch viel eifriger durchwandert, und war dabei umschwebt und getragen von Gestalten der Liebe, geleitet von der Fürsorge reicher Herzen, beglückt durch klangreines Kinderlachen.

Ich weiß von einem Kinde, das in einsamen Stunden phantasierte, in die nahe Luft griff und allzeit bereitwillige Gestalten als Gespielinnen herbeirief. Mit diesen luftigen Spielkameraden plauderte die Kleine, ließ sich von ihnen trösten und belustigen, saß lauschend und entließ sie, sobald die diesseitige Welt wieder ihr Recht verlangte. Hier betätigte sich geniale Kraft. Hüllen und Wände der Erde zertauten vor diesem Kindesblick; für sein Herz und Auge gab es nicht Diesseits noch Jenseits, nicht Vergangenes noch Zukünftiges: — alles war Gegenwart, alles war Leben.

Warum sind wir ärmer als dies Kind? Die Fürsten und Minnesänger, die Edelfrauen, Dichter und Denker, die diesem Waldgebirge Seele gaben — sind sie denn tot? Kann Geist sterben? Kennt der Geist ein Heute, kennt er ein Gestern? Ist nicht der Geist König über Raum und Zeit?

Nicht tot sind die Großen dieses Landes: setze dich mit ihnen in gleichen Zustand, laß dein geöffnet Herz ihrem Wesen entgegenschwingen — und sie sind bei dir! Sie sind in dir. Ihr unterhaltet euch groß und einfach, in einer erhabenen Stille. Du brauchst gar nicht die Stimme zu erheben; denn sie sind nahe, sie sind bei dir, sie sind in dir. „Wollt ihr das Reich Gottes kennen lernen, so dürft ihr's nicht weit suchen, noch danach über Land laufen. Es ist nahe bei dir, wenn du willst. Ja, es ist nicht allein bei dir, sondern in dir. Denn das heißt selig sein, wenn Gott in uns herrscht und wir sein Reich sind" (Luther). Und das heißt in den Zaubergärten der Poesie sein, wenn Poesie in uns herrscht, wenn wir selbst sind und ausatmen, was wir formen und singen.

* * *

Waldwind rauscht auf . . . Alles Verwunschene, alles Verhaltene, Stumme, Gefangene regt sich, rührt und hebt sich, haucht her und seufzt auf: „Gib uns Erlösung im Sängerwort!“ Kommt denn, ihr Sänger! Wenn eines Sängers Königsruf wie ein Windstoß in den Wald fährt —

So reiten die Elfen
Und jubeln ins Hifthorn,
So beugt sich im Jagen
Das Völkchen der Halme,
So greifen die Büsche
Wie flehende Hände —
Tausend Gestalten umtanzen den rufenden Herrn!

Sonderbar und nicht auszumalen! Was für Gesichte überkommen dich im Sommerwalde, wenn dich die rechte Stunde begnadet! Wieder jagt ein Märchenkönig, wieder flüchtet ein verzaubert Reh. Aber das Reh war ehedem ein Königskind, — es wird wieder ein Königskind sein, zart und zierlich wird die entzauberte Braut dem König zum Thron folgen, wenn er, Jagdvolk überholend, im tiefsten Farngrund sie gefangen und geherzt hat — er allein, allen Reitern voraus, fernab vom verhallenden Rüdengebell! Waldhinab, ängstigend und berauschend tost das dahin! Farbenblitze der Hoftracht — Federbüsche — abstabgestreiftes, fliegendes Barett — keuchender Schimmel Flockenschaum! Und des Lederwerks scharrend Geräusch — das Flattern schlagender Schabracken — dumpfes Hufestampfen und helles Aufwiehern — — noch ein Geleuchte, Waldhornklang, vorbei!

War das ein Windstoß, der da den Wald aufblätterte? Alles still. Grillensingen, heißer Quendelduft . . . Ich bin gänzlich allein auf einer weltverlorenen Waldblöße.

Unmittelbar neben mir blitzt ein Bergwasser auf, — war's dieser Wildfang, der mich soeben erschreckt hat? Sprang der ungebändigte Gesell, allen Gesetzen zum Schabernack, aus seinem vorgeschriebenen Rinnsal und schoß in Koboldsprüngen vor meinen Augen waldabwärts? Ich sah ihn mit Silbergespritz einspringen in krause, verworrene Hecken, wie sich ein Hase kopfüber in Farnwerk stürzt, sah ihn kichernd sich ducken unter das Wurzelgeäder zerrissen hangender Rasen — er besann sich und verschnaufte, er bildete zaubernde Kringel — und dann schäumt er aufs neue, flötet und gurgelt und quirlt zwischen den Lichtflecken der Moostannen waldhinunter, über den Fels ins Ilmtal . . .

Aber in seinem Waldlied ist ein Mollton . . . vernehmt ihr den klagenden Unterton? Hört ihr die gebannten Laute, die aus diesen ver-

gessenen Wäldern heraus möchten in unsre blanke Sprache? Hebt niemand so viel verhaltene Schönheit hoch? Schaut niemand die ringsherum flehend emporgehobenen Arme der stummen Gebüsche — die hilflos bittenden Kinderärmchen?

O Muttersprache, klangschön und stahlgeschmeidig, komm wieder und hilf uns Herzen erfreuen! Hülle dich wieder in keusche Gewänder, deinen Eichkranz setz wieder auf — wie eine Seherin und weiße Jungfrau, wie eine Königstochter walle du hin durch ein geheiligt Land!

Du aber, Hochburg vielguter Gedanken, vielgoldener Melodien, Wohnung vieler lichtwärts flehenden Brünnlein — mit machtvoller Orgelstimme rausche du hin über Deutschland! Tu auf dein Zaubertor, tu auf deine Geheimnisse!

Thüringer Wald, vieltausendmal sei mir gegrüßt!

* * *

Wartburg-Sonntag.

Um die Linien und Zacken der Wartburg fließt einer Sommerfrühe blendend weißes Licht. Aber das Mauerwerk steht fest und hell auf seinem Felsen. Es ist eine männliche, eine taghelle Stimmung um Thüringens ruhmvolle Bergfeste.

Was für ein Schwalbenfliegen und Zwitschern in allen Lüften! Kirchenglocken schlagen in der Ferne an; hohe Wolkenstreifen wehen wie Fahnen langhin über den lichten Sonntagshimmel.

Schneeweiß quillt das Licht und kleidet den Sonntag in ein Festgewand. Wohlige Wärme weht über den Boden hin; sie verbindet sich mit der Frische der taunassen Erde zu einem funkelnden Dampf.

An den Wiesen erwarten uns die Grillen. Kein Wind bewegt das volle, stille, schwere Wipfelgeschiebe, das an den Mauern der Landhäuser angelagert ruht. Morgenblank leuchten die Villen im Mariental. Die Straßen Eisenachs sind noch ziemlich still; aber man hat die Empfindung, daß heut überall auf den Hügeln Freuden und Überraschungen warten. Und vereinzelte Jodler hallen jetzt schon aus waldigen Tiefen oder von den wunderlichen Felsgebilden des Marientals herüber . . .

Nun denn, ihr breiten Wände mit den Fensterbogen des Sängersaals, du Stätte des Minnesangs und ritterlicher Tüchtigkeit — sind deine Herren und Knappen, deine Sänger und Edelfrauen bereit? . . .

Ich lebe eindringlich die Vergangenheit nach. Mir ist, als wär' heut wiederum Sängerfest. Ofterdingen hat heut sein Lied zu bringen

— oder er verfällt dem Henker. Mir ist, als hört ich da oben ein Türenschlagen in den Morgengemächern, ein Liedchenträllern der Kammerfrauen, wenn sie vorüberlaufen an offenen Fenstern. Und in Hof und Werkstatt ist ein klopfen, scheuern, putzen. Frau Landgräfin Sophie tritt in einem Gefolge von gesitteten Sängern in lebhafter Unterhaltung aus dem Burgtor; sie wendet sich mit dem farbenblitzenden Geleit nach rechts, um auf der Höhe des Bergrückens in bewegtem Gedankenaustausch zu lustwandeln. Gräfin Mechthild tritt bald darauf aus dem Frauenpallas, mit viel leiserem Gewänderrauschen als ihre hohe Freundin, begleitet von wenigen Dienerinnen; sie geht zur Morgenandacht am Waldkreuz. Errötend geht die blasse, süße Frau, da eine Kette von Neugierigen am Tor steht und die Minnigliche züchtig grüßt. Und immer hallen aus weicher Ferne Waldhörner, aus der Landgrafenschlucht, aus dem Annatal, von heranziehenden Festgästen.

Knappen und Knechte, die müßigen Schelme, reiten im Stall auf den Pferdekrippen und pfeifen Schalkslieder oder treiben Possen. Einer thront umgedreht auf des Landgrafen bestem Schimmel, läßt die Beine über den Pferderücken hangen und spielt den empörten Landgrafen, wie er eben den Henker ruft; ein andrer gibt mit komischer Wildheit den Henker, einen Besen im Arm, die Rechte wie eine Tatze mit Grimassen ausgestreckt, langsam eindringend auf den lachend flüchtenden „Osterdingen". Die Stallrotte unterhält sich köstlich. Heut ist der zweite Sängertag: wird der Österreicher, der gestern mit dem Schiedsrichter Klingsor in Eisenach einritt, diesmal bestehen?

Den Türmer kümmert das wenig. Der sitzt auf seiner erhabenen Warte und reibt sein Messinghorn blank. Von Zeit zu Zeit hat er einen Einfall: er biegt sich mit jähem Rucke herum, greift zwischen das Gerät und hebt handfest eine Deckelkanne zum schnauzbärtigen Mund. Langer, unerschütterlich langer Zug! Heut ist jeder neue Gast ein neuer Vorwand zum Trunk. Und am späten Lichterabend wird er auf seinem Turm sinnlos blasen und lachen und Tänze stampfen, daß sich die wackligen Bretter biegen, und wiederum blasen, umlacht von lustigen jungen Gesellen, die ihn und seine Schnurren am Sonntagabend zu besuchen pflegen . . .

Aber aus den Ulmen und Buchen und Eichen rund um die umgrünte Burg dringt ein Finkenschlagen und Amselschmettern immer froher in den wachsenden Tag. Immer buntere Festkleider umranken den Berg. Das juchheit ins bewegte Tal, das zieht empor, lagert sich auf den Wiesen, hält Frühstück . . .

Es ist ein gesunder, reiner und großer Morgen, durch den nun ein anschwellend Glockengeläut langsam und feierlich dahinschwimmt und alle Lüfte gewaltig erfüllt. Die Glocken von Eisenach läuten, die Posaunen rufen, Ritter reiten zu Berg — dort Klingsor, dort Osterdingen — der Wettkampf wird beginnen! Alles strömt in den überfüllten, nach Blumen und Guirlanden duftenden Burghof.

* * *

Doch nein! Wir sind in blanker, frischer, fester Gegenwart! Ein Elfenvolk umfliegt mich, Freunde nehmen mich in Empfang. Jung-Elsenland aus dem Ilmtal hat den Flüchtling eingeholt. Und Alt-Elsaß hat in Gestalt eines liebenden, empfänglich wieder auflebenden, Sinn und Seele öffnenden Vaters dies weltberühmte Gelände aufgesucht. Wir feiern ein ander Fest — unser ist dieser Tag, unser die helle Burg!

Einen alternden Vater nach vielerlei Sorgen als Sieger über so lichtumflossene Höhen zu führen: es ist die reinste Genugtuung, die ein Sohn erleben kann. Ihn, der einst mich geführt hat, nun selber durch so viel Eindrücke zu leiten; ihm darzureichen, was ich mir mühsam errungen habe; um sein Silberhaar den Goldkranz einer verklärenden Abendröte zu legen: — nichts kommt so tiefer Freude gleich.

Dazu sind wir umflogen von gar viel Anmut. Tausendschön und Marienblümchen haben sich vom grünen Grund gelöst und laufen nun rot und weiß an den Waldwiesen entlang. Unsere Kleinen werden nicht müde, seltene Blumen zu suchen und den Gästen der Wartburg an Kleid oder Hut zu stecken. Ihre Mutter strahlt vor Glück und Dank. Wir Männer schreiten in gemächlichen Gesprächen, bleiben von Zeit zu Zeit vergnüglich stehen, wischen die feuchten Stirnen und schauen zurück nach dem mächtigen Schattenriß der Burg oder hinunter nach dem vielfarbigen Häuserwerk von Eisenach.

Behagliche Ruhe atmet unser Gespräch. Wir freuen uns auf das Mittagsmahl und sind neugierig auf die Weine des Wartburgwirtes. Ich trage den Kindern die blauen Mäntelchen, und manchmal hängt sich die anschmiegsame, kleinste an meinen Arm. Auf dem Kamm warten die bequem gesattelten Reiteseln — mit Jubel schwingt sich das Völkchen darauf. So ziehen wir als des Landgrafen Festgäste ohne Hast empor. Wozu sollten wir von Poesie sprechen? Dieser Tag ist selber Poesie, dieser Sonntag ist behagliche Erfüllung.

* * *

Ungewöhnlich hatte der Sommertag zu Ende geglüht, gegrüßt von unserem Schaumwein. Der ritterliche Tag war klirrend eingetreten in seine westliche Flammenburg, hatte seinen Panzer abgelegt und die Flügeltore langsam hinter sich schließen lassen.

Nun nahte von Osten her, aus der Gegend von Weimar, seine zartere Schwester, die seelenvolle Nacht.

Jeder hatte sich nach einem wahrhaft reichen Tage — nach soviel Eindrücken in den Gemächern der hl. Elisabeth, im Lutherzimmer, auf der Hohen Sonne, in der engen Drachenschlucht — spät auf sein Zimmer zurückgezogen. Ich saß am Fenster und erwartete den Vollmond.

Und da empfand ich in fester Ruhe, daß von jener Nacht des Wetterleuchtens, weitab im Ausruheland der Elfen, nichts Weichliches in mir zurückgeblieben sei. Jene Ströme der Wehmut hatten sich verzogen wie Regengewölk: ein ruhiger Beschluß bestand nun, wie eine Stadt auf dem Berge, umblaut von weiten Horizonten. Die Frage in jener Gartenhütte war beantwortet; mit lächelnder Klarheit stand die Antwort in meinem Herzen. Fernfahrt! „Es ist nicht eine Ihrer geringsten Eigenschaften, daß Sie so ruhig warten können und die Jahre ihr Bestes tun lassen." So schrieb der Engländer Carlyle an den Amerikaner Emerson, die beide perspektivisch zu leben wußten. Beide haben sie das von Goethe gelernt. Nur freilich mutet mich der Ausdruck „ruhig warten können" ein wenig säumig an.

„Tätig warten können", das soll mein Leitwort sein, darauf will ich mich einrichten! . . .

Nun komm herauf, Trostgesell meiner jugendlichen Hoffnungen und Gelübde, hoher Mond! So oft hab ich dein Licht getrunken und hab mich erfüllt mit dem Weitblick eines Mondnacht-Hügels, wenn der Abgrund der Unendlichkeit sich auftat, wenn die Menschen schliefen! Geh auch heute nicht vorüber an dieser bedeutsamen Stätte: denn unter diesem Dach schläft meiner Jugend Führer samt meinen verjüngenden Elfen, samt sorgenden Freunden! Heut bist du mir Sinnbild der Erfüllung. Komm empor aus deinen Gewässern, Seerosenantlitz, Liliengestalt!

Flimmernder Schein beginnt zu erzittern. Hinter dem Turm wird der Himmel hell. Es scheint von dort ein sehr hohes, saitenfeines, hauchendes Harfen zu kommen. Immer breiter erstrahlt der Himmelsbezirk; das Blau der Nacht weicht zurück oder verwandelt sich in Weiß; blendend erblüht nun die Fläche — und jetzt: — —

Blank und groß tritt der Vollmond hinter das Turmkreuz der Wartburg.

Tiefergreifende Pracht, die man wunschlos und wortlos anstaunt! Am Nachbarfenster regt es sich: auch dort ist Andacht wach geworden, gelockt von dem einfallenden Mondlicht. Wir rufen uns halblauten Gruß zu und betrachten schweigend dies große Über-die-Erde-Wandern der erhabenen Leuchte der Nacht. Kein Laut regt sich in den Wäldern, schweigend liegen die Schatten der Burg . . .

Ein spätes „Gut Nacht", ein leises Fensterschließen und ein wohlig-müdes Zubettegehen. Und die Nacht gehört dem Weben der Nebel, dem Raunen der Wälder, dem königlich darüber hinziehenden Vollmond.

Aus neuen Büchern.

„Es ist das beste Kennzeichen einer großen Natur, daß sie einen Vordergrund eröffnet und gleich dem Hauch einer Morgenlandschaft uns zum Vorwärtsschreiten einladet."

Aus: R. W. Emerson, Vertreter der Menschheit. Aus dem Englischen übertragen von K. Conrad. Leipzig, Eugen Diederichs 1903.

Abermals gegen die Wassersnot!

Von

Hermann Keller.

Im Maihefte dieses Jahres haben wir kurz betrachtet, welche Ursachen Anfangs 1892 die Einsetzung eines Ausschusses zur Untersuchung der Hochwasserverhältnisse unserer Ströme veranlaßt hatten, nämlich in erster Linie die verheerenden Eisgangshochfluten der Jahre 1888 bis 1891, die am schlimmsten an der unteren Weichsel und unteren Elbe aufgetreten waren. Seitdem sind glücklicherweise an diesen, den Eisgefahren besonders ausgesetzten, aber durch die Einrichtung des künstlichen Eisaufbruchs besser als früher geschützten Strömen solche verlustreichen Hochfluten nicht wieder vorgekommen. Dagegen traten 1891, 1894, 1897, 1902 und 1903 im Oderstromgebiete sehr lästige und teilweise höchst gefährliche Sommerfluten ein. Die jüngsten, noch im frischen Gedächtnis lebenden Ereignisse drängen zur Frage, weshalb gerade das Odergebiet mehr als die übrigen Stromgebiete von sommerlichen Hochwassererscheinungen heimgesucht wird. Und weiter reiht sich daran die zweite Frage, in welcher Weise nach Meinung des genannten Ausschusses den von der Wassersnot so oft und schwer bedrohten Anwohnern der Oder und ihrer Nebenflüsse geholfen werden kann.

Die Hochfluten vom Juli/August 1894 und vom Juni/Juli 1902 wurden fast ausschließlich aus dem österreichischen Quellgebiete, vorwiegend von den Beskidenflüssen Olsa und Ostrawitza, gespeist. Die Hochflut vom Juli/August 1891 entstand durch Regengüsse in den südlichen Sudeten, aus denen die Hotzenplotz, Glatzer Neiße und Weistritz kommen; namentlich die Glatzer Neiße brachte große Wassermengen in den Hauptstrom. Bei der Hochflut vom Juli/August 1897 gerieten zwar gleichfalls diese Nebenflüsse und die Katzbach in starke Erregung, verhielten sich aber nicht so unbändig wie die in den nördlichen Sudeten entspringenden Flüsse Bober, Queis und Lausitzer Neiße. Die meisten älteren Sommerfluten des Odergebiets gehören zu einer dieser drei Gruppen, je nachdem vorzugsweise die Beskiden, die südlichen Sudeten oder die nördlichen Sudeten von ungewöhnlich starken Regengüssen betroffen wurden. Die Hochflut

vom Juli 1903 nimmt schon deshalb eine hervorragende Stellung ein, weil sie gleichzeitig zwei Gruppen entspricht, da die Beskiden und südlichen Sudeten mehrere Tage lang mit starken Niederschlägen überschüttet worden sind. Außer den Beskidenflüssen trugen besonders die Oppa, die Hotzenplotz und die rechtseitigen Zuflüsse der Glatzer Neiße zum außerordentlichen Ansteigen des Hochwassers in der Oder bei.

Wenn die Niederschlagsverteilung große Anschwellungen der Beskidenflüsse bewirkt, so pflegen auch die zum Weichselgebiete gehörigen Karpathengewässer Hochwasser abzuführen. Mit den vom Sudetengebirgszuge stammenden Oder-Nebenflüssen gemeinsam kommen häufig einige Seitengewässer der österreichischen Donau und der Elbe in gewaltsame Erregung. Zuweilen bewirkt die Wetterlage, die zu übermäßigen Regengüssen im Odergebiete Anlaß gibt, ebenso starke oder noch stärkere Niederschläge in den Ostalpen, beispielsweise im Juli/August 1897. Die damals entstandene große Hochflut der österreichischen Donau hat inzwischen eine gleich gefährliche Nachfolge gefunden im September 1899 und abermals im letztvergangenen September. Das österreichische Donaugebiet unterliegt den Sommerfluten in ähnlichem Maße wie das nördlich angrenzende Odergebiet. Etwas besser gestellt sind die Nachbargebiete der Weichsel und Elbe, weitaus besser die westlichen deutschen Stromgebiete, in denen solche großen Sommerfluten äußerst selten oder niemals auftreten.*)

Für das Weichselgebiet trifft dies freilich in vollem Maße nur zu, wenn wir die in Westpreußen liegende untere Weichsel mit der Oder vergleichen. Denn gerade bei der Weichsel zeigen die Hochwassererscheinungen im Unterlaufe ein wesentlich anderes Gepräge als im Oberlaufe, dessen wichtigste Nebenflüsse von den Beskiden und Karpathen herabkommen. Von den großen Hochfluten der oberen Weichsel sind 59 % in der sommerlichen Jahreshälfte eingetreten, verflachten dann aber im russischen Mittellaufe dermaßen, daß in der preußischen unteren Weichsel nur 11 % aller großen Hochfluten dem Sommerhalbjahre angehören. Dagegen speisen die aus dem Flachlande stammenden Nebenflüsse des Mittellaufs, besonders Bug und Narew, aus den im langen Winter angesammelten Schneevorräten zur Zeit der Schneeschmelze den Hauptstrom so kräftig, daß die winterlichen Flutwellen an Höhe und Dauer, also an ihrer ganzen Masse nach unten hin bedeutend zunehmen. Von den großen Hochfluten

*) Nähere Mitteilungen über „Die Hochwassererscheinungen in den deutschen Strömen" enthält ein bei der Naturforscherversammlung in Kassel am 22. September 1903 vom Verfasser gehaltener Vortrag, der in erweiterter Form unter obigem Titel als Druckschrift im Verlage von H. Costenoble (Berlin) erschienen ist.

entfallen daher auf das Winterhalbjahr in der oberen Weichsel nur 41, in der unteren Weichsel aber 89 %. Für diesen Strom gilt demnach zweifellos das Gesetz, daß die Herkunft der Nebenflüsse aus dem Gebirge zur Steigerung der Sommerfluten, die Herkunft aus dem Flachlande zur Steigerung der Winterfluten Anlaß gibt. Hiermit stimmt überein, daß bei dem lediglich von Flachlandflüssen gespeisten Memelstrom nur 2 % aller Hochwassererscheinungen auf die sommerliche, 98 % auf die winterliche Jahreshälfte entfallen.

Bei der Oder tritt der Unterschied zwischen Ober- und Unterlauf nicht so scharf hervor. Während die Weichsel nur bis zur Saumündung ziemlich parallel mit dem Gebirge fließt, sich aber schon im Mittellaufe völlig von ihm abwendet und gänzlich ins Flachland eintritt, behält die Oder auch im Mittellaufe eine mit dem Gebirgszuge der Sudeten annähernd parallele Lage und bildet die gemeinsame Sammelrinne der dort entspringenden Flüsse. Das Flachland kommt erst nach Aufnahme der Warthe, mit deren Vereinigung die Gebietsfläche sich verdoppelt, zu seinem Rechte, kurz bevor die äußerst gefällarmen, nur wenig über den gewöhnlichen Wasserstand sich erhebenden Niederungen des Mündungsbeckens beginnen, die als ein landfest gewordener See anzusprechen sind. Obgleich die Oder größtenteils im Flachlande verläuft, wird ihr Abflußvorgang doch in hohem Maße durch die linkseitigen Gebirgsflüsse von der Oppa bis zur Lausitzer Neiße bedingt. Unter allen Hochfluten, die zwischen Ratibor und Krossen die Ausuferungshöhe überschritten haben, sind 46 % im Sommerhalbjahre, 54 % im Winterhalbjahre eingetreten. Die Verteilung der Hochwassererscheinungen weist also auch im Mittellaufe auf eine hervorragende Einwirkung des Gebirges hin. Sogar in der unteren Oder verrät sich dies, da bei Schwedt immer noch 26 % aller Ausuferungstage auf die Sommermonate entfallen, wogegen in der unteren Weichsel bei Kurzebrack nicht ganz 9 % der Ausuferungstage auf die sommerliche Jahreshälfte kommen.

Bei der Elbe gehören nur 18 % der Hochfluten, die von der Saalemündung bis zur Tidegrenze durchlaufende, überall die Ausuferungshöhe übersteigende Flutwellen bilden, dem Sommerhalbjahre, dagegen 82 % dem Winterhalbjahre an. Die Verhältniszahl der Sommerfluten ist demnach bedeutend kleiner als bei der Oder, obwohl ein größerer Teil des Niederschlagsgebiets aus Gebirge besteht. Viel deutlicher tritt aber beim Vergleiche mit der Weser hervor, daß außer dem Gegensatze zwischen Gebirgs- und Flachland noch eine andere Ursache auf die jahreszeitliche Verteilung der Hochfluten einwirken muß. Denn bei der Weser, deren

Stromgebiet größtenteils dem Gebirge und starkwelligem Hügellande angehört, sind nur 5 % aller allgemeinen Hochfluten im Sommerhalbjahre, 95 % im Winterhalbjahre aufgetreten. Ebenso haben die Nebenflüsse des Mittel- und Niederrheins ihre Hochwassererscheinungen höchst selten im Sommer. Ob die Niederschlagsgebiete der westlichen deutschen Flüsse fast ganz aus Gebirge bestehen, wie z. B. beim Main, oder fast ganz aus Flachland, wie z. B. bei der Ems, spielt für die jahreszeitliche Verteilung der Hochfluten keine Rolle.

In den östlichen Stromgebieten werden die winterlichen Hochwassererscheinungen fast ausschließlich durch die Schneeschmelze verursacht, in den westlichen Stromgebieten häufig durch Regengüsse, die gleichzeitig mit dem Tauwetter auftreten, zuweilen auch lediglich durch als Regen fallende Niederschläge, die zur Winterszeit mit geringeren Verlusten als im Sommer abfließen. Hierbei macht sich geltend, daß die dem Kontinentalklima unterliegenden östlichen Stromgebiete kälteren Wintern ausgesetzt sind und stärkere Schneefälle haben als die westlichen Stromgebiete, in denen das Seeklima zu überwiegen beginnt. Während im östlichen Flachlande die Schneedecke oft bis zum endgiltigen Einzuge des Frühjahrs beharrt, dann aber rasch abschmilzt und Hochfluten in den Flachlandflüssen erzeugt, entstehen in den westlichen Flachlandflüssen Schmelzfluten und Regenfluten vielfach mitten im Winter. Auch die Gebirgsflüsse sind im Westen zur Winterszeit beiden Arten von Hochwassererscheinungen ausgesetzt, weil das Tauwetter unter der Herrschaft des Seeklimas sich leicht auf die Gebirge erstreckt und die Winterregen gerade in den höheren Lagen am stärksten auftreten. Dagegen vollzieht sich der Einzug des Frühlings in den Gebirgen der östlichen Stromgebiete gewöhnlich später als im Flachlande, und die von ihnen gespeisten Gebirgsflüsse führen das Schmelzwasser mit einiger Verzögerung ab. So bewirkt die klimatische Verschiedenheit der Stromgebiete, daß in den westlichen Flüssen Schmelzfluten und Regenfluten im Winter vorkommen, einerlei ob die Wasserläufe aus dem Gebirge oder Flachlande stammen, während in den östlichen Flüssen nur Schmelzfluten entstehen, deren Ausbildung in den Flachlandflüssen besonders begünstigt wird.

Was die sommerlichen Hochwassererscheinungen anbelangt, so tritt das Flachland bei ihrer Entstehung aus leicht erklärlichen Gründen erheblich zurück gegen das Gebirge, dessen starke Bodenneigung das Zusammenfließen des Tagewassers beschleunigt. Je langsamer es stattfindet, umso größer werden die Verluste durch Verdunstung, Versickerung und Verbrauch des Pflanzenwuchses, die in den Flachlandflüssen nur aus-

nahmsweise größere sommerliche Anschwellungen aufkommen lassen. Bei den Gebirgsflüssen nehmen diese auf Herabminderung des Abflußverhältnisses (d. h. der Verhältniszahl zwischen Abflußmenge und Niederschlagsmenge) einwirkenden Wasserverluste vorübergehend erheblich ab, wenn in kurzer Zeit sehr bedeutende Niederschläge fallen, namentlich wenn nach längeren Dauerregen einen Tag oder mehrere Tage hindurch sehr heftige Regengüsse das Gebirge überschütten. Derartige Niederschlagserscheinungen kommen im östlichen Gebirgslande nicht selten, aber wohl nur im Sommer, im westlichen Gebirgslande weit seltener und bei diesen Ausnahmefällen mehr in der winterlichen als in der sommerlichen Jahreshälfte vor. Das dem Kontinentalklima eigentümliche Vorherrschen von Sommerregen im Gegensatze zu der gleichmäßigeren Niederschlagsverteilung beim Seeklima äußert sich am schärfsten in den Gebirgen. Beispielsweise fallen am Nordhange der Hohen Tatra 70,8 % der jährlichen Niederschlagsmengen in der sommerlichen Jahreshälfte, dagegen auf dem Harz nur 49,8 %. In den westlichen Stromgebieten handelt es sich gewöhnlich um Gewitterregen, die mehr örtlich auftreten und an einzelnen Stellen sehr hohe, jedoch nur kurze Zeit dauernde Anschwellungen hervorrufen, ohne im Hauptstrom ein namhaftes Hochwasser zu bewirken. Dagegen besitzen die oben erwähnten Niederschlagserscheinungen in den östlichen Stromgebieten außer ihrer Intensität und längeren Dauer gewöhnlich auch eine weitere Verbreitung, sodaß die in mehreren Wasserläufen gleichzeitig erzeugten Flutwellen sich gegenseitig verstärken und im Hauptstrom eine Hochflut verursachen, nicht selten zu derselben Zeit Hochfluten in verschiedenen benachbarten Strömen.

Die am meisten kontinental gelegenen Gebirge, die Karpathen nebst den Beskiden und die Sudeten, ferner das südböhmische Grenzgebirge und die östlichen Alpen, sind diesen verhängnisvollen sommerlichen Niederschlagserscheinungen in hervorragendem Maße unterworfen. Solche starken Regengüsse mit weiter Verbreitung entstehen bei Wetterlagen, die eine lebhafte Zufuhr wasserdampfreicher Luft aus nördlicher bis nordwestlicher Richtung nach jenen quer vorgelagerten Gebirgswällen veranlassen. Die hier zum Aufstiege, also auch zur Ausdehnung und Abkühlung gezwungenen Luftmassen schlagen schnell einen großen Teil des von der See herbeigetragenen Wassers nieder, häufig über 100 Millimeter, ja manchmal über 300 Millimeter in 24 Stunden. Weitaus die meisten Sommerfluten, die in unseren deutschen Strömen während des 19. Jahrhunderts aufgetreten sind, haben bei derartigen Wetterlagen in den Grenzmarken gegen Polen und Ungarn stattgefunden. Daß die Oder

hierbei besonders häufig betroffen zu werden pflegt, mindestens ebenso oft wie die österreichische Donau und öfter als die Weichsel oder gar die Elbe, ist ein Nachteil der zentralen Lage ihres Stromgebiets, das von den Gebieten der drei genannten Nachbarströme umschlossen wird.

Das Beispiel der Hochflut vom Juni/Juli vorigen Jahres lehrt, daß eine von den kleinen Beskidenflüssen Olsa und Ostrawitza erzeugte Flutwelle mächtig genug sein kann, um an der ganzen Oder bis zur Mündung Ausuferungen hervorzurufen, selbst wenn alle übrigen Seitengewässer kein Hochwasser hinzuführen. Wegen dieser bedeutenden Ausuferungen verflacht die Flutwelle stromabwärts erheblich, indem ihre Scheitelhöhe abnimmt und die Überschwemmungsdauer zunimmt, weil das ausgeuferte Wasser mit Verspätung zurückfließt. Beispielsweise betrug im Juni/Juli 1902 die über der Ausuferungshöhe zur Zeit des Höchststandes gemessene Überschwemmungstiefe der Oderflutwelle bei Ratibor 3,5 Meter, dagegen bei Schwedt nur 1,1 Meter, ferner die Überschwemmungsdauer bei Ratibor 9 Tage, bei Schwedt aber 28 Tage. Wenn auch die Nebenflüsse Hochwasser führen, wobei die Scheitel ihrer Flutwellen früher als der Scheitel der Hauptstromwelle an ihren Mündungen eintreffen, so entsteht durch das Voreilen der Nebenflußwellen ebenfalls eine Verlängerung der Überschwemmungsdauer, gleichzeitig aber eine Zunahme der gesamten Wassermasse der gedehnten Flutwelle, oft mit einer Vergrößerung der Scheitelhöhe verbunden. Beispielsweise hat beim diesjährigen Oderhochwasser, das bis Breslau kräftig aus den Nebenflüssen gespeist wurde, die Überschwemmungstiefe von 3,6 Meter bei Ratibor auf 3,8 Meter bei Breslau, die Überschwemmungsdauer von $7^1/_2$ Tagen bei Ratibor auf $18^1/_2$ Tage bei Breslau durch Dehnung zugenommen. Weiter unterhalb trat dann eine Verflachung ein, bis zuletzt bei Schwedt die Überschwemmungstiefe 1,7 Meter und die Überschwemmungsdauer 58 Tage betrug.

Die bezeichneten Ursachen bewirken aber nicht nur eine Umgestaltung der Form der Flutwellen, namentlich ihre Verflachung und Dehnung nach den unteren Strecken hin durch Änderungen der Scheitelhöhe und Überschwemmungsdauer, sondern beeinflussen auch die nicht lediglich vom Stromgefälle abhängige Fortschrittsgeschwindigkeit des Wellenscheitels. Die Flutwelle pflanzt sich stromab am raschesten fort, wenn ihr Scheitel die Uferbordhöhe nur eben erreicht. Höher ansteigende Flutwellen schreiten langsamer vorwärts, mindestens an allen Orten, an denen große Flächen des Überschwemmungsgebiets unter Wasser kommen. Eine Vergrößerung der Fortschrittsgeschwindigkeit findet dann wieder statt, wenn das bis

zum Fuße der Deiche oder steilen Talwände ausgeuferte Hochwasser weiter zu steigen fortfährt. Vermehrt wird die Geschwindigkeit in Tal- oder Deichengen, vermindert in Erweiterungen des Überschwemmungsgebiets, besonders wenn im durchlässigen Boden das ausgeuferte Wasser versickern kann. Auch die Abflußhindernisse, mit denen die Deichvorländer besetzt sind, bewirken durch ihren Stau eine Verminderung der Fortschrittsgeschwindigkeit und gleichzeitig eine örtliche Zunahme der Scheitelhöhe, die in Deichengen gefährlich zu werden vermag.

Daß bei der Oder nach den unteren Strecken hin eine sehr bedeutende Verflachung und Dehnung der verhältnismäßig langsam fortschreitenden Flutwellen eintritt, hat seinen Grund hauptsächlich in der geringen Uferhöhe, die zu baldigen Ausuferungen Anlaß gibt. Am ungünstigsten liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung unterhalb der Warthemündung, wo außerdem auch das Gefälle des Stromes schnell abzunehmen beginnt und in der Mündungsstrecke zuletzt so gering ist, daß die Wasserstandshöhe teilweise durch den vom Winde abhängigen Rückstau aus dem Stettiner Haff bedingt wird. Zu Überschwemmungen führt jedoch die Einwirkung des Windes, ohne daß der Binnenstrom große Wassermassen herbeibringt, nur im untersten Teile der Mündungsstrecke. Im oberen Teile werden die oft viele Wochen und Monate lang anhaltenden hohen Wasserstände stets durch die Flutwellen des Binnenstroms hervorgerufen, die auch den Spiegel des Stettiner Haffes anheben und zuweilen sogar an den Wasserständen des Swinemünder Pegels noch nachweisbar sind. Während im untersten Teile der Talgrund aus Torfboden besteht, der längs den Ufern der Oder und Reglitz mit schmalen Streifen von Schlick überdeckt ist, dehnt sich an der oberen Mündungsstrecke die Schlickdecke über die ganze Talfläche aus, ist aber ihrerseits längs den Ufern mit sandigen Rehnen überlagert. Nachdem durch Eindeichungen die oberhalb anschließenden Niederungen, in denen früher die vom Binnenstrome zu Tal gebrachten Sandmassen abgelagert wurden, der Sandablagerung entzogen worden sind, hat die Verschiebung der Sandmassen in die Mündungsstrecke hinein in beschleunigtem Maße stattgefunden und trägt zur weiteren Verschlechterung der ohnehin schlechten Vorflut bei.

Das unglückliche Zusammentreffen dieser nachteiligen Vorflutverhältnisse in der Mündungsstrecke mit dem Umstande, daß die Oder bis zur Mündung hin den sommerlichen Hochfluten mehr als die übrigen Ströme Norddeutschlands unterworfen ist, bildet die Ursache häufiger Mißernten in den ausgedehnten Wiesenniederungen, die sich von Stettin stromaufwärts bis oberhalb Schwedt erstrecken. An anderen Strömen,

die ihr Hochwasser ausschließlich in der winterlichen Jahreshälfte abführen, sind die Überschwemmungen den Wiesenbesitzern wegen ihrer düngenden Wirkung willkommen; beispielsweise sträuben sich die Grundeigentümer der großen Niederung am rechten Ufer des Memelstromes bei Tilsit gegen eine Eindeichung, um den wichtigen Vorteil der winterlichen Auuferungen des Stromes nicht zu verlieren. Dagegen treten an der Oder hohe Sommerfluten so häufig ein, daß die Eigentümer der im Überschwemmungsgebiete befindlichen Ländereien zur Vermeidung oft wiederkehrender Ernteverluste auf Eindeichung hindrängen, besonders an der Mündungsstrecke, wo die Überschwemmungen am längsten anhalten und die Vorflut mangelhaft ist. Zur Verbesserung dieser Übelstände hat der als Teil der wasserwirtschaftlichen Vorlage im Jahre 1901 dem preußischen Landtage vorgelegte Entwurf die Anlage eines Sommerdeichs längs dem östlichen Hauptarme (Ostoder) in Aussicht genommen, um die nach dem westlichen Arme (Westoder) entwässernden Wiesenflächen gegen die öfters eintretenden Sommerfluten zu schützen und die in diesen westlichen Arm erfolgende Entwässerung des Oderbruchs vom Rückstau dieser Hochfluten unabhängig zu machen. Bloß bei größerem Hochwasser, das an der unteren Oder gewöhnlich in der winterlichen Jahreshälfte eintritt, soll der Sommerdeich überflutet und das Wiesengelände zeitweise überschwemmt werden.

Abgesehen von der unteren Oder, an deren Pegelstellen die höchsten bekannten Wasserstände im Winterhalbjahre stattgefunden haben, sind an allen übrigen Oderpegeln die Höchststände bei einer der außerordentlichen Sommerfluten von August 1813, August 1854 oder Juli 1903 eingetreten. Das ihnen am nächsten gekommene Sommerhochwasser vom Juli/August 1891 blieb an den meisten Stellen erheblich, vielfach über 1 Meter, niedriger und ist bei einer Reihe von winterlichen Hochfluten übertroffen worden. Da die außerordentlichen Sommerfluten sich in Zeitabständen von mehr als einem Menschenalter ereignet haben, wogegen hohe Winterfluten öfters vorgekommen und durch ihre Verbindung mit schweren Eisgängen zuweilen für die Deiche bedrohlich gewesen sind, wurden bisher von den Bewohnern der hochwasserfrei eingedeichten Niederungen die winterlichen Hochfluten im allgemeinen am meisten gefürchtet. Bei keiner dieser Winterfluten waren die Höchststände des Hochwassers von 1854, nach denen die Kronenhöhe der Deiche meistens bemessen ist oder doch bemessen sein sollte, wieder erreicht worden, noch weniger bei den für die Vorländer durch ihre Überschwemmungen oft recht verlustreichen Sommerfluten. Man hatte sich daher an den Gedanken gewöhnt, daß

die sogenannten Winterdeiche hoch und stark genug seien, um die von ihnen eingeschlossenen Niederungen sicher zu schützen, und erhöhte auch manche sogenannten Sommerdeiche auf ein ähnliches Maß, um die öfters eintretenden mittleren Sommerfluten abzuwehren. Für die obere und mittlere Oder haben übrigens die Ausdrücke „Sommerdeiche" und „Winterdeiche" eigentlich keine Berechtigung und sind von solchen Strömen entlehnt, wo die sommerlichen Hochfluten an Höhe stets gegen die winterlichen bedeutend zurück bleiben, z. B. beim Memelstrom, bei der Weser und beim Niederrhein.

Die ersten Anfänge der Eindeichungen gehen ins 12. und 13. Jahrhundert zurück, als die Besiedelung der Oderniederungen mit deutschen Einwanderern begann. Mit dem steigenden Werte des Bodens wurden die ursprünglich niedrigen Verwallungen, die vielfach den Uferrehnen alter Stromarme folgten, allmählich erhöht und verstärkt. Dennoch ließen die nach willkürlichem Ermessen der Grundbesitzer ohne Plan und Zusammenhang angelegten Deiche bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts so viel zu wünschen übrig, daß besonders bei den mit schweren Eisgängen verbundenen größeren Hochfluten stets einige von ihnen brachen. Fast ausnahmslos konnten sie den heftigen Angriffen der außerordentlichen Hochflut vom August 1854 nicht widerstehen, abgesehen von den älteren, im Laufe der Jahre gut ausgebauten Deichen des Oderbruchs, der größten und leistungsfähigsten Niederung an der Oder. Seit 1854 sind zahlreiche Deichverbände mit geregelten Rechtsverhältnissen gebildet, die ehemaligen schwachen Wälle in besser widerstandsfähige Deiche umgewandelt und zu längeren Deichzügen zusammengefügt, sowie die eingepolderten Flächen ordnungsmäßig entwässert worden. Im ganzen liegen von der rund 3700 qkm großen Fläche des natürlichen Überschwemmungsgebiets zwischen Oppamündung und Stettiner Haff rund 2500 qkm, also über zwei Drittel, in mehr oder weniger sicheren Schutze gegen Hochwasser, besonders zwischen Kosel und Schwedt der weitaus größte Teil der Oderniederungen.

Bei Anlage der meisten Hauptdeiche wurden die 1854 beobachteten Höchststände oder ältere Hochwassermarken von 1813 als maßgebend für die Kronenhöhe angenommen, die jene Höchststände um 0,63 Meter (2 Fuß) übersteigen sollte. Die wirkliche Höhenlage ist aber leider im Vergleiche mit den jetzigen Hochwasserverhältnissen oft unzureichend, da die Gefällinie der Höchststände zur Zeit der Erbauung der Deiche wohl nicht sicher bekannt war und sich seitdem aus mancherlei Gründen geändert hat, zumal durch die Bedeichungen selbst mit den Verhältnissen des Abflusses auch diejenigen des Gefälles Änderungen erfuhren. Auch die

statutenmäßigen Abmessungen (Kronenbreite, Böschungen, Bermen) sind zur Ersparung von Kosten vielfach nicht eingehalten worden, da man eine sehr weitgehende Rücksicht auf die vorhandenen Dämme nahm. Selbst wo diese eine zur Abführung des Hochwassers unzweckmäßige Lage hatten, wurden sie oft beibehalten. Hierdurch und durch allmähliche Aufhöhung der wilden Deiche hat das Hochwasserbett häufig eine nach Richtung und Breite ungünstige Ausbildung erfahren, die den geregelten Abfluß der großen Hochfluten manchmal erheblich erschwert oder behindert. Hierzu kommt, daß bei der schnellen Herstellung der Deiche zuweilen mangelhafter Boden für die Schüttung verwandt wurde und daß man alte Schlenken oder ehemalige Kolke, ohne sie zu verfüllen, auf durchlässiger Unterlage mit der Deichlinie kreuzte, wodurch die Standfestigkeit der Deiche beeinträchtigt und das Drängewasser in den bedeichten Niederungen vermehrt wird.

Mit einer einzigen Ausnahme sind die Verbandsdeiche an der Oder als hochwasserfreie Hauptdeiche genehmigt, wogegen die wilden Deiche (Privat- oder Gemeindedeiche) größtenteils gegen außergewöhnliche Hochfluten keinen Schutz gewähren sollen. Da sie aber nicht mit ordnungsmäßigen Überläufen versehen sind, brechen diese nicht-hochwasserfreien Deiche leicht bei der Überflutung und beim Rückströmen des eingedrungenen Hochwassers. Daher entfallen die weitaus meisten Deichbrüche bei der diesjährigen Hochflut auf die wilden Deiche, während die Verbandsdeiche größtenteils erfolgreich verteidigt werden konnten, trotz ihrer zu geringen Höhe und Stärke. Daß sie an den zu niedrigen und zu schwachen Stellen erhöht und verstärkt werden müssen, um ihren Zweck des sicheren Schutzes der fast überall dicht besiedelten Niederungen zu erfüllen, wird jetzt wohl allerseits als dringliche Notwendigkeit erachtet. Auch für manche wilden Deiche, die größere Gehöfte oder Ortschaften schützen, wird man die Umwandlung in Hauptdeiche zugestehen können, falls sie nicht etwa das Hochwasserbett in nachteiliger Weise einschränken und mit gegenüber liegenden Hauptdeichen gefährliche, einen bedrohlichen örtlichen Aufstau der Hochfluten verursachende Deichenge bilden. Wo dies geschieht, würde zu erwägen sein, ob die wilden Deiche besser bis auf eine den Hochwasserabfluß nicht behindernde Höhe abgetragen oder in Überlaufdeiche umgebaut werden. In beiden Fällen wäre die Umgestaltung der Ackerkultur in Grünlandkultur für die von ihnen eingepolderten Flächen geboten, ebenso ein besonderer Schutz oder eine Verlegung der darin befindlichen Gehöfte. Ausnahmsweise kann auch bei Verbandsdeichen eine derartige Änderung oder eine Zurücklegung zu weit vorspringender Teile in Frage

verursachen, sondern auch schon deshalb schwerlich ausführbar sein, weil man gerade im Oderstromgebiet meistens aus technischen und wirtschaftlichen Gründen die Sammelbecken nicht dort anlegen kann, wo ihre Anlage mit Rücksicht auf die Abflußverhältnisse erforderlich wäre. Namentlich könnte man auf diesem Wege wohl niemals die Herrschaft über die Hochwasserführung der Flachlandflüsse gewinnen, die manchmal erhebliche Beiträge zu den sommerlichen und stets die wichtigsten Zuschüsse zu den winterlichen Hochfluten liefern. Um den geregelten Abfluß der oft mit Eisgängen verbundenen Winterfluten zu ermöglichen und den bisher hierbei nicht selten aufgetretenen Gefahren vorzubeugen, ist eine bessere Freilegung und Freihaltung des Hochwasserbetts, sowie eine Verbesserung der Deichverhältnisse jedenfalls nötig, und die hierfür aufzuwendenden Kosten wären durch die Anlage eines Netzes von Sammelbecken im Gebirge nicht zu ersparen.

Weit günstiger liegen in dieser Beziehung die Verhältnisse bei Strömen, deren Regenfluten ebenso wie die Schmelzfluten fast nur während der winterlichen Jahreshälfte in denselben Gebietsteilen entstehen, z. B. bei der Weser. Außerdem ist bei einem solchen, von großen Sommerfluten nicht heimgesuchten Strome die anderweitige Ausnutzung der im Winter aufgespeicherten Hochwassermassen durch allmähliches Ablassen im Sommer erheblich leichter durchzuführen als z. B. beim Bober und Queis, für welche Flüsse Sammelbecken und Stauweiher vorgesehen und die Talsperren teilweise im Bau begriffen sind. Wären diese Anlagen bereits vollendet, so würden sie am Verlaufe des diesjährigen und des vorjährigen Sommerhochwassers nichts geändert haben. Nur Sammelbecken in den zu Österreich-Schlesien und Mähren gehörigen Gebirgslandschaften hätten wesentlich hierauf einwirken können. Immerhin werden die für das Bobergebiet und für einige andere Stellen der Sudeten begonnenen und geplanten Anlagen zur Zurückhaltung des Schadenhochwassers voraussichtlich nach mehreren Richtungen nützlich wirken und den planmäßigen Ausbau der Hochwasserflüsse erleichtern.

Mit diesem Ausbau und mit der Verbauung der Gebirgsbäche hat die schlesische Provinzialverwaltung, reichlich unterstützt durch Staatsbeihilfe, vor einiger Zeit begonnen. Da die in Aussicht genommenen Arbeiten erst im Werden begriffen sind, kann man von Bewährung oder Nichtbewährung im allgemeinen einstweilen noch nicht sprechen. Jedenfalls geben die bei der diesjährigen Hochflut gesammelten Erfahrungen keinen Anlaß zur grundsätzlichen Änderung der bisherigen Baupläne, obwohl an einigen Stellen der Freiwaldauer Biele die teilweise voll-

endeten Uferdeckwerke dem Angriffe des Hochwassers nicht standgehalten haben. An anderen Stellen, besonders an der Glatzer Neiße und Landecker Biele, sind die neuen Bauten aus der ihnen diesmal auferlegten harten Probe unversehrt hervorgegangen. Man möge beachten, daß bei einem noch größtenteils verwilderten Flusse die Anfänge des planmäßigen Ausbaues weit mehr gefährdet werden, als dies später der Fall ist, wenn die Werke sich gegenseitig unterstützen und die Hauptquellen der Verwüstungen beseitigt sind.

Es würde zu weit führen, auf die zur Verbauung der Gebirgsbäche in den Erosions- und Ablagerungsgebieten und für den Ausbau der Hochwasserflüsse vom Wasserausschusse empfohlenen Maßregeln einzugehen. Sie zielen dahin, die Bildung neuer Geschiebe zu verhüten und einer Umlagerung der alten Geschiebe durch Befestigung der Ufer und der Sohle entgegenzuwirken, schädliche Aufstauungen der Flutwelle durch Entfernung der Hindernisse ihres freien Abflusses zu vermeiden, den Stromstrich des Hochwassers an das sicher befestigte Flußbett zu fesseln und Seitenströmungen zu verhindern, die zu Verlegungen des Bettes führen könnten. Die schlimmsten Zerstörungen, bei denen zahlreiche Bauwerke, Wohngebäude und Menschenleben den stürmischen Fluten zum Opfer gefallen sind, haben bei der diesjährigen Hochflut an den bisher noch gänzlich verwilderten Flußstrecken und Gebirgsbächen durch Verlegungen des Fluß- oder Bachbettes stattgefunden.

Auch beim Hauptstrome würden solche Verlegungen erfolgt sein, wenn nicht durch jahrelange Arbeiten sein Stromschlauch vortrefflich ausgebaut und festgelegt wäre. Was uns überliefert ist von den traurigen Ereignissen bei Hochfluten vergangener Zeiten, als noch jedes große Hochwasser, jeder schwere Eisgang dem Stromlaufe neue Wege wies, übersteigt bei weitem das Maß der Schrecken, mit denen jetzt eine ungewöhnliche Hochwassererscheinung aufzutreten pflegt. Durch den planmäßigen Ausbau unserer Ströme haben die Eisgefahren einen großen Teil ihrer Bedeutung verloren und ist die Möglichkeit geschaffen worden, das Bett in fester Lage zu erhalten, den Ausschweifungen des Stromlaufs endgültig vorzubeugen. Hiermit ist der erste und wichtigste Schritt geschehen zur Herrschaft über das ungebärdige Element, das Wasser. Der zweite Schritt wäre ein planmäßiger Ausbau des Hochwasserbettes, um den Gefahren der Hochfluten zu begegnen, soweit dies menschliche Macht vermag.

Aus Völkerſeelen.

Von

Isolde Kurz.

Am Feierabend.

Die Seele eines Volkes erlauſcht man an ſeinen Feierabenden. Wenn ich vom Süden komme und ſehe unſre deutſchen Bauern des Abends im ſchwach erhellten Biergarten ſingend beiſammen ſitzen, ſo muß ich am Zaune ſtehen bleiben und horchen. Die heiſeren, ungeſchickten Stimmen ſind nicht in der Gewalt der Sänger und geben häufig falſche Töne von ſich, aber der Wille iſt ſo rührend gut. Und es klingt etwas tief klagendes heraus wie ein Naturlaut der ſchmerzlichſten Sehnſucht, von dem die braven, biertrinkenden und auf ihre Art vergnügten Leute ſelbſt nichts wiſſen. Sie ſind nur das rauhe, ſchlecht geſtimmte Inſtrument, auf dem der Genius des deutſchen Volkes ſeine tiefe unſtillbare Sehnſucht nach dem Schönen klagt. Ich höre die alten geliebten Volkslieder wieder, die ſo kunſtlos aus dem Mutterboden der Poeſie geſtiegen ſind. Aber wie werden ſie geſungen! Das wimmert und klagt in langgezogenen Lauten, das ſtöhnt und ſchmachtet wie nach einem Strahl von Schönheit. Meint man nicht den tauben Beethoven zu ſehen, wie er einem alten verſtimmten Klavier mit ſeligem Lächeln, das nach innen lauſcht, ein ohrenzerreißendes Konzert entlockt?

Ich aber denke an die florentiniſchen Sternennächte und an die Schwärme junger Leute, die eilenden Fußes mit ihren Mandolinen und Guitarren durch die Straßen ziehen und unermüdlich ſingen, ſingen mit Stimmen, die niemals fehl gehen, die ſo voll, ſo klar, ſo ſicher ſind wie der Genius Italiens. Wie taktfeſt iſt ihr Geſang, ihre Töne wie mühelos, wie adlig frei, ganz vorn am Rand der Lippen geboren. Und mit dieſen wundervollen Stimmen, in dieſen goldklaren Tönen ſingen ſie die banalſten Operettenarien, ganz ohne Empfindung für den überirdiſchen Glanz ihrer Geſtirne droben. O arme, deutſche Volksſeele, wenn dir ein ſolches Inſtrument gehorchte, du würdeſt dein Inneres darauf ausſtrömen in einem Geſange, wie ihn die Welt noch nicht vernommen hat.

Aber so gut soll es dir nicht werden. Das Bier und deine eigene Schwere binden dich mit eisernen Reifen. In den Gärten trinken, kegeln und taumeln sie. Wie der Abend vorrückt, wird ihr Gesang zum Geheul, zum Gebrüll, so wild und so tief melancholisch zugleich, wie von einem eingesperrten Dämon, der sich nutzlos quält, seine Bande zu sprengen und Entsetzen jagt die Lauscherin von hinnen.

Unser Märchen.

Das echte deutsche Märchen hat prophetische Züge und ist völlig elementarer Natur. Es ist ja auch kein Produkt der Kunst, sondern aus dem Trümmerfall unsrer alten Mythen, unsrer alten Religion hervorgegangen. Bei keinem andern Volke haben sich die entthronten, aber immer noch mächtigen Götter zu Spielkameraden der Kindheit hergegeben. Das goldene Spielzeug, womit sie spielen, das sind Allvaters uralte zerbrochene Runentafeln, worin seine Weltgedenken eingegraben stehen, jene Tafeln, deren Wiederfinden am neuen Weltenmorgen die Edda verheißt. Das deutsche Märchen ist das Idafeld, auf dem die verkündigte Wiederkehr der alten Götter und ihr friedliches Beisammenleben in Erfüllung gegangen ist. „Wohl ist den Wahlgöttern, wißt ihr davon?"

Auch wer es nicht weiß, fühlt an dem freudigen Ehrfurchtsschauer, der ihn durchläuft, daß hinter diesen Gestalten Wesen höherer Art sich bergen. Darum hat auch das deutsche Märchen wie die Märchen keiner andern Nation einen tiefethischen Gehalt, es weist immer nach einer höheren Gerechtigkeit. Der unschuldige Kindersinn bleibt Sieger, und fast immer behält der Dumme kraft einer höheren Vernunft dem Schlauen gegenüber Recht. Es predigt ja sogar, und mit tausend Zungen, das Recht und den Wert der Tiere und reicht dadurch in eine noch höhere Ethik der Zukunft herüber. Hier fällt schon ein Strahl der allumfassenden indischen Humanität herein, die auch das Tier in ihr „das bist du" einschließt.

Merkwürdig ist nun, wie unser Märchen diesen ethischen Goldgehalt verliert, sobald es sich auf fremdem Boden einbürgert. In Sicilien z. B. sind die schönsten deutschen Märchen so unbefangen zu Hause, als ob sie dort gewachsen wären, aber sie sind reines Spiel der Phantasie oder symbolisiertes reales Leben geworden. Ihre Moral hat sich völlig umgekehrt: dem Schlauen gehört die Welt, und wer sich überlisten läßt, der hat es nicht besser verdient. Der Genius der lateinischen Völker *ärgert* sich nämlich über den Unklugen, den Tölpel, der die Gottesgabe seiner fünf Sinne nicht richtig zu benutzen versteht, und gibt ihn schonungslos dem Verderben preis. Das ist *seine* poetische Gerechtigkeit.

Am Abend einer Kultur.

Je ausgeglichener eine Kultur, desto weniger differenziert sie sich mehr in ihren Individuen. Sie gleicht einem ruhigen Abendlicht, das die Gegensätze aufhebt. Das heutige Italien hat keine ganz überragenden Persönlichkeiten aufzuweisen, weil Geist, Talent und Bildung zu gleichmäßig in der Nation verteilt sind. Bei dieser Austeilung fällt keinem Einzelnen mehr eine so große Masse von Talent und Tüchtigkeit zu, daß er sich gegen Hunderttausende in die Wagschale werfen könnte. Das Volk ist hochmusikalisch und bringt doch keine Titanen der Musik hervor. Es lebt in einem Element von Poesie, die ihm als unmittelbare Empfindung und als naive Bildersprache von selber zufließt, und hat seit Jahrhunderten kein Dichtergestirn erster Größe gehabt.

Bei uns ist das Volk unmusikalisch und unpoetisch, so kamen wir zu einem Goethe, zu einem Beethoven, und immer noch kann von Zeit zu Zeit einer aufstehen, der die ganze Musik, die ganze Poesie an sich rafft, während die Menge um ihn her arm bleibt.

Der Genius der lateinischen Rasse.

Der lateinische Genius ist ein so einfacher und zugleich so wundervoller Mechanismus. Er muß uns Germanen immer aufs neue entzücken, wenn gleich sein Zeug nicht überall ausreicht. Denn dieser feine, rasche, sonnenhelle Geist, dem die ganze Welt des Sichtbaren gehört, hat keinen Zugang zu den geheimnisvollen, unterirdischen Gewölben, auf denen unsere große Kunst ruht: ein Beethoven konnte nur ein Deutscher sein. Unendliche Gebiete bleiben dem Romanen verschlossen: das Helldunkel der Empfindungen und der rätselhafte metaphysische Untergrund der Dinge, das Reich der „Mütter". Wenn wir da ankommen, lassen unsre italienischen Freunde uns allein gehen, sie fürchten sich wie Kinder vor dunklen Kammern.

Die festen Schranken der Erde sind ihnen zu lieb. Es ergreift sie ein schreckhaftes Gefühl, wenn sie uns nach dem grenzenlosen Raume steuern sehen, es ist ihnen, als müßten wir ins Leere stürzen, als sollten sie uns an den Kleidern festhalten.

* * *

Respekt vor der Form ist die Stärke des lateinischen Geistes und seine Schwäche zugleich. Die italienische Renaissance hatte aus der katholischen Kirche ihren innersten Geist herausgeblasen, die leer gewordene Schale anzutasten fiel ihr niemals ein. Nicht nur die heidnisch gesinnten Weltkinder respektierten sie, auch der glühende Asket Savonarola wagte nicht die letzte

Konsequenz seiner reformatorischen Ideen zu ziehen; nur die Personen griff er an, nicht das System. Die festgefügte überkommene Form hielt ihn in unentrinnbarem Bann, und ein abergläubischer Schauder riß ihn auf die Knie, als es ein Anrennen gegen den tausendjährigen Bau gegolten hätte.

Dazu brauchte es den harten Schädel eines deutschen Mönchs, der ein naives Naturkind war, auch Wein, Weib und Gesang nicht verschmähte und ohne Furcht vor Überkommenem die Welt aus den Angeln hob.

Das Hellenische im Italiener.

Das persönliche Auftreten des Griechen kann man sich nur durch den Italiener leibhaft vorstellen. Wie Perikles vor allem Volk weinte, als er die Aspasia verteidigte, davon gibt nur der italienische Volksredner noch einen Begriff. Sich selber spielen wird bei allen Völkern zur Unnatur, und besonders der Germane tut wohl daran, seine Empfindungen nur erraten zu lassen. Einzig der Italiener besitzt noch von Natur die starke Geste, die den Affekt ganz unmittelbar und mit höchster Würde ausdrückt.

Die Interpunktionen.

Die Interpunktionen sind kleine, höchst charakterische Merkmale für den Geist eines Volks. Der Germane setzt sie bei den logischen, der Romane bei den rhetorischen Einschnitten. So unterscheiden sich gleich die Denker- und die Rednervölker. Nichts ist schwieriger in einer fremden Sprache zu erlernen als die Interpunktion; es heißt dabei aus der eigenen Seele heraus in die Seele einer fremden Rasse fahren. Der Franzose, der Italiener stellt gewiß sein Komma immer dahin, wohin wir es nicht stellen möchten. Sein Absetzen bedeutet eine kleine Pause zur vermehrten Eindringlichkeit, das unsrige bedeutet eine gedankliche Gliederung.

Urkundliche Beiträge zur Blütezeit Ludwig Richters.[1])

Von

Karl Budde.

Ludwig Richter an Georg Wigand, Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1836 bis 1858, Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. Verlag von Georg Wigand in Leipzig, XV, 203 S. 8°, Preis 3,50 Mk., gebunden 4,50.

Es war gewiß für alle Richterfreunde eine große Enttäuschung, daß die Gabe, die uns Georg Wigands Verlagsbuchhandlung zur Jahrhundertfeier versprochen hatte, ausblieb, und die köstlichen Auszüge, die der Kunstwart in seinem Richter-Heft daraus bieten konnte, dienten vorläufig nur dazu, das Bedauern zu vermehren. Genau einen Monat später ist nun das Festgeschenk wirklich erschienen, ein Buch wie geschaffen für den Weihnachtstisch, und es gilt daher keine Zeit zu verlieren, um noch darauf hinzuweisen. Was uns geboten wird, ist in vielen Beziehungen unvollständig. Es ist kein Briefwechsel, da leider die Briefe Georg Wigands sämtlich fehlen. Daß sie dem Herausgeber nicht zur Verfügung standen, geht aus S. IX des Vorworts hervor; ob besondere

[1]) Die Überschrift soll auf den Aufsatz zurück verweisen, der im Oktoberheft S. 78 ff. veröffentlicht wurde. Ganz ungezwungen gibt sich, was hier geboten werden kann, als Fortsetzung und Ergänzung, und zugleich auch als Bestätigung, zu jenem. — Zu den Randeinfällen auf Hoff 68 (vgl. das Oktoberheft S. 86) möchte ich bei dieser Gelegenheit einiges ergänzen. Auf dem ersten Bilde strebt alles nach dem fernen Weinstock der hohen Kunst. Aus des jungen Ludwig Richter Munde gehn nur die Worte Süß aber weit: er erkennt die Höhe des Ziels und fühlt in sich die Kraft es zu erreichen, aber äußere Verhältnisse hindern ihn daran. Die Legende Sauer dagegen kommt aus dem Munde eines der beiden Zecher: sie sitzen dicht unter dem Weinstock, könnten ihn fast mit Händen greifen, aber Kraft und Streben gehn ihnen ab. Ein dritter hinter ihnen hält statt des Weinglases Palette und Pinsel und schaut sehnsüchtig nach dem Weinstock empor, und der Vierte über ihm greift schon nach den Früchten. Über diesen beiden steht Dahle, und es ist mir nun nicht mehr zweifelhaft, daß dies bedeutet Leute wie Dahl, d. i. der junge Norweger, der in Dresden solches Aufsehen machte und von Richter in dem römischen Briefe S. 89 Z. 5 ff. erwähnt wird. Sie also haben beides, Kraft und Mittel, die anderen zwar Mittel, aber nicht die Kraft; Richter endlich fühlt die Kraft und das Streben in sich, muß aber fern vom Ziel verkümmern, weil ihm die Mittel fehlen. Die halb fortgeschnittenen Schriftzeilen über den beiden Darstellungen dürften bloße Überschriften sein, sodaß damit kaum etwas verloren ist.

Nachforschungen danach angestellt sind, erfahren wir nicht. Noch schmerzlicher ist es die Jahrgänge 1838—1845, 1848, 1849 der Briefe Richters im ganzen Umfang entbehren zu müssen. Aber man braucht wohl die Hoffnung nicht aufzugeben, daß ein glücklicher Fund in dem Archiv der Verlagsbuchhandlung sie uns einmal als hocherwünschten zweiten Band beschert. Leider ist es auch damit nicht getan. „Fünfzehn Briefe", sagt das Vorwort, „darunter eilige Zettel ohne Datum und besonderen Inhalt, sind ganz fortgelassen, in fast allen übrigen 130 Stücken war die Auslassung ganzer Sätze und Abschnitte notwendig." Nicht „Ausgewählte Briefe" sondern „Briefe und Briefausschnitte" hätte es also wohl auf dem Titelblatt heißen sollen. Wir können und wollen mit der Verlagsbuchhandlung, die des Empfängers Erbin ist und noch heute seinen Namen trägt, nicht rechten um das, was sie uns vorenthalten hat, ist doch, was sie uns gönnt, immer noch ein äußerst kostbares Geschenk. Wie weit wir Ursache haben, mit dem Verfahren des Herausgebers zufrieden zu sein, darauf müssen wir unten zurückkommen. Dem Verlag aber gebührt gleich hier der wärmste Dank, auch für die vornehme und geschmackvolle Ausstattung.

Ein fast rein geschäftlicher Briefwechsel ist es, dessen eine Seite wir hier vor uns haben: ein Künstler verhandelt mit seinem Verleger über die ihm gewordenen Bestellungen, Art und Zeit ihrer Erledigung, Ausführung der Vervielfältigungen, Ausstattung der Werke, ja auch, und nicht zum wenigsten, um das leidige Geld. Was kann man sich öderes denken, und nun vollends bei Ludwig Richter, dem Urbild des sächsischen Philisters! Wer mit dieser Vorstellung an das Buch herantritt, wird sich aufs angenehmste enttäuscht finden. Die ersten Briefe voll gesunden Menschenverstandes, von überzeugender Klarheit, von vollkommener Sachkunde. Aber sobald die erste Förmlichkeit überwunden ist und ein freundschaftliches, vertrauliches Verhältnis sich angebahnt hat, strömt jeder Brief über von Witz und Laune und echter Poesie. Aber auch von dem sicheren Selbstbewußtsein des begnadeten Künstlers. Man lese die köstliche illustrierte Satire der Entstellung seiner Figuren durch die englischen Stahlstecher S. 19, den Spott über „die 14 englischen Nothelfer" S. 20, die Ablehnung aller Reisebegleitung für seine fränkische Wanderung auf S. 21. Der „bescheidene Meister" — das ist ja fast sein stehendes Beiwort geworden — tritt uns hier sofort entgegen als der unbedingt selbständige Mann, der niemandes Hilfe bedarf, sich von niemanden dreinreden läßt, sondern mit unfehlbarem Urteil aus der klar erkannten Sache heraus seine Entscheidung trifft. Daß er sich seiner eigenartigen Größe wohl bewußt ist, lehrt die ganze Briefreihe. Nicht ohne feine Ironie berichtet er S. 53 (26. Juni 1850), wie er in München auf der Kunstausstellung gefeiert worden ist. „Weil ich so glücklich bin, keinem der bedeutenden Künstler mit meinen Sachen im Wege zu stehen, so sind sie alle zufrieden damit, und ihr Lob entladet sich um so feuriger auf mich arme unschuldige Kreatur." Wie sagt er es S. 91 f. so rund heraus, daß er sich bewußt ist, allen übrigen Illustratoren überlegen zu sein, dem Genfer Töpfer, dem

Franzosen Johannot, wie bloß die mangelhafte Wiedergabe und Ausstattung seiner Zeichnungen ihn ins Hintertreffen bringt! Oder man lese S. 180, über die Anfänge von Eduard Eichorius' Sammlung. „Die Sammlung des Hrn. E. möchte ich schon sehen, wenigstens die Zeichnungen; aber es dürfte Niemand dabei sein. Wenn ich nicht Ich wäre, und ich sammelte meine Sachen, so wüßte ich schon, auf was ich mein Augenmerk lenkte. Wenn ich ein paar Hundert meiner hie und da verzettelten Zeichnungen wieder haben könnte, so wäre das schon eine Sammlung, die wahrhaft erfreuen könnte, und wofür ich allen andern Kram hingäbe." Ebenso weiß er, was er nicht kann, und lehnt Vorschläge, die dahin zielen, entweder rund ab, oder er weiß sie so zu wenden und zu modeln, daß sie ihm passen und er sich wieder in seinem Element fühlt. Rein Religiöses, insbesondere Biblisches, „so nahe es auch seinem Herzen steht, will ihm nicht recht aus der Hand" (S. 55); „für rein ideale Figuren ist er grade kein Hexenmeister" (S. 149). Gerade darum ist er so voll ehrlicher Begeisterung für Schnorrs Bilderbibel, die ihm damals bei den Holzschneidern so übel in die Quere kam (S. 87). Die Religion in ihren Wirkungen, in Welt und Leben, „Darstellungen des Familien-, Natur- und Einzellebens in religiöser Beziehung, das ist besonders sein Feld" (S. 62). So wird aus den von Wigand geplanten „Legenden" ganz unter der Hand die herrliche Folge „Erbauliches und Beschauliches", und Richter setzt, wo er diesen Namen zuerst hinwirft (S. 63), noch ausdrücklich hinzu: „aus dem Abendlande", d. h. nicht aus der evangelischen Geschichte, wie sie sich im Altertum und im Morgenlande abgespielt, sondern aus der Heimat und der Gegenwart, wo wir die Wirkungen des Evangeliums mit Händen greifen können. Er weiß eben ganz genau, daß er nicht Idealist sondern Realist ist, Darsteller der Wirklichkeit, wie er selbst sie erfahren und erlebt hat.[2]) Selbst des „Erbaulichen" kann ihm leicht zuviel werden; er wünscht „Ergötzliches" daneben (S. 72), und leider sind lange nicht alle die „Schnurren", die er „aussimuliert" und vorschlägt (S. 114, 119), zur Ausführung gekommen. Aber, wenn etwas dergleichen sich einmal ganz hat auswachsen dürfen, wie die in übermütigster Laune geschaffenen „Musikanten" in Nieritz' Volkskalender 1855, wie kann er sich dann daran ergötzen und mit immer neuen tollen Einfällen das Geleistete noch überbieten (S. 118ff.)! Derselbe Trieb zum Lebendigen, Wirklichen bricht sich auch anderwärts regelmäßig Bahn. Mit besonderer Vorliebe kommt Wigand je und je auf das Landschaftliche zurück. Aber wie Richter gleich im Anfang allein den Antrieb dazu gegeben hat, daß aus dem „Malerischen und romantischen Deutschland" mehr wurde als bloße Nachschriften älterer Veduten, in englische Stahlstichmanier nach der neuesten Mode übersetzt, so biegt er jeden neuen Plan auf Land und Leute hin um, auch ehe er Riehls bahnbrechendes Buch kennt und Wigand bittet, es selbst zu lesen und diesen Mann für seine Bücher zu gewinnen (S. 151). Mit dem größten Ernst geht er der Stammes-

[2]) Vgl. was im Oktoberheft auf S. 73 gesagt wurde.

eigenart der Landesbewohner nach. Wie bedauert er, daß sich von den „sehr abwechselnden, verschiedenartigen Trachten des Volks in Franken", die er in seinen Wanderskizzen festgehalten, bei der Kleinheit der Figuren auf den Stahlstichen so wenig wird festhalten lassen (S. 25). Für Hebels Alemannische Gedichte hat er bei der Kürze der Zeit das Land nicht selbst durchstreifen können; aber er empfindet das auch als schweres Hemmnis und kann nicht genug an Darstellungen von Land und Leuten sich zusammenerbitten, um davon eine genaue Anschauung zu bekommen (S. 50f. 54f.). Für Klaus Groths Vaer de Gaern hat er sich in Holstein „brav umgesehen und flüchtige Skizzen gesammelt, die er wohl zu verbrauchen denkt". „Es war doch gut, daß ich Land und Leute gesehen habe, und ich gehe nun sicherer ans Werk und weiß, was ich machen und nicht machen darf" (S. 181). Aber wo er dann zugegriffen, wo er sich auf seinem eigenen Grund und Boden fühlt, da weiht er sich seinem Gegenstand auch ganz und gar und schwelgt geradezu in den Texten, die er illustrieren soll. „Ich arbeite", so sagt er während der Tätigkeit für das Goethe-Album, „mit unbeschreiblicher Lust und Liebe. Schon in diesen Blumenduft der köstlichsten Dichtungen sich täglich versenken zu dürfen, ist eine Wonne; und dazu ist nun alles reine, hohe Natur, keine Papierblumen, überall wärmstes, wahrstes Leben." Die sinnigen Märchen der Schwarzen Tante (Frau Professor Fechner) hat er zunächst ein paarmal durchgelesen (S. 33), ohne mehr als ein wohlwollendes, sehr bedingt günstiges Urteil über sie abgeben zu können: wie oft mag er sie wieder gelesen haben, bis er zu der warmen Anerkennung in dem Briefe vom 15 Okt. 1847 hindurchdrang und zu der Begeisterung, aus der seine entzückend schönen Bildchen dazu entsprungen sind? Wie lebt er in Jeremias Gotthelfs Besenbinder von Rychiswyl! Unwillkürlich verfällt er in die knorrige Berner Mundart, in der dieser geschrieben ist (S. 72), und noch viel später, i. J. 1856 (S. 176) kommt sie ihm gelegentlich wieder in die Feder. Stets sind es echte Charakterköpfe, die ihn besonders anziehen, Jung Stilling, Mörike, Riehl vor andern, und es ist ewig schade, daß so mancher um die Illustrationen gekommen ist, die Richter ihm zugedacht hatte. Aber gelesen hat er gewiß unsäglich viel, auch geringere Ware, und nichts ist bei ihm verloren. Köstlich wirkt es, wie er S. 92, zum Schluß einer flehentlichen Bitte, Wigand im Geiste mit dem „Herodes vor Bethlehem" aus Mahlmanns heute verschollener Tragödie antworten hört: „Laß ab, laß ab, ich bin gerührt". Alles in allem begegnen wir einem Manne von untrüglichem Gefühl und höchster Empfänglichkeit, dessen geistige Nerven auf jeden Reiz kräftig und richtig erwidern, einem wahrhaft gebildeten Künstler, wenn es je einen gegeben hat.

Die Bekanntschaft Richters mit Georg Wigand knüpfte sich durch eine glückliche Fügung in dem denkbar günstigsten Augenblick. Gerade war dem Künstler im Herbst 1835 der Sinn für Landschaft und Leben der Heimat wieder aufgegangen, als Wigand an ihn herantrat. Es handelte sich um eine rein äußerliche Angelegenheit: ob Richter gestatten wolle, daß einer Reihe von Stahl-

stichen, die nach seinen Radierungen von 1820 angefertigt wurden, sein Name beigeschrieben werde. Aber voll von den neu gewonnenen Erkenntnissen konnte Richter darauf nur so antworten, daß er sich für neue Arbeit in neuem Sinne ganz und gar zur Verfügung stellte. Die Entschiedenheit, mit der er in den ersten 19 Briefen, vom Juli 1836 bis zum Oktober 1837, deutsche Art und lebendige Wiedergabe der Natur gegen englische Manieriertheit durchsetzt, fügt seinen Verdiensten ein neues hinzu, das man bisher nicht voll zu würdigen im stande war. Dann folgt leider die große Lücke von acht vollen Jahren, 1838 bis 1845. Wie auf den glatten und harten Stahlstich der kräftigere und doch so viel weichere und wärmere Holzschnitt folgte; wie aus dem Landschafter der Zeichner des menschlichen Lebens wurde; wie Richter auch auf diesem Gebiete, und in noch viel erfolgreicher als auf jenem, eine neue Kunstblüte heraufführte, das steht in den Jahrgängen, die uns leider fehlen. Von dem ersten Probeschnitt nach einer Richterschen Zeichnung, unter den der Meister eigenhändig ein „Pfui Teufel!" schrieb,[3]) bis zu den Kalenderbildern von 1846, deren die nächsten Briefe Erwähnung tun, war ein weiter Weg zurückzulegen. Gern würden wir des Meisters Eingreifen auf den einzelnen Stationen, bei den Volksbüchern, Dullers deutscher Geschichte, dem Landprediger, Musäus' Volksmärchen, den Studenten- und Volksliedern, an den Urkunden verfolgen. Mit bescheidenem Stolze wirft Richter zu Anfang 1851 (S. 64), bei der Zusammenstellung des zweiten Richter-Albums, einen Rückblick auf diese Zeit des Ringens mit sprödem Stoff und unzulänglichen Hilfskräften. „Dem Einfluß der Engländer ist zuletzt ein guter Riegel vorgeschoben worden", so lautet auch hier die knappe Zusammenfassung. Aber abgeschlossen ist dies Ringen auch in der Zeit, aus der die Briefe uns vorliegen, noch keineswegs; vielmehr zieht sich der Kampf fast von Anfang bis zu Ende durch die ganze Briefreihe hindurch. Besonders heiß wird er bei den schönen Werken aus den 50er Jahren, Hebel, Erbauliches und Beschauliches, Bechstein, Goethe-Album. Bei der gewaltig gesteigerten Nachfrage haben die wenigen tüchtigen Holzschneider, Kretzschmar, Flegel, Bürkner und der alle andern überflügelnde junge A. Gaber, eine Menge von Gehilfen annehmen müssen, die nur zum Teil genügendes leisten, und angesichts des steten Drückens der Preise (vgl. besonders S. 165 f.) sehen sich auch die besten genötigt schnell und liederlich zu arbeiten, um leben zu können. Dazu tritt ein Monumentalwerk wie Schnorrs Bilderbibel Richters Wünschen aufs empfindlichste in den Weg. „Die Schnorrschen Bibelplatten nehmen nun vollends die besten Kräfte in Anspruch, und an meinen Sachen lernen die jungen Hunde kauen!" Man muß es lesen, mit welchem Eifer Richter bemüht ist, für jedes einzelne Blatt die besten Leute zu gewinnen, neue auszubilden, den Gewonnenen ins Gewissen zu reden, für bessere Bezahlung Fürsprache einzulegen. Wie er ordentlich

[3]) Das Blatt, Hoff unbekannt, stellt einen Erntezug dar. Ed. Eichorius besaß davon zwei Abdrücke, von denen er den oben erwähnten mir zum Geschenk gemacht hat.

verliebt sein kann in ein voll gelungenes Blatt, wie er trauert um jedes verhunzte.[4]) Aber dann lese man auch die begeisterten Zeugnisse der Holzschneider selbst für ihren geliebten Meister, wie Hoff sie eingefordert und veröffentlicht hat (S. 437—482 seines Katalogwerks). Erst dann kann man es ganz würdigen, wie groß Richters Verdienst um das schöne Gelingen der genannten Werke ist, wie glücklich sich der Verleger schätzen mußte, dem es vergönnt war, mit einem solchen Manne zu arbeiten.

Aber nicht nur der Anfang, sondern auch der Schluß des Briefwechsels trifft in einen providentiellen Punkt; er fällt wiederum mit einem tiefen Einschnitt in Ludwig Richters Wirken zusammen, obgleich es einfach der frühe Tod Georg Wigands war, der ihm ein jähes Ende bereitete. Was Richters persönliche Schicksale angeht, so erreichen wir in der Briefreihe schon bald (S. 38) den Punkt, an dem seine Lebenserinnerungen einen so ergreifenden Abschluß finden, den Tod seiner ältesten Tochter Marie in ihrem 17. Lebensjahre. Im weiteren Fortgang sehen wir dann, wie Gaber dem Richterschen Hause immer näher tritt. Seine Verlobung und Hochzeit mit Aimée Richter im Jahre 1852 hat sich zwischen den Zeilen verloren; das folgende Jahr bringt die Nachricht, daß Richter durch sie zum erstenmale Großvater geworden. Nur in wehmütigen Rückblicken (besonders S. 136) hören wir von dem plötzlichen Tode der Gattin im Sommer 1854; die beiden folgenden Jahre berichten fröhlich von Verlobung und Hochzeit der Tochter Helene mit dem Fabrikanten Kretzschmar. Aber durch alles dies hindurch zieht sich die unabläßige Sorge um Gesundheit und Zukunft seines Sohnes Heinrich. Der Abschluß seiner musikalischen Studien in Leipzig unter Otto Jahns Beirat (S. 105 ff.), so vielversprechend er anfangs erscheint, führt doch zu keinem Lebensberuf. Ende 1854 hören wir (S 131 f.), daß Heinrich in Dresden Musikstunden gibt, Ende 1855 ist es damit schon aus, und Wigand wird als Sachverständiger zu Rate gezogen über die Gründung der neuen Verlagsfirma Gaber und Richter (S. 167 f.). Dem hochbegabten, aber unstät und unwirtschaftlich angelegten Schwiegersohn sollte damit gleichzeitig geholfen werden, eine Hoffnung, die freilich nur wenige Jahre vorhielt. Aber um das eigenartige und einzigartige Verhältnis zu Georg Wigand, das Arbeiten Richters fast ausschließlich für ihn, war es damit jedenfalls geschehen. Statt weiterer Hefte des Erbaulichen und Beschaulichen, wie sie geplant waren, erscheinen 1856 das Vaterunser, 1857 das Lied von der Glocke bei Gaber u. Richter, und wenn Richter Ende 1856 klagt, wie er sich schier in Stücke reißen muß, um allen Ansprüchen zu genügen, so ist es schon nicht mehr wie drei Jahre früher (S. 117) Wigand allein, für den er am liebsten alles machte, sondern Wigand und sein Sohn, „an die er sich wird verkaufen und verschreiben müssen". Das mußte mit der Zeit zunehmen, und der völlige Abbruch

[4]) Zum Glück ist Richters Urteil ein außerordentlich strenges. So sicher sein Tadel stets begründet ist, sind doch manche der getadelten Blätter immer noch recht schöne, erfreuliche Leistungen des Holzschnitts.

der geschäftlichen Beziehungen, der nach S. XII nicht ohne die Schuld der Hinterbliebenen bald nach dem Tode Wigands eintrat, wäre auf die Dauer auch bei seinen Lebzeiten schwerlich zu vermeiden gewesen. Daß Wigand selbst sich darüber vollkommen klar war, zeigt deutlich ein Satz aus einem seiner Briefe, der uns in Heinrich Richters Briefwechsel erhalten ist. Seinen Wortlaut habe ich in dem unten erwähnten Aufsatze mitgeteilt. Was aber den tiefen Einschnitt in Richters Tätigkeit bezeichnet; wodurch Richter, auch abgesehen von allen persönlichen Stimmungen hüben und drüben, genau um diese Zeit notwendig von Wigand zu seinem Sohne hinübergezogen wurde, das war des Künstlers Gesundheit, vor allem der Zustand seiner Augen und Nerven. Die Klagen darüber beginnen ja in dieser Briefreihe recht früh; vor allem ist es das haarscharfe Aufzeichnen der Bilder auf den weißgrundierten Holzstock, was ihm die Augen so schwer angreift. Aber seit der aufreibenden Arbeit an der Stahlplatte zur Christnacht, deren Vollendung Richter am 8. Juni 1855 mit einem „Gott Lob!" meldet, geht es reißend bergab. Die beiden letzten Briefe melden einen Zusammenbruch, der das Schlimmste befürchten läßt. Das Alter ist da. Was Richter noch leisten konnte, — und es kam des Schönen noch sehr viel zusammen — das entlockte ihm nicht mehr das stürmische Werben des feurigen, unersättlichen Leipziger Verlegers, sondern nur die sorgende Pflege, das geduldige Abwarten, das schonende Ermuntern der allernächsten Umgebung. Hier setzt das ein, was ich an anderer Stelle über die Spätzeit Ludwig Richters habe ausführen können.[5]) Der Briefwechsel beginnt und schließt also zugleich mit der Blütezeit Ludwig Richters; es war eine Fügung, und gewiß eine segensreiche, daß dieser Künstler und dieser Verleger sich fanden.

Höchst anziehend ist es, die Entwicklung und die Eigenart des persönlichen Verhältnisses der beiden zu verfolgen, soweit das an der Hand dieses halben Briefwechsels möglich ist. Rein geschäftlich beginnend, wächst es sich bald zu einem vertraulichen und freundschaftlichen aus; bereits nach einem Jahre wird aus dem „Hochgeehrten" oder „Werthgeschätzten Herrn" ein „Hochgeehrter Herr und Freund"; „Theurer Freund" lautet die Anrede, soweit sie uns vergönnt wird, in den späteren Jahren. Es würde zu weit führen, wollte ich alle Äußerungen dieser Freundschaft hier verfolgen. Aber das soll doch rühmend erwähnt werden, daß Wigand selbst solche Freundschaftsdienste zu erweisen bereit war, die ihm und seinem Hause andauernde persönliche Opfer auferlegten. Während seines Leipziger Studienjahrs ist Heinrich Richter mindestens die längste Zeit der Gast des Hauses Wigand gewesen, und nur durch ihre schnelle Verlobung kam Helene Richter darum, unter Frau Wigands Leitung den Haushalt zu erlernen. Und neben dem immer wiederholten Danke für solche Tatbeweise wahrer Freundschaft begegnen wir in Richters Briefen ebenso oft dem warmen Ausdruck wirklicher Geistesgemeinschaft, dem Bewußtsein mit Wigand zusammenzugehören, von

[5]) Die christliche Welt 1902 Nr. 8, abgedruckt vom Dresdner Anzeiger.

niemandem so verstanden zu werden, wie von ihm. Ohne allen Zweifel legen die Briefe für Wigands Persönlichkeit ein glänzendes Zeugnis ab. Aber neben aller Freundschaft mit Herz und Hand geht das geschäftliche Verhältnis seinen gleichmäßigen Gang weiter: es ist, als wenn zwei Konti neben einander offen lägen, und nicht leicht greift man so wie hier mit Händen die Wahrheit des Satzes, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört. Nur die eine Seite der Äußerungen haben wir vor uns, und die nur sehr unvollständig. Aber aus dem, was uns gegönnt ist, geht mit unwiderleglicher Klarheit hervor, daß Ludwig Richter von Anfang bis zu Ende überzeugt gewesen ist, zu niedrig honoriert zu werden, daß Georg Wigand anderseits sich weder durch klare Aussprache noch durch zarte Winke bewegen läßt, zu höheren Honorarsätzen überzugehn; vielmehr nimmt er die niedrigsten Forderungen ohne weiteres an, ja gelegentlich setzt er es unter Hinweis auf die geringeren Honorare der Konkurrenz durch, daß Richter den ohnedies niedrigen Satz fast um ein Viertel ermäßigt. „„Dar is dat Geld för de Ko", sae de Bur unn bröch sin Fru söven Penning to Hus", so schreibt der Meister unter die gekürzte Berechnung (S. 73). Das ist Humor, aber doch Galgenhumor, wie man deutlich spürt. Es versteht sich von selbst, daß Richter sich stets als der Schwächere erweist; aber nirgends fehlt die Versicherung, daß er eigentlich zu kurz komme und bei äußerster Anstrengung kaum das tägliche Brot verdiene. Einmal allerdings lesen wir von einem größeren Geldgeschenk, 250 Taler, die Wigand Richter beim Erscheinen des dritten Richter-Albums von 1855 — von den beiden ersten (1848 und 1851) hatte der Künstler kein Honorar erhalten — ohne vorheriges Übereinkommen zugehn ließ.[6]) Aber auch auf dies wohlverdiente Geschenk hat Richter ihn geradezu gestoßen. Am 6. Dez. 1854 schreibt er bei der Vorbesprechung dieses Albums: „Jedenfalls wünsch ich dem Käufer Lust und Freude, dem Freund und Verleger ein recht gutes Geschäft, und dem Freund des Verlegers, dem Zeichner? Etwas, was freundlich angedeutet werde." Und darunter steht eine der unnachahmlichen, zum Teil geradezu genialen Schreibfederzeichnungen, deren Wiedergabe dem Buche zum köstlichsten Schmucke dient, ein Küster, der den Klingelbeutel hinstreckt. Eine Klingel von der Größe einer mäßigen Türglocke sorgt für völlige Unmißverständlichkeit der Geberde.[7]) Man wird schwerlich fehlgehn, wenn man annimmt, daß solche

[6]) Die Anmerkung von Wigands eigener Hand auf S. 190 muß auf einem Irrtum beruhen; Richter dankt für diese Summe vielmehr in dem Briefe vom 28. Okt. 1855 auf S. 160f. Seine Dankesäußerungen auf S. 190 beziehen sich nur auf eine geistige Wohltat, und zwar auf Otto Jahns biographischen Aufsatz in den Grenzboten vom Februar 1852. Das Datum des Briefs ist eben verlesen oder von Richter selbst verschrieben. Er ist nicht vom 14. Februar 1857, sondern 1852.

[7]) Ich folge hier der Wiedergabe im Kunstwart, Richterheft (1903, Heft 24) S. 571. Das Buch hat auf S. 136 den Druckfehler wurde statt werde, der keinen Sinn ergibt, und durch irgend welchen Irrtum bringt es das Bild schon auf S. 93, an weit weniger passender Stelle.

Winke Richters, insbesondere der Anspruch auf Auflagenhonorar für die größeren Folgen, Albums u. dgl., in den gestrichenen Abschnitten noch häufiger vorkommen; jedenfalls aber genügt, was uns geboten wird, zu zeigen, daß Richter sich dauernd für seine Leistungen nicht ausreichend bezahlt fühlte. Das soll nicht dem Verleger zum einseitigen Vorwurf festgestellt sein. Vielmehr steht dem gegenüber zunächst Wigands Interesse, das mit dem Richters gleiches Recht in Anspruch nehmen konnte, und die Pflicht des gewissenhaften und vorsichtigen Geschäftsmanns. Weiter hat Richter gerade durch sein stetes Drängen auf reichen Bilderschmuck, sorgfältigste Ausführung, gute, ja glänzende Ausstattung der Bücher die Leistungsfähigkeit des jungen Verlags auf die äußerste Probe gestellt. Oft genug betont er es ausdrücklich, daß er für die Gewährung dieser Wünsche gern mit seinen niedrigen Honorarsätzen ein persönliches Opfer bringe. Endlich aber hat die dauernde Verbindung mit Wigand ihm, wenn auch kein glänzendes, so doch ein vollkommen sicheres, hinlängliches und jederzeit flüssiges Einkommen gerade während der schwierigsten Jahre seines Haushalts gewährt, und er hat diese Sicherheit wiederholt dankbar anerkannt. Alles in allem gereicht es beiden zur hohen Ehre, daß alle solche peinlichen Verhandlungen nicht im stande waren, ihr freundschaftliches Einvernehmen und ihr gedeihliches Zusammenwirken zu schädigen. Aber hätte man diese Briefe seinerzeit gebührend zu Rate gezogen, so wäre es auch nach Wigands Tode unmöglich gewesen, das eigenartige Verhältnis mißzuverstehn und durch die Verwirrung persönlicher Freundschaft und geschäftlicher Beziehungen Richter schweres Unrecht und bittere Kränkung zuzufügen.[3])

Und nun die Arbeit des Herausgebers. Er verdient den wärmsten Dank für das schöne, verständnis- und stimmungsvolle Vorwort. Leider läßt sich über die Arbeit an den Texten, die doch die Hauptsache bleibt, nicht ebenso günstig berichten. Recht oder Unrecht der Streichungen zwar, so lebhaft wir sie bedauern müssen, maßen wir uns nicht an, zu beurteilen. Aber warum uns auch die Anreden und Unterschriften vorenthalten, die doch oft genug den Ton der Musik angeben und in keinem Falle fehlen dürfen? Wie viele Leser mögen es merken, daß auf S. 92 „Herodes vor Bethlehem“ nicht die Unterschrift des Briefes, eine der vielen scherzhaften Selbstbezeichnungen Richters, ist? Und keine Rücksicht auf die ästhetische Wirkung (S. XIII) durfte dazu führen, die Lücken ganz unvermerkt zu lassen. Ein einfaches Sternchen hätte jedesmal genügt, dem Leser eine Klarheit und Sicherheit zu geben, deren er jetzt völlig entbehren muß. Unbedingt waren auf S. 26 und 48 durch Schlußstrich und kleinen Zwischenraum die großen Lücken von acht und zwei Jahren hervorzuheben. Einen ganz unglücklichen Eindruck macht in hunderten von Fällen das Mißverständnis der Anführungszeichen,

[3]) Vgl. das Vorwort des Albums 202 Richterbilder, Leipzig, Otto Wigand, 1860, 1864, 1868. Natürlich muß es bei der ernsten Versicherung Richters, daß er den Verfasser des dort angeführten Aufsatzes nicht kenne, auch durchaus nicht die Anregung dazu gegeben, sein Bewenden haben.

deren Strichpaar Richter vor und hinter dem Zitat fast oder ganz wagrecht auszuziehen pflegt. Kalkschmidt druckt sie durchgängig — nur auf S. 73 finde ich eine Ausnahme — als = ab, worunter niemand etwas andres als das mathematische Zeichen der Gleichung verstehen kann. Geradezu toll sieht das aus, wenn das Anfangszeichen an das Ende der vorhergehenden Zeile oder das Schlußzeichen an den Anfang der folgenden gerät, was öfter vorkommt (z. B. S. 72, 143). Schweres Unrecht ist weniger Richter als dem Leser geschehen durch den buchstäblichen Abdruck der Briefe mit allen Flüchtigkeitsfehlern; und wären es volle Unwissenheitsfehler, so stände die Sache nicht besser. Es ist wahr, Richter hat, was er als Sachse im Sprechen nicht unterscheiden konnte, auch im Schreiben unzählig oft verwechselt: reisen und reißen klingen ihm gleich, für dem hat er stets den gesagt und auch sehr häufig geschrieben. Auch die Logik des ck ist ihm nicht aufgegangen, und was dergleichen mehr ist. Aber daß ihm, wenn er sich Zeit nahm, Irrtümer nur selten begegneten, zeigen doch schon die beiden ersten Briefe: wozu also die Flüchtigkeitsfehler der vertraulich und eilig geschriebenen wiederholen und den Leser damit auf Schritt und Tritt ärgern und behindern? Sogar Schreibfehler in den Eigennamen, wie Birkner für Bürkner, Erhardt für Ehrhardt, werden getreulich ausgesetzt, obgleich die richtige Schreibung daneben vorkommt. War es nicht genug, Richters Schwäche im Vorwort zu erwähnen und ihre Spuren dann stillschweigend zu tilgen? Seiner Bildung steht so turmhoch über allen denkbaren Fehlern gegen Rechtschreibung und Sprachlehre, daß das wahrlich keine Verfehlung gegen die Treue des Herausgebers gewesen wäre. Freilich ist Richters Schwäche in der Tat noch größer, als der Herausgeber sie sich vorstellen mag; wenigstens hat er einige Stellen scheinbar zu Richters Gunsten verlesen. S. 124 Z. 6 von unten muß es heißen zun Musikanten, S. 175 zun 7 Schwaben, S. 95 zun Balladen, d. h. zu den Musikanten usw. Kalkschmidt liest überall zum und verfehlt damit den Sinn. Nicht alle Lesefehler können hier aufgeführt, manche auch nicht ohne das Manuskript sicher gestellt werden. Aber daß dieses von kundigem Auge genau verglichen werde, ist unbedingt nötig. Auch reine Versehen, Auslassung von Worten u. dgl., sind unverbessert geblieben; nur einmal, auf S. 10 Z. 10 von unten, finde ich ein Wort, das von der Hand des Herausgebers, gegen seine sonstigen Grundsätze, ergänzt zu sein scheint. Das nennt man doch nicht herausgeben.

Daß ein Brief falsch datiert und eingereiht ist, wurde oben schon festgestellt. Leider ist es nicht der einzige. Aus dem Jahre 1845 ist kein Brief vorhanden; denn Nr. 20, S. 27, ist nicht am 19. Dezember 1845, sondern 1854 geschrieben, und wenn selbst 1845 deutlich dastände. Er gehört also hinter S. 137. Daß er an der falschen Stelle steht, zeigt auf den ersten Blick die Anrede — ein Beweis, wie wichtig deren Mitteilung unter Umständen sein kann —; genaue Durchsicht der Briefe von S. 137 an rückwärts wird den Beweis nach allen Seiten erbringen. Irrig eingeordnet sind auch die selbstbiographischen Mit-

teilungen Richters auf S. 140ff., die kein Datum tragen. Sie können nicht im Januar 1855 geschrieben sein, weil sie dem Aufsatze zu Grunde liegen, den Jahn bereits im Februar 1852 in den Grenzboten (Nr. 5) herausgab. Die hier vorliegende erste Veröffentlichung zeigt, daß Jahn Richters Mitteilungen auf weite Strecken lediglich in die dritte Person umgesetzt hat, ein glänzendes Zeugnis für Richters schriftstellerische Begabung. Dem Stücke diese Stelle anzuweisen, hat sich Kalkschmidt durch einen Absatz des Briefs vom 23. Januar 1855 verleiten lassen. Aber die dort versprochenen neuen Mitteilungen sind unmittelbar an Jahn gesandt, können sich also nicht in Wigands Briefwechsel vorfinden. Sie sind vielmehr vor einigen Jahren aus Jahns Nachlaß von Adolph Michaelis in dem Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog abgedruckt, treu, aber unter Beseitigung „geringer orthographischer oder grammatischer Flüchtigkeiten", also nach dem oben geforderten richtigen Verfahren. Nr. 98 gehört also etwa an das Ende des Jahres 1851, und Nr. 127 ist der Dank für den Aufsatz, den Jahn darauf gründete.

Auch in den nur zu spärlichen Erläuterungen, die der Herausgeber in Fußnoten beifügt, fehlt es nicht an Irrtümern. Der Sammler des größten Schatzes von Richters Zeichnungen, Eduard Eichorius, so oft in diesen Briefen genannt, ist noch nicht gestorben, wie S. 156 vorausgesetzt wird, sondern erfreut noch heute sich und andre durch deren Genuß, nach S. XI auch den Herausgeber, der sie auf der Dresdener Ausstellung bewundert hat. Der Stadtrat Eichorius, der S. 156 erwähnt ist, dürfte sein Bruder sein, der allerdings schon vor längerer Zeit gestorben ist. Der scherzhafte Vorwurf, daß Wigand sich selbst bestehle (S. 184), bezieht sich nicht auf das Richteralbum, sondern auf die Vergrößerungen Richterscher Zeichnungen in den „12 Richterbildern" und in Nieritz Volkskalender für 1858.

Und nun genug! All das sind winzig kleine Mängel im Vergleich mit dem, was das Buch bietet. Sie sind nur darum hervorgehoben, damit sie bei künftigen Auflagen des herrlichen Buchs vermieden werden. Sicher wird es deren manche erleben.

Erfolge der deutschen chemischen Industrie.

Von

H. Wichelhaus.

(Eingesandt im Jahre 1900.)

Die chemische Industrie veredelt die Rohstoffe der Natur in eigentümlicher Art.

Der krystallisierte Zucker, den wir gebrauchen, wird aus den verschiedensten Pflanzen hergestellt, indem man ihn nach besonderen, dem Rohstoffe angepaßten Verfahren von all' den Stoffen, die mit Zucker zusammen den Saft von Rohr, Rübe, Ahorn usw. bilden, trennt.

Trennungsverfahren spielen überhaupt eine große Rolle; ebenso wichtig sind aber die Umsetzungsverfahren. Nach dem allgemeinen Schema: $AB + C = AC + B$ macht man aus zwei Rohstoffen, davon verschiedene Bestandteile im einfachsten Falle A, B u. C sind, aber auch viel mannigfaltiger sein können, durch Zusammenbringen in Lösung, durch Anwendung hoher Temperatur, kurz durch Herstellung geeigneter Bedingungen etwas Neues.

Die Eigenschaften von A C u. B sind in allen Fällen andere als die von A B u. C. Im übrigen können A C u. B überhaupt neu sein oder Verbindungen bezw. Elemente, die als solche in der Natur vorkommen, aber durch den bezeichneten Vorgang billiger oder besser hergestellt werden.

Wenn also der Vorgang in dem einen oder anderen Sinne Bedeutung hat, so sind wieder Trennungsverfahren anzuschließen, durch welche A C oder B isoliert oder gereinigt werden.

Betriebe dieser Art sind uralt: Metalle aus Erzen, Glas und Seife konnte man schon im Altertum herstellen, Zucker, Schwefelsäure, Kobaltblau usw. im Mittelalter. Aber man wußte die Vorgänge nicht zu erklären; der Zufall lehrte sie kennen, die Ausführung war eine mehr oder minder unsichere Kunst. Erst im 19. Jahrhundert sind alle diese Dinge auf eine andere Stufe gestellt worden, und zwar durch die Erkenntnis des Wesens der Sache. Weil die Wissenschaft der Chemie im vorigen Jahrhundert auf ihre Höhe kam, wurde auch die chemische Industrie etwas Großes; die Betriebe nahmen nicht nur in unerwarteter Weise zu, sondern gewannen Zusammenhang, so daß jetzt ein Ganzes von hoher, technischer Vollendung dasteht.

Zu der Entwicklung des Ganzen hat die Vervollkommnung der Verkehrsmittel nicht wenig beigetragen; im einzelnen erkennt man deutschen Geist und deutschen Fleiß ebenso wie in der Wissenschaft. Durch ihre Vielseitigkeit übertrifft die deutsche chemische Industrie diejenige der anderen; was die Menge und die Werte der erzeugten Produkte betrifft, so wird sie nur auf einzelnen Gebieten vom Auslande übertroffen. Wie dies erreicht wurde, soll im folgenden gezeigt werden.

Die Grundlage für alles weitere bilden die Betriebe, welche man als „chemische Groß-Industrie" zusammenfaßt. Dazu gehört die Darstellung der Mineralsäuren (Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, schweflige Säure, Kohlensäure), der Alkalien (Soda, Ätznatron, Bicarbonat, Pottasche, Ätzkali) und vieler Salze, die ausgedehnte gewerbliche Verwendung finden (Sulfat, Kalisalze, Wasserglas, Cyanverbindungen, Chlorkalk und chlorsaure Salze), sowie endlich mehrerer chemisch einfacher Stoffe (Elemente) wie Chlor, Brom, Phosphor, Aluminium, Magnesium. Die Erzeugnisse der chemischen Großindustrie dienen allen übrigen Zweigen der chemischen Industrie als unentbehrliche Hilfsstoffe, wie sich aus den späteren Ausführungen ergeben wird, sie finden aber auch zum Teil unmittelbare Verwendung im häuslichen und gewerblichen Leben, sowie besonders in der Landwirtschaft.

Die eigentliche Heimat der chemischen Großindustrie ist England, wo sich die drei Haupterfordernisse: Kohlen, Salz und Schwefelkies in glücklicher Vereinigung nahe bei einander finden, und wo die politischen Verhältnisse in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts der Industrie größere Ruhe und Stetigkeit gewährten als auf dem Kontinent. So war denn England Jahrzehnte lang auf diesem Gebiete tonangebend; es beherrschte den Markt so vollständig, daß seine Verdrängung fast unmöglich erschien. Das letzte Drittel des vergangenen Jahrhunderts brachte indessen einen Umschwung, der selbst die unmittelbar Beteiligten überrascht hat. Einerseits der europäische Kontinent, und hier in erster Reihe Deutschland, andererseits die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich von England größtenteils unabhängig gemacht und sind dessen gefürchtete Nebenbuhler im Welthandel geworden.

Den ersten Platz unter allen künstlich dargestellten Chemikalien nimmt der Menge nach die Schwefelsäure ein.[1]) Sie war den Alchemisten des 16. Jahrhunderts wohl bekannt, von ihrer Existenz wußte man sogar

[1]) Die Weltproduktion an Schwefelsäure betrug 1878 bereits mehr als 1 Million Tonnen (zu 1000 Kilogramm), woran Deutschland mit 112000 Tonnen beteiligt war. Seitdem hat sich die deutsche Produktion versiebenfacht, und diese ungeheure Menge wird nahezu vollständig in Deutschland verbraucht, und zwar zur Hälfte in der Kunstdüngerindustrie zur Herstellung von Superphosphat.

schon im frühen Mittelalter, aber sie blieb ein wertvoller Stoff, bis ihre Darstellung in den sogenannten Bleikammern — aus Bleiplatten luftdicht zusammengesetzten kammerartigen Räumen — durch Roebuck und Garbett 1746 eingeführt wurde. Diese Herstellungsweise, welche im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Deutschland verpflanzt wurde, überwiegt auch heute noch, nachdem inzwischen vielfache Verbesserungen des Verfahrens vorgenommen worden sind, deren Ziel natürlich stets in erster Linie die Verbilligung der an Wichtigkeit fortdauernd gewinnenden Säure war. Das Bleikammerverfahren liefert die sogenannte englische Schwefelsäure. Eine noch stärkere Form ist die rauchende Schwefelsäure oder das Nordhäuser Vitriolöl, welches früher durch Erhitzen von Eisenvitriol dargestellt wurde und als eine Lösung des Schwefelsäureanhydrids in gewöhnlicher Schwefelsäure anzusehen ist. Im Jahre 1875 fand Prof. Clemens Winkler in Freiberg, daß man auch Schwefelsäureanhydrid erhält, wenn man das Verbrennungsprodukt des Schwefels, die schweflige Säure, mit Luft oder Sauerstoff gemischt, über eine erwärmte Kontaktsubstanz leitet. Unter einer Kontaktsubstanz versteht man einen Körper, der eine chemische Reaktion einzuleiten und fortzuführen vermag, ohne sich selbst dabei zu verändern, so daß man mit einer kleinen Menge des Kontaktkörpers theoretisch unendliche Mengen des neuen chemischen Produkts darstellen kann. In der Praxis hat die Wirksamkeit des Kontaktkörpers natürlich eine Grenze, da sie durch unvermeidliche Nebeneinflüsse allmählich vermindert und schließlich ganz aufgehoben wird. Winklers Erfindung wurde zunächst nur zur Darstellung rauchender Schwefelsäure von hoher Konzentration verwendet. Mit der Zeit ist es aber der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen gelungen, das Verfahren soweit zu vervollkommnen, daß es billig genug wurde, um die Darstellung englischer Schwefelsäure zu lohnen, die man ja ohne weiteres durch Zusatz von Wasser zur rauchenden Säure erhält. Es ist also die Möglichkeit gegeben und von genannter Fabrik als ausführbar erwiesen, die Bleikammern zu beseitigen und die Schwefelsäure in viel einfacherer Weise als bisher darzustellen. Die Folgen einer solchen Umwälzung sind einstweilen noch nicht abzusehen.

Nächst der Schwefelsäure beansprucht die Soda den ersten Platz unter allen chemischen Erzeugnissen.[2]) Die Alkalien, deren Hauptvertreter jetzt die Soda ist, haben von jeher einen der wichtigsten Bedarfsgegen-

[2]) Deutschland erzeugt jetzt jährlich 250000 Tonnen, die Vereinigten Staaten liefern noch etwas mehr. Im Jahre 1882, als letztere noch gar nicht in Betracht kamen und Deutschland erst 100000 Tonnen lieferte, betrug die Weltproduktion schon über 700000 Tonnen, wovon auf England 432000 Tonnen entfielen.

stände der Menschen, insbesondere zu Reinigungszwecken, gebildet. Der Bedarf wurde früher aus natürlichen Vorkommen (Natronseen) oder aus Pflanzenaschen in beschränkter Weise und in unreiner Form beschafft. Erst die Erfindung Leblancs, welcher die Soda auf künstlichem Wege aus dem Kochsalz darstellen lehrte, eröffnete eine unversiegbare Quelle für billiges Alkali. Nachdem dann Muspratt das Leblanc'sche Verfahren in England eingeführt hatte, entwickelte sich dort, unterstützt durch die äußerst günstigen natürlichen Vorkommen aller Rohstoffe, ein fast die ganze Welt versorgender Betrieb. Das Leblancverfahren hatte aber große Schattenseiten, zu denen insbesondere die sehr bedeutenden Mengen der als Nebenprodukt erhaltenen Salzsäure und der schwefelhaltigen Rückstände gehörten. Dies hatte daher schon frühzeitig zu Versuchen angeregt, die Soda auf kürzerem Wege aus dem Kochsalz herzustellen. Die Grundlage all dieser Versuche bildete die Umsetzung des Kochsalzes mit kohlensaurem Ammoniak, wodurch einerseits Soda, andererseits Chlorammonium (Salmiak) gewonnen wird, welch' letzteres mit Kalk wieder das stets von neuem zu benutzende Ammoniak liefert, während als Nebenprodukt und Rückstand nur eine wertlose Chlorcalciumlauge bleibt, die man weglaufen lassen kann. Die ersten in England und Frankreich genommenen Anläufe in dieser Richtung blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Erst Solvay in Belgien, Honigmann in Aachen und Gerstenhöfer in Freiberg errichteten dauernde Betriebe für die sogenannte „Ammoniaksoda". Die Überlegenheit des neuen Verfahrens zeigte sich bald. Der Anteil der Ammoniaksoda an der Gesamterzeugung nahm stetig und schnell zu. Anfangs kamen dem Leblancverfahren in dem Wettstreite seine Nebenprodukte, insbesondere die Salzsäure, zu Hilfe, deren Preis infolge der verringerten Erzeugung natürlich stieg. Aber auch diese Stütze ist ins Wanken geraten, seitdem die Elektrizität in die chemische Industrie eingedrungen ist und man gelernt hat, das Chlor, das bis dahin nur aus der Salzsäure gewonnen wurde, direkt aus den Chlorverbindungen, wie Kochsalz, Chlorkalium usw. auf elektrolytischem Wege darzustellen.

Hierbei gewinnt man neben dem Chlor als zweites Hauptprodukt die Ätzalkalien, deren leichte Darstellung ebenfalls eine Stütze des Leblancverfahrens darstellte. Das elektrolytische Verfahren beraubt somit den Leblancprozeß seines letzten Haltes, und so dürfte die Zeit nicht mehr allzu fern sein, wo der Leblancprozeß im wesentlichen nur noch historische Bedeutung hat.

Wie schon bemerkt, bilden neben der unumgänglich nötigen Kohle das Kochsalz und der Schwefelkies die Hauptrohstoffe für die Soda- und

Schwefelsäureerzeugung. Von beiden besitzt Deutschland ausgedehnte natürliche Vorkommen, welche in großem Maßstabe ausgebeutet werden.[3]) Trotzdem findet noch eine die deutsche Förderung weit übersteigende Einfuhr von Schwefelkiesen, hauptsächlich aus Spanien und Portugal, statt, weil diese Kiese durch ihren Kupfergehalt eine lohnendere Verarbeitung gestatten. Aus den deutschen Kiesen wird vorwiegend schweflige Säure für die Herstellung der für die Papierfabrikation geeigneten, aus Holz stammenden Sulfitcellulose hergestellt.

Diese Säure kommt, nachdem sie verflüssigt wurde, in eiserne Flaschen, wie flüssige Kohlensäure, ja sogar in Zisternenwagen, die 10000 Kilogramm fassen, in den Verkehr.

Zur Herstellung der Schwefelsäure nach dem Bleikammerverfahren braucht man auch Salpeter. Dieser wurde früher besonders in Ostindien durch Verrotten landwirtschaftlicher Abfälle in Gegenwart von Holzasche und Kalk erzeugt, wobei man Kalisalpeter erhielt. Um 1830 begann man aber mit der Ausbeutung der mächtigen Lager von Natronsalpeter, welche sich in der regenlosen Gegend auf der Grenze von Chile und Peru vorfinden. Den Anstoß hierzu gab zunächst der verhältnismäßig unbedeutende Bedarf der Schwefelsäure- und Pulverfabriken, seine eigentliche Bedeutung erlangte der Natron- oder Chilisalpeter aber erst durch Verwendung zu Düngezwecken, welche durch Liebigs Lehren angeregt war. In seinem Werke „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" hatte Justus Liebig, der hervorragendste und vielseitigste der deutschen Chemiker, im Jahre 1840 den Grundsatz aufgestellt, daß man dem Ackerboden, wenn er fruchtbar bleiben solle, alle Stoffe, die ihm in Form von Ernten entzogen werden, wiedergeben müsse. Die zu ersetzenden Stoffe sind vor allem Stickstoff, Phosphor und Kali. Da der Stickstoff den Hauptbestandteil der Luft ausmacht, so konnte man anfangs wohl glauben, daß diese Quelle von den Pflanzen unmittelbar benutzt würde. Allein genauere Untersuchungen Liebigs und anderer Forscher lehrten, daß der Boden den den Pflanzen nötigen Stickstoff zu liefern hat, und zwar in Form von Ammoniak oder Verbindungen des Stickstoffs mit Sauerstoff, wie eine solche im Salpeter vorliegt. Diese Erkenntnis führte zu einem gewaltigen Aufschwunge der Salpetergewinnung, so daß die Ausfuhr von Salpeter aus Südamerika im Jahre 1890 um mehr als das tausendfache die Ausfuhr des Jahres

[3]) Im Jahre 1898 wurden in Deutschland 137000 Tonnen Schwefelkies gefördert.

1830 übertraf.[4]) Es ist bekannt, daß der Besitz der einträglichen Salpeterfelder in der Politik der südamerikanischen Staaten keine geringe Rolle gespielt hat, bis durch den Krieg zwischen Chile, Peru und Bolivia im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der ganze Salpeter führende Landstrich in die Hände der Chilenen kam. Daß die Erkenntnis vom Werte des Salpeters als Dünger in Deutschland festen Fuß gefaßt hat, beweist der staunenswerte Verbrauch des Chilisalpeters,[5]) der zum weitaus größten Teile auf die Landwirtschaft entfällt.

Das Ammoniak ist die einfachste Stickstoff-Wasserstoff-Verbindung. Es wird im Boden dadurch wirksam, daß es durch dessen oxydierenden Einfluß in salpeterartige Verbindungen übergeht. Durch die Erkenntnis des Düngewerts der Ammoniakverbindungen, die ebenfalls auf Liebig zurückzuführen ist, erhielten diese überhaupt erst einen Wert auf dem Weltmarkte. Für Beschaffung des Ammoniaks mußten in früherer Zeit tierische Abfälle dienen; durch Fäulnis von Harn, durch Destillation von Knochen, Horn u. dgl. erhielt man es, den Hauptwert des Guanos machte es aus. Dann aber fanden die Chemiker, daß die Steinkohle Stickstoffverbindungen, welche sie längst untergegangenen Pflanzengenerationen verdankt, in Form von Ammoniak wieder abgibt, wenn man sie der trockenen Destillation unterwirft. Dies geschieht nun zum Zwecke der Leuchtgasbereitung und behufs Gewinnung von Koks. Im letzteren Falle wurden früher die Destillationsprodukte einfach verbrannt. Der stetig zunehmende Bedarf der Landwirtschaft an Ammoniak, sowie der Teerfarbenindustrie an anderen Bestandteilen des Steinkohlendestillates führten aber dazu, bei der Verkokung der Steinkohlen die abdestillierenden Bestandteile wiederzugewinnen. Hierdurch wurde eine Ammoniakquelle erschlossen, welche schon jetzt das fünffache des bei der Gasbereitung gewonnenen Ammoniaks ausmacht, aber noch bedeutender Steigerung fähig ist.[6])

Neben dem Stickstoff bildet der Phosphor in der Form von Phosphorsäure einen Bestandteil der Ackerkrume, der stetig ersetzt werden muß, wenn der Boden ergiebig bleiben soll. Die in der Natur vorkommenden phosphorsauren Salze (Phosphate) sind aber alle in Wasser fast unlöslich und werden deshalb nur sehr langsam und sehr unvollkommen von den Pflanzen aufgenommen. In seinem schon genannten grund-

[4]) Im Jahre 1830 wurden noch nicht 1000 Tonnen, 1890 aber mehr als 1 Million Tonnen ausgeführt.

[5]) Im Jahre 1899 mehr als eine halbe Million Tonnen.

[6]) 1897 wurden in Deutschland 90000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak gewonnen und weitere 26000 Tonnen vom Auslande eingeführt.

legenden Werke „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ schlug nun Liebig vor, die Knochen, die ja hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalk bestehen, zur Phosphorsäuredüngung zu verwenden, sie aber vorher mit Schwefelsäure zu zersetzen, um die Phosphorsäure auf diese Weise löslich zu machen und ihre Aufnahme durch den Ackerboden zu erleichtern. Damit war das Superphosphat erfunden. Die Richtigkeit der neuen Lehre wurde dadurch erwiesen, daß stark phosphorsäurebedürftige Pflanzen, wie z. B. Futterrüben, am besten gediehen, wenn man die zu einer vollen Ernte nötige Phosphorsäure in löslicher Form, als Superphosphat, dem Boden zuführte. Infolge dieser Erkenntnis nahm die Erzeugung von Superphosphat zunächst in England so zu, daß ein Mangel an Knochen eintrat, der selbst durch die Ausbeutung der in Steppen Amerikas und Afrikas seit Jahrhunderten angesammelten Knochenreste nicht behoben werden konnte, und zur Aufschließung der mineralischen Phosphatlager drängte, auf deren Benutzung Lawes schon 1842 ein englisches Patent genommen hatte. Jetzt wird von den auf der Erde jährlich zur Verfügung stehenden Knochen[7]) fast nichts mehr auf Superphosphat verarbeitet. Zur Herstellung des letzteren dienen vielmehr die natürlichen mineralischen Phosphate, an denen besonders Amerika, und hier wieder die Halbinsel Florida, reich ist.[8]) Doch finden sich auch in Deutschland abbauwürdige Lager an der Lahn (Lahnphosphorite).

Außer den mit Schwefelsäure aufgeschlossenen mineralischen Phosphaten werden nun aber auch noch andere, Phosphorsäure enthaltende, Rohstoffe von der Landwirtschaft verwendet, welche zwar nicht so rasch wie Superphosphat, aber doch wirksam den Phosphorsäureverlust des Bodens ausgleichen. Dazu gehört der Guano, der Kot von Vögeln, die sich auf unbewohnten Inseln in unzählbaren Scharen aufhalten. Er verdankt ebenfalls Liebigs Untersuchungen seinen Handelswert; seine besondere Bedeutung liegt darin, daß er auch einen ziemlich hohen Gehalt an Ammoniak, also Stickstoff, besitzt. Neben dieser exotischen Quelle haben aber die Arbeiten deutscher Chemiker, insbesondere Hoyermanns eine andere, sehr ausgiebige Phosphorsäurequelle erschlossen, nämlich die Schlacken des Thomas-Gilchristschen Stahlprozesses, welche vorwiegend aus phosphorsaurem Kalk in vom Ackerboden gut assimilierbarer Form bestehen. Seit dem Jahre 1886, in welchem das neue Düngemittel

[7]) Etwa 75000 Tonnen.

[8]) Die Vereinigten Staaten von Amerika lieferten 1899 1¾ Millionen Tonnen Phosphatmineralien, von denen fast 900000 Tonnen nach anderen Ländern ausgeführt wurden, davon mehr als 200000 Tonnen nach Deutschland.

zuerst auf den Markt kam, hat sich die in Deutschland erzeugte Menge versechsunddreißigfacht,[9]) und kaum ein Zehntel davon geht ins Ausland.

Der dritte Bestandteil des Ackerbodens, der nach Liebigs Untersuchungen ersetzt werden muß, wenn der Acker ertragfähig bleiben soll, ist das Kali. Es ist bekannt, daß alle Pflanzenaschen bedeutende Mengen Kali in Form von Pottasche enthalten, so daß sie lange Zeit die Hauptquelle bildeten. Indessen war diese Industrie ein Raubbau im eigentlichen Sinne. Von dem Kali, welches ihm auf diese Weise entzogen wurde, sah der Boden in der Regel nichts wieder, er verarmte also immer mehr an Kali und konnte natürlich dann zum Anbau stark Kali bedürftiger Pflanzen überhaupt nicht mehr benutzt werden. Man muß sich vergegenwärtigen, daß eine Kartoffelernte jedem Hektar 100 Kilogramm, eine Rübenernte sogar 166 Kilogramm Kali entzieht.

Der Ersatz des dem Boden entzogenen Kalis war natürlich so lange unmöglich, als man keine andere Quelle für Kali als eben die Pflanzen hatte. In dieser Not entdeckte man gerade zur rechten Zeit eine neue Kaliquelle, deren Ergiebigkeit die kühnsten Erwartungen übertreffen sollte. Bei der Durchteufung gewisser Schichten der Staßfurter Gegend, die man 1852 bis 1856 vornahm, um zu den Steinsalzlagern zu gelangen, ergab die chemische Untersuchung der „Abraumsalze" einen bedeutenden Kaligehalt. Mit dem Jahre 1860 begann die besondere Ausbeutung dieser Kalilager erst auf preußischem, später auch auf anhaltischem Gebiet (Leopoldshall). Da dieses Vorkommen von Kalisalzen bisher auf der Erde vereinzelt geblieben ist, so ist Deutschland der Weltlieferant für Kali geworden. Die geförderten Mengen haben dementsprechend ganz gewaltige Ziffern erreicht.[10])

Wenn nun auch die Landwirtschaft weitaus den größten Teil der rohen und der gereinigten Kalisalze verbraucht, so spielen doch auch andere Verwendungszwecke eine keineswegs unbedeutende Rolle. Zunächst stellt man nach den Angaben von Grüneberg und anderen aus den Rohsalzen reines Chlorkalium und schwefelsaures Kalium her. Auch der größte Teil dieser reinen Salze findet als konzentrierte Düngesalze in der Landwirtschaft Unterkommen, besonders im Auslande, da natürlich für das konzentrierte Produkt die Transportkosten geringer sind.

Kurz vor Beginn der Ausbeutung der Staßfurter Kalilager hatte Grüneberg begonnen, Pottasche nach einem dem Leblanc—Sodaprozeß

[9]) Sie stieg von 25 000 Tonnen auf 900 000 Tonnen.

[10]) Im Jahre 1898 wurden mehr als 2,2 Millionen Tonnen Rohkalisalze gefördert; davon wurden etwa 1/2 Mill. Tonnen im Werte von 24 Mill. Mark ausgeführt.

nachgebildeten Verfahren darzustellen. Die Erschließung des Chlorkaliumlagers ermöglichte von 1861 ab die Aufnahme der künstlichen Pottaschefabrikation in großem Maßstabe, wodurch die früheren Marktverhältnisse völlig zu Gunsten der Pottasche aus Chlorkalium verändert wurden. Bis dahin war Rußland der tonangebende Lieferant gewesen, im Laufe von 30 Jahren aber wurde Rußland aus einem Pottasche ausführenden zu einem Pottasche einführenden Lande.[11]) Ähnliche Rückgänge zeigten die nordamerikanischen Staaten. Indessen die nimmer rastende Chemie hat bereits der weiteren Ausdehnung der Pottascheindustrie eine Grenze gesetzt, und zwar durch die Einführung der elektrolytischen Verfahren, mittels welcher aus Chlorkalium unmittelbar Chlor und Ätzkali gewonnen werden. Dies äußert sich z. B. darin, daß die Ausfuhr von Ätzkali dem Werte nach bereits die Ausfuhr von Pottasche übertrifft.

Eine zweite wichtige Verwendung des Chlorkaliums ist die zur Herstellung des besonders für die Schießpulverbereitung erforderlichen Kalisalpeters. Grüneberg, Wöllner u. a. zeigten, daß man letzteren durch Umsetzen des Chilisalpeters mit Chlorkalium darstellen könne. Durch dieses Verfahren wurde Deutschland unabhängig von der Einfuhr des ostindischen Salpeters, der bis dahin den Markt beherrscht hatte, und konnte sogar im Auslande den Wettbewerb mit diesem aufnehmen.

Die bisher besprochenen Zweige der chemischen Großindustrie sind fast durchweg von größter Bedeutung für die Landwirtschaft, indem sie dieser künstlichen Dünger, also die für den Boden nötigen Ersatzstoffe, in Mengen und zu einem Preise liefern, wie sie früher undenkbar gewesen wären. Der Gewinn, den die Landwirtschaft indirekt dabei erzielt hat, läßt sich natürlich nicht in Zahlen ausdrücken, man kann aber wohl sagen, daß die chemische Industrie eine Nährmutter der Landwirtschaft geworden ist; es sei hier nur an die durch die künstliche Düngung ermöglichte intensive Kultur der Zuckerrübe erinnert.

Aber nicht nur dem Ackerbau ist die chemische Großindustrie eine mächtige Helferin, sie liefert auch anderen Industrien die wichtigsten Hilfsmittel, wie z. B. der Zündwarenindustrie den Phosphor und das chlorsaure Kalium. Das Geburtsjahr der Phosphorzündhölzchen ist 1805, ihre Geburtsstätte Paris. Aber diese ersten Streichhölzer verbreiteten nicht nur einen unerträglichen Geruch, sie waren auch feuergefährlich, da sie häufig explodierten und die brennende Masse überallhin zerstreuten. Als dann der Kaiser Napoleon I. die eigens für ihn hergestellten Hölzchen

[11]) 1864 betrug die Pottascheausfuhr aus Rußland 11011 Tonnen, 1895 überstieg zum ersten Male die Einfuhr von Pottasche in Rußland die Ausfuhr.

wegen ihrer Mängel in die Seine werfen ließ, wurde es lange Zeit still davon. Fast ein Menschenalter dauerte es, ehe die Schwierigkeiten überwunden wurden. Der Erfinder der brauchbaren Schwefelhölzchen war ein politischer Gefangener auf der Feste Hohenasperg, der Chemiker Kammerer aus Ludwigsburg. Die von ihm in der Muße der Gefangenschaft angefertigten Zündhölzer gelangten in die Außenwelt und wurden bald in Frankreich und England, wo man an derselben Aufgabe schon längere Zeit gearbeitet hatte, nachgeahmt und fabrikmäßig hergestellt. In Deutschland wurde die Herstellung zunächst durch ein Gesetz des Frankfurter Bundestages für einige Jahre unmöglich gemacht, dann aber besonders durch Moldenhauer gefördert. Alle diese ersten Erfinder benutzten den sogenannten weißen, leicht entzündlichen Phosphor und lieferten die bekannten, an jeder rauhen Fläche entzündlichen Schwefelhölzchen.

Der Vorschlag, den 1844 von E. Kopp entdeckten sogenannten roten oder amorphen Phosphor auf einer Reibfläche anzubringen, und an dieser die mit einer phosphorfreien Zündmasse versehenen Hölzchen zu entflammen, rührt von Böttger her. Er fand aber seine erste große Ausbeutung in Schweden, das reichliche Quellen passenden Holzes besitzt, durch Lundström in Jönköping von 1860 an. Erst 1869 wurde in Deutschland die erste Fabrik sogenannter schwedischer Zündhölzer von Gadamer in Dittersbach errichtet. Jetzt erreichen die Zahlen der jährlich in Deutschland hergestellten Zündhölzchen eine Höhe, die man sich kaum vorstellen kann.[12])

Der weiße und rote Phosphor, der für die Zündhölzchen oder die Reibflächen erforderlich ist, wurde bis vor kurzem fast ausschließlich in einer englischen und einer französischen Fabrik hergestellt. Die Fabrikation erforderte gewisse Vorbedingungen, die in Deutschland schwer zu erfüllen waren. Neuerdings hat aber die Elektrizität auch hier eine neue Bahn gebrochen, sodaß nunmehr auch in Deutschland Phosphor nutzbringend hergestellt werden kann. Bei diesem Verfahren fällt die nach dem früheren erforderliche Schwefelsäure fort; man erhitzt einfach mineralischen phosphorsauren Kalk mit Kohle im elektrischen Ofen. Dabei entsteht Phosphor und Calciumcarbid.

Das von Wöhler im Jahre 1862 entdeckte Calciumcarbid entsteht auch, wenn man Kalk mit Kohle im elektrischen Ofen erhitzt. Die richtigen Bedingungen für diesen Prozeß wurden von Bullier in Paris festgestellt.

[12]) 1898 wurden in Deutschland 90000 Millionen (90 Milliarden) Stück hergestellt; davon waren 54000 Millionen (850 Millionen Schachteln) sogenannte schwedische Zündhölzer. Es entfallen also auf jeden Einwohner jährlich 16 Schachteln „Schweden".

Die wertvolle Eigenschaft des Calciumcarbids besteht bekanntlich darin, bei der Zersetzung durch Wasser Acetylen zu liefern, das durch seine außerordentliche Leuchtkraft sich schnell eine beachtenswerte Stellung in der Beleuchtungsindustrie errungen hat und besonders bestimmt scheint, mit dem Petroleum auf dem flachen Lande in Wettbewerb zu treten. Vielfach hat es auch schon zur Beleuchtung kleiner Städte Verwendung gefunden. In größeren Orten, wo Leuchtgas vorhanden ist, kann es allerdings nicht aufkommen, hier behauptet das Gasglühlicht das Feld. Die Glühkörper oder Strümpfe bestehen aus seltenen Erden, insbesondere dem Thoroxyd und Ceroxyd. Diese kommen in einzelnen norwegischen Mineralien, namentlich im Thorit, vor, aus denen sie durch umständliche Verfahren gewonnen wurden. Infolge des spärlichen Vorkommens dieser Mineralien kostete das Kilogramm Thorsalz noch Anfang 1895 1900 Mk. Dann entdeckte man eine ausgiebigere Quelle in dem Monazitsande, der besonders in Brasilien, aber auch in den Vereinigten Staaten in großen Lagern vorkommt. Infolge der stark gesteigerten Erzeugung von Thorsalz ist der Preis des Kilogramms auf 37 Mk. gesunken. Dadurch ist das Gasglühlicht allgemein zugänglich geworden und herrscht jetzt im Gebiet der Gasbeleuchtung unumschränkt, während ständig Arbeiten im Gang sind, um es auch bei Benutzung flüssiger Brennstoffe (Spiritus, Petroleum und Petroleumdestillate) nutzbringend zu verwerten. Besonderes Interesse für die heimische Industrie hat dabei die Benutzung des Spiritus, da es ein deutsches Erzeugnis ist, während für das Petroleum Millionen an das Ausland gezahlt werden müssen.

Die zahlreichen Mängel des seit ein paar Jahrhunderten im Bergbau zum Gesteinsprengen eingeführten Pulvers hatten schon zeitig die Chemiker zur Suche nach einem anderen Sprengstoff veranlaßt und jetzt gibt es eine große Zahl geeigneter Sprengmittel.

Der erste wirklich erfolgreiche Schritt vorwärts geschah 1846 gleichzeitig aber unabhängig von Schönbein und Böttger, welche bei der Einwirkung von Salpetersäure auf reine Baumwolle die Schießbaumwolle (Nitrozellulose) entdeckten. Ein Jahr später stellte Sobrero das Nitroglyzerin dar. Die außerordentlich explosive Natur beider Verbindungen lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie, und in allen Kulturländern begann ein ausgedehntes Studium, dessen Hauptzweck und Erfolg die Schaffung haltbarer Erzeugnisse war. Für die Nitrozellulose wurde dies durch v. Lenk und Abel, für das Nitroglyzerin durch Nobel erreicht. Letzterer brachte auch 1866 das Nitroglyzerin durch Mischen mit Kieselguhr (Infusorienerde) in die bekannte Form des Dynamits, dessen Nutzen

gegenüber dem Schießpulver in der Ersparnis an Geld, Arbeitskräften und Zeit bestand. Der Wert dieser Ersparnisse beim Berg- und Tunnelbau wurde 1876 allein für Deutschland auf zehn bis fünfzehn Millionen Mark geschätzt. Auch ein Gemisch von Nitroglyzerin mit Nitrozellulose wurde zuerst von Nobel hergestellt und als Sprenggelatine in den Handel gebracht. Durch weitere Versuche gelang es, die Auflösbarkeit der Nitrozellulose in Nitroglyzerin zu erhöhen, sowie auch die Nitrozellulose für sich allein zu gelatinieren und dadurch Erzeugnisse von hornartiger Beschaffenheit zu gewinnen, welche seitdem als rauchloses Pulver besonders für Kriegszwecke ausgedehnte Anwendung gefunden haben. In einer andern Richtung bewegten sich die Versuche zur Herstellung der sogenannten Sicherheitssprengstoffe, mit denen zuerst Sprengel 1873 hervortrat. Dadurch nämlich, daß man durch Zusatz wasserhaltiger Salze oder durch Verwendung von Ammonsalpeter die Flammtemperatur des Sprengstoffes herabsetzt, wird zunächst die Gefahr einer Zündung der Grubengase vermindert; außerdem sind diese Sprengstoffe schwer zur Wirkung zu bringen und deshalb im Verkehr weniger gefährlich. Von deutschen Erfindungen auf diesem Gebiete sind zu nennen der Securit von Schöneweg, der Wetterdynamit von E. Müller, der Roburit von Roth und der Carbonit von Schmidt und Bichel.

Die Kohlen, bei deren Gewinnung die Sprengstoffe eine so bedeutende Rolle spielen, dienen bekanntlich nicht nur als Heizmaterial oder als Hilfsmittel für die Metallgewinnung, sondern sie bilden auch die Grundlage einer besonderen Industrie, der Kohlendestillation, welche einerseits die Gewinnung von Leuchtgas, andererseits von Koks zum Ziele hat. Daneben gewinnt man, wie schon früher erwähnt, Ammoniak, ferner Cyan, das in Form von Cyankalium oder Blutlaugensalz eine bedeutende Rolle bei der Goldgewinnung, sowie in der Galvanoplastik und Photographie spielt, und endlich jenes Heer von Kohlenstoffverbindungen, welches als Teeröle, Karbolsäure und Pech wiederum neuen Industrien als Ausgang dient. Die Karbolsäure spielt ihre Rolle als Desinfektionsmittel und zur Gewinnung der Pikrinsäure, die Verwendung des Pechs für Briketts usw. ist allgemein bekannt. Den Hauptwert aber besitzen die Teeröle, da sie die Rohstoffe liefern für eine Industrie, in der deutsche Wissenschaft und deutsche Technik Hand in Hand ihre größten Triumphe gefeiert haben, für die Teerfarbenindustrie. Ihren Ursprung hat diese allerdings Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in England und Frankreich genommen, aber nur wenige Jahre erfreuten sich beide Länder der führenden Rolle.

Kekulés Theorie und Hofmanns bahnbrechende Arbeiten regten die Chemiker zu Untersuchungen, aus denen sich eine besondere Chemie des Steinkohlenteers entwickelte, an. Als dann Gräbe und Liebermann 1868 die Krapp-Farbstoffe, Alizarin und Purpurin synthetisch darstellten, verlegte sich der Schwerpunkt der Teerfarbenindustrie nach Deutschland, wo nun in ununterbrochener Reihe die Erfindungen folgten und durch das neugeschaffene Patentrecht ihre lohnende Benutzung fanden.

Ebenso schwierig wie erfolgreich war dann die künstliche Darstellung des Indigofarbstoffs, welche Engler und Emmerling zuerst verwirklichten. Die Arbeiten Baeyers, Heumanns und anderer führten allmählich zu besser brauchbaren Verfahren; aber erst vor fünf Jahren gelang es der Badischen Anilin- u. Soda-Fabrik, den Herstellungspreis soweit herunter zu bringen, daß der künstliche Indigo den Wettbewerb mit dem natürlichen aufnehmen konnte. 1899 überstieg die Ausfuhr an Indigo aus Deutschland bereits die Einfuhr, und die aus ihrer Sicherheit rauh aufgerüttelten Indigopflanzer Indiens sehen sich zu energischen Maßregeln und Verbesserungen in der Gewinnung des Naturprodukts genötigt, um sich des gefährlichen Konkurrenten zu erwehren. Es würde zu weit führen, auf die zahllosen künstlichen Farbstoffe einzugehen, welche der planmäßigen Forschung in den Laboratorien der Hochschulen und der Fabriken ihre Entstehung verdanken. Beschäftigen doch die großen Fabriken über 500 wissenschaftlich gebildete Chemiker in ihren Diensten, während sie an 20 000 Arbeitern Brot geben. Auch über Deutschlands Grenzen hinaus erstreckt sich der Einfluß der deutschen Teerfarbenindustrie. Sind doch die meisten französischen und russischen Fabriken dieser Art Tochtergeschäfte deutscher Unternehmungen, während die schweizerischen und holländischen Fabriken infolge mangelnden Patentschutzes größtenteils die Früchte deutschen Fleißes sich zu Nutze machen. Andere Länder kommen kaum in Betracht. Die deutsche Industrie liefert dem fernen Osten (Indien, China, Japan) den weitaus größten Teil des nicht kleinen Bedarfs an Teerfarbstoffen. Hinsichtlich der Rohstoffe, der Teeröle in ihren verschiedenen Abstufungen (Benzol, Naphtalin, Anthracen) hat sich Deutschland mehr und mehr vom Auslande unabhängig gemacht, während es früher sehr wesentlich von der Einfuhr aus England abhängig war.

Eng an die Teerfarbenindustrie schließt sich die Darstellung der künstlichen Arzneimittel, unter denen das Chloroform von Liebig zuerst zu nennen ist. Ebenso bekannt ist jetzt das Antipyrin von Knorr, das Sulfonal von Baumann, das Chloralhydrat von Liebreich und die Salicylsäure von Kolbe. Neben dieser Darstellung künstlich aus Ab-

kömmlingen des Kohlenteers und aus Alkohol gewonnener Mittel spielt die Gewinnung und Reinigung der in Natur, besonders in Pflanzen, fertig gebildet vorkommenden wirksamen Bestandteile, unter denen das Chinin obenan steht, eine Rolle. Es wird hauptsächlich in Deutschland aus der aus den Tropen eingeführten Chinarinde dargestellt. Zu dieser Gruppe gehören auch die künstlichen Riechstoffe, das Piperonal oder Heliotropin von Fittig und Mielck, das Vanillin von Tiemann und Haarmann, das Jonon, der künstliche Veilchenduft von Tiemann und Krüger und der künstliche Moschusgeruch von Baur.

Auch die anorganischen Farbstoffe, die sogenannten Mineralfarben, deren der Künstler für sein Gemälde bedarf und die in größtem Maßstabe für Anstrich und Druck gebraucht werden, sind bedeutend vermehrt und verbessert worden.

Die erste Synthese eines solchen Farbstoffs bewirkte Gmelin 1827 und Köttig 1828, indem sie das Blau des lapis lazuli künstlich herstellten. Solange man nur den natürlichen Stein benutzen konnte, kostete das Kilogramm benutzbarer Farbe je nach der Beschaffenheit 360 bis 1800 Mk. Die Fabrikation des künstlichen „Ultramarins" wurde besonders durch Zeltner und Leverkus in Deutschland auf ihre Höhe gebracht. Später führten die weiteren Arbeiten zu Ultramarinviolett — auf welches das erste deutsche Reichspatent erteilt wurde — dem Ultramaringrün und Ultramarinrot.

Aber alles dies wird, wenn man Mengen und Werte der Erzeugnisse vergleicht, übertroffen von der Zuckerindustrie. Eine der erfolgreichsten Beobachtungen war es, welche Marggraf im Jahre 1747 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mitteilte; er hatte gefunden, daß verschiedene Wurzelgewächse in Deutschland, namentlich beta cicla, die Runkelrübe, den bisher nur als Kolonialware aus Rohr bekannten Zucker enthielten und gab ein Verfahren an, nach welchem dieser Zucker im Inlande herzustellen wäre. Freilich war es nicht ihm, sondern erst seinem Schüler Achard beschieden, diesen Plan der Verwirklichung nahe zu bringen. König Friedrich Wilhelm III. unterstützte die Sache in jeder Weise. Es ergaben sich aber zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten, weil der Rübensaft viel mehr Nichtzuckerstoffe enthält, als derjenige des Zuckerrohrs. Erst vom Jahre 1836 datiert der regelmäßige Betrieb und die großartige Entwicklung. In der letzten Zeit hat die Produktion von Rübenzucker noch bedeutenden Zuwachs durch die Verarbeitung von Melasse nach Scheiblers Verfahren erhalten und führt jetzt zu Werten in Deutschland, wie sie in der folgenden Tabelle[18]) mit bereits erwähnten zusammengestellt sind.

[18]) Entnommen aus: Wichelhaus, Wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit.

Art des Betriebes im Jahre 1898	Zahl der Fabrik-Betriebe	Zahl der Arbeiter	Summe der gezahlten Löhne	1898er Wert der erzeugten Mengen Mk.	Einfuhr Mk.	Ausfuhr Mk.
Chemische Großindustrie .	208	19500	19,7 Mill.	—	—	—
1. Kalisalze.						
a) Förderung	13	9482	—	29650000	0	7046000
b) Verarbeitung . . .	30	3500	—	40000000	758000	23086000
2. Soda	93	—	—	22500000	219000	4675000
3. Schwefelsäure.						
a) Kiesförderung . . .	24	700	—	1000000	5263000	293000
b) Säurebereitung . .	72	3000	—	20500000	496000	1938000
4. Wasserglas	22	—	—	—	10000	310000
5. Stickstoffverbindungen.						
a) Ammoniak	—	—	—	15000000	6096000	1952000
b) Kalisalpeter	11	—	—	—	692000	4004000
6. Sprengstoffe (einschl. Pulver)	162	7000	6,2 Mill.	—	307000	18432000
7. Zündwaren	125	5600	2,9 Mill.	—	506000	2402000
8. Künstliche Düngemittel	278	8200	7,4 Mill.	—	26088000	13163000
a) Superphosphat . .	82	—	—	45000000	5757000	3517000
b) Thomasschlackenmehl	46	—	—	27000000	1952000	5587000
9. Ultramarin	9	—	—	—	36000	2187000
10. Holzzellstoff	—	—	—	—	5020000	13987000
11. Zucker.						
a) Rübenzucker . . .	402	—	—	381000000	5773000	217782000
b) Stärkezucker	26	—	—	13000000	27000	1458000
12. Industrie der Fette.						
a) Glycerin	7	—	—	9000000	6189000	5705000
b) Margarine	(83)	(1555)	—	—	403000	273000
13. Teerfarbstoffe	33	16500	19,0 Mill.	120000000	3795000	88877000
14. Vorstehend nicht genannte Fabrikate und Präparate der chemischen Industrie						
a) Ätherische Öle und Parfümerien . . .	162	2600	1,8 Mill.	—	13198000	36336000
b) Chemisch-pharmac.-photogr. Präparate	674	19000	18,9 Mill.	—	—	—
Zus. Nr. 1—7, 9, 13, 14	—	86000	77,0 Mill.	—	282795000	379303000
„ Nr. 11	—	—	—	—	5981000	219761000
„ Nr. 12	—	—	—	—	25612000	6903000

In dieser Tabelle finden sich noch kurze Angaben über die Holzzellstoff-Fabrikation, die Industrie der Fette und kleinere, zu der chemischen Industrie gehörige Betriebe.

Die näher besprochenen Beispiele werden aber genügen, um zu zeigen, daß sich das Ganze, wie kaum eine andere Technik, im vorigen Jahrhundert entwickelt hat, um herrliche Blüten und reife Früchte zu bringen. Weiter zu lösende Aufgaben fehlen nicht; immer aber wird es des Zusammenwirkens von Theorie und Praxis bedürfen, wenn dieses fruchtbare Feld auch ferner dem Vaterlande reiche Ernte bringen soll.

Jugend.

Von

Else Franken.

Bin gewandert durch manches fremde Land,
Lag gestreckt im fließenden Dünensand —
Und hat mich manch' feindlicher Wind umpfiffen
In rauhen Schluchten, auf kargen Riffen.
Schwer flattern die Möven auf schillernden Wogen —
Da ist all' mein Sehnen zur Heimat geflogen!

Hat mir manche Sonne verbrannt meine Stirn,
Hat mir zugeblinkt manche leichte Dirn' —
Umwirbelt mich manche Welle des Lebens,
Begehrlichen Forderns, leichtsinnigen Gebens:
Oft hätt' ich fast unter Pinien, Cypressen
Und Rosen — die Kiefern der Heimat vergessen.

Die ärmlichen Kiefern — das schlichte Gelände —
Das niedere Dach und die schmucklosen Wände;
Die Fohlenkoppel und Scheunen und Ställe,
Die Glocke vom Kirchlein, das Plaudern der Quelle —
Geliebte Gestalten, die nicht mehr sind,
Und ich selbst dazwischen — ein schuldloses Kind!

Ach, niemals kehr' ich dorthin zurück —
Dorthin führt kein Pfad — dorthin keine Brück'!
Meine Heimat ist Jugend — mein Jugendland,
Wo mein Hoffen so dicht wie ein Kornfeld stand;
Jeder Wunsch wie ein Halm, der zur Sonne strebt,
Wenn auf goldgelbem Kornfeld die Sommerglut bebt.

Pariser Brief.

Von

Franz Mugk.

Zu den Streitfragen, die so alt sind, wie die Menschheit und auf deren entscheidende Antwort wohl auch noch der letzte Bürger dieser schönen Erde vergeblich warten wird, gehört die Meinungsverschiedenheit über die beste Staatsverfassung. Schon Herodot erörtert die Vorzüge und Schwächen der Demokratien, Aristokratien und Monarchien mit großer Klarheit, gibt aber selbst kein eigenes Urteil ab. Die Frage muß auch für jedes Zeitalter und für jedes Volk nach den wechselnden Umständen und den verschiedenen Charakteranlagen abweichend beantwortet werden und ebensowenig wie wir uns die Vereinigten Staaten von Nordamerika als Königreich vorstellen können, ebensowenig scheint uns eine deutsche Republik wahrscheinlich oder auch nur möglich auf hunderte von Jahren hinaus. Während unsere philosophischen Revolutionäre der vierziger Jahre aber nur theoretische Staatsumwälzungen vornahmen, hat das französische Volk ein recht praktisches Kolleg über den Wert der Staatsformen durchgenommen. Der Kursus dauert nun schon einhundertundvierzehn Jahre, aber man kann nicht grade sagen, daß unsere westlichen Nachbarn dadurch viel klüger geworden sind. Im Gegenteil, man kann behaupten, daß alle Parteien in Frankreich seit der großen Revolution nichts vergessen, aber auch nichts gelernt haben. Man kann mit völliger Sicherheit annehmen, daß die reinen Legitimisten, die das spanische Haus Bourbon als den berechtigten Erben des Lilienbanners ansehen, eine klerikal-feudale Reaktion herbeiführen, die Orleans ein neues Bürgerkönigtum nach dem Muster Louis Philipps oder Leopolds von Belgien schaffen und die Bonapartes eine Militärdiktatur und damit eine neue Ära europäischer Kriege verursachen würden. Und die Republikaner? — man lese nur einmal die Reden der Girondisten und der Helden des Bergs während der gesetzgebenden Versammlung und des Nationalkonvents nach, und man wird den heutigen Führern der Linken in Senat und Kammer den Text ihrer großen Ansprachen fast wörtlich vorsoufflieren können. Man ist heute in Frankreich republikanisch nicht aus Begeisterung. Dazu liegt für die breiten Schichten des Volkes in diesem durchaus kapitalistischen Staatswesen kein Grund vor, in dem der heimliche Kaiser das Haus Rothschild ist; bedeutet ja doch nach dem Pariser Volkswitz das R. F., die Staatsinitialen, nicht république française, sondern Rotschild frères. Man ist republikanisch aus Müdigkeit.

Man hat die wechselnden Staatsformen in den Stürmen, die seit hundert Jahren über dies schöne und gesegnete Land hingebraust sind, zu gut kennen gelernt, um nicht die Armseligkeit zu durchschauen, die sich bei jeder Verwaltung breit machte. Man weiß, daß die Worte Demokratie und Monarchie Schall und Rauch sind und daß ein kräftiges, gesundes, blühendes Volk die kalten, leeren Adern eines Staatskörpers erst mit seinem warmen, roten Blut füllen muß, um diesen Staat lebensfähig zu machen und ihm erst seinen eigentlichen Charakter zu geben. Man ist müde, weiter das Versuchsobjekt für Staatsexperimente aller möglichen Prätendenten oder Volksbeglücker zu werden oder ein Gegenstand der Ausbeutung für politische Abenteurer. Man ist nach den furchtbaren Fieberdelirien der letzten Staatsumwälzungen und Katastrophen und nach den Kämpfen der Dreyfuszeit so müde geworden, daß man jede, auch die schlechteste Verfassung ertragen würde, falls sie nur dem Lande die Ruhe gibt und erhält. Der Beweis ist also noch keineswegs geführt, daß die Franzosen ein republikanisches Volk sind und daß die gegenwärtige Verfassung nicht nur ein Stück Papier ist, sondern ein unauslösbarer Bestandteil französischen Wesens. Vielleicht liegt sogar in der Interesselosigkeit für die Politik eine große Gefahr der Republik. Die Machthaber des heutigen Staates halten große Reden, wie es Frankreich so herrlich weit gebracht, aber die Menge, die ihnen zuhört und Beifall klatscht, ist nicht das Volk, sondern eine Parteiklique. Man gehe nur in die kleinen Volkstheater der Faubourgs, man höre die stachligen Kouplets in den Singspielhallen des Montmartre, die von Hohn und Spott für die Großen der dritten Republik überfließen und die allabendlich jubelnden Beifall finden, man sehe in den Buchhandlungen die wachsende Napoleonliteratur, die Begeisterung, die der schwächliche „Aiglon“ erregt hat, man blicke in die Bilderhandlungen mit Darstellungen aus dem Zeitalter des Ruhms, und man weiß, wo das Herz des Volkes schlägt. Man will heute ganz gewiß nicht die blutigen Lorbeeren bonapartischer Gloire, das französische Volk will den Frieden. Sein innerstes Sehnen zieht es aber zu anderen Zielen, und man ist friedliebend und republikanisch nur, weil man erschöpft ist.

Man darf dies Alles nie aus dem Auge lassen, wenn man die Widersprüche in der Seele und dem Staatsleben des heutigen französischen Volkes verstehen und sich erklären will. Auch die auswärtige Politik der Republik muß man aus diesen Gesichtspunkten betrachten; auch hier ist das alte Feuer zur Zeit durch eine dicke Aschenschicht bedeckt, darunter glimmen aber die Funken weiter, die eines Tages wieder in lodernden Flammen emporschlagen und die Feuersbrunst des Krieges in das Haus des Nachbarn tragen können. Man predigt offen den Frieden, den das Land zu seiner wirtschaftlichen Entwicklung so nötig braucht, aber man ist dabei nicht aufrichtig: man will nur den Frieden, der die elsässisch-lothringische Frage nach den französischen Wünschen löst, eine Frage, die für das übrige Europa nicht mehr existiert. Vieles hat sich in den deutsch-französischen Beziehungen gebessert, man hat den einzelnen Deutschen achten gelernt, und zahl-

reiche Bande der Freundschaft und Verwandtschaft verknüpfen wieder einzelne Glieder der Nachbarvölker. Aber das Volk in seiner Gesamtheit kann hier die Niederlage nicht vergessen, und auch die heute heranwachsende Generation bewahrt im tiefsten Innern unausrottbar den Gedanken an Vergeltung als heiligstes Vermächtnis. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn wir glauben wollten, mit einer Rückgabe oder Teilung der Reichslande Frankreich zu versöhnen. Die geraubten Provinzen, für die der Franzose vor 1870 nicht das geringste Interesse gehabt und die ihm heute schon an sich ganz gleichgültig geworden, sind nur das Symbol seiner alten Hegemonie. Er will die frühere Vormachtstellung in Europa wieder haben, und wenn wir ihm Elsaß-Lothringen zurückgegeben, kommt er mit der alten Theorie der Rheingrenze und will die Hälfte unserer Rheinprovinz auch noch haben. Das ist durchaus keine Spielerei. Das hat vor gar nicht langer Zeit kein Winkeljournalist oder Caféhausdemagoge, das hat Herr Paul Deschanel, Mitglied der Akademie und vormaliger Kammerpräsident, den seine Freunde noch für zu großen Dingen berufen erachten und der sich selbst für einen der bedeutendsten Männer des zeitgenössischen Frankreich hält, offen und klar ausgesprochen. In diesem Wunsche, mit Deutschland abzurechnen und damit wieder den Einfluß Ludwig XIV. oder doch wenigstens den des zweiten Kaiserreichs zu erringen, hierin liegt das wenn nicht offen so doch im geheimen treibende Moment der ganzen französischen Politik, diesem Grundgedanken muß sich alles unterordnen, auch alle sonstigen natürlichen Sympathien und Neigungen. Hierin liegt die Lösung der scheinbar so widerspruchsvollen Politik des Herrn Delcassé. Der kleine und doch so einflußreiche Herr sitzt trotz Faschoda nun schon im vierten Ministerium und wird ganz zweifellos auch in das fünfte mit übergehen, wenn uns ein demnächstiger Sturz des Kabinetts Combes beschieden sein sollte. Man sieht, das französische Volk billigt die Politik seines Ministers und ist mit dem Kurse, den er dem Staatsschiffe gibt, ganz einverstanden. Darin sind sich Rechte und Linke einig, denn selbst Herr Jaurès, der vor einem Jahr so lieblich die Friedensschalmei blies, hofft von diesem Frieden die endgültige Entscheidung über das Schicksal Elsaß-Lothringens, will also auch eine Revision des Frankfurter Vertrages. Die beiden letzten Ministerien sind vielleicht die radikalsten, die Frankreich gehabt, und doch ist kaum so oft von anderen Ministern die Revanchetrompete geblasen, wie von den gegenwärtigen. Diese geheimen Wünsche erläutern uns das ganze französische System der Bündnisse und Ententen. Mit wirklicher Begeisterung hat man freilich nur das Russenbündnis begrüßt. Man lebte damals noch im Glauben, daß der Befreundete und Verbündete an der Newa als erstes Cadeau die elsaß-lothringischen Perlen der belle France als Zeichen seiner Verehrung zu Füßen legen würde. Ach, die Tage von Kronstadt und Toulon sind längst, längst dahin! Man sieht, daß nie ein russischer Grenadier für die Revanche marschieren wird, und einem Zaren, dessen drittes Wort der Frieden ist, dem reicht Marianne zwar noch immer kühlfreundschaftlich die Hand, aber von der ehemaligen Zärtlichkeit ist keine Spur

mehr vorhanden. Da man allein mit den Deutschen nicht anbinden kann, sucht man sich anderswo Waffengefährten; man nimmt sie wahllos, wo sie sich nur finden lassen. Vielleicht haßt der Franzose keine Nation so, wie die Engländer, sicher ist ihm kein Mensch persönlich so unausstehlich wie der „Englisch", den man doch auf Schritt und Tritt in allen Äußerlichkeiten nachäfft. Ganz zweifellos fühlt sich der Franzose innerlich dem Deutschen viel näher verwandt, als dem Briten, der als Sinnbild der Kälte und Langeweile gilt und der Seewasser anstatt des Blutes in den Adern hat. Aber was tut das? Man steckte die Ohrfeige von Faschoda verlegen lächelnd ein, berichtete die Vorschläge, die von Berlin aus dem Pariser Kabinett gemacht waren, nach London und bot sich dem Engländer, von dem man eben so derbe gezüchtigt war, als Bundesgenosse gegen den Deutschen an. Man hat Egypten geopfert und Südafrika preisgegeben, alles von der fixen Idee einer etwaigen zukünftigen Waffenbrüderschaft mit den Insulanern gegen die Sieger von Sedan beseelt. Eduard VII. war endlich der geeignete Mann, den Bund mit seiner alten Freundin aus lustigen Junggesellentagen zu schließen. Vor zwei Jahren noch hatte man hier die Engländer boykottiert und den greisen Präsidenten Krüger mit Jubel empfangen. Man gab sich ganz dem natürlichen Haß gegen England hin und schrie „A bas les Anglais", man riß die englischen Fahnen herab und rief „A bas les torchons"; noch vor einem Jahr jauchzte man den Burengenerälen zu und heute? heute ist hier an der Seine Transvaal Hekuba. Man sah die Kluft zwischen England und Deutschland, die Deutschenhetze in England schien einen nahen Krieg zwischen den beiden Vettern wahrscheinlich zu machen, was sollte da noch langes Überlegen? Was Nikolaus II den Franzosen nicht geben wollte, vielleicht bewilligte das Eduard VII. Man überwand flugs die Abneigung gegen den nördlichen Nachbarn, und im Mai konnte der Britenkönig einziehen, zwar keineswegs mit Jubel, aber sympathisch begrüßt; derselbe Mann, der vor zwei Jahren noch französischen Boden vermeiden mußte, um sich nicht Beleidigungen ausgesetzt zu sehen. Es soll nicht geleugnet werden, daß hierbei auch sehr reale wirtschaftliche Interessen mitsprachen, auf englischer Seite sprachen sie sogar das Hauptwort; man wollte das französische Kapital für die südafrikanische Mineninduſtrie festlegen. Der französische Exportkaufmann seinerseits ist zum größten Teil auf den englischen Markt angewiesen, und in diesen Kreisen fand die „Entente" ihre wärmsten Verteidiger. Dazu kamen dann die Männer der altliberalen Schule, die stets wenig Geschmack an der Kosakenfreundschaft gefunden und für die Einigung der Westmächte nach den politischen Rezepten Louis Philipps und Napoleon III geschwärmt haben. Alle diese Strömungen vereinigten sich, um die englisch-französische Annäherung bis zu der heutigen Höhe zu bringen. Die englisch-französischen Feste reißen hier jetzt gar nicht mehr ab. Einmal kommen die Handelskammern, das andere Mal Parlamentarier aus England und jedesmal gibt es Bankette und Festreden, jedesmal berichtet der halboffiziöse „Temps" spaltenlang über diese Haupt- und Staatsaktionen.

Aber auch Eduard scheint den Franzosen noch nicht einen Revanche-Krieg mit Deutschland zu verbürgen. Als zweite Entente kommt jetzt dazu die italienisch-französische, die zweifellos hier ungemein populär ist, so kühl an sich die blutsbrüderlichen Gefühle der romanischen Verwandten sind. Mit der Annäherung an Italien verfolgt man drei Absichten. Erstens war die langjährige Spannung den Franzosen unangenehm, und sie fing an, den Handel zu schädigen; zudem hatte man schon längst erreicht, was man wollte, man hatte sich Tunis und Savoien einverleibt, also konnte man gut und gern einen Akt selbstloser Freundschaft aufführen. Dann aber wollte man vor allen Dingen den Dreibund und damit Deutschland schwächen, indem man Italien vor den französischen Wagen spannte. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die etwas lange Extratour unserer Verbündeten mit Frankreich nicht gerade zur Festigung des Dreibundes beiträgt, doch taxiert man den realpolitischen Sinn der Italiener zu niedrig ein, wenn man glaubt, sie würden das Verhältnis zu Deutschland aufgeben, das ihre Selbständigkeit in der Stunde der Gefahr verbürgt hat, um sich mit den ehemaligen Alliierten von Magenta und Solferino gegen den jetzigen Herrn von Elsaß-Lothringen zu verbünden. Die Chauvinisten an der Seine gehen indes noch weiter. Sie erwarten drittens, daß es zum Kriege zwischen Österreich und Italien kommt und hetzen in der unverschämtesten Weise die Irredenta auf. Sie träumen von neuen Schlachten und Siegen französischer Zuaven und italienischer Bersaglieri in der lombardischen Ebene und wollen Triest und Trient ebenso in italienischen, wie Straßburg und Metz in französischen Händen sehen. Auf diese Pfade wuchernder Boulevardpolitik wird man in Rom ganz sicher nicht folgen. — Ich glaube übrigens, daß noch etwas anderes dazu beitrug, den Empfang der Italiener warm zu gestalten: das ist die natürliche, erklärliche und berechtigte Freude über die unleugbare Besserung der internationalen Stellung Frankreichs. Man hatte es hier an der Seine bitter genug empfunden, daß man in den Jahren des Unglücks von allen Freunden verlassen schien, die ehedem so gern und so zahlreich nach Paris gewallfahrtet, um der eitlen Schönen zu huldigen. Nun scheinen die mageren Jahre zu Ende: der Zar habe den Bann gebrochen; nachdem der autokratischste Herrscher stehend die Marseillaise angehört, lag für die anderen gekrönten Häupter kein Grund mehr vor, die Hauptstadt der Republik zu meiden. Man war jedem fürstlichen Gast dankbar, der sich nahte, die Seinezauberin ihre Verlassenheit vergessen zu lassen. So empfing man den König von England mit Freuden, wie man Viktor Emanuel und seine Gemahlin, die viel zum Erfolge mit beitrug, willkommen hieß und wie man auch den König von Spanien, den Kaiser von Österreich oder andere Souveräne begrüßen würde. Erregt doch sogar immer noch der Gedanke die Wißbegierde der Pariser, ob nicht auch Kaiser Wilhelm nach Paris kommen wird. Man lebt hier immer noch in dem gefallsüchtigen Wahn, daß unser Kaiser sich in Sehnsucht nach Paris verzehrt und daß es nur eines Winkes bedarf, um ihn sofort herbeizurufen. Auf diesen Ton waren fast alle Leitartikel in den italienischen Festtagen gestimmt. Die Republik ist endlich und

wahrhaftig als ebenbürtige Macht anerkannt. Wie sie sich wirtschaftlich und politisch von der Katastrophe erholt hat, so ist sie jetzt auch gleichsam gesellschaftlich rehabilitiert. Frankreich sieht mit Recht stolz auf die Entwicklung der letzten Jahre zurück, die dem Lande viel von dem alten Prestige wiedergegeben haben. Frankreich ist wieder eines der reichsten und kriegstüchtigsten Länder mit großer Flottenmacht und einem riesigen Kolonialbesitz. Frankreich ist verbündet mit einem der größten Reiche der Welt, eng befreundet mit dem britischen Imperium und der italischen Schwester. Was will man noch mehr? — Die Revanche; und sie will immer noch nicht kommen. Schon hat man hier das unangenehme Gefühl, von England übers Ohr gehauen zu sein, da sich durch die Entente das Verhältnis zu Rußland offensichtlich verschlechtert hat; man sieht mit Eifersucht auf die enge deutsch-russische Freundschaft, die sich eben in Wiesbaden von neuem dargetan. Die starke Betonung der Friedensliebe, die Victor Emanuel in seinen Toasten für nötig hielt, hat unsere hitzköpfigen Chauvinisten ganz außer Fassung gebracht. „Haben wir deshalb die Fahnen herausgehängt und unsere Häuser illuminiert, haben wir uns deshalb in Unkosten gestürzt, um immer wieder auf den Frieden hingewiesen zu sein, der uns doch unserer heiligsten Hoffnungen beraubt?" so fragen diese Leute in ihren Blättern ganz naiv. Die heftige Erregung, die allein der Name Crispi auf dem französisch-italischen Verbrüderungsfeste erregte, zeigt, wie weit man von einer wahren inneren Allianz mit Italien noch entfernt ist. Die patriotischen Scharfmacher müssen zu ihrem Schmerz erleben, daß die Neigung zu einem neuen Waffengang auch in ihren eigenen Reihen immer geringer wird und daß auch hier die Müdigkeit noch die Revancheluft überwiegt. Diese Erkenntnis hat die gute Wirkung, daß man auch in seinem Ton gegen Deutschland milder wird. Die Erkrankung Kaiser Wilhelms hat hier nur Äußerungen sympathischen Interesses hervorgerufen, — mit Ausnahme des „Intransigeant", in dem der alte Laternenmann Rochefort sich einige Ungezogenheiten erlaubte.

Noch ein anderer Minister außer Herrn Delcassé kann in Frankreich zufrieden sein: das ist der Minister der Kolonien. Zunächst baut man ihm jetzt ein neues Haus für 6 Millionen. Aber nicht nur das: auch sein Etat, den er jetzt den Kammern vorlegt, ist gut und Herr Dubief, der Berichterstatter der Kammer, stellt der Kolonialverwaltung ein glänzendes Zeugnis aus. Man sieht mit Stolz auf die riesige Entwicklung der Nouvelle France, des neuen, überseeischen Frankreich. Zwar, die sogenannten alten Kolonien, d. h. Guadelupe, Martinique, Reunion, Guyana, Französisch-Indien erfordern noch immer Zuschüsse vom Mutterland, dagegen fangen die neuen Besitzungen an, ein gutes Geschäft zu werden. Die Gesamtaufwendungen für die Kolonien belaufen sich auf etwa 86 Millionen Franken, die französische Einfuhr beläuft sich aber bereits auf rund 250 Millionen Franken, davon in Indo-China allein 100 Millionen. Und den Kolonialbesitz hat man mit ungeschulten Truppen und ungeübtem Verwaltungspersonal erobert und erhalten! Was dieser schöne Besitz aller-

dings auch dem Lande für Geld gekostet hat, davon schweigt der Etat. Die Hauptsorge richtet sich auf die Verteidigung der Kolonien. Man hat zwar Kolonialtruppen, aber nur dem Namen nach, und die Marinesoldaten werden an anderen Stellen gebraucht. Nun plant man die Schaffung einer wirklichen Kolonialarmee, die in Ausrüstung, Kommando, Verwaltung ganz unabhängig von der métropolitaine, der eigentlichen Landarmee, sein soll. Die Ansichten darüber gehen freilich in Fachkreisen noch sehr weit auseinander.

Herr Rouvier, der Beherrscher der französischen Finanzen, macht ein sehr böses Gesicht. Das kommt daher, daß ihm seine Ministerkollegen alle gar nicht gefallen. Wie kam dieser gemäßigte Politiker auch nur in ein so demokratisches Ministerium? Er gilt als einer der ersten, die bei einer eventuellen ganzen oder Teilkrise ausgeschifft werden sollen. Sonst hat er keinen Grund zu Verstimmungen, denn die französischen Finanzen sind gut. Was kann auch einem Lande geschehen, dessen Nationalwohlstand sich jährlich um 2 Milliarden hebt? — Unangenehmer liegen schon die Dinge für Herrn André, den Kriegsminister. Ihn drückt vor allem die Sorge wegen Marokko. Delcassé scheint das Seine getan zu haben: man scheint sich mit den Hauptnebenbuhlern in Nordwestafrika, England, Italien und Spanien verständigt zu haben. Was nun aber weiter? Wird man wirklich den Säbel aus der Scheide ziehen, mit dem man so lange gerasselt und will den Krieg mit den Marokkanern wagen? Herr Jaurès behauptet, der Kriegsplan sei schon fix und fertig. Kolonialkriege sind aber immer eine gefährliche Sache. Das haben nicht nur die Italiener in Abessinien, die Engländer in Transvaal, Egypten und Somaliland, die Amerikaner auf den Philippinen erfahren müssen; das wissen auch die Franzosen von ihren Feldzügen in Algier, Madagaskar und Tonking her zur Genüge. Bei einem Kriege im Gebiet des Atlas wachsen nicht nur die Kosten und die Opfer an Menschenleben unberechenbar, ein Unglück im Feldzuge könnte auch die Regierung, vielleicht sogar die ganze Verfassung in die Luft fliegen lassen. Und mit so feuergefährlichem Spielzeug ist man doch vorsichtig. Herr André hat aber auch noch andere Sorgen. In französischen Militärkreisen beginnt man einzusehen, daß Frankreich sein stehendes Heer nicht weiter vergrößern kann. Man muß endlich mit dem Grundsatz brechen, daß Frankreich mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr Mannschaften unter den Waffen halten muß, wie Deutschland. Dieser Grundsatz galt als heilig und unverletzlich, weil man an ihm seit 33 Jahren festgehalten, mit den größten Opfern festgehalten. Nicht nur, daß die Kosten nachgerade auch für das reiche Frankreich drückend wurden, auch die Ansprüche an die Felddiensttauglichkeit wurden immer mehr heruntergeschraubt, und schließlich nahm man Kranke und Gebrechliche, wenn sie nur einigermaßen die Flinte noch halten konnten, unter die Fahne. Daß man mit solchem Material kein Organisator der Siege werden kann, sieht Herr André trotz seiner chauvinistischen Vercingetorixrede wohl ein. Jetzt, wo man vor Einführung der zweijährigen Dienstzeit steht, scheint der Zeitpunkt auch für andere Reformen gekommen. Die

möglich in engster Bundesgenossenschaft mit der äußersten Linken. Waldeck brauchte die Sozialisten zu seinen Zwecken, Herr Combes ist nur noch der Kommis des Herrn Jaurès, der in der Deputiertenkammer eine absolutistische Herrschaft ausübt. Auf dem Wege, den Herr Combes einschlug, gab es kein Aufhalten mehr; sobald ihm eine Maßregel zu intransigent und ihre Ausführung zu brutal erschien, drohte die Linke des Berges mit dem Abfall, und Herr Combes mußte Ordre parieren. Noch vor einem Jahre lehnte er Trennung von Staat und Kirche und Aufhebung des Konkordats ab, heute ist er bereits unter gewissen Bedingungen dafür zu haben. Es läßt sich berechnen, daß einmal doch der Bogen überspannt sein würde und daß Herr Combes schließlich an einen Punkt gelangen würde, wo er bei einiger Selbstachtung sagen müßte: Bis hierher und nicht weiter. Die Wege des Ministeriums und der Jakobiner im Palais Bourbon mußten sich trennen, sobald einmal ein anderes Thema ernsthaft zur Sprache kam als der Kulturkampf. Noch am Eröffnungstage der Kammern lehnte der Ministerpräsident jede weitere Erörterung des Streikes in Armentières ab; es gäbe nur eine Frage in Frankreich, das sei die Wahl zwischen der Regierung und den Kongregationen. Eine solche Taktik ist auf die Dauer nicht durchführbar; es kam der Aufstand wegen der Stellenvermittler, der Straßenkampf an der Arbeiterbörse, die Interpellation in der Kammer und der Bloc trennte sich: die Sozialisten stimmten überwiegend gegen das Ministerium, das den Polizeipräfekten Lépine verteidigte; Herr Combes konnte nur der Hilfe der gemäßigten Linken, den Progressisten, seine Rettung verdanken. Am Tage darauf kam die Regierung sogar in die Minderheit, sie wurde in der allerdings ganz gleichgültigen Frage der Souspräfekten überstimmt. Dann brachte der „Figaro" die Sensationsnachricht, daß Herr Combes seinen Abschied zu nehmen gedenke. Sein Sohn sei zum Staatsrat ernannt und deshalb aus seiner Stellung im Ministerium des Innern ausgeschieden. Combes senior hätte einst aber erklärt, daß er nur mit seinem Sohne gleichzeitig das Ministerium verlassen würde; mit dieser Erklärung hatte vor einem Jahre Combes Vater seinen Sohn vor den Verleumdungen wegen Bestechlichkeit schützen wollen. Das war ihm nun zwar nicht gelungen, denn es gibt auch heute noch sehr viele Leute, die dem jüngeren Combes, der sich mehr auf den Rennplätzen umhertreibt als im Ministerium sehen läßt, alles mögliche zutrauen. Jetzt mußte nun diese alte Geschichte zu einem neuen Vorstoß gegen Herrn Combes dienen, denn der „Figaro" liebt Herrn Combes gar nicht. Trotz aller dieser Gerüchte ist aber bis zur Stunde Herr Combes im Amt geblieben, und es scheint nach der vorübergehenden Verstimmung gegen die Sozialdemokraten ihm auch wieder in seinem Ministersessel ganz gut zu gefallen. Inzwischen ist der Kampf nach dem Senat übertragen, wo die loi Falœux abgeschafft werden soll, die einst im Jahre 1850 die Unterrichtsfreiheit schuf. Darüber ist man sich einig; dafür ist die Verwirrung desto größer über die Frage, was an die Stelle des Gesetzes treten solle. Der Unterrichtsminister Chaumié hat einen Entwurf vorgelegt, der offiziell auch vom Ministerpräsidenten vertreten wird. Nun ist aber bekannt, daß Herr Combes unter dem Einfluß der

Radikalen an sich geneigt wäre, dem weit antiklerikaleren Kommissionsentwurf sich zuzuwenden. Das führte zum Zwischenfall Waldeck-Rousseau, der sich als Führer der gemäßigten Linken im Senat für den Entwurf Chaumié aussprach und alle sonstigen Entwürfe oder auch nur Verhandlungen darüber ablehnte. Zuguterletzt kam der Senator des Nord, Herr Gerard, und schlug ganz einfach vor, alle katholischen Geistlichen, also auch die Weltpriester, vom Unterricht auszuschließen. Dieser Vorschlag hätte an sich Herrn Combes sehr zugesagt; aber die Regierung hatte sehr erhebliche verfassungsrechtliche Bedenken, kündigte indes ein ganz neues Gesetz an, das noch im Laufe dieser Tagung vorgelegt werden soll. Darin soll den Ordensleuten die Lehrfreiheit entzogen werden, während die Unterrichtsberechtigung der gewöhnlichen Priester erst dann behandelt werden sollte, wenn die allgemeine Frage über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche entschieden sei. Die Lage kann kaum verwickelter gedacht werden: der Chaumié'sche Entwurf im Senat mit seiner bedingten Lehrfreiheit ist ebenso Regierungswerk wie das neue, von Combes angekündigte Gesetz, das demnächst an die Deputierten kommt und das ganz im entgegengesetzten Sinne gehalten ist und völlig den Geist der antiultramontanen Ultras atmet. Wo ist nun Herr Combes mit seinem Herzen? Das darf man billig fragen. Diese Schaukelpolitik ist nicht durchzuführen, und hierin liegen die Keime zu immer neuen Krisen. Entweder das ganze Ministerium geht mit Herrn Combes an der Spitze, dann ist das ein Sieg der Gemäßigten, oder Herr Chaumié geht, mit ihm wahrscheinlich Herr Rouvier und andere; dann haben wir also eine Teilkrise, die noch dadurch verschärft wird, daß die beiden Kammern sich feindlich gegenüberstehen: der Senat ist für die Richtung Chaumié-Waldeck-Rousseau, die Deputiertenkammer in ihrer Mehrheit für die schärfere Tonart Combes-Lintilhac. Über kurz oder lang muß diese latente Krise zu einer offenen werden!

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

17. November 1903.

Wer von Monat zu Monat sich über die Entwicklung der stets in einer Umwandlung begriffenen Gesamtlage der großen Politik Rechenschaft zu geben bemüht ist, wird auch in kritischen Zeiten, wie die gegenwärtigen es sicher sind, immer wieder zu der Beobachtung gedrängt, wie langsam die Wandlungen sich vollziehen, die eine neue Richtung einleiten.

Als nach 1878 Deutschland aus dem weiteren Bündnis der drei Kaiser in die engere Allianz mit Österreich-Ungarn gedrängt wurde, aus der die Tripelallianz hervorwuchs, gab England durch sein ganz ungerechtfertigtes Vorgehen gegen Afghanistan den Anstoß zu jener Eroberungspolitik Rußlands in Zentralasien, die mit der Unterwerfung der Turkmenen begann und zu der imposanten Stellung geführt hat, die Rußland heute bis hart an den Grenzen Persiens, Afghanistans und der östlichen Dependenzen Britisch Indiens und Chinas einnimmt. Parallel damit ging die französisch-englische Vereinbarung über Tunis, auf welche die neue Stellung Frankreichs in Nordafrika zurückzuführen ist, und endlich ist die französisch-russische Allianz ebenfalls auf die Nachwirkungen des Berliner Kongresses aufgebaut. Allen diesen Wandlungen aber lagen nationale Interessenfragen zu Grunde, die sich den Aussichten anpaßten, welche die Zeitverhältnisse boten, die aber im wesentlichen uralt sind und sich durch lange Zeiträume zurückverfolgen lassen, ganz wie sie auch für kommende Jahrzehnte ihre Geltung behalten werden. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß die politischen Gruppierungen und die politischen Mittel andere werden, durch welche auf die Erreichung der in ihrer Richtung gleichbleibenden Ziele hingearbeitet wird, und darauf speziell diese Wandlung in den Mitteln der Politik zu verfolgen und zu erkennen, wird sich die Aufmerksamkeit des Beobachters richten müssen. Er darf sich nicht darüber täuschen, daß die letzten Ziele — soweit dieser Ausdruck überhaupt gebraucht werden darf — sich gleichbleiben. Die Richtung Rußlands gegen die Türkei und nach Asien hinein ist so alt wie das politische Selbstbewußtsein des Staates, Frankreich hat seit den Tagen Ludwig des Heiligen danach gestrebt, in Nordafrika und darüber hinaus im nahen Orient Fuß zu fassen und im Mittelmeer die Vorherrschaft zu erlangen, die englische Weltpolitik ist so alt wie der beginnende Zerfall der spanischen

Monarchie, Deutschlands Streben nach einer gesicherten national geeigneten Stellung im Herzen Europas ist älter als all jene vorgenannten Bestrebungen und gleich alt das Drängen der Franzosen zum Rhein. Der Unterschied liegt darin, daß heute die alten Ziele mit erstaunlich gesteigerter Kraft verfolgt werden, und weit stärkere Widerstände zu bewältigen haben. Wirklich neue Faktoren der Weltpolitik sind nur die deutsche Seemacht, Amerikas Heraustreten auf den Schauplatz der Rivalitäten der alten Welt und das aktive und passive Mitspielen der gelben Rasse. Aber auch das steht in innigem Zusammenhang mit der Politik der alten europäischen Großmächte und kann mit Recht als eine Folgeerscheinung betrachtet werden.

Man kann daher mit Fug und Recht von jeder der großen Mächte sagen, daß sie im Mittelpunkt der Weltpolitik steht, die Probleme greifen ineinander und die Kreise, die sie ziehen, schneiden sich so, daß jeder von ihnen alle übrigen berührt. Es wäre also eine Torheit, zu behaupten, daß die Wendung, welche die eine oder die andere der internationalen Fragen nimmt, uns ganz gleichgültig sein kann. Das war in früheren Jahrhunderten möglich, als es scheinbar noch eine besondere und isolierte europäische Politik gab, aber man erinnere sich, welche Rolle der Ausgang des englisch-französischen Krieges um die Vorherrschaft in Indien und in Nordamerika auf den siebenjährigen Krieg gehabt hat, oder wie die Verkündigung der Monroe-Doktrin die Entwicklung der orientalischen Frage beeinflußt hat und man wird verstehen, daß auch damals die spezifisch-europäische Politik nichts anderes war als eine Fiktion.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet werden auch die scheinbar unbedeutenden Ereignisse, die der letzte Monat gebracht hat, an Interesse gewinnen.

Die, wie sich hoffen läßt, fruchtlosen Reisen König Leopolds von Belgien von einer Hauptstadt zur andern — am 17. Oktober war er in Wien — gelten der für alle Mächte überaus wichtigen Frage, ob das schreiende Unrecht, das der Kongostaat sich den Mächten gegenüber erlaubt hat, welche die Kongoakte mit unterzeichnet haben, auch fernerhin geduldet werden soll, und ob dieser Raubstaat am Kongo sein unmenschliches Ausbeutungssystem ungestraft fortsetzen soll. Es liegt aber auf der Hand, daß die Lösung dieser Frage im Sinne des Rechts und der Menschlichkeit, nicht nur ideal, sondern auch in materieller Hinsicht von allergrößter Bedeutung ist. Fast dasselbe läßt sich in Betreff des Ausgangs sagen, den die Verhandlungen des Haager Schiedsgerichts in der venezolanischen Entschädigungsfrage nehmen werden. In beiden Fällen hat das Unrecht mächtige Fürsprecher gewonnen, und eben deshalb läßt sich der endliche Ausgang auch nicht mit Sicherheit vorhersehen.

Scheinbar unbedeutend wird dem Durchschnitt der Zeitungsleser die Ernennung Merry de Val's zum Staatssekretär Papst Pius X. erschienen sein. Aber der Mann ist kein unbeschriebenes Blatt, und die Tatsache, daß sein Vorgänger Rampolla zum Haupt der „Congregatio cardinalium de propaganda fide" gesetzt worden ist, scheint darauf hinzudeuten, daß die von Rampolla ver-

tretene lateinische Richtung des Katholizismus auch unter dem neuen Papst die vorwaltende bleiben wird. Die Propaganda, die seit 1848 eine besondere Abteilung für den orientalischen Ritus, d. h. für die Mission unter den Anhängern der russisch-griechischen Kirche hat, zählt heute 38 Kardinäle und 49 Konsultoren. Sie ist „der rechte Arm" der katholischen Kirche; wie sollte es da gleichgültig sein, wer an der Spitze dieser mächtigen Kongregation steht und wie der Kardinal-Staatssekretär sein Verhältnis zu ihr auffaßt?

Mit Gleichgültigkeit werden wohl die allermeisten über die Nachricht hinweggelesen haben, daß der türkische Gouverneur des Vilajets Jemen von aufständigen Arabern ermordet worden ist. Aber gleichgültig ist das keineswegs, denn die Aufstände der Araber im Hinterlande von Aden gaben den Engländern den Vorwand, ihren Einfluß von Aden aus tief in das Innere Arabiens auszudehnen und eben jetzt haben sie der Pforte ein Ultimatum zugestellt, das die Annektierung der unruhigen Gebiete ankündigt, wenn es der Pforte nicht in spätestens zwei Monaten, nach anderer Version in einem Monate, gelungen sein sollte, die Ruhe und Sicherheit in diesen entlegenen Gebieten wieder herzustellen. Mit der englisch-arabischen Frage aber steht die Frage der Vorherrschaft auf dem persischen Golf in engstem Zusammenhang, und daran wieder hängen Streitpunkte, welche sowohl das russische wie das französische Interesse auf das allerempfindlichste treffen. Wegen Maskats hat Frankreich schon einmal, um einem englischen Kriege zu entgehen, eine schlimme Demütigung hinnehmen müssen. Rußland aber sieht im persischen Meerbusen eine der Straßen zum „warmen Meer", die es entschlossen scheint, früher oder später sich zu eigen zu machen. Wie man in England diese Dinge betrachtet, zeigt die Rekognoszierungsreise, die der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, gerade jetzt an der Spitze eines stattlichen Geschwaders in das persische Meer hinein unternimmt. Daß diese Spazierfahrt in Rußland ein wenig beifälliges Aufsehen erregt hat, ist um so leichter zu verstehen, als Lord Curzon es gleichzeitig für nützlich befunden hat, eine nicht unbedeutende militärische Expedition durch Nepal nach Tibet zu entsenden. In der russischen Presse wurde nun sofort die Lärmtrommel geschlagen, denn man hat sich dort gewöhnt, in Gedanken bereits Tibet in die russisch-asiatische Einflußsphäre hineinzuziehen; vor zwei Jahren, als der Dalai-Lama bald nacheinander zwei Gesandtschaften nach Rußland schickte, hat man sich recht ungeniert darüber ausgesprochen. Da nun die Macht, welche in Tibet den vorwiegenden Einfluß hat, China im Rücken fassen kann, leuchtet sofort ein, welche Bedeutung in Zukunft einmal diese terra incognita gewinnen kann.

Auch der Schiedsspruch in dem Streite Kanadas mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika betrifft eine Frage von weit mehr als lokalem Interesse. Es handelt sich dabei bekanntlich um die Festsetzung der Grenze zwischen dem südlichen Alaska, das den Amerikanern gehört und Britisch Kolumbia, das einen Teil Kanadas bildet. Das Interesse beider streitenden Parteien an dem un-

wirtlichen Lande erklärt sich aus den reichen Goldfunden von Klondyke und den anliegenden Strichen. Nun ist am 20. Oktober der Schiedsspruch in London zu gunsten der Vereinigten Staaten dadurch entschieden worden, daß in letzter Stunde der Vertreter Englands, Lord Alvesstone, in das Lager der amerikanischen Delegierten überging und mit seiner Stimme gegen Kanada den Ausschlag gab. Darüber, daß dieser Spruch ein politischer war, täuscht sich niemand, und eben deshalb ist die Erbitterung in Kanada so groß. Man fühlt sich als das Opfer der Scheu Englands vor dem amerikanischen Vetter. Die Erwägung sei gewesen, daß es immer noch weniger gefährlich sei, die Kanadier zu verstimmen. Da nun diese „übertünchte Höflichkeit" Europas kein Verständnis fand, hat Kanada seine Revanche genommen und durch den ersten Minister Laurier angekündigt, daß es sich von England das Recht ausbedingen werde, beim Abschluß von Verträgen mit fremden Mächten in voller Unabhängigkeit nach eigenem Ermessen und nach dem eigenen Vorteil zu verfahren. Der Zorn der Kanadier richtet sich demnach weit mehr gegen das englische Mutterland als gegen den amerikanischen Nachbarn, der ohne Englands Hilfe sein Ziel gewiß nicht erreicht hätte. Da aber das Prinzip des Schiedsspruchs einmal vom Washingtoner Kabinett angenommen war, lag es allerdings in Englands Händen, seiner großen Kolonie einen wesentlichen Dienst zu leisten, ohne daß es Amerika möglich gewesen wäre, dagegen zu reagieren. Ob aber die Engländer richtig gerechnet haben, ist eine andere Frage. Getroffen wird von diesem Schiedsspruch vor allem der imperialistische Gedanke, der auch politisch einen engeren Zusammenschluß der Kolonien mit dem Mutterlande verlangt. Die Klondyke-Affäre, oder wie man sie nennt, die Alaska boundary question, hat nicht einigend, sondern trennend gewirkt und wenn jetzt englische Zeitungen von der Erbitterung der Kanadier gegen die Vereinigten Staaten berichten, geschieht es wohl mehr um besorgte Gemüter in England zu beruhigen, als um der Wahrheit die Ehre zu geben.

In die Reihe der afrikanischen Zukunftsfragen führt die Nachricht von der Rückkehr des Sultans von Marokko nach Fez, nachdem er vergeblich versucht hat, Taza zu nehmen, wo Bu Hamara, der Prophet und Prätendent, sich nach wie vor behauptet. Dieser Rückzug des Sultans, der mit hochtrabenden Worten seinen Untertanen angekündigt worden ist, bedeutet aber eine böse moralische Niederlage und einen Triumph des Prätendenten, dessen Ansehen nunmehr wachsen muß. Mag es auch richtig sein, daß Mangel an Verpflegung und das Herannahen der Regenzeit für Abdul-Aziz die letzte Entscheidung gaben, die Tatsache bleibt, daß er unverrichteter Dinge heimkehren mußte, und daß er nunmehr selbst mit der fremdenfeindlichen Strömung zu rechnen genötigt ist, welche die Erhebung Bu Hamaras zur Folge hatte. Aber seine Stellung ist überhaupt die frühere nicht mehr. Das wesentliche ist, daß auch er sich genötigt gesehen hat, europäische Anleihen aufzunehmen und daß er damit in eine direkte Abhängigkeit von pekuniären Verpflichtungen getreten ist, die erfahrungsmäßig von orientalischen Staaten nicht mit der Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit erfüllt werden können, die das

europäische Geschäftsleben verlangt. Europäisches Kapital wirkt in orientalischen Staaten destruktiv und führt früher oder später zur Auflösung der politischen Selbständigkeit. Im vorliegenden Fall spielen aber, trotz des englisch-französischen Schiedsvertrages, dessen politisch geringe Bedeutung wir jüngst charakterisierten, die Rivalitäten der britischen und der französischen Politik sehr ernstlich mit. Der Versuch, ein freundschaftliches Zusammenwirken beider Mächte in marokkanischen Angelegenheiten zu bewirken und namentlich in Betreff der Marokko zu gewährenden Anleihen ein Kompagniegeschäft zu machen, muß schon heute als gescheitert bezeichnet werden. Was sich dem entgegenstellt, ist, daß England den Franzosen unter keinen Umständen einen direkten oder indirekten Einfluß in Tanger gewähren kann, weil mit dem französischen Dominium in Tanger auch die strategisch stärkere Stellung Tangers im Mittelmeer entschieden wäre. England aber ist, trotz aller Bemühungen um gute Beziehungen zur dritten Republik, genötigt, mit der Tatsache zu rechnen, daß Frankreich der Alliierte Rußlands ist, und daß bei einem immer denkbaren Zusammenstoßen der englisch-russischen Interessengegensätze, nächst dem Suez-Kanal die Straße von Gibraltar der meist wichtige Punkt sein wird.

Vielleicht erklärt sich die Haltung Englands den Vereinigten Staaten gegenüber neben vielen anderen Motiven, auch aus dem Umstande, daß im Fall eines solchen Zusammenstoßes auch der Panamakanal von ganz immenser Bedeutung werden muß. Nach dieser Richtung ist aber in diesen Tagen eine Entscheidung von außerordentlicher Tragweite gefallen. Nachdem die Republik Kolumbia den Vertrag, der den Vereinigten Staaten den Bau des Panamakanals und seine politisch-militärische Überwachung sichern sollte, abgelehnt hat, hat das Departemento Panama sich zur selbständigen Republik erklärt und sofort die Regierung in Washington wissen lassen, daß der neue Staat bereit sei, den Vertrag über den Panamakanal so zum Abschluß zu bringen, daß er nach dem Herzen der Vereinigten Staaten ausfallen müße. Kolumbien will nun das rebellische Departement gewaltsam zur Raison bringen, aber da treten als Hüter des Friedens die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten dazwischen, und es kann gar nicht zweifelhaft sein, welches der endliche Ausgang sein wird. Die Republik Panama wird selbständig bleiben, die Vereinigten Staaten werden mit amerikanischer Energie, weit rascher als sich vorhersehen ließ, die große Wasserstraße zwischen Atlantischem und stillem Ozean herstellen und Kolumbien wird sich bescheiden und die Torheit beklagen, die ein großes Geschäft versäumte, um ein größeres zu machen und schließlich alle Vorteile einem verhaßten Nachbar in die Hände zu spielen. Es wäre ein Stoff zu einer Komödie, in welcher freilich auch den Engländern mit ihren Hay-Pauncefote-Verträgen eine — für die Zuschauer — lustige Rolle zufallen müßte.

Aus der Haltung, welche die Vereinigten Staaten in dieser Panamafrage eingenommen haben, läßt sich wohl ein Schluß auf die Politik ziehen, welche die große Republik auch in Zukunft in mittel- und südamerikanischen Fragen einnehmen wird. Sie wird die Bildung kleinerer Selbständigkeiten innerhalb der

größeren politischen Bildungen freundlichen Auges ansehen und fördern, und wahrscheinlich auf diesem Wege das Ziel zu erreichen suchen, das bisher noch auf allen panamerikanischen Kongressen an dem gegenseitigen Mißtrauen scheiterte.

Dem Ministerwechsel in Italien, der an Stelle Zanardellis Giolitti wieder an die Spitze der Regierung führte, glauben wir keine größere Bedeutung beimessen zu müssen. Es war ein Opfer, der nicht unberechtigten Mißstimmung gebracht, die man in Rußland nach den unqualifizierbaren Ausfällen der italienischen Sozialisten empfand. Jetzt, da der Fürst Urussow als neuer Botschafter nach Rom geht, dürfte sich alles rasch ausgleichen. Auch der aufgeschobene Besuch des Zaren wird wieder in Aussicht gestellt.

Wir gedenken endlich noch der Tatsache, daß König Georg von Griechenland sein 40jähriges Regierungsjubiläum begangen hat. Man kann ihn aufrichtig dazu beglückwünschen. Er hat in schwieriger Lage ausgeharrt unter einer Nation, die durch das Unglück vielhundertjähriger Fremdherrschaft und durch einen neunjährigen Befreiungskrieg, in welchem alle Greuel des kombinierten religiösen und nationalen Fanatismus sich erschöpften, verwildert war, und die zu früh in Verfassungsformen eingeführt wurde, für welche sie nicht reif war. Sie ist allmählich in die neue Zeit hineingewachsen und hat, was das wesentliche ist, gelernt, den König und sein Haus als die Voraussetzung einer gedeihlichen Zukunft zu verehren. Man darf heute daran glauben, daß der griechischen Nation noch glückliche Tage bevorstehen. Die Zeit, da man daran verzweifelte, liegt kaum ein Menschenalter zurück.

Der beiden großen politischen Fragen, welche der Entscheidung harren, ist in dieser Übersicht der „minder wichtigen" Ereignisse des Monats noch gar nicht gedacht worden — der türkischen Reformfrage und der ostasiatischen Verwickelung, und doch haben wir gesehen, daß alle diese minderen Ereignisse direkt oder indirekt mit ihnen in Zusammenhang stehen. Sie geben den großen Problemen gleichsam eine intimere Färbung.

Da läßt sich nun sagen, daß weder im nahen noch im fernen Orient eine Entscheidung gefallen ist, die den schließlichen Ausgang vorhersehen läßt. Wohl aber erkennen wir, daß weder hier noch dort Rußland gesonnen ist, zurückzuweichen. Es hat in der Mandschurei Mukden, die heilige Stadt, welche die Gräber der Mandschu-Dynastie schützen sollte, mit starker Militärmacht besetzt und dadurch in China eine ungeheure Erregung hervorgerufen, von der wir nicht vorhersehen können, ob sie in Worten sich austoben oder in Feindseligkeiten ausmünden wird. Auch in Japan ist es, abgesehen von den Schlägereien in Tschemulpo, bei Worten geblieben. Aber unzweifelhaft stehen die Parteien in voller Ausrüstung zu Wasser wie zu Lande einander gegenüber. Was Japan zurückhält, ist die Unsicherheit, mit der es auf seinen englischen Bundesgenossen blickt, der alles daransetzt, um eine Lage zu konstruieren, die ihm erlaubt, sein Pulver und seine Mannschaften zu schonen. Auch Rußland sucht nach wie vor einen Krieg zu vermeiden, der unter allen Umständen schwer sein würde, wenn die Feind-

seligkeit Chinas dabei als Faktor mitspielen sollte. Es wären dabei weniger die chinesischen Waffen als die Schwierigkeiten der Verpflegung, die gefährlich werden könnten, die ungeheuren Entfernungen, die überwunden werden müßten, und für welche die sibirische und mandschurische Bahn mit ihren eingleisigen Linien nur unzureichende Aushilfe bieten. Aber gewiß riskiert Japan mehr als Rußland, das wohl Schlachten verlieren, aber nicht aus der Stellung verdrängt werden kann, die es gewonnen hat, während eine Niederlage der japanischen Flotte die Japaner um viele Jahrzehnte und vielleicht auf immer in die Reihe der Mächte dritten Ranges zurückwerfen könnte.

Was aber die Türkei betrifft, so hat sie nach langem Zögern zwar ihre Antwort auf das Reformprogramm von Mürzsteg endlich erteilt, aber diese Antwort ist wenig befriedigend. Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Zaren in Wiesbaden hat ihr aber jede Täuschung darüber genommen, daß sie in dieser Politik des Hinhaltens und Verschleppens eine Unterstützung bei uns finden könnte. Auch Deutschland hat die Forderung von Mürzsteg nachdrücklich unterstützt und darauf hingewiesen, daß es sich in diesen österreichisch-russischen Forderungen nicht um ein Maximum handele, über welches sich markten ließe, sondern um ein Minimum und daß die Türkei vor der Gefahr stehe, neue und ihr weit beschwerlichere Forderungen erfüllen zu müssen, wenn sie weitere Ausflüchte mache. Diese deutsche Warnung ist dann kürzlich auch von Balfour wiederholt worden und das konnte umsomehr Eindruck machen, als England — in welcher Absicht immer — von vornherein die Ansicht vertrat, daß die Türkei größere und festere Bürgschaften dafür bieten müsse, daß die für Türken und Christen gleich traurigen Ereignisse des letzten Jahres ihren endgültigen Abschluß gefunden haben.

In Ungarn ist ein Ministerium Tisza nun glücklich zustande gekommen und die Majorität des ungarischen Reichstages steht zu ihm. Aber die obstruierende Opposition hat nicht entwaffnet und ehe das geschehen und eine Versöhnung der Nationalitäten angebahnt ist, läßt sich auf eine Besserung dieser ungarischen Wirren nicht hoffen.

Mit höchster Befriedigung endlich haben wir nach der glücklichen Operation Kaiser Wilhelms und nach dem noch glücklicheren Ergebnis der Untersuchung des entfernten Polypen uns davon überzeugen können, wie warm die Teilnahme ist, mit der die gesamte Welt auf unseren Kaiser blickt, und wie fest begründet das allgemeine Urteil steht, das in ihm eine der sichersten Stützen des Weltfriedens erblickt.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. November.

Die Vorbereitungen zu den preußischen Landtagswahlen haben in dem hier zu besprechenden Zeitraum aus leicht erkennbaren Gründen den breitesten Raum eingenommen, aber es hat daneben nicht an anderen wichtigen Vorgängen und Erscheinungen gefehlt, die die Aufmerksamkeit des Politikers in Anspruch nehmen müssen.

Während in Preußen die Parteien sich rüsteten, um sich an der Neugestaltung der Volksvertretung ihren Anteil zu sichern, war das Parlament des zweitgrößten deutschen Bundesstaats seit längerer Zeit bereits an der Arbeit. Der bayerische Landtag hat diesmal eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Tagung. Überall ergaben sich Ausblicke auf die Reichspolitik. In die Generaldebatte über das Budget mischten sich Betrachtungen über die Reichsfinanzreform; die Vorlage über die Einrichtung eines besonderen Verkehrsministeriums gab Anlaß zur Erörterung von Fragen, die auch im Norden lebhaftes Interesse erwecken mußten; ein neues Landtagswahlrecht ist von der bayerischen Regierung vorgeschlagen worden; endlich hat der neue bayerische Ministerpräsident, Freiherr v. Podewils, zum ersten Male Gelegenheit gehabt, sich vor dem Landtage über die Grundsätze seiner Politik und Bayerns Stellung zum Reich auszusprechen. Wir können auf diese Fragen hier nicht ausführlicher eingehen, sondern möchten nur das wichtigste hervorheben, was als etwas fertiges dem allgemeinen Urteil unterliegt: die Stellung Bayerns zur Reichspolitik. Man erinnert sich noch der unerfreulichen Nebenumstände, unter denen der Sturz des Ministers v. Crailsheim erfolgte. Sie mußten die Befürchtung erwecken, daß die neue Regierung in Bayern engere Fühlung mit der klerikalen Mehrheit des Landtags suchen werde. Eben dieses Zentrum ist aber in Bayern zugleich die Partei, die mit allen Mitteln die Eifersucht gegen die norddeutsche Vormacht Deutschlands und gehässige Zweifel an der Verfassungstreue der Reichsgewalten zu nähren sucht. Freiherr v. Podewils hat in seiner Erklärung vom 20. Oktober über den Rücktritt des Grafen Crailsheim und in seiner großen Programmrede vom 22. Oktober den Standpunkt der bayerischen Potitik so korrekt gezeichnet, daß man die erwähnten Befürchtungen als beseitigt ansehen kann. Mit bemerkenswerter Festigkeit ist bei dieser Gelegen-

heit bekundet worden, daß die bayerische Regierung über den Parteien stehen werde, und daß die Beziehungen zwischen ihr und dem Reich durchaus auf der gesunden Grundlage gegenseitigen Vertrauens und strenger Aufrechterhaltung der Reichsverfassung ruhen. So erfreulich diese Bekundung war, so traf doch ein gut nationales Blatt das richtige, als es bei der Besprechung dieser Reden betonte, es bleibe immerhin eine bedauerliche Erscheinung, daß eine solche Feststellung der Reichstreue Bayerns und der Verfassungstreue der Reichsgewalt von autoritativer Seite überhaupt nötig war. An jeder andern Stelle würde die Betonung des Selbstverständlichen überflüssig sein und verstimmend, wenn nicht sogar beleidigend wirken. Aber die Eigenart des bayerischen Zentrums bringt es mit sich, daß wir diese für das nationale Leben des deutschen Volks und nicht zum mindesten für die reichstreuen Bayern verletzenden Erörterungen schwerlich zum letzten Mal gehört haben werden.

Eine ernsthafte Bedrohung der Reichseinheit ist ja auch von dieser Seite nicht zu befürchten, aber die dadurch rege erhaltenen Eifersüchteleien, die in dem natürlichen Selbstgefühl der deutschen Stämme einen guten Nährboden finden, können, da der politische Ultramontanismus sein religiös-kirchliches Aushängeschild führt, sehr leicht in verhängnisvoller Weise zur Erweiterung des konfessionellen Risses beitragen, der durch das deutsche Volk geht. Darin sehen wir auch die Hauptgefahr, die eine dem Zentrum allzusehr entgegenkommende preußische Politik für das ganze Reich herbeiführen würde. Der preußische Staat für sich allein könnte vielleicht dadurch manchen Augenblicksvorteil einheimsen, aber die süddeutschen Klerikalen würde er nicht gewinnen, sondern ihre Macht stärken, um die aufrichtig reichsfreundlichen Elemente an die Wand zu drücken. Preußen hat als Inhaber der ersten Stelle im Reich ein dringendes Interesse daran, den süddeutschen Liberalen — unter diesen „Liberalen" sind bekanntlich viele im Grunde sehr konservativ denkende Leute — in ihrem Kampf gegen den übermächtigen, stark demokratisch durchsetzten Ultramontanismus einen Rückhalt zu gewähren, dadurch, daß es dem Zentrum nicht zuviel Einfluß einräumt. Freilich wird diese Stellung erschwert durch die preußischen Konservativen, die dem Zentrum die Freundschaft halten, solange es irgend möglich ist, einmal um der Kirchen- und Schulpolitik willen, sodann aber auch, weil gerade in Preußen das Zentrum viele im Grunde konservativ gesinnte Elemente birgt. Erwähnt sei nur z. B. die Aristokratie Schlesiens und Westfalens. Es ist ein schwerer Fehler der preußischen Hochkonservativen, daß sie aus dieser Stellung heraus geneigt sind, dem süddeutschen Zentrum gegen den Liberalismus die hilfreiche Hand zu bieten. Sie glauben damit religiös-kirchlichen Interessen zu dienen und fördern in Wirklichkeit ein politisches Prinzip, das auf Kosten des friedlichen Zusammenlebens der Bekenntnisse die innere Kraft des Reiches beeinträchtigt.

Die Empfindung für diese verhängnisvolle Wirkung konfessionellen Haders ist es auch, die in jüngster Zeit in der Stimmung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes so auffallend zum Ausdruck gekommen ist. Betrachtet man

die Frage rein politisch, unter Ablehnung aller Stimmungsmomente, so lassen sich ja für die Aufhebung manche Gründe anführen, die nicht nur in konservativen Kreisen, sondern auch von einem liberalen Staatsmann wie Rudolf von Bennigsen als stichhaltig anerkannt worden sind. Aber mit der Wirksamkeit des Jesuitenordens verbindet sich nun einmal im Bewußtsein weiter Kreise beider Bekenntnisse die Vorstellung der Störung des konfessionellen Friedens, und darum wendet sich eine berechtigte Volksstimmung gegen jede Maßregel, die als eine Abbröckelung des gesetzlichen Bollwerks erscheint, das diese Meinung verkörpert.

So hat auch die preußische Generalsynode ihre Pflicht getan, als sie zu § 2 des Jesuitengesetzes in der Weise Stellung nahm, wie es ihr durch die von ihr vertretenen kirchlichen Kreise nahegelegt war. Sie faßte ihre Resolution gegen die Aufhebung des Paragraphen nicht in irgend einem polemischen Sinne gegen den Katholizismus, sondern aus den Befürchtungen heraus, die aus den Gemeinden für den Frieden der Bekenntnisse laut geworden waren. Es konnte den Eindruck dieser Kundgebung nicht schädigen, daß sie nicht einstimmig gefaßt wurde und daß sich sogar Versuche bemerkbar machten, sie zu hindern. Es geschah dies von seiten einer Gruppe von Männern, die sich als politisch stark hervortretende Angehörige der konservativen Partei durch Rücksichten der politischen Taktik gebunden glaubten. Die Generalsynode, die in der Zeit vom 15. Oktober bis zum 4. November tagte, hatte in der Jesuitenfrage allerdings das reinpolitische Gebiet so sehr gestreift, daß schon darin von manchen Seiten gewisse Bedenken gefunden werden konnten. Aber die strenge Scheidung war auch in andern Fragen nicht ganz durchzuführen. Was in bezug auf die theologische Lehrfreiheit, den Toleranzantrag, die soziale Tätigkeit der Kirche verhandelt wurde, berührt ja auch vielfach die Tagespolitik. Aber wir müssen es uns hier versagen, auf diese Verhandlungen näher einzugehen, und wir können es um so eher, als ja doch auch bei diesen die Politik streifenden Debatten der Schwerpunkt auf kirchlichem Gebiet lag und die andere Seite der Sache möglichst ausgeschieden wurde.

Die Bedeutung der sozialpolitischen Fragen war immerhin auch auf dieser kirchlichen Versammlung stark hervorgetreten, ein Zeichen, wie sehr diese Fragen jetzt das ganze öffentliche Leben beherrschen. In Würdigung dieser Bedeutung müssen wir auch dem ersten nichtsozialdemokratischen deutschen Arbeiterkongreß unsere Aufmerksamkeit schenken, der am 25. und 26. Oktober in Frankfurt a. M. tagte. Dieser Kongreß verdankt sein Zustandekommen den Bemühungen der Gesellschaft für soziale Reform, deren Vorstand in der Verfolgung praktischer Aufgaben der natürliche Vermittler zwischen den verschiedenen Arbeiterverbänden nichtsozialdemokratischen Charakters wurde. In den christlichen Gewerkschaften, den evangelischen und katholischen Arbeiterverbänden regte sich unter Hinzutritt des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes immer stärker das Bedürfnis gegenseitiger Aussprache und Verständigung. So konnte nach sorgfältiger Vorbereitung der erste deutsche Arbeiterkongreß zusammenberufen werden, ein wohltuendes Gegenstück zu dem wüsten Zank des kurz vorher abgehaltenen sozialdemokratischen Parteitags.

Von manchen Seiten sind die Frankfurter Verhandlungen sehr pessimistisch beurteilt worden. Dieses Urteil ist wohl zunächst ein Wiederschein des starken Pessimismus, der neuerdings überhaupt in sozialpolitischen Fragen herrschend geworden ist. Sodann nahm eine gewisse Art von parteipolitischer Orthodoxie Anstoß daran, daß in den Verhandlungen des Kongresses dieselbe Erscheinung zum Ausdruck kam, die man für eine Domäne der Sozialdemokratie gehalten hatte, nämlich das Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft. Aber gerade darin handelt die christliche Arbeiterbewegung durchaus richtig. Die Theorie: „Es gibt keinen vierten Stand!" ist nicht aufrecht zu erhalten, und es ist vergebliches Bemühen, eine aus einer modernen Wirtschaftsform herausgebildete soziale Gruppe in ein darauf nicht passendes politisches Schema zwingen und mit allgemeinen Prinzipien behandeln zu wollen. Was kann denn besseres geschehen, als daß ein besonderes Gebilde in der modernen Gesellschaft, die Industriearbeiterschaft, sich zunächst fest auf die eigenen Füße stellt, um sich in den vorhandenen und bewährten Idealen des Volks seinen eigenen idealen Inhalt zu suchen und auf diesem Wege eine feste und gesunde Eingliederung in das Ganze zu erreichen? Diese Art von Klassenbewußtsein ist grundverschieden von den Umsturzgedanken der Sozialdemokratie. Auch der Vergleich mit dem Nationalsozialismus trifft hier nicht zu. Was diese Bewegung zum Scheitern brachte, war ja der Versuch, von außen an die Arbeiterschaft mit einer Theorie heranzutreten und ihr im Staat eine Stellung anzuweisen, die sie nicht ausfüllen kann. Denn die große Masse kann niemals herrschen, es sei denn, daß — den geschichtlichen Erfahrungen von Jahrtausenden zum Trotz — die Menschen ganz und gar ihre Natur verleugnen. Der Nationalsozialismus ging von theoretisch gewonnenen Idealen aus und blieb schließlich in der Betreibung der wirtschaftlichen Interessen eines einseitigen Industrialismus stecken. Wir hoffen aber, daß die gewerblichen Arbeiter den umgekehrten Weg gehen lernen, daß sie sich, von ihren nächstliegenden Interessen ausgehend, auch im Gegenwartstaat zurechtfinden und zu einer Gemeinsamkeit der Ideale mit andern sozialen Gruppen zurückgelangen. Dazu sehen wir in den Frankfurter Verhandlungen die ersten Ansätze. Wir haben wieder wirkliche Arbeiter über wirkliche Arbeiterinteressen reden hören. Das ist immerhin ein Gewinn, wenn auch vorerst ein bescheidener. Und es kann nicht ganz ohne Eindruck bleiben, daß diese ernsten, sachlichen Beratungen gepflogen wurden, nachdem kurz vorher in Dresden alle die ehrgeizigen Fanatiker, mißvergnügten Kapitalisten und verstiegenen Theoretiker, die sich „Arbeiterführer" nennen, gründlicher denn je zuvor ihre gänzliche Unfähigkeit in allen Dingen, die über die Verneinung des Bestehenden hinausliegen, bewiesen hatten. Trotzdem braucht man den Frankfurter Arbeiterkongreß nicht zu überschätzen. Es sind Anfänge, Keime, die auch vom Winterfrost wieder getötet oder von Unkraut überwuchert werden können. Aber sie wachsen auf gutem Ackerlande, das wir nicht preisgeben dürfen, indem wir es aus Sorge vor Rückschlägen unbestellt und das natürliche Wachstum aus Mißmut und Pessimismus unbeachtet lassen. Wir dürfen nur nicht die Illusion

hegen, als ob in der Arbeiterschaft alsbald eine große Bewegung entstehen werde, die die Sozialdemokratie zurückdrängt. Daran ist jetzt natürlich noch nicht zu denken.

Neben den sozialpolitischen Fragen sind es vielfach militärische gewesen, die die Öffentlichkeit in letzter Zeit erregt haben. Eine Anzahl von Prozessen hat den Eindruck erweckt, als ob Mißhandlungen von Untergebenen im deutschen Heere häufig seien. Vor allem hat der Prozeß gegen den Unteroffizier Breidenbach von einem Berliner Garderegiment um deswillen besonderes Aufsehen erregt, weil er die Möglichkeit zeigte, daß zahllose und fortgesetzte Quälereien der ärgsten und rohsten Art von einem Vorgesetzten begangen werden können, ohne daß die verantwortlichen Stellen die leiseste Ahnung davon haben. Dadurch ist ein Moment der Beunruhigung geschaffen, das in seiner Wirkung über die durch den Einzelfall verursachte Entrüstung weit hinausgeht. Nichtmilitärische Kreise fordern — und zwar mit vollem Recht — energische Schutzmaßregeln gegen solche und ähnliche Übergriffe, die im Heere unter Mißbrauch der im Interesse der Manneszucht notwendigen Dienstgewalt der Vorgesetzten begangen werden. Wenn dabei Angriffe gegen die Heeresleitung und die Heereseinrichtungen gerichtet werden, so erfolgen sie zwar insofern zu Unrecht, als sie nicht selten den Eifer und guten Willen der maßgebenden Stellen, dem Übel zu steuern, anzweifeln, aber sie haben doch mit ihrer Forderung selbst recht, daß die Mißbräuche unter allen Umständen aufhören müssen. Die Militärbehörden geben sich schon jetzt die größte Mühe, dagegen anzukämpfen, aber gerade bei der militärischen Tätigkeit fragt man mit gutem Recht nicht nach dem Wollen und nach schön ausgedachten Mitteln, sondern man fordert den Erfolg. Unser Offizierkorps ist gewohnt, nur mit diesem Maßstabe zu arbeiten und niemals Entschuldigungen anzunehmen, wenn etwas Notwendiges, das im Bereich der Möglichkeit liegt, nicht erreicht wird. Das ist unser wohlberechtigter Stolz. Warum soll es auf dem Gebiet der Behandlung von Untergebenen anders sein? Warum wird hier, wenn auch mitunter aus mißleitetem Pflichteifer und somit in bester Absicht, ein klar ausgesprochener Wille des höchsten Kriegsherrn mißachtet, während sonst jede Dienstvorschrift mit peinlicher Genauigkeit befolgt wird? Gerade aus dem Geist des vielgeschmähten „Militarismus“ heraus gibt es keine Entschuldigung dafür, daß man der Mißhandlungen im Heere nicht schon gründlicher Herr geworden ist.

Wir können hier die wichtige Frage nicht erschöpfen, nur einige Bemerkungen dazu geben. Zweifellos entspringt ein Teil dieser Fälle von vorschriftswidriger Behandlung der Untergebenen der Empfindung, daß die Aufgaben der militärischen Ausbildung gesteigerten Schwierigkeiten begegnen. Dank der sozialdemokratischen Verhetzung der unteren Volksklassen und dem Schwinden einer gesunden, männlichen Denkweise durch Neurasthenie und Dekadenz unter den Gebildeten findet der Vorgesetzte nicht selten bei seiner pflichtmäßigen Arbeit einen passiven Widerstand vor, der bei der Unerbittlichkeit der an den Vorgesetzten selbst gestellten Forderungen diesen vor schwere Versuchungen stellt und die notwendige Strenge

der Disziplin dann wohl leicht in ein Übermaß der Härte ausarten läßt. Rohe Naturen von mangelhafter Bildung verlieren dann über dem ihrem Selbstbewußtsein schmeichelnden Gefühl, gefürchtet zu sein, jedes Maß und gefallen sich in niederträchtigen und grausamen Quälereien an ihren bereits eingeschüchterten Untergebenen. Das ist eine Erklärung, aber keine Entschuldigung. Der Geist der Auffässigkeit und Autoritätslosigkeit, der in der Zeit liegt und bei den Untergebenen das Verständnis für die militärischen Anforderungen erschwert, ändert nichts an der Pflicht der Vorgesetzten, diesen Geist zu bannen. Aber wir können auf einen widerwilligen Geist keine geistigen Einwirkungen ausüben, wenn wir uns gegen die Sphäre des andern verständnislos abschließen. Diese Abschließung ist die Folge einer gewissen Einengung der Persönlichkeit, eines Schematisierens, das wiederum aus einer Überängstlichkeit gegenüber den Wirkungen des Zeitgeistes entspringt. Unser Offizierkorps ist fest genug gefügt, um dem einzelnen zu gestatten, mehr von seiner Persönlichkeit ausstrahlen zu lassen und bei aller Straffheit der Disziplin menschliche Berührungspunkte mit dem gewohnten Vorstellungskreis der Untergebenen zu suchen. In der Theorie wird das auch verlangt, in der Praxis aber waltet häufig das Schema, die Ertötung der Selbständigkeit. Das mag vielen sehr unbefriedigend klingen, aber die größere Fürsorge für die unmittelbaren, natürlichen Einwirkungen persönlicher Art ist wirklich das einzige, was helfen kann; mechanische Maßregeln nützen garnichts.

Wer von den Mißhandlungen in der Zeitung liest und die Verhältnisse nicht näher kennt, für den ist es natürlich die erste Regung, daß er, wie es auch wirklich geschieht, nach „Verschärfung der Aufsicht" ruft. Für den, der wirklich Bescheid weiß, liegt der Gedanke viel näher, ob nicht die viele Aufsicht die eigentliche Quelle der Mißhandlungen und Vorschriftswidrigkeiten ist. Gelegentliche Ausschreitungen hat es immer gegeben, wo ein Verhältnis auf Befehlen und Gehorchen basiert ist. Ohne Zweifel war früher in dem ganzen Dienstbetrieb mehr rücksichtslose Härte und eiserner Drill, und die noch fortwirkenden patriarchalischen Anschauungen der älteren Zeit ließen allzu sentimentale Auffassungen über manche handgreifliche Ermahnung des jungen Rekruten nicht aufkommen, aber alte Soldaten werden bezeugen, daß für die raffinierte, geheime Quälerei, wie sie jetzt mehrfach in Prozessen zu tage getreten ist, weniger Raum war. Und dabei bestand früher ungefähr die halbe Aufsicht und Kontrolle wie jetzt. Aber eben weil der Kompagniechef nicht auf Schritt und Tritt bevormundet war, auch seine Leute ausbilden konnte, um dann mit dem fertigen Resultat vor seinen Vorgesetzten zu treten, und weil die Mannschaften nicht alles auf einmal zu lernen brauchten, fehlte dem frühern Dienstbetrieb die Nervosität der heutigen Zeit. Das ruhige und systematische der alten Ausbildungsmethode verträgt sich nicht mehr mit den jetzigen komplizierteren Anforderungen an die Kriegsbereitschaft der Armee, und wir müssen notgedrungen darauf verzichten, aber um so mehr werden wir die Hast und den gesteigerten Kräfteverbrauch bei der Ausbildung dadurch ausgleichen müssen, daß wir den eigentlichen Trägern der Verantwortung, den

Kompagnie-, Eskadron- und Batteriechefs, so viel persönliche Bewegungsfreiheit ermöglichen, wie es der notwendige Rahmen des ganzen irgend gestattet. Dadurch würde wirksamer als durch äußerliche Mittel verhindert, daß auf der untersten Stufe der militärischen Hierarchie, den Unteroffizieren, ein übermäßiger Druck lastet und daß an Stelle des persönlichen Vertrauens zum Hauptmann hier und da eine „wahnsinnige Angst" vor dem Unteroffizier tritt, wie es in einem dieser Prozesse hieß. Dergleichen ist nur möglich, wenn die Mannschaften instinktiv herausfühlen, daß der Hauptmann nicht mehr eine Persönlichkeit, sondern nur ein Teil in dem großen Räderwerk ist, in das sie mit hineingestellt sind.

Die Sozialdemokratie geht mit den militärischen Betrachtungen, die sie auf ihre Art anstellt, jetzt um so lieber und häufiger krebsen, als sie sehr der Auffrischung und des Zuzugs bedarf. Bei den preußischen Landtagswahlen hat sie schlecht abgeschnitten. Hier fehlen ihr die Mitläufer, die Schar der Unzufriedenen, die heimlich ihren Zettel für den Umsturzkandidaten in die Urne werfen. Die Hoffnung, für die Partei ein oder das andere Mandat aus eigener Kraft zu erringen, ist jämmerlich getäuscht, und die törichte Taktik, die von der Parteileitung in ihrem Siegesrausch über die Reichstagswahlen befolgt wurde, hat die Hoffnungen auf ein Kompromiß mit den Freisinnigen, für das allerdings nur Herren wie Dr. Barth schwärmten, fast auf Null herabgedrückt, wenn nicht überhaupt unmöglich gemacht. Das preußische Abgeordnetenhaus wird infolgedessen im wesentlichen dieselbe Zusammensetzung erhalten wie bisher. Einige kleine Verschiebungen in den Ziffern des Parteibestandes werden kaum von Bedeutung sein.

Es wird nach dem heutigen Stand der Dinge wohl erst Sache einer späteren Besprechung sein können, das abgeschlossene Ergebnis dieser Wahlen zu würdigen. Die Niederlage der Sozialdemokratie aber kann man schon heute feststellen. Diesen Mißerfolg darf man freilich nicht darin sehen wollen, daß die Aussicht, Mandate zu erringen, für die „Genossen" so ziemlich geschwunden ist. Die eigentliche Niederlage besteht in dem Mißverhältnis zwischen dem, was die Partei erreichen wollte und bei einiger Klugheit sehr wohl hätte erreichen können, und dem, was sie erreicht hat. Dieses Mißverhältnis läßt sich auch durch die ärgsten Renommistereien nicht aus der Welt schaffen.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

III.

(Wilhelm von Polenz †. — Adolf Wilbrandt, Familie Roland. — Paul Heyse, Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. — Ida Boy-Ed, Die große Stimme. — Rudolf Herzog, Die vom Niederrhein. — Peter Rosegger, Das Sünderglöckel.)

Alljährlich, wenn es zur Weihnacht geht, erfaßt mich ein großes Verwundern. Unheimlich steigt die papierne Flut: Bücher, Bücher, Bücher! Fassungslos steht man vor den sich türmenden Massen: wo bleibt das? wer liest das? wie kommen die Unsummen, die darin stecken, wieder ein?

Das deutsche Volk, so heißt die stets wiederholte Klage, kauft keine Bücher. Selten ist eine größere Narrheit gesagt worden. Ein tüchtiger und ehrlicher Verleger hat kürzlich das Gegenteil bekannt: er wundre sich, wie viel Geld das Publikum für Lektüre ausgebe. Der Mann hat dreimal recht. Wenn wirklich nur wenig Bücher gekauft würden, würden nicht jährlich ungezählte zu Markte gefahren werden. Meldet auch keine Chronik, daß ein Verleger schon mal verhungert sei, was bei Poeten immerhin passieren soll.

Für den jungen Dichter, der mit Herzklopfen seinen Erstling in die Welt schickt, ist es nicht gut, sich vor dem Christfest hinauszuwagen. Niemand hat für sein Büchlein Zeit. Das Publikum nicht, das auf den neuen Start der Berühmtheiten wartet; die Kritik nicht, die all ihre Aufmerksamkeit dem gleichen Schauspiel widmen muß. Erst hat man sich mit den altbewährten Dichtern abzufinden, ehe man nach neuen spähen kann. Man will wissen, wie der „Heurige" geraten ist. Ob Peter Rosegger als Waldbauernbub kommt oder als Prediger; was die bereits abgestempelte deutsche Literatur neues zu sagen hat; welche Weltanschauung Adolf Wilbrandt in diesem Jahre bengalisch beleuchtet.

In den beginnenden „Kampf der Wagen und Gesänge" scholl diesmal auch die Totenglocke. Wilhelm von Polenz ward jäh und unerwartet mitten aus seiner Bahn gerissen. Viele wird die Nachricht erschüttert haben. Man sträubt sich gegen ein bitteres, grausames, ungerechtes Schicksal, das einen Weg abschneidet, der noch nicht zu Ende war, ein Streben vernichtete, das sich nach mannigfachen Zielen noch spannte. Polenz war ein Sachse, aber nicht der bewegliche, sondern der schwerfällige, bäurisch-protestantische, — einer von denen, die ihren Weg nach

langem Suchen und Tasten erst im Schwabenalter finden, dann aber wohl unaufhaltsam zum Ziele gehen. Er war vielleicht noch nicht so weit, er schwankte noch und irrte ab, doch war kein Zweifel, daß er bald seine Straße unverlierbar finden würde. In dieser Gewißheit und mit einer herzlichen, von seinem ernsten Wollen erzwungenen Sympathie sah man ihm zu. Da gebietet dem Strebenden eine unverständliche Macht Halt, ehe er die Hoffnungen hat erfüllen, ehe er uns etwas Volles hat werden können. Man wird an Karl Immermann erinnert, seinen größeren Landsmann, dem der Tod auch im besten Mannesalter die Feder aus der Hand nahm.

Aber das Leben hat ein unsterbliches Recht. Die Lebenden fordern und mahnen, auf die Lebenden haben sich die Blicke zu richten. Adolf Wilbrandt mag voranstehn. Es fehlen noch wenige Jahre, und er wird siebzig sein. Er schafft unermüdlich. Er hat seit 1890 beinah zwanzig Roman- und Novellenbände veröffentlicht, darunter die „Rothenburger", die am besten gelangen. Man kennt seinen Stil, seine Kompositionsweise, seine Stoffe, seine Gestalten. Man kennt seine tönende Redseligkeit und seine schwungvollen Bewegungen. Man hat, wenn man Jahr für Jahr seine Romane kommen sieht, fast ein leises Grauen davor, und man liest jeden neuen doch wieder mit Interesse.

Der neue heißt diesmal „Familie Roland" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh., 3 M., geb. 4 M.). Er hat schon viel bessere Brüder gehabt, aber wohl auch schon schlimmere. Er hat ein wenig Kouliſſengeruch, aber darauf ist man vorbereitet. Das Theater steckt Wilbrandt in allen Gliedern; die meisten seiner Romane sehn so aus, als wären sie aus einem Bühnenstück umgeschrieben. Auch die Wilbrandt'sche Abfertigung einer Weltanschauung fehlt nicht. Diesmal geht es der Sozialdemokratie an den Kragen — scheinbar wenigstens.

Scheinbar — denn es will mir noch immer nicht in den Kopf, daß ein ernster Schriftsteller eine ernste Bewegung so unglaublich behandeln kann. Der Sozialdemokrat bei Wilbrandt ist ein mit rollenden Augen und finsterm Gesicht herumlaufender Halbitaliener, der ein knallrotes Halstuch trägt und immer, wenn er lustige Menschen sieht, ausruft: Ha, wenn ich Euch mit Dynamit in die Luft sprengen könnte! Wohlgemerkt: er ist dabei Akademiker! Für die bürgerliche Gesellschaft Wilbrandts ist er als Sozialdemokrat mit einem Makel behaftet, als trüg' er Pestbeulen. Eine ihm sehr nahestehende Dame, die Gattin eines Bonner Universitätsprofessors, lehnt seine Begleitung ab mit den Worten: „Warum haben Sie denn diese — Dummheit gemacht und sind Sozialdemokrat geworden? Und dabei fragt er noch, ob er mich begleiten darf. Nein, Herr Umsturzmann, eine Dame aus der Welt darf so einer wie Sie, der dieser Welt den Untergang geschworen hat, nicht nach Haus begleiten!"

Und der Idealmensch des Buches, Doktor Roland, fragt den ihm von Kindheit an vertrauten Menschen: „Wie denkst Du über Reinsdorf und den Dynamitanschlag, 1883, beim Niederwalddenkmal? Eher kriegst du meine Tochter nicht!" Und setzt dem Sozialdemokraten so lange zu, bis dieser wütend „Hoch die

Anarchie!" schreit. Damit ist es aus mit der Verlobung. Sozialdemokratie, Anarchismus — das wird munter in ziemlich den gleichen Topf geworfen; ein liebliches Kuddelmuddel, in dem man sich nicht zurechtfindet. „Ich hab' einen wilden Anarchisten geküßt", jammert Ilse Roland, das zweite Wilbrandt'sche Ideal. Und die sterbende Mutter verflucht den bösen sozialdemokratischen Sohn. Kein Wunder, daß dem die Sache zu toll wird. Ein Blitz, ein Knall — pardautz, da liegt er! Und die Moral von der Geschicht' — Werd kein Sozialdemokrate nicht! Damit aber die Scheußlichkeit solch roter Gesinnung bei Eberhard Hofbauer etwas entschuldigt wird: er ist gewissermaßen erblich belastet. So darf man auch als Stütze von Thron und Altar ein wenig Mitleid mit ihm haben.

Ich fühle selbst, daß meine Worte keinen rechten Begriff von diesem wunderlichsten aller Sozialdemokraten geben können. Ich hab' immer das Buch umgeschlagen: steht da wirklich Adolf Wilbrandt davor? Aber er ist es! Der Rostocker Wilbrandt! Und das alles soll keine Parodie sein — Gott bewahre! Man wird sagen: dieser Eberhard Hofbauer ist eine frei erfundene Figur, es gibt sicher auch im Leben solch ein Gewächs, er soll gar nicht typisch sein, soll weder für noch gegen die Sozialdemokratie zeugen.

Alles sehr schön; hab' ich natürlich auch gedacht. Aber das läßt sich leider nicht aufrecht halten. Wilbrandt nimmt den Mann ganz ernst, durchaus nicht komisch. Er hätt' ihn als bloßes Individuum überlegener behandelt; angedeutet, daß er nur individuelle Geltung haben soll; ihm einen vernünftigen „Genossen" an die Seite gegeben. Das tut er alles nicht. Und das Verhalten seiner Lieblingsgestalten gegen den Roten beweist deutlich, daß er über den einzelnen hinaus auf eine Anschauung zielt, wie es bei ihm ja üblich ist. Und da hört die Kritik dann auf. Eine gleiche horrible Verständnislosigkeit einer großen Bewegung gegenüber ist mir noch nicht vorgekommen. Und das bei einem Manne von der geistigen Bedeutung Wilbrandts!

Die übrigen Personen stehen wohl in festeren Schuhen, aber auch sie sind gleichsam mit Dynamit geladen, als wollten sie jeden Moment in die Luft gehn. Das ist ein redseliger Überschwang, eine Begeisterung, die eigentlich gar nicht ernsthaft fliegt, sondern sich nur am Sausen der eignen Geistesschwingen berauscht. Es gibt blitzende Augen und „prachtvoll empörte Baritons"; dumpfes schauerliches Stöhnen wechselt mit hingehauchten Worten; die Leute werfen sich alle Augenblicke mal auf die Erde oder in die Knie; dann wieder sausen sie im Sturmschritt hin und reden . . . reden ganze Opern, reden zu jeder Tag- und Nachtzeit, reden großartig, begeistert, furchtbar gebildet und furchtbar nett — aber es wird einem allmählich ganz dumm davon! Mit der Frau Therese möcht' man immer sagen: „ach, wie du redst und redst!" Wenns das Reden wäre, was einen Roman zum Kunstwerk machte, könnt' man Salut schießen. Und was alles beschworen wird, um die Personen höher zu schrauben! Sigfrid, Krimhild, Mathasunta und andre Goten, Shakespeare, Beethoven! Die Formen und Linien des Siebengebirges klingen wie ein „Beethovensches Adagio" zusammen.

Und Ilse Roland mit dem „Gewaltsmädelgang" nimmt sich vor, nachdem sie den „wilden Anarchisten" geküßt hat, sich zu bessern. Aber dazu geht sie ins Beethoven-Haus, hält sich selbst eine große Rede und schwört es sich zu bei — Beethoven und ihrem Vater. „Beethoven und Vater, ich gelob' es euch!" Da muß man lachen; das ist zu viel!

Wie in älteren Theaterstücken wird die Handlung ein paarmal durch Herumhorchen an den Türen gefördert. Wie in älteren Theaterstücken spielen die Monologe eine große Rolle. Einen Band vermischter Schriften hat Wilbrandt bezeichnenderweise „Gespräche und Monologe" genannt. Er versucht den alten Mitteln durch leichte Verschleierung neue Geltung zu verschaffen. Oder er versucht den Kritiker zu entwaffnen, indem er selbst auf die Lauscherszenen aufmerksam macht. Jeder, der hinter der Tür steht, erschrickt und sagt: „O Gott, ich horche ja!" Zum Schluß gibts eine Possenbedingung: ich will Sie nehmen, spricht Ilse Roland zu ihrem Bewerber, wenn Sie meinen Vater mit Ihrer Tante verheiraten! Das gelingt auch, und so findet jeder Topf seinen Deckel. Zwei Brautpaare verneigen sich, und man hat die Aussicht auf komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse, in denen die Schwiegermutter zugleich Tante ist und der Schwager Vetter und der Neffe . . . aber das mag ein anderer ausrechnen! Und auf daß kein Schatten weiterhin das Glück der nun kompletten Familie Roland trübe, sind die beiden Störenfriede mit den liebesheißen italienischen Herzen, die Vater und Tochter hätten peinlich werden können, auf den Kirchhof gebracht worden. So ist die Sozialdemokratie überwunden, und die biedere, königstreue liberale Bürgerlichkeit wandelt triumphierend zum Standesamt.

Von Frau Professor Lydia Steinle und ihrem hygienischen Gatten hab' ich dabei überhaupt noch nicht gesprochen. Es erübrigt sich wohl. Es bleibt nur noch zu sagen, daß der Roman in Bonn spielt, wo der Rhein rauscht. Der Rhein rauscht bei Wilbrandt auch pathetisch-idealistisch; er hat eine „zart geistig grünliche Flut". Ganz klar bin ich mir über das „zart geistig grünliche" Wasser nicht geworden, aber wie das klingt! Nur daß man sich auch hier auf dem ketzerischen Gedanken ertappt, daß von vier Worten Wilbrandts zwei immer zu viel sind.

Möglich, daß nun jemand meint, ich hätte es in dieser Beurteilung an verecundia fehlen lassen gegen einen berühmten älteren Poeten. Wenn dem so wäre, könnt' ich mich nur damit verteidigen, daß kleinere Pflichten größeren geopfert werden müssen, und daß der Respekt vor Wilbrandt dem Respekt vor der deutschen Dichtung nachzustehen hat. Im übrigen ist schon gesagt, daß sich die „Familie Roland" ausgezeichnet liest. Der gewisse Elan der Darstellung reißt mit: man fühlt sich beim Rockkragen gepackt, und im Gewaltschritt gehts vorwärts, ob man auch, wie weiland die Examinatoren des Kandidaten Jobses, ein „Schütteln des Kopfes" nicht unterdrücken kann.

Und immer von neuem fällt auf, wie wenig Mecklenburger der Mecklenburger Adolf Wilbrandt ist, trotzdem er über Reuter geschrieben hat und sich

selbst als echter Obotrite fühlen mag. Er ist der schärfste Gegensatz zu allem Mecklenburgischen: mit seinem Theater und seiner Beredsamkeit, mit dem behenden Schwung und der raschen Begeisterung, mit dem Künstlerischen und dem Idealismus, mit dem bengalischen Licht und der Überschwänglichkeit, mit dem Liberalismus und dem hurtigen Greifen nach Zeitproblemen. Seine eigenen Landsleute lieben und verstehen ihn am wenigsten. Ihr nüchterner Wirklichkeitssinn widerstrebt allen Wilbrandtschen Eigenschaften; das Bäurische, Konservative, Schwerfällige, Materielle der Obotriten wehrt sich dagegen. Sie schwören nicht bei Beethoven. „Holl di an' n Tun, dei Himmel is hoch", heißt eines ihrer Sprichwörter. Und die Mehrzahl Wilbrandtscher Romane spielt auch nicht in der Heimat, die ihm wunderlicher Weise nichts mitgegeben hat, sondern in München, am Rhein, in Berlin, in aller Welt. Ein heimatloser Poet, nicht recht norddeutsch, nicht recht süddeutsch, stets ein wenig in der Luft schwebend, wie viele seiner Generation. Ich fürchte immer mehr, daß seine Schöpfung zum großen Teil Luftwurzeln hat, daß dem, was er geschmackvoll gebaut, die Fundamente fehlen, daß sie nicht tief genug in die mütterliche Erde gesenkt sind, und daß diese Bauten um so leichter fallen müssen, je mehr die Spitze nach den Wolken strebt. —

Es ist üblich, Adolf Wilbrandt mit seinem Freunde Paul Heyse literarisch zu verkoppeln. Man hat den Poeten Wilbrandt oft im Schatten des Poeten Paul Heyse wandeln lassen. Man hat ihm sicherlich damit unrecht getan — nicht nur ihm, auch dem Freunde. Sie haben als Dichter grade nicht viel gemeinsames. Heyse ist viel ruhiger, viel kühler, viel weniger theatralisch, viel „epischer" als Wilbrandt. Unstreitig auch viel bedeutender. Sein Realgefühl ist stärker, seine Hand sicherer, seine Linien sind reiner und klarer, sein Vortrag ist knapper. Es sind ihm ein paar Lieder, vor allem ein paar Meister- und Musternovellen gelungen, denen Wilbrandt nichts entgegensetzen kann. Der Jüngling, der zum ersten Mal ein Werk von Paul Heyse und eines von Wilbrandt in die Hand bekommt, mag von diesem den Eindruck einer stärkeren Eigentümlichkeit und eines wärmeren Lebens haben, als von jenem. Aber er dürfte bald merken, daß hart an Maniriertheit streift, was er als Eigenart angesprochen hat. Und die anscheinend kühlen Novellen von Heyse, wenigstens die besten, bestehen auch vor dem besonnenen Urteile des Mannes, strahlen in ruhiger Leuchtkraft, gleichsam unzerstörbar durch die knappe feste Form, die sie gefunden haben und die sie sichert, während die unruhigen und flackernden, vielfach überhitzten Leuchten, die Adolf Wilbrandt vorführt, zischend erlöschen, wenn man sie kühler ansieht.

Niemand wird von dem 73jährigen Heyse erwarten oder verlangen, daß er an seinem späten Lebensabend noch Werke schafft, die denen seiner reifsten Zeit gleichstehen und der lebendigen Literatur Anregungen geben. Die Literatur — das ist selbstverständlich — machen heut die Jungen, wie Heyse und seine Altersgenossen sie vor 30, 40 Jahren gemacht haben. Aber nicht nur aus bloßer Erinnerung an früher Geleistetes wird man auch heute noch auf den greisen Poeten

hören — wer vor kurzem noch einen so freundlichen und menschlich warmen Gedichtband veröffentlicht hat, wie Heyse, in seinem „Wintertagebuch", der gibt uns noch nicht das Recht, seine Gegenwart mit der Vergangenheit totzuschlagen. Und es wäre eine Phrase behaupten zu wollen, daß sein neues Novellenbuch sichtliche Ermattung zeige. Es ist genau so gut wie das Dutzend, das ihm im letzten Jahrzehnt voraufging. Allerdings ist die Meisterleistung dieses letzten Jahrzehnts keine Novelle: es sind vielmehr die ausgezeichneten „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse".

„Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen" nennt Paul Heyse sein diesjähriges Geschichtenbuch (Stuttgart, J. G. Cotta, 4,50 M., geb. 5,50 M.). Die Titelnovelle ist die umfangreichste. Man geht an sie mit dem Interesse heran, das man stets für einen Erzähler hegt, der „Stoffe" bringt. Man hat Heyse oft vorgeworfen, daß er verzwickte Probleme aufgreife, daß er ein psychologischer Tifteler sei. Oft mit Recht. Ihn reizt das Ungewöhnliche, ja sogar das Kranke, und sein künstlerisches Interesse kann so groß dafür werden, daß er das Anormale und Kranke nicht mehr eben als anormal und krank, sondern nur als höchst interessant empfindet. Wir gehen dann wohl mit ihm, bis uns in einiger Entfernung von dem Kunstwerk Bedenken aufsteigen, unser eigenes sittliches Empfinden das Problem zurechtrückt und wir das dunkle Gefühl haben, als wäre unser Herz einen Augenblick irregeleitet und verwirrt worden. Nicht zum wenigsten verwirrt durch die kühle Meisterschaft und Überlegenheit des Erzählers.

Die vier Novellen, die Heyse in dem neuen Buche gesammelt hat, sind stofflich wieder sehr interessant. Sie haben wohl nicht genug Blutwärme, um uns ganz hinzunehmen, aber sie sind klug und fein genug, um uns zu beschäftigen. Man träumt ihnen nicht nach, aber man denkt ihnen nach. Mit meinem Herzen komm ich nicht recht mit ihnen mit, aber mit meinem Kopfe. Das Herz sträubt sich gleich gegen die Titelnovelle. Es will die „moralische Unmöglichkeit", die da konstruiert ist, nicht einsehen. Es würde dem Helden eher folgen, wenn er sich gegen die zukünftige Schwiegermutter empörte, als gegen den doch schließlich nebensächlichen Pastor. Es wehrt sich auch gegen den Schluß. Das liebende Mädchen, das, von den Ihren gedrängt, einem ungeliebten Manne die Hand reichen soll, schreibt an den nie vergessenen ersten Verlobten vorher ein paar Zeilen: sie lege ihr Schicksal in seine Hand; wenn er in drei Tagen nicht antworte, wisse sie, daß sie für ihn tot sei! Die Antwort kann aber nicht eintreffen, weil der Briefempfänger im Ausland weilt. Also ein purer Zufall, ein „tückisches Spiel der Verhältnisse" zerstört hier ein Lebensglück. Wirklichkeit kann das sein und werden; Wahrheit in höherem, auch im poetischen Sinne, ist das nicht.

Von den übrigen Novellen ist vor allem die dritte „Zwei Witwen" ein echter Heyse — das letzte Wort darüber steht aber vielleicht mehr dem Arzt, als dem Literarhistoriker zu. Man begreift danach und nach dem ganzen Buche nicht nur die Bedeutung, die der Novellist Heyse erlangt hat — man kommt

auch immer wieder darauf zurück, daß er gar zu ausschließlich der Poet für die oberen Zehntausend gewesen ist, der typische Vertreter einer zu exklusiven Kunst, einer Luxuskunst. —

Ida Boy-Ed, die so ungleich ist, daß man einmal alle Register des Lobes und ein anderes Mal alle Register des Tadels ziehn muß, hat zehn Skizzen in einem schmalen Bändchen vereinigt: „Die große Stimme" (Stuttgart 1903, J. G. Cotta). Acht von diesen zehn Skizzen sind nett, ohne Anlaß zu geben, daß man weiter von ihnen spricht. Zwei jedoch sind ausgezeichnet. Die erste, die Reflexionen aus dem Tagebuch eines Tauben bringt, ergreift stark. Auf wenigen Seiten überraschend viel feine psychologische Bemerkungen, viel vortreffliche Beobachtung. Wie dem taub Werdenden alles verloren geht, bis die große Stimme der Natur allein zu ihm redet — das ist schön, wahr und in feiner Steigerung gegeben. Wir haben sehr gute Blinden-Novellen, aber ich erinnere mich im Augenblick keiner, die einen Tauben in den Mittelpunkt des Interesses stellt. Die Boy-Ed deutet Schmerz und Erlösung nur skizzenhaft an, doch die Kürze verstärkt noch den Eindruck.

Die Perle der kleinen Sammlung ist aber „Der Dorfdiplomat", der mich schon bei seinem ersten Erscheinen in der „Jugend" entzückte. Der Schulze Crischan Albers und der Gemeindediener Schröder haben einen schwierigen Fall vor. Trien-Lieschen hat „Nummer söben" gekriegt, ohne einen Vater dazu zu haben. Trien-Lieschen und ihre sieben unehelichen Göhren machen noch die ganze Gemeinde bankerott. Abzuschieben ist sie nicht, da sie im Dorf das Heimatsrecht hat. Da hat der Gemeindediener die geniale Idee, Trien-Lieschen nach dem benachbarten und reichen Lübeck zu verheiraten. Er kapert sich auch glücklich einen Lübeckschen Jungen, der für 200 Mark Trien-Lieschen nimmt, das Geld mit ihr verjubelt und dann davongeht. Aber der Zweck des Dorfdiplomaten ist erreicht: Trien-Lieschen ist jetzt „lübeckisch" und muß dort unterhalten werden. Das ist bis zu der Schlußpointe: „Nummer acht is ünnerwegs" famos erzählt, mit einem hellen Humor, daß man aus dem Lachen und Lächeln gar nicht herauskommt. —

Zum ersten Mal möcht ich heut an dieser Stelle auch von einem Schriftsteller reden, der sich gleichsam allmählich in die Literatur hineinarbeitet. Sein ursprüngliches Talent scheint mir den guten Durchschnitt nicht sonderlich zu überragen, aber kraft eines tüchtigen und jeder Hochachtung werten Strebens gelingt es ihm nicht nur mehr und mehr, die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln, sondern auch selbst mit jedem Buch etwas höher zu kommen. Dieser Schriftsteller heißt Rudolf Herzog, ist jetzt 34 Jahre alt und könnte möglicherweise eines Tages zu unsern erfolgreichsten — ich sage nicht: zu den besten — Erzählern gehören. Sein letzter Roman, der den Lesern der Gartenlaube sehr gefallen haben soll, ist jetzt unter dem Titel „Die vom Niederrhein" erschienen (Stuttgart, J. G. Cotta, 4 M., geb. 5 M.).

Talenten, die sich so langsam aufwärts ringen, trag' ich neben der größten Hochachtung ihrer sittlichen Eigenschaften ein gewisses Mißtrauen bezüglich ihrer

ursprünglichen Begabung entgegen. Die Löwen kommen gleich als Löwen auf die Welt. Man merkt die Klaue beim ersten Schlag, den sie tun. Sie können sich nachher gewiß noch weiter auswachsen und entwickeln, je nach ihren Anlagen und den sie umgebenden Verhältnissen, aber, wie gesagt, die Pranke fühlt man beim geborenen Löwen gleich.

Bei Rudolf Herzog hat sie niemand gefühlt, und er ist auch, um im Bilde zu bleiben, kein Löwe von Geburt. Er stammt vom Rhein; sein Roman spielt in Düsseldorf; er ist ganz ein Kind rheinischer Kultur. Und das Merkwürdige in diesen Zeitläuften ist, daß gerade die Landstriche mit ältester Kultur seit langem künstlerisch unfruchtbar sind. Die deutsche Literatur hat in letzter Zeit nur vom Osten und Norden, nicht vom Süden und Westen Anstöße erfahren. Die Träger dieser Literatur sind fast durchweg Kinder der Provinzen Schlesien, Brandenburg, Ostpreußen, Schleswig-Holstein. Das sangesfrohe Schwaben, das ganze Süddeutschland, Österreich, die Rheinlande — also gerade die Länder, aus denen manch Jahrhundert lang unserer Dichtung das Heil kam — sind verstummt. Sie können dem Norden und Osten nichts entgegensetzen. Sie bringen wunderlicherweise nur Epigonen hervor. Sie sind für die neuere Literaturentwicklung belanglos. Wie ein Acker, der zu reich getragen hat, für Jahre hinaus erschöpft ist und ruhend frische Kräfte sammeln muß! So wenig ein Zweifel möglich ist, daß der Süden und Westen über kurz oder lang wieder kräftig in die deutsche Dichtung eingreifen wird, so zweifellos ist es auch, daß diese Landschaften der ältesten deutschen Kultur seit Jahrzehnten poetisch brachliegen. Die Rheinländer spielten in der Dichtung die ähnliche Epigonenrolle, wie die Düsseldorfer in der Malerei. Allmählich scheint in Düsseldorf neues Leben zu erblühen; möglich, daß auch bald eigentümliche Sänger aus rheinischen Gauen wieder erwachsen. Die nächste Generation wirds lehren. Rudolf Herzog lehrt es noch nicht. Auch ihn halte ich im letzten Grunde für einen geschmackvollen Epigonen mit starkem formalen Talent, der sich frei ringen möchte von einer Erbschaft, die er doch nicht los wird.

In seinem Roman „Die vom Niederrhein" lebt viel gesunde Fröhlichkeit, die herzlich anspricht, eine Fröhlichkeit, die wohl auch zu dem leichten rheinischen Humor wird. Aus der Tiefe kommt dieser Humor zwar nicht; die große Liebe, die ihr Kind mit Tränen tränkt, war nicht seine Mutter. Aber ein heitres Herz und ein leichtes Temperament ist auch eine Gottesgabe. So wird einem das Herzog'sche Buch sehr sympathisch; man möchte dem muntren Gesellen, der es geschrieben hat, gern die Hand drücken. Daß viel Sinnenfreudiges in dem Roman steckt, braucht bei einem Rheinländer nicht gesagt zu werden. Auch viel Sinnlichkeit, die sich nur nicht recht frei herauswagt. Es ist, als hätte Herzog da Rücksicht auf die Leser der Familienblätter genommen; er führt manches so weit, daß ein Ausbiegen im letzten Moment verdrießt und nicht natürlich erscheint.

Das beste an dem Roman sind die fröhlichen Szenen: Die Liebe der beiden Kinder rein und schön dargestellt; die beiden Springe's machen uns warm; rheinisches Leben ergötzt uns. Aber sowie es zu psychologischer Entwicklung

kommt, beginnt das Kopfschütteln. Der Knabe Hans Steinherr ist uns verständlich. Seine Wandlung sehn wir nicht; wir mögen nicht dran glauben, daß aus dem netten Jungen plötzlich ein „Fatzke" wird; es müßte uns klargemacht werden; vor uns selbst müßte sich die Entwicklung vollziehen. Aber die Psychologie rutscht immer zwischen die Kapitel; die Hauptsache bleibt uns Herzog schuldig. Wie wenig glücklich ist auch des Helden Mutter herausgekommen! Die Brücken fehlen hier. Sie bleibt schattenhaft; sie fällt in zwei verschiedene Personen auseinander: in eine wenig sympathische am Anfang, und in eine sehr sympathische am Ende des Buches. Aber man könnte das schließlich ertragen, wenn der Held uns in seiner ganzen Menschlichkeit nahekäme. Daß er's nicht tut, entscheidet über den Roman. Er ist ein Schwächling, der nichts kann, der sich immer an den Schürzenzipfel einer Frau hängt und von dem man scheidet, ohne den Glauben des Autors, daß aus ihm noch etwas werden wird, teilen zu können.

Stofflich ist der Roman überaus reich. Die Fäden der Handlung sind virtuos verschlungen, die Spannung ist immer da, wenn sie auch manchmal nicht grade mit natürlichen Mitteln erreicht ist. Überhaupt: es ist fast schon zu viel „Technik" in dem Buche. Die Szene, wo Hannes vor Bettina steht, und manche andre ist etwas stark Theater. Vielleicht wagt Rudolf Herzog demnächst auch den Sprung auf die Bretter. Er ist zu geschickt, als daß dieser Sprung ganz mißlingen könnte. Er könnte sicherlich einmal ein sehr erfolgreiches Theaterstück schreiben. Etwa Marke: Altheidelberg! Also gewiß etwas Nettes und Anständiges, dessen sich niemand zu schämen brauchte.

Ein paar Gedichte sind in den Roman verwoben: Epigonenlyrik, aber solche feinster Art. Der Erzähler, scheint mir, ist dem Lyriker darin gleichgeartet. Zum Originaldichter fehlt das Höchste und Letzte: die individuelle Note, die stärkere Eigentümlichkeit, jenes Undefinierbare, was im Wort schwebt und wiederum als Atmosphäre das ganze Werk umwittert. Wenn ich einmal schwankend wäre, ob jemand ein selbständiger Poet ist oder nicht, würde ich mich fragen, ob ich mir Schüler denken könnte, die er beeinflußte, die ihn nachahmten. Bei Herzog könnt' ich mir das nicht vorstellen. Deshalb glaub' ich nicht, daß die Literaturgeschichte jemals seinen Namen nennen wird. Wohl aber ist er ein Poet in dem allgemeineren Sinne, der das Zeug dazu hat, vom Publikum geliebt und gelesen zu werden. Auch das ist schon des Schweißes wert, und deshalb soll er mit Freuden willkommen geheißen werden. Man wird seine flotten Bücher gern lesen und man hat ein Recht dazu.

Ein paar Worte über den neuesten Rosegger mögen diesen Bericht beschließen. In die Rhein- und Weinatmosphäre, mit der uns Herzog umfängt, läutet der steyrische Poet „Das Sünderglöckel" (Leipzig, L. Staackmann, 4 M., geb. 5 M.). Über alles, was ihn geärgert oder empört hat, sagt er ein kurzes Sprüchlein. Aber das Beste bleibt, wie er durch ein kleines Vorwort das Stückwerk eint und zusammenbindet. In alten Zeiten, erzählt er, soll die Sitte gewesen sein, daß des Abends spät, wenn die Kinder schlafen gegangen waren, über der Stadt ein

Glöcklein läutete. Es wurde geläutet zur Mahnung und Warnung den Zechern, Balgern und Schleichern, den Versuchten und Verirrten und allerhand Sündern .. Das Sünderglöcklein war es genannt. Und nun hat Peter Rosegger viel kleine Mahnrufe, Scheltartikel, Herzensergüsse „gleichsam wie Erzstücke gesammelt, um die kleine Glocke daraus zu gießen" — das Sünderglöckel. Er zieht es mit Ausdauer. Er wäscht uns tüchtig den Kopf.

Ein „zeitgemäßes" Buch nennt es der Verleger. Ich gestehe, daß ich die nicht zeitgemäßen Bücher lieber habe, sonderlich von Peter Rosegger. Aber es fällt wieder auf: Alles, was ein echter Poet berührt, wird gülden oder kriegt wenigstens einen goldenen Schimmer. Von keinem andern würde man auch ein gleich geartetes Werk vertragen. Man würde über die „zusammengestoppelten Zeitungsausschnitte" die Achseln zucken. Aber dem Steyrer gibt man willig die Bahn frei. Er findet immer und überall ein hübsches Wort, das ihm keiner nachsagen kann. Und ob man hin und wieder rufen möchte: Da bist du einseitig und ungerecht, Peter Rosegger, da schüttest du das Kind mit dem Bade aus, da begibst du dich auf Gebiete, die du nur halb kennst —! — es wird niemand einfallen zu verlangen, daß ein Poet, der das Volk so liebt und der so von ihm wiedergeliebt wird, sich einen Maulkorb anlegen soll.

Von dem Geläut des „Sünderglöckels" haben die Leser der „Deutschen Monatsschrift" ja schon einen hallenden Ton gehört. Die „Familie ohne Autorität" erschien in unseren Heften. Über Geld und Geiz, über Prozeßführen und anonyme Briefe, über den modernen Kanzleistil, über Sprach- und Literatursünden, über Wohnungs- und Kleidungssünden, den modernen Buchschmuck und die Unverläßlichkeit, über hundert andere Dinge noch spricht Peter Rosegger. Bessert Euch! bimmelt das Glöckchen. Und es läutet am grellsten über zwei Dinge, über die heute viel gescholten wird. Einmal über die Vivisektion. Da hab' ich den Kopf geschüttelt, trotzdem der Himmel weiß, daß ich ein Tiernarr bin und mein liebster Freund vier Beine hat. Fällt mir nicht ein, hier die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Das haben viele getan und das ist ein weites Feld. Aber das Kopfschütteln behalt' ich mir vor. Und dann klingelt das Sünderglöckel über das „Deutsche Nationallaster". Mehr brauch' ich gar nicht zu sagen; die Vivisektion geht mich ja nur theoretisch an, aber das Nationallaster. . . .

Nun trompetet auch schon Peter Rosegger! Es kann einem Himmelangst werden. Otto Julius Bierbaum ist trotz seines Namens auch schon Temperenzler geworden.

„Was soll aus der Welt denn noch werden
Wenn keiner mehr trinken will?"

fragt ein wundervolles Studentenlied. Ich kann mir einen echten Poeten, der nicht trinkt, eigentlich nicht vorstellen. Aber da Peter Rosegger nun doch mal ein Echter ist, muß einer von uns beiden seine Position aufgeben. Ich bin dafür, daß der Steyrer es tut . . . etwa bei Vöslauer Blume.

Prosit, Peter Rosegger! Und daß es dir gedeihe!

Aus dem Berliner Theaterleben.

Von

Dr. Gustav Manz.

II.

Gerhart Hauptmann, Rose Bernd. — Hugo von Hofmannsthal, Elektra. — Franz Adam Beyerlein, Zapfenstreich. — Heinrich Sohnrey, Die Dorfmusikanten.

Aus einem kleinen Stoff hat Gerhart Hauptmann diesmal ein großes Drama geschaffen. Groß aber nur in Ansehung der stofflichen Breite und der epischen Umständlichkeit, zu der ihn wieder einmal der treu und ehrlich befolgte Grundsatz seiner naturalistischen Darstellungsweise nötigte. Nach dem Umweg über den leise nach Höhen weisenden „Michael Kramer" ist er in die Tiefen und Engen der schlesischen Dorfwelt seines „Fuhrmann Henschel" zurückgekehrt. Was mag ihn dazu bewogen haben? Innerster Drang, das Palladium seiner sinnenden Beobachterkunst noch einmal zu verteidigen wie damals vor einem Jahrfünft, als uns Andersgesinnten das Fuhrmannsehepaar als glänzendstes „Beispiel" die Unhaltbarkeit der „Methode" aufwies? Oder der menschlich begreifliche, aber mehr von außen bedingte Wunsch, mit dem früher in Kampf und Sieg erprobten naturalistischen Rüstzeug doch noch alle diejenigen zustimmend für sich zu gewinnen, die in den poetischen Höhenflügen der letzten Jahre achtungheischende aber halb mißglückte Versuche sehen? Sei dem, wie ihm wolle: wieder einmal durften alle, die den Schöpfer der „Weber" als einen Dichter ehren, einem redlichen Beginnen ihre Achtung zollen; aber fünf Akte Reden und Überreden haben nicht zu überzeugen vermocht, weder von der Notwendigkeit der Form noch von der Folgerichtigkeit des Inhalts.

Starrt der Blick auf die Kindesmörderin Gretchen, deren herzzerreißender Wahnsinn sich in Goetheschen Versen ausweint, so faßt uns der Menschheit ganzer Jammer an; sehen wir der Kindesmörderin Rose Bernd ins schmerzverzerrte Gesicht, so scheiden wir mit tiefem Bedauern von ihrem traurigen Fall und stimmen aufrichtig in die Schlußworte ein: „Das Mädel . . . was muß die gelitten haben." Dort führt uns allgewaltige Dichterhand aus dem Engen ins Weite, hier zwingt uns der scharfe Blick eines unerbittlichen Beobachters aus der Weite in die Enge. Dort öffnen sich Kerkerwände und das Morgenrot des „Gerettet" grüßt herein; hier stürzt gleichsam die niedere Decke einer dumpfigen

Hütte über einem gepeinigten Menschenkind zusammen und wir stieren in eine sternlose Nacht . . .

Und doch, wer wollte dem Dichter bestreiten, daß das Schicksal seiner Rose Bernd tragisch, nicht bloß traurig ist? Tragisch als dichterische Abspiegelung eines menschlichen Zusammenbruchs? Ja selbst tragisch noch bei völliger Ausschaltung des etwas modrig gewordenen Schuldbegriffs der alten Schule? Tragisch als Beispiel des aufreibenden Ohnmachtskampfs eines Individuums gegen ein Verhängnis, das sich unmerklich, langsam, brütend wie ein Gewitter zusammenbraut, um mit einem einzigen furchtbaren Donnerschlag den Todesstreich zu führen? Ja, wer wollte das bestreiten? ... Wenn eben nur die Zwangsjacke des Naturalismus nicht wäre! Wenn nicht diese epische Umständlichkeit wäre, die zusammenstichelt und zusammenstrichelt, bis uns vor genauem Hinsehen die Augen schmerzen! Wenn sich die Schule des folgerichtigen Naturalismus nicht von dem Grundsatz der größten dramatischen Herzenskündiger abgewendet hätte, daß die Dichtung eine „Abbreviatur der Natur" sein muß, und zwar aus inneren und äußeren Gründen! Daß die unlöschbaren Gesetze der Bühne eine Auslese und nicht eine Sammlung der Vorgänge verlangen, die von den handelnden Personen hervorgerufen werden oder auf sie einwirken!

Um nur ein kleines Beispiel zu nennen: wie endlos ist der Abschied eines Liebespaares, das sich in Schmerzen von einander losreißt, wie erschütternd, wie lebenswirklich, — und wie nervös wirkt diese gut beobachtete Lebenswahrheit, wenn sie mit jener peinlichen Treue auf die Bühne gebracht wird, wie sie Hauptmann in der Szene zwischen Rose Bernd und ihrem bisherigen Liebhaber für nötig hält!

Und um ein großes Beispiel zu nennen, — wie unklar ist jedem Zuschauer, ja jedem Beteiligten der Dorftragödie selbst bis zum letzten Augenblick das Motiv, das Rose zum Kindesmord treibt, — lediglich weil der Dichter sozusagen kein Dichter sein will. Weil er sich von der Lebenswirklichkeit zu entfernen glaubt, wenn er den Rohstoff der nacheinander sich abspielenden Begebnisse formt und durch leise Führung in engere Beziehung zu einander setzt.

Wenn es eines Gottes würdig ist, aus einem Chaos einen Kosmos zu bilden, sollte es nicht das Prinzip sein des Schaffenden, der am meisten des Göttlichen in sich trägt, diese Sehnsucht nach seiner Welt durch kosmische Ordnung zu befriedigen, — nüchterner ausgedrückt durch Anordnung, Gruppierung, und, um es noch einmal zu wiederholen, durch Auslese? Will allein das dramatische Kunstwerk naturalistischer Färbung sich dem großen in Wahrheit erbauenden, aufbauenden Entwicklungsgedanken verschließen, der aus der Mischung des Kräftigsten, aus der Abstoßung des Schwachen das Lebenswerte hervorgehen läßt?!

Betrachten wir Hauptmanns Rose Bernd „retrospektiv" vom fünften Akt her, so wird uns alles klar, was sich vorher zugetragen hat, aber diese Klarheit ist mit jener befremdlichen Überraschung verknüpft, die sich etwa in den Worten ausdrücken läßt: „Ach so, deshalb!" Darum wird jeder Nacherzähler der Handlung in die günstige Lage kommen, dem Leser oder Hörer klarer zu erscheinen

als der Dichter selbst: denn, um eben klar zu werden, muß er naturnotwendig die Motive zusammenfassen, die der naturalistische Dichter, um ja der Wirklichkeit nahe zu kommen, mit bewußter Willkür nebeneinander ausbreitet oder auch — hintereinander versteckt.

Wie ist aus der drallen kräftigen Rose Bernd, der lebensfrischen Tochter des pietistischen Gutsinspektors Bernd die wahnumnachtete Gefallene und Kindesmörderin geworden? Im letzten Akt hören wir's nacheinander: „Se han sich an mich wie de Klett'n gehang'n . . . ich konnte, ne iber de Straße laufen! . . . Alle Männer war'n hinter mir her! . . . ich hab mich versteckt . . . Ich hab' mich gefircht'! . . Ich hab' solche Angst vor a Männern gehabt! . . . 's half nischt, 's ward immer schlimmer dahier! Hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar ni bin mehr zur Besinnung gekomm' . . ." Und zum zweiten: „O Jees, ei nen kleen Kämmerla lebt ihr mitenander! Ihr wißt nischt, was außern der Kammer geschieht" . . . und „'S hat een keen Mensch ne genung lieb gehat". Und zum dritten: (das Kind) „sullde ni laba! Ich wullte 's ni!! 's sullde ni meine Martern derleida! 's sullde durt bleib'n, wo 's hiegehert". In dieser einen Schlußszene, — der dichterischen Größe nicht abzusprechen ist und die in dem wundervollen Spiel des Naturtalents Else Lehmann über allen Naturalismus hinausgehoben wurde, — hier reißt endlich Hauptmann den Schleier weg, der bisher über der ganzen Handlung lag. Bis dahin glaubten wir langsam ermüdend folgende Alltagsschicksale von ziemlicher Trivialität miterlebt zu haben:

Ein lebensfrischer Mann, der seit Jahren an der Seite einer gelähmten Frau lebt, der Erbscholtiseibesitzer Flamm hat ein Verhältnis mit Rose Bernd gehabt; bei Beginn der Handlung wird es gelöst, da Rose, nach dem Willen des Vaters, den kränklichen, aber braven und frommen Buchbinder Keil heiraten soll und endlich auch will. Die Abschiedsumarmung der Liebenden wird von einem skrupellosen in Rose vernarrten Schürzenjäger, dem Maschinisten Streckmann gesehen; dieser droht mit Enthüllung ihrer Untreue gegen Keil und vergewaltigt Rose, als sie ihn in ihrer Herzensangst aufsucht, um sein Schweigen zu erflehen. Streckmann hält nicht Wort, schneidet vor den Dorfgenossen dem Mädchen seine Ehre ab und schlägt dem Bräutigam, der sich das nicht gefallen lassen will, ein Auge aus. Umsonst versucht die herzensgute Frau Flamm das Mädchen zu retten, ja selbst dann zu retten, als sie erfährt, daß ihr eigener Mann es in Unehre gebracht hat. Zu spät! Rose schämt sich vor Gericht, (als ihr Vater einen Beleidigungsprozeß gegen Streckmann angestrengt hat,) die Wahrheit zu gestehen, aus Scham leugnet sie ab, wie Streckmann über sie Gewalt bekommen hat. Nun läßt sie auch Flamm, der ihr aufrichtig zugetan war, fallen, und nun geht sie hin in der furchtbaren Verwirrung, wo sie Abgründe rings um sich klaffen sieht, gibt einem Kind das Leben und erwürgt es mit eigenen Händen . . . .

Die oben angeführten Worte der Schlußszene erst lassen erkennen, was aus den Bühnenvorgängen bis dahin schwer herauszulesen war: ein tiefer

sozialer Gedanke birgt sich in ihnen. Hilflos ist der Alleinstehende, den nicht wirkliche Liebe stützt — („ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein"). Nur andeutungsweise huscht dieser Gedanke vorher durch die dichterisch schöne Szene, in der Frau Flamm, die immer Gütige, im Krankenstuhl zur Philosophin Gereifte, (von Frau Conrad-Schlenther mit zarter Kunst verkörpert) dem Mädchen Trost zuspricht, — jene Szene, in der das soziale Mitleid des Dichters, das Erbarmen mit der schmerzgesegneten Mutterschaft des Weibes zu teilweise ergreifendem Ausdruck gelangt. Hier quillt uns Hauptmanns echtestes Dichterwesen mit einfacher Innigkeit entgegen, ebenso wie in der rührenden Gestalt des kränklichen Pietisten Keil. In diesem Fall ist es wahrhaftig nicht naturalistische Tiftelkunst, sondern treffsicheres Gestalten aus echtem Mitempfinden, wenn dieser arme Knecht Gottes, der trotz allem und allem zu Rose hält und auch über jenen Punkt hinwegkommt, über den nach Hebbel „kein Mann hinwegkann", — wenn dieser Dulder auch nicht einen Augenblick mit dem Makel der Lächerlichkeit behaftet ist ....

Möge es mir der Leser nicht verargen, daß ich mich bei einem Werke, dem wahrscheinlich eine beschränkte Lebensdauer beschieden sein wird, etwas länger aufgehalten habe. Galt es einerseits, an einem neuen Beispiel zu erweisen, daß der Naturalismus nicht Ziel, sondern nur Durchgang sein könne, so erforderte es wieder die Achtung vor dem Wollen und Können eines Gerhart Hauptmann, nicht allzu eilig an einer Arbeit vorüberzugehen, aus deren Schwächen mehr Können spricht als aus der sicheren Gewandtheit unserer sämtlichen erfolggewöhnten Routiniers.

* * *

Etwas kürzer darf ich mich über die beiden weiteren Theaterereignisse fassen, die mit Recht das Interesse weiterer Kreise erregt haben und die — man darf es wohl annehmen — auch fernerhin in der Entwicklung unsres zeitgenössischen deutschen Schrifttums einen gewissen symptomatischen Wert behalten dürften.

Die vortrefflich aufeinander abgestimmte Künstlerschar des „Kleinen Theaters" hat einer „Elektra" von Hugo v. Hofmannsthal zu einem darstellerischen Sieg verholfen, — einem Sieg jener Art, der im Augenblick des mächtigen Eindrucks zu einer Verstummung der Kritik führt: je weiter die Stunden des Bühnenereignisses aber zurückfliehen, umsomehr häufen sich die Bedenken. Der Wiener Poet hatte den Einfall, sei es aus Vorsicht oder aus Bescheidenheit, seinem Werk die Kennmarke „frei nach Sophokles" aufzukleben. Das war eine Irreführung, — denn seine Tragödie erinnert nur in einigen wenigen Äußerlichkeiten der Szenenfolge und in der Struktur an den attischen Dichter, im übrigen aber ist sie so „frei von Sophokles", wie nur irgend denkbar. Sie ist so weit entfernt von der kristallenen Harmonie der Sophoklesschen Elektra, wie von der herben Keuschheit der Gluckschen Iphigenienmusik, die ihr merkwürdiger Weise als Vorspiel voranging. Also lassen wir jede Erinnerung an die hellenische Orchestra

schwinden, und suchen wir die richtige Stellung zu dem durchaus selbständigen Werk dieses bewußten „Neutöners". Und dann werden wir zugeben können: wenn auch keine dauernde Bereicherung der Kunstgeschichte, so bedeutet diese mänadenhafte Katze, diese psychopathisch belastete Furie, Elektra genannt, einen wertvollen Beitrag zur modernen Künstlergeschichte. Hugo von Hofmannsthal, in dessen früheren Werken die poetischen Schönheiten oft niederrannen wie leise, graue Regenschleier, er überfällt uns diesmal mit brutalen Wortgewittern, mit zuckenden Blitzen, mit Wolkenbrüchen der Leidenschaft. Er hat den greuelvollsten Stoff der altgriechischen Sagenwelt mit dem modernsten Geist dekadenter Nervenkunst erfüllt. Er macht die im Rachegedanken sich aufzehrende Elektra zu einer Halbwahnsinnigen, auf deren Seelenpalette alle Leidenschaften durcheinander laufen von der brünstigen Ekstase bis zur sadistischen Blutdürstigkeit. Er stellt neben diese fast vertierte Schwester, die, ausgemergelt von Seelenfolter, zwischen Ermattung und Ermannung hin und her taumelt, auf der einen Seite eine vollblütige Chrysothemis, die hinaus will aus der dumpfen Umklammerung der zyklopischen Burgmauern, die einen Mann haben will und Kinder gebären, und auf der andern Klytemnästra, eine von fürchterlichen Träumen gequälte, zwischen roher Verstockung und grauenhafter Angst wankende Mörderin. Alles ist nun in Worten und Handlung auf die äußerste Spitze getrieben, — wie Bestien rasen die Leidenschaften gegeneinander los, bis endlich nach einer Generalpause entsetzlicher Spannung, der Hexensabbath bestialischer Wildheit in dem gellenden Todesschrei der Gattenmörderin, in dem erstickten Röcheln ihres Buhlen Aegisth sein jähes Ende findet: den bildlichen Epilog tanzt Elektra, in den mänadenhaften Bewegungen eines namenlosen Reigens drückt sie den Jubel ihrer befriedigten Rachlust aus, bis sie zusammenbricht ... Der Überheizung der Charaktere, der Überspannung der Leidenschaften entspricht eine Versprache, die in Kraft und Fülle daherjagt, oft aber auch sich übernimmt und in Schwulst ausartet. Alles in allem: diese „Elektra" ist eine Geistesverwandte der Wildeschen „Salome": in ihren Adern rast die Fieberhitze. Es ist eine Kunst der psychologischen Waghalsigkeit, die am Rand gähnender Abgründe tanzt. Eine Kunst, die nicht nach Höhen winkt, sondern in Tiefen lockt ...

Nach der wirren Absonderlichkeit dieses Haschischrausches ist es eine Erquickung, durch ein Drama wie Franz Adam Beyerleins „Zapfenstreich" wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückgeführt zu werden. Zwar hat die günstige Woge der Zeitströmung, die uns nach langer Stauung in plötzlich losgebrochenem Schwall Militärprozesse, Militärromane und Militärdramen entgegenwarf, manches dazu beigetragen, den äußeren Erfolg dieses Liebesdramas zwischen Leutnant und Wachtmeisterstochter zu besiegeln — bildete doch Beyerleins eigener Thesenroman „Jena oder Sedan?" den Vorspann für seine Fahrt auf dem Thespiskarren — aber auch ohne diese Nebenumstände hätte diesem Drama der Erfolg beschieden sein müssen. Trotz mancher Schwächen, trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten, trotz des sentimental-pathetischen vierten Aktes! Denn die Offiziers- und Unteroffiziersgestalten der kleinen elsässischen Garnison, deren

Bekanntschaft uns Beyerlein vermittelt, stehen fest auf ihren Füßen, zeigen die frische Derbheit des wirklich Geschauten und das Wortgewand, das ihnen der Dichter je nach Rang und Bildung gibt, sitzt seinen Gestalten so prall und angegossen, wie ihre Uniform. Beyerlein packt in den drei ersten, vorzüglich sich steigernden Aufzügen den Zuschauer ebenso kräftig an wie seine Figuren in der Handlung. Alles ist etwas grobdrahtig, holzschnittmäßig, roh zubehauen — aber nirgends kommt etwas aus dem Gleichgewicht, überall ist Licht und Schatten gut und gerecht verteilt. Einen so breiten Raum im Stück die Kriegsgerichtsverhandlung einnimmt, das Drama selbst übt kein Gericht am Urheber alles Unglücks, an dem jungen gutherzigen Leutnant von Lauffen: der die Tochter seines alten Wachtmeisters zu seiner Geliebten macht, der einen Untergebenen, Pflegebruder und halben Bräutigam Klärchens durch sein Liebesglück zu Eifersucht und tätlichem Vergreifen reizt, der sich aus Standesvorurteil nicht entschließen kann, durch eine Heirat alles gut zu machen und der schließlich dem „Rächer seiner Ehre", dem Vater seines Klärchens, die ritterliche Genugtuung als einem Subalternen versagt. Allerdings, daß der alte Volkhardt, ein ehrenfester kgl. preußischer Wachtmeister, schließlich Odoardogelüste bekommt und gar die eigene Tochter — als eine neue Emilia Galotti — niederknallen muß, — dieser böse Schuß ist ein böser Schluß! Weiteres aus dem Zusammenhang des Stückes zu erzählen versage ich mir absichtlich. Da es wohl über alle deutschen Bühnen gehen wird, können die meisten Leser dieser Zeilen ein persönliches Urteil über dieses erste Erfolgsdrama eines „homo novus" gewinnen. Soviel ist sicher: auch nach Schnitzlers „Liebelei" und nach Hartlebens „Rosenmontag" — die ja von gleichen Voraussetzungen ausgehen und ebenfalls die tragischen Folgen einer zum Erlebnis sich vertiefenden Liebesepisode schildern — auch nach diesen Vorgängern ist es Beyerlein gelungen, zu eigenen Worten eine eigene Weise zu finden ...

* * *

Spielt in diesem Drama das abendliche Trompetensignal, das den Liebenden die Ouverture des Stelldicheins bildet, eine wichtige Rolle, so sind es in H. Sohnreys „Dorfmusikanten" die Klänge eines „Tetterhorns", die ein Liebespaar zusammen-, auseinander- und wieder zusammenblasen. Denn von „Liebe und Trompetenblasen" handelt das muntere Volksstück, das nunmehr in einer wohlabgerundeten Dilettantenvorstellung des „Vereins zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele" eine fröhliche Urständ gefeiert hat. Man sieht, auch der umgekehrte Weg führt manchmal zum Ziel: im Thüringer Dörfchen Klettbach haben zuerst Bauernburschen und -mädchen die Geschichte vom wackeren Schülzle und seinem braven Evebärble gespielt, und echte Dorfmusikanten nahmen es auf sich, ihre leibhaftigen Ebenbilder zu mimen, — und jetzt füllt sich in der großen Reichshauptstadt das große ehemals Krollsche Theater fast allabendlich mit Stadtleuten, die sich von ihresgleichen diese anspruchslosen Bilder aus dem Thüringer Dorfleben darstellen lassen. Es wäre unrecht, vom hohen kritischen

Roß herab, dieſe Schwänke und Ränke der geſangs- und tanzfrohen Thüringer Bauern, wie ſie Sohnrey im Anſchluß an Schaumbergers Muſikantengeſchichten vorführt, zu beurteilen und abzutun. Meines Erachtens liegt der Wert dieſer Unternehmung auf ganz anderm Gebiet: ſoziale und kunſtpolitiſche Betrachtungen haben ſich an dies Volksſpiel anzuknüpfen. Es iſt erfreulich, daß der Sinn für einfache geiſtige Hausmannskoſt nicht ausſtirbt, und es iſt erquicklich, daß Angehörige verſchiedenſter Stände und Berufe ſich zu gemeinſamem Spiel zuſammentun. Es wird mit dieſer Volksſpielbewegung nationale Arbeit geſchaffen, der man gerne über das ganze Vaterland hin den geplanten Zuſammenhalt wünſchen möchte. Einen Dilettantismus, dem das Theaterſpielen nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zu höheren Aufgaben iſt, kann man ſich gefallen laſſen. Bei der Überreizung und Überfeinerung, die unſerer zünftigen Großſtadtkunſt zum Teil anhaftet, könnten zweckmäßig geleitete Volksſpiele immerhin den Wert künſtleriſcher Heilſtätten beanſpruchen. Möge es dem genannten Verein auch gelingen, die richtigen Arzneien, — geeignete Bühnenwerke, — in genügender Anzahl zu finden!

Geschichtliche Halbjahrsübersicht.

Von

Hermann Oncken.

(Oldenberg, Buddha. — Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. — Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV, 1. — Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte I. II, 1. 2. — Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Loserth, Geschichte des spätern Mittelalters von 1197—1492. — Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom. — Moritz Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648) III, 1. — Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt. — Pietro Orsi (deutsch von F. Götz), Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. — Lenz, Geschichte Bismarcks. — H. v. Poschinger, Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde. — Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1902.)

In Deutschland ist die Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem bücherlesenden Publikum nicht so intim, wie in England und Frankreich. Man hat es häufig ausgesprochen und jedesmal bedauert, daß es bei uns nicht in demselben Maße wie zumal in England zu den selbstverständlichen Erfordernissen eines gebildeten und begüterten Gentleman gehört, hervorragende Werke der Wissenschaft zu besitzen und sogar zu lesen, oder wie manchmal auch gesagt werden darf, zu lesen und sogar zu besitzen; wenigstens Werke aus denjenigen Wissenschaften, wie vor allem der Geschichte, die durch ihren Stoff und ihre Darstellung sich an einen größeren Kreis wenden. Woran das liegt, soll hier nicht untersucht werden: jedenfalls sind die Gründe dafür nicht auf einer Seite allein zu suchen, sie führen weiter zurück und sind auch nicht von heute auf morgen zu beseitigen. Aber eine Wendung zum besseren läßt sich in den letzten Jahrzehnten nicht verkennen, und ein Anteil des Verdienstes gebührt dort den Gelehrten, die besser, verständlicher, anmutiger zu schreiben gelernt haben, und hier auch dem Publikum, dessen ernste Bücher lesende Schichten an Ausdehnung, an Zahl und wirtschaftlicher Kaufkraft und nicht minder an Interesse gewonnen haben. Dabei denke ich nicht einmal an die sogenannte populäre Geschichtsliteratur, die sich in immer steigendem Maße einen Absatzkreis erobert. Auch nicht an die deutsche Memoiren-, Tagebücher- und Briefliteratur zur neuesten Geschichte, die, vor einem Menschenalter noch selten bei uns, nunmehr, nachdem wir eine große Nation mit gemeinschaftlichen Erinnerungen geworden sind, sich in außerordentlichem Wachstum, von den glänzendsten Namen geführt, ausbreitet und ein immer regeres Interesse an

unserer jüngsten Vergangenheit wachruft. Von ihren neuesten Hervorbringungen soll eine besondere Übersicht demnächst einmal berichten: hier soll von einigen neueren Leistungen der gelehrten Geschichtschreibung die Rede sein, die nicht gleich jener im leichten Gewande der erzählenden oder plaudernden Muse, sondern durchweg in der schweren Rüstung auftritt, um mit der Gedankenarbeit, in der nach dem manchmal mißverstandenen Worte Friedrich von Schlegels der Historiker als ein rückwärts gewandter Prophet das Vergangene neu zu beleben sucht, auch den Leser zu ernsterem Nachdenken anzureizen.

Und daß selbst Werke, die uns zu weit entlegenen Zeiten und Völkern führen und durch die Beschaffenheit ihres Inhaltes schon höhere Anforderungen stellen, heute schon auf ein Entgegenkommen in weitern Kreisen rechnen dürfen, zeigt uns das Beispiel des in 4. Auflage vorliegenden ausgezeichneten Buches von H. Oldenberg über Buddha (M. 9.—, gbd. M. 10.80). Hier hat wohl die lebhafte Erörterung der religionsgeschichtlichen Probleme, insbesondere die häufig aufgerufene Parallele zwischen Christus und Buddha einen größeren Anteil als der rein historisch gerichtete Erkenntnisdrang.

Von dem für uns fremdartigen Stoffe aus der indischen Religionsgeschichte führt uns die neue hervorragende Leistung von Adolf Harnack, „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“ (Leipzig, J. C. Hinrichs 1902, XII, 561 S., M. 9, gebd. M. 10) in eine Welt hinein, die auch der Gegenwart noch am allernächsten liegt. Handelt es sich doch, ohne Übertreibung gesprochen, um das umfassendste und noch heute für uns am tiefsten nachwirkende weltgeschichtliche Problem, das sich denken läßt, um Dinge, die in gewissen unsichern Umrissen jedem Gebildeten gegenwärtig sind, ohne in ihrer ganzen Tiefe und Breite gewußt zu werden. Man mag sich wundern, daß dieses Thema bisher noch niemals monographisch behandelt worden ist: es gibt aber in Deutschland auch niemand, der nach dem ganzen Charakter seiner Vorarbeiten so befähigt wäre, gerade dieses Buch zu schreiben. Harnack eignen die erforderlichen Voraussetzungen, die Weite des Gesichtskreises wie die Schärfe der Kritik im einzelnen und kleinen, eine alles ausschöpfende Sachkenntnis in der altchristlichen Literatur und die Kraft des belebenden Gedankens in einem Maße, daß er, ohne der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne anzugehören, nach Mommsens Hingang für diese Jahrhunderte eine beherrschende und eine weithin sichtbare Stellung in unserer ganzen Disziplin ohne Widerspruch einnimmt, und während seine Studien auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiet im wesentlichen nur den speziellen Fachgelehrten zugänglich sind, reichen sie in dieser neuen Hervorbringung seiner gewaltigen Arbeitskraft weit über jenen engen Kreis hinaus, wenden sich auch nicht nur an die Theologen und Historiker im allgemeinen, sondern eben an die Gemeinschaft höher Gebildeter, die ich in der einleitenden Bemerkung im Auge hatte. Das Buch ist zeitlich dadurch begrenzt, daß die Darstellung des apostolischen Zeitalters selber ausgeschlossen ist, wesentlich aus dem praktischen Grunde, weil hierfür bereits gediegene Leistungen vorliegen, und als

Endtermin das Jahr des Konzils zu Nicäa (325) gewählt ist. Seiner Anlage nach ist das Buch nicht eine chronologisch fortlaufende Geschichtserzählung, sondern systematisch aufgebaut. Nach einer glänzenden Einleitung über die vorbereitende Rolle des Judentums in der Mission, über die äußeren und inneren Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion, den Ursprung der „Weltmission" und den Übergang von der Juden- zur Heidenmission behandelt das zweite Buch „Die Missionspredigt in Tat und Wort" nach allen ihren Seiten, das dritte Buch „Die Missionare, Modalitäten und Gegenwirkungen der Mission" und das vierte Buch „Die Verbreitung der christlichen Religion"; den Schluß darin (S. 408—533) bietet die Zusammenstellung der Orte, in denen christliche Gemeinden vor dem Jahre 325 nachweisbar sind, eine grundlegende historisch-geographische Arbeit, mit deren Hilfe bestimmte Aufstellungen über die verhältnismäßige Verbreitung des Christentums in den einzelnen römischen Provinzen gewagt werden dürfen. Gerade bei diesem Gegenstande ist ein Gefühl wichtiger als alles: wir wandeln überall auf festem, von dem ungeheuren Legendenschutt, der sich in immer neuen Schichten darüber legte, gründlich gereinigten Boden. Und wie viel kräftiger und ursprünglicher ist die Wahrheit gegenüber ihrer Verkleidung durch noch so ehrwürdige, aber fabelhafte Tradition.

Von dem Buche eines anderen Kirchenhistorikers, das auch nicht der Kirchen- oder Religionsgeschichte allein, sondern der politischen und geistigen Geschichte überhaupt angehört, von Albert Haucks Kirchengeschichte Deutschlands, liegt ein neuer Teil vor, die erste Hälfte des vierten Teiles, der uns in die Hohenstaufenzeit hineinführt. (Leipzig, J. C. Hinrichs, 416 S., M. 7.) Der bis jetzt vorliegende Teil führt von 1112 zeitlich bis zum Ausgang Kaiser Friedrichs I.; das letzte abgeschlossene Kapitel handelt über die neuen Orden, die im 12. und 13. Jahrhundert Deutschland erobern, alles Gebilde, die unserm Volke nicht ihrem Ursprung nach, sondern nur nach einem Teil ihrer Wirksamkeit angehören. „Es hat etwas auffälliges, daß die Heimat keines einzigen der neuen, der eigentlich mittelalterlichen Orden Deutschland ist. Zum erstenmal tritt das Land, das in bezug auf äußere Macht und auf Blüte der Kultur immer noch die erste Stelle in Europa einnahm, hinter den romanischen Nationen zurück. Wenn man den Grund darin findet, daß die Deutschen der asketischen Gedankenwelt nicht dieselbe energische Begeisterung entgegenbringen wie die Romanen, so wird man schwerlich irren. Aber der einzige Feind für jene Erscheinung ist damit nicht ausgesprochen. Sie ist eines der Symptome davon, daß seit dem großen Kirchenstreit die Führung auf kirchlichem Gebiet überhaupt an die romanischen Nationen überging." Nach dem demnächst zu erwartenden Abschluß des vierten Bandes werden wir noch eingehender auf das Buch zurückkommen.

Es ist kein Zufall, daß wir zuerst zwei Geschichtsbücher von Gelehrten nennen, die ihrem Fachstudium nach der theologischen Fakultät angehören; Hauck's Kirchengeschichte Deutschlands hat vor einer Reihe von Jahren sogar bekanntlich den Verdunpreis für eine Meisterleistung auf dem Gebiete der Geschichtschreibung

davongetragen. Heute sind alle Wissenschaften, zum wenigsten die Geisteswissenschaften, historisch geworden, insofern sie nach historischer Fundierung des ihnen eigentümlichen Gehaltes trachten. Und das ist der Geschichtschreibung selber enorm zu gute gekommen. Gerade heute kann man die Beobachtung machen, wie die Geschichtswissenschaft die schönste Bereicherung dadurch erfährt, daß sachmäßige Kenntnis aus anderen Disziplinen, nationalökonomische, juristische, theologische, geographische, militärische, in sie einströmt, ihr die Adern gewissermaßen immer wieder mit frischem Blute füllt: da erscheinen neue Probleme und werden alte in eine neue Beleuchtung gerückt, da wird der Fortschritt aller Zweige der modernen Wissenschaft benutzt, um auch dem Verständnis des Vergangenen neue Antriebe zu geben. Gerade weil der spezifisch philologisch-historische Fachbetrieb manchmal der Gefahr verfällt, nur zu reproduzieren, statt selber mit neuen Fragestellungen und eigenen Ideen an den Stoff heranzutreten, müssen wir uns mit Dankbarkeit dieser von anderen Fächern ausgehenden Mitarbeit bewußt bleiben. Wir berühren damit eine Seite, die für Hans Delbrück's Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte (I. Teil Das Altertum. Berlin, Stilke 1900, XV, 533 S. (geh. M. 10.—, gbd. M. 12.—). II. Teil Die Germanen. 1900, 490 S. (geh. M. 9.—, gbd. M. 11.—) besonders charakteristisch ist. Ein Buch, das in seiner ganzen Anlage, in seinen Grundgedanken, in seiner Methode durchaus eigentümlich ist und als solches gar kein Gegenstück in sämtlichen Geschichtsliteraturen besitzt. Hier fehlt nicht nur der Rahmen zu einer wirklichen Würdigung, sondern ich erachte mich auch nicht genügend kompetent, um sie mit selbständigem Urteile zu wagen. Der Grundgedanke ist durchaus gesund und fruchtbar. Delbrück bezeichnet als Ziel seiner Arbeit, „neben der Durchforschung, Richtigstellung und Erkenntnis der einzelnen historischen Ereignisse und Erscheinungen nicht weniger die Durchsetzung des methodologischen Prinzips, daß ein Historiker, der kriegsgeschichtliche Dinge behandeln will, dazu einer besonderen fachmäßigen Vorbildung bedürfe." Oder wie es ein so urteilsfähiger Kritiker, wie der General von Schlichting formuliert: dem militärischen Dilettantismus ein Ende zu machen, der bisher in der Geschichtsschreibung herrschte. Dieser Grundsatz wird zunächst auf das Altertum angewandt und bricht hier in die bisher unbestrittene Domäne des Philologen mit dem Anspruch ein, die militärische Sachkunde auch zur Basis der Quelleninterpretation und der Quellenkritik, soweit kriegerische Ereignisse in Betracht kommen, zu machen. Obgleich diese Forderung an sich keine neue Methode bedingt, führt sie doch zur Ausbildung einer besonderen methodischen Benutzung der Quellen, zu einem methodologischen Gegensatze gegen den bisherigen Betrieb. Und je kühner und energischer eine so auf klare Anschauung, dialektische, begriffliche Auseinandersetzung und frisches Temperament gestellte Natur wie die Delbrücks nun seine Methode zur Änderung bringt, desto mehr klagen die Philologen besonders über das selbstherrliche Schalten mit den Quellen, über die maßlose Subjektivität der Einfälle. Der Vorwurf mag wohl im Einzelfalle einmal berechtigtigt sein, im Ganzen und im Prinzip muß man

dem Verfahren Delbrücks Recht geben und rückhaltlos anerkennen, wie fruchtbringend diese neue Kriegsgeschichtsschreibung wirkt. Manches wirkt zunächst revolutionierend: wie z. B. die großen Zahlenreduktionen, die an der Größe der Heere vorgenommen wurden, aber revolutionierend im schöpferischen Sinne. Man möchte meinen, diese beiden Bände, die bis zum Übergang in das Mittelalter, bis zum Ursprung des Lehnwesens reichen, seien nur für den Fachmann geschrieben, und zwar für eine Art von Fachleuten, historisch gebildete Militärs und militärisch urteilsfähige Historiker, die noch dazu sehr selten sei. Dem möchte ich widersprechen. Mancher gebildete Mann, der seine Klassiker nicht mehr zur Hand nimmt, wird erfreut sein, wenn die alten und scheinbar so einfachen Dinge nun erst seinem Erkenntnisvermögen nahe gebracht werden, die Welt des Altertums in neuem Leben vor ihm ersteht. Insbesondere halte ich die diskursive, scharfe und klare Schreibweise Delbrücks für eine im höheren Sinne sehr erziehliche Lektüre, intra muros et extra: sie wirkt immer auch da, wo sie einmal zum Widerspruch herausfordert, wie eine geistige Erfrischung.

Nicht an ein allgemeines Publikum, sondern vielmehr an den speziellen Kreis wissenschaftlich ausgebildeter Historiker wendet sich ein großes Unternehmen unter der Leitung von Georg von Below in Tübingen und Friedrich Meinecke in Straßburg. Das von ihnen geplante „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte" bezweckt in Wirklichkeit eine Sammlung von Handbüchern zu schaffen, die in ihrer Gesamtheit dem durch die zunehmende Spezialisierung historischer Arbeit erweckten Bedürfnis nach encyklopädischer Zusammenfassung Genüge tun sollen. „Das Ziel des Unternehmens ist eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung. Es soll die Tatsachen und die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung vorführen, zugleich jedoch auch ein anschauliches Bild des dermaligen Standes der Forschung in den einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft bieten, beides in knappster Form." Der Plan ist auf das Weiteste abgesteckt; es sind im ganzen 40 Bände vorgesehen, die zwanglos erscheinen sollen und nach Umfang und Kostenpreis schließlich eine Bibliothek für sich darstellen werden. Von diesen 40 Bänden ist übrigens nur der vierte Teil der politischen Geschichte gewidmet, während die übrigen Bände allgemeines, die Geschichte gesonderter Entwicklung auf dem Gebiete der Verfassung, des Rechts, der Wirtschaft, dazu Hülfswissenschaften und Altertümer zum Gegenstande haben. Nach der Ausführung des Planes würde das deutsche Volk eine Leistung wissenschaftlicher Geschichtsarbeit besitzen, wie sie kein anderes Volk in ähnlichem Umfange aufzuweisen hat. Es ist an sich schon ein Verdienst des Unternehmens, daß von ihm eine Reihe von Gelehrten zur übersichtlichen Zusammenfassung und Abschließung ihrer Studien veranlaßt werden, und bei einer größeren Anzahl der Namen steht ohne weiteres zu erwarten, daß sie tüchtige oder gar hervorragende Arbeit liefern werden. Bis jetzt sind zwei Bände ausgegeben worden: Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte

des 18. Jahrhunderts (München u. Berlin, R. Oldenbourg 1903. VIII, 432 S. M. 9.— geb. M. 10,50) und Johannes Loserth, Geschichte des spätern Mittelalters von 1197—1492 (das., XV, 727 S. M. 16.50, geb. M. 18). Das Buch von Loserth ist ein vortreffliches Werk und durchaus geeignet, von der geplanten Art des Handbuches eine Vorstellung zu geben, während die kulturgeschichtliche Arbeit von Alwin Schultz trotz der unzweifelhaften Verdienstlichkeit keine uneingeschränkte Befriedigung erweckt und in den Rahmen des Gesamtunternehmens nicht völlig hineinpaßt. Das liegt zum Teil an dem Thema, das sehr weit, nach vielen Seiten hin verfließend, gefaßt ist, zum Teil an der mosaikartigen Arbeitstechnik dieses Kulturhistorikers, der über eine außerordentlich große Belesenheit in den Quellen verfügt, sich aber in der Hauptsache begnügt, die Belegstellen auf die verschiedenen kulturhistorischen Kategorien zu verteilen und aneinander zu reihen. Es ist schließlich das gute Recht des Autors, dabei ausdrücklich auf alle den toten Stoff belebende Reflexion zu verzichten, aber eine größere Vergeistigung aller dieser tausend und abertausend Einzelheiten, eine tiefer dringende Ableitung der Erscheinungen des häuslichen Lebens aus ihren wirtschaftlichen Voraussetzungen einerseits und ihren ideellen Grundlagen andererseits würde den Anforderungen von heute mehr entsprechen. So hat diese reiche Materialiensammlung etwas von einem altmodischen Kuriositätenkabinet an sich, bei deren Zusammenbringung auch der Zufall oder die besonderen Neigungen des Autors mitwirken. So ist man über manches überrascht, was in den Kreis der Betrachtung hineingezogen wird, während andere Teile (man sehe z. B. die letzte Seite: Tod und Begräbnis der Bauern) nur ein paar dürftige Notizen bringen. Bei dem reichen Bilderschmuck ist der Ladenpreis des Buches — um auch noch über diese heute so hitzig erörterte Frage etwas zu sagen — mäßig und angemessen angesetzt. Eine entschiedene Lücke in der Wissenschaft füllt das Buch Loserths aus, des vortrefflichen österreichischen Gelehrten, der vor allem über Wiclif und Huß, sowie zur Geschichte der österreichischen Gegenformation eigene Studien geliefert hat. Gerade die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters entbehren bei allem Verdienst der früheren Arbeiten von Theodor Lindner, Georg Erler u. a. einer Zusammenfassung der unabsehbaren Fülle der Einzelarbeit. Hier ist Loserth unzweifelhaft einer der Berufensten, und soweit man nach der vorläufigen Durchsicht des schon ausgegebenen Bandes urteilen darf, erfüllt er alle Erwartungen. Die schwierige Einleitung des außerordentlich schwer zu bewältigenden Stoffes erscheint durchaus gelungen, auch wenn man mit der Trennung der beiden Hauptabschnitte: I. Die Zeit der päpstlichen Oberherrlichkeit (1198—4378) und II. Die Zeit der großen Konzilien und des Humanismus (1378—1492) nicht einverstanden sein kann.

Nun von diesen eigentlich mehr dem innern Wissenschaftsbetriebe angehörigen Büchern zu einem andern, das bewußt zu der gebildeten Allgemeinheit spricht. Das sind die Vorträge von Karl Brandi über „Die Renaissance in Florenz und Rom“ (Leipzig, B. G. Teubner 1902, M. 5, gebd. M. 6).

Das Buch ist schon bei seinem ersten Erscheinen von allen Seiten mit Anerkennung aufgenommen worden; da mag jetzt, wo bereits eine zweite Auflage notwendig geworden ist, der kurze Hinweis genügen, daß es einen der herrlichsten Gegenstände menschlicher Geistesgeschichte zwar nicht in originaler Auffassung, aber doch in eigener und feiner Form zur Anschauung bringt, wirklich goldene Früchte in silbernen Schalen darbietend. Neben den Szenen des Grafen Gobineau über die Renaissance eine vortreffliche erste Einführung, bevor man etwa zu Jakob Burckhardt greift oder an die Dinge selber herantritt.

Ist es ein Glück für die Historiker, wenn die Reize seines Stoffes sich von selber seiner Darstellung mitteilen, Form und Inhalt mit bei ihm beflügeln und künstlerisch gestalten, so wird er vielleicht noch häufiger genötigt, an einem schwer zu bemeisternden, an sich unkünstlerischen und der erhebenden Gedanken baren Stoffe sein Vermögen der Reproduktion und Komposition zu erproben. Das empfindet man bei dem vortrefflichen Buche von Moriz Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges (1555—1648), das mit der ersten Hälfte des dritten Bandes jetzt in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges eintritt. (Stuttgart u. Berlin, Cotta Nachf. 1901, 320 S., M. 4.—) und der vorliegenden Lieferung bis zum Jahre 1626 reicht. Nach dem Abschluß des ganzen Werkes wird mehr darüber zu sagen sein. Hier nur soviel, daß die anerkannten Vorzüge der ersten beiden Bände: Solidität der Forschung, klare und gediegene Form, Unparteilichkeit des Urteils (mit einem solchen Streben nach Objektivität hat sich bisher kaum ein Forscher dem erbitterten Ringen der konfessionellen Parteien gegenübergestellt, und aus dem Buche wenigstens vermag man an keiner Stelle herauszulesen, daß der Verfasser geborener Katholik ist) bei einer gewissen Unübersichtlichkeit der Komposition auch hier wiederkehren.

Das Buch von Eduard Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt (Ein Lebensbild nach neuen Quellen. Mit 6 Lichtdruckbildern u. 1 Briefbeilage in Faks., Stuttgart u. Berlin, Cotta 1902. XIV, 487 S. M. 9.—, gbd. M. 10.—) scheint mehr durch seinen Gegenstand als durch die breite Art der Behandlung Anspruch auf einen größeren Leserkreis zu erheben. Fast fünfhundert Seiten über einen jungen Mann, der in der Welt nichts hat leisten können, weil er mit 21 Jahren an der Schwindsucht starb, das sieht wie ein rechter Beweis für die Büchermacherei deutscher Gelehrsamkeit aus. Aber es handelt sich immerhin um den Sohn Napoleon I, der durch seine bloße Existenz, sein Blut und sein Schicksal, eine der ungeheuersten Verwicklungen der Weltgeschichte verkörpert; für den Historiker wenigstens ist die sorgfältige Darstellung der vielen an die Person des jungen Napoleoniden geknüpften Kombinationen und Intrigen von Wert. Es ist aber die Frage, ob das menschliche Interesse, das von einem dichterischen Werke wie Edward Rostands „l'Aiglon" zumal in Frankreich entzündet ward, auch genug Ausdauer für ein so gründlich die gesamten Akten erschöpfendes Geschichtsbuch besitzt; man kommt auf die Länge bei der hier geschilderten Individualität

doch nicht auf seine Kosten; das Temperament des Vaters wird freilich deutlicher sichtbar in diesem Jüngling, der einmal sagte: „Wenn der liebe Gott mir gestatten würde, ein Anliegen auszusprechen, das er auch erfüllen wollte, so würde ich ihn bitten, abzusteigen und mir seinen Platz zu überlassen". Der letzte Eindruck dieser habsburgischen Prinzenerziehungsgeschichte ist weniger der der Tragik als seiner peinlichen und niederziehenden Aussichtslosigkeit; es ist wenigstens ein Verdienst Wertheimers, daß er mit den abenteuerlichen Mären über die Krankheit und den Tod des Herzogs aufräumt.

Durch den ihm bei seiner Geburt beigelegten Titel „König von Rom" schien der Sohn Napoleons äußerlich ein paar Jahre mit der Nation verbunden, deren neuere Geschicke das Buch von Pietro Orsi „Das moderne Italien", Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts behandelt. Ohne Zweifel ein nützliches Buch, das nach der englischen Ausgabe auch die durch F. Götz veranstaltete deutsche Übersetzung (Leipzig, B. G. Teubner, 1902, X, 380°. Geb. M. 5.60) voll verdient. Freilich wer den Haupttitel und den Nebentitel ins Auge faßt, wird von dem Inhalt nicht ganz befriedigt sein. Denn es bietet eine zwar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzende Geschichtserzählung, deren eigentlicher Gegenstand die Einigung Italiens von den Bewegungen der zwanziger Jahre bis zu ihrer Vollendung im Jahre 1870 bildet. Das Menschenalter, das seitdem verflossen ist, wird nur in raschem Überblick angeschlossen: die eigentlichen Probleme des modernen Italiens werden nur eben, und auch nur mit leichter Hand gestreift. Wer das farben- und gedankenreiche Gemälde in Emile Zolas „Rome" auf sich wirken läßt, wird von dem Romanschriftsteller mehr lernen als von dem Historiker. Der Standpunkt Orsi's ist der der begeisterten italienischen Unitarier, der die Bestrebungen des savoyischen Königshauses und Cavours mit der gleichen Dankbarkeit wie die Agitationen Mazzinis und die Freischarenzüge Garibaldis anerkennt, während die römische Frage für ihn korrekter Weise nicht existiert. Insofern bietet das letzte Buch des verstorbenen F. H. Kraus „Cavour", das übrigens mehr die vorangehenden patriotischen Bewegungen als die Politik der Titelhelden behandelt, eine zweckmäßige Ergänzung. Und gemäß diesem Hauptzuge seiner historischen Individualität ist Orsi wesentlich auf das reinpolitische gerichtet, ohne erhebliche Vertiefung in die internationalen Zusammenhänge, von denen die Geschicke Italiens abhängen. Innerpolitische Fragen, wie z. B. Verhältnis zwischen Königtum und Parlament, und besonders die wirtschaftliche Entwicklung werden viel nebensächlicher behandelt. Mit Vorliebe werden die geistigen, insbesondere literarischen Strömungen, die den Einigungsbestrebungen parallel liefen, herangezogen. Heute ist die Zeit vorbei, wo man auch bei uns, wie vor einem Menschenalter, die Befreiungskämpfe des italienischen Volkes als unseres Schicksalsgefährten in der Völkergeschichte, mit lebhaften Anteil begleitete. Wir sind skeptischer geworden gegen die Güter, welche die Einigung dem Volke gebracht hat, und die frühere Überschätzung ist hier und dort einer gründlichen Ernüchterung gewichen. Auch Orsi räumt ein, daß sich nicht alle Hoffnungen erfüllt haben, aber im ganzen

urteilt der Italiener natürlich als Optimist, mehr als der Ausländer es heute noch vermag. Für die heutigen Verhältnisse sind einige Zahlen charakteristisch. Die Zahl der politisch Wahlberechtigten beträgt heute 2¼ Millionen — 7% der Gesamtbevölkerung; davon haben 1900 58% ihr Wahlrecht ausgeübt, also rund 4% der Gesamtbevölkerung. Bei uns in Deutschland ist die Basis, auf der die Reichstagsvertretung ruht, etwa fünfmal im Verhältnis breiter; aber innerhalb jener Beschränkung haben die Sozialisten es in Italien bereits auf den achten Teil der abgegebenen Stimmen gebracht. Ferner: das Staatsbudget bewegte sich in den letzten Jahren um die Summe von 1700 Millionen Lire; bei den Ausgaben „verschlingen die höchsten Summen natürlich (!) die Zinsen der Staatsschuld, ungefähr 600 Millionen" (im Wörterbuch für Volkswirtschaft von E. Elster wird der Bruttobedarf der Verzinsung sogar auf 753,66 Mill. Mark (= 942 Mill. Lire) angegeben). Und schließlich: die Durchschnittszahl der Analphabeten betrug 1895 noch 38% von den Rekruten, in Piemont zwar noch 4%, dafür in Sardinien 69%, in Reggio-Calabrien 77%, in Coserga 78%; hier scheint der alte neapolitanische Regierungsgrundsatz: „non tanta instruzione" praktisch noch nicht verlassen. Ein Volk, das die nationale Selbstbestimmung sich erkämpft hat, wird dadurch erst und danach erst vor die großen nationalen Aufgaben gestellt.

Wenden wir uns von Italien zu der aufsteigenden Entwicklung Deutschlands im gleichen Zeitraum, so hat die Geschichtswissenschaft der letzten Jahre hier drei hervorragende biographische Leistungen aufzuweisen, die nunmehr vollendete Biographie Friedrichs des Großen von Reinhold Koser, die beiden ersten Bände von Max Lehmanns „Freiherr vom Stein" und die „Geschichte Bismarcks" von Max Lenz. Friedrich der Große — Stein — Bismarck: ihr Lebenswerk verkörpert sozusagen drei Schichten unserer heutigen politischen Gestaltung. Über die beiden ersten Bücher ist in der „Deutschen Monatsschrift" schon ausführlich gehandelt worden oder steht eine eingehendere Besprechung bevor. Darum sei hier nur auf das in zweiter Auflage vorliegende Buch von Max Lenz, Geschichte Bismarcks (Leipzig 1902, Duncker & Humblot, 455 S., Mk. 6.40, gbd. Mk. 8.—) hingewiesen. Man darf es aussprechen, daß es sich hier um die erste wissenschaftliche Würdigung Bismarcks und seines Werkes in universalhistorischem Geiste handelt. Der Schritt über Sybel hinaus ist deutlich zu erkennen: unabhängiges Urteil gegenüber dem Träger der Krone, unabhängiges Urteil zugleich gegenüber dem großen politischen Erzieher unseres Volkes, der seine politisch-pädagogischen Tendenzen und allen Haß und alle Liebe seines Herzens mit erdrückendem Gewicht in die Wagschale der Geschichtstradition warf, Befreiung von den nur vorübergehend gültigen innerpolitischen Gesichtspunkten, denen Sybel noch unterlag, und alles gipfelnd in einem weltgeschichtlichen Begreifen unserer nationalen Konsolidierung, das sind die Hauptstücke dieser neuen Auffassung. Eine Biographie im besonderen Sinne ist es nicht und will es auch nicht sein, sondern eine Geschichte Bismarcks, so wie Ranke eine Geschichte Wallensteins schrieb: das weltgeschichtliche Handeln Bismarcks er-

scheint als das eigentliche Thema des Buches. Das Ziel dieses gewaltigen Lebens ist nichts anderes gewesen, als die um die Mitte des Jahrhunderts vorgefundene weltgeschichtliche Konstellation der großen Mächte umzugestalten zu gunsten des preußischen Königtums und auf diesem Umwege zugleich die Einheit und Machtstellung der deutschen Nation zu erkämpfen; somit muß die Abwandlung dieser politischen Konstellation den Hintergrund bilden, auf dem das Wirken Bismarcks erst verständlich wird. Daher liegt der Schwerpunkt des Buches auch in den entscheidenden Krisen der Jahre 1862 bis 1870; hier wird die Leistung Bismarcks, das Einzigartige seiner Leistung in das hellste Licht gesetzt. Lenz scheut nicht vor dem Urteil zurück: „Es war ganz und gar das Werk des Einen. Wie Bismarck den Norddeutschen Bund allein geschaffen hatte, so konnte er sich auch mit vollem Rechte als den Schöpfer von Kaiser und Reich bezeichnen." Und auch, ohne daß ein besonderer Aufwand bewundernder Worte gemacht wird, ohne daß überhaupt viel Reflexion an die Erzählung des Geschehenen geknüpft oder das schwere Geschütz psychologischer Künste aufgefahren wird, erscheint die Gestalt Bismarck immer gewaltiger, dämonisch, furchtbar, skrupellos in der Kraft seines alles niederwerfenden und alles auf sich nehmenden Willens, vorsichtig, maßvoll und einheitlich in jedem Schritte seines Tuns. Mit der auch in der Geschichtswissenschaft bemerkbaren Bismarck-Orthodoxie hat das kraftvoll und tief geschriebene Buch nichts zu tun; den neuerlichen Versuchen von Ottokar Lorenz, eine gänzliche Umwertung des eigentlichen Verdienstes an der Reichsgründung vorzunehmen, steht es diametral gegenüber; bei dem politisch gebildeten Leser wird es einer bedeutenden Nachwirkung sicher sein.

Wenn man meint, daß die Bismarckliteratur allmählich zu ebben beginne, wird man durch die ununterbrochen fortgehenden Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte eines Bessern belehrt. Nun kommt wieder H. v. Poschinger, der unermüdliche Schatzgräber, mit einem neuen Buche; „Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde" (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. vorm. J. F. Richter, 1903, 260 S., M. 5.—, gebd. M. 6.—). Er hat sich auf mehrere Monate wie ein Forschungsreisender in Hamburg niedergelassen und von etwa vierzig Personen Aufzeichnungen über die Gespräche, Reden, Äußerungen Bismarcks aus seinen letzten Jahren zusammengebracht. Er urteilt selber darüber: „Wohl hat man den märchenhaften Reichtum geahnt, welcher der unerschöpfliche Lebensschacht dieses Mannes barg, doch jedesmal steht man staunend der Tatsache gegenüber, daß die letzte goldne Ausbeute noch reicher, noch wunderbarer geworden, als der Kühnste erwarten konnte." Das trifft auf ein Buch, wie die in diesem Jahre veröffentlichten Feldzugsbriefe von 1870/71 in vollem Maße zu, auf diese neue Veröffentlichung aber doch nur sehr bedingt. Man sieht in das häusliche Leben und den hamburgischen Verkehr des Fürsten in den Jahren nach seiner Entlassung tief hinein, man hört manches hübsche Wort, und man sieht die Empfindung bestätigt, die Bismarck beim letzten Empfange des Hamburger Fackelzuges am 10. Mai 1897 in die Worte kleidete: „es ist ein Vorteil des

Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigungen, Verleumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird." Aber das Überlieferte ist von sehr verschiedenem allgemeinen Interesse, die phonographisch peinliche Wiedergabe auch der geringfügigsten Gesprächswendung des Fürsten hinterläßt schließlich einen etwas dürftigen Eindruck, manche beliebte Gesprächstoffe sind schon anderweitig und oft in gehaltvollerer Fixierung bekannt, und ganz Neues, zumal auf politischem Gebiete, sucht man vergebens. In dem ganzen Kreise tüchtiger und liebenswürdiger Leute erscheinen nur einzelne Persönlichkeiten, die auch im Verkehr mit dem Fürsten auf einem verhältnismäßig gleichen Niveau stehen; man lernt, wie in den Bildern des Allersschen Prachtwerkes zu viel Leute kennen, die einen eigentlich nicht interessieren. Genug, man kann allerhand gegen die Notwendigkeit dieses Buches sagen und hat doch nicht recht den Mut dazu, wenn man mit der Lektüre fertig ist. Wenn ich noch einen besonderen Eindruck erwähnen darf, der mir hier lebhafter als sonst entgegengetreten ist, so möchte ich das Bedürfnis des „großen Menschenverächters" nennen, Menschen zu sehen, zu sprechen, das Lebensgefühl eines Mannes, der für Einsamkeit und Tatlosigkeit nicht geboren, sich im Greisenalter noch einen neuen Verkehrskreis, jenseits seiner früheren, gesellschaftlichen Beziehungen schafft, der, schon um nicht allein zu sein, ein guter und liebenswürdiger Nachbar ist. In dem Allen liegt viel wehmütig und ernst Stimmendes.

Das letzte Buch, das ich hier nenne, ist schon nicht mehr allein Geschichte, sondern zugleich Politik: Th. Schiemanns „Deutschland und die große Politik anno 1902" (Berlin, Georg Reimer 1902, 466 S. M. 6.—, geb. M. 7.—), der zweite Band der in der Kreuzzeitung erschienenen Wochenartikel des den Lesern der „Deutschen Monatsschrift" genugsam bekannten Historikers, für jeden, der am öffentlichen Leben steht, sehr nützliche Zusammenstellungen. In unserer schnellvergessenden Zeit ist das Durchleben der vergangenen politischen Jahre eine sehr empfehlenswerte Seite. Und gerade an der Hand dieser sachkundigen und urteilsfähigen Leitartikel wird man sich auch der Unterschiede zwischen politischem und historischem Urteil, über das wir an einer andern Stelle dieses Heftes handeln, bewußt, erleben wir es hier doch mit, wie die politischen Urteile des Augenblicks von selber Geschichte werden. Aber wir fassen doch zugleich den tiefen und notwendigen Zusammenhang der beiden Sphären, den Gedanken, den der englische Historiker Seeley in dem Satze ausdrückt: „Politik ist vulgär, wenn sie nicht durch Geschichte veredelt wird, und Geschichte sinkt zu bloßer Literatur herab, wenn sie ihre Beziehung zur praktischen Politik aus dem Auge verliert".

Bücherschau.

Türmerjahrbuch 1904. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 6 M. — **Neue Christoterpe. 1904.** Verlag von E. Ed. Müller, Halle und Bremen. 5 Mk. — **Aus Höhen und Tiefen,** ein Jahrbuch herausgegeben von Kinzel & Meinke, Berlin, Warneck. 5 Mk.

Es erübrigt sich, den drei Jahrbüchern, die manchen zu lieben Hausfreunden geworden sind, eine ausführliche Besprechung zu widmen, zumal ich dem Türmerjahrbuch voriges Jahr viel Gutes nachgesagt habe. Auch jetzt ist wieder der drei Bücher Eigenart: Echtes und Schönes aus allen Lebensgebieten in Skizzen, Gedichten, Aufsätzen zu bieten und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, nicht geistreichelnd flüchtig zu unterhalten, sondern ernste Überzeugungen zu wecken und das religiöse Leben zu vertiefen. Naturgemäß ist nicht nur Vollkommenes in den Büchern, naturgemäß wird manches, wie Schells Aufsatz über Marduk und Jahwe oder Rogges merkwürdig magere Skizze über evangelisch-kirchliches Leben oder Stöckers scharfe Bemerkungen über die sozialen Strömungen einzelne nicht ansprechen, aber des Guten ist doch viel in den drei Büchern. Martinus.

Berichtigung.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Dr. Wilhelm Bode, bittet uns um Aufnahme folgender Zeilen: „Im Juniheft, S. 430, erwähnte ich in meinem Schlußwort zur Alkoholfrage, „auf dem Bremer Kongreß hätten hunderte von radikalen Abstinenten den gemäßigteren Oberbürgermeister Struckmann niedergebrüllt". Ich schrieb das auf Grund von Zeitungs- und mündlichen Berichten; jetzt macht man mich aufmerksam, daß mein Ausdruck übertrieben war, und ich habe daher das Wort „niedergebrüllt" zurückzunehmen. Sachlich wird meine Ausführung durch diese Korrektur nicht geändert; es sollte an jener Stelle das rasche Umsichgreifen einer radikalen Richtung in einem deutlichen Bilde vorgestellt und nebenbei beklagt werden, daß viele Radikale sich nicht bloß jeglichen Alkohols, sondern auch jeglichen Respekts enthalten, sobald andere Leute aufstehen, die die Alkoholfrage etwas kühler ansehen. Diese Unfähigkeit, den Andersdenkenden zu achten, kommt in ihren Zeitschriften und Reden sehr oft zum Vorschein, und so darf wohl gelegentlich daran erinnert werden, daß Ehrfurcht und Pietät uns Menschen nicht weniger zuträglich sein können, wie die vollständige Abstinenz von alkoholhaltigen Getränken. Dr. W. Bode, Weimar.

In dem Aufsatze des Hrn. Prof. Dr. Schiemann im Novemberheft: „Streiflichter zur Eisenbahnfrage in unsern Kolonien" ist auf S. 250 versehentlich als Kostensumme der Bahn Windhuk-Swakopmund 26 Millionen Mark gedruckt; die Strecke hat nur 16 Millionen Mark gekostet. Danach betragen die Gesamtaufwendungen des Reiches für afrikanische Bahnbauten nur 22 Millionen Mark.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Malwida von Meysenbug's

Memoiren einer Idealistin

jetzt VII. Auflage, und ihr

Lebensabend einer Idealistin

jetzt V. Auflage, sind die

bedeutsamsten Memoiren-Werke aus der Feder einer Frau. Sie gehören zum geistigen Besitzstand eines jeden Gebildeten.

SCHUSTER & LOEFFLER, Berlin SW. 11.

Wilhelm Jordans Nibelunge

Doppelepos in zwei Liedern.

I. Lied: Sigfridsage, II. Lied: Hildebrants Heimkehr.

Jeder Band M. 6.—; gebunden M. 7.—

Als das Deutsche Nationalepos überall wo Deutsche wohnen verbreitet.

Bis jetzt 26 Auflagen in zusammen ca. 110000 Bänden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

W. Jordans Selbstverlag in Frankfurt am Main.

W. von Kaulbachs Wandgemälde

im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin.

Babelturm. ✦ ✦ ✦ ✦ ✦ ✦
Homer und die Griechen.
Zerstörung von Jerusalem.
Hunnenschlacht. ✦ ✦ ✦ ✦
Kreuzfahrer vor Jerusalem.
Zeitalter der Reformation.

Ferner 16 Zwischenbilder und 6 Blatt Fries.

In Kaulbachs Wandgemälden ist die gewaltige Idee verwirklicht: die Entwicklung des Menschengeschlechts, in welthistorischen Perioden aufgefaßt, zur Darstellung zu bringen.

Alles, was die Menschheit je bewegt, in Religion, Staatsleben, Wissenschaft, Kunst und Industrie geht hier in mächtig lebendigen Bildern dem Auge des Beschauers vorüber. Ein Gesamtbild der Kulturgeschichte der Menschheit, wie es der Buchstabe darzustellen nie lebendiger vermocht hat!

Meisterhafte Kupferstiche nach den 6 Hauptbildern

großen Formats (Stichgröße 53:60 cm, Papiergröße 81:100 cm)
weiß Mk. 36.—, gerahmt Mk. 50.— bis Mk. 70.—
chines. „ 45.—, „ „ 60.— „ „ 80.—

kleinen Formats (Stichgröße 20½:24½ cm, Papiergröße 38:51 cm)
weiß Mk. 3.—, gerahmt Mk. 7.50 bis Mk. 20.—

KAULBACH-ALBUM Mk. 20.—.

Enthält obige sechs kleine meisterhafte Kupferstiche in eleganter Leinwandmappe.

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JAN 13 1904
CAMBRIDGE, MASS.

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. Januar 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Januarheft.

Inhalt des Januarheftes:

	Seite
Alice Freiin von Gaudy: Zum Jahreswechsel	481
Th. Carlyle: Leitspruch	482
Helene Pichler-Felsing: Auf Abbruch verkauft. Novelle (Schluss)	482
Joachim Graf von Pfeil: Das französische Protektorat über Marokko	505
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. Henrici, Aachen: Betrachtungen über die gute alte Zeit und über die Pflege des Heimatlichen im ländlichen und städtischen Bauwesen	515
Privat-Doz. Dr. H. Oncken-Berlin: Politik, Geschichtschreibung und öffentliche Meinung (Schluss)	526
H. Hesse: An die Schönheit. Gedicht	542
Generalleutnant z. D. E. v. Liebert: Deutsch-Ostafrika und seine Zukunft	543
Cl. Eysell-Kilburger: Dagmar von Dänemark. Gedicht	555
Priv.-Doz. Dr. August Messer-Giessen: Rudolf Eucken als Vorkämpfer des Idealismus gegen den Naturalismus	556
W. v. Massow: Jena oder Sedan?	571
Oberstleutnant a. D. Frobenius: Unsere Festungen	581
Prof. Dr. Schiemann: Monatsschau über äussere Politik	591
W. von Massow: Monatsschau über innere Politik	598
Carl Busse: Literarische Monatsberichte IV. (Viktor Blüthgen zum 60. Geburtstag. — Josef Lauff, Pittje Pittjewitt. — Marie von Ebner-Eschenbach, Die arme Kleine. — Hermine Villinger, Der Weg der Schmerzen. — Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling. — Johannes Trojan, Berliner Bilder.)	605
F. v. Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau I.	614
Leon Vandersee: Gondoliere. Gedicht	622
Dr. P. Schubring-Berlin: Kunstgeschichtliche Halbjahrsübersicht	623
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben III	633
Bücherschau. (Julius Lohmeyer, Gesammelte Dichtungen, Deutsche Jugend, 50 Kinder-Lieder. Bespr. von Victor Blüthgen. — Frieda Schanz, Huberta Sollacher. Bespr. von Hermann von Blomberg. — von Labrès, Politik und Seekrieg. Bespr. von Georg Wislicenus)	637

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Zum Jahreswechsel.

Sieh' — die Jahre wandern wie ein Traum,
Eines reicht dem andern still die Hände,
Und sie schwinden, über Zeit und Raum,
Blasse Schatten, in ein fremd Gelände.
Jedes grüßt der Freude Flackerglanz,
Jedem flicht Dein Wünschen eine Krone:
Doch sie scheiden mit entlaubtem Kranz —
Keines, keines, das Dein Harren lohne .....

Unversieglich aber, unzerstört,
Flammt die Hoffnung auf im tiefsten Innern,
Wenn Dein Herz die Neujahrsglocken hört!
Mit den Klängen schwebt ein mild Erinnern:
Mancher Stunde goldner Freudeschein
Strahlt verklärend aus vergangnen Tagen .....
Was da kommt, wird besser, schöner sein —
Harre weiter — hoffe ohne Zagen.

Über all' dem Wandel und Vergehn,
Wacht ein starker Gott mit klarem Blicke:
Was in Erdenzeiten je geschehn,
War Notwendigkeit im Weltgeschicke.
Fühle Dich in seiner Schöpfung Kreis
Eng verflochten Deinen Kampfgenossen:
Und Du siehst das neue Jahr als Reis
Einer frühlingshellen Zukunft sprossen!

Alice Freiin von Gaudy.

JAN 13

Was für ein Unterſchied liegt darin, ob du glücklich biſt oder nicht? Das Heute wird ſo ſchnell Geſtern. Alle Morgen werden Geſtern, und dann iſt gar keine Frage nach dem „Glück“, ſondern eine ganz andere Frage. Ja, es bleibt dir wenigſtens für dich ſelbſt ein ſo heiliges Mitleid übrig, daß ſogar deine Schmerzen, ſobald ſie einmal in das Geſtern übergegangen ſind, Freuden für dich werden. Überdies weißt du nicht, welcher himmliſche Segen und welche unerläßliche, heilende Kraft in ihnen lag. Du wirſt es erſt nach vielen Tagen erfahren, wenn du weiſer geworden biſt.

Thomas Carlyle.

Auf Abbruch verkauft.

Von

Helene Pichler-Felling.

(Schluß.)

Seit dieſem Abend hatte Bootsmann Martin an dem jungen Mark geradezu „einen Narren gefreſſen“; leiden mögen hatte er ihn ja ſchon vom erſten Tage an; aber von da ab — —, das war doch noch 'was anderes! Wenn er ihn aber auch in ſein Herz geſchloſſen, verhätſchelt hatte er ihn trotzdem niemals, das durfte er ſich heutigen Tages noch ſagen, oder vielmehr in der heutigen, der letzten Nacht an Bord, wo all die großen und kleinen Geſchehniſſe des langen Zuſammenlebens mit dem nun Heimgegangenen wie im Traume an ihm vorüberzogen. Verhätſchelt? Nein, verhätſchelt oder ihm irgendwie 'mal durch die Finger geſehen, das hatte er wahrlich nicht! Im Gegenteil; je lieber ihm der junge Mark geworden, deſto ſtrammer hatte er ihm auch die Zügel angezogen. Natürlich hatte es doch bald Jeder an Bord gemerkt, daß hinter dieſer Strenge eine wahrhaft väterliche Freundſchaft ſteckte.

Und wie war dieſe Freundſchaft von dem jungen Menſchen durch aufopferndſte Hingabe erwidert worden, die ganzen langen Jahre hindurch! Davon kam dem alten Mann in dieſer letzten Nacht an Bord auch ſo manches Pröbchen in die Erinnerung, z. B. damals, als ....

Aber in dem Augenblicke ſchlug die Uhr auf dem Hafenturme Mitternacht, und die zwölf metallenen Schläge riſſen den Alten aus ſeiner Verſunkenheit, aus ferner Vergangenheit zurück in die Gegenwart. Er

erhob sich und merkte nun an der Steifheit seiner Gliedmaßen, daß die Nacht doch auch für wetter- und kältegewöhnte Leute recht empfindlich kühl sein konnte, wenn diese Leute eben schon alt waren! Da konnte eine kleine Wärmung von innen heraus ja wohl nur gut tun! — Er stakte steifbeinig in die Kombüse, um sich dorten von den Resten des Vorhandenen einen heißen, steifen Grog zu machen. — Nach einigem Bemühen glückte es ihm schließlich, das zum Grog nötige Wasser heiß zu bekommen.

Mit dem dampfenden Glase in der Hand, den treuen Turko hinter sich, erschien er wieder auf Deck, um sich auf dem schmalen Bänkchen neben dem Steuerrade niederzulassen. Während er sich der zunehmenden Kühle wegen seine Schlafdecke über die Schultern schlug, legte sich Turko zu seinen Füßen, drückte den Kopf auf die gekreuzten Vorderpfoten und starrte unter leisen Wimmertönen in die hellblinkende Mondscheibe.

„Je ja, Di ward dat ook swoar, mien oll leiv Turko! Ick weit dat woll, Du harrst em (ihn, den nun verstorbenen Kapitän) ook leiv, un' büst ja dunnemals ook dorbi west, hest ook Dien Part dhan bi de Geschicht! No ja, wäs (sei) man still, mien oll Diert; ick verlat Di nich!"

Seine harte schwielige Hand streichelte Turkos Kopf so sanft, als sei es der eines zarten Kindchens, und Turkos treublickende Augen sahen den Alten so verständnisvoll an, als begreife er jedes gesprochene Wort und erkenne jeden Gedanken in des alten Mannes Seele. — Der versank wieder in seine Erinnerungen. „O, mien leiv Hergott!" murmelte er manchmal. Es traten ihm soviel Geschehnisse lebendig ins Gedächtnis, daß sie sich wie ein krauses Wirrnis in seinem Kopfe drängten. Besonders lebhaft aber stand jetzt die eine alte Geschichte vor ihm, bei der auch Turko „seinen Part" gespielt hatte, — ja, die Geschichte war wohl nimmer zu vergessen und tauchte immer wieder in seiner Seele auf!

Die „Seebraut" war von Santos mit einer Ladung Kaffee nach Hamburg bestimmt. In Santos, dem „berüchtigten Dreckneſt", wütete zu der Zeit wieder 'mal, wie so oft — oder eigentlich in wechselnder Heftigkeit immer — das gelbe Fieber. Nun galt der damalige Kapitän der „Seebraut" für eine „Bangebüx"; so wenigstens bezeichnete ihn heimlich seine eigene Mannschaft. Aus Angst vor dem „gelben Mann" gab's daher beim Löschen und Laden eine entsetzliche Hetz und Hast, dermaßen, daß Zahl und Kräfte der verfügbaren einheimischen Arbeiter, lauter Nigger, nicht ausreichten, und die Mannschaft der „Seebraut" mit zupacken mußte; nicht bloß bei Tage, nein auch nachts bei Fackelschein. Natürlich wollte das dem deutschen „Jan Maat" durchaus nicht

behagen. Die Leute waren gewohnt, daß sie im Bestimmungshafen Landurlaub kriegten, um mit den sauer verdienten Talern das Leben zu genießen; auf die eine oder andere Weise, so gut oder schlecht es nun die Matrosen-Kneipen des Landes boten. Die große Eile bei der Abfertigung der „Seebraut" ward dem Kapitän keineswegs als Fürsorge für das gesundheitliche Wohl seiner Leute, sondern einfach als .... Feigheit ausgelegt, und so fing die Unzufriedenheit schon in den ersten Stunden des Aufenthalts im Hafen an. Wie gern, wie so leidenschaftlich gern hätten doch trotz allen gelben Fiebers die jungen Kerle von der „Seebraut" nach der langen Seefahrt sich an Land vergnügt, in Musikhallen und Tanzsalons! Volle Taschen hatten sie ja, konnten sie wenigstens bekommen, durch ausgiebigen Vorschuß beim Kapitän. Und nun sollten die lebensfrohen Jungens auf die heiß ersehnten Landfreuden gänzlich verzichten? Unerhört das! Martin lachte jetzt noch halblaut vor sich hin in der Erinnerung: „Mi gung dat likerwelts akkurat so, wo ick 'n jungen Kirl was!" murmelte er vor sich hin; „aberst wat döfig sind wi jo alle in de dämlichen Johren, so bi föftein un' twentig!" — Nun mußte aber der Kapitän der „Seebraut" der geschäftlichen Abmachungen wegen doch an Land gehen. Er ging auch, um schnellstens alles zu erledigen, hütete sich aber wohl, irgend etwas Alkoholisches, Bier oder Wein, zu trinken; denn das sollte ja dem gelben Fieber den sicherstten Einlaß in den menschlichen Körper geben. Aber trotz aller Vorsicht: der Kapitän wurde schon am vorletzten Tage des Aufenthalts im Hafen von Santos unwohl, und ehe noch die „Seebraut" auf der Ausfahrt die offene See erreicht hatte, war's allen bekannt, daß er das gelbe Fieber hatte. Wer daran noch etwa hätte zweifeln wollen, dem hätte es das Verhalten des Lotsen klar gemacht, der das Schiff hatte hinausleiten müssen; obwohl ein Einheimischer und schon ein alter Mann, also ziemlich seuchenfest, hatte er sich doch entschieden geweigert, mit dem Kapitän irgendwie zusammen zu kommen, und das Schiff im ersten Moment verlassen, wo er ohne direkte Verletzung der Dienstvorschrift abgehen durfte. „Nicht eine Minute länger auf denselben Planken mit einem Gelbfieber-Kranken als unbedingt nötig!" hatte er in seinem schlechten Schiffer-Englisch dem Bootsmann Jan Martin noch zugerufen, als er sich an einem Tau außenbords herabließ, um sein kleines Segelboot zur Heimfahrt zu besteigen. Sie wußten es mithin alle an Bord, wie leicht man in den Tagen sich den „gelben Tod" zuziehen konnte an Land, und wie recht der Kapitän gehandelt, als er das allgemeine Verbot erließ. Dennoch war die Wut der Leute über das ihnen entgangene Vergnügen nicht

geschwunden; sie redeten sich ein — und gar zu bald glaubten es auch die unter ihnen, die zuerst noch daran gezweifelt hatten —, das gelbe Fieber hätte den Kapitän nur gepackt, weil er sich davor gefürchtet habe; nur dem Feigen oder einem körperlichen Schwächling könne Ansteckung werden; ihnen sollte die Seuche schon nicht an den Leib gekommen sein! Und so gab es bereits am ersten Tage nach der Ausreise von Santos ein bedrohliches Gemurre, eine stille Widersetzlichkeit bei der Arbeit und ein verstohlenes Gemunkel unter den Leuten. Es schien sich ein Komplott vorzubereiten, — darauf deutete die Haltung der gesamten Mannschaft. Ob gar auch Mark Wilmsen zu ihr hielt, der damals längst schon Matrose war, das konnte Martin nicht mit Bestimmtheit erkennen; denn der junge Mann hatte sich wie absichtlich fern von ihm gehalten, seit es unter der Mannschaft gährte. Himmel, wie ergrimmt war Martin derzeit auf seinen jungen Freund gewesen, der nun allem Anschein nach Miene machte, Martins seemännischer Erziehung Unehre zu bringen! Na, den sollte aber der Deubel bei lebendigem Leibe frikassieren, wenn's wirklich so war!

Das Wetter drohte in jener Nacht furchtbar zu werden. Nach langer schwüler Stille türmte sich im Südwesten ein schwarzes Wolkengebirge empor, in dem tausende von schwefelgelben Blitzen mit der ganzen Gewalt und der Massenhaftigkeit der elektrischen Entladungen aller Gewitter der Tropenzonen blendend grell hin und her zuckten, während ferne, aber immer näher herdröhnende Donnerschläge das Ohr betäubten. Kaum hatte aber dort unten am Horizont das Gewitter angefangen zu toben, als auch schon, ebenfalls aus Südwesten, eine „Kabbelung" herankam, jene gleichmäßige Kräuselung des Wassers, die nach längerer Ruhe immer der Vorläufer eines schweren Sturms ist.

Wie ihm doch alles das noch so lebendig vor der Seele stand in der heutigen Nacht! Als ob es erst gestern gewesen, so genau erinnerte er sich jetzt noch jeder Einzelheit: rapid schnell war in der Kajüte das Quecksilber des Barometers gefallen, und die noch eben schlaff hängenden, vorsichtigerweise schon stark „gekürzten" Segel schlugen unter den ersten, kurzen Windstößen klatschend gegen Masten und Raaen. — Die Schiffsglocke meldete acht Glas (vier Uhr nachmittags); aber ihre Klänge verwehten fast gänzlich im wachsenden Brausen des Windes. Jetzt rief ein schriller Pfiff der Signalpfeife des Steuermanns den Bootsmann herbei. Wie war er gerannt, so schnell er konnte, zur Kajütstreppe, von wo ihm der Steuermann winkte, ihm in die Kajüte zu folgen. Dort lag in seiner Koje der „Schiffer", von der Seuche arg geschüttelt. Noch ließ

freilich das Fieber dem Schiffsführer Besinnung genug, Befehle für den bevorstehenden schweren Kampf der „Seebraut" mit dem Sturm zu geben. Während er sich noch mit seinen beiden Untergebenen über die zu treffenden Sicherheitsmaßregeln besprach, hörte Jan Martins scharfes Ohr einen leisen Tritt und das leichte Knarren von Stufen, als ob sich Jemand die Kajütstreppe herunterschleiche, gleich darauf sah er auch einen Schatten durch die nach Seebrauch offenstehende Tür fallen, sofort aber wieder verschwinden. Das war höchst auffällig; denn ohne Befehl hatte hier niemand etwas zu suchen. Um den kranken Kapitän nicht unnötig aufzuregen, behielt indessen Jan Martin seine Wahrnehmungen zunächst für sich. Mit den Worten:

„Mi ducht, Koptein, Se hefft dat 'n beten käul hier!" trat er von der Koje weg zur Tür .... und fand auf einer der unteren Treppenstufen den Matrosen Mark Wilmsen mit so verstörtem Gesicht, daß Martin augenblicks sah, hier handle es sich um mehr noch als nur um eine Meldung über Wind und Wetter; zugleich aber erkannte er auch an dem ganzen Gebahren des jungen Matrosen, daß die Besorgnis, der könne sich von den „Komplottern" haben verleiten lassen, unnötig gewesen war!

„Dat wull ick Di ook raden (angeraten) hebb'n, mien Jung," murmelte er. — „Ick kam glieks!" (komme gleich) setzte er dann lauter hinzu, meldete dem Kapitän von der Tür aus, er und der Steuermann würden des Wetters wegen „na baben" (nach oben, an Deck) gerufen, und schloß dann die Kajütstür hinter sich.

„Wat is?" fragte er darauf Wilmsen.

„Pistolen fassen, sofort!" flüsterte der ihm zu.

„Jh, steiht dat soo? Na, denn man tau!"

„Sie kommen schon an," berichtete Mark Wilmsen, „haben aber keine Ahnung, daß ich warnen konnte; habe auf Freiwache immer getan, als schliefe ich ...."

„Un' so hübsch dat Snoren markt (Schnarchen nachgemacht) as dunnemals för'n Mast!" war ihm grimmig-lächelnd Jan Martin ins Wort gefallen. „Na täuw, de Kierls schall staats dröge Plumm dese Tied blage Bohns up de Näs smeten kregen (statt trockener Pflaumen blaue Bohnen, Kugeln). — Stüermann!"

Während der Steuermann herzutrat, sprang Mark Wilmsen lautlos auf den „Vorraum" zu, wo der Eingang zu der Proviantkammer mit beträchtlichen Vorräten an Wein und Rum lag; er schloß die Tür ab und steckte geschwind den Schlüssel in die Tasche.

„Brav, Mark!“ rief ihm der zusammen mit dem Steuermann treppauf steigende Bootsmann zu; und noch heut, in dieser letzten Nacht an Bord, war der Alte so fest wie nur je in den dazwischenliegenden 18 Jahren überzeugt, daß es hauptsächlich dieser zwar eigenmächtigen, aber höchst umsichtigen und wohlüberlegten Handlungsweise des jungen Matrosen zu danken war, wenn die nun folgende offene Revolte im ganzen doch noch glimpflicher ablief, als zu erwarten gewesen. Denn, kamen den Meuterern erst die Spirituosen in die Hände, dann tranken sie sich unbedingt in eine Wut und Raserei hinein, in der sie nicht mehr Menschen, sondern wilden Bestien glichen! So war es ja immer gewesen, seit Jan Martin denken konnte; und immer, wo er von einer Revolte gehört, da hatte es sich ergeben, daß die Kerle zu allererst an die Rumfässer gegangen waren! Meist hatten sie die Barrels gleich mit der Axt aufgeschlagen, um mit jedem nur erreichbaren Gefäß das berauschende Naß zum Munde zu führen. Und wahrscheinlich hatten sie die „Superie“ nicht bloß aus Liebe zum Trunk vorweg begonnen; vielleicht wollten die einen auch den sich etwa regenden Rest von Gewissen betäuben, die anderen sich in ihrer Angst wegen des Endes der „Geschichte“ Mut antrinken! So hatten auch die 16 Meuterer der „Seebraut,“ als sie in geschlossenem Haufen „losgingen“, ihre Schritte zunächst gegen die Proviantkammer gerichtet, um an die Spirituosen zu kommen! Gerade aber, als sie den Eingang zur Treppe erreicht hatten, tauchte unerwartet mit blitzschneller Bewegung der Steuermann vor ihnen auf. Bestürzt gaben die vorderen Raum. Der Steuermann kam nun ganz gelassen vollends an Deck und tat gar nicht so, als erschrecke er oder erstaune auch nur über diese gegen jede Disziplin verstoßende Zusammenrottung wie das Betreten des nur dem Kapitän und seinen Offizieren vorbehaltenen Quarterdecks. Fest und ruhig wie immer beobachtete er den Horizont ringsum und gab dann mit lautschallender, das Sausen und Pfeifen des Windes durchdringender Stimme den Befehl:

„Großsegel ganz fest machen! In die Fock ein Reff mehr!“

Einen Augenblick lang stand die Bande völlig verblüfft. Dann ging ein Murren durch den Haufen, in dem sich Niemand anschickte, die gegebenen Befehle auszuführen. Alle blickten auf den Rädelsführer, den Schiffskoch, der sich dadurch ermutigt fühlte, dem Vorgesetzten frech ins Gesicht zu schreien:

„Ach was! Hier gehorcht keiner mehr! Wir haben die ganze Schinderei und Plackerei satt. Der Kap'tän ist so gut wie hin, — jetzt kommandieren wir uns selber!“

Ein wüstes Zustimmungsgeheul folgte, das sich schaurig mit dem Pfeifen des Windes und dem Schlagen des Tauwerks vereinte.

„Platz da," fuhr der frecher gewordene Schiffskoch fort, „daß wir 'runter können!"

Der Steuermann stellte sich jetzt breitbeinig vor den Treppenniedergang; ehe er aber noch ein Wort hatte äußern können, stürzte sich der ganze Haufen der Meuterer auf ihn, um den Zugang zur Treppe zu erzwingen. Schon hatten sie den Steuermann zu Boden gerissen; aber er sprang wieder auf, — — und plötzlich standen den Leuten statt eines Gegners drei Mann gegenüber, und drei Pistolenläufe blinkten vor ihren Gesichtern auf: der Bootsmann nebst Mark Wilmsen waren dem Steuermann im gefährlichsten Augenblicke zu Hilfe gekommen und hatten Waffen mitgebracht!

Ein kurzes Zögern. Dann ein höhnisches Auflachen mitten aus dem Haufen, und der Ruf:

„Is doch nich to glöwen, — wi hefft 'n Verräter bi us in 'n Roof hatt! Los up den Kierl!!"

Eine junge, kräftige Stimme schrie aber den Anstürmenden verächtlich-zornig entgegen: „Mit Meuterern und Räubern habe ich keine Gemeinschaft, wenn ich auch in einem Raume mit ihnen schlafen muß!"

Da stürzte sich der Schiffskoch auf Mark Wilmsen, packte ihn und stellte ihm zugleich ein Bein, um ihn so auf heimtückische Weise zu Fall zu bringen; Wilmsen aber setzte dem Angreifer blitzgeschwind die Pistole gerade auf die Brust, der jedoch drückte ebenso rasch Marks Rechte wie den Pistolenlauf nach unten, der Schuß ging beim Ringen der Männer los, und die Spitzkugel durchbohrte dem Rädelsführer den rechten Oberschenkel. Im selben Augenblick aber, als der mit gellendem Aufschrei niederstürzte, sprang Turko die Kajütentreppe empor, über den Gefallenen weg dem zunächst stehenden Meuterer an die Kehle und riß diesen zu Boden! Die Pranken auf die Brust des Mannes gesetzt, blickte das riesige Tier den Bootsmann wie fragend an, was weiter mit dem Niedergestreckten geschehen solle.

Wären die Meuterer schon berauscht gewesen, — das über Deck hinrinnende Blut des Rädelsführers wie auch der Umstand, daß sie „mit Hunden gehetzt wurden", hätte sie zu sinnloser Raserei entflammt; so aber kam's ganz anders! Der „Mut" der Leute kühlte sich bedeutend ab, als sie den verwundeten Koch jämmerlich um Hilfe schreien hörten, es erleben mußten, daß der Mensch den von ihm so gröblich durch sein Verhalten beleidigten Steuermann flehentlich um Hilfe bat, „damit er

hier doch nicht so elend verbluten müsse". Und daß der starke Neufundländer den von ihm niedergerissenen Matrosen unter den Pratzen hielt, bereit, auf den ersten Wink hin dem Kerl die Kehle durchzubeißen, das verringerte die Unternehmungslust der Meuterer nicht minder, zumal sie nur Messer, aber keine Schußwaffen hatten, mit denen sie dem Tier aus der Entfernung hätten zu Leibe gehen können. Kurzum, die Meuterei wurde durch das umsichtige Absperren der Proviantkammer und den ersten Schuß Mark Wilmsens wie durch das Eingreifen Turkos schon im Beginn erstickt, ... und die Leute zeigten sich während des nun mit voller Wucht hereinbrechenden Tropensturms ganz besonders wacker bei der Arbeit, um womöglich die Anzeige beim Seeamt ganz erlassen, oder doch auf Grund nachherigen guten Verhaltens wenigstens „mildernde Umstände" zugebilligt zu bekommen!

Das war die zweite und letzte Meuterei gewesen, die Jan Martin auf der „Seebraut" erlebt, und er hatte es dem Turko so wenig wie dem jungen Mark vergessen, daß sie beide damals Schlimmeres verhütet hatten. — Gern hätte der Alte, der jetzt seinen Erinnerungen hier oben an Deck des „verurteilten" Schiffes nachhing, dem einen der beiden die Hand gedrückt; — — aber diesen einen deckte seit heute Mittag die kühle Erde; so blieb Martin nur übrig, „dem anderen" liebevoll den Kopf zu streicheln und — nicht ohne Seufzer — zu dem Hunde zu sagen:

„Jo, warst 'n truen Kierl dunnemals, mien oll Turko, 'n brawen, truen Kierl! Ick weit dat woll!"

Ja, das war damals überhaupt 'ne Reis' gewesen, wo die „Seebraut" 'ne Zahl von „truen Kierls" bei hätt' brauchen können, „simmelierte" der Alte. Erst die Meuterei, dann der Kapitän am gelben Fieber gestorben und abends in Leinewand genäht nach kurzem Gebet über Bord, 'ne schwere Kanonenkugel an den Füßen, das große Weltmeer als Grab, ... es war heut noch schauerlich, daran zu denken! Und dann die Kerls von Matrosen! Erst 'ne Revolte gemacht, weil sie sich nicht das gelbe Fieber holen durften an Land, und nachher, wie der Käpitän an der bösen Krankheit gestorben an Bord, wie richtige „Bangebüxen" fast sämtlich desertiert von dem ihrer Meinung nach verseuchten Schiff! 11 von den 16 Mann kniffen mit dem großen Rettungsboote aus, als der tags nach dem schweren Sturm einsetzende konträre Wind die vom Unwetter in ihrer Manövrierfähigkeit für 'ne Weile arg geschädigte „Seebraut" nach Land zu nötigte! Hatten sich gefürchtet, die Kerle, geglaubt, daß sie sich bei der notwendig gewordenen „Fieber-Reinigung" des Schiffs und besonders der Kapitänskajüte mit Chlor und ähnlichem scharfen Zeugs 'ne

Ansteckung holen würden! Da mußte denn selbstverständlich der nächste vernünftige Hafenplatz angelaufen werden. Und 'ne verteufelt schwere Arbeit war das gewesen, mit dem vorn wie hinten havarierten Schiffe und den paar übrig gebliebenen Leuten. Aber es mußte sein, damit der Steuermann, der das Kommando übernommen hatte, den erforderlichen Ersatz anheuern konnte, so gut oder so schlecht er eben gerade zu haben war: Engländer und Norweger und 'nen Russen, und als Schiffskoch mußte die „Seebraut" sogar 'nen schlitzäugigen Chinesen nehmen, an dem zu allererst, wie er an Bord gekommen, 'ne Generalreinigung vollzogen werden mußte. Der Kerl, der seinen Zopf wie 'ne Perrücke um den Schädel gewunden trug, hatte bei der nassen Abrubbelung geschrieen, als ob er am Spieße stäke; und dabei hatte sie bloß einen oder zwei Tage angehalten, diese Reinigung; nachher war und blieb dieser gelbe Himmelssohn so dreckig, wie er beim Betreten der „Seebraut" gewesen! Kochen konnte er ja, das mußte man ihm lassen; aber zusehen wie er kochte, das tat keinem gut; denn danach hatte man sicher für mindestens 24 Stunden allen Appetit verloren. Beinahe hätt' es dieses Chinesen wegen abermals eine Meuterei gegeben, denn die Leute waren wütend darüber, daß sie essen sollten, was der gekocht hatte; aber schließlich, als der Steuermann und auch Bootsmann Jan Martin die „chinesische Matscherei" eindringlich lobten — der Steuermann ließ sich beim ersten „Schaffen" sogar eine zweite Portion nachholen — da gaben sich denn die Leute allmählich; besonders, da keiner an Bord war, der im stande und willens gewesen wäre, Hi-Wang in der Kombüse zu ersetzen. So war am Ende die Rückreise, die so schlecht begonnen, noch leidlich gut verlaufen.

Als dann die „Seebraut" im Heimathafen „binnen gekommen" war, hatte die Reederei den Steuermann als Kapitän für das Schiff angenommen und hätte ganz gern den jungen Mark Wilmsen wegen seines wackeren, umsichtigen Verhaltens bei der Meuterei zum Bootsmann gemacht. Aber der junge Mensch wollte doch höher hinaus; darum war es jetzt für ihn notwendig, die Seemannsschule zu besuchen. Es kam damit eine Zeit der Trennung, an die Jan Martin in dieser letzten Nacht nur mit Seufzen zurückdenken konnte! Länger als drei Jahre war Mark Wilmsen fortgewesen, „auf Seemannsschule", um die höhere Seefahrkunst zu studieren, das Steuermanns- und nach 24 Monaten weiterer Fahrt und neuem Schulbesuch das Kapitäns-Examen zu machen. Jan Martin, sein „Elementarlehrer", war inzwischen auf der „Seebraut" geblieben unter einem anderen Kapitän. Häßliche Jahre für Martin, der über den Bootsmann doch nicht hinauskonnte!

Dann aber das Glück, als Mark Wilmsen, zum festen starken Manne geworden, mit dem „Patent für große Fahrt" in der Tasche wieder an Bord kam, um seinem alten Freunde guten Tag zu sagen! Die „Seebraut" lag just im Dock, um neu gekupfert zu werden, und Martin hatte es sich nicht nehmen lassen, zum ersten Mal als „Wächter" im Hafen auf seiner geliebten Bark während der Zeit zu verbleiben, die er mit vollen Taschen sehr vergnüglich hätte an Land zubringen können.

„Jung! Wat büst Do för 'n fixen Kierl worden in de Tid!" hatte er dem ehemaligen Schützling und Freund zugerufen, als dieser freudestrahlend ihm beide Hände bot; „Dat gläunt (glüht) jo ut Dien' Oogen, als hättst Do to mind'sten tein (10) Groggs binnenslag'n! Oder aberst, ... Jung, ... ick glöv, Do büst verleivt!"

„Und da hast Du's getroffen, Martin! Ja, ich bin verliebt, und bin glücklich wie kein zweiter Mensch auf der Welt! Aber, Alterchen, ich hab auch mein Patent, und nun woll'n wir 'mal sehen, ob ich nicht auf der „Seebraut" wieder ankomme, so daß wir beide wieder zusammen sind auf dem braven, lieben Schiff!"

„Verliebt" und „glücklich," hatte da Martin wiederholt, „ih, da mott ick jawoll gratuleer'n! Aberst," hatte er nach einer Pause nachdenklich hinzugefügt, „da föllt mi in vun wegen dat Patent: nu kann ick ja woll nich mihr „Du" to Di seggen! Herr Du mien Gott nee, dat ick dat ook vergeten heff!"

Mit herzlicher Wärme hatte da Mark Wilmsen die Hand des alten Kameraden geschüttelt und geantwortet: „Vorläufig lassen wir's noch ruhig beim „Du"! Freilich, Martin, wenn ich erst 'mal die „Seebraut" als Kapitän führe — und darauf spekuliere ich stark! — dann muß es ja wohl anders werden; Du weißt ja, der Mannschaft wegen."

„Versteiht sick von sülwenst!" hatte Martin geantwortet. Und bei der Erinnerung an das herzenswarme Wesen seines Kameraden und Freundes, der doch an Bildung so hoch über ihm stand, mußte sich der Alte jetzt noch mit der runzligen braunen Hand über die Augen fahren; — es war ihm wohl ein Stäubchen hineingeflogen!

„Un wo steiht dat mit de junge Braut?" hatte er damals weiter gefragt. O, wie gönnte er dem prächtigen jungen Manne ein volles reiches Liebesglück!

„Pst, noch nicht davon reden, Martin! Erst muß ich mein Schiff haben, dann hole ich sie mir."

Richtig war damals Mark Wilmsen auf der „Seebraut" als Obersteuermann angenommen worden, und nun hatte es ein paar Jahre

fröhlichſter und nutzbringendſter Fahrt gegeben. Schiff und Mannſchaft bildeten ein Ganzes, das unter ſtrengem Kommando in guten wie ſchlimmen Tagen feſt zuſammenhielt. Mancher Sturm war über das wackere Schiff hinweggebrauſt, manche ſchwere Stunde hatte ſeine Mannſchaft durchleben müſſen. Eines Tages aber — der alte Kapitän war im Heimathafen an Land infolge eines Schlaganfalles ſanft entſchlafen — beorderte der bisherige Oberſteuermann Wilmſen den Bootsmann der „Seebraut" zu ſich ins Hotel,[1]) und hielt ihm eine neue, blitzblanke, große kupferne Kapſel hin. Auf deren Deckel ſtand eingraviert:

Vollschiff „Seebraut",
Kapitän Mark Wilmsen.
Bremen.

Jan Martin, er war noch nicht ganz der „Alte" vom heutigen Tage, oder vielmehr von der heutigen Nacht, ſondern ein leidlich kraftvoller Mann in den beſten Jahren, dem es nur hier und da mal ein bißchen in den Knochen ruckte und zuckte — Jan Martin wußte, was ihm Mark Wilmſen da vorwies; er guckte die glänzende Kupferkapſel mit dem Kaufkontrakt und allen wichtigen Schiffspapieren an, guckte danach in die glänzenden Augen ſeines Freundes und Vorgeſetzten, und zitternd faſt kam es aus ſeinem Munde:

„Is dat nu wiß un' woahr, Du büſt nu Koptein von uſe „Seebraut"?"

Der neue Kapitän nickte. Ihm war wohl das Herz zu voll, als daß er hätte viel reden können. So fuhr denn der Alte nach einem Weilchen fort: „Un' nu wird dat ok mit de anner' Braut woahr? Un' wi kriegt 'ne feine lütte Fru an Bord?"

„Auch das wird wahr und zwar recht bald! Zuvor aber wollen wir die „Seebraut" noch recht ſchmuck herausſtaffieren. Nicht bloß eine neue Kupferhaut ſoll ſie wieder kriegen und im Dock gründlich in allen Spanten und Hölzern nachgeſehen werden, auch 'ne hübſche kleine Kabine muß eingebaut werden, gleich neben meiner, nur ein dicker roter Vorhang dazwiſchen. Und Du, Martin, wirſt aufpaſſen, daß die Kabine für die junge Frau Kapitän ſo fein und ſchön gemacht wird, wie das nur irgend möglich iſt, und daß keine Bequemlichkeit fehlt für eine zarte Dame, die zum erſten Mal auf See kommt."

---

[1]) Im Heimathafen, wo die Mannſchaft entlaſſen wird bis auf den „Wächter", wohnen Kapitän und Schiffsoffiziere nicht an Bord, ſondern an Land bei den Familien oder im Hotel.

Einen ganzen Monat hatte die Aufzimmerung der „Seebraut" unter Jan Martins Aufsicht gedauert. Dann aber ging das Schiff, trotzdem es bereits etliche Jahre auf dem Rücken hatte, so seetüchtig und schmuck aus dem Dock hervor, daß es mit jedem neuen Fahrzeug Konkurrenz hätte laufen können. Für eine ganz frische, besonders tüchtige Mannschaft war auch gesorgt worden; von der alten blieb nur der Bootsmann Jan Martin an Bord.

Unter dessen Leitung wurde aus mehreren vierspännigen Frachtwagen der Proviant für 600 Zwischendecks-Passagiere eingenommen. Statt irgend welcher anderen Fracht nahm das Schiff nämlich diese „lebendige Ladung" mit sich, arme Leute aus Böhmen, Galizien und den ostpreußischen Landen, die für billige Passage nach den Südstaaten Amerikas, zunächst nach Galveston, befördert sein wollten, um dort vielleicht ein neues, besseres Dasein zu finden. Von Galveston aus sollte die „Seebraut" dann eine volle Ladung Baumwolle nach Riga bringen.

Seit einigen Tagen hatte sich der Kapitän nicht an Bord blicken lassen; alle Arbeiten wurden unter der Aufsicht des Obersteuermanns und des Bootsmanns ausgeführt. Dann hatte sich Martin eines Morgens daran gemacht, das Schiff wie zu einem großen Feste zu schmücken, — sogar Blumen hatte er herbeigeschleppt, Topfblumen, und sie ringsum im Skylight (Oberlichtfenster) fest verstaut.

Als dann Kapitän Wilmsen am späten Nachmittag an Bord kam, da fand er sein Schiff im „besten Trim" (schneidige Ordnung und dadurch Schönheit), alles bis zum letzten Winkelchen blitzblank und sogar im höchsten Flaggenschmuck: die Seebraut hatte „über die Toppen geflaggt". Und er fand auch, wie er es bestimmt, neben der Kapitänskabine eine zweite, kleinere Kabine eingerichtet, mit roten Damastvorhängen vor der Koje, und die Bettstatt fein „eng gestellt" (durch seitliche Einschiebebretter schmaler gemacht), so daß der dafür bestimmte Schläfer auch bei schwerem Wetter hübsch fest und sicher darin liegen konnte!

Und nun kam sie, der zu Liebe dies alles gemacht war, an der Seite ihres Gatten, des Kapitäns! Wie deutlich dem alten Martin die junge, bildhübsche Frau von damals noch vor Augen schwebte! O, er hatte aber auch gewußt, was sich gehört: sofort hatte er ihr mit aller Galanterie geholfen, das Fallrepp zum Schiffe zu erklimmen, weil er gleich gesehen, daß „die Madam ihre Seebeine noch nicht angelegt hatte," noch nicht gelernt hatte, sich auf see-erforderliche Art zu bewegen. — Na, und dann aber!

Als Kapitän Wilmsen sah, welche festlichen Vorbereitungen ohne sein Wissen getroffen waren, wollte er zuerst losbrausen über diese „eigenmächtigen Veranstaltungen des Bootsmanns". Doch wie sein Blick dabei das glückstrahlende Gesichtchen seiner jungen Frau streifte, dämpfte er den bei ihm nur gar zu leicht hochlodernden Zorn zu der Frage herab:

„Na, was soll der Unsinn, Bootsmann?!"

Über des Bootsmanns Gesicht war ein Schmunzeln geglitten.

„Schall allens glieks wedder afreten ward'n, Koptein, — — wenn de Koptein befehlt! Ick heff man de Hochtidsglocken över'n Diek hürt, un' da . . . . . ! Na un' vör use leive Fru kann dat doch 'n beten gemütlich sien an Bord!"

Da hatte die junge Frau Kapitän dem Alten freudig-dankbar die Hände gereicht, und von dem Moment an war auch zwischen diesen Beiden ein Bund geschlossen, der nicht minder fest war wie der zwischen Kapitän Wilmsen und seinem alten Freunde, ja, Freunde, trotzdem der Eine der Herr, der Andere der Untergebene war!

So glücklich und angenehm wie eine Hochzeitsreise zu Lande konnte diese Reise Kapitän Wilmsens und seiner jungen Gattin auf der „Seebraut" allerdings nicht verlaufen; trotz aller Fürsorge des Bootsmanns nicht, der in wahrhafter Verehrung um das Wohl der jungen Frau bemüht war, obgleich er sich geradezu ängstlich hütete, der „Madam" — und natürlich nicht weniger seinem Kapitän — anders als im Tone des Untergebenen zu nahen; denn das „schickte sich so" und war überdies der Leute wegen unbedingt nötig.

Die junge Frau hatte sich diese Hochzeitsreise auf dem eigenen Schiffe ihres Gatten auch wohl ein bißchen schöner gedacht! Als der erste, festliche Tag mit seiner Freude vorüber war, kam der zweite, ... und mit ihm die böse Seekrankheit; am dritten Tage aber, — — — am dritten Tage nach der Ausreise schon war unter den polnischen Zwischendeckern „das dunkle Gespenst" erschienen, das damals auf allen mit Auswanderern aus dem Osten besetzten Schiffen am meisten gefürchtet ward: die schwarzen Pocken waren ausgebrochen! Und das trotz aller ärztlichen Vorsicht, die jeden Passagier, noch bevor er das Schiff betreten durfte, sozusagen unter die Lupe genommen hatte! Aber die „Reinlichkeit" all dieser aus dem Osten stammenden, armen, meist schrecklich verkommenen Menschen, ob sie nun Polen, galizische Ruthenen oder Böhmen waren — Jan Martin meinte noch heutigen Tags, das wären keine Menschen

sondern nur „Viecher" gewesen, und jeder Hund, jedes Schwein halte sich aus Naturtrieb sauberer als diese Geschöpfe, die doch Menschen sein und menschlich behandelt werden wollten — die sogenannte Reinlichkeit dieser Leute aus dem Osten war und blieb trotz aller an Bord in dieser Hinsicht auf sie verwandten Mühe so fragwürdiger Art, daß sich auf der „Seebraut" niemand wunderte, als sich der schwarze Tod so bald unter ihnen einstellte.

Nach dem ersten Krankheitsfalle wurden die strengsten Absperrungsmaßregeln getroffen. Dicht vor dem Großmast ward ein Gitter gezogen, das querdurch das ganze Deck in zwei Teile schied. Das Vorderdeck blieb den Auswanderern allein vorbehalten. 's war 'ne seltsame Sorte von Menschen! Der alte Martin schüttelte noch jetzt den Kopf, als er an die Szenen zurückdachte, die er damals mit erlebt hatte! Die Frauen und Kinder drängten sich möglichst dicht an das Gitter, klammerten sich daran und lagerten sich dahinter, um doch nur ja auf das Hinterdeck schauen zu können, als ob da das wahrhaftige Himmelreich zu erblicken wäre! Und dorten lagen doch natürlich nur dieselben Planken bis zum Steuerhäuschen dicht am Heck wie auf der anderen Seite des Gitters; aber es war von der Trennungs-Schranke auch der Trepp-Niedergang zur Kapitänskajüte zu sehen, und den mußten diese armen Leute wohl so ziemlich gleich erachten mit dem Eingange zu einem irdischen Paradiese, zumal von dort her wie ein Engelsbote häufig die schöne junge Dame erschien, die jedesmal den armen Kindern der Auswanderer aus vollen Taschen Brot, Obst und Süßigkeiten durch die Latten des trennenden Gitters reichte, und auch für die hohläugigen, abgemagerten Frauen stets mehr als nur Worte der Teilnahme an ihrem Geschick hatte. Ihr, der Frau des Kapitäns, war es ja freilich streng untersagt, ebenso wie Jedem sonst an Bord, ohne Beisein des Kapitäns und der zur Sanitäts-Inspizierung befohlenen Leute das Gitter zu öffnen und das Vorderdeck zu betreten. Anfangs war es ihr sogar verboten gewesen, sich überhaupt mit den Auswanderern auch nur durch die Gitterspärren in Beziehung zu setzen, um den Armen Mildtätigkeiten zu erweisen. Aber sie hatte den gestrengen Kapitän so eindringlich zu bitten verstanden, daß der, seiner ganzen Natur entgegen, in dieser Hinsicht einmal „ein Auge zudrückte". Aber bei dem Verbot, die Gittertür zu öffnen, war es verblieben, ebenso wie es selbstverständlich den nun einmal nicht an Sauberkeit und sanitäre Vorkehrungen zu gewöhnenden Ruthenen, Polen und Böhmen untersagt blieb, die Gittergrenze gegen das Quarterdeck hin, die Zone des Großmastes, zu überschreiten.

Eine schwere, eine traurige Reise war es gewesen! Die furchtbare Krankheit hatte entsetzlich rasch um sich gegriffen! Schon nach zehn Tagen — die „Seebraut" hatte widrigen Windes halber den Kurs „Norden um", d. h. nördlich um das großbritannische Inselreich genommen, um alsdann im freien Ozean besser manövrieren zu können — hatte man abends ganz in aller Stille die ersten Abgeschiedenen, in neues Segeltuch genäht und an den Füßen beschwert, sanft über Bord gelassen und so dem großen, tiefen Wassergrabe übergeben. Sehr bald mußte man auf die anfangs noch hierbei beobachteten bord-üblichen Ceremonien, das Verlesen des Vaterunsers und den Segens-Spruch, verzichten; denn der schauerliche Vorgang kehrte schon all zu oft wieder, und die noch Gesunden sollten nicht aufgeregt werden durch Trauerfeierlichkeiten, . . . und noch weniger die schon Erkrankten, deren Zahl sich von Tag zu Tage mehrte. Der Seuche ließ sich kein Halt gebieten, so unablässig sich auch der Kapitän und die beorderten Leute bei den täglich sechsmaligen Inspektionen abmühten, durch Lüftung, Desinfektion, durch Verabreichung von Medizin und was sich sonst nur irgend noch tun ließ, dem Würge-Engel Tod entgegen zu arbeiten.

Wenn der Kapitän dann nach bangen, schweren Stunden, die er in Windstille wie in Sturm durchlebte, auf wenige Minuten an die Bettstatt seines schlafenden jungen Weibes trat, dann hob er leise, sehr leise, den spitzengeschmückten Ärmel des Nachtkleides auf, um mit geübten, sorgengeschärften Augen auch bei ihr nach den roten Fleckchen auszuschauen, die ein so sicheres Anzeichen der tödlichen Krankheit sind, — der alte Bootsmann hatte zufällig beim Vorübergehen an der nach Seebrauch offenstehenden Tür gesehen, mehr als einmal, wie bang sein Kapitän „die Madam" beobachtete! Und auch Martin selber war in schwerster Sorge um sie; er hatte es ja doch mit ansehen müssen, wie sich die junge Frau trotz der Absperrung „mit den Auswanderern abgegeben" hatte, wenn auch eben nur, um den Kinderchen und den armen Müttern heimlich Wohltaten zu erweisen, Erquickungsmittel und dergleichen zuzustecken. Und dann war sie auch bei den Begräbnissen fast regelmäßig erschienen; sie merkte es stets, wenn wieder ein Seebegräbnis bevorstand, so sehr man das auch zu verhehlen trachtete und die Übergabe des oder der Abgeschiedenen an das ewige Weltmeer in die späten Abend- oder gar die Nachtstunden verlegte. Dann kam die junge Frau Kapitän im letzten Moment doch noch, um der Leinen-Umhüllung des Toten ein bißchen Schmuck zu geben, damit die nicht gar so kahl und dürftig sei, und wär's auch nur eine Schleife oder ein Blütenzweiglein

von den Blumen der jungen Frau, die im Skylight üppig blühten und dufteten.

Und Wunder über Wunder!

Trotzdem der Tod eine wahrhaft grausige Ernte gehalten, beinahe an hundert von den armen Auswanderern durch die schwarzen Pocken dahingerafft hatte, und sich „die Frau" trotz der Befehle des Kapitäns in ihrem unwiderstehlichen Barmherzigkeitsdrange und tiefen Mitgefühle jeden Tag aufs neue der Ansteckung aussetzte: sie selber, diese „herrliche Seerose", wie Jan Martin sie in poetischer Aufwallung einmal genannt hatte, sie war von der schrecklichen Krankheit verschont geblieben, — — und Jan Martin glaubte auch heut noch, wo in nächtlicher Stunde Bild auf Bild aus früheren Zeiten an seinem Geiste vorüberzog, daß seine wenn auch stummen, so doch inbrünstig heißen Gebete für „die Frau" da oben über den Sternen erhört worden seien!

Ja, ja, das war „'ne schlimme Reis" gewesen! Aber dann waren auch bessere gekommen, die „Geld in den Kasten" brachten und die Quälerei mit den Auswanderern überflüssig machten. Das war die Zeit, wo die Segelschiffahrt wieder einen glänzenden Aufschwung nahm.

Die junge „Madam" hatte noch einige von diesen glücklichen Reisen mitgemacht. Als dann aber die „Seebraut" wieder einmal in See gehen sollte, hatte ganz unerwartet der Kapitän seinem Bootsmann Martin mitgeteilt, daß „diesmal die Frau an Land bleiben würde". Gründe für seine Beschlüsse anzugeben, das war seine Sache nicht. Aber als es dann zum Hafen hinausging, da hatte Kapitän Wilmsen denn doch die Hände seines alten Bootsmanns gefaßt und in Besorgnis gesagt:

„Schall Gott mi wol dat Leven laten, dat ick mien' lütte Fru gesund und levig wedder to seih'n kreg?" Da wußte der Alte die Gründe seines Kapitäns!

Und der sah die geliebte „lütte Fru" gesund und lebendig wieder, dazu auch seinen jungen Sohn, vier Monate alt, einen strammen, tüchtigen Bengel, mit einem Köpfchen voll dunkelblonder krauser Löckchen und einem so kräftigen Stimmchen, daß man glauben sollte, schon die künftige Kapitäns-Kommandostimme zu hören!

Nun freilich war es vorbei mit dem Mitreisen der Frau Kapitän; die hatte genug an Land zu tun mit der Pflege und Erziehung des jungen künftigen Seemanns; denn ein Seemann, wie der Vater einer war, mußte auch er, der Sohn, werden, — darüber gab es gar keine Frage! Wie oft hatten die beiden Freunde, der noch junge Kapitän und der altwerdende Bootsmann, die Zukunft des Jungen besprochen, be-

sonders in stillen Stunden bei ruhiger Fahrt, nachts, wenn keine unberufenen Hörer in der Nähe sein konnten!

Noch manche Reise, gute wie schlimme, war gefolgt. Und viel zu früh war dann auch jene letzte gekommen, die den Kapitän Mark Wilmsen niederlegte zum Nimmerwiederaufstehen, und Jan Martin, den Bootsmann, zum Schiffswächter machte. Nun saß er hier und sann, ... das ganze Leben der „Seebraut" und ihres Kapitäns zog in dieser letzten Nacht dem Alten durch Kopf und Herz, eine Kette von Erinnerungen, Glied an Glied, bis zum letzten! — — —

Endlich ging das Schauern der Morgenkühle über Stadt und Hafen hin.

Jenseits des Kirchturms dämmerte der Tag herauf, und in den Tauen und Masten der Schiffe begann der Wind zu rauschen. Das rotierende Licht des Hafenleuchtturms erlosch. Es kamen auch schon die ersten Schwärme weißbrüstiger Möven von der offenen Reede her auf die Schiffe im Hafen zugeflogen, wo sie dann stundenlang begehrlich nach den Abfällen des Frühstücks Umschau hielten. Auch begann es allmählich auf dem Kai und an den Ufermauern zu rasseln; denn schon zogen die ersten Lastzüge vom Bahnhofe heran, um ihr ewig gleiches Tagewerk aufzunehmen.

Martin schudderte zusammen, seufzte und knöpfte seine Seemannsjacke unter dem Kinn fester zu. Auch Turko schüttelte sich energisch.

„No ja, Di friſt ook (Dich friert auch); keen Wunner nich nach so 'ne Nacht, mien oll Diert. Nu kümmt aberst noch dat Schlimmst' för us Beide." Und er seufzte abermals tief auf.

Ja, das Schlimmste stand ihm noch bevor! Er suchte unter den Schlüsseln in seiner Hosentasche den Kajütenschlüssel heraus und begab sich dann, von dem treuen Hunde gefolgt, in die Kapitänskajüte. Das, was seinem seligen Kapitän persönlich zugehört hatte, sollte doch nicht auch noch dem Auktionator und den Käufern in die Hände fallen! — Martin wußte ganz genau, wo Mark Wilmsen immer verwahrt hatte, was ihm besonders wert gewesen, woran er mit dem Herzen gehangen: da, in dem kleinen Sekretär dort! Martin schloß ihn mit fast ehrfürchtiger Scheu auf, zog ein Fach nach dem anderen hervor, nahm Briefpackete, Brieftaschen, kleine Schächtelchen und sonstige Sachen heraus, die allesamt keinen Wert für Jemanden hatten, in dessen Leben sie nie eine Rolle gespielt, legte alles das förmlich mit Zartheit auf den Tisch in der Nähe, setzte sich dann und blieb nun, den Kopf in die aufgestützten Hände vergraben, lange Zeit bewegungslos auf demselben Flecke.

„Dat ick dat dhon mott," murrte er dabei, „wo ick so veel öller was as he (er)! Dat was woll doch nich recht von us' Herrgott! Ick bleev torüg, un' heff nich Fru, nich Kind, un' de stramme Kierl mott afgahn, wo he so'n säuten Bengel hett!"

Das Bild des Knaben stand ihm lebhaft vor den Augen, und als er an diesen „säuten Bengel" dachte, ward das Bedürfnis, für und mit ihm zu wirken und zu schaffen so mächtig in dem Alten — wenn auch nur für flüchtige Minuten — daß er heiß wünschte, auch dieses junge Menschenkind noch heranziehen und ausbilden zu können, wie er es mit des Knaben Vater getan, der nun in der Erde schlummerte. „Ach wat; dumm Tüg!" schalt er sich dann aber, um sich von seinen Erinnerungen und unmöglichen Wünschen loszureißen. „Da in den Seckerteer oder wo anners mott noch mihr sien, as (so viel) ick weet." Er erinnerte sich ja, daß sein Kapitän lange Zeit hindurch gehofft hatte, noch einmal soweit „aufzukommen", daß er selber sein Privateigentum von der „Seebraut" holen könnte.

Das Kramen und Suchen fing von neuem an, und richtig, da lag im Sekretär ganz hinten, unter alten Geschäftspapieren vergraben, eine gestickte Brieftasche, die nicht nur Papiergeld im Betrage von zusammen etlichen Tausend Talern enthielt (Jan Martin rechnete immer noch nach Talern!), sondern auch die erste „Baby-Photographie" des reizenden Jungen, an den der Alte soeben noch gedacht hatte! Auf dem Papier-Umschlage, in dem die Scheine steckten, stand von der festen, dem Bootsmann wohlbekannten Hand Kapitän Wilmsens geschrieben: „Für die Sparkasse meines Jungen." — Jan Martin war kein Mann von weichen Gefühlsäußerungen; aber er konnte es jetzt doch nicht lassen, als er das verblaßte Bildchen des Knaben in der Hand hatte, seine Lippen darauf zu drücken, — — es war wohl das erste Mal in seinem Leben, daß er dergleichen getan, und es geschah auch diesmal erst, nachdem er sich instinktiv scheu umgeblickt. Es war aber niemand da, außer dem alten Turko, der ihm aufmerksam zusah.

Das Bild wie die Geldscheine wurden wieder in die Brieftasche gesteckt, und die Tasche selber zu den übrigen Dingen auf den Tisch gelegt; dann suchte Martin noch verschiedene Sachen aus der Kabine zusammen, die zweifellos persönlicher Besitz des Kapitäns waren: ein Fernrohr, einen fast noch neuen Sextanten und mehrere mit dem Namen „Mark Wilmsen" versehene Seekarten. Alles das, und was er vorher schon auf dem Kabinentisch parat gelegt, packte der Alte nun fein säuberlich in ein unter dem Sofa hervorgezogenes rindledernes Handköfferchen.

Auch das kannte er nur zu gut, und nur all zu viele Erinnerungen hafteten für ihn daran! Wie oft hatte er es seinem jungen Freunde aus der Hand genommen, um es für ihn zu tragen, wenn der junge Mann für mehrere Tage Landurlaub hatte, und ebenso als er „auf die Schul' ging" und von dort wiederkam! — Langsam mit dem Kopfe nickend, setzte Jan Martin den kleinen Koffer griffrecht auf einen Stuhl und sah sich danach noch einmal rings um in der Kabine. Da fiel sein Blick plötzlich auf ein kleines Gestell oberhalb des Bettes, und hastig stürzte er darauf zu, als könne ihm geraubt werden, was er da sah: die alte Pistole, die Mark Wilmsen als junger Matrose in der Faust gehabt, als er sich bei der Meuterei so tapfer bewiesen, und das Paar eiserner Handschellen, die bei einer späteren Gelegenheit ähnlicher Art in Anwendung gekommen waren. Nein, die Sachen durften wahrlich nicht in die Hände der „Räubers" fallen!

Unter den Räubern verstand Martin natürlich den Auktionator und die Käufer.

Eben hatte er das Köfferchen zugeschlossen und den Schlüssel sorgsam in die Westentasche gesteckt mit den Worten: „Nu is allens kloar, nu künnt se kamen!", da tönte von Deck herab eine scharfe Stimme:

„Wächter! Heh! — Ist denn Keiner da?!!"

„Na, ick bünn all da! Hefft Ji't so hille (eilig)?"

„Sie haben sich's wohl die letzte Nacht an Bord recht bequem gemacht in der Koje von Ihrem verstorbenen Kapitän?!" rief der von oben ärgerlich-spöttisch und zugleich etwas verweisend.

Martin überhörte absichtlich den Ton der Frage und antwortete nur:

„So säut as bi Ji was miene Nacht nich. Wat willt Ji?"

„Ich bin der Auktionator. Wo ist der Wächter?" Ein wohlbeleibter Herr mit Zylinder und — freilich schon etwas abgetragenen — Glacéhandschuhen stand vor dem Alten.

„De Wächter bün ick. Un' nu, wat schall da wieder sien (was gibt's)?"

„Ist alles bereit, daß die Käufer das Schiff besichtigen können? Und zwar so, daß sich alles am besten präsentiert? Und ist . . . . . ."

„Jo, allens p'rat, vun de Mastspitz bit in'n Kielraum!" unterbrach ihn der alte Bootsmann grimmsarkastisch.

„Gut, gut! 's ist doch noch 'was Trinkbares an Bord? Oder ist alles d'raufgegangen während der vier Monate, daß die „Seebraut" auflag?"

Martin klimperte mit seinen Schlüsseln, suchte einen hervor und reichte ihn dem Herrn mit dem Worten: „Dat's de Slötel von de Proviantkammer. Gaht Se man sülvenst hen. Wat dor inne was, as dat Schipp hier vor Anker leggt was, dat mott'r noch in sien."

„Nein nein, so meine ich's ja nicht! Schaffen Sie nur etwas Trinkbares für die Käufer heran; es wird dann schon aus der Masse bezahlt werden."

Und wahrhaftig mußte der treue Wächter der „Seebraut" sich auf die Letzt noch dazu verstehen, „einige Buddel Rum", Zucker und das nötige heiße Wasser zu beschaffen; denn ohne einen tüchtigen Grog konnte natürlich das Geschäft nicht gemacht werden. Wenn jeder Schluck, den die „Räubers" davon trinken würden, wie Gift gewirkt hätte, — es wäre dem alten Bootsmann, der sonst keinem Menschen noch Tier etwas zu Leide tun konnte, nur eben recht gewesen!

Inzwischen war das Hafenleben voll erwacht, und das Deck der „Seebraut" wimmelte bald von allerhand Leuten, die da kaufen wollten, oder auch versuchen wollten, ohne Zahlung etwas von dem zu erraffen, was so „nebenbei" während einer Schiffsauktion abfällt; oder die schließlich nur ganz aus Neugier so mit herangekommen waren, weil sie augenblicklich nichts Besseres zu tun hatten.

Jan Martin versuchte mehrere Male, dem lauten Treiben aus dem Wege zu gehen; er wurde aber nicht losgelassen, weder von dem Auktionator noch auch von einem gewichtig einherschreitenden feinen Herrn, der anscheinend nicht nur wegen seines höchst eleganten Äußeren von der auf Deck befindlichen Menschenmenge ungewöhnlich respektiert wurde. Jan Martin erkannte denn auch bald, daß es der ihm schon einmal vor Augen gekommene Hauptreeder des Schiffes war, so wenig Zeit man auch dem alten Bootsmann ließ, sich über die Bedeutung der einzelnen „Totengräber" seines guten alten Schiffes klar zu werden. Denn immerfort hieß es, diesen Leuten bald mit dem, bald mit etwas anderem, zu Dienst sein: „Ach, Wächter! Wir möchten wohl sehen, in welchem Zustand sich das Leutelogis befindet." Oder: „Führen Sie uns ins Zwischendeck; es muß untersucht werden, ob die Innenhölzer noch gut sind." Und weiter: „Ist der Kielraum auch gut reingehalten, daß er besichtigt werden kann?" — „Was sind noch für Vorräte an Bord?" — Das ging so in einer Tour. Dazwischen ertönten dann die Ausrufe des Auktionators und die Angebote der Käufer. Für eine kurze Weile nur, während die Herren das Frühstück einnahmen — das Jan Martin unwillig genug herbeigeschafft hatte — fand der Alte Gelegenheit, sich

in einen einsamen Winkel des zum Tode bestimmten Schiffes zu flüchten. Da atmete er tief aus bedrückter Brust auf und starrte dann nachdenklich auf die Planken, ... bis er plötzlich beide Fäuste in die Augen drückte! Jetzt erst kam ihm völlig zu Bewußtsein, wie schwer ihm der Abschied von dem Schiffe wurde! Von „seinem" Schiffe! Dachte denn wirklich keiner der Herren da hinten d'ran, auch selbst der feine Hauptreeder der „Seebraut" nicht, daß so ein Schiff, das bald 50 Jahre lang, für ihn doch, mit Sturm und Wetter gerungen, nicht bloß eine leblose Sache ist wie andere Sachen aus Menschenhand? Aber freilich, die da auf dem Achterdeck, was wußten denn sie davon, die nicht bei Tag und Nacht lange Jahre hindurch wie der mit dem Schiffe altgewordene Bootsmann das Leben und Weben des Schiffes mitempfunden hatten! Die stückten das Wesen fühllos auseinander! Und was dann keinen Geldwert mehr hatte, nicht genug brachte, um den Transport zu lohnen, das würde dann achtlos bei Seite geworfen werden, mit der gleichen unbarmherzigen Empfindungslosigkeit, mit der man auch ihn, den alten, „ausgedienten" Bootsmann mit den zum Nutzen des „Brotherrn" in Arbeit und Kampf gegen die Elemente morsch gewordenen Knochen bei Seite schieben, wie man auch das „alte unnütz gewordene Tier da", den braven Turko, erbarmungslos davonjagen oder gar ertränken würde! Martin hatte ja, während er den Leuten zur Hand ging, hiervon schon reden hören. Nu ja, das war eben der Lauf der Welt!

Endlich war der letzte Hammerschlag des Auktionators gefallen. Die Menge begann sich zu verlaufen.

Da trat der Reeder auf den alten Bootsmann zu und sagte: „Ihr habt Euch treu bewiesen als Wächter während der vier Monate; das soll Euch nicht vergessen werden. Da ....!" Und er reichte dabei dem Alten die Hand, der sie, etwas erstaunt, bieder schütteln wollte, aber plötzlich die eigene Hand zurückzog, da er merkte, daß ihm der Reeder einen Kassenschein hatte hineindrücken wollen. „Nun, so nehmt doch!" fuhr der Herr fort und drückte ihm den Schein dennoch in die Hand. „Ihr sollt nicht glauben, daß man gute Dienste nicht anzuerkennen wisse. Ich will später auch sehen, ob sich — vielleicht — ich hoffe, es geht — gelegentlich ein kleiner Posten in meinem Geschäft für Euch finden läßt! Im übrigen, was ich noch sagen wollte ...., ja, der Hund da! Hm, seht doch zu, daß ihr das alte Vieh sobald wie möglich abschafft. Es ist ja doch nur noch ein unnützer Fresser!"

Martin hatte den Schein bisher zwischen den Fingern gehalten, als sei ihm die Hand erstarrt. Jetzt ließ er ihn zu Boden flattern.

„Aber Mann, es ist ja ein Fünfzig-Markschein!“ rief der Reeder erstaunt-ärgerlich aus, den Schein aufraffend.

„Ick dank' veelmals,“ sagte Martin trocken. „Un' vor mi keen Sorg nich; ick will woll dörkamen. Un' de Hund?! Wo de Turko blivvt, da bleev ook ick!“

„Nun, wie Ihr wollt! Das ist ja schließlich auch ganz Eure Sache!“ kam es in ärgerlich-hochmütigem Tone zurück. „Ich hab's gut mit Euch gemeint; wenn Ihr das nicht versteht, mir kann's recht sein.“

Fünf Minuten später war es wieder still und öde auf Deck der „Seebraut“. Nur ein alter Mann war auf ihm zu sehen; der saß still, in sich versunken, neben dem Steuerruder, die Ellnbogen auf die Knie gestützt, die Hände vor dem Gesicht. Auf einmal rannen ihm helle Tropfen zwischen den Fingern hervor, ... Jan Martin weinte.

Ganz von seinen Empfindungen überwältigt, von Aufregungen des Gemüts, die ihm sonst fremd gewesen, war der alte Bootsmann endlich in eine solche Abspannung geraten, daß er gar nicht wahrnahm, was in der Nähe vorging. Erst das Brummen Turkos, der sich langsam aufrichtete, brachte ihn dazu, sich aus seiner müden Versunkenheit aufzuraffen und sich umzusehen. In demselben Augenblick hörte er vorn eine helle Kinderstimme ausrufen:

„Glaube mir, Mama, das ist der gute Mann, der da! Ich weiß es ganz genau! Und denke nur, er wollte nicht 'mal Kuchen haben, wo wir doch so sehr viel Kuchen hatten. Und er hatte dem lieben Papa einen schönen Kranz mitgebracht; den hat er aber wieder mitgenommen, weil der Papa ja schon zu Bett gebracht war!“

Diese Knabenstimme! Dieselbe, die Jan Martin gestern im Garten seines verstorbenen Kapitäns gehört hatte, als er zu spät gekommen zum Begräbnis! Er stand auf, — und nun sah er trotz der noch feuchten Augen eine schwarz gekleidete Dame das Steg heraufkommen, an ihrer Hand „dat säute Krabatt“, dessen Bild er heute früh vor dem Verschwinden in dem Chaos bewahrt hatte, in das sich die einst so stattliche „Seebraut“ nun auflösen sollte.

„Jan Martin! Kennt Ihr mich noch? Die — Witwe vom Kapitän Mark Wilmsen?“

Da streckten sich ihr zwei Seemannsfäuste entgegen, die von ihren zarten Frauenhänden liebevoll gedrückt wurden.

Aber schon angelte der Kleine zwischen beiden hoch: „Hast Du mich auch so lieb wie den Papa? Oh, und ich möchte auch solchen schönen Kranz haben, wie Du Papa gebracht hast!“

Der Alte sah das süße Kindergesicht nur wie hinter einem feuchten Schleier; aber das Stimmchen klang ihm so wohlig ins Ohr, daß er nur immer hätte weiter lauschen mögen.

„Jan Martin", sagte die Dame und legte dem tiefbewegten Alten vertrauensvoll die Hand auf die Schulter, „wollt Ihr meinem Jungen da eben so ein Erzieher sein, wie Ihr's dem Vater gewesen, dann kommt mit uns! — Daß Ihr auf der „Seebraut" nicht mehr bleiben könnt, ist ja klar; ich habe deshalb auf alle Fälle daheim ein Stübchen für Euch parat machen lassen. Und natürlich, den Turko nehmen wir mit! Das brave Tier, das mehrmals meinem Manne das Leben rettete, soll von uns gut verpflegt werden bis in seine letzte Stunde. Nicht wahr, Ihr schlagt ein, Martin?"

Zitternd legte Martin seine braune, runzelige Hand in die schmale Frauenhand, die sich ihm von neuem darbot, und blickte dabei in das wehmütig-lächelnde, liebe Gesicht. Dann richtete er sich auf, preßte die Hand, daß die Dame fast aufgeschrieen hätte, und antwortete:

„Jo, Madam, ick kumm! Un' ick bring Sei ook wat mit," — er griff nach dem Handköfferchen neben seinem Sitze — „dat Letzt', wat uf' leiv Koptein för Sei un' den säuten Jungen biestaut hätt."

Wenige Minuten später wanderten die drei Menschen auf dem Kai der Stadt zu, und Turko trottete ganz zutraulich neben dem Knaben her. Da, kurz vor der Stelle, wo sie das Hafengebiet verlassen mußten, blieb Jan Martin stehen.

„Een' Minut man, Madam; ick kumm glieks nah." Er wandte sich um und warf noch einen letzten Blick auf die „Seebraut", die er nun nie wieder sehen würde. „Fahr wohl, mien leiv oll Schipp, fahr wohl!" Er winkte noch einmal grüßend hinüber zu dem Segler, dessen Mastspitzen sich im Winde neigten. Dann wandte er sich hastig um und schritt den Vorangegangenen nach. Er faßte den Knaben bei der Hand. „So, mien Jung; nu bünn ick p'rat för Di!" Und festen Schrittes verließ er den Hafen.

Das französische Protektorat über Marokko.

Von

Joachim Graf von Pfeil.

Von allen Seiten erklingt die Kunde von einem französischerseits geplanten Protektorat über Marokko. Sie tritt mit solcher Deutlichkeit vor uns, daß wir nicht umhin können, zu der Nachricht Stellung zu nehmen. Wir wollen das in nachstehenden Ausführungen tun. Zunächst werden wir zu untersuchen haben, ob Frankreich ohne weiteres in der Lage ist, Marokko in irgend einer Form seinem an und für sich schon ausgedehnten Kolonialreiche einzuverleiben. Daß es diesen Wunsch haben, ja daß es die Notwendigkeit fühlen mag, sich weiter auszudehnen, können wir ihm ohne weiteres nachempfinden. Frankreich bedarf der Sicherung seines Weges nach seinen Senegalkolonien, Gebiete, die seinem Volkstum größere Ausdehnung gestatten. Unbemerkt hat es die Tuatoasen besetzt. Jetzt aber schickt es sich an, sich nicht nur im Muluyatale festzusetzen, sondern auch den Atlas zu überschreiten, also einer von der Natur selbst gezogenen Grenze die Achtung zu versagen. Sollte das möglich sein, ohne daß andere Nationen sein Tun mindestens mit sehr wachsamen Augen verfolgen? Von diesen kommen in Betracht nur England und Deutschland. Beide sind Kolonialmächte und haben einen bedeutenden Handel mit Marokko. Spanien, dem man früher ein historisches Recht auf Marokko zuzuerkennen pflegte, kann heute nicht mehr ernstlich in die Reihe der Bewerber treten, seit es seinen Kolonialbesitz verloren und dabei gezeigt hat, daß es kaum mehr in der Lage ist, einen wenn auch noch so geschichtlich oder wirtschaftlich begründeten Anspruch auf Marokko mit dem Nachdruck einer nationalen Wehrkraft zu unterstützen. Italien hat nie in so engen Beziehungen zu Marokko gestanden, um auf diese Forderungen an jenes Land gründen zu können. Andere Mächte haben kein wirkliches Interesse an Marokko; wo sie ein solches zu haben vorgeben, ist es künstlich gemacht. Nur England und Deutschland sind es daher, die dem Vorgehen Frankreichs mit kritischer Aufmerksamkeit zu folgen Veranlassung haben. Zwar ist der Handel

Englands unbestreitbar der bedeutendste in Marokko. Dennoch lassen sich Verhältnisse denken, unter welchen England hinsichtlich seiner Ansprüche auf jenes Land gern einer anderen Nation den Vorrang einräumen würde: wenn es Zugeständnisse auf anderen, ihm wertvolleren Gebieten, erhielte. Sehen wir daher heute, daß England und Frankreich sich bezüglich der marokkanischen Frage in Einvernehmen befinden, so darf man ohne weiteres annehmen, daß Frankreich sich das Wohlwollen Englands durch irgendwelche Zugeständnisse gesichert hat. Uns will es erscheinen, als läge auch deren Art und Ort klar vor unseren Augen. Wir meinen: wenn Frankreich sich damit einverstanden erklärt, daß England die herrschende Macht in Ägypten bleibt, ihm in Aussicht stellt, bei passender Gelegenheit sich des nördlichsten Punktes von Marokko, des Hafens Tanger — dieser war einst schon englischer Besitz — oder eines gleichwertigen Ortes zu bemächtigen, so kann England sehr wohl auf weiteren politischen oder wirtschaftlichen Erwerb in Marokko verzichten, wöge doch der Gewinn an anderer Stätte bei weitem den Wert dessen auf, was ihm hier entginge. Das auf dieser Basis gewonnene Einverständnis Englands würde Frankreich in seiner marokkanischen Politik freie Hand lassen. Wir selbst sind noch nicht in der Lage, letzterem mit unseren im wesentlichen auf das Land beschränkten Machtmitteln hindernd in den Weg zu treten. Die Frage liegt mithin tatsächlich so, daß, wenn England und Frankreich untereinander Übereinstimmung erzielen, die marokkanische Angelegenheit, soweit sie der Gegenstand einer reinen Machtfrage werden kann, dadurch erledigt wird.

Treten wir ein in die Betrachtung, in welcher Weise Deutschland durch eine Protektoratserklärung Frankreichs über Marokko politisch und wirtschaftlich beeinflußt wird. Wir gehen dabei, weil wir nicht erkennen können, wo sonst England und Frankreich Berührungspunkte hätten, auf denen eine so vollständige Einigung erzielt werden könnte, von der Voraussetzung aus, daß die oben erwähnten Zugeständnisse an England wirklich gemacht werden würden.

Als erste Folge ergäbe sich, daß die beiden Mächte in gemeinsamer Aktion jedenfalls, unter Umständen auch England allein, die beiden Tore des Mittelmeeres zu sperren und andere Nationen von Ostasien, dem größten Handelsmarkte der Welt, abzuschließen vermöchten. Um also jenen Markt nicht nur, sondern auch den für uns augenblicklich fast ebenso wichtigen von Australien beschicken zu können, müßten wir den Umweg um das Kap nehmen, unsere Waren mithin um so viel verteuern, als dieser Umweg uns an Frachtspesen kostet,

oder anders ausgedrückt: wir könnten an unseren Waren dort in Zukunft ebensoviel weniger verdienen, als jene Beträge ausmachen. Den Zeitverlust haben wir dabei noch nicht in Rechnung gesetzt, jedenfalls wären wir unseren Konkurrenten gegenüber drückend benachteiligt. Aber auch der Weg zu unseren eigenen Kolonien wäre uns teilweise verlegt, der Verkehr mit Ostafrika durch die Fahrt ums Kap wesentlich verlängert und verteuert. Dasselbe gilt für unseren Besitz in der Südsee. Ja, bei der mißgünstigen Stimmung, welche in Australien wegen unseres Erwerbes von Neuguinea gegen uns herrscht, dürfte jene englische Kolonie die Behinderung der Verbindung mit Neuguinea benutzen, um früher geübte Intriguen gegen uns wieder aufzunehmen, im Hinblick auf die Gefährdung unseres Besitzstandes dort. Und wie die Abwesenden immer im Unrecht sind, so könnte sich in Ostasien, der Südsee, in Australien leicht eine Entwicklung der Dinge vollziehen, an der wir keinen Teil haben würden, weil wir nicht mehr in der Lage wären, irgend einen Einfluß auf sie auszuüben. Der Vorteile einer so sich vollziehenden politischen Wandlung würde sich England, eventuell auch Amerika zu erfreuen haben, während wir uns mit dem uns erwachsenden Schaden abzufinden hätten. Welchen Nutzen aber würde Frankreich gegenüber diesem Fortschritt Englands erzielen? Frankreich besitzt eine lange Küste am atlantischen Ozean, die es ihm gestattet, schon heute unter Umständen ein gewichtiges Wort in allen Handelverkehrsfragen auf diesem Meere mitzureden. Hätte es sich durch Verträge mit England die unbehinderte Fahrt durch das Mittelmeer gesichert, so würde es, neben der Aufrechterhaltung seines Verkehrs mit Tonkin, Caledonien usw., durch den Erwerb der ausgedehnten marokkanischen Küste mit ihren vielen, nur der technischen Behandlung bedürfenden, dann aber vortrefflichen Häfen die Möglichkeit gewinnen, die nördliche Hälfte des atlantischen Ozeans neben England zu beherrschen. Also auch auf dem für uns so wichtigen Handelswege nach Brasilien hätten wir Störungen zu befürchten, die Verbindung mit unseren westafrikanischen Kolonien wäre gefährdet, außerdem aber selbst der Weg um das Kap. Denn die beiden Seemächte England und Frankreich beherrschten die Hauptstraßen des Weltverkehrs, und wenn wir bei der Durchschiffung des Mittelmeeres dem britischen Löwen direkt in den Rachen segelten, so liefen wir Gefahr, daß auf der Fahrt durch den atlantischen Ozean unter Umständen der gallische Hahn dem deutschen Aar manche schöne Feder aus den Flügeln zu rupfen vermöchte. Dieses Verhältnis könnte nur dann eine Umgestaltung erfahren, wenn wir selbst über eine Marine verfügten, deren Wucht hinreichte, um jederzeit Bahn durch den Ärmelkanal zu brechen. Man denke sich nun eine Weltlage,

welche uns mit England und Frankreich oder auch nur mit einer der beiden Mächte in Krieg verwickelt, während die andere eine für uns nicht grade wohlwollende Neutralität bewahrt. Die unausbleibliche Folge würde sein, daß Amerika sich die Lage zu nutze machte und mit seiner starken Industrie die bisher von uns beschickten Märkte an sich risse. Wenn dieser Zustand auch nur für eine Periode von kurzer Dauer einträte, so käme er doch einer Vernichtung unseres Handels beinahe gleich. Die Schädigung, welche wir dann in der Benutzung des Panamakanals nach seiner Fertigstellung erfahren würden, mag sich jeder handelspolitisch zu denken fähige Leser selbst ausmalen.

Frankreichs politisches Interesse und Gewinn würde also mehr auf der Seite des atlantischen Ozeans als im Mittelmeere zu suchen sein. In Marokko selbst würde es sofort wirtschaftliche Vorteile erzielen. Es würde zunächst durch die Einverleibung Marokkos sein an sich schon ausgedehntes Kolonialreich um rund 80000 Quadratkilometer vergrößern. Denn dieser Umfang wird Marokko bislang immer noch unwidersprochenermaßen zugebilligt. Stehen zur Zeit unsere Handelsbeziehungen dorthin denen Frankreichs um einen kaum nennenswerten Betrag nach, so würde ein französisches Protektorat, um den Handel ganz in französische Hände zu leiten und dadurch die französische Industrie zu beleben, unweigerlich zur Folge haben, daß unsere Waren dort wie in Tunis mit Differentialzöllen belegt werden würden. Es ist hier nicht der Ort, auf den Umfang und die Gestalt unseres Handels einzugehen; nur eins dürfen wir nicht unterlassen zu erwähnen: daß nämlich Marokko einer der besten Absatzmärkte für Zucker ist, den nach Aufhebung der Zuckerprämie zu erobern wir uns höchst angelegen sein lassen sollten. Der Gesamthandel Marokkos würde demnach binnen kurzem fast ausschließlich Frankreich zu gute kommen und zwar in der Hauptsache auf unsere Kosten. Denn was England dort verlöre, indem auch sein Handel der Nation zufiele, die sich dort festzusetzen verstände, brächte ihm der uns entgehende, ihm wie Amerika zufallende Handel in Ostasien reichlich wieder ein. Wir sehen also, daß durch gemeinsames Vorgehen in der marokkanischen Angelegenheit England und Frankreich sich gegenseitig in keiner Weise schädigen, beide große Vorteile erzielen, wir aber bedeutende wirtschaftliche und politische Einbuße erleiden würden. Gewönne Frankreich schon in der Gegenwart schwerwiegende handelspolitische Vorteile, so böte ihm doch die Zukunft noch reichere Aussichten. Liegt auch zur Zeit die Kaufkraft der Mauren wegen ihrer schlechten Regierung arg darnieder, so würde sie sich zweifelsohne unter fürsorglicher Verwaltung rasch erholen und heben.

Ihr Aufblühen käme aber wiederum nur Frankreichs Industrie, der Lieferantin des wachsenden marokkanischen Marktes, zu gute. Nicht den geringsten Platz in dieser Entwicklung würde und müßte die Hebung des marokkanischen Ackerbaues einnehmen. Dieser aber, bei der außerordentlichen Begünstigung durch Boden und Klima rasch zur Blüte gebracht, würde Frankreich in die Lage setzen, die nordeuropäischen Märkte mit Mengen billiger und guter Cerealien zu überschwemmen und damit eine neue drohende Konkurrenz für unsere schwer ringende Landwirtschaft schaffen. Mit Eifer müßte eine sorgende Regierung sich angelegen sein lassen, die mineralischen Schätze des Landes zu heben. Würde allein das Eisen in geeigneter Weise abgebaut, so könnte man in Marokko dereinst eine höchst bedeutsame Eisenindustrie entstehen sehen. Überall, wohin wir blicken, gewahren wir politischen und wirtschaftlichen Machtzuwachs für das Land, welches Marokko seiner eigenen Interessensphäre einzuverleiben verstehen sollte.

Allein unsere Sorgen in dieser Hinsicht sind noch nicht erschöpft. Betrachten wir die marokkanische Frage einmal unter dem Gesichtspunkt der Wehrkraft unserer beiden Nationen. Noch liegt der Vorteil auf unserer Seite, denn noch sind wir das Volk mit numerischer Überlegenheit und größerer Vermehrungskraft. Frankreich beginnt die Ungunst dieses Zustandes sehr wohl einzusehen. Durch verschiedentliche gesetzliche Maßnahmen sucht es seine Bevölkerungszunahme zu heben. Daß dies im Heimatlande nicht gelingen wird, liegt klar auf der Hand, und ist begründet durch seine Kulturform. In seinen Kolonien hat Frankreich zur Zeit kein Gebiet, welches sich eignet, der weißen Rasse eine neue Heimat zu werden. Algier ist selbst für die Romanen zu warm. Sollte dagegen Marokko ein französisches Kolonialgebiet werden, so liegt es durchaus nicht außerhalb aller Möglichkeit, sondern ist nur wahrscheinlich, daß die hoch gelegenen Teile des Landes eine reiche Besiedlung anlocken, und daß unter leichteren Lebensbedingungen der Nachwuchs in den Siedlerfamilien zahlreicher wird als im Heimatlande. Gestattete Frankreich, was es ohne Zweifel wohl tun wird, die Ansiedlung von Angehörigen anderer Nationen, z. B. von Deutschen, so würde deren stets zahlreiche Nachkommenschaft, wie die Erfahrung uns lehrt, nicht unserer Nation, sondern der französischen anfallen und deren Wehrkraft vermehren helfen. In Algier hat Frankreich entschiedene Erfolge in seiner Eingeborenenpolitik zu verzeichnen gehabt; Araber dienen im französischen Heere und sind schon 1870 gegen uns ins Feld geführt worden. Man darf erwarten, daß sich diese in Algier angewendete Politik auch in Marokko bewähren würde.

Gelänge es dadurch Frankreich, die Berber in seine Hand zu bekommen, so würden diese durch eine heute schon nicht zu unterschätzende, bei hinreichender Disziplinierung aber höchst bedeutsame Reiterei seine Wehrkraft wesentlich vermehren. Alle die angeführten Momente führen immer mehr zu der Erkenntnis, daß ein französisches Protektorat über Marokko Frankreich einen Vorschub wirtschaftlicher Ausbreitung und politischen Machtzuwachses bringen muß, den einzuholen uns selbst unter gleich günstigen Umständen außerordentlich schwer fallen würde.

Für uns ergibt sich daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß wir darauf sinnen müssen, die uns betreffenden Wirkungen eines französischen Protektorats über Marokko zu neutralisieren. Wir haben schon vorher angedeutet, daß wir heute noch nicht in der Lage sind, einem derartigen Vorgehen Frankreichs Machtmittel entgegenzusetzen. Wohl aber dürften sich diplomatische Mittel finden, unserer Anschauung in der marokkanischen Frage Nachdruck zu verleihen. Sollten wir keine in dieser Richtung gangbaren Wege erkennen können, sind wir heute wirklich schon wieder in die Stellung verwiesen, daß wir zu jeder Maßnahme anderer Nationen ja und Amen sagen müssen, selbst aber keinen kraftvollen Schritt tun dürfen, ohne Kollision mit anderen Nationen fürchten zu müssen, so möchte sich uns fast die traurige Überzeugung aufdrängen, daß wir 1870 umsonst gekämpft haben. Wozu tragen wir die Bürde des größten Heeres der Welt, wenn dessen tausendstimmiges Wort in den einschneidendsten Fragen der großen Weltpolitik ungehört verhallt, wenn wir bescheiden und staunend zusehen sollen, wie andere handeln. Englands Stellung zu Rußland bietet der Anhaltspunkte genug, um diplomatisch zu verstehen zu geben, daß wir keine quantité negligeable sind. Frankreich hat an der Kongofrage ein nicht unwesentliches Interesse, dessen Durchkreuzung für uns leicht, ihm bitter sein dürfte. Welche Gründe vorliegen, die diplomatische Ausnutzung dieser und ähnlicher Vorteile der augenblicklichen Weltlage anscheinend zu unterlassen, ist dem einfachen Untertanenverstande nicht ersichtlich. Man kann nicht annehmen, daß diese Fragen der hohen Diplomatie unbekannt seien. Wenn letztere aber, wie es von außen scheinen möchte, heute noch unterläßt, sie da zu berücksichtigen, wo sie sich dem gesunden politischen Empfinden als in das wirtschaftliche Leben tief einschneidend aufdrängen, so müssen sie immer von neuem der Öffentlichkeit dargelegt werden, um den Beweis zu führen, daß, wohin immer die Aufmerksamkeit der Diplomaten gerichtet sein mag, die des politisch denkenden Teiles der Bevölkerung wenigstens nicht schläft. Ist es vor der Hand nicht möglich, die marokkanische

Frage endgültig ihrer Lösung zuzuführen, so wird man einen Ausweg finden müssen, der, wenn auch noch fern von einem idealen Zustand, vorübergehend wenigstens verhindert, daß uns allein alle Nachteile des neugeschaffenen Verhältnisses zufallen. Unseres Erachtens muß im diplomatischen Wege das Gewicht unserer Stimme für die Aufrechterhaltung des status quo in Marokko in die Wagschale geworfen werden. Unsere offen ausgesprochene Ansicht, daß Marokko in seiner Autonomie, in seinem staatlichen Umfange Protektoratswünschen offener oder versteckter Angreifer gegenüber aufrecht zu erhalten sei, würde uns das Zutrauen jenes Landes, soweit solches innerhalb der Verhältnisse liegt, gewinnen und es vielleicht geneigt machen, auf die Forderungen einzugehen, die wir stellen müßten, um anderen Nationen den Vorwand zu rauben, daß sie unter Minderbegünstigung litten, zu deren Beseitigung die Anwendung von Machtmitteln erforderlich sei. Diese Forderungen könnten sich natürlich nur auf die sinngemäße Ausführung der Madrider Konvention und des deutschen Handelsvertrages erstrecken, müßten aber auch deren volle Ausführung durchsetzen, soweit dies erkennbarermaßen heute möglich ist. Aus einer solchen sinngemäßen Anwendung würde sich vor allem die Beseitigung vieler, dem Handel und Verkehr höchst nachteiligen Beschränkungen ergeben; der Handlungsbeflissene müßte die Freiheit haben, überall wo sein Interesse es erfordert, Handel zu treiben, soweit das dem Charakter der Bevölkerung nach heute schon möglich ist. Wo es unter Sicherheit für Leben und Eigentum tunlich ist, müßte dem Ansiedler gestattet sein, im Lande Grundbesitz käuflich zu erwerben. Da dies sich tatsächlich noch nicht in jedem Landesteile ausführen ließe, so müßten Zonen geschaffen werden, innerhalb deren Grenzen die Sicherheit für Leben und Eigentum von der scherifen Regierung zu gewährleisten wäre. Die Zölle müßten einer Revision unterworfen, die Anlage von Verkehrswegen und -Mitteln gestattet werden. Unter Beobachtung dieser Gesichtspunkte dürfte Deutschland nicht fürchten, sich in Marokko von anderen Nationen hinausgedrängt zu sehen. Wo immer der deutsche Handel unter gleichen Bedingungen in freie Konkurrenz mit dem anderer Nationen treten konnte, hat er sich nicht nur zu erhalten vermocht, sondern er hat meistens seine Konkurrenten geschlagen. Nicht auf dem Boden theoretischer Gründe erheben sich unsere Ansprüche, sondern sie ruhen auf dem des inneren Wertes unserer Leistungen.

Allein man muß die marokkanische Frage auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus betrachten. Alle Kulturvölker unterliegen, das vermag heute niemand mehr zu bestreiten, dem Gesetze der Expansion,

sie dürfen im Interesse ihrer Selbsterhaltung nicht unterlassen, ihr Volkstum so weit als möglich auszubreiten. Diejenige Nation, die sich dieser völkischen Pflicht entziehen wollte, würde gar bald am eigenen Leibe erfahren, daß sich von anderen überholt zu sehen, gleichbedeutend ist mit völkischem Niedergange. Das Expansionsgesetz schreibt den Völkern vor, sich die Lebensbedingungen nach Möglichkeit zu erleichtern und sie auch außerhalb der eigenen Landesgrenzen aufzusuchen, selbst wenn das geschehen muß auf Kosten solcher Rassen, deren Veranlagung sie verhindert, sich die ihnen von der Natur gebotenen Vorteile in vollem Umfange zu Nutzen zu machen. Es ist der Kampf ums Dasein, der hier bestimmend wirkt Wer nicht ans Licht drängt, der verkümmert im Halbdunkel. Wir dürfen es Frankreich nicht verübeln, wenn es in richtiger Erkenntnis dieses Gesetzes strebt, seine Grenzen zu erweitern, namentlich wenn es sie dahin auszudehnen sucht, wo ihm die vorhin angedeutete Möglichkeit winkt, seine Volksziffer zu erhöhen. Aus diesen Gründen wollen wir es auch nicht tadeln, wenn es seine algerische Grenze in möglichst vorteilhafter Weise zu verschieben sucht. Will man seinen Bestrebungen eine geographische Grenze anweisen, so wird man das Mulujatal als äußerste Linie bezeichnen, welche Frankreich in Befolgung seines Ausdehnungsbedürfnisses zu seiner Grenze machen kann. Hier aber endet sein natürliches Ausdehnungsgebiet. Seinem weiteren Vordringen setzt schon der Atlas eine selbst für die heutigen Verkehrsmittel noch unüberschreitbare Schranke. Aber auch die Völker dieses Gebietes zeigen durch ihr Verhalten, daß sie zur Zeit noch nicht willens sind, auf ihre Ungebundenheit zu verzichten. Das dürfte zwar ein vollwertigeres Volk nicht hindern, dem Gesetz der Selbsterhaltung zu folgen, allein die Verdrängung eines unabhängigen Volkes wird erst dann zur Notwendigkeit, wenn kein anderer Ausweg sich mehr zeigt. Von Algier aus den Atlas zu überschreiten und die Atlasvölker beiseite zu schieben, um an den atlantischen Ozean zu gelangen, wäre eine ebenso falsche Politik als ein riskantes Unternehmen. Umgekehrt wäre ein Vordringen von der Küste aus bis an die nordwestlichen Abhänge des Atlas ebenso berechtigt und zu rechtfertigen, als das Vordringen von der andern Seite. Mit demselben Rechte, mit dem die Franzosen jenes unternehmen, dürfen andere Nationen sich an das letztere Unternehmen wagen. Auch sie unterliegen dem Gesetz der Expansion, auch sie müssen um der Selbsterhaltung willen sich ausdehnen, selbst wenn dabei andere weniger existenzkräftige Völker zu schaden kommen. Unter denen, die in erster Linie hierbei in Betracht kommen, stehen wir Deutschen. Überall in der Welt sehen wir, wie andere

Nationen ihre Geschäfte machen. Rußland besetzt die Mandschurei. England marschiert nach Tibet, nicht etwa weil in jenem Lande viel zu holen wäre, sondern weil die Selbsterhaltung dazu zwingt, und erobert ganz Südafrika, ohne daß ihm jemand in den Arm zu fallen wagte. Frankreich besetzt die Tuatoasen, und man läßt es geschehen. Warum sollen dieselben Handlungen unrecht sein, wenn sie von uns ausgeübt werden? Dieselben Rechte, welche Rußland für seine Mandschurei-Politik, Frankreich für sein Vorgehn in Nordafrika, England in Südafrika ins Feld führen kann, stehen auch uns zur Seite. Die Behauptung, Marokko gebühre den Franzosen, weil es durch diese unserer Kenntnis erschlossen worden sei, ist kaum stichhaltig. Wohl gehören Franzosen in die vorderste Reihe marokkanischer Forscher, allein sie alle stehen doch auf den Schultern eines Deutschen, unseres großen Landsmannes, meines unvergeßlichen Freundes Gerhard Rohlfs. Mehr als andere aber haben wir die Pflicht, uns auszudehnen. Frankreich besitzt jetzt schon ein Kolonialreich, welches das unsere fast um das fünffache an Umfang übertrifft. England umspannt die halbe Welt mit seinem kolonialen Netze. Beide haben sich mithin die Zukunft ihrer Industrie, ihres Handels durch Erwerb konkurrenzfreier Handelsgebiete gesichert. Nur wir haben, unter der Nachwirkung des Geschickes in frühern Jahrhunderten leidend, noch nicht Zeit gehabt, uns mehr als ein sehr bescheidenes Stück des Erdballes anzugliedern, noch dazu Teile, die ein hohes Maß von Arbeit und Pflege erfordern werden, ehe sie zu wirklichen Absatzgebieten für unsere Industrie, zu Siedelungskolonien für unsere überschüssige Bevölkerung werden können. Wirtschaftliche Vorteile haben wir bis jetzt aus unseren Kolonien noch nicht zu ziehen vermocht, und stehen daher in dieser Beziehung unsern weitsichtigeren Nachbarn um ein wesentliches nach. Um so weniger dürfen diese weitere Gebiete der Erde aufteilen, ohne daß wir ein Wort mitzureden haben sollten. Grade aber Marokko ist für uns ein Land von höchster Bedeutung. Schon jetzt ist unser Handel dahin sehr beträchtlich. Seine Bedeutung wird aber mit der Zeit noch steigen, denn die Kaufkraft der Eingeborenen harrt nur der Entwicklung. Kein zweiter Markt der Zukunft ist uns aber so nahe gelegen, keiner ist einer so gewaltigen Entfaltung fähig. Kein Land, wo immer es gelegen sei, könnte uns, wie Marokko, unabhängig machen in bezug auf unser Brotgetreide, wenn erst unsere eigene Landwirtschaft dies nicht mehr zu tun im stande sein wird. Würde aber das ideale Recht gemessen an dem Bedürfnis, so wären wir die ersten, die mit wirklich zu begründenden Ansprüchen auf Marokko hervortreten dürften. Mäße man das Recht aber nach der Qualität der Leistungen, so kämen wir auch wieder vor den

Franzosen; denn die Geschichte zeigt, daß germanische Kolonisation immer der romanischen überlegen gewesen ist. Ich erinnere nur an die geringen Reste früheren ausgedehnten Besitzes an der Ostküste Indiens, wo eine groß angelegte Kolonisation der Romanen einer germanischen hat weichen müssen. Braucht Frankreich Marokko, gut, wir brauchen es auch für den Handel, für den Ackerbau, für die Industrie unserer Zukunft, vor allem aber für die Ausdehnung unseres Volkstums.

Glauben wir an die Kraft und Zukunft des deutschen Wesens und seine Bedeutung für die Welt, so dürfen wir nicht hintenan stehen, wenn andere Völker sich die letzten Teile der unvergebenen Erde aneignen. Sollte daher das französische Protektorat Neigung zeigen, sich in ein wirkliches Besitzverhältnis umzuwandeln, so dürfen wir dies nicht geschehen lassen, ohne den uns gebührenden Teil einzufordern. Das Recht nicht nur, sondern die Notwendigkeit ist, wie wir gezeigt haben, auf unserer Seite. Wir wollen nicht ohne Not uns den Besitz anderer aneignen. Wenn dieser Besitz aber aufgeteilt werden soll, ohne daß wir es verhindern können, wenn diese Aufteilung, solange sie sich ohne unsere Mitwirkung vollzieht, uns in jeder Beziehung schädigt, dann dürfen wir sie nicht schweigend geschehen lassen, dann ist unsere aus dem Triebe der Selbsterhaltung entspringende Pflicht, auch für uns eine unserer Stellung entsprechende Berücksichtigung zu verlangen und ein Plätzchen nicht nur, sondern einen geräumigen Platz an der marokkanischen Sonne zu fordern. Wie andere haben auch wir die Verpflichtung, die Existenzbedingungen unseres Volkes nach Möglichkeit zu erleichtern, unser Volkstum immer weiter über die Erde zu verbreiten, denn unsere ganze geschichtliche Vergangenheit lehrt und zeigt, daß mehr noch als andere wir uns zu dem Geschlechte bekennen und bekennen müssen, das aus dem Dunkel in das Helle strebt!

Betrachtungen über die gute alte Zeit und über die Pflege des Heimatlichen im ländlichen und städtischen Bauwesen.

Von

K. Henrici.

Die Vorsehung hat es liebevoll so eingerichtet, daß frohe Erinnerungen im Gedächtnis des Menschen länger haften bleiben, als traurige, und daß die sorgen- und entsagungsvollen Zeiten, wenn bessere ihnen folgten, mit einem milden Schleier sich umgeben, der Wunden und dunkle Stellen sanft verhüllt, der aber das helle Licht glücklicher Stunden und Begebenheiten ungeschwächt, ja sogar verklärt durchstrahlen läßt.

Darauf ist es zurückzuführen, daß seit jeher von „guter alter Zeit" die Rede war, und daß die Sehnsucht nach ihr nicht ausstirbt.

Ein goldenes Zeitalter, in welchem allgemein nur Glück und Zufriedenheit herrschten, wird es nie gegeben haben; im Leben der einzelnen Menschengruppen wird es dagegen immer zu finden sein, solange es eine sorglose, hoffnungsfrohe Jugend gibt.

Es ist auch berechtigt, von guten oder bessern alten Zeiten zu reden, wenn man einzelne Äußerungen des Kulturlebens in Betracht zieht. Denn jede Zeit bringt ihre besondern Aufgaben mit sich und fordert zu besondern Interessen heraus, und es ist ganz natürlich, daß daraus Schwankungen entstehen, und daß manche wichtige Lebensaufgaben jeweilig in den Hintergrund treten und der Vernachlässigung anheim fallen.

Dies geschieht meist unbewußt und währt so lange, bis man merkt, daß man auf den neu eingeschlagenen Wegen etwas wichtiges mitzunehmen vergessen hat, oder daß man sich gänzlich auf dem Holzwege befindet. Dann fragt es sich: soll man umkehren und das Zurückgelassene holen, ehe man weiterwandert, oder soll man sich behelfen und nach Ersatz für das Vergessene suchen? Und im andern Falle: soll man zum Ausgangspunkt zurückkehren und einen ganz andern Weg suchen, oder soll man nur die Richtung ändern, um kühn sich zum Ziele durchzuschlagen?

Der Entschluß zum einen oder andern hängt vom Temperament dessen ab, der sich zu entscheiden hat. Jede Zeit hat auch ihr eigenes

Temperament, und wenn man die Jetztzeit auf das ihrige prüft, so will es scheinen, als ob für sie die Möglichkeit eines Aufenthaltes oder gar einer Rückkehr, sei es auf welchem Gebiete es wolle, ausgeschlossen sei.

Hier soll von bautechnischen und baukünstlerischen Dingen die Rede sein, und der vorstehende Vergleich läßt sich gut auf sie anwenden.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts muß wohl das Empfinden geherrscht haben, daß man etwas mitzunehmen vergessen habe, vielleicht auch daß man sich auf dem Holzwege befände, und das Temperament der damaligen Zeit ließ es zu, daß man umkehrte, um das Liegengelassene zu holen. Das lag nun leider sehr weit zurück und sehr weit ab. Aber der Weg wurde nicht gescheut. Ohne Gepäck gings rasch zurück. Beim Wiedervorwärtsschreiten ward das Wandern aber mühsam. Denn nicht nur, daß man nach Griechenland, zur Antike zurückkehrte und sich mit ihr bepackte, sondern man fand, als man wieder vorwärts strebte, daß man bei der ersten Wanderung überall etwas hatte liegen lassen, was mitnehmenswert war, und das durfte doch zum zweiten Male nicht geschehen.

So wanderte man alte Schätze suchend im Eilschritt durch die Länder und durch die schon einmal früher zurückgelegten Jahrhunderte, und als man schließlich kurz vor Schluß des Säkulums wieder an der Stelle angekommen war, an welcher man vor 70 Jahren den Entschluß zur Umkehr gefaßt hatte, da war die Last von alle dem Wiederaufgelesenen schier zum Erdrücken angewachsen, sodaß an ein Weiterkommen mit ihr nicht mehr zu denken war.

Die Jahrhundertwende bezeichnet nun wieder einen Zeitpunkt neuer Entscheidungen, aber diesmal erlaubt das Temperament der Zeit es nicht, den Weg zum dritten Male zu machen. Sie ist des Schleppens müde, und sich der Last zu entringen und frohgemut mit möglichst wenig Gepäck eine neue Richtung einzuschlagen, ist ihre Aufgabe und ihr Entschluß. Es muß blind und taub sein, wer dies nicht zu sehen und zu hören vermag.

Als mit dem Ablauf des Mittelalters die Renaissance einsetzte, vollzog sich ein ähnlicher Prozeß, wie der zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, auf den oben hingewiesen wurde; die Absicht, die antike Kunst wieder aufleben zu lassen, war mindestens ebenso ehrlich gemeint und von ebenso hoher Begeisterung getragen, wie das letztere Mal.

Aber doch tritt der Wiederbelebungsversuch im XVI. Jahrhundert so ganz anders in die Erscheinung. Sind damals auch zuweilen die Einzelformen dem antiken Vorbild zum Verwechseln ähnlich geraten, so ging die Nachahmung doch nicht weit über Äußerlichkeiten hinaus, und namentlich ließ sich in Deutschland, trotz der vielfachen Hinzuziehung

fremdländischer — namentlich italienischer Künstler — die mittelalterliche Tradition nicht sobald verdrängen und verwischen. Auch als im XVII. und XVIII. Jahrhundert hier und da mit den früheren Beständen recht unsanft verfahren wurde und ganz fremdartiges mit autokratischer Gewalt zur Einführung gelangte, behielt das Volk doch immer die Kraft, das Neue in seiner Art zu verarbeiten und ihm den entsprechenden genius loci einzuhauchen.

So haben sich ebenso das Barock wie das Rokoko zu durchaus echt deutschen Stilweisen entwickelt, und bilden, in die bürgerliche Baukunst aufgenommen, unentbehrliche Steine in dem harmonisch wirkenden Gesamt-Mosaikbilde der alten Städte und Ortschaften. Das war noch gute alte Zeit!

Wie anders sieht's aus mit den baulichen Erzeugnissen des vorigen Jahrhunderts, von den dreißiger Jahren an gerechnet! Überall und fast ausnahmslos sind durch sie schreiende Mißklänge in die Harmonie des früheren Bestandes hineingetragen und ist das meist mit erfreuender Bildwirkung gepaarte, individuelle Gepräge der alten Orte beeinträchtigt, wo nicht gänzlich verwischt oder vernichtet.

Man brauchte darüber nicht traurig zu sein, wenn an die Stelle des alten oder neben dasselbe etwas getreten wäre, das, wenn auch andersartig gestaltet, doch wiederum mit ihm eignen Reizen behaftet wäre, und wenn man dem neu Geschaffenen anmerkte, daß es für die bestimmte Stelle geschaffen sei, wo es sich befindet, und von jemandem erfunden, der zu dem Orte irgend welche heimatliche Beziehungen hatte. Man würde dann hoffen können, daß unter der Patina des Alters die gute friedliche Stimmung wiederhergestellt werden würde.

Aber dem ist leider nicht so: hier ein Haus, welches vielleicht die Buxtehuder, dort eines, welches die Hildburghausener Baugewerbeschule verrät, hier eine bessere Villa von einem Vertreter des gotischen Stiles, dort eine von einem Vertreter der italinischen Renaissance usw. Mit der Gegend, mit der Geschichte und dem Empfinden der Bevölkerung haben sie nichts zu tun, und auch in der Farbe passen sie nicht dahin, denn die Baumaterialien sind von weit her importiert.

Aber halt! Dort erhebt sich ja ein Turm, der ganz dem alten Kirchturm ähnelt, dem geliebten Wahrzeichen der Stadt, der schon seit Jahrhunderten dem Scheidenden den Abschiedsgruß, dem Heimkehrenden den Willkommsgruß spendete! Richtig! Es ist das Reichspostgebäude, welches ihn trägt, und welches ganz im Stil der lieben alten Kirche gebaut ist, oder auch das neue Rathaus. Und dort am Eck des neuen

Straßendurchbruches, da wo früher an erweiterter Stelle der Straße die alte Linde stand, mit dem Brunnen drunter, ein neues Kaufhaus mit Spiegelscheiben und reizenden Erkertürmchen, in genau denselben Formen, nur in kleinerem Maßstab wie der Kirchturm! Ist es nicht eine Freude zu sehen, wie der alte hagestolze Kirchturm sich bekehrt hat, Familienvater geworden ist, und eine ganze Schar von Kindern um sich versammelt hat, die ihm alle aus dem Gesicht geschnitten sind? Ist das nicht erfreuende Heimatskunst? Zwar sind und werden die Kleinen niemals Kirchtürme, aber die Nachkommenschaft ist doch gesichert!

Und dort, wo die Straße sich mehrfach krümmte, um bequemer den Berg hinanzukommen, wo sie an der steilen Stelle sich engte, um das Gefühl einer breiten Rutschbahn, der seitlich aller Halt fehlt, nicht aufkommen zu lassen, und wo sie sich an flacher Stelle ausweitete, um behäbigen Platz zu langsamerer Bewegung und zum Halten darzubieten, mit wie einfachen Mitteln hat man diese vermeintlich kunstlosen Unregelmäßigkeiten beseitigt, indem man den Weg oben etwas abtrug, unten etwas aufhöhte und die Baufluchten nach der Schnur „regulierte". Zwar steht nun das eine Haus zu tief und sieht aus, als ob es in die Erde versunken wäre, und das andre zu hoch, so daß die Kellermauern frei geworden sind, auf denen es nun aufgestelzt erscheint. Der Neubau auf der einen Seite springt vor, der auf der andern Seite springt zurück, weil die neue Fluchtlinie das so vorschreibt. Und da wo sich die neue Fluchtlinie mit der alten deckt, mußte das Treppchen eingezogen und der gemütliche Sitzplatz vor der Haustür beseitigt werden. Das wurde nötig, weil die neuen Straßenfluchten doch genau parallel angelegt und sauber abgehobelt werden mußten. Das ist ein modernes Gesetz, ein Gesetz der Gewohnheit, welches sich zwar in keinem Gesetzbuch gedruckt findet, das aber mit umso größerer Liebe und Gewissenhaftigkeit befolgt wird. Es gründet sich darauf, daß jetzt alles, was ins Baufach fällt, ganz genau vorher gezeichnet und berechnet werden muß. Wer aber nur eine Ahnung vom technischen Zeichnen und Berechnungswesen hat, der weiß, daß gerade und parallele Linien sich am Reißbrett mit der Reißschiene am bequemsten ziehen lassen, und daß die Berechnungen um so leichter anzustellen sind, je regelmäßiger die Figuren und Körpergebilde sind, um deren Inhaltsbestimmung es sich handelt. Bei Befolgung des Gesetzes der geraden Linie ist man auch aller weiteren mühsamen Gedankenarbeit überhoben. Sie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, und das genügt, denn es leuchtet doch ein, daß jeder Mensch verrückt ist, der nicht stets den kürzesten Weg sucht, um von einer Stelle zur andern zu gelangen.

Dieser Gesichtspunkt verlangt, noch etwas ausführlicher behandelt zu werden.

Wir wissens ja: „die Welt steht unter dem Zeichen des Verkehres". Der Verkehr, als Persönlichkeit aufgefaßt, hat mit der Zeit, als mit einem der wichtigsten Faktoren seines Wesens zu rechnen, und in Zeitersparnis besteht ein Teil seiner Vervollkommnung. Ihm müssen folglich die kürzesten, also geraden Wege immer die liebsten sein.

Der Herr Verkehr, ein Zwillingsbruder des Kapitalismus, und Hauptvertreter der Firma Materialismus, hat sich zu einer weltbeherrschenden Stellung aufgeschwungen, hat sich der Wissenschaft und Technik bemächtigt, hat sich Produktion und Verwaltung dienstbar gemacht, und ist vom Diener zum Herrn geworden. Sein Name braucht nur genannt zu werden, und alle Welt erstirbt in tiefster Devotion, und macht ihm Platz, damit er ungehindert den von ihm beliebten kürzesten Weg einschlagen könne.

Und wie es in andern Verhältnissen auch zu gehen pflegt: in seinem protzigen Auftreten wird dieser Emporkömmling unterstützt durch alle, die sich seiner Gunst erfreuen möchten, und mit den Willfährigkeiten und Konzessionen, mit denen man ihm entgegen kommt, verführt man ihn zu immer größeren Rücksichtslosigkeiten und Anmaßungen.

So ist es auch mit den geradlinigen Straßen und Wegen, die man für ihn anlegt, und bei denen man ganz vergißt, daß es auch noch andre Herrschaften gibt, als den Herrn Verkehr, Herrschaften, die zu vornehm, vielfach auch zu arm sind, um sich mit so lautem Geschrei vorzudrängen, wie er es tut, die aber zu leben und zu gedeihen ebenso berechtigt sind wie er.

Zu diesen Herrschaften gehören in erster Reihe das bürgerliche Wohnwesen und ferner die Kunst, welche mit diesem an einem Tische sitzt oder sitzen sollte; dazu gehört die Poesie des Lebens, die sich nicht schematisieren läßt, und der der Gesetzeszwang der geraden Linie ein Greuel ist.

Außerdem muß man wissen, daß sehr häufig die gekrümmte Straßenlinie ebenso rasch und dabei viel bequemer zum Ziele führen kann und dem Verkehr viel besser zu dienen vermag, als die gerade. Dies ist der Fall, wenn es sich unter vielem andern z. B. um die Vermeidung scharfer Wendungen, oder um die Umgehung des Zusammenstoßes vieler Verkehrsrichtungen, oder um die Ausnutzung und Bewältigung schwieriger Terrainverhältnisse handelt.

Eine Berücksichtigung und ein Entgegenkommen den letztgenannten Herrschaften gegenüber führt — ohne daß die Vernachlässigung des Herrn Verkehrs nötig wäre — dazu, daß bei jeder Linie, die mit Straßen- und

Wegeanlagen in die Natur hineingezogen werden muß, dem Gefühl Rechnung getragen werde, welches nach Harmonie in Formen und Farben verlangt, und dem es wehe tut, wenn der Wohlklang und Rhythmus natürlicher Tonfolge durch fremde Laute und gegen den Takt jäh unterbrochen wird.

Man verspricht sich vielleicht, daß die Harmonie wieder hergestellt sein würde, wenn erst alle von beschleunigter Altersschwäche heimgesuchten Häuser gefallen, und lauter neue in der Paradefront aufgestellt sein werden. O ja! Wer einen ewig sich gleichbleibenden lang gezogenen Ton Harmonie nennt, der wird mit solchem Glauben Recht behalten, und wer sich mit Vorliebe dem Winde und dem Staub aussetzt, und den Blick lieber in die leere Ferne schweifen läßt, als ihn und die Gedanken durch das, was am Wege steht, fesseln zu lassen, der wird in den langen geraden, überall gleich breiten Straßen für sein Behagen und sein Schönheitsempfinden volles Genüge finden.

Der Kummer über die im vorigen Jahrhunderte begangenen Herz- und Geschmacklosigkeiten läßt sich nicht beschwichtigen durch die Tatsache, daß mit der neueren Art, Architektur zu treiben und Land und Städte einzurichten, große Verbesserungen eingeführt sind bezüglich der Feuersicherheit, der Gesundheit und der Förderung des Erwerbslebens. Wer wollte leugnen, daß dies der Fall ist, namentlich, wenn man die Anlagen für Wasserversorgung, Entwässerung und Beleuchtung, deren Segnungen sich heute nicht nur alle größeren, sondern auch schon die meisten kleineren Orte zu erfreuen haben, mit hinzunimmt? Wer wollte nicht anerkennen, daß mit der Erschließung entlegener Ortsgebiete durch gutgepflegte Straßen und durch die Regulierung von Bächen und Flüssen viel Segen gestiftet und viel Unheil abgewendet ist? Aber der Tadel soll sich ja auch nicht richten gegen die Taten an sich, sondern gegen die Art, wie sie im vorigen Jahrhundert vollbracht sind, nicht gegen das fleißige Bestreben, nach allen Richtungen hin eine fortschrittliche Bewegung zu veranlassen und zu unterstützen, sondern nur gegen den Mangel an Pietät und Schönheitssinn, mit dem meist auch heute noch gewirtschaftet, und ebenso die Natur, wie die uns überlieferten Bestände an menschlichen Einrichtungen ihrer Reize und Vorzüge beraubt werden. Denke man auch z. B. an unsere Forstwirtschaft, die zweifelsohne mit größter Wissenschaftlichkeit und ausgezeichnetem materiellen Erfolge arbeitet, die aber doch sehr häufig, ohne zwingenden Grund und ohne damit einen nennenswerten Erlös zu erzielen, große Schönheitswerte vernichtet, die vielleicht mit der Schonung einiger weniger alter Bäume auf viele Jahrzehnte erhalten geblieben wären.

In jedem einzelnen Falle, wo Auge und Gemüt verletzt werden durch den Mißklang, den das Neue in den alten Bestand hineingebracht hat, wird sich nachweisen lassen, daß es nur der Fähigkeit und des guten Willens bedurft hätte, um den Ton zu treffen, auf welchen durch Natur und Kunst die Umgebung eingestimmt war, und damit im einzig wahren und besten Sinne des Wortes Heimatkunst zu betreiben. Es wird sich ferner in der Regel nachweisen lassen, daß dieser Vorzug des heimatlichen Wesens mit geringeren als den aufgewandten Mitteln zu erreichen gewesen wäre.

Die gute alte Zeit hatte es leicht, auf dem rechten Wege zu bleiben. In ihr waren die Menschen seßhafter als heute, und aller Fortschritt gründete sich zum wesentlichen auf Tradition, die die eine Generation auf die Schultern der andern stellte. Baukunst und Kunsthandwerk blieben dabei je in ihrer Art an je bestimmte Gegenden und Orte gebunden, und daraus wurde ganz von selbst Heimatskunst, nach der jetzt wieder die Sehnsucht erwacht ist. Mit der Tradition ist's aber aus, es hat überhaupt aufgehört, daß sich Orte und Gegenden allein aus sich und in sich selbst weiter entwickeln, oder auch nur auf einer früher errungenen Höhe halten könnten. Stillstand bedeutet Rückgang; dieser Spruch hat wohl zu keinen Zeiten so vielfache Bestätigung gefunden, wie in der unsrigen. Anschluß an den Weltverkehr, Beteiligung an der Industrie, die Einwanderung neuer steuerkräftiger Bürger, kurz: Zunahme, Wechsel und Bewegung sind zur Losung aller im Fortschritt befindlichen Orte geworden, und eben diese Orte sind es, über deren entstelltes Äußere man so häufig sich entsetzen muß.

Der Beweis, daß trotz dieser höchst ungünstigen Umstände eine Wandlung zum Bessern möglich ist, ist bereits erbracht. So versucht man z. B. hier und da mit bestem Erfolg ganz einfach wieder anzuknüpfen, wo früher die Marschroute abgebrochen war. Es ist dies z. B. in München der Fall, wo unter der Führung ausgezeichneter Architekten die Stimmung der südbayerischen Bauweise des 18. und des Anfanges des 19. Jahrhunderts wiedergefunden ist, die nun in solchem Grade die moderne Architektur beherrscht, daß von einem heimatlichen Wesen derselben wieder die Rede sein kann.

Die Stimmung, welche namentlich durch die Wahl, die Behandlung und die Farbe der zur Verwendung kommenden Baustoffe erzeugt wird, spielt dabei eine größere Rolle, als die formalistische Behandlung der Einzelheiten, bei welcher in frischem Zuge auch ganz neu Erfundenes

erfreuend zur Geltung kommt. Auch andern Ortes, wo man etwa in Form von Villenkolonien ganz neuen Niederlassungen begegnet, wird man häufig hohe, auch einheitlich und heimisch wirkende Reize entfaltet finden. Aber das gilt doch nur von einzelnen Städten und von Niederlassungen in bevorzugten Gegenden, wo vorwiegend geschulte tüchtige Architekten sich betätigen konnten. Der Blick auf die große Masse des in der Neuzeit Geschaffenen, und namentlich ins Land hinein, bestätigt überall den Mangel an Pietät und heimatlichem Wesen.

Freudig anzuerkennen ist, daß staatlich mit gesteigertem Interesse und wachsender Sachkenntnis viel zur Erhaltung und Pflege beachtenswerter Baudenkmale getan wird, und daß auch die Behörden mancher Städte sich von dem guten Willen leiten lassen, dem nachzueifern. Hier und da begegnet man sogar schon warmer Begeisterung, mit der das Alte gepflegt, und das Neue dahin beeinflußt wird, daß es zu dem Alten passe. Vielfach droht jedoch diese Begeisterung in eine krankhafte Altertümelei, die nur von „historischem Stil" etwas wissen will, auszuarten. Der Zwang, in alten Stilweisen sich zu ergehen, kann nie zu Gutem führen, denn die Vorbedingungen, aus denen jene entstanden sind, haben sich geändert, und es ist ganz unmöglich, lediglich auf dem Wege der Nachbildung ein dem Alten Gleichwertiges zu erzeugen. Die Frische der originalen Erfindung kann nie und nimmer selbst durch höchste Virtuosität in der Nachahmung ersetzt werden. Aber man braucht nicht zu befürchten, daß die vielfach doktrinäre Art des heutigen Mäzenatentums dem wuchtigen Andringen einer neuen Kunstära standhalten wird. Diese hat mit der Jahrhundertwende bereits festen Fuß gefaßt, und wird sich eine umso dauerndere Herrschaft erringen, mit je mehr Anstrengung sie um den Platz zu kämpfen hat.

Solche Anstrengung ist besonders nötig allem passiven Widerstande gegenüber.

Man denke nur daran, in welcher Rückständigkeit sich die meisten Städte noch mit ihren Bebauungsplänen befinden. Die Einsicht, daß diese die Grundlage bilden für die bauliche und schönheitliche Entwicklung der Stadt, und daß sich an ihre Aufstellung und Festlegung eine gar nicht hoch genug anzuschlagende Verantwortlichkeit knüpft, ist verhältnismäßig noch recht wenigen Stadtvorständen und Gemeinderäten gekommen. Es ist gar nicht zu glauben, mit welcher Leichtfertigkeit die Anfertigung solcher Pläne jedem beliebigen Techniker oder Vermessungsbeamten anvertraut wird, und mit welcher Naivetät Leute sich dieser Aufgabe unterziehen, die gar keine Ahnung von alle dem haben, worauf es dabei an-

kommt, und die von der lebhaften reformatorischen Bewegung auf diesem Gebiete gänzlich unberührt geblieben sind.

Aber auch in dieser Beziehung läßt sich schon ein Fortschritt spüren. Das Großherzogtum Hessen ist mit gutem Beispiel vorangegangen und hat eine staatliche Kontrolle über jedwede dieser Arbeiten eingeführt, in Bayern sind hervorragende Architekten zu einer Kommission berufen, die sich gutachtlich über Stadt- und Ortspläne zu äußern hat, und an einer Reihe von Hochschulen sind Lehrstühle für den Städtebau errichtet. So wird es hoffentlich bald dazu kommen, daß bei der Besetzung der Kommunalbaubeamtenstellen allgemein das Studium und die Befähigung auf diesem Gebiete zur Voraussetzung gemacht wird.

Je mehr dann wieder die Städte die Kräfte gewinnen, um sich aus sich selbst heraus entwickeln zu können, und sich von staatlicher Bevormundung frei zu machen, umso besser.

Auf dem Lande, wo die Bevölkerung gänzlich ihre Selbständigkeit in baulichen und künstlerischen Dingen verloren hat, und wo die private Bautätigkeit fast ausschließlich in der Hand von Bauhandwerkern, Unternehmern und Bautechnikern liegt, die höchstens ihre Ausbildung auf Baugewerbeschulen genossen haben, wird es allerdings auf noch lange Zeit hinaus der staatlichen Fürsorge bedürfen, um wieder Besserung herbeizuführen. Diese Fürsorge hat sich in erster Linie der Reformierung der Baugewerbeschulen zuzuwenden und sich darauf zu richten, daß ein höheres Architekturstudium von ihnen verbannt, und ihr Zweck ausschließlich darin gesucht werde, tüchtige Handwerker und Bauunternehmer herauszubilden.

Nichts ist der ländlichen Baukunst schädlicher gewesen, als der unverstandene Formalismus, der von den Baugewerbeschulen großgezogen ist, und durch den das Bauernhaus und die bescheidene bürgerliche Wohnung zu Karikaturen von Villen und Palästen geworden sind, wo sie nicht gar durch brutale Häßlichkeit in Form und Farbe als Zeugen gänzlichen Unvermögens auftreten. Es ist ferner zu verlangen, daß die Baubeamten der Landesbaupolizei und des Land- und Wegebaues ebenso wie die Stadtbaubeamten bis zu gewissem Grade künstlerisch vorgebildet seien.

Dazu bedarf es ebenfalls keines eigentlichen Architekturstudiums. Die künstlerische Vorbildung dieser Leute soll nur zu einem Verständnis für das urwüchsig Schöne führen, zu dem Unterscheidungsvermögen dessen, was der Erhaltung wert, und was es nicht ist, und zu der Fähigkeit, mit einfachsten Mitteln Wege, Brücken und kleine Gebäude so zu gestalten, daß sie zur Umgebung passen und wie aus dem Boden herausgewachsen erscheinen.

Es ist zu verlangen, daß die Bauschulen jeder Art, ebensowohl die Hochschulen wie die Baugewerbeschulen, dieser Art der Lehre und des Studiums die allergrößte Aufmerksamkeit zuwenden.

Hiermit wird ein etwas heikles Thema berührt. Die Riesenfortschritte, die auf allen technischen, wie auch auf vielen anderen Gebieten in der Neuzeit gemacht sind, beruhen zum großen Teil auf Arbeitsteilung und Spezialisierung der Berufsfächer. Diese Spezialisierung ist von der Technikerschaft selbst erstrebt und für die Schulen den Staatsbehörden gewissermaßen abgerungen worden. Es würde einen Rückschritt bedeuten, wollte man die mit vieler Mühe erzielte Trennung zwischen dem Ingenieur- und Architektenfach nun wieder aufheben und wieder wie früher jeden Staatsbaubeamten durch das Staatsexamen auf alle Fächer aichen lassen. Aber eine grundsätzliche und vollkommen durchgeführte Scheidung schießt über das Ziel hinaus, und unterbricht die Fühlung, in der doch immer die Ingenieure mit den Architekten stehen müssen. Mit andern Worten: die Gebiete des Ingenieurwesens und der Architektur werden ewig in einander übergreifen, und nichts ist verkehrter, als ein zünftiges sich gegeneinander Abschließen. Es gibt viele Aufgaben, bei denen der Architekt sich als Ingenieur, und der Ingenieur als Architekt betätigen muß, und bei denen es höchst umständlich oder vielleicht gar unmöglich sein würde, daß der eine den andern zu Hilfe riefe. Ebensowohl wie vom Architekten zu verlangen ist, daß er zweckmäßig und schön einen kleinen Weg anlegen und eine kleine Brücke bauen könne, muß der Ingenieur im stande sein, ein kleines Haus zu bauen, sodaß es nicht einfällt, und auch nicht schlecht aussieht. Zu dem einen bedarf es keiner Rechenkunst, die der Ingenieur zur Lösung großer und schwieriger Konstruktionsprobleme nötig hat, und zum andern keiner historischen Stilkenntnisse und keiner Verzierungskunst, die der Architekt bei monumentalen Bauausführungen nicht entbehren kann. Es gibt also ein Grenzgebiet, auf dem beide zu Hause sein müssen, und dieses Grenzgebiet recht fleißig zu beackern und dabei den angehenden Architekten und angehenden Ingenieur zu einem Gespann vor dem Pfluge zu vereinigen, ist als eine ebenso dankbare wie wichtige Aufgabe aller unserer Bauschulen anzusehen.

Noch auf eins mag schließlich hingewiesen werden, was immerhin etwas dazu beitragen könnte, den pietävollen Sinn und das Schönheitsempfinden der ländlichen Bevölkerung wieder zu wecken und zu heben.

Die reichen Schätze, die an alter Haus- und Heimatkunst auf dem Lande aufgespeichert waren, sind ausgeraubt und sind zum Wucherartikel geworden, wo sie nicht schon ihren Platz in Museen und Privatsamm-

lungen gefunden haben. Dieser Raubzug wird munter fortgesetzt, wo noch etwas zu finden ist, und in billigen Erwerbungen, mit denen jedesmal die verarmte Kirchengemeinde oder der dupierte Bauer um ein wertvolles Erbstück ärmer wird, wetteifern die Museumsdirektoren mit den Althändlern und Privatsammlern. Belehre man lieber die Bauern und kleinen Leute über den Wert, den sie in ihrem von den Ureltern ererbten Hausrat besitzen, und wo sie diesen Besitz nicht halten können, da sorge man wenigstens dafür, daß er am Orte verbleibe und seine Anziehungskraft ausübe zu Gunsten eben der Gemeinde, aus deren Schoße der Wertgegenstand hervorgegangen ist. Richte man zu dem Zwecke von Staats wegen Orts- oder Lokalmuseen ein, verbiete die Ausfuhr und setze Prämien aus für jede Förderung des Interesses an solchem heimatlichen Werke!

So zeigt es sich, daß es viele, zum Teil schon mit gutem Erfolg betretene Wege gibt, um für die verloren gegangene Tradition im Bauwesen und in der Heimatkunst einen Ersatz zu finden.

Die „alten guten Zeiten" wieder heraufbeschwören zu wollen, gerade wie sie waren, wird auch dem begeistertsten Altertümler nicht einfallen; dem Glauben, daß es ein Heilserum gäbe, durch welches unsere Zeit mit einem Male von ihren krankhaften Zuständen befreit werden könnte, wird sich kein vernünftiger Mensch hingeben. Wollen wir die Stürme, Wogen und Wellen, in denen unser Kulturschiff steuert, meistern und uns nicht auf uferloses Meer hinaustreiben lassen, so muß nicht ein, sondern es müssen viele Ruder und Segel eingesetzt werden, zu glücklicher Fahrt in wieder gute neue Zeit hinein.

Politik, Geschichtschreibung und öffentliche Meinung.

Von

Hermann Oncken.

III.

(Schluß.)

Treten wir nun aus dem Kreis unserer bisherigen vergleichenden Betrachtung heraus und in die Sphäre der dritten Urteilsart über öffentliche Dinge, der sogenannten öffentlichen Meinung, hinüber, um ihr Verhältnis zu der normalen Auffassung des Politikers hier und des Historikers dort zu untersuchen, so stehen wir vor allem andern einer Reihe von Fragen gegenüber, die weder ohne weiteres noch leicht zu beantworten sind: worin besteht denn eine öffentliche Meinung, wie hat sie sich gebildet, wodurch, vermöge welcher Organe äußert sie sich, und welche Bedeutung hat sie in den einzelnen Ländern?

Denn dieser Begriff ist nicht so feststehend, wie derjenige der Politik und der Geschichte. Wer ihn fassen und bestimmen will, erkennt sofort, daß er es mit einem zugleich tausendfältig sichtbaren und schemenhaften, zugleich ohnmächtigen und überraschend wirksamen Wesen, einem Proteus zu tun hat, der sich in unzähligen Verwandlungen uns darstellt und uns immer wieder entschlüpft, wenn wir ihn zu halten glauben.

Der kluge Lothar Bucher, der in seltener Verbindung ganz radikal und ganz realpolitisch dachte und niemals, zumal in politischen Fragen, den blendenden Worten traute, sondern immer nach den dahintersteckenden Dingen suchte, hat einmal den Gedanken einer politischen Terminologie gehabt. Er wollte darin manchen Worten, die in der Welt ein großes Geräusch machen und die Menschen hinter sich herziehen, auf den Leib rücken, sie sezieren, sie auf ihre Herkunft befragen und schließlich in ihrer Nacktheit dem Publikum vorstellen. Er hat die Stellen zusammengetragen (da die üblichen Zitatenschätze ihm versagten), an denen zuerst dieses Wort „öffentliche Meinung“ in der deutschen Literatur erscheint. In der

Dichtung ist Schiller der erste, der in seiner Maria Stuart den Grafen Leicester zu Elisabeth sagen läßt (II. Akt, 9. Auftritt):

„— — auch Staatskunst will es,
Daß du siehst, die öffentliche Meinung
Durch eine Tat der Großmut dir gewinnst."

Und schon vor ihm hatte in der Prosa Wieland in seinen „Gesprächen unter vier Augen" auch über die öffentliche Meinung gehandelt. Beide aber haben den Begriff nicht original gebildet, sondern nur, was in der französischen Literatur und Sprache bereits eine stehende Wendung geworden war, unserem Sprachgute vermittelst einfacher Übersetzung einverleibt. Bei den Franzosen wendet sie zuerst J. J. Rousseau an, nicht, wie man erwarten sollte, im Contrat social, sondern in der „Nouvelle Héloïse", und auch nicht im verherrlichenden Sinne, wie es im Geiste seiner auf die Volkssouveränität gestellten Staatsauffassung gelegen hätte, sondern mit dem üblichen mißachtenden Akzent, der auf dem lateinischen Worte opinio und dem französischen opinion liegt und auch in unserer „Meinung", dem unbegründeten, unmethodischen, schwankenden Wähnen, im Gegensatz zum begründeten und methodischen Urteil, wiederklingt. Denn Rousseau sagt: „Je distingue dans ce qu'on appelle l'honneur celui qui se tire de l'opinion publique et celui qui dérive de l'estime de soi-même; le premier consiste en vains préjugés plus mobiles qu'une onde agitée, le second se base dans les vérités éternelles de la morale." Aber seine Generation hat den Terminus auch in die politische Literatur eingeführt. Necker hat zuerst in einem öffentlichen Schriftstück von 1784 die Macht der öffentlichen Meinung angerufen, die nach seinem Bankiersstandpunkt für den Staatskredit schwer ins Gewicht fiel; er erklärte sie für eine „puissance invisible, qui sans trésors, sans gardes et sans armée, donnait des lois à la ville, et jusque dans le palais des rois." Dann hat Mirabeau den Ausdruck häufig gebraucht, und fast gleichzeitig taucht auch in einem englischen diplomatischen Bericht von 1781 the public opinion auf. Und seitdem sind die beiden Wendungen, in England fortan „public opinion", in Frankreich „l'opinion" kurzweg, ein Gemeingut des politischen Sprachschatzes dieser Völker geworden, und ihnen nachfolgend die von ihnen entlehnte deutsche „öffentliche Meinung".

Soviel sehen wir: das Wort ist ein Erzeugnis der Aufklärung, der Zeit, wo die Fundamente der alten Staaten tiefer in die Gesellschaft hineingelegt werden und der demokratische Gedanke die Welt erobert, daß jeder Einzelne nicht bloß Untertan, sondern auch ein Teil des Souveräns ist und seinen berechtigten Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltung

des Staates hat. Es kann ja nicht anders sein, als daß, wo das Wort auftaucht, auch der Begriff, der durch das Wort ausgedrückt wird, geboren sein muß.

Er hängt zusammen mit einer Staatslehre, die wie diejenige Rousseaus in der Nationalsouveränität und dem Gesellschaftsvertrage gipfelt, mit den demokratischen Staatsideen, die zuerst in den nordamerikanischen Kolonien, dann in dem Frankreich seit 1789 jene Lehre zur Wirklichkeit machten und von hier aus mit ungeheurer Kraft der Propaganda in immer neuen Anstößen die alte europäische Staatenwelt umgestalteten. Erst innerhalb konstitutioneller oder demokratischer Staatsformen kann die öffentliche Meinung als politischer Faktor, mit dem Rechte sich zu äußern und mit dem Anspruch, gehört zu werden und womöglich gar maßgebend in die Politik des Staates einzugreifen, als ein ernsthafter Faktor in Betracht kommen. Und so hat denn im 19. Jahrhundert die unsichtbare Macht der öffentlichen Meinung ihren Siegeszug in Europa gehalten. Es verstand sich für jeden halbwegs Liberalen von selbst, ihre Bedeutung zu preisen, und es fanden sich auch bald Staatsmänner, die ihr, entweder nur in Worten oder sogar in der Tat, die größten Komplimente machten. Typisch geschah das in dem Lande, das zuerst den politischen Begriff der öffentlichen Meinung entwickelte, in England. Im Jahre 1829 erklärte Lord Palmerston, damals noch im Beginn seiner politischen Laufbahn, im Unterhause: „Es gibt in der Natur eine bewegende Kraft, den Geist. Alles andre ist passiv und träge: In den menschlichen Dingen ist diese Kraft die Meinung; in politischen Angelegenheiten ist es die öffentliche Meinung; und wer sich dieser Kraft bemächtigen kann, wird mit ihr den Arm von Fleisch und Bein sich unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar machen. Diejenigen Staatsmänner, die es verstehen, sich die Leidenschaften, die Interessen und die Meinungen der Menschen zu Nutze zu machen, sind im stande, ein Übergewicht zu erreichen und einen entscheidenden Einfluß auf die menschlichen Geschicke auszuüben, außer allem Verhältnis zu der Kraft und den Hilfsquellen des Staates, den sie regieren." Eben durch diese Rede stieg Lord Palmerston rasch zu leitenden Stellungen im Ministerium empor und er verstand jahrzehntelang das Instrument, dessen Vortrefflichkeit er so gerühmt hatte, als ein meisterhafter Virtuose zu spielen, den Riesen der öffentlichen Meinung drohend ins Gefecht zu führen und ihn doch wie ein Kind am Gängelbande zu führen, ihm zu schmeicheln und ihn zu düpieren. Und seine Praxis gewann sich anerkannte Geltung. Unzählige Male wurde in England der Satz wiederholt: „ours is a government by public opi-

nion“: bei uns wird vermittelst der öffentlichen Meinung regiert. Und aus dieser angeblichen, weil eben anfechtbaren Tatsache leitete man den Schluß ab, daß nur der Staat wirkliche Festigkeit besitze und nur die Regierung sich einer wahrhaften Berechtigung erfreue, die im Einklang mit dieser öffentlichen Meinung die Geschicke des Volkes leiten. Was auf englische Verhältnisse angewandt einen Sinn hatte, sollte dann weiter auch für alle anderen Staaten von Geltung sein. Charakteristisch für diese landläufige Theorie sind, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Briefe, in denen der Prinzgemahl Albert, rasch in diese liberalen englischen Anschauungen eingelebt, dem Prinzregenten von Preußen, dem spätern Kaiser Wilhelm I, diese mystische Macht als beste Stütze seiner Regierung zu empfehlen suchte. In einem Schreiben vom 7. Februar 1859 riet er ihm, für seine Regierungsgrundsätze Anschluß an diejenigen Faktoren zu suchen, in denen „heutzutage die wirkliche Kraft und Sicherheit der Regierungen liegt, nämlich in der durch freie Diskussion gebildeten und geläuterten öffentlichen Meinung. In ihr wird der Leitstern, aber auch die Berechtigung für die Schritte der Regierungen zu suchen sein. Daß ihre Sprache laut und wirkend werde, ist für Preußens Sicherheit und Kraft die Hauptbedingung. Mein Rat wäre also dieser: Schaffe Dir diese Gewalt, sie ist es, welche Frankreich und Rußland imponieren, die England und Deutschland vereinigen wird. Die öffentliche Meinung Englands ist es, vor der sich Napoleon fürchtet.“ Heute mag man über diese Worte lächeln, aber es ist ohne Zweifel, daß Albert ehrlich an diese inhaltlosen Sätze wie an Wahrheiten glaubte, während sie für den Minister nur eine der geschickt verwandten Phrasen bedeuteten, an denen die politische Terminologie keinen Mangel leidet. Und wenn auch der Prinzregent nicht ebenso, wie Albert, in diesen Gedankengängen bewandert war, so hat er sich doch in den Regierungshandlungen seiner ersten Jahre allerdings in ganz ähnlicher Richtung bewegt. In seinem Programm vom Oktober 1858 spricht er offen aus, daß Preußen fortan durch die Gerechtigkeit und Weisheit seiner Einrichtungen in Deutschland moralische Eroberungen zu machen sich vorsetzen werde: das sollte heißen, durch ein ehrlich verfassungsmäßiges Regiment die öffentliche Meinung Deutschlands für sich zu gewinnen. Und diese Rücksichten blieben für ihn maßgebend während der Jahre, in denen er im wesentlichen selbständig, nach seinen Ideen, die Regierung geführt hat, bis zum September 1862, wo Bismarck in das Ministerium eintrat. Der aber hatte schon 1849 gespottet über „das Phantom, das unter dem fingierten Namen von Zeitgeist und öffentlicher Meinung die

Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur". Und in dieser Nichtachtung fuhr er als Minister fort. Gleich nach der Übernahme seines Amtes rief er den Abgeordneten zu, daß nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit entschieden würden, sondern durch Blut und Eisen, oder ein andermal: man schieße nicht mit öffentlicher Meinung, sondern mit Pulver und Blei. Für den Realpolitiker bestand die Macht der öffentlichen Meinung nur in der Einbildung; in der Theorie und in der Praxis wollte er nichts von ihr wissen. Damit stand Bismarck freilich in seinem Lande fast allein, und es wird noch zu erörtern sein, mit welchem Rechte er es tat und ob er es auf die Dauer hätte tun dürfen.

Jedenfalls sehen wir hier einen politischen Faktor in der Geschichte des 19. Jahrhunderts auftauchen, der von der einen Seite auf das höchste, von der andern Seite auf das niedrigste bewertet wird. Treten wir darum der Frage näher: worin besteht die öffentliche Meinung? Fragen wir die Philosophen und die Staatsrechtslehrer danach, so erhalten wir fast allein von Hegel eine Antwort, die an Bismarcks Nichtachtung erinnert. Nach seiner Ansicht verdient die öffentliche Meinung ebenso sehr geachtet, wie verachtet zu werden, geachtet nach ihrer wesentlichen Grundlage, verachtet nach ihrem konkreten Bewußtsein; da ihr der Maßstab der Unterscheidung fehle, so sei die Unabhängigkeit von ihr die erste formelle Bedingung zu etwas Großem und Vernünftigem, in der Wirklichkeit wie in der Wissenschaft. Die liberalen Staatsrechtslehrer und Politiker schwammen ganz mit der landläufigen Ansicht und nahmen sogar die schwierige Aufgabe auf sich, die öffentliche Meinung in eine bestimmte Beziehung zu den konstituierten Gewalten im Staate zu setzen. Im Jahre 1862 schrieb Bluntschli in seinem Staatswörterbuch folgende Sätze, die für den Durchschnittsliberalismus jener Jahre sehr bezeichnend sind: „Die Macht der öffentlichen Meinung ist seit etwa einem Jahrhundert in der zivilisierten Welt ganz ungeheuer gestiegen. Jeder Staatsmann ist gezwungen, diese „neue Großmacht" zu berücksichtigen. Sie ist die Autorität der unwissenden Menge und das Studium der Weisen geworden. Die öffentliche Meinung setzt immer ein freies Urteil voraus, wie es in politischen Dingen möglich, aber dem religiösen Ergriffensein fremd ist. Ohne Ausbildung der Denkkraft und der Urteilsfähigkeit gibt es daher keine öffentliche Meinung, und nur in einem freien Volksleben kann sie gedeihen. Sie ist die Meinung vornehmlich

der großen Mittelklasse. Daraus erklärt sich ihre große Bedeutung für die Gegenwart, denn niemals war der Einfluß der Mittelklasse größer als jetzt." Mit einer fast naiven Selbstverständlichkeit wird hier im Namen der großen Mittelklasse, der besitzenden und gebildeten Schichten des Bürgerstandes, Beschlag auf die privilegierte Vertretung der öffentlichen Meinung gelegt; ein Theoretiker, der freilich immer mehr Politiker war, trägt gar kein Bedenken, den politischen Begriff, den er erklären will, ganz nach den Bedürfnissen einer einzigen sozialen Klasse, und zwar einer bestimmten Parteirichtung innerhalb dieser Klasse zuzuschneiden. Es war nicht allein das Jahr, in dem Bismarck das Ruder des preußischen Staates in die Hand nahm, von vornherein entschlossen, in dem Kampfe mit Österreich auch die Waffe des allgemeinen und gleichen Stimmrechts zu gebrauchen, es war auch das Jahr, in dem Lassalle seine Arbeiteragitation begann und nunmehr hinter der „großen Mittelklasse" ein neuer Stand auftrat, der kraft seiner Zahl und seiner wirtschaftlichen Leistung den Anspruch erhob, das Volk zu sein und die breiteste und gesundeste Schicht der öffentlichen Meinung zu repräsentieren. So kam Bluntschli später in seiner Politik (1876) von jener maßlosen Einseitigkeit wieder zurück.

Soviel erkennt man schon an dieser Stelle: in den seltensten Fällen gibt es im Volke eine einheitliche öffentliche Meinung, in den meisten Fällen mehrere öffentliche Meinungen, die in bestimmten großen politischen, religiösen oder sozialen Gruppen ihren Sitz haben und mit einander ringen. Man könnte heute bei uns zum mindesten sagen, es gäbe eine konservative, eine liberale, eine katholische (ultramontane), eine sozialdemokratische öffentliche Meinung, und würde dann noch verschiedene Nuancen unter einem einzigen Hute zu vereinigen haben. Jede von ihnen hat aber die starke Neigung, sich als die eigentliche und wahre, den Kern des Volkes hinter sich vereinigende öffentliche Meinung aufzuspielen und die andern nach Möglichkeit zu ignorieren. Man hat wohl gespottet über die drei Schneider von Tooley Street in London, die zur Zeit Lord Castlereaghs dabei ertappt und darüber angeklagt wurden, daß sie eine Proklamation verfaßt hätten, die mit den Worten begann: „Wir, das englische Volk". Aber in anderm Maßstabe suchen alle großen Interessengruppen in einem Volke, schließlich halb unbewußt, denselben Kunstgriff anzuwenden. Es soll nicht bestritten werden, daß zuweilen über alle Parteiunterscheidungen hinweg eine Gemeinsamkeit der öffentlichen Meinung sich bemerkbar macht, wie das zuletzt an dem Beispiel, von dem wir ausgingen, geschehen ist: in der Stimmung des deutschen

Volkes während des Burenkrieges. Die Regel ist es aber keineswegs, sondern eher das Gegenteil, und damit scheint schon das Urteil über alle Versuche gesprochen, welche „die" öffentliche Meinung als einen greifbaren und zu fixierenden Faktor des politischen Lebens in allen Ländern zu bestimmen suchen.

Nach Bluntschli hat Franz von Holtzendorff in einer besonderen Schrift über „Wesen und Wert der öffentlichen Meinung" (München 1897) den Versuch in einer relativ besonnenen Weise gemacht, unseren Begriff genauer zu definieren und zu umgrenzen. Indem er ihn nach allen seinen Beziehungen untersuchte, faßte er ihn im Gegensatze zu der individuellen Meinung, zur Meinung der Staatsregierungsorgane, zu den Meinungen der politischen Parteien, zur Meinung der Sachverständigen, zur Standesmeinung einzelner Gesellschaftsklassen. Eine befriedigende Definition vermochte er aber nicht zu geben, weil er zu sehr unter dem Banne der Voraussetzung stand, als wenn die öffentliche Meinung in allen Ländern ein gleichartiger Faktor sei. Dem ist aber nicht so. Vielmehr bedeutet sie in dem einem Lande mehr als etwa in einem andern, hat sie in dem einen Lande ein ganz anderes Gewicht als in dem andern. Sie kann sich in einem kleinen Stadtstaate ganz anders äußern als in einem größeren Reiche, in dem sie wiederum besondere Organe findet. Sie ist abhängig von den bestehenden Verfassungsformen eines Staates, je nachdem ein einziger Wille, eine kleine Schicht oder die breiten Massen Einfluß auf die Regierungsmaschine ausüben, sie ist abhängig von dem Stande der politischen Erziehung eines Volkes, von einer gewissen Einheitlichkeit in seiner Zusammensetzung. Statt der immer etwas nebelhaft bleibenden Versuche der Systematiker, einen politischen Grundbegriff zu ermitteln, würde es für eine historisch-politische Beurteilung zweckmäßiger sein, eine englische öffentliche Meinung, eine französische öffentliche Meinung, eine deutsche usw., ins Auge zu fassen und zunächst einmal diese auf ihre Bestandteile zu untersuchen, bevor man zu einer vielleicht gar nicht möglichen Generalisierung schreitet.

Betritt man diesen praktischen, induktiven Weg, so fallen sofort die erheblichsten Unterschiede auf. In Rußland würde man vielleicht das Vorhandensein dieses politischen Faktors ganz bestreiten, und gewiß ist seine Bedeutungslosigkeit gegenüber dem Willen des absoluten Herrschers, bei dem Mangel parlamentarischer Organe, bei der Abhängigkeit der Publizistik und der Presse, in normalen Verhältnissen außer Frage. Daß aber er auch hier gelegentlich eine Macht sein kann, zeigt z. B. die Vorgeschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877, in den die Regierung

zu einem gewissen Teil durch das Treiben der in der Moskauer Presse vertretenen öffentlichen Meinung, d. h. gewisser Volksinstinkte religiösen und nationalen Charakters, hineingedrängt worden ist. Oder ein noch überraschenderes Beispiel: welcher Staatsmann in Österreich würde es auf sich nehmen, nach dem Rezept des Prinzen Albert die öffentliche Meinung zum Leitstern seines Handelns zu machen, denn wie und wo wollte er sie ermitteln in diesem Chaos der einander widerstrebenden Nationalitäten? Gewiß ist daraus der Schluß zu ziehen, daß eine öffentliche Meinung im politischen Sinne nur in einem Staate zu finden ist, der auf einer einzigen Nationalgemeinschaft aufgebaut ist. So kann man in Frankreich und England viel ernsthafter mit ihr rechnen, weil man es hier wie dort mit einer einheitlichen Nation und noch dazu (im Unterschiede zu Deutschland) einer Nation mit lang zurückführender einheitlicher Geschichte, zumal in England mit einer imposanten Kontinuität alles politischen Lebens zu tun hat, und schließlich in beiden Ländern die Leitung der Geschäfte verfassungsgemäß oder tatsächlich dem Wirken der Gesamtheit und ihrer Vertretung unterliegt. In Frankreich wird die Regierung von den Ministerien mit den beiden Kammern geführt, das Ministererium gebildet von der Majorität der Deputiertenkammer bezw. einigen sich zu einer Majorität verbindenden Gruppen. Sein Bestand unterliegt aber manchmal einer plötzlichen Erschütterung, weil die Meinung in Paris umschlägt und eine veränderte Parteigruppierung in der Deputiertenkammer hervorruft, womöglich gar einen Beschluß, der den sofortigen Rücktritt des Ministeriums zur Folge haben kann. Zu einem solchen Resultat wirken dann noch verschiedene Nebenumstände zusammen: die zentrale Bedeutung, die Paris durch das wichtigste Organ der öffentlichen Meinung, die Presse, und den gewaltigen Resonanzboden der großstädtischen Bevölkerung mit seiner außerordentlichen Empfänglichkeit, hergebrachterweise für Frankreich besitzt, die Erregbarkeit französischen Temperaments, die dem Augenblick gehorchend einem elektrischen Funken gleich von einem zum andern springt und eine große Versammlung widerstandslos mit sich fortreißt. So sind Vorgänge zu erklären, wie der von der öffentlichen Meinung geforderte und sofort von der Kammer durchgeführte Sturz des Ministeriums Ferry wegen einer Niederlage in Tonkin; eine plötzliche Aufwallung forderte einen Sündenbock und opferte den „Tonkinesen", den allein dieses Schmähwort im Moment fast tötete: zum Vergleich diene, wie viel leichter man über das viel peinlichere Ereignis von Faschoda hinwegkam, weil man darüber hinwegkommen wollte. Wiederum ganz anders funktioniert die öffentliche

Meinung in England, hier am regelmäßigsten, erkennbarsten und am dauerndsten. Ihre besondere Machtstellung hängt mit dem besonderen Charakter der parlamentarischen Verfassung und namentlich mit dem Umstande zusammen, daß zwei Parteien vorhanden sind, die sich gegenseitig bekämpfen, aber beide des Glaubens sind, daß die in den Unterhauswahlen ausgedrückte Stimmenmehrheit das Recht der Staatsverwaltung und Staatsleitung den Ministerien verleihen und entziehen kann. Das Wesen dieser Regierungsmethode besteht darin, daß jede Partei von vornherein die Möglichkeit anerkennt, die Stütze der öffentlichen Meinung zu verlieren, und sich stillschweigend verpflichtet fühlt, diesem unanfechtbaren Schiedsrichteramt sich zu fügen. Daher das besondere Interesse, mit dem jede Parlamentsnachwahl auf ihre Stimmenverschiebung kritisiert wird, daher ferner die besonderen Anstrengungen der Parteien, die öffentliche Meinung in ihrem Geiste zu regulieren. Die Unterschiede von Frankreich sind wiederum offensichtlich. Zwar ist auch in England die politisch einflußreiche Presse, fast in dem Maße wie in Frankreich, wesentlich auf die Hauptstadt beschränkt, aber die politische Initiative liegt nicht bei London, sondern im Gegenteil in den Provinzen. Bei allen großen Bewegungen des verflossenen Jahrhunderts läßt sich das verfolgen, bei der Chartistenbewegung, bei der Anti-Kornzollliga, und auch heute sucht Mr. Chamberlain die öffentliche Meinung der Provinzen für eine imperialistische Schutzzollpolitik zu erobern, um als Sieger nach London in das Ministerium zurückzukehren.

Nun genug der Andeutungen, die alle nur aphoristisch sein und an keiner Stelle ihren Gegenstand erschöpfen können. Nur soviel wird sich erkennen lassen, daß in jedem Lande die öffentliche Meinung in verschiedenem Gewande auftritt, und daß ihre Bedeutung in dem einen mit derjenigen in dem andern Lande gar nicht verglichen werden kann. Und darum hatte auch Bismarck nicht so Unrecht, als er sie in Preußen als ein wesenloses Phantom verspottete. Das war gegen die Liberalen gerichtet, die diesen Begriff von England übernommen hatten und mit ihm hantierten, als wenn auch die übrigen politischen Verhältnisse, die Machtverteilung zwischen Krone und Parlament, die Zusammensetzung der Gesellschaft und die im Volke lebendigen Traditionen durchaus einen englischen Zuschnitt gehabt hätten. Gegen diesen Doktrinarismus wandte sich der Realpolitiker mit einem durchaus richtigen Gefühl, und der Verlauf der Dinge gab ihm recht.

Wie die öffentliche Meinung eines jeden Landes ein verschieden zu wertendes Element des politischen Lebens ist und als Machtfaktor auch

innerhalb desselben Landes je nach der Situation mit schwererem oder leichterem Gewicht in die Wagschale fällt, so ist auch die Bedeutung des vornehmsten Organs, dessen sie sich bedient, der Presse, der politischen Publizistik, nirgends sich gleichbleibend. In England hat es lange Zeiten gegeben, etwa die beiden ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, wo man den Satz: „In England regiert die öffentliche Meinung" durch einen zweiten ergänzen konnte: „Die Pythia dieser Regentin ist die „Times". Schwer freilich war zu sagen, ob sie es war, welche die öffentliche Meinung lenkte oder ob sie nicht ihrerseits mit rascher Empfänglichkeit für jedes neue Lüftchen sich von ihr lenken ließ und eben dadurch immer an der Spitze jeder sich durchsetzenden Strömung marschierte. Sie ist auch deswegen lange Zeit eine wirkliche Macht gewesen. Es ist bekannt, daß der Geschäftsführer der „Times" einmal vor einer Kommission des Unterhauses erklärte, „er wisse nicht, weswegen die „Times" so sehr das Ohr des Publikums habe." Aber wie konnte der Mann auch das Wechselverhältnis, das zwischen dieser einen Zeitung und der öffentlichen Meinung bestand, in eine bestimmte und den Richter befriedigende Formel bringen? Heute ist man davon zurückgekommen, die Presse als den berufenen Führer zugleich und den verständnisvollen Ausleger der öffentlichen Meinung zu respektieren, sondern fragt sich, welche politischen Elemente in diesem oder jenem Organe zu Worte kommen und im Namen der Allgemeinheit sprechen. Jedermann kennt die Szene aus Ibsens Volksfeind, in der der idealistische Badearzt Stockmann dem Redakteur des „Volksboten", der seine Abhandlung über das Bad nicht aufnehmen will, weil er es nicht könne und dürfe, die verwunderten Worte entgegenruft: „Sie dürfen nicht? Sie sind ja doch der Redakteur und ich denke, der Redakteur leitet eine Zeitung." Da stellt sich ihm breitspurig der Buchdruckereibesitzer Thomsen mit der trivialen Wahrheit in den Weg: „Nein, Herr Doktor, das tun die Abonnenten", und er erläutert weiter: „Die öffentliche Meinung, das aufgeklärte Publikum, die Hausbesitzer und all die andern — ja die leiten ein Blatt." Das wären als Träger der öffentlichen Meinung also ziemlich ähnliche Elemente, wie sie Bluntschli 1862 im Auge hatte. Aber wer wird diesem achtungswerten Stande das Monopol der öffentlichen Meinung im Ernste zugestehen?

IV.

Wenn wir uns vorgesetzt hätten, im vorstehenden eine befriedigende Definition des Begriffes „öffentliche Meinung" zu geben, so würden wir wohl von allen Seiten das Urteil hören müssen, daß uns dieses Unter-

fangen keineswegs geglückt sei, daß wir vielmehr nur eine Reihe von Vorstellungen erweckt hätten, die auf die Undefinierbarkeit dieses Begriffes im strengen Sinne hinausliefen. Aber das dünkt uns nützlicher zu sein als ein mühevoller Versuch, da eine Definition zu geben, wo keine gegeben werden kann. Schwankendes und Fließendes wird dadurch nicht begriffen, daß es in eine Formel eingesperrt wird, und am wenigsten dann, wenn es für den Begriff gerade charakteristisch ist, daß sein Inhalt tausendfache Möglichkeiten des Verschiedenseins in sich schließt. Schließlich wird jeder, wenn er gefragt wird, ganz genau wissen, was öffentliche Meinung bedeutet. Soll er die Antwort aber in Worte fassen, so kann sie günstigstenfalls nur von vielen Bedingungen erfüllt ausfallen: öffentliche Meinung ist ein Komplex von gleichartigen Äußerungen größerer oder geringerer Schichten eines Volkes über Gegenstände des öffentlichen Lebens, bald spontan hervorbrechend, bald künstlich gemacht; in den verschiedenartigsten Organen sich ausdrückend, in Vereinen, Versammlungen, vor allem in der Presse und Publizistik, oder auch nur in dem unausgesprochenen Empfinden eines jeden, des gemeinen Mannes auf der Straße oder eines kleinen Kreises von Gebildeten; hier eine wirkliche Macht, auf die auch die Staatsmänner blicken, dort ein Faktor ohne politische Bedeutung; und immer anders zu werten in jedem Volke; bald einheitlich, wie eine gewaltige Flutwelle gegen die Regierenden und Sachverständigen sich erhebend, bald in sich zerteilt und die widerstrebendsten Tendenzen bergend; einmal das einfache und natürliche Gefühl des Menschen zum Ausdruck bringend, das andre Mal ein lärmender und unsinniger Ausbruch wilder Instinkte; immer geleitet und doch wieder führend; von den Kennenden und Wissenden über die Achsel angesehen und doch wieder den Willen der Menschen bezwingend, ansteckend wie eine Epidemie, launisch und treulos und herrschsüchtig wie die Menschen selber, und dann doch wieder nichts als ein Wort, mit dem sich die Machthaber betrügen. Wenn die Politiker und Staatswissenschaftler sie nicht auf eine Formel bringen können, kann vielleicht der Sozialpsycholog, moderner und gewandter, dieser Massenerscheinung etwas näher kommen, aber auch er wird gestehen, daß er einem immer wieder neuen Bilde gegenübersteht, dessen Entstehung im Einzelfall er wohl besser als die früheren analysieren, aber dessen Naturgeschichte im ganzen auch er nicht schreiben kann.

Wie stellt sich nun dieses Wesen, das wir alle kennen, zur Politik und Geschichte, wenn es gleich diesen über öffentliche Dinge urteilen soll? Alle seine Eigentümlichkeiten kommen ihm häufig zu gute, aber werden ihm fast noch häufiger zur Gefahr. Gerade die Mängel der öffentlichen Meinung

sind mit den Händen zu greifen. Sie verfügt in der Regel über eine beschränkte Sachkenntnis, trägt aber keine Scheu, auf dieser ein festes Urteil ohne Vorbehalte, ohne die feineren Nuancen des wahrhaft Erkennenden aufzubauen, sie liebt sogar das Schlagwort, das den Inhalt komplizierter Vorgänge in einseitiger Knappheit oder in verwegener Paradoxie zusammenfaßt; sie hat den fertigen Schluß in der Hand und gibt sich mit den Vordersätzen nicht ab, aus denen er sich ableitet; wenn sie Gründe haben will, wird sie niemals um solche verlegen sein, aber manchmal überhaupt nicht nach ihnen fragen. Und weiter leidet die öffentliche Meinung in potenziertem Maße an allen denjenigen Schwächen, denen das Urteil der einzelnen unterworfen ist. Jede Massenbewegung — und in der Regel ist die öffentliche Meinung ihnen zuzurechnen — enthält mehr als die Summe der Tendenzen, von denen die einzelnen an ihr beteiligten erfüllt sind, weist ihnen gegenüber eine Intensitätssteigerung der Affekte auf. So ist diese seltsame Macht unseres öffentlichen Lebens erregbarer und nervöser, als der einzelne es sein würde; und in dieser Erregbarkeit stürzt sie sich in die leichtsinnigsten Unternehmungen. Die öffentliche Meinung Frankreichs oder besser noch die der Pariser vor dem Ausbruch des Krieges von 1870 ist ein passendes Schulbeispiel. In der allgemeinen Strömung, die den einzelnen mit sich fortreißt, geht die bessere Einsicht der wenigen häufig unter. Man kann Schillers Distichon über die Gelehrten Gesellschaften:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

mit besserem Rechte noch auf politische Körperschaften oder Gemeinschaften, natürlich mit allem Vorbehalt, anwenden. Daran mochte Bismarck denken, als er während der Abgeordnetenhausdebatten in der Konfliktszeit am 17. April 1863 seinem amerikanischen Freunde Motley über die „Dummheit dieser Schwätzer" klagte: „Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheut, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik, über die Kirchturmintereſſen hinaus, wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger; in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig." Was also bedingt von den dreihundert Menschen eines Parlamentes gesagt werden kann, gewinnt eine ganz andere Geltung, wenn es sich um zehntausende, hunderttausende, Millionen handelt. Und auch ein anderer Umstand läßt ein Parlament wie einen

Mikrokosmus der öffentlichen Meinung erscheinen: das verringerte Verantwortlichkeitsgefühl. Der handelnde Politiker trägt seine Verantwortlichkeit allein und muß für alle Folgen seines Tuns mit seiner ganzen Person einstehen. Daher die Überlegenheit, der tiefere sittliche Ernst, die größere Einheitlichkeit in allen seinen Schritten; unter diesem Gesichtspunkt sehe man sich einmal die Haltung Bismarcks oder besser noch die König Wilhelms im Zeitalter der Reichsgründung an. Ist nun das Verantwortlichkeitsgefühl eines Einzelrichters schon stärker als das des Richters, der in einem Kollegium entscheidet, oder gar des Geschworenen, der nur einen Bruchteil der Urteilsentscheidung bedeutet, so ist es im politischen Leben ganz analog. Politische Körperschaften können nicht dasselbe Pflichtgefühl entwickeln wie der Einzelne: es ist ein Unterschied, ob man nur als einer von vierhundert oder fünfhundert die Verantwortung für eine Abstimmung zu tragen hat, die man auch bei entgegengesetzter Stimmabgabe nicht hätte ändern können, oder ob man sich allein vor Gott oder vor den Menschen, vor der Geschichte oder vor sich selber verantwortlich fühlt und mit sich das Schwere innerlich abzumachen hat. Und nun gar die Menge, nun gar die öffentliche Meinung, die dem einzelnen gerade das Gefühl abnimmt, daß er mit verantwortlich ist für den Ruf, in den er einstimmt — jede Revolution hat das mit furchtbarer Deutlichkeit die Menschen gelehrt. Andere Schwächen der öffentlichen Meinung mögen hier nur angedeutet sein: ihre Abhängigkeit von jeder geschickten Führung, und damit die Gefahr, zum Werkzeug eines skrupellosen Willens gemacht zu werden; die Verblendung, daß sie die Allgemeinheit, die Kultur, die Menschheit wohl gar repräsentiere; das eitle Berauschen an Worten und die Feigheit, wenn der Wind von der andern Seite bläst.

Suchen wir dazu auch das Positive, das Wertvolle, das Berechtigte der öffentlichen Meinung zu erkennen. Lothar Bucher meinte in seinem für die Beurteilung unserer Fragen sehr förderlichen Buche „Der Parlamentarismus wie er ist", es seien in ihr zwei berechtigte Elemente enthalten: das allgemeine Gewissen und ein allgemeiner Schatz aufgesammelter, zu einem Urteil verarbeiteter Beobachtungen, das erste gegenüber plötzlichen Erscheinungen, das zweite gegenüber dauernden Zuständen. Das allgemeine Gewissen: das heißt ein gesundes Gefühl für Recht und Billigkeit im Staats- und Völkerleben, Empörung über die Brutalität einer Übermacht, Mitleid mit unverschuldetem Mißgeschick, Aufflammen über die Niederträchtigkeit, die auf den Höhen keinen Richter findet, und freudiges Erheben an wahrhafter Größe. Daß alle diese

Gefühle häufig in der öffentlichen Meinung zu Worte kommen können, unbekümmert um die Opportunität ihrer Äußerungen, ist für das Allgemeinempfinden der Menschheit eine wertvolle Sache. Denn diese Gefühle, wie sich das zuletzt im Burenkriege in unserem Volke gezeigt hat, entstammen der edleren Natur des Menschen und sind etwas Großes und Gutes an sich, auch wenn sie dem Politiker unbequem sind. Es wäre traurig um die Menschheit bestellt, wenn gewaltige oder tragische Ereignisse ausschließlich auf die egoistischen Berechnungen der Politik in den einzelnen Völkern wirken würden. Jenseits der gebotenen Selbstsucht der Staaten gibt es ein Gebiet, auf dem die Menschheit sich ihrer großen Gemeinschaft bewußt zu werden die Pflicht hat. Und als Ausdruck solcher Empfindung wird die öffentliche Meinung immer ein Recht, das ihr niemand nehmen kann, besitzen, eine sittliche Notwendigkeit sein. Freilich in der Welt der Wirklichkeit wird es ihr meistens unmöglich sein, von dem Urteilen zum Handeln fortzuschreiten, weil jedes einzelne Volk sich nicht für das, was es für recht und gut hält, sondern vor allem für das, was gerade ihm dienlich ist, einsetzen kann. So bleibt die öffentliche Meinung nur innerhalb ihrer Sphäre berechtigt und darf nicht den Anspruch erheben, auf die Politik selber einzuwirken. Oder, wie es der jetzige Reichskanzler Graf Bülow vor einigen Jahren, anläßlich der südafrikanischen Verwicklung formulierte: „Die Politik eines großen Landes darf nicht von Eingebungen des Gefühls beherrscht, sondern lediglich geleitet werden im Hinblick auf das wohlerwogene Interesse des Landes. Bei allem Respekt vor der deutschen Volksseele und deren Empfinden dürfen wir uns nicht von den Stimmungen der Volkskreise leiten lassen, sondern einzig und allein von den Interessen der Nation. Und diese gebieten eine selbständige, ruhige, unabhängige, neutrale Haltung gegenüber den südafrikanischen Dingen." Wenngleich Bülow im Anschluß daran der öffentlichen Meinung ein verbindlicheres Kompliment machte, als es im Geschmack etwa Bismarcks gelegen hätte, schränkte er es für den vorliegenden Fall doch wieder soweit ein, daß nicht viel davon übrig blieb. „Die öffentliche Meinung ist der starke Strom, der die Räder der staatlichen, der politischen Mühle treiben soll. Wenn aber dieser Strom Gefahr droht, die Räder in falscher Richtung zu treiben, oder gar zu zerstören, so ist es Pflicht einer Regierung, die diesen Namen verdient, sich dem öffentlichen Strom entgegenzustemmen, unbekümmert um etwaige Unpopularität." Das hieß auf deutsch, wenn wir in diesem Bilde bleiben wollen: die Mühle könnte den starken Strom auch entbehren und gegen ihn angehen, so oft sie wollte.

So kommen wir schließlich zu der Frage, in welchem Verhältnis die öffentliche Meinung zur aktiven Politik eines Staates anzusetzen ist. Und da ist vor allem zu unterscheiden zwischen der äußern und der innern Politik eines Staates. Im Urteil über auswärtige Politik wird die öffentliche Meinung unzählige Mal häufiger das Falsche treffen als in den einheimischen Dingen, weil dort die allgemein wirksamen Fehlerquellen sich in unverhältnismäßig stärkerem Maße bemerkbar machen. Die Einsicht in die Notwendigkeit dieses oder jenes diplomatischen Schrittes ist der öffentlichen Meinung verschlossen. Sie urteilt unter dem Druck instinktiver Abneigung gegen ein anderes Volk, oder auch unter den Antrieben innerpolitischer Beweggründe, wie z. B. heute die provozierende Feindseligkeit der Sozialdemokraten gegen Rußland zeigt; aber sie rechnet keineswegs damit, daß jeder praktische Schritt in ihrer Richtung sofort die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen würde. Im Jahre 1863 verurteilte die gesamte öffentliche Meinung Preußens und Deutschlands, der ganze Liberalismus bis hoch hinauf, Bismarcks Polenpolitik mit ihrer unbedingten Unterstützung der russischen Niederwerfung des Polenaufstandes. Es war nur eine Stimme über die demütigende Unterwürfigkeit des preußischen Reaktionärs, der die verfassungsmäßigen Freiheiten seines eigenen Volkes mit Füßen trete, gegen den Absolutismus des Zaren; auch der Historiker v. Sybel tadelte damals im Landtage „eine der Meinung Europas und des preußischen Volkes entgegengesetzte Politik". In Wirklichkeit war die Parteinahme Bismarcks ein wertvolles Glied in der Kette seiner Gesamtpolitik, und das hier gewonnene Vertrauen sollte in den Jahren 1866 und 1870/71 die wertvollste Rückendeckung für die Errichtung des Deutschen Reiches abgeben. Und nicht viel klüger benahm sich wenigstens ein Teil der deutschen Presse, wiederum getragen von der öffentlichen Meinung, als er im Jahre 1886 ein Einschreiten der deutschen Politik in Bulgarien verlangte, zu Gunsten des Prinzen von Battenberg und mit der Spitze gegen Rußland. Bismarck hatte wohl Recht, dieses sentimentale und leichtsinnige Spiel mit dem Feuer zu verurteilen; er fragte kühl mit Hamlet: „Was ist ihm Hekuba?" und urteilte kurzab, daß die Freundschaft von Rußland uns viel wichtiger sei als die von Bulgarien und die Freundschaft von allen Bulgarenfreunden, die wir bei uns im Lande hätten. Gewiß, die öffentliche Meinung von heute würde sehr verwundert über ihre damaligen Leidenschaften sein. So bedarf die öffentliche Meinung in allen Fragen auswärtiger Politik der Leitung durch den Staatsmann oder auch durch eine ernste, historisch fundierte Publizistik: für beide liegt hier eine Aufgabe, die niemals außer acht

gelassen werden darf. Freilich in Fragen, wo die eigene nationale Existenz und Ehre auf dem Spiele steht, da kann man von der öffentlichen Meinung eines starken Volkes erwarten, daß sie ohne Besinnen das richtige trifft. Das Gesamturteil über einen Volkscharakter wird sich danach bemessen lassen, wie er in solchen Krisen in die Erscheinung tritt. Welch ein Unterschied zwischen dem Zusammenbruch des italienischen Volksgeistes, als der General Baratieri von den Abyssiniern geschlagen war, Crispi mit einem Schlage gestürzt wurde und alles nach Aufgabe der unseligen Kolonialpolitik rief, bevor die nationale Ehre wiederhergestellt war, und der bewunderungswürdigen Haltung des englischen Volkes in allen Wechselfällen des Burenkrieges. Und da erkennt man, daß auch der Politiker gezwungen ist, mit der Art seines Volkes zu rechnen, im Zusammenhang mit den großen Strömungen und Instinkten im Volksleben zu bleiben, damit er nicht eines Tags peinlich enttäuscht werde. Besonders im Kriege. Das Zeitalter der Kabinettskriege ist vorbei, und nur ein Krieg, an dem das ganze Volk Anteil nimmt, kann in der Regel zu einem guten Ausgang führen. Freilich hat Bismarck den Krieg von 1866 gegen den Willen fast aller Preußen geführt und damit scheinbar die entgegengesetzte Möglichkeit bewiesen, aber man darf nicht vergessen, daß es in den Zielen und Voraussetzungen dieses Krieges sich um einen Ausnahmefall handelte. Es war ein Spiel, das nur der größte zu gewinnen sich vorsetzen konnte und ein Epigone niemals zu wiederholen wagen wird.

V.

Wir haben nicht die Grenzen der Kompetenz zwischen Politik, Geschichte und öffentlicher Meinung festlegen können, aber wir haben uns in den Grenzgebieten zwischen diesen drei Sphären über die eigentümlichen Kräfte, die in jeder von ihnen zum Ausdruck kommen, zu orientieren versucht. Je mehr Berührungen wir kennen lernten, desto mehr mußten wir zu der Überzeugung gelangen, daß eine wirkliche Synthese der drei Urteilsarten unmöglich sei, weil eine jede einen Kreis besonderer Berechtigung und besonderer Fähigkeit vertrete. Bleibt aber die unvermeidliche Differenz auch bestehen, so kann doch eine Annäherung, eine Befruchtung mit Keimen der andern Urteilsart stattfinden. Eine Politik, die in verständnisvollem Ergreifen und Fortbilden der lebensfähigen historischen Elemente eines Volkes doch tätig in die Zukunft blickt, die öffentliche Meinung sorgsam leitet und von ihr im geeigneten Momente auch die Idee und den Schwung entnimmt, im Kontakt mit dem

lebendigen Herzschlag ihres Volkes bleibt: eine Geschichtschreibung, die bei ihren universalen Zielen doch vom politischen Nerv erfaßt und von nationaler Farbe durchleuchtet wird und das Leben der Gegenwart so kräftig mitlebt, daß sie wie ein Führer und Prophet zum Volke spricht und daß die großen Gedanken der Zeit geläutert aus ihr wiederklingen. Vor allem aber eine öffentliche Meinung, die die staatliche Zucht nicht verschmäht, ihren Gesichtskreis weiter zu dehnen sich bemüht als die Augenblickssituation und die rasche Aufwallung sie sehen lassen, nicht bloß das Heute und Morgen, sondern den großen historischen Zusammenhang und die Rechnung auf eine fernere Zukunft ins Auge faßt: das wären Ideale, und Ideale sind niemals erreichbar, sondern höchstens erstrebenswert. Auch dann noch, wenn sie der Natur der Dinge nach niemals erreicht werden können. Aber es können immer einzelne Momente im Volksleben kommen, wo alles in einigem Dreiklang harmonisch zusammentönt, das Handeln des Staatsmanns, die geistige Arbeit des historischen Denkers, der Sturm der Volksmeinung: herrliche Höhepunkte, die nur den glücklichsten Völkern vielleicht einmal im ganzen Verlaufe beschieden sind. Und im Alltagsleben? Da ist der höchste Gewinn, wenn man sich gegenseitig verstehen lernt, die eigenen Grenzen kennt und das angeborne Recht des andern achtet, bei allem Auseinandergehen sich im „Salus publica suprema lex“ immer wieder findet.

An die Schönheit.

Gib uns deine milde Hand!
Von der Mutter Hand gerissen
Irren wir in Finsternissen
Kinder durch ein fremdes Land.

Manchmal wenn es dunkel war,
Schenkte eine Heimatweise
Deiner Stimme wunderbar
Licht und Trost der bangen Reise.

Wandrer ohne Ziel und Pfad
Irren wir in dunklen Weiten;
Wolle du uns gnädig leiten,
Bis der große Morgen naht.

Aus: Neue deutsche Lyriker. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Busse. III. Gedichte von Hermann Hesse. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Deutschostafrika und seine Zukunft.

Von

E. v. Liebert.

1. Land und Leute.

Wenn man auf einem schmucken Hamburger Schiffe der D.-O.-A.-L. durch die blauen Fluten des Indischen Ozeans südwärts fährt und den Äquator überschritten hat, so breitet sich zwischen 5 und 10° Südbreite auf 700 Kilometer Ausdehnung die deutsche Küste aus, in freundliches Grün gekleidet und von den anmutig im Winde sich wiegenden Kronen der Kokospalmen überragt. Leider ist die Küste nicht ungefährlich, sie ist Korallengebilde, und häufig sind ihr weitgestreckte, von der Flut überspielte Bänke vorgelagert. Sie besitzt zahlreiche offene Reeden und eine Anzahl guter Häfen. Bis zur deutschen Besitzergreifung benutzten Araber und Inder mit ihren flachen Segelfahrzeugen, den Daus, nur die Reeden, von denen Saadani und Bagamoyo (beide gegenüber Sansibar), Kilwa kiwindje und die Flußmündungen Pangani und Lindi die besuchtesten, zugleich die Stapelplätze des Sklavenhandels waren. Die Dau läuft mit der Flut so nahe als irgend möglich an das Land heran, fällt mit der Ebbe trocken, wird trocknen Fußes gelöscht und neu befrachtet, um später mit der Flut wieder loszukommen und in See zu gehen. An solchen Plätzen war dem Sklavenhandel schwer beizukommen, da die Kriegsschiffe weitab von der Küste Anker werfen mußten. Der deutsche Verkehr begünstigte selbstverständlich die für Dampfschiffe geeigneten Häfen, unter denen Tanga, Daressalam, Kilwa kisiwani und Lindi die besten sind.

Von der Küste steigt das Land allmählich zu dem großen zentralafrikanischen Hochlande, dem mächtigen Massiv des ganzen Weltteils, an. Einen ungefähren Anhalt für diesen Anstieg gibt folgende Skala der Hauptorte an der großen Karawanenstraße:

	Entfernung v. d. Küste	Meereshöhe
Daressalam	— km	± 0 m
Mrogoro	220 „*)	+ 520 „
Kilossa	300 „	+ 510 „
Mpapua	380 „	+ 1030 „
Kilimatinde	540 „	+ 1120 „
Tabora	800 „	+ 1260 „
Spiegel des Tanganyika bei Udjidji	1100 „	+ 840 „
Spiegel des Viktoria Nyanza . .		+ 1180 „

Dieser im allgemeinen sanft ansteigenden Fläche sind aber einzelne Berggruppen und Massive aufgelagert, die sich teils einzeln erheben, teils in größerer Ausdehnung von Nord nach Süd eine Art Randgebirge bilden. Als solche sind zu nennen die beiden Usambara-, die drei Paregebirgsstöcke, die Nguru-, Uluguru- und Rubehoberge, das Utschungwegebirge in Uhehe und das Kondebergland nördlich des Nyassa. Die Höhe dieser Gebirge wechselt zwischen 1400 und 2500 Meter. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie die über dem Indischen Ozean aufsteigenden Wassermengen auffangen und zum Niederschlag zwingen. Sie erfreuen sich deshalb bedeutender Regenmenge und zeigen starken Urwaldbestand und tiefgründige Humusbedeckung. Da sie infolgedessen teils schon wirtschaftlich ausgebeutet werden, teils dazu in Aussicht genommen sind, so werden diese Gebirgsstöcke auch als küstennahe „Vorzugsgebiete" bezeichnet. Zu erwähnen sind ferner die vulkanische Erhebung des Kilimandscharokegels zu 6010 Meter und die vulkanische Kette der Kirungaberge (3500 Meter) nördlich des Kivusees.

Die Bewässerung des weiten Gebiets ist nicht allzu reichlich. Der Kilimandscharo speist mit seinem Gletschereise und seinen Schneefeldern nur den nicht schiffbaren Panganifluß. Vom Uhehe-Berglande entfließen die beiden Quellarme des Rufidschi, der Ruaha und Ulanga; auch dies Flußsystem ist nicht zur Schiffahrt geeignet. Zwischen Pangani und Rufidschi sind nur die beiden dem Randgebirge entspringenden, wirtschaftlich unbenutzbaren Flüsse, der Wami und Kingani, zu nennen. Auch der südliche Grenzfluß Rovuma hat trotz seiner bedeutenden Länge alle Versuche, ihn zu befahren, vergeblich gemacht. Dieser Mangel an schiffbaren Flüssen ist im Gegensatz zu dem überreich bewässerten Kongostaate eines der großen natürlichen Hindernisse, die einer schnellen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes im Wege stehen.

*) Trace der geplanten Eisenbahn, nicht Luftlinie.

Im großen ganzen bietet das große Gebiet einen grünen Anblick, es entspricht zumeist dem Charakter der „Parklandschaft" nach dem Ausdrucke Stanleys, d. h. einer mit lichtem Baumwuchs und Gras bedeckten Fläche. Wo Wasser fließt oder erschlossen werden kann, ist der Boden fruchtbar und nährt die spärlichen Bewohner reichlich. Das Klima ist rein tropisch und nur in höherer Lage für den Europäer gesund und zuträglich. In den Gebieten unter 1000 Meter Meereshöhe etwa herrscht das Malariafieber, das nach der Kochschen Theorie durch den Stich der Moskito erzeugt wird. In dem größten Teil der Kolonie treten jährlich zwei Regenzeiten ein, die große im April, die kleine im November-Dezember. Der heißeste Monat ist der Januar, die kühle und angenehmste Jahreszeit sind die Monate Juni bis August.

Die Bevölkerung der Kolonie wird auf 6 bis 7 Millionen Seelen geschätzt, d. h. es kommen etwa 6 Seelen auf ein Quadratkilometer. Sie setzt sich zusammen aus Europäern, Arabern, Indern und Eingeborenen. An Europäern leben etwa 1200 im Lande, vornehmlich Deutsche als Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe, Beamte, Kaufleute, Pflanzer, sonstige Gewerbetreibende und Missionare. Zahlreiche Griechen beschäftigen sich als Unternehmer und im Kleinhandel.

Die Araber (2600) sind vor Jahrhunderten von Maskat ins Land gekommen, haben sich in den Küstenplätzen festgesetzt und sind als Händler ins Innere gegangen. Dort waren Tabora und Udjidji ihre wichtigsten Niederlassungen. Sie nahmen große Schamben (Landgüter) in Besitz und ließen sie durch Sklaven bebauen; ihre Hauptbeschäftigung war der Handel mit Elfenbein, Kautschuk und Sklaven. Dies folgte eins aus dem anderen, da die Waren aus dem Innern nur durch Träger zur Küste gelangen konnten, und im Hafenplatz Ware und Träger zum Verkauf gestellt wurden. Durch die strenge Unterdrückung des Sklavenhandels ist der Wohlstand und damit auch die Macht der Araber gebrochen. Sie leben jetzt still und zurückgezogen auf ihren Landgütern oder als Händler in den Städten, manche sind in den Dienst des Gouvernements getreten. Die Araber haben durch ihre Waffengewalt, ihre brutale Grausamkeit, daneben durch den ihnen angeborenen Anstand, ihre würdevolle Haltung und gleichmäßige Ruhe dem Neger gewaltig imponiert. Nicht die Glaubenslehre des Islam, sondern seine äußerlichen Begleiterscheinungen — das lange weiße Gewand, der Gürtel mit Waffen, das Fasten, die Formen des Gebets, die Feiertage — haben auf den für Äußerliches und zur Nachahmung so empfänglichen Neger eingewirkt. Der Islam hat in den Tropen keine Spur von Fanatismus an sich, er

ist dem Neger durch seine Formen sympathisch. Der Eingeborene, der sich zum ersten Male den Kanzu, das lange weiße Araberhemd, anlegt und einen Dolch im Gürtel trägt, kommt sich selbst als ein höheres Wesen vor. Er nennt sich selbst „Islamu", auch wenn er nur wenige Worte von Mohammed und seiner Lehre gehört hat. Nicht zu leugnen ist aber, daß der Fatalismus des Islams auf eine verwandte Geistesrichtung beim Neger stößt; denn die Begriffe „Inschallah = wie Gott will oder amriyamuungu = es ist Gottes Befehl", die in jedem Unglücksfall als ausreichende Trostmittel dienen, sind auch dem „Wilden" des Innern geläufig, der nicht mit den Arabern in Verbindung steht.

Die Inder (3000), die in den ostafrikanischen Küstenplätzen leben, sind durchweg Geschäftsleute. Sie sind teils Kodjas (Mohammedaner), teils Banianen (Heiden); sie sprechen das Gudjerati-Idiom, das sie aus ihrer Heimat unweit der Indus-Mündung mitbringen. Sie leben in der deutschen Kolonie als britische Untertanen und verbleiben in engster Beziehung zu ihrem Mutterlande. Durch sie ist auch die Silberwährung und die indische Rupie eingeführt und scheint sich dauernd in Ostafrika zu behaupten. Die indischen Kaufleute sind für den Zwischenhandel mit den Eingeborenen unentbehrlich, da der europäische Kaufmann nicht ausreichende Geduld hat, um mit dem um geringfügige Werte tagelang feilschenden Neger Geschäfte abzuschließen. Von hoher Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie wäre ein Übersiedeln von Indern aus der ackerbauenden Kaste. Diesen wird jedoch von der britisch-indischen Regierung die Auswanderung nicht gestattet.

Eine besondere Kategorie der Bevölkerung bilden noch die Goanesen, eine Mischrasse von Portugiesen und Indern. Sie sprechen portugiesisch, vielfach auch englisch, sind katholische Christen und als Handwerker, Gastwirte, untere Beamte ein durchaus schätzenswertes Element.

Die Eingeborenen gehören der Rasse der Bantuneger an, die das ganze tropische Afrika einnimmt. Sie sind schokoladenbraun, nicht schwarz, ein kräftiger, hübscher Menschenschlag. Sie sprechen alle Kisuahili, wenngleich in verschiedenen Mundarten. Die Sprache ist äußerst vokal- und klangreich, die Laute a und u sind besonders vorherrschend. Alle abgezogenen Begriffe sind dem Arabischen entlehnt. Die Beugung der Worte geschieht durch Ansetzen von Vorsilben. Da die Neger nur sehr schwer und langsam eine europäische Sprache lernen, so muß jeder ins Land kommende Europäer sofort sich das Kisuahili aneignen, damit er mit dem Volke verkehren kann.

Die Neger teilen sich in zahlreiche Stämme, die im Innern unter mächtigen Häuptlingen stehen und kriegerische Bedeutung haben. Die Stämme der Küstenlandschaften haben kaum eine andere Gemeinschaft als den Namen, sie leben dorfweise gegliedert und haben sich durch ewige Kriege und Fehden geschwächt. Das Land ist durch die früheren beständigen Unruhen, Sklavenraub, den stark betriebenen Kindesmord und abergläubische Gebräuche stark entvölkert. Seitdem der Friede hergestellt ist, und Sitte und Recht zur Geltung kommen, ist zu hoffen, daß die Volkszahl wieder zunehmen wird.

Der Neger kennt den Begriff des persönlichen Besitzrechts am Boden nicht. Das Land gehört dem Stammeshaupte oder dem Dorfe. Jeder bebaut soviel als er zu seinem Unterhalt bedarf. Der Busch wird abgebrannt, der Boden dadurch gedüngt, nach der Regenzeit mit der Hacke leicht geritzt und besäet oder bepflanzt. Alle Feld- und Hausarbeit fällt den Weibern zu, die Frau ist das Arbeitstier, und der Tiefstand der allgemeinen Kultur rührt wohl hauptsächlich von dieser unwürdigen Stellung des weiblichen Geschlechts her. Der Neger kauft sich die Frau von deren Vater. Der Besitz mehrerer Frauen ist ein Zeichen von Wohlstand. Die verschiedenen Frauen eines Mannes vertragen sich friedlich, da sie sich gegenseitig Arbeit abnehmen und so ihr Los erleichtern.

Wenn dem Neger Unlust zur Arbeit vorgeworfen wird, so ist seine Bedürfnislosigkeit und die Ergiebigkeit des Bodens bei der Beurteilung mit zu berücksichtigen. Er hat schwere Arbeit nicht nötig und begibt sich nur ungern in Abhängigkeit, um mehr zu verdienen als er unmittelbar bedarf. Man muß ihn als Kind behandeln; er ist gutartig, liebenswürdig von Natur, aber langsam im Denken und Handeln und deshalb vor allem mit Ruhe und Geduld anzufassen. Das schnell gesprochene Wort, der kurz ausgestoßene Befehl schüchtern ihn nur ein, er verlangt sein Schauri, eine längere Verhandlung, bei der er in sitzender Stellung, durch mehrfache Rede, Gegenrede und Wiederholung allmählich zur Einsicht gelangt. Durch unser allzu brüskes, militärisches Wesen ist im anfang bei der Behandlung der Eingeborenen viel gefehlt worden.

Letztere sind gewiß auch intelligent und entwicklungsfähig; die Erfahrung lehrt aber, daß Mission und Schule nur bei den Kindern Eindruck und Fortschritt machen. Der Erwachsene ist zu stumpfsinnig und gleichgültig, dabei zu materiell gesinnt. Ihm ist der Missionar und Lehrer in erster Linie ein neuer Herr, der ihm Geschenke macht und ihm zu essen gibt. Die Missionen erzielen ihre Haupterfolge durch die Kinder-

lehre, und indem sie die getauften jungen Männer und Mädchen zu Ehepaaren vereinigen, ansiedeln und sich so christliche Dörfer schaffen.

Unbedingt notwendig ist eine Einwirkung auf die Eingeborenen, um sie zu gleichmäßiger, lohnender Arbeit heranzuziehen und zu gewöhnen. Nichts ist dem Neger unangenehmer als ein bestimmtes Pensum in gegebener Frist abzuarbeiten, also unser System der Akkordarbeit. Nun ist ein leiser moralischer Zwang bereits gefunden durch die den Familien auferlegte Hüttensteuer von 3 Rupies = 4½ Mark per Jahr und Hütte. In einigen Bezirken sind Arbeitsverbände geschaffen, in denen eine Dorfgemeinde bestimmte Flächen bebauen muß und von dem Ertrage ⅛ dem Bezirk, ⅛ dem Dorfältesten abgeben soll, während sie ⅛ für sich behält. Anderweit versucht man es mit indischen Vorarbeitern, die den Negern das Pflügen beibringen sollen. Allmählich werden auch auf diesem wichtigsten Kulturgebiete, der Erziehung der Eingeborenen zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft, Fortschritte erzielt werden.

2. Wirtschaftliches.

Vor der deutschen Besetzung des Landes lebten die Eingeborenen von den Feldfrüchten, ohne mehr als den eigenen Bedarf für die Ausfuhr zu erzeugen. Der Handel erstreckte sich nur auf das aus dem Innern zur Küste gelangende weiße und schwarze Elfenbein (Sklaven), Kautschuk, Kopal und dergl. An Einfuhrwaren standen billige Kattune, Baumwollstoffe, Eisenwaren: besonders Hacken, Töpfe, Geschirr und ähnliches obenan. Der Elfenbeinhandel hat wesentlich an Bedeutung verloren, seitdem das nebenhergehende Geschäft des Verkaufs der Träger beseitigt ist, seitdem aber auch die Elefanten an Zahl abnehmen, die großen Vorräte der Häuptlinge und Sultane sich erschöpfen, und Kongostrom, Nyassa-Schireweg und Uganda-Eisenbahn bequemere Handelswege geschaffen haben. Besonders ungünstig steht es um den Kautschuk, der seiner großen Masse nach aus den Urwäldern des Kongostaates stammt. Infolge der Zollpolitik und Bedrückungsmaßregeln der Kongoregierung ist der früher hoch bedeutsame Kautschukhandel nach der afrikanischen Ostküste auf ein Minimum eingeschränkt, und viele Millionen an Wert gehen dem deutschen Handel hierdurch verloren. Die Kautschukausfuhr betrug 1901 nur 1 Million Mark. An anderen Gegenständen lieferte Elfenbein 880000, Kopra ½ Million, Vieh, Sesam, Kaffe je etwa ¼ Million Mark. Die gesamte Ausfuhr betrug 4½ Millionen, die Einfuhr 9½ Millionen Mark.

Der Hauptwert der Kolonie wurde nach der Besitzergreifung in der Möglichkeit gesehen, Pflanzungen für Kolonialprodukte anzulegen. Nahe der Küste fand man die oben erwähnten Vorzugsgebiete, vor allem die beiden herrlichen Usambara-Gebirgsstöcke. Versuche mit Tabak schlugen fehl und wurden nach einer Reihe von Mißerfolgen eingestellt. Dagegen entwickelten sich eine große Zahl von Kaffeeplantagen, die erst Liberia-, sodann arabischen Kaffee erzeugten. Erhebliche Kapitalien sind hier festgelegt. Die Pflanzungen haben recht gute Produkte aufzuweisen, der Usambarakaffee (kleine Mokkabohnen von feinem aromatischem Geschmack) hat sich den Weltmarkt erobert. Leider sind aber die niedrigen Preise des Kaffeemarkts und ein bis jetzt unvertilgbarer Schädling, die Hemileia vastatrix, sowie gewisse unberechenbare Eigenschaften des afrikanischen Waldbodens störend und hemmend hervorgetreten und haben die Plantagen-Gesellschaften um den klingenden Erfolg ihrer Mühen und Arbeit gebracht. Auch Versuche mit Kakao, Kardamom und Vanille sind nicht zu durchschlagenden Erfolgen gediehen.

Augenblicklich wendet man sich lebhaft dem Anbau von Faserpflanzen, Sisalagaven und Ramie zu, der von Eingeborenen leicht zu betreiben ist, und dessen Produkte auf dem Weltmarkt — besonders seit dem wirtschaftlichen Niedergange der Philippinen — starke Nachfrage finden. Daneben wird der Kultur von Baumwolle und Kautschuk liefernden Pflanzen die größte Aufmerksamkeit gewidmet, da Deutschland bestrebt ist, sich und seine Spinnereien von dem lästigen Monopol der amerikanischen Baumwolle für die Zukunft frei zu machen, und die Nachfrage nach Kautschuk im letzten Jahrzehnt außerordentlich gestiegen ist. Die Erzeugung dieser beiden Artikel sollte durch hohe Prämien gefördert werden.

Es bleibt jedoch fraglich, ob Ostafrikas Hauptwert in einer Plantagenkolonie zu suchen ist. Mir will es scheinen, daß größere Werte in der Ausnutzung der Eingeborenen-Arbeit und in der Förderung von deren ursprünglicher Produktion liegen. Sie erzeugen 1. Getreide, 2. Ölfrüchte, 3. die bereits erwähnten Faserpflanzen. An Nährfrüchten sind zu nennen: Mtama (Negerhirse), Maniok (eine mehlige Knollenfrucht), Mais und Reis. Alle diese Früchte sind in ihrem Anbau wesentlich und ins große zu steigern, sie können nach Sansibar und nach Indien ausgeführt und dort abgesetzt werden. Früher bestand auch Getreideausfuhr nach Südafrika (Durban), bis England durch Einführung von Differenzial-Zöllen und ebensolchen Eisenbahntarifen den deutschen Handel gegenüber dem portugiesisch-britischen benachteiligt hat.

Sehr empfehlen würde sich Steigerung des Anbaues von Mais und Reis zur Ausfuhr nach dem immer hungrigen und aufnahmefähigen Indien.

Die Ölfrüchte zerfallen in Kopra (Produkt der Kokospalme), Sesam und Erdnüsse. Aus ihnen wird teils Speise-, teils Maschinenöl gewonnen. Beide Artikel sind in Marseille und Hamburg stets gefragt und gut bezahlt. Die Kokospalme gedeiht am besten in der Nähe des Meeres, so daß sie noch von der Seebrise berührt wird. Sie ist äußerst dankbar und gedeiht auf anscheinend sterilem Boden. Man schätzt die jährliche Einnahme für Kopra von einem Palmbaume auf 2 Rupie = 3 Mark. Die deutsche Küste könnte ein unendlich Vielfaches der jetzt vorhandenen Kokospalmen tragen, und es muß das unausgesetzte Streben der Gouvernements und der Lokalverwaltung sein, die Schambenbesitzer zu verstärktem Anpflanzen von Palmen anzuhalten. Prämien wären für jedes Hundert junger Bäume auszusetzen. Bislang hat die Insel Masia den reichsten Bestand an Palmen und erfreut sich infolgedessen großen Wohlstandes. Sesam und Erdnüsse sind ebenfalls den Eingeborenen immer wieder zu stärkerem Anbau zu empfehlen, da sie höhere Erträge bringen als Körnerfrüchte. Deshalb ist es besonders vorteilhaft für beide Teile, den Steuer zahlenden und die empfangende Behörde, wenn die Steuer in Ölfrüchten entrichtet wird.

Auch Faserpflanzen können von den Eingeborenen angepflanzt werden, da besonders die Agaven bequem zu behandeln sind und geringer Pflege bedürfen. Diese Pflanzen haben selbstverständlich nur Wert, wenn in der Nähe ein Maschinenbetrieb zum Entfasern der Agavenblätter, zum Waschen und Glätten des Hanfs eingerichtet ist. Hier würde also Pflanzarbeit des Eingeborenen mit industrieller Tätigkeit des Europäers Hand in Hand gehen. Diese intensive Ausnutzung des Bodens ist aber erst möglich, wenn für billige Transportmittel gesorgt ist. Da es kein kräftiges, zum Zuge geeignetes Rindvieh und ebensowenig Pferde im Lande gibt, so ist die Eisenbahn das einzige gegebene Verkehrsmittel, von dessen Herstellung ausschließlich die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie abhängt. Bei dem jetzigen Transport aller Waren und Landeserzeugnisse durch Träger ist es klar, daß nur die Bezirke unmittelbar an der Küste und in der Nähe der Städte irgendwelchen Gewinn vom Anbau ihres Bodens haben können. Während des Transports muß der Träger leben, verzehrt also die Vorräte, die er zum Markte bringen soll. Und auf dem Heimwege muß er ebenfalls ernährt werden. Welche Summe von Arbeitskraft durch das Trägerwesen dem Lande verloren geht, ist leicht zu berechnen. —

Ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor hat bisher noch nicht Erwähnung gefunden, die Mineralien. Ostafrika birgt in seinem Schoße Granaten und andere Halbedelsteine, Eisen und Blei. Glimmer kommt im Ulugurugebirge, Steinkohle am Nyassasee und Gold mannigfach vor. Granaten und Glimmer werden abgebaut und gehen in den Handel. Die Nyassakohle hat bislang keine Verwertung gefunden, da die Dampfer auf dem Nyassa für Holzfeuerung eingerichtet sind, und anderweit keine nutzbringende Verwendung vorhanden ist. Gold ist an verschiedenen Plätzen des Innern gefunden. Das Massiv des afrikanischen Kontinents besteht aus Urgestein. In den Granit sind häufig Eisenschiefer und Quarz eingesprengt, und diese sind vielfach mehr oder weniger goldführend. Vom Witwatersrand in Südafrika ziehen sich kleine und stärkere Goldadern durch das ganz gleichartige Gestein und sind jetzt bis zum Viktoria Nyanza festgestellt. Es ist Gold gefunden in den Landschaften Iramba, Usinje und Ikoma. In letzterem Bezirk — östlich des Spekegolfs des Viktoria Nyanza — scheint das Goldvorkommen am bedeutendsten zu sein. Mehrere große englische und deutsche Firmen interessieren sich für den Versuch, das Edelmetall zu gewinnen. Es handelt sich zunächst um die wichtige Frage, ob der Goldgehalt der Adern beträchtlich genug ist, um den Transport der für den Abbau notwendigen schweren Maschinen zu lohnen. Da die deutsche Kolonie noch ganz ohne künstliche moderne Verkehrsmittel ist, so müßten die Maschinen auf der britischen Ugandabahn nach Port Florence und von dort mittelst englischen Dampfer nach dem Ostpunkt des Spekegolfs gebracht werden, ein langer und teurer Transport. Glücklicherweise macht die Arbeiterfrage keine Schwierigkeiten, da die örtliche Bevölkerung der Wassakuma zu unseren kräftigsten und arbeitswilligsten Stämmen gehört. Selbstverständlich ist diese Angelegenheit für die deutsche Kolonie eine Lebensfrage. Wirklich lohnende Goldgewinnung am Südende des Viktoria Nyanza würde dem bis jetzt tot liegenden Landesinneren den nötigen wirtschaftlichen Lebensodem einhauchen und eine kräftige Anregung für den Eisenbahnbau geben.

Vielfach ist in Deutschland die Frage angeregt, ob Ostafrika nicht für Besiedlung durch deutsche Landwirte geeignet sei. Im allgemeinen muß dies verneint werden, da die endemisch herrschende Malaria, der Mangel an brauchbarem Zugvieh und die dem Rind gefährliche Tsetsefliege, endlich das Fehlen von Absatzwegen dagegen sprechen. Eine günstige Ausnahme bilden der Gebirgsstock von Westusambara (1200—2000 Meter hoch), das Hochland von Uhehe (in Höhenlage von 1000—2400 Meter) und das Kondegebirge am Nyassa. Westusambara vereinigt alle Vorzüge:

gesundes Klima, guten Boden, Viehbestand, Küstennähe und Eisenbahnverbindung mit dem Hafen Tanga. Leider sind seine Flächen nur klein, und der anbaufähige Boden wird bald in festen Händen sein. Uhehe hat ebenfalls alles für sich, dazu etwa eine Million Hektar besiedlungsfähigen Bodens, aber keinen Absatz zur Küste, solange keine Eisenbahnen gebaut sind. Kondeland ist in der gleichen Lage, es harrt auf den Bahnanschluß nach Kilwa. Auch diese Frage ist nur durch den Bau von Bahnen zu lösen.

8. Eisenbahnbau.

Wie aus obigem ersichtlich, hängt die weitere Entwicklung der Kolonie ausschließlich von dem Bau von Eisenbahnen ab. Alle Nachbargebiete haben dies wichtige Verkehrsmittel zur Erschließung des Innern herangezogen und sind dadurch dem modernen Verkehr eröffnet, die deutsche Kolonie allein beharrt im mittelalterlichen, verkehrslosen Stadium. Wir Deutsche haben den Fluch der Lächerlichkeit auf uns gezogen und sind tatsächlich dem Gespött der anderen Nationen verfallen, da wir seit 1892 über die von Daressalam ins Innere zu bauende Bahn reden und schreiben, aber nicht zur Ausführung kommen, die Engländer aber inzwischen — von 1896 bis 1901 — die 1000 Kilometer lange Ugandabahn fertiggestellt haben. Es handelt sich in Deutsch-Ostafrika um drei Linien.

1. Die Usambarabahn ist von Tanga bis Korogwe (100 km) in Betrieb und auf der Strecke bis Mombo (150 km) im Bau. Sie erschließt die beiden Usambara-Gebirge mit ihren Pflanzungen und Ansiedlungsgütern, sie öffnet das gut bevölkerte Usegua und wird von dort Korn und Vieh zur Küste befördern. Dagegen erstreckt sich ihre Wirkungssphäre nicht bis zum Kilimandscharo (300 km), dessen Verkehr ausschließlich nach der Station Voi der Ugandabahn geht. Da das Kilimandscharogebiet keine wirtschaftliche Zukunft im großen hat, das Zwischenland zum Viktoria Nyanza aber nacktes Steppengebiet aufweist, so ist zunächst an eine Fortsetzung dieses Bahnbaues über Mombo hinaus nicht zu denken. Dagegen muß alles aufgeboten werden, um das im Bereich der Bahn liegende Land wirtschaftlich aufzuschließen und auszunutzen, wie dies durch das Bezirksamt Tanga in anerkennenswerter Weise vermittelst Ansiedlung zahlreicher Wanyamwesifamilien bereits geschieht. Es ist zu hoffen, daß auf diesem Wege die Bahn ihre Betriebskosten bald selbst decken wird, trotzdem sie bei 1 m-Spurweite für ihren lokalen Zweck leider recht hohe Bau- und Betriebskosten hat.

2. Die Bahn Daressalam—Mrogoro, parallel der alten Karawanenstraße, 220 km. Sie bildet die Mittellinie der Kolonie und soll das Innere derselben erschließen. Zunächst ist sie als Stichbahn gedacht, die die Landschaften Usaramo, Nguu, Ukami, Chutu und Usagara dem Verkehr öffnen und deren Landbau rentabel machen wird. Daneben werden die beiden zu den „Vorzugsgebieten" gehörigen Gruppen der Uluguru- und Nguuberge dem Plantagenbau zugänglich gemacht. Gleichwie in Usagara bei Kilossa bereits Wanyamwesikolonien an der Karawanenstraße entstanden sind, so muß jetzt die Verwaltung sich bemühen, fleißige Wanyamwesi und Wassukuma mit ihren Familien in der Nähe der geplanten Bahntrace anzusiedeln und ihnen Kulturen zu empfehlen, deren Erzeugnisse guten Absatz an der Küste finden. Weiterhin wird festzustellen sein, ob es aussichtsvoll genug ist, eine Verlängerung der Bahn nach Kilossa, dem Mittelpunkte des fruchtreichen Usagara, und von dort nach dem Ansiedlungsgebiet von Uhehe zu erstreben. Dies kann jedoch getrost einer späteren Zukunft und sehr gründlichen Forschungen überlassen bleiben.

Ein Hauptpunkt bleibt möglichst einfache und billige, dafür schnelle Herstellung des Baus. Da wir Deutsche keine Kolonialpolitik großen Stils treiben wollen, da wir nur spießbürgerlich mit der Entwicklung des Landes vorgehen, da also keine Aussicht ist, mit einer deutschen Bahn die britische Linie mit Kapspur am Tanganyika zu erreichen, so erübrigt es, eine breitere Spurweite als 0,60 m zu wählen. Für den jetzigen Verkehr ist diese ausreichend, und für später möge ein größer denkendes Geschlecht sorgen.

Das Wichtigste ist, daß der Bau endlich begonnen wird. Zweimal ist die Bahn vermessen, die Trace abgesteckt und gereinigt, zweimal hat die Tropenvegetation sie wieder überwuchert. Jetzt ist zum drittenmal eine Sachverständigen-Kommission an Ort und Stelle. O deutsche Gründlichkeit und Entschlußlosigkeit!

Mit der Deutschen Bank ist ein Abkommen vorbereitet, demzufolge die Bank den Bau ausführt und das Reich eine Kilometergarantie übernehmen soll. Möge der Reichstag nun endlich die Genehmigung hierzu erteilen und diese Seeschlange des Parlamentarismus beseitigen! Der wackere Vertreter des Projekts der ostafrikanischen Zentral-Bahn, Geh. Kommerzienrat Oechelhäuser, ist längst dahingeschieden, ohne die Verwirklichung seiner Idee zu erleben.

3. Die Südbahn Kilwa—Wiedhafen. Kilwa kisiwani, das alte Quiloa der Portugiesen, hat einen vorzüglichen Hafen mit tiefem Anker-

grunde nahe dem Ufer. Von hier ist gradlinig und ohne Geländeschwierigkeiten eine 700 km lange Bahn nach Wiedhafen am Nyassasee geplant. Nur der Abstieg zum See durch die Hänge des Livingstonegebirges würde den Ingenieuren eine Aufgabe stellen. Diese Eisenbahn würde den Gesamthandel des südlichen Kongostaats, des Tanganyika- und Nyassabeckens sammeln und auf dem nächsten und billigsten Wege nach Europa führen, sie würde das herrliche Kondeland erschließen und den dortigen Anbau lohnend machen, sie würde endlich das große Gebiet zwischen Nyassa und Küste, das jetzt entvölkert und unproduktiv daliegt, zu einem wertvollen Landstriche umgestalten. In der Mitte dieses Gebiets dehnt sich der sehr dankbare Kautschukdistrikt Barikiwa aus, und die fleißigen Wangoni wären durch Ermahnungen des Gouvernements sicherlich zu veranlassen, aus ihren Bergen herabzukommen und den durch frühere Sklavenjagden entvölkerten Landstrich seiner einstigen Kultur wieder zuzuführen. Der ganze fruchtbare Süden der Kolonie würde durch den Bau dieser Bahn ein anderes Gesicht erhalten und schnell emporblühen.

Von mehreren Seiten (Dr. Hesse, Prof. Schiemann u. a.) ist der Vorschlag gemacht worden, eine Reichseisenbahnanleihe aufzunehmen, um diese Bahn und andere notwendige Linien in den übrigen Kolonien zu bauen. Damit wäre ein großer Schritt geschehen, und derartige Lebensfragen der Kolonien von der zufälligen Präsenzzahl im Reichstage und der guten oder schlechten Laune der Budgetkommission unabhängig gestellt. Wir wollen sehen, ob Reichskanzler und Reichsschatzamt sich zu solch grundlegender Maßregel im Sinne kolonialer Erfolge verstehen werden. Leider ist nach dem, was wir im letzten Jahrzehnt erlebt haben, ein gewisses Mißtrauen wohl berechtigt.

Gouvernement und Bezirksverwaltungen in der Kolonie aber werden alles tun müssen, was in ihren Kräften steht, um sich auf den großen Moment vorzubereiten, wenn einmal der Bahnbau einsetzt. Dazu gehört vor allem eine wohl überlegte, verständige Bevölkerungspolitik, die arbeitsame Leute dahin zieht, wo ihre Arbeit später reichen Ertrag bringen kann. Es müssen Massen- oder Stapelartikel erzeugt werden, die die Schiffe befrachten und der Einfuhr eine gleich starke Ausfuhr zur Seite stellen. Dazu eignet sich am besten die Kultur von Ölfrüchten, Faserpflanzen, Baumwolle, Kautschuk. Nicht die Plantagen, sondern die Arbeit der Eingeborenen wird die Kolonie reich und blühend machen.

Dagmar von Dänemark.

Eine Rhapsodie

von

Clara Eysell-Kilburger.

König Waldemar: im Dänenland
Ist keine Königin mehr.
Deine Königin starb im Herzeleid,
Im Herzeleid um dich,
Als du am Halse der Dirne gehangen,
König Waldemar!

Am Leichenschreine der König stand:
Auf goldenen Kissen ihr Haupt,
Auf goldener Decke ihr starrer Leib.
Mit starrem Auge
Sah nieder zu ihr König Waldemar
Und seine Lippen schwiegen.
Im Herzen aber gellte der Schrei:
Kehre wieder, Königin Dagmar!
Vorm Wege zum Richter höre mich an,
Du sollst nicht tot sein, ich will bereun,
Lilien türmen zu Füßen sich dir,
Ihre Düfte sollen Boten sein:
Kehre wieder, Königin Dagmar!
Warum hörst du nicht?
Der dich getötet, schreit nach dir:
Lebe!
Doch die Königin schläft
Im Mantel von Goldhaar, regt sich nicht,
Aller Liliendüfte berauschender Odem
Weckt nicht das Leben
Im Körper, dem lilienblassen.
Da tritt König Waldemar dicht heran
An den Leichenschrein,
Und strafft die Kniee,
Und reckt die Arme, zornig ein König:
Kehre wieder, Königin Dagmar,
Aus dem Totenlande,
Dein König befiehlts!

Siehe, da hebt sich das Haupt, schon vom Tode gezeichnet,
Und es reckt sich und biegt sich im Nacken,
Und hebt sich zu halber Höhe
Über den goldenen Kissen,
Und senkt sich dann wieder,
Und hebt sich noch einmal.
Und als es zum dritten Male
Sehnsüchtig sich aufreckt
Dem Gatten entgegen,
Das gespenstische Totenhaupt,
Liegt König Waldemar am Boden,
Liegt am Boden wie hingemäht
Und schlägt mit der Stirne die Fliesen.

Beruht auf einer Legende. Königin Dagmar war die erste Gattin Waldemars des Siegreichen (1202—41), starb 1212 in Ribe und gilt noch heute in Dänemark als Vorbild der Frömmigkeit und Milde. Die Szene stellt ein ergreifendes kleines Gemälde dar, das in Schloß Frederiksborg hängt.

Rudolf Eucken als Vorkämpfer des Idealismus gegen den Naturalismus.

Von

August Messer.

I. Darstellung und Kritik des Naturalismus bei Eucken.

Läßt sich denn noch gegen den Naturalismus ankämpfen? Ist er nicht wissenschaftlich bewiesen? so höre ich fragen. — Daß es nicht Laune ist, wenn man dem Naturalismus sich widersetzt, daß vielmehr das Höchste dabei auf dem Ziele steht, das werden unsere Darlegungen hoffentlich erweisen. Von vornherein aber muß das Bedenken zurückgewiesen werden, als streite man dabei gegen gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse. Unangefochten bleibt die Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfang, aber Naturalismus ist nicht Naturwissenschaft; er ist mehr, er ist Lebensauffassung, Weltanschauung. Freilich knüpft er an die Naturwissenschaft an, er ist ganz im Banne naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise, und er glaubt mit ihr alle Rätsel des Daseins lösen zu können. Auf welche Weise der Naturalismus dies versucht, und ob ihm dies gelingt, das soll zuerst von uns geprüft werden — und zwar in Anlehnung an die Schriften Euckens.

Ich führe hier die wichtigsten Werke Euckens an und stelle sie dabei nicht nach der Zeit ihres Erscheinens zusammen, sondern in der Reihenfolge, die ich bei ihrem Studium einzuhalten empfehlen würde. Sie sind alle in Leipzig erschienen und liegen meist in mehreren Auflagen vor. Ihre Titel lauten: „Die Lebensanschauungen der großen Denker"; die „Gesammelten Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung"; „Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart"; „Der Wahrheitsgehalt der Religion"; der „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt"; „Die Einheit des Geisterlebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit" und die „Prolegomena" zu dem letztgenannten Werk. — Und nun zur Sache!

Mit Kepler († 1630), Galilei († 1641) und Descartes († 1650) hebt die mechanische Naturbegreifung und damit die moderne Natur-

wissenschaft an. Die Natur als Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis — das ist die Grundlehre — ist nicht so, wie sie die Sinne uns bieten, sie ist nicht diese unmittelbar anschauliche Welt mit ihren Farben, Tönen und Gerüchen. Dieses sinnlich wahrnehmbare Naturbild ist vielmehr erst abgeleitet; es entsteht erst dadurch, daß eine ganz andersartige Wirklichkeit durch Vermittlung unserer Sinne auf unsere Seele wirkt. Diese „erste" Wirklichkeit aber besteht in Elementen einer wägbaren oder unwägbaren Materie. Dieselben sind in Bewegung: das ist ihr natürlicher Zustand, der nicht weiter zu erklären ist. Die Komplexe solcher Elemente machen die Dinge, ihre Bewegungen die Geschehnisse in der Welt aus. Andere, „innere" Eigenschaften der Dinge außer der Beweglichkeit und damit „qualitative" Unterschiede derselben gibt es nicht; noch auch existieren in ihnen zweckvoll wirkende Kräfte. Es gibt vielmehr an ihnen nur ein Mehr oder Minder gehemmter oder entfesselter Bewegung, also gleichartiger, nur quantitativ verschiedener Kraftleistung, die eben darum der mathematischen Berechnung zugänglich ist. Auch die organischen Bildungen nehmen keine Sonderstellung ein. Diejenigen Gebilde nämlich, die zufällig so gestaltet sind und derart auf Einwirkungen von außen reagieren, daß sie sich in dem Weltgetriebe erhalten und fortpflanzen können, nennen wir zweckmäßig. Aber nicht eine sie durchwirkende Zweckidee hat sie gestaltet, mit mechanischer Notwendigkeit sind sie vielmehr aus dem zerstreuten Nebeneinander der Elemente entstanden, mit mechanischer Notwendigkeit haben sie sich weiter ausgebildet und sind sie in unermeßlichen Zeiträumen zu der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Formen und der bewunderungswürdigen Feinheit der Struktur gelangt, die die Welt uns jetzt bietet.

Als eine glänzende Bestätigung kann die moderne Naturwissenschaft die Tatsache anführen, daß ihre leitenden Gedanken stets zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen führten, und daß sie dem Menschen eine immer zunehmende Herrschaft über die Natur gegeben hat und gibt, die die Voraussetzung der neuzeitlichen technischen Kultur ist.

Was lag da näher, als daß man die Begriffe, mit deren Hilfe man aus der unseren Sinnen erscheinenden äußeren Natur deren echte Wirklichkeit herausgearbeitet hatte, auch anwendete auf das Reich seelischer Innerlichkeit? Sie erscheint allerdings dem ersten Eindruck nach, den der psychologisch ungeschulte, naive Mensch davon erhält, als grundverschieden von aller äußeren Natur. Aber sollte dieser erste Anblick sich nicht auch hier aufweisen lassen als das nur subjektive Bild einer ganz davon verschiedenen wahren Wirklichkeit?

Nach einer Brücke, die von dem äußeren Naturgeschehen zu den inneren, seelischen Vorgängen führt, war nicht lange zu suchen. Alles psychische Geschehen zeigt sich ja gebunden an materielle Vorgänge; es wird reicher und feiner in dem Maße, als die Struktur seines körperlichen Substrats eine größere Vollkommenheit zeigt; es erreicht im Menschen seine höchste Stufe, entsprechend der feinsten Ausgestaltung, die bei ihm Gehirn und Nervensystem aufweisen. Diese Entsprechung zwischen dem Psychischen und Physischen scheint aber mit Bestimmtheit darauf hinzudeuten, daß das seelische Geschehen nicht getragen ist von einer eigenen seelischen Substanz; daß es also keine Selbständigkeit besitzt, sondern nur begleitende Parallelerscheinung gewisser materieller Gehirnvorgänge ist, mit denen es kommt und wieder verschwindet. Da die psychischen Vorgänge immer nur für das einzelne Individuum, das sie erlebt, existieren, so mögen sie wohl — meinte man weiter — sozusagen die Innenseite derjenigen physischen Vorgänge bilden, die sich für einen anderen Beobachter als physiologische Gehirnprozesse darstellen würden. Und endlich, wie die physische Welt sich zusammensetzt aus kleinsten Teilchen (Atomen), so soll auch die Innenwelt mit all ihren mannigfaltigen Vorstellungen, ihren wunderbar abgestuften Stimmungen und ihren sich kreuzenden Willensregungen zurückgeführt werden auf einfache, eigenartige Elemente, auf Empfindungen.

Mit dieser Einfügung des seelischen Geschehens als einer abhängigen und beschränkten Teilwirklichkeit in den Naturprozeß erscheint erst das tief im Menschen wurzelnde Streben nach einer einheitlichen (monistischen) Weltauffassung seine Befriedigung zu finden. Man ist zudem überzeugt: die Welt, die sich so der Erkenntnis erschließt, ist die ganze Wirklichkeit; kein Jenseits ist mehr hinter oder über ihr zu suchen, und das ganze Weltgeschehen ist ein ungeheures System von physischen und psychischen Vorgängen, die mit gleicher Notwendigkeit ablaufen. Aller Glaube an Freiheit, an Selbständigkeit geistiger Persönlichkeiten ist ein Wahn, der freilich selbst aus psychologischen Gesetzmäßigkeiten zu erklären ist, dessen illusionärer Charakter aber von vornherein feststeht, weil er den beherrschenden Grundprinzipien der echten Wirklichkeit widerspricht und deren monistischen Charakter aufheben würde.

Betrachten wir diese Grundanschauungen des Naturalismus vom Seelenleben mehr im einzelnen! Wie klein zunächst und unbedeutend erscheint das psychische Geschehen gegenüber den äußeren, kosmischen Vorgängen, die sich im unendlichen Weltraum und in der endlosen Zeit abspielen. Auf all den zahllosen Sonnen, die vom Fixsternhimmel zu uns

niederstrahlen, ist ja organisches und also auch alles seelische Leben unmöglich, kaum auf dem einen oder anderen Planeten können wir noch die Existenz lebender Geschöpfe als möglich vermuten. Und selbst auf der Erde wird eine Zeit kommen, in der die Bedingungen des Lebens nicht mehr vorhanden sein werden, und die ganze Menschengeschichte mit all ihren Freuden und Leiden, Kämpfen, Niederlagen und Triumphen, sie ist dann vorüber wie ein flüchtiger Traum — aber nach wie vor wandeln die Weltenkörper sicher in ihren Bahnen.

Aber nicht nur als ein nebensächlicher Teil des Weltgeschehens soll das psychische Leben erscheinen, man sucht es auch seiner unterscheidenden Eigenart gegenüber dem Naturgeschehen zu entkleiden und so den Gegensatz von Natur und Geist aufzuheben. Auch das Geistige soll sich in reiner „Tatsächlichkeit" abspielen: es ist so und kann gar nicht anders sein, als es ist. Wozu gegenüber dieser ehernen Notwendigkeit sich quälen mit dem Gedanken, daß dies oder jenes hätte geschehen „sollen" oder „nicht sollen?"

Gewiß, das psychische Geschehen bringt auch mit kausaler Notwendigkeit Lust und Unlust, Wertschätzen und Verabscheuen mit sich, und das Individuum strebt mit Notwendigkeit nach Lust und sonstigen Werten und widerstrebt der Unlust und jeglichem Unwert, ebenso wie das Atom auf die äußeren Einwirkungen mit Anziehung und Abstoßung antwortet; und wie dieses in seiner Undurchdringlichkeit sich selbst behauptet, so ist auch die Selbstbehauptung der Kern alles seelischen Lebens und Strebens. Was aber für den Einzelnen nützlich oder schädlich ist zur Selbstbehauptung, das läßt sich nur durch Erfahrung feststellen.

Woher nun aber die Doppelheit im Menschen, daß er will, was er nicht soll, und soll, was er nicht will? — Aus der Gemeinschaft. Das Sollen ist nichts anderes als das Wollen der größeren oder kleineren Menschengruppe, der der einzelne angehört und deren Wollen notwendigerweise ebenfalls gerichtet ist auf Selbsterhaltung und Wohlergehen. Zur Erreichung dieses Zieles aber muß die Gemeinschaft an den einzelnen Forderungen stellen, die oft mit dessen Wünschen gar nicht übereinstimmen, die ihm Selbstbeschränkungen und Opfer, ja gelegentlich das Opfer des eignen Lebens zumuten. Diese Ansprüche der Gemeinschaft treten an den einzelnen als „sittliche" Gebote schon von frühester Jugend ab heran, und zwar ohne weitere Begründung, also schlechthin kategorisch. Das „Gewissen" wird ihm so anerzogen. Was es aber fordert, das ist nach dem jeweiligen Zustand der einzelnen Gemeinschaften ganz verschieden. Denn nach der Verschiedenheit der äußeren und inneren Verhältnisse der

einzelnen Menschengruppen ist auch das, was zu ihrer Erhaltung und ihrer Wohlfahrt nützlich ist, sehr verschiedenartig. Absolute ethische Normen gibt es also nicht, alle haben vielmehr nur relative Geltung, denn sie beruhen in letzter Linie auf den Erfahrungen über das Nützliche und Schädliche.

Und wie die Gemeinschaft im Laufe ihrer historischen Entwicklung das Sittliche hervorbringt, so schafft sie auch die gesamte Kultur. Der ganze Kulturprozeß ist aber nichts vom Naturprozeß qualitativ Verschiedenes, sondern nur eine Fortsetzung und Steigerung desselben. Zweifelt jemand daran, so betrachte er nur den modernen Kulturprozeß mit seinem rastlosen, maschinenartigen Weitertreiben, das den einzelnen und selbst die menschlichen Gemeinschaften mit anscheinend überwältigender Macht in seinen Wirbel zieht und unter sein Gesetz zwingt, und in dem ebenso grausam der Kampf ums Dasein sich entfaltet wie in der Natur, und wo ebenso mitleidlos die Individuen der Erhaltung der Gattung geopfert werden wie dort.

Erscheint aber der Gedanke einer von Freiheit getragenen, selbständigen geistigen Welt vor der naturwissenschaftlichen Denkweise als Illusion, dann dürfte es wohl an der Zeit sein, diesen Wahn aufzugeben; dann möchte es Weisheit verraten, sich dem gewaltigen Entwicklungsprozeß, der sich als Kern alles Geschehens herausstellt, willig hinzugeben und an ihm mitzuarbeiten. Erhaltung und Förderung von Leben und von Kraft zu leben und zu wirken, wird so Ziel und Inhalt alles Wollens und Handelns und aller Kulturarbeit, und unser Glück finden wir eben in dieser Steigerung des Lebensprozesses. Dieses Leben selbst aber hat kein weiteres Ziel, dem es zu dienen hätte; über es selbst hinauszufragen, ist sinnlos. Es ist nun einmal letzte Tatsache und es drängt von selbst zu immer weiterer Entfaltung, zu immer reicherer Bewegung. Für diese Entwicklung aber gibt es keinen definitiven Abschluß, keine bindende Norm, keine bleibenden Werte. Alles gerät in Wechsel und Wandel: das ist für jede Zeit wahr und gut, was der Entwicklung nützlich ist. Hinfällig wird dann freilich der Gedanke eines objektiv Wahren und Guten, aber der Wertunterschied unter unseren Vorstellungen bleibt doch. Zwar wird man nicht mehr sagen: das ist wahr und gut und jenes falsch und schlecht — und zwar „an sich" und „zu allen Zeiten"; aber die Erfahrung zeigt doch, daß die einen Vorstellungen heilsamer, lebenfördernder sind als die andern, und wer sie besitzt und danach handelt, der besitzt eben — in neuem Sinne — Wahrheit und sittliche Güte.

Ganz und gar aber scheint es geboten, die Illusion einer selbständigen Geisteswelt fahren zu lassen, die das Diesseits durchwirkt,

aber in einem Jenseits erst ihren Schwerpunkt findet. So schmerzlich es auch für den Menschen sein mag, zu verzichten auf seine Sonderstellung, durch die er sich — als ein für die Ewigkeit im Jenseits bestimmtes Geschöpf — abhob von der Reihe der Naturwesen: gebietet nicht die wissenschaftliche Erkenntnis diesen Verzicht, und erwacht nicht gegenüber der Gebundenheit an die oft harten Gesetze eines geglaubten Jenseits eine früher ungekannte Weltfreudigkeit und ein jugendliches Kraftgefühl?! Und wenn wir uns in den Lebensstrom hineinversetzen und ins Schrankenlose der Menschheit Kräfte entwickeln, finden wir nicht im Diesseits reichen Erfolg für alles, was dichtende Phantasie an Gütern in ein Jenseits hineinzauberte?! Ja, wenn wir uns und andere nicht mehr auf ein Jenseits vertrösten, dann werden wir erst die ganze Bedeutung und den unersetzlichen Wert unseres Lebens im Diesseits ermessen, dann werden wir durch ernste Arbeit auf allen Kulturgebieten, besonders aber durch unermüdliche Bekämpfung wirtschaftlicher und sozialer Mißstände Aufgaben erfüllen, deren Wert jeder anerkennen muß und zu deren Durchführung gerade die naturwissenschaftliche Welterkenntnis uns in stand setzt. —

So steht die naturalistische Weltanschauung im modernen Leben da, scheinbar unerschütterlich begründet auf die Naturwissenschaft, nicht bloß als eine abstrakte Theorie einiger einsamer Denker, sondern als eine Macht, die auf allen Gebieten unseres Kulturlebens sich wirksam erweist, als ein „Lebenssystem", das unser Denken, Fühlen und Handeln von allen selbstgefälligen Illusionen und eitlen, phantastischen Strebungen befreien und zu klarem Realismus, zu nüchternem Wirklichkeitssinn bringen will.

Aber kann der Naturalismus das wirklich? Wir sahen: ein selbständiges Geistesleben ist ihm ein Unding; das Geistige, richtiger das Psychische, ist ihm nur ein belangloses Nebenprodukt in dem gigantischen System physischer Naturvorgänge. Bei dieser Grundanschauung vergißt aber der Naturalismus nur zu leicht, daß das gewaltige mechanische Naturgetriebe, in dessen strenge Ordnung und Gesetzmäßigkeit er sich gerne bewundernd vertieft — vom Geiste erschlossen, ja daß es, als dieses System, erst im Geiste erzeugt ist. Die Faktoren, die seinen Grundbestand ausmachen: Materie, Energie, Kausalität, Maß, Zahl usw., es sind Begriffe, durch die der erkennende Geist die Welt, die der naiven Auffassung anschaulich und fertig vor den Sinnen zu liegen scheint, sich erst zum geistigen Inhalt und Besitz macht, wobei er seinen immanenten Gesetzen, seinen Funktionsweisen entsprechend erst die „Natur" schafft,

nämlich die Natur als Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis, als „das Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist", — um mit Kant zu reden. Ohne die Denktätigkeit des Bewußtseins ist das Gegebene, Sinnliche, bloß ein x, das zwar auf einen unabhängig von dem erkennenden Subjekt existierenden Faktor hinweist, aber an sich ein schlechthin Unbestimmtes, erst zu Bestimmendes darstellt, dessen unendliche Bestimmungsmöglichkeit die Voraussetzung der nie vollendeten Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis bildet. Diese Bestimmung aber geschieht gemäß den Grundfunktionen des erkennenden Bewußtseins, und so wird die Natur in ihrer wissenschaftlich festgestellten Objektivität, in ihrer „Gegenständlichkeit" von dem wissenschaftlichen Denken erst erzeugt. — So hat der Menschengeist in der modernen Naturwissenschaft eine Riesenarbeit geleistet, mit größtem Erfolg war er bemüht, die überreiche Mannigfaltigkeit der physischen und psychischen Erscheinungen zur Einheit des wissenschaftlichen Bewußtseins und damit erst zu einer Natur als „Inbegriff der Regeln (Gesetze), unter denen alle Erscheinungen stehen müssen" (Kant) zu verknüpfen. Wie sollte aber diese großartige und streng einheitliche geistige Leistung sich verstehen lassen lediglich aus einer Vielheit psychischer Elemente, aus einem Getriebe atomistischer Empfindungen und ihrer Nachwirkungen — worin für den Naturalismus alles Geistige besteht?!

Mit verführerischer Beredsamkeit ferner sucht zwar der Naturalismus uns zur deterministischen Anschauungsweise zu bekehren; er sucht uns zu zeigen, daß „Persönlichkeit", „Freiheit", logische und sittliche Normen ihrem wirklichen Wesen nach mit seinen Grundauffassungen prächtig harmonieren, und was ihnen daran zu widersprechen scheine, daß das — Illusion sei. Aber wir erleben doch zu unmittelbar, daß unser Ich, unsere geistige Persönlichkeit etwas anderes und mehr ist als ein Bündel psychischer Elemente, und daß ein überlegter, freier Willensentschluß gar nicht gleicht einem mechanisch ablaufenden Prozeß, daß uns endlich logische und ethische Normen Wichtigeres bedeuten als Beschaffenheiten, die das Denken und Wollen des menschlichen Durchschnitts aufweist.

Es mag sein, daß der Psychologe, wenn er das Innengeschehen verstandesmäßig erkennen will, es sich als gegebenes Objekt, als Naturprozeß denken muß, wobei dann das Ich, die freie Willensentscheidung und die absoluten Normen aus seinem Gesichtskreis entschwinden. Deshalb entschwinden sie aber nicht aus der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit, die wir unmittelbar in uns erleben, ist reicher

als das, was der nach naturwissenschaftlicher Art forschende Psychologe sieht. Bezeichnen wir sein Objekt als das Psychische, das Seelische, so mag er immerhin dies in seine Elemente zerlegen und auf seinen naturnotwendigen Verlauf hin untersuchen, aber er hat dabei keinen Blick für die geistige Welt, in der wir als einheitliche Persönlichkeiten frei uns entscheiden, in der wir ewig gültige Normen anerkennen, nach denen wir das naturgegebene psychische Geschehen in Denken und Wollen umzugestalten streben.

Der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung bleibt also ihr Recht unangetastet, und sie mag auch das Innengeschehen ihrer Forschungsweise unterwerfen, aber der Mensch darf sich nicht selbst und seine unmittelbar erlebte geistige Wirklichkeit vergessen, wenn er sich — im Verlaufe seines Erkenntnisstrebens — auch als ein Stück Natur betrachtet. Was ihm Naturwissenschaft und naturwissenschaftliche Psychologie bieten, ist die Wirklichkeit, wie sie sich ihm als Objekt seines erkennenden Verstandes darstellen muß, aber der Mensch ist nicht nur Verstand, er ist auch, und vor allem, fühlendes und wollendes Wesen, und als solches braucht er Werte, Ziele, Ideale, um sein Leben zu gestalten. Gewiß ist auch die Wissenschaft für ihn ein Wert, aber nur einer unter anderen. So wenig die Gelehrten oder gar die Naturforscher die menschliche Gesellschaft ausmachen, so wenig kann die naturwissenschaftliche Denkweise die Fülle menschlichen, geistigen Lebens in sich aufnehmen, schon deshalb nicht, weil der Verstand nur „Seiendes" sieht, Werte und Ideale sind aber nicht, sie existieren nicht etwa als Dinge, die der Naturforscher entdecken könnte, sondern sie haben „Geltung" als Aufgaben, als Normen für unsern Willen. Nun aber meinen wir mit dem „Geistigen" gerade die Welt der Ideale, der Werte, der Normen: das Wahre, das Gute, das Schöne, sind sie nicht die ewigen Leitsterne für unser geistiges Leben?! —

Freilich will der Naturalismus durch den Hinweis auf die Wirksamkeit der menschlichen Gemeinschaft und der Geschichte die Umbildung des Menschen vom Naturwesen zum Kulturwesen und damit seine Erhebung zum geistigen Leben erklären. Wenn aber alles nur naturnotwendiges Geschehen ist, wenn das Getriebe der Gedanken und Wollungen bald dieses, bald jenes Ergebnis mit kausaler Notwendigkeit hervortreibt, woher dann der Gedanke einer objektiven, nicht in der äußeren Aneinanderreihung der Gedanken, sondern in ihrem Inhalt begründeten Wahrheit und einer vernünftigen freien Willensentscheidung?! Und wenn das geistige Leben des einzelnen ohne Rest als „Produkt von Geschichte

und Gesellschaft zu verstehen sein soll, wie kommt es, daß er diese beiden an selbstgeschaffenen ethischen und ästhetischen Normen mißt, daß er Perioden der Geschichte nach ihrem verschiedenen Werte abschätzt, und daß er auch die mit dem Ertrag der historischen Entwicklung bereicherte Gesellschaft seiner Zeit, die ihn selbst hervorgebracht hat, nicht als die schlechthin ideale und absolut wertvolle ansieht, sondern daß er vielleicht vieles in ihr hart verurteilt und erbittert bekämpft, und daß er nirgends die Ideale, die seinen innersten und wertvollsten Besitz bilden, verwirklicht sieht?! Zeigt das nicht, daß der einzelne ein doppeltes Verhältnis zu der Geschichte und der Gemeinschaft hat: daß er ihnen zwar alles verdankt, was sozusagen den stofflichen Inhalt seines Geisteslebens ausmacht und was auch die schlummernden geistigen Kräfte in ihm geweckt hat, daß er aber mit seiner geistigen Ursprünglichkeit und Selbsttätigkeit und mit dem Idealgehalt seines Wesens alles, was in Geschichte und Gemeinschaft als gegeben vorliegt, weit überragt?!

Darum kann es auch nicht als oberste Weisheit erscheinen, uns vom Strome des Kulturprozesses einfach treiben zu lassen oder vielmehr, da dieser gar nicht so einheitlich ist, uns der stärksten Strömung einfach hinzugeben — in einseitiger, naturalistischer Schätzung des quantitativ oder intensiv Hervorragenden. Auch an die mächtigsten Kulturtendenzen bringen wir aus unserer geistigen Selbständigkeit Maßstäbe heran; wir werten vielleicht aufs höchste, was kaum merkbar sich regt, und sehen in ihm das, dem die Zukunft gebührt, und wir verwerfen vielleicht, was den lauten Beifall der öffentlichen Meinung für sich hat. Wollte man aber gar fordern, daß wir uns dem Kulturprozeß und seinem geschichtlichen Werdegang gegenüber jedes Werturteils enthielten, dann könnten wir in ihm nur das Anderswerden sehen, denn jeder höhere Sinn, jeder bleibende Ertrag fehlt; dann würde er uns in seinem gleichgültigen Ablaufen und seiner zeitlichen Flüchtigkeit erst recht als leer, ja unerträglich erscheinen. —

II. Die Begründung des Idealismus durch Eucken.

Unter den Philosophen der Gegenwart, die sich von der naturalistischen Anschauungsweise nicht gefangen nehmen ließen, die vielmehr die Unzulänglichkeit des Naturalismus als Lebens- und Weltanschauung mit Schärfe und Nachdruck aufwiesen, steht Rudolf Eucken an hervorragender Stelle.

Wir haben im vorhergehenden, und zwar im Geiste Euckens, zu zeigen gesucht, daß der Naturalismus aus einseitig verstandesmäßiger Weltbetrachtung entspringe. Darin liegt auch der tiefste Grund, warum

er für einen Mann wie Eucken von vornherein als ungenügend und unbefriedigend erscheinen mußte. Ihm ist die Philosophie nicht nur Fachgelehrsamkeit, sondern Leben und Wirklichkeit, und sein Philosophieren entspringt nicht nur aus seinem Verstande, sondern aus seiner ganzen hochgemuten und warmherzigen Persönlichkeit. Er wendet sich darum, auch ohne sich den strengsten Anforderungen der Fachphilosophie irgendwie zu entziehen, in seinen meisten Werken an weitere Kreise, und er ist unermüdlich darin, das sein ganzes Leben und Philosophieren durchdringende und gestaltende Prinzip darzulegen und es zu einer Weltanschauung oder richtiger einem „Lebenssystem" auszugestalten. Die Philosophie ist bei ihm vorwiegend Geistesführung, Wegweiserin im Reich der Werte; keine Sache der Schule, sondern Angelegenheit des Lebens, der Menschheit. Nicht die Wissenschaft allein oder gar ein Zweig derselben, die Naturwissenschaft, darf nach seiner Überzeugung den Maßstab liefern wollen für das gesamte Geistesleben. Vielmehr ist zu bedenken, daß die Wissenschaft selbst getragen ist von einem übergreifenden geistigen Schaffen, und daß sie als Teil desselben erst aus dem Ganzen heraus ihre Begrenzung und Rechtfertigung findet. Euckens Hauptanliegen ist dabei, die Selbständigkeit des Geisteslebens gegenüber dem Naturprozeß zu verfechten. Die Gegenargumente gegen den Naturalismus, von denen wir einige andeuteten, sind bei ihm in aller Schärfe und Vollständigkeit ausgeführt. Er verkennt nicht im geringsten die Bedeutung und das Recht der naturwissenschaftlichen Erkenntnisweise, aber er protestiert dagegen, daß die Formen, in denen die Naturwissenschaft ihren Gegenstand zu fassen sucht, für die Kriterien der Wirklichkeit überhaupt gelten sollen, und daß alles als Illusion erscheine, was sich nicht in diese Formen pressen läßt. Das, was in lebendiger „Tat" geschieht, muß vielmehr den Maßstab für unsere „Auffassung" bieten, nicht umgekehrt. Vor allem aber möchte ihm das Goethesche Wort aus dem Herzen gesprochen sein: „Das Wesen der Welt läßt sich nie in eine Formel fassen, wohl aber stellt es sich in großen Persönlichkeiten kräftig und deutlich dar."

Mit Plato und all den großen idealistischen Philosophen ist er in der Überzeugung einig, „daß im Menschen eine geistige Welt aufgeht, die nicht aus dem bloßen Menschen stammt, daß ein an sich Wahres, Gutes und Schönes besteht, unabhängig davon, wie wir uns dazu stellen und wie wir zu ihm gelangen"; daß „nicht der Mensch, sondern der Geist das Maß der Dinge ist". So neu und zeitgemäß in seinem Munde alles klingt, so wenig will er eine in ihrem Grundbestande durchaus neue Lehre verkünden. Er will ja das geistige Leben, das

über die Jahrtausende hin die Denker innerlich eint und alles echte Kulturschaffen als sein lauteres Lebensprinzip durchwirkt, in seiner Eigenart und in seiner Verschiedenheit vom Naturprozeß erfassen. Was Wunder, daß er allenthalben Selbstzeugnisse dieses Geisteslebens erkennt und heranzieht, und daß er so Goethes Mahnung wahr macht: „Das Wahre war schon längst gefunden, hat edle Geisterschaft verbunden, das alte Wahre, faß' es an!"

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auch nur in annähernd erschöpfender Weise zu zeigen, wie sich Eucken in das geistige Leben nach allen seinen Verzweigungen vertieft, und wie er die mannigfachen Züge desselben, die es von jeglichem Naturgeschehen qualitativ unterscheiden, feinsinnig hervorhebt. Ich weise deshalb hier nur darauf hin, daß er der Aktivität und Spontaneität aller geistigen Wirksamkeit und ihrem synthetischen (vereinheitlichenden) Charakter vollkommen gerecht wird; daß er die Zwecktätigkeit als seine charakteristische Form hervorhebt; daß er endlich seine Apriorität klar kennzeichnet, d. h. die innere Bindung an die Gesetze seines Wirkens, die von vornherein (a priori) in ihm liegen, seine innere Einheit garantieren und es dadurch erheben über allen Wechsel von Raum und Zeit.

Allein unmöglich können wir in solcher Kürze derjenigen Züge des Geisteslebens gedenken, die gerade für Euckens Auffassung desselben in besonderem Maße charakteristisch sind.

Da tritt zunächst gegenüber der naturalistischen Auflösung der Innenvorgänge in atomistische Elemente die Forderung eines zusammenhaltenden und tragenden „Selbst" scharf hervor. Aber dieses Selbst des geistigen Lebens ist nicht identisch mit dem naturhaften Ich, es ist nicht ein bloß seelisches Fürsichsein, nicht das isolierte Subjekt, das sich ganz in seiner Individualität von den anderen als ein besonderes abschließt. Das echte, wesenhafte Selbst, die vergeistigte Persönlichkeit, ist auch nicht von Anfang an fertig gegeben, sondern sie ist erst zu erringen; und dies auch nicht so, daß diese Aufgabe in irgend einem Zeitpunkt der menschlichen Existenz vollkommen gelöst wäre: nein, immerfort haben wir in eigenster, freier Tätigkeit zu ringen um unser geistiges Wesen, um die „Rettung unserer Seele".

Und was ist nun das Neue und Unterscheidende dieses geistigen Selbst gegenüber dem naturhaften, „kleinmenschlichen Ich"? Als Naturwesen stehen die Menschen einander gegenüber in ihrer individuellen Verschiedenheit und Partikularität; in ihrem seelischen Leben eingeengt und scheinbar gebunden an die naturgegebene Beschaffenheit ihres angeborenen

Charakters und rücksichtslos ihr punktuelles Dasein behauptend, ihre egoistischen Strebungen durchsetzend. Durch den geistigen Lebensprozeß aber findet zunächst ein Weiterwerden des Selbst statt. Ein Ausspruch Al. Riehls (Philosophie der Gegenwart, Leipzig 1903 S. 257) soll dies erläutern: „Mag auch die große Persönlichkeit alles, was außer ihr ist, zu ihrer Selbstbildung, ihrer Selbstvollendung gebrauchen, mögen ihr Gesellschaft, Staat, ja die übrige Menschheit selbst zu Mitteln und Werkzeugen werden, die ihrem höchsten Wohle dienen, sie kann nicht anders, als von der Seeligkeit ihrer Natur auch auf andere ausgießen, und indem sie so den Reichtum ihres Innern erschließt, wird sie selbst zum Organ des Ganzen, und wie das Ganze in ihr lebt, lebt sie selbst für das Ganze". — Den geistigen Größen und Gütern gegenüber erscheint es eben als Torheit, wollte der einzelne in gierigem Egoismus möglichst viel davon für sich erraffen und es den anderen mißgönnen. Und wie wäre ein geistiger Wechselverkehr, wie die Anerkennung gemeinsamer logischer, ethischer und ästhetischer Normen denkbar ohne ein in den einzelnen zum Durchbruch kommendes gemeinsames Geistesleben?! Die naturgegebene Enge und Partikularität des Ich erscheint nunmehr gegenüber dem geistigen Leben als ein fremdes, trübendes, entstellendes Element. Es gilt nun herauszukommen aus der Enge des Bloß-Individuellen, Klein-Menschlichen zu einem geistigen Selbst, das einen „Weltcharakter" trägt, ohne deshalb individueller Eigenart entkleidet zu sein. Aber diese vergeistigte Individualität engt nicht mehr ein, schließt sich nicht mehr selbstgefällig ab, sondern zeigt unendliche Weite — des Verständnisses und der Liebe. Indem so die geistige Tätigkeit zur Quelle unseres geistigen Seins wird, indem wir so in ihr unser echtes Selbst erst erringen und erleben, erhebt sich aus der Tiefe unseres eigenen Wesens „eine Region" unseres Seins, die die Vereinzelung und Zerstreuung überwindet und uns aus der trüben und schweren Atmosphäre menschlicher Meinungen und Interessen hinaushebt in den reinen Äther eines Lebens aus der Weite und Wahrheit des Alls.

Dieses Weitwerden in und mit der geistigen Tätigkeit ist aber nicht Sturm und Drang in unbestimmte Fernen, nicht bloße Kraftentfaltung, die sich von draußen her mehr an den Dingen als mit ihnen beschäftigt. Die Tätigkeit muß sich vielmehr bestimmt und konkret gestalten an einem „Werke", sie muß dadurch zur „Volltätigkeit" werden.

Erläutern wir dies sogleich an einem Beispiel. Kant etwa hätte bei aller Weite und Größe seines Geisteslebens „die Höhe seines eignen Wesens und damit die Befriedigung seines Daseins" nicht erreicht, „wäre

ihm nicht der Aufstieg zum Werke seiner Vernunftkritik gelungen, und hätte sich ihm nicht alles, was in ihm lebte und strebte, in eine einzige Tat zusammengefaßt".

Wie nun aber bei der geistigen Tätigkeit als Selbsttätigkeit ein innerer Zusammenhang alle Mannigfaltigkeit umfassen und vereinheitlichen muß, so muß auch das „Werk", in dem sich diese Tätigkeit konzentriert und kristallisiert, nicht in vereinzelten, nach draußen abzuliefernden Leistungen bestehen, sondern es muß ein Ganzes, ein Gesamtwerk, ein „Lebenswerk" sein.

Nicht jeder kann natürlich eine epochemachende Leistung wie die Vernunftkritik schaffen, und beim „Werke" ist überhaupt nicht in erster Linie an literarische oder künstlerische Werke zu denken: das Lebenswerk, an dem jeder zu arbeiten hat, und woran er zugleich um die Weiterbildung seines eignen Wesens kämpfen mag, ist vor allem — sein Beruf, und es besteht weiterhin in all den Aufgaben, die ihm aus seiner ganzen menschlichen Lage, besonders aus seinen Beziehungen zu den engeren und weiteren menschlichen Gemeinschaften erwachsen. Es gilt dabei, immer mehr nicht von außen geschoben oder in bloß gewohnheitsmäßigem, mechanischen Handeln sich zu betätigen, sondern mehr und mehr seine Lebensbetätigung von innen her zu durchgeistigen, alles eigne Tun auf seine Vernünftigkeit, seine sachliche Berechtigung zu prüfen und, soweit es diese Prüfung nicht besteht, es einzustellen oder umzubilden. Je mehr so der Mensch sein Leben und seine Tätigkeit zu einem Vernunftwerk zu machen sucht, umsomehr nimmt er den Inhalt und Gegenstand seiner Betätigung in sein Wesen und Wirken auf, umsomehr entwickelt sich bei ihm echte „Volltätigkeit", in der wirklich ein Selbst, eine Persönlichkeit sich aufarbeitet, die eben darin ihren dauernden Lebensgehalt findet, während alle äußere Leistung, die nicht so zum Eigensten der Persönlichkeit gehört, sondern sich glatt von ihr ablöst, leer und tot bleibt, mögen ihr auch große Augenblickserfolge beschieden sein.

So bewährt sich hier Goethes Prometheuswort: „Wie vieles ist denn dein? Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt, nichts drunter und nichts drüber!" Und nicht minder bewahrheitet sich das Wort der Bibel, daß der, der sein Leben hingibt, es gewinnen wird. Denn es gilt, das eigne naturhafte Selbst mit seinem engen Glücksstreben unterzuordnen unter die Forderungen einer „Sache", mag die Arbeit wissenschaftlicher oder künstlerischer, politischer oder wirtschaftlicher Natur sein; es gilt, selbstvergessend an dem zu arbeiten, was als Pflicht erscheint. Dann reift nebenher von selbst als köstlichste Frucht das naturhafte Ich zur geistigen Persönlichkeit.

Und wie die einzelnen, so finden auch ganze Zeiten und Völker ihre Wesenserhöhung im „Werke", das sich hier darstellt, in dem echten, probehaltigen Kern ihrer Kultur, in ihren „klassischen" Leistungen. —

Wenn man sich aber so unter der Führung Euckens in das geistige Leben nach seiner reinen Eigenart versenkt hat und dann zurückblickt auf das Bild des Geisteslebens, das die Erfahrung über die Menschen und ihr durchschnittliches Kulturgetriebe, das vor allem auch die Erfahrung über uns selbst uns bietet, — wen beschliche da nicht ein Gefühl der Bangigkeit und des Verzagens?!

Das Geistesleben in seiner Reinheit und Idealität soll ja die echte Wirklichkeit sein, es soll allmählich unser ganzes Dasein durchdringen und es damit erst zu seinen Wert und seiner Wahrheit bringen — und wie zersplittert, wie ohnmächtig erscheint es in unserer menschlichen Sphäre! Ist es nicht vertrauensseliger Optimismus, der gegenüber den niederziehenden Erfahrungen, die wir an uns und anderen alltäglich machen, noch von einer selbständigen und weltüberwindenden Geistigkeit reden will?! Erscheint da nicht doch vielmehr der Naturalismus den Mut der Wahrheit zu haben, wenn er kühl und resigniert erklärt: das Geistesleben, dieses prächtige Schmuckstück menschlichen Wesens, von dem die meisten bewundernd reden, sei — gar nicht vorhanden?!

Wenn überhaupt jemand, so wird Eucken sicherlich von dem Vorwurf eines zwar gutgemeinten, aber zu vertrauensseligen Optimismus nicht getroffen. Mit unerbittlicher Schärfe und nüchternster Klarheit — wie der überzeugteste Pessimist — weiß er die Widerstände zu schildern, die dem geistigen Leben in unserer menschlichen Sphäre erstehen, weiß er die Trübungen und Verwirrungen darzustellen, die es hier erfährt. Mit unübertrefflicher psychologischer Feinheit weist er nach, wie das Geistige selbst, während es die Menschen innerlich umwandeln soll, in den Dienst des kleinmenschlichen, naturhaften Egoismus gestellt wird; mit ergreifendem sittlichen Zorn geißelt er die oft empörende Unwahrhaftigkeit, Selbstgefälligkeit und innere Leere des durchschnittlichen Kulturgetriebes, der „Kulturkomödie".

Wenn er aber trotz alledem festhält nicht bloß an dem absoluten Wert, sondern an der sieghaften Kraft des Geisteslebens, so wurzelt dies unerschütterliche Vertrauen in der tiefen Überzeugung, daß das — von allem naturhaften Seelenleben scharf zu unterscheidende — Geistesleben getragen ist von einem „kosmischen Selbst", einem persönlichen Weltwesen; daß die menschliche Sphäre des Geistigen nicht seine gesamte Wirklichkeit ausmacht; daß in sie das geistige Weltprinzip nur

hereinleuchtet, und daß uns so jenseits der menschlichen Welt der Widersprüche eine Welt reiner Vernunft erscheint, in der sich die Weltsubstanz in überwindender Tat erweist.

In unmittelbarste Berührung mit jener Welt überwindender Geistigkeit treten wir aber in der Religion. Aus ihr vermögen wir immer aufs neue Kraft zu schöpfen im Kampfe für das Geistige, seine Werte und Ideale, und neues Vertrauen zu gewinnen auf seinen Sieg.

Bei Eucken wird der Zugang zur Religion nicht gewonnen von der Natur her, von ihrer staunenerregenden Ordnung und Gesetzmäßigkeit oder ihrer zweckvollen Einrichtung aus, die Religion wird vielmehr einzig und allein begründet auf das geistige Leben. „Eine wahrhafte Religion kann der Mensch nur von seinem Innenleben her und unter der Bedingung gewinnen, daß dieses Innenleben in großen unsichtbaren Zusammenhängen steht, daß mit dem Eintreten des Geisteslebens eine höhere Stufe der Weltentwicklung beginnt, und daß auf dieser Stufe das Einzelwesen keinen vereinzelten Punkt bildet, sondern einen unmittelbaren Anteil an dem Ganzen hat; nur wenn sich ein Weltprozeß in uns und durch uns vollzieht, und der Mensch ihn in eigne Tat zu verwandeln vermag, können wir Erfahrungen von etwas Übermenschlichem machen, können göttliche Kräfte sich uns erschließen und uns über alles Kleinmenschliche hinausheben."

Gewiß, vieles bleibt uns dunkel: woher die Widerstände gegen das Geistige; woher die freiwillige Abwendung von ihm, das Böse? Und so ruht unsere Bejahung der Religion nicht auf einem zwingenden Beweisgang, der alle Schwierigkeiten beseitigte und jedem, der ihn verstehen kann, Zustimmung abnötigte. Die Bejahung kann vielmehr nur erfolgen in freier Entscheidung, herausgeboren aus dem Drange, gegenüber den oft überwältigenden Widerständen das eigne geistige Selbst zu behaupten.

So findet Euckens Philosophie ihren krönenden Abschluß, ja ihren Schwerpunkt in seiner Religionsphilosophie. Diese auch nur in ihren Grundzügen anzudeuten, liegt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung. Das dürfte jedoch von vornherein klar sein, daß bei ihm der Gottesglaube — gegründet auf die inneren Notwendigkeiten und Forderungen des geistigen Lebens — nicht beengend und lähmend, sondern nur erhebend und stärkend auf das gesamte Geistesleben zu wirken geeignet ist.

Jena oder Sedan?

Von

W. v. Massow.

Die Frage, die Franz Adam Beyerlein als Titel seines bekannten Romans gewählt hat, beschäftigt heute viele Köpfe. Es sind nicht die literarischen Eigenschaften des Romans, die seinen großen buchhändlerischen Erfolg bedingt haben, sondern die Betrachtungen und Schilderungen über die Vorgänge im deutschen Heere, auf die sich das öffentliche Interesse jetzt wieder in besonderem Maße gerichtet hat. Kritik am Heere in neuer, unterhaltender Form, — das kommt einem durch allerhand Vorgänge und Beobachtungen erregten Bedürfnis entgegen. Planmäßige Agitation und dunkle Empfindungen begegnen sich in der Erweckung von Zweifeln, ob das Heer gegenwärtig noch auf der Höhe seines Berufs steht.

Der Roman ist in unserer Monatsschrift bereits genügend als literarische Erscheinung gewürdigt worden. Es ist nur noch eine Ergänzung nach der militärischen Seite hin notwendig, eine Ergänzung, die jedoch durch die Bedeutung der Frage in diesem Falle über den Rahmen der Besprechung dieses einzelnen Buches hinauswachsen muß.

Man hat Beyerlein einen Vorwurf daraus gemacht, daß er das Buch überhaupt geschrieben hat. Ich möchte ihn darin milder beurteilen. Ein junger Dichter, reich ausgestattet mit der Lust zum Fabulieren, tritt, als er seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügt, in eine Welt ein, die ihm eine Fülle von lebensvollen Gestalten und Situationen zeigt, — eine Welt, für die sich eigentlich jedermann interessiert und die doch in ihrer wirklichen Gestalt den Außenstehenden nur wenig bekannt ist. Der Trieb, zu gestalten, was er gesehen und erfahren hat, regt sich um so unwiderstehlicher in ihm, als alles, was dabei seinem Ideal nicht entspricht, zugleich sein vaterländisches Empfinden mit schwerer Sorge ergreift. Und so schreibt er sich von der Seele herunter, was er gesehen zu haben glaubt.

Aber ein Vorwurf bleibt allerdings bestehen. Durch den inhaltsschweren Titel verscherzt sich der Verfasser den Freibrief, den man den kecken Erzähler gern für manches schiefe Urteil, manche Unmöglichkeit und Oberflächlichkeit ausstellen möchte. Seine Kenntnis reicht nicht aus, um das gewonnene Bild zu einer geeigneten Unterlage für die Beantwortung der Titelfrage zu machen.

Man mag Beyerlein manches als ausgezeichnet beobachtet zugestehen, aber an der Schilderung des Offizierkorps ist er doch gänzlich gescheitert. Trefflich hat ihn Carl Busse als „robusten" Erzähler charakterisiert, der bei allen seinen Gestalten auf der Oberfläche bleibt. Das „Robuste" in ihm bewahrt ihn vor der spielenden Auffassung und Hervorhebung kleiner Schwächen des Offizierstandes, die eine ergiebige Quelle für die Verfasser der Militärhumoresken sind, und auch vor den Sentimentalitäten mancher Literaturerzeugnisse, die den deutschen Offiziertypus als Bild einer karikierten, engelhaften Ritterlichkeit oder als unerträglich schablonenhaften Normalmenschen im Glanze seiner Tugenden förmlich phosphoreszieren lassen. Auch enthält Beyerleins Darstellung immer noch mehr Wahrheit als Hartlebens sogenannte Offizierstragödie „Rosenmontag", obwohl Hartleben ihm in der Schilderung der Äußerlichkeiten des Kasinolebens überlegen ist. Aber Beyerlein hat, so viel er und so scharf er in manchem gesehen hat, doch nicht genug gesehen. Er bleibt eben an der Oberfläche.

Er gleicht einem Manne, der einen alten Familiensitz besucht, mit dem Gesinde in den Vorzimmern spricht, sich auch wohl in Abwesenheit der Herrschaft durch die Wohnzimmer führen läßt und gelegentlich ein Glied der Familie zu sehen bekommt, und der es nun unternimmt, das intime Leben dieser Familie zu schildern. Beyerlein hat den im Offizierkorps waltenden Geist nicht begriffen, wahrscheinlich weil er zuviel von den stereotypen Zügen gesucht hat, mit denen das allgemeine Vorurteil das Bild des Leutnants ausstattet. Gerade ein scharfer Beobachter mag wohl überrascht sein von der großen Verschiedenheit der Persönlichkeiten, die in einem Offizierkorps, nicht selten in ausgesprochenen Gegensätzen, neben einander hergehen und von dem, was sie eigentlich verbindet, kaum sprechen. Da kann wohl die Täuschung entstehen, als ob etwas Verbindendes gar nicht vorhanden sei. Man muß eben diesem Hause angehören, um zu wissen, wie allerdings ein gemeinsames Fundament besteht, das viel tiefer gegraben ist, als der Beobachter meint, das auch das scheinbar Widerstrebende mit unsichtbaren eisernen Klammern zusammenhält, und das auch unter der Maske des näselnden Gecken und

des leichtfertigen Genußmenschen einen todesmutigen Ernst, ein unerschütterliches Pflichtbewußtsein lebendig erhält. Von diesem allerdings mitunter nach außen wenig wahrnehmbaren Fluidum einer gemeinsamen Berufsauffassung, deren Grundlagen vor jedem Zweifel geschützt sind, einem Fluidum, das im Offizierkorps die verschiedenartigsten Temperamente und Lebensanschauungen durchdringt, merkt man in dem Roman überhaupt nichts. Hier geht jeder ganz und gar seinen eigenen Weg, so daß der eingeweihte Leser trotz allem Realismus der Schilderung das Unmögliche, Falschgesehene darin beinahe körperlich greifbar empfindet.

Wie weit hierbei das Urteil des militärischen Fachmanns und die Auffassung Beyerleins auseinandergehen müssen, sei nur an der Gestalt des Regimentskommandeurs gezeigt, den der Verfasser des Romans offenbar im freundlichsten Licht erscheinen lassen will. Gewiß, dieser „Oberst v. Falkenhein" ist ein vortrefflicher und nicht unbegabter Mann! Aber es macht einen geradezu peinlichen Eindruck, wie er in der Leitung seines Offizierkorps, der nächsten und wichtigsten Aufgabe des Regimentskommandeurs im Frieden, völlig und rettungslos versagt. Er ist ein idealistischer Träumer, der hilflos mitansieht, wie im Offizierkorps alles drunter und drüber geht. Er zieht durch die Art, wie er mit den Offizieren verkehrt, eine heillose Cliquenwirtschaft groß; er bringt es nicht fertig, ein paar unfähige und gänzlich verlotterte Batteriechefs unschädlich zu machen; er greift nicht ein, als ein „junger Dachs", der im Dienst noch so gut wie alles zu lernen hat, sich für unangenehme dienstliche Erfahrungen an einem älteren Kameraden, der zeitweise sein direkter Vorgesetzter ist und als solcher übrigens anscheinend den jüngeren Offizier nicht recht zu behandeln weiß, durch eine persönliche Herausforderung rächt. Ich bin auch durch die packende Darstellung des Romans nicht in der Überzeugung wankend geworden, daß solche wachsweichen Naturen, die kein Offizierkorps leiten können, unter unsern Regimentskommandeuren verschwindende Ausnahmen sind, die, wenn sie durch die Gunst der Fortuna in eine solche Stellung gekommen sind, sehr bald erkannt und entfernt werden. Ich zweifle auch daran, daß die Persönlichkeit, die dem Verfasser bei seiner Schilderung als Modell vorgeschwebt hat, — dieser allerdings hervorragende Offizier ist bei einiger Lokal- und Personalkenntnis zur Not zu erkennen, — richtig dargestellt ist. Der Verfasser hat von seinem für eine gute Perspektive nicht günstigen Standpunkt aus von dieser Persönlichkeit nur die Züge erfaßt, die mit seinem Ideal übereinzustimmen schienen, nur „den Geist, den er begreift". Darin liegt ja auch ein ehrendes Zeugnis für die Persönlichkeit

des Obersten; nur reicht es nicht aus zu einem Urteil über militärische Tüchtigkeit.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, doch sei noch ein Blick auf die beiden Offiziere geworfen, die sich in dem Roman aus dem Druck der militärischen Verhältnisse befreien, der eine durch sein Abschiedsgesuch, der andere — durch einen Pistolenschuß! Beide Persönlichkeiten stehen im Grunde längst außerhalb der Überzeugungen, die für jeden Beruf die Voraussetzung gedeihlicher Arbeit bilden. Der Verfasser will offenbar sagen: Wenn zwei so vortreffliche, begabte und hoffnungsvolle Offiziere, wie sie in den Herren Güntz und Reimers gezeichnet sind, an der Zukunft verzweifeln und ihren Beruf aufgeben, — wie schlimm muß es dann im Heere aussehen! Aber diese Folgerung ist falsch. Sie bewegt sich ungefähr auf der gleichen Linie, wie eine Erzählung, in der ein Autor uns etwa einen Mediziner vorführt, der beim Anblick von Blut und Eiter jedesmal in Ohnmacht fällt, um am Schluß mit Emphase zu sagen: „Seht! so sehr befindet sich die moderne Chirurgie auf dem Holzwege!“ Dieser Güntz, so sympathisch der behagliche Realist als Mensch auch sein mag, ist doch offenbar stets nur soweit Offizier gewesen, als die Neigungen des Technikers, der er im Grunde war, dabei eine gewisse Befriedigung fanden, wobei zu bedenken ist, daß man auch Taktik und Exerzieren im Geiste des Technikers betreiben und beurteilen kann. Reimers dagegen ist ein durch und durch haltloser Schwächling, der nicht an den Verhältnissen, sondern an sich selber zu Grunde geht. Eine solche Natur, in der sich Charakterschwäche mit starkem, romantisch gefärbtem Ehrgeiz paart, hätte wohl auch in jedem andern Beruf zur Pistole gegriffen.

Nun aber die Hauptfrage: Mag sich auch der Verfasser im einzelnen vergriffen haben, — hat er nicht doch eine richtige Empfindung gehabt, wenn er als Beobachter seiner Umgebung instinktiv herausfühlte, daß der Geist, der das Heer nach Sedan geführt hat, schwindet, daß wir dafür Erscheinungen begegnen, wie sie aus den Tagen vor Jena berichtet werden?

Zunächst ist festzustellen, daß eine solche Frage ganz befriedigend überhaupt nie beantwortet werden kann. Sieg und Niederlage hängen nicht von absoluten Faktoren ab, sondern von der relativen Überlegenheit des einen oder andern Teils. Wir dürfen dabei nicht an den Zustand des Heeres allein denken. Die wahre Ursache der Niederlage Preußens im Jahre 1806 war das Mißverhältnis zwischen den in Wirksamkeit tretenden Kräften dieser Staatsmaschine und den Ansprüchen an inter-

nationale Machtstellung; dieses Mißverhältnis war nicht rechtzeitig ausgeglichen worden, nachdem die geniale Kraft des großen Königs aufgehört hatte, als ein Posten in der Rechnung zu stehen. Dazu kam die geradezu unmögliche Lage, in die Preußen im Sommer 1806 durch die Fehler seiner Diplomatie gebracht worden war. Schon die rein politischen Gründe lassen heute die Niederlage gar nicht wunderbar erscheinen. Doch das Überraschende und die Tiefe des Falls, der den Nimbus des friderizianischen Staats zerstörte, gab in Verbindung mit der furchtbaren Härte Napoleons gegen den gefallenen Staat dieser Niederlage noch etwas besonders Demütigendes. Der verwundete patriotische Stolz lenkte die Erbitterung vornehmlich, ja sogar allein gegen die Armee. Das war damals begreiflich; weniger berechtigt war, daß auch die spätere Kritik die Mängel der Armee übertrieb und verallgemeinerte, und daß die populäre Geschichtsdarstellung daraus eine bis auf den heutigen Tag unausrottbare Vorstellung schuf, die vor der unbefangenen Erforschung der historischen Wahrheit nicht bestehen kann. Das Offizierkorps von 1813 war im wesentlichen dasselbe wie das von 1806. Die schmachvollen Kapitulationen der meisten Festungen und des Korps Hohenlohe beweisen nichts gegen die moralische Tüchtigkeit des Offizierkorps im allgemeinen und der Feldarmee; sie sind wenigstens nicht beweisend für den, der die damalige Art der Besetzung dieser Posten näher kennt. Gewiß hatte die Armee ihre Fehler. Was ihrer Leitung vor allem vorgeworfen werden muß und was auf die ganze Organisation und Ausbildung zurückwirkte, war eine durch die eigentümliche Kriegführung des 18. Jahrhunderts großgezogene Verkennung der wahren Natur des Krieges. Aber nachdem Napoleon in dieser Beziehung der große Lehrmeister nicht nur des preußischen, sondern aller zeitgenössischen Heere geworden ist, ist es ganz ausgeschlossen, daß diese falsche Auffassung vom Wesen des Krieges noch fortbestehen oder wiederkehren kann. Es ist aus innern und äußern Gründen ganz undenkbar, daß eine Erkenntnis verloren gehen kann, die seit den Tagen des genialen Karl von Clausewitz dem preußisch-deutschen Offizierkorps in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die Einsicht, daß es sich bei der Friedensarbeit des Heeres um Herstellung und Erhaltung einer relativen Überlegenheit über jeden möglichen Gegner handelt, gestattet unserm Offizierkorps nicht, Fragen der Organisation und Ausbildung als etwas Ruhendes und Abgeschlossenes anzusehen. Wenn Beyerlein den Eindruck erhalten hat, daß gerade die besten Offiziere sich stets mit Sorgen und Zweifeln tragen, ob wir auf der Höhe und auf dem richtigen Wege sind, so hat er darin ganz richtig

beobachtet. Aber die Folge dieser Sorgen ist nicht, wie er fälschlich annimmt, ein trostloser Pessimismus, — wenigstens nicht als Regel, — sondern ein hochgespanntes Verantwortungs- und Pflichtgefühl, das selbst unter erschwerten Verhältnissen die unermüdliche Einsetzung der ganzen Kraft ermöglicht. So lange wir aber noch tüchtige Offiziere an den richtigen Stellen besitzen, die so sehr den Gedanken an Jena vor Augen haben, so lange ist auch die Hauptgefahr, daß sich Zustände wie vor Jena wiederholen könnten, wenigstens von der rein militärischen Seite her ausgeschlossen. Freilich ist das cum grano salis zu verstehen; die Vorsehung meistern zu wollen, ihr eine Art von genereller Verpflichtung zuzuschieben, uns immer siegen zu lassen, wäre eine Vermessenheit, die wir niemals vertreten möchten.

Weiter aber müssen wir auch — sei es auch auf die Gefahr hin, damit Anstoß zu erregen — der falschen Vorstellung entgegentreten, als ob das deutsche Heer anno 1870 ein Idealheer gewesen wäre. Man erinnere sich an folgendes: In der Zeit des preußischen Verfassungskonflikts wurde im demokratischen und teilweise auch im großdeutschen Lager eine Weisheit gepredigt, die mit dem preußischen Heere nicht eben glimpflich verfuhr. Man sagte ungefähr: Die Erhebung von 1813 habe das wahre Volksheer geschaffen, im Gegensatz zu dem steifgedrillten Berufsheer von 1806; nun gebe der preußische Staat die Landwehr, die den Grundgedanken eines wehrhaften Volks hauptsächlich repräsentiere, zu Gunsten des nach veralteten Methoden gedrillten stehenden Heeres wieder preis; die Offiziere seien zum größten Teil aufgeblasene Junker, die nicht auf der Höhe der Zeit ständen, geistlose Paradesoldaten, weit zurück hinter ihren französischen Kameraden, den Kriegern von der Krim und Italien, die doch ganz andere Kerle wären; in der Armee beschäftige man sich mehr mit Paradekunststücken, überflüssigem Firlefanz in Uniform und Abzeichen, als mit dem Krieg; die Entfremdung zwischen Volk und Heer werde zusehends stärker; ob die Bewaffnung wirklich kriegsbrauchbar sei, müsse noch bezweifelt werden usw. usw. So spiegelte sich die Armee damals in dem Urteil weiter und keineswegs zu unterschätzender Kreise, und in diesem angeblich desolaten Zustande marschierte sie zunächst nach Düppel und Königgrätz und dann — nach Sedan! Erst seit 1870 schlug die ungünstige Kritik an der Armee so gründlich um, daß die nach dem Kriege heranwachsende junge Generation das Bild des siegreichen deutschen Heeres nur in den leuchtendsten Farben malte.

Indessen diese idealisierenden Urteile entfernten sich von dem Boden der Wirklichkeit beinahe ebenso weit, wie die demokratischen Verun-

glimpfungen der früheren Jahre. Denn beide hatten miteinander gemeinsam eine falsche Vorstellung von den Voraussetzungen, von denen die Leistungsfähigkeit besonders eines Offizierkorps abhängig ist. Man wollte jetzt gar nichts mehr von Schwächen sehen, während man früher bei der Betrachtung der Schwächen die Vergrößerungsbrille aufgesetzt hatte. Heute hat die lange Friedensperiode unsere öffentliche Meinung unwillkürlich wieder auf den Standpunkt vor vierzig bis fünfzig Jahren zurückgeführt. Man schimpft wieder auf Gamaschendienst, geistlose Dressur, Nichtbeachtung der Forderungen der Zeit, und dabei hat man keine klare Vorstellung mehr davon, wie das Heer von 1870 eigentlich ausgesehen hat. Man kann und muß noch heute aufblicken zu den großen Vorbildern der Tapferkeit, Opferfreudigkeit, Ehrliebe und Pflichttreue, die uns die Sieger von Sedan gegeben haben; jedoch das chemisch reine Destillationsprodukt aus lauter Cato- und Cincinnatus-Tugenden, das die Legende und die Erinnerung aus der Armee von 1870 nachträglich machen will, waren auch jene Sieger nicht. Auch damals stand schon neben der schlichten Pflichterfüllung gelegentlich manches Blendwerk, manche Streberei, neben der strengen Solidität auch der fröhliche, oft genug leichtsinnige, nicht immer einwandfreie Lebensgenuß, der den Friedensdienst als eine unangenehme Unterbrechung des Vergnügens betrachtet. Übrigens hatten die Herren damals zum Genuß der Freuden des irdischen Lebens sehr viel mehr Zeit als ihre heutigen Kameraden. Hazardiert wurde zweifellos mehr als jetzt; der Prozentsatz der „um die Ecke gegangenen" Offiziere war höher. Disziplinarisch bestrafte Offiziere waren damals eine durchaus nicht ungewöhnliche Erscheinung; heute sind sie von oben mit Mißtrauen betrachtete Ausnahmen.

Man spricht jetzt so viel von der „Begeisterung" des Offizierkorps von 1870 im Gegensatz zur heutigen Zeit. Begeisterung ist freilich bekanntlich „keine Heringsware". Sie ist überhaupt nicht die Grundlage großer Leistungen auf dem hier besprochenen Gebiet; sie kann nur der vorhandenen Tüchtigkeit, Pflichttreue und Willenskraft Impulse geben oder sie verstärken. Sie ist eine Stimmung, die sich von selber auslöst, wenn der tüchtige Mann einer großen, würdigen Aufgabe gegenübersteht, und die sich länger erhält, wenn im Laufe der Lösung dieser Aufgabe sich ein glänzender Erfolg einstellt. Mit welchem Recht will man behaupten, daß eine solche Begeisterung sich nicht in jeder Stunde wieder einstellen könnte? Beweisloses Klagen über der Zeiten Verderbnis kann derartige Behauptungen nicht stützen. Es gibt vielmehr ein gewisses Begeisterungsbedürfnis, das nur eine besondere Form der Nervenschwäche ist.

Bei der Kritik unserer heutigen Armee muß bekanntlich die Chinaexpedition von 1900 viel herhalten. In Beyerleins Roman wird die Art dieses „leichten Siegs“ und seine Wirkung mit der berüchtigten Expedition von 1787 gegen die holländischen Patrioten in Parallele gestellt, — ein geradezu klassisches Beispiel für die kaptivierende, naive Oberflächlichkeit dieser Betrachtungsweise mit ihrer Vortäuschung historischer Kenntnisse und politischen Urteils! Man klagt über die „Ruhmredigkeit“, die anläßlich der Chinaexpedition hervorgetreten sein soll. Nun, bei den rhetorischen Entgleisungen und anderen verwandten Erscheinungen vor der Abreise des Grafen Waldersee hat sich eigentlich im Gegenteil gezeigt, daß unsere öffentliche Meinung im ganzen gegen vereinzelte Auswüchse eines überspannten und theatralischen nationalen Selbstgefühls sehr empfindlich ist. Im übrigen dürfte es schwer sein, wesentliche Symptome von Ruhmredigkeit irgendwo aufzuspüren. Ich habe eine ganze Reihe von Offizieren gesprochen, die in China waren. Sie kamen gereifter, mit erheblich erweitertem Gesichtskreise zurück; sie sprachen von den Leistungen der russischen, französischen, englischen Truppen, die sie kennen gelernt hatten, mit unbefangener Anerkennung, die nur aus gediegener Sachkunde, scharfer Beobachtung und sorgfältig abwägender Kritik hervorgeht; sie urteilten über manche weniger angenehme Erfahrungen mit der Ruhe von Männern, die geschult sind, einen richtigen Maßstab für ihr Urteil zu suchen. Aber ich habe noch keinen Offizier gesehen, der die Leistungen der Chinaexpedition überschätzt hätte. Man sah sich vor ganz neue Aufgaben gestellt, als ein Expeditionskorps in einer gar nicht vorgesehenen Ausrüstung in kurzer Zeit über den Ozean geschafft werden sollte. Die Art, wie diese Aufgaben gelöst wurden, stellt unserer Verwaltung und Organisation ein glänzendes Zeugnis aus. Das ist allerdings mit gerechtem Stolz vermerkt worden, und warum auch nicht? Sollen wir etwa diese Leistungen verbergen oder verkleinern, nur denen zuliebe, die sie nicht zu taxieren verstehen?

Auch der „Ordensregen“ wird kritisiert, der nach der Chinaexpedition herniedergeprasselt sein soll. Das Tatsächliche daran läuft darauf hinaus, daß man sich in einigen Zeitungen so stellte, als sei die Stiftung einer China-Medaille, die einem seit hundert Jahren bei allen europäischen Mächten geübten Brauch entspricht, etwas ganz Neues und Merkwürdiges. Wenn man nicht, nur um zu tadeln, ins Blaue hinein redet, sondern wirklich weiß, in welchem Umfange andere Staaten bei oft ganz unbedeutenden Unternehmungen gegen kleine Völkerschaften Orden austeilen, dann muß man die wirklichen Auszeichnungen, die an deutsche Offiziere

und Soldaten anläßlich der Chinaexpedition vergeben worden sind, für recht bescheiden bemessen ansehen. Man muß nur auch in Rechnung stellen, daß Deutschland ein Bundesstaat ist. Es wäre gar nicht verwunderlich, wenn ein Offizier, der bei einer Reichsexpedition Angehörige verschiedener deutscher Kontingente unter seinem Befehl hat, unter Umständen für eine einzige glücklich geführte Aktion verschiedene Ordenszeichen einheimste. Aber auch das ist bei den ostasiatischen Truppen selten genug vorgekommen. Alle diese Dinge soll man nur einmal nüchtern aus der Nähe betrachten, man wird dann den heute Mode gewordenen Unfug erkennen, daß Dinge, die seit hundert Jahren und länger Sitte und nie beanstandet worden sind, jetzt plötzlich Zeichen des tiefsten Verfalls sein sollen. Etwas anderes ist es, wenn man aus allgemeinen Gründen gegen die Schätzung solcher Äußerlichkeiten ankämpfen will. Wer den Beruf dazu fühlt, mag es tun, obwohl es nützlichere Dinge gibt, als das Suchen von Radikalmitteln gegen menschliche Eitelkeit. Die war vor vielen tausend Jahren nicht anders wie heute, und der durchlöcherte Mantel von Sokrates' Schüler Antisthenes leistete in dieser Beziehung denselben Dienst wie mancher moderne Ordensmantel.

Die nach 1871 zunächst hervortretende Neigung zum Idealisieren unseres Heeres äußerte sich auch darin, daß man seine erzieherischen Aufgaben zu sehr verallgemeinerte. Seit dreißig Jahren sind wir in kultureller Hinsicht erheblich anspruchsvoller geworden. Der Krieg aber ist und bleibt „ein roh gewaltsam Handwerk", und diejenigen, die den besonderen Beruf haben, die Nation auf ihre Kriegstüchtigkeit vorzubereiten, müssen straffe Selbstverleugnung und Selbstzucht üben und alle, die durch ihre Schule gehen, zu stahlharten Männern zu schmieden suchen. Es ist wünschenswert, daß sie ihre Zeit verstehen, aber man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie als Apostel einer umfassenden Kultur im Volke wirken. Nein, sie sollen die schlichte derbe Männlichkeit in Ehren halten und zu Ehren bringen, wo sie zu schwinden droht, nicht aber eine überfeinerte Kultur schaffen helfen. Die modernen Menschen der seit 1871 herangewachsenen Generation mit ihren empfindlichen Nerven, dekadenten Anschauungen und Neigungen zu allerhand Utopien können sich in diese Lage nicht recht hineinfinden. Sie erkälten sich in dem unerwartet rauhen Luftzug des Soldatenlebens und gewinnen höchstens für solche Persönlichkeiten Interesse, die — wie der Leutnant Reimers in „Jena oder Sedan" — von der modernen Schwäche gründlich infiziert sind. Als 1870 alle Welt von der Fülle von Tüchtigkeit, die in dem deutschen Offizierkorps zu Tage trat, überrascht wurde, erschien

den Laien die gewissermaßen neuentdeckte Figur des Generalstäblers als der Idealtypus des Offiziers, und man dachte sich den tüchtigen Offizier überhaupt als den überall bewanderten, alle Sprachen sprechenden „Schlachtendenker" im kleinen. Wer sich dieses Bild aus Kindheitsvorstellungen, Überlieferungen und Erzählungen zurechtgemacht hat, wird natürlich, wenn er heutzutage als Einjährig-Freiwilliger mit dem Durchschnittstypus des Truppenoffiziers bekannt wird, eine Enttäuschung erleben und geneigt sein, wenigstens die Ansätze zu seinem Ideal an der falschen Stelle, nämlich bei Gestalten, wie jener Reimers, zu suchen. So zieht die Vorstellung des Rückganges und Verfalles in seine Seele ein, und er sieht nun in jeder menschlichen Schwäche eines Vorgesetzten ein Symptom dieser betrübenden Erscheinung.

Wir wollen uns gewiß nicht in falsche Sicherheit wiegen, vielmehr gar nicht leugnen, daß moderne Zeitströmungen dem Offizierkorps recht gefährlich werden können, daß Gigerltum, Strebertum und Überschätzung materieller Vorzüge häufig eine unliebsame Rolle spielen. Wir wollen uns freuen über jedes offene Wort, das aus intimer Kenntnis heraus an der rechten Stelle gesprochen wird, um allen Trägern der Verantwortung das Verständnis für etwa auftretende lokale Fäulniserscheinungen zu schärfen. Noch mehr freuen wir uns über jedes praktische, energische Durchgreifen einer berufenen Hand im Sinne des schlichten, entsagungsvollen, ritterlichen und pflichtbewußten Geistes, der uns groß gemacht hat. Aber die Ausflüsse einer pessimistischen Zeitströmung und einer unzureichenden und oberflächlichen Kenntnis, die als Beunruhigungen in Kreise geworfen werden, die, durch die unterhaltende Umhüllung dieser Kritik angelockt, solchen Eindrücken kein eigenes sicheres Urteil entgegenzusetzen wissen, — diese stiften nur Schaden, keinen Nutzen. Ich kann mir wohl Umstände denken, unter denen man für jeden Weckruf dankbar sein könnte, er komme, woher er wolle. So steht aber bei uns die Sache nicht. In einer Zeit der dekadenten Hyperkritik sollten wir uns vor allem erinnern, daß männliches Selbstvertrauen zu allen Dingen notwendig ist und keineswegs mit leichtfertiger Überhebung gleichgesetzt werden darf. Wir brauchen eine Schiffsmannschaft, die mutig und tatbereit bei Kapitän und Steuermann steht, die ihre Augen pflichtgemäß überall hat, aber nicht alle Energie und Freudigkeit über der beständigen Angst verliert, daß irgend eine nebensächliche Unvollkommenheit den Untergang des Fahrzeuges herbeiführen könnte.

Unsere Festungen.

Von

Oberstleutnant a. D. Frobenius.

Wenn man gewisse theoretische Erörterungen über Wert und Unwert der Festungen liest, so sollte man meinen, diese seien nur ein Notbehelf mittelalterlicher schwerfälliger und primitiver Kriegskunst, dessen die modernen Heere auf ihrem Standpunkt höchster Vervollkommnung nicht mehr bedürften, und es sei nicht nur einem einsichtigen Willen möglich, die veraltete Schutzwaffe für immer zu beseitigen, sondern die Erlösung großer betriebsamer Städte von der lästigen Einengung werde auch der Armee zum Segen gereichen. Diese Theoretiker übersehen, daß die Festung nicht eine willkürlich der städtischen Bevölkerung angelegte Zwangsjacke, sondern ein wichtiges Kulturerzeugnis ist, das zu vernichten sich ebenso bestrafen würde, wie die Vernachlässigung anderer kultureller Gebiete.

Die Festung ist, wenn man sie als Befestigung des Wohnsitzes auffaßt, ebenso alt, wie die älteste Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Es gibt kein ansässiges Volk und keine Periode der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts und der Kultur, welche nicht der Befestigung der Wohnstätten ihre Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Und wir können daraus folgern, daß es auch in Zukunft nicht anders sein wird. Dagegen hat die Geschichte durch zahlreiche Beispiele bezeugt, daß die Vernachlässigung des Festungswesens sich noch immer bitter gerächt hat. Dessen Entwicklung hat bei jedem neuen Kulturkreis denselben Weg eingeschlagen, mögen wir den vorderasiatischen, den römischen oder den germanischen ins Auge fassen. Die Sicherung der Wohnstätte bildet immer den natürlichen Ausgangspunkt, da sich ihre Notwendigkeit zum Schutze des kleinen Gemeinwesens gegen Nachbarn als Folge des Daseinskampfes ergab. Mit der Entwicklung größerer Staaten lichtet sich dies Übermaß befestigter Orte, schon aus dem Grunde, weil der siegreiche Volksstamm bei der Ausdehnung seiner Macht die festen Plätze erobert, zerstört und die Wiederbefestigung untersagt. Sein Stammsitz wird zum Mittelpunkt der Industrie, des Handels

und aller Lebensorgane des vergrößerten Staatswesens, und dessen starke Befestigung wird hauptsächlich ins Auge gefaßt. Sie erscheint auch dann noch wichtig genug, wenn die mächtige Ausdehnung des Reiches die Gefährdung durch äußere Feinde auszuschließen scheint. Denn es liegt in der menschlichen Natur, daß die gegen äußere Feinde entbehrlichen Kräfte sich im inneren Wettbewerb aneinander reiben und für das Staatswesen große Gefahren heraufbeschwören. So hielt es der römische Kaiser Tiberius nicht für unzweckmäßig, im Jahr 14 n. Chr. für seine starke Leibwache, die Prätorianer, ein befestigtes Lager vor den Toren Roms zu erbauen, und Aurelian begann im Jahr 271 den Bau jener mächtigen, über 23 Kilometer messenden Umfassungsmauer von Rom, welche Arcadius und Honorius im Jahr 402 kein Bedenken trugen, mit großen Kosten wiederherzustellen, als sie ihrem Zweck nicht mehr zu genügen schien.

Im allgemeinen nimmt aber die Festung mit Erweiterung der Grenzen eine andere Stellung ein. Die Assyrer, und ebenso die Römer, sicherten sich den Besitz eroberter Gebiete durch befestigte Militärstationen; die festen Plätze rückten infolgedessen gleichzeitig mit den Grenzen vor und ergriffen Besitz von all den Örtlichkeiten, welche besonderen Wert für das eroberte Gebiet hatten. Die Römer bewiesen bei der Anlage dieser „Kolonien" außerordentlichen Scharfblick. Denn ihre Lage an Schnittpunkten der natürlichen Verkehrswege ließ diese Orte bald zu Mittelpunkten des wirtschaftlichen Lebens werden, und diese Grenzfestungen erfüllten durch Jahrhunderte den hohen Zweck der kulturellen Entwicklung der beherrschten Landesteile und der Übertragung kultureller Keime sogar in die benachbarten Grenzgebiete der Barbaren. So ist es nicht Zufall und Willkür, wenn unsere großen Festungen am Rhein gerade die volkreichsten Industriestädte in sich schließen, sie wurden nicht befestigt, weil sie, reich und ergiebig an Hilfsmitteln, für die diesseitige Armee wichtig waren und gegen die Ausnutzung durch den Feind geschützt werden mußten, sondern sie wurden reich und wohlhabend, weil sie von den Römern als Festungen an wichtigen Punkten angelegt wurden, und wir müssen sie deshalb beibehalten, weil diese wichtigen Punkte nun durch die Entwicklung des Verkehrs und der Verkehrswege zu Knotenpunkten von so eminenter strategischer Bedeutung geworden sind, daß wir sie schlechterdings gar nicht mehr entbehren können.

Deutschland war noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges übersät mit befestigten Wohnsitzen, Denkmälern jener herren- und friedlosen Zeit, welche in den europäischen Feudalstaaten die Vasallen gegen ihre

Lehnsherrn, die erstarkenden Bürgerschaften der Städte gegen die Ritterschaft und den Adel untereinander in Kampf und Fehde gestürzt hatte, welche alle staatliche Ordnung aufzulösen drohte und die Kulturstaaten in jene Anfänge zurückzuwerfen schien, wo Jedermann im Nachbarn seinen Feind zu erblicken gezwungen war. Was an Kulturbesitz gefördert und gerettet wurde, verdanken wir den festen Mauern, mit denen sich die Klöster so gut wie die Städte, die Fürsten so gut ihre Wohnsitze wie die Vasallen ihre Raubnester zu umgeben gezwungen waren. Denn der Krieg war trotz allen Christentums grausam und roh, wie er je bei Heiden und Barbaren gewesen war, Raub und Plünderung waren sein Gefolge, und das Leben der Wehrlosen, die Ehre der Frauen wurden so wenig verschont, wie die Brust des Soldaten, der sich dem Ansturm entgegenstellte. Deshalb war die Festung noch der Zufluchtsort der Bevölkerung, dorthin rettete sie ihre wertvollste Habe, um hinter den schützenden Mauern die drohenden Greuel des Krieges zu überdauern, und hinter ihren Zinnen scharte sich, was nur die Waffen führen konnte, sowie die Weiber und Kinder, um das schreckliche Los von sich abzuwehren, das der eindringende Feind unerbittlich über sie verhängte.

Es war wie eine Reminiszenz dieser Zeiten, daß 1870 die französische Bevölkerung des Landes ihre Habe in die Festungen flüchtete, als ob sie dort Schutz suchen müsse vor Barbarenhorden. Und es mag wohl in Anknüpfung hieran sein, daß man jetzt vielfach glaubt betonen zu müssen, die Festungswerke seien nicht imstande, Leben und Eigentum der Bevölkerung gegen die Maßnahmen des Feindes zu schützen, denn die Geschosse seiner Geschütze, so viel wirksamer als früher, zerschmetterten die Gebäude und ließen alle Habe in Flammen aufgehen. Man vergißt, daß die Zeiten lange hinter uns liegen, wo die Festungsmauern lediglich dem Schutze der Bürgerschaft dienen sollten, daß sie nicht mehr im Dienste der Stadt, sondern nur noch in dem des Staates und seiner Armee stehen. Der Bürgerschaft des einzelnen Gemeinwesens ist die Pflicht des Schutzes gegen äußere Feinde abgenommen und der Armee übertragen, welche alle wehrfähigen Männer des Vaterlandes in ihren Reihen vereinigt, um unserem Volke die freie Entwicklung seiner Kräfte im Wettbewerb der Nationen zu sichern und seine Rechte gegen jeden Eingriff zu schützen. Mit allen Verteidigungsmitteln sind auch die Festungen in die Hand der Staatsleitung übergegangen, welche damit allein verantwortlich ist für ihre zweckentsprechende Ausgestaltung und Verwertung für die Zwecke des Krieges. Der Bürgerschaft ist es unbenommen, im Augenblick der Gefährdung die befestigte Stadt zu verlassen, und das

heutige Kriegsrecht bietet Gewähr dafür, daß ihr Leben und ihr Eigentum, wohin sich der Bürger auch wenden möge, auch von dem Feinde geachtet und verschont werden wird, soweit überhaupt diese Schonung mit den Zwecken des Krieges, vor allem mit der Sorge für die Bedürfnisse der Armeen vereinbar ist. Weder der Verteidiger noch der Angreifer einer Festung kann aber irgendwelche notwendige und seinen Zwecken dienliche Maßregeln unterlassen aus Rücksicht auf das Leben und Eigentum der Bevölkerung, weshalb dem Kommandanten nichts lieber sein kann, als wenn alle die Festung verlassen, die nicht erfüllt sind von Opfermut und Bereitwilligkeit, auch das Letzte im Interesse der Verteidigung des Vaterlandes — und dieser dient auch der Kampf um die Festung — hinzugeben.

Wenn wir der großartigen Opferwilligkeit der Bürgerschaft von Colberg nicht nur während der mehr als dreijährigen Belagerung im dreißigjährigen Kriege — denn hier spielten ja noch andere Beweggründe mit —, sondern auch während des siebenjährigen Krieges und im Jahre 1807 gedenken, so muß es uns unmöglich dünken, daß die Bürgerschaft einer befestigten deutschen Stadt Anstand nehmen sollte, auch ihrerseits, wenn die Notwendigkeit des Kampfes an sie herantritt, ihr Leben so willig und von Patriotismus beseelt in die Schanze zu schlagen, wie ihre Söhne auf den Schlachtfeldern der Feldarmee. Hört doch die Pflicht gegen das Vaterland nicht mit der Erledigung der Dienstpflicht auf, und haben doch schon Tausende von Frauen und Mädchen durch freiwillige Übernahme schwerer Pflichten in den Lazaretten den Beweis erbracht, daß ihnen dasselbe patriotische Pflichtgefühl innewohnt wie ihren Söhnen und Brüdern. Es wäre schmachvoll, zu denken, daß die Anstrengungen, welche alle städtischen Verwaltungen unserer Festungen machen, um sich der Umwallung zu entledigen, auf den Wunsch zurückzuführen seien, sich den Unbilden einer möglichen Belagerung zu entziehen, in dem Glauben, daß der um den weitabliegenden Fortgürtel geführte Kampf die ihrer Umwallung beraubte Stadt unberührt lassen werde. Es wäre schmachvoll, wenn die Bürgerschaften unserer Festungsstädte sich zu einem solchen Mangel an Patriotismus bekennen sollten, der sie weit unter den Standpunkt herabwürdigte, welchen 1870/71 die Einwohnerschaften der meisten französischen Festungen in anerkennenswertester Weise durch ihr tapferes und opferwilliges Aushalten hinter Umwallungen sich wahrten, welche bezüglich des gewährten Schutzes gegen Brand und Zerstörung so außerordentlich minderwertig waren. Es wäre aber auch eine trügerische Hoffnung, wenn die Einwohner unserer Festungen wähnen sollten, mit dem Fortfall

der Umwallungen würden die Gefahren und Drangsale einer Belagerung für sie im geringsten gemildert. Denn, abgesehen davon, daß diese viel weniger in der Wirkung der feindlichen Geschütze als vielmehr in den mit der Zeit immer empfindlicher werdenden Entbehrungen aller gewohnten Bedürfnisse bestehen, wird der Feind keine Veranlassung haben, die Stadt etwa als eine offene zu behandeln und bei seinen Angriffsmaßregeln irgend welche Rücksicht auf sie zu nehmen. Im Gegenteil wird er, wenn irgend möglich, aus der Verminderung des Schutzes Vorteil zu ziehen suchen, und es ist nicht wenig verlockend für ihn, selbst mit großen Opfern den Durchbruch durch die Gürtellinie der Forts zu versuchen, hinter der die Stadt mit all ihren begehrenswerten Reichtümern schutzlos liegt und ihm eine leichte Beute werden kann. Um so verlockender, als damit der militärische Zweck, die Eroberung des für die Operationen der Feldarmeen unentbehrlichen Knotenpunktes der Verkehrsstraßen, so viel schneller erreicht wird, als durch eine langwierige Belagerung.

Die Festungen sind als wichtiges Verteidigungsmittel in die Hand des Staates übergegangen, und dessen Pflicht ist es also, nichts zu unterlassen, was zur Stärkung ihres Widerstandsvermögens beitragen kann, und nichts zu tun, was dieses herabzumindern geeignet ist. Da anderseits der Staat ein wohlbegründetes Interesse an der ungestörten Entwicklung der eingeschlossenen Städte, ihrer Industrie und ihres Handels hat, so wird er bei Ausgestaltung der Befestigungen hierauf Rücksicht nehmen, aber nur soweit, als dies mit dem Zweck der Festung und mit der sachgemäßen Anordnung ihrer Verteidigungsanlagen sich vereinen läßt, und zwar so lange, als der Erhaltung der Festung an dem betreffenden Ort eine hinreichende Bedeutung zugebilligt wird. Andernfalls ist es besser, die Festung ganz aufzugeben, als sie in einem schwächlichen Zustand zu erhalten. Welchen unschätzbaren Wert aber die Festungen auch heute noch für die Landesverteidigung haben, hat der Krieg von 1870/71 mit überzeugender Klarheit bewiesen, da seine Fortsetzung nach der Schlacht bei Sedan dem französischen Volke lediglich durch das Vorhandensein und den Widerstand der Festungen ermöglicht wurde. Der Krieg, bis dahin ein Feldkrieg, nahm durchaus den Charakter eines in ungeheuren Dimensionen geführten Festungskrieges an; die deutschen Armeen wurden vor den großen Festungen gebunden und der Bewegungsfreiheit beraubt; kleine, veraltete feste Plätze gewährten den nicht okkupierten Landesteilen Schutz und Sicherheit, um neue Heere aufzustellen; der Zweck, zu dem man Festungen erbaut, ward im vollsten Maße erreicht:

Aufhalten der feindlichen Operationen und Zeitgewinn zur Organisierung frischer Streitkräfte. Es wäre eine heillose Verblendung, nach diesen Erfahrungen, die Deutschland so unverhältnismäßig mehr Opfer gekostet haben, als die blutigen Schlachten gegen die kaiserlichen Armeen, den Wert der Festungen für die Landesverteidigung noch in Frage zu stellen oder zu bezweifeln, daß sie in einem zukünftigen Kriege eine bedeutende Rolle spielen werden.

Gewiß sind oft große Schwierigkeiten zu überwinden, um die berechtigten Interessen der befestigten Städte nicht allzusehr zu schädigen durch fortifikatorische Maßnahmen, und es mußten schon viele Millionen zu ihren Gunsten geopfert werden, um ihnen Bewegungsfreiheit zu gewähren und für die einengenden Befestigungen neue zu schaffen. Diese Millionen haben sich aber reichlich verzinst in der Entwicklung der Städte. Man hat wohl vorgeschlagen, um diese sich immer wiederholenden Ausgaben zu sparen und die Städte für immer frei zu geben, anstatt dieser Festungen reine Militärfestungen anzulegen. Solche waren auch unsere großen Festungen, als die Römer sie anlegten, und solche würde man in jedem neu erschlossenen Lande erbauen, wie es ja die Russen noch im vorigen Jahrhundert nahe unserer Grenze tun konnten. Da es aber nicht darauf ankommt, so und so viele feste Plätze an beliebigen Punkten, sondern durch Befestigungen diejenigen Orte gesichert zu haben, deren große strategische Bedeutung nicht nur in vielen Kriegen hervorgetreten, sondern durch den Ausbau der Verkehrswege immer noch vermehrt worden ist, — da deren Knotenpunkte aber nicht nur für die Kriegführung, sondern in gleichem Maße für Handel und Industrie unentbehrlich sind, so sind die strategisch wichtigen Punkte von den sich daselbst entwickelnden Niederlassungen nicht zu trennen, und ihre Befestigung muß letztere daher notgedrungen mit umschließen.

Bei Anordnung der Festungswerke hatte man in Deutschland schon im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts einen neuen Weg eingeschlagen, indem man der Umwallung einen systematisch geordneten Gürtel detachierter Werke vorschob, und die seit Anfang des 19. Jahrhunderts neu ausgebauten Festungen verfolgten denselben Gedanken; Brialmont machte ihn sich zu eigen mit dem Entwurf für Antwerpen (1859) und Frankreich mit der Befestigung von Paris (1840/44). Unter dem Eindruck einiger erfolgreicher Beschießungen kleiner Festungen mit schweren Geschützen während des Krieges von 1870/71 glaubte man in Frankreich, vor allem die befestigten Städte gegen diese sichern zu müssen, deren ungeahnte Wirkung einen noch größeren moralischen als materiellen Erfolg erzielt

hatte, und befolgte bei Erbauung der Fortgürtel, mit denen man nun alle wichtigen Plätze umschloß, den Grundsatz, durch ihre Entfernung von der Stadtumwallung eine Beschießung der Stadt unmöglich oder wenigstens unwirksam zu machen. Dieser Zweck wurde allerdings nicht überall erreicht. Denn die fortschreitende Vervollkommnung der Artillerie ermöglicht Schußweiten, welche über den Fortgürtel hinweg die Stadt zu beschießen gestatten, womit allerdings nicht ausgesprochen ist, daß der Angreifer immer Geschütze und Munition dafür zweckmäßigerweise verfügbar machen wird. In Deutschland wurde von Anfang an davon abgesehen, einen solchen Zweck mit der Anordnung des Fortgürtels zu verbinden; und daraus folgt, daß eine Beschießung der Städte nicht ausgeschlossen ist, mögen sie eine Umwallung besitzen oder nicht. Im letzteren Falle wird sie aber bei weitem wirksamer sein, da mit Beseitigung der Enceinten die Vorstädte (und solche werden neuerdings mit Vorliebe als Villenviertel angelegt und von den wohlhabendsten Bürgern bewohnt) sofort weiter ins Vorfeld hinaus an den Hauptverkehrswegen sich entwickeln.

Mit der Selbständigkeit, welche die weit vorgeschobenen Forts erhalten mußten, wuchs die Bedeutung der Gürtellinie. Anfangs glaubte man zwar noch, eine wiederholte Durchführung des ganzen förmlichen Angriffs mit Geschützkampf und Sappenangriff erzwingen zu können, und stattete deshalb die Umwallung mit allen Mitteln aus, um diesem Zweck zu genügen. Aber bald erkannte man, daß die Rücksicht auf eine zweimalige hartnäckige Verteidigung der ersten, im Fortgürtel durchzukämpfenden wesentliche Kräfte entziehen müßte, und daß es richtiger sein würde, alle verfügbaren Mittel auf die Verteidigung nur einer Stellung zu verwenden. Daß für diesen Zweck die Gürtellinie zu wählen sei, ergab sich aus den großen Vorteilen, welche diese der freien Verwendung der Streitkräfte und Streitmittel gewährt, welche aber an dieser Stelle näher zu erläutern überflüssig erscheint. Die Vervollkommnung der Steilfeuergeschütze ließ die Verteidigungsartillerie in ihrer bisherigen Stellung auf den Wällen der Festungswerke als unhaltbar erscheinen, und veranlaßte sie, durch Aufstellung im Zwischengelände der Forts die natürliche Deckung ebenso auszunutzen wie der Angreifer. Die Forts gestalteten sich zu Infanteriestützpunkten, und die Masse der Fußtruppen gewann, unbehindert durch einengende Wälle, Bewegungsfreiheit zur Durchführung einer offensiven Verteidigung.

Nachdem also die Umwallung als Hauptverteidigungsstellung aufgegeben war, bedurfte sie auch nicht mehr der hierzu notwendigen Aus-

stattung. Der Unterhalt und die zeitgemäße Verstärkung der Festungen wurde dadurch wesentlich billiger, da sich alle den Fortschritten der Angriffswaffen entsprechenden Änderungen nun auf die Außenwerke beschränken konnten, und notwendig werdende Erweiterungen der Umwallungen zweifelsohne in viel bescheideneren Grenzen gehalten werden konnten. Letzteren wurde nur noch die Aufgabe gestellt, gegen einen gewaltsamen Angriff, also gegen Infanterie und Feldgeschütze, Widerstand zu leisten. Da hierfür aber nur eine minimale Besatzung zur Verfügung zu stellen ist, kann dieser Aufgabe nur genügt werden durch ein zusammenhängendes Hindernis, welches zu durchbrechen der Angreifer durch kräftige Feuerwirkung gehindert wird. Für diese, gehe sie vom Infanteriegewehr allein aus, oder werde dies unterstützt durch Artillerie, ist unter allen Umständen ein hinreichend breites, freies Schußfeld Vorbedingung. Selbst bei der einfachsten Gestaltung der Stellung und des Hindernisses wird letzteres gewährleistet durch die für jede Befestigung geltenden Bestimmungen des Rayongesetzes. Wird dagegen diese zusammenhängende Stellung aufgegeben und etwa der Herstellung bei Ausbruch eines Krieges vorbehalten, so sind auch die Baubeschränkungen des Rayongesetzes hinfällig, und abgesehen von sonstigen schweren Bedenken ist die Kriegsausführung eines Ersatzes der Umwallung binnen kurzem unausführbar infolge der Bebauung des Geländes. Man braucht nur eine beliebige unserer Großstädte in ihren Grenzgebieten zu durchwandern, um zu sehen, wie an den Hauptverkehrsstraßen die Ansiedelungen aus dem Boden wachsen und ein übersichtlich freies Gelände binnen weniger Jahre zu einem Wirrsal von Baulichkeiten und industriellen Anlagen machen, in dem die Herstellung einer einigermaßen brauchbaren Verteidigungsstellung auf Schwierigkeiten stoßen würde, wie sie mit den Kräften und Mitteln einer vom gegnerischen Angriff bedrohten Festungsbesatzung unmöglich zu überwinden sind. Ja, es würde selbst bei friedlichen Verhältnissen kaum daran zu denken sein, nachträglich eine Umwallung wieder herstellen zu wollen, ohne mit rücksichtslosestem Vorgehen und ungeheuren Entschädigungskosten der Stadt und dem Staat mehr zu schaden, als jener durch Beseitigung der Enceinte jemals genützt werden konnte.

Es fragt sich nur noch, ob die Umwallung für die Verteidigung noch einen besonderen Wert hat. Ich möchte dagegen fragen: Hat es für eine Feldarmee, die eine Stellung für den entscheidenden Kampf bezieht, Wert, daß ihre Rückzugslinie gesichert ist? Ist es für sie gleichgültig, ob die zu ihrer Verpflegung aufgehäuften Vorräte, ihre Munitionskolonnen und Magazine einem Handstreich des Feindes ausgesetzt sind?

Wird es für die Leitung der Schlacht ohne Einfluß sein, wenn der Punkt, wo der Oberkommandierende sich mit seinem Stabe aufhält, wohin alle Telegraphenlinien, alle Fäden der Leitung zusammenlaufen, plötzlich vom Feinde weggenommen und der Stab des Leitenden, wenn nicht gefangen, doch sicher zersprengt wird? Nun! genau dasselbe ist es mit der Enceinte der Festung. Sie umschließt die strategische Basis der Besatzung, den Mittelpunkt der Leitung, die gesamten Vorräte von Hilfsmitteln für die Verteidigung, von Lebens- und Unterhaltsmitteln für die Besatzung, den Brunnen, aus dem die Verteidigung ihre Kräfte schöpft, mit dessen Versiechen sie vollständig lahm gelegt ist. Und zur Sicherung dieses ihres Lebensquells wäre keine andere Maßregel notwendig als die Aufstellung einiger vorn entbehrlicher Wachen? Was ist vorn entbehrlich? Möglichst alle Kräfte sollen ja dort eingesetzt werden. Kann man da eine Reserve zum Schutz der ausgedehnten Stadt zurücklassen, die ohne Hilfe fortifikatorischer Verstärkung imstande wäre, auch nur einen kleinen Teil wirksam zu verteidigen? Nirgends ist die Befestigung mehr am Platze als hier, wo es das Wichtigste zu sichern gilt und doch an Kräften so gespart werden muß zu Gunsten des Kampfes in der Hauptverteidigungsstellung, wie kaum in irgend einem anderen Falle.

Es ist doch nicht möglich, allen Ernstes die Behauptung aufzustellen, daß ein Durchbruch des Angreifers, sei es im ersten Anlauf oder in einem späteren Abschnitt der Belagerung, sei es auf der Angriffsfront oder, wenn dort alle Aufmerksamkeit des Verteidigers gebunden ist, an einer anderen Stelle des Umfanges, ganz unausführbar wäre. Und hat er nicht ganz andere Vorteile, wenn er gelingt, bei einer Festung, welche der Umwallung entbehrt, als wenn der Angreifer gewärtigen muß, in seinem Vordringen durch deren Widerstand aufgehalten zu werden, bis herangezogene Reserven oder zusammengeraffte Truppen anderer Art seine in der Luft hängende Flanke anfallen und ihn nötigen, die gewonnenen Vorteile wieder aufzugeben und den gefährlichen Rückweg zwischen feuernden Festungsgeschützen hindurch anzutreten? Man erinnere sich, daß am 19. September 1870 die deutschen Truppen ohne Zweifel den zurückflutenden, geschlagenen Bataillonen Ducrots hätten folgen und mit ihnen zusammen in Paris eindringen können, wenn nicht die Rücksicht auf die feste Umwallung jeden Versuch eines solchen Unternehmens verboten hätte. Man erinnere sich aber auch des Angriffs auf Kars im Jahre 1877, welchen die Russen sicher nicht unternommen hätten, wenn sie nach Durchbrechung der Fortlinie den Widerstand einer Enceinte zu gewärtigen gehabt hätten, und der nur wegen deren Mangel die Türken

zwang, alle Forts zu räumen und den Platz aufzugeben. Da zeigt sich ein weiterer Vorteil der Umwallung: sie sichert den Rücken der noch nicht angegriffenen Forts und mit diesen zusammen einen Raum, welcher vom Verteidiger gehalten werden kann, auch wenn der Gürtel an einer Stelle durchbrochen wurde.

Nicht am Geringsten anzuschlagen ist die moralische Stärkung der Bürgerschaft sowohl wie der Besatzung durch die Umwallung. Der kleinste Mißerfolg ist imstande, in der Stadt eine unheilvolle Panik hervorzurufen, wenn sie fehlt, und ohne Bangen um die Sicherheit im Rücken können die Kämpfer in der Gürtellinie ihre ganze Aufmerksamkeit nur dann dem ihnen gegenüberstehenden Feinden zuwenden, wenn die Enceinte dafür Bürgschaft leistet.

So sprechen strategische, taktische und moralische Gründe für die Notwendigkeit der Umwallungen; die mit ihrer Beseitigung verbundene Aufhebung der Rayonbeschränkungen benimmt fast jede Möglichkeit, sie, sei es provisorisch im Kriege, oder als ständige Anlage in späteren Friedenszeiten, wiederherzustellen, und deshalb spricht alles dafür, die bestehenden Enceinten, wo sie im Interesse der städtischen Bevölkerung entfernt werden müssen, schleunigst durch andere, wenn auch, den niedrigeren Ansprüchen der den Umwallungen gestellten Aufgabe entsprechend, schwächere Verteidigungslinien zu ersetzen. Wo man sie beseitigt und dadurch die Verteidiger in der Gürtelstellung jedes Rückhaltes beraubt, wird dieser Mangel kaum durch eine wesentliche Vermehrung der Besatzung ausgeglichen werden können, und müssen an Stelle der minimalen Besatzung der Feldarmee Kräfte entzogen werden, welche vielleicht teurer zu stehen kommen, als alle vorgeblichen, mit Beseitigung der Umwallung gewonnenen Vorteile wert sind.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

14. Dezember 1903.

Am 18. November ist zwischen der Republik Panama und den Vereinigten Staaten von Nordamerika der folgenreiche Vertrag zum endgültigen Abschluß gekommen, der die große Republik zum Herrn der Straße macht, die aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt ist, wirtschaftlich und politisch die erste Stelle im Weltverkehr einzunehmen. Auch haben die Amerikaner es verstanden, sich eine Stellung zu sichern, die weit stärker ist als die der Engländer an der Straße von Gibralter oder am Suezkanal. Alle die Verträge, durch welche England sich eine Mitkontrolle sichern wollte, sind zerrissen worden, und die Fetzen der feierlich gewährleisteten Vertragsakten liegen am Boden. Nicht einmal eine Neutralisierung haben sie erreichen können. An der Einfahrt und am Ausgang wohl befestigt, von Truppen der Vereinigten Staaten wohl bewacht, wird der Panamakanal sich schließen und öffnen, je nach den Bedürfnissen der amerikanischen Politik. Die von der Gnade des Washingtoner Kabinetts ins Leben gerufene Republik Panama wird dieser Politik dienen und leben, so lange sie in den Gedanken und nach dem Willen der Vereinigten Staaten sich korrekt zu bewegen versteht, und ihre Ohnmacht gerade ist die Bürgschaft ihrer Zuverlässigkeit. Auch das kann nicht zweifelhaft sein, daß die technischen Schwierigkeiten, die sich der Durchbrechung der Landenge entgegenstellen, sehr viel rascher als sich voraussetzen läßt, überwunden sein werden. Da parallel damit der Ausbau der amerikanischen Kriegsflotte gehen wird, und das Rooseveltsche Schlagwort, daß Amerika bestimmt sei, die erste Seemacht der Welt zu werden, die politische Phantasie der Amerikaner ganz gefangen hat, bereitet sich damit eine ungeheure Wandlung in den allgemeinen Machtverhältnissen vor. Es sind die Konsequenzen des spanisch-amerikanischen Krieges, die jetzt gezogen werden, und als Konkurrent Europas, wie der gelben Rasse, tritt das rücksichtslose Yankeetum in Ostasien auf, das vor wenig über fünf Jahren nicht nur den Interessen, sondern auch der politischen Doktrin der einstigen Kolonie Großbritanniens fernzuliegen schien. Die Frage verdient wohl erwogen zu werden, wie die Machtverhältnisse im Großen Ozean sich nun verschieben müssen, ja, fast könnte man sagen, bereits verschoben haben, denn sicher bevorstehende politische Wandlungen werfen ihre

Schatten voraus und wirken beinahe gleich stark wie vollendete Tatsachen. Man erinnere sich, welche Wirkung die Annahme der Wehrpflichtsvorlage vom 9. Dezember 1887 auf unsere Beziehungen zu Rußland ausübte: ein drohender Krieg war durch die bloße Tatsache des einmütigen Zusammenstehens des deutschen Reichstags unmöglich geworden, obgleich die Verstärkung der deutschen Wehrkraft naturgemäß erst nach geraumer Zeit wirksam werden konnte; und eine analoge Bedeutung muß der Annahme des Flottengesetzes vom 10. April 1898 zugeschrieben werden. Diese Vorauswirkung kommender Tatsachen wird auch der Stellung Amerikas in der Südsee zu gute kommen, sodaß schon heute alle am Probleme des fernen Ostens beteiligten Mächte mit den Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Zukunft zu rechnen genötigt sind. Nun kann bis zur Stunde von einem Parteinehmen Amerikas in den schwebenden Konflikten noch nicht geredet werden, obgleich nachdrücklich von Washington aus für das Prinzip der „Offenen Tür" eingetreten worden ist. Der letzte Vertrag, den Staatssekretär Hay mit der chinesischen Regierung abgeschlossen hat, erschließt die Häfen von Mukden und Antung dem amerikanischen Handel. Aber obgleich Mukden heute in russischen Händen ist und sich damit die große Frage von der Räumung der Mandschurei kombiniert, soll eine Bitte der Japaner um amerikanische Hilfe gegen Rußland, wenn die Zeitungen recht berichten, kein Gehör gefunden haben. Man steht den kommenden Entscheidungen beobachtend gegenüber, hat sich aber den rechtlichen Boden für ein zukünftiges Eingreifen offen gehalten. Das kann aber von größter Wichtigkeit werden, denn so wie die Verhältnisse im Augenblick liegen, bleiben sie unter keinen Umständen.

Obgleich wir genötigt sind, mit nicht offiziell beglaubigten, und deshalb unkontrollierbaren Gerüchten zu argumentieren, lassen sich die politischen Strömungen in China, Rußland, Japan wohl erkennen. Unzweifelhaft ist, daß Rußland von der Mandschurei nicht lassen wird, selbst wenn es sich, um Japan und China zu beruhigen, bereit finden sollte, Scheinkonzessionen zu machen. Ebenso sicher ist, daß man in Petersburg diese Erwerbung lieber ohne einen Krieg, als auf dem Wege der Eroberung und schwerer Verwickelung zu Wasser und zu Lande machen möchte. Die Vorbereitungen aber zu beidem werden getroffen: in Peking, Tokio, Söul reden die russischen Vertreter Friedensworte, gleichzeitig aber ist fast die gesamte russische Flotte in den chinesischen und koreanischen Gewässern konzentriert worden. Von Westen her rücken ununterbrochen mit der sibirischen Bahn neue Verstärkungen heran, so daß der mit diktatorischen Vollmachten ausgerüstete Statthalter Alexejew bald 240000 Mann zur Verfügung haben wird. Inzwischen aber tagt in Petersburg das auf die Initiative des neuen Staatssekretärs Besobrasow begründete sibirische Komitee, zu dessen Sitzungen auch Alexejew beordert ist, ohne daß es ihm im Drang der politischen Verwicklungen bisher möglich gewesen wäre, seinen Posten zu verlassen. Was beunruhigt, ist die tiefgehende Erregung, die sich der Chinesen bemächtigt hat, und die zwar nicht wegen der militärischen Machtmittel Sorge

erregt, die China entfalten kann, wohl aber wegen der Schädigungen, die einem in der Mandschurei operierenden russischen Heer durch die entschlossene Feindseligkeit der Bevölkerung angetan werden könnten. Ein weiteres Gerücht will wissen, daß der chinesische Hof sich nach Tsinangfu zurückziehen will; und darin müßte man allerdings künftige Gefahren erkennen. Während nun in Japan der Wunsch der Bevölkerung nach einem Krieg mit Rußland geht, scheint die Regierung unsicher und schwankend geworden zu sein. Sie hat den kriegslustigen Reichstag nach Hause geschickt und setzt die Verhandlungen mit Rußland fort, offenbar unter dem Eindruck der jüngsten englisch-französischen Verbrüderungen; Japan fürchtet allein dem Gegner nicht gewachsen zu sein. Denken wir uns nun, daß diese friedliche Stimmung die Oberhand behält, und Japan durch wirkliche oder scheinbare Konzessionen Rußlands beruhigt, seine Kriegspläne aufgibt, so wäre der politische Vorteil für Rußland ein ganz ungeheurer. Denn die moralische Depression, welche in Japan einem Rückzug folgen muß, würde aller Wahrscheinlichkeit nach politische und materielle Folgen haben, die für Japan verhängnisvoll werden könnten — um es mit einem Wort zu sagen: die neuaufstrebende Großmacht müßte zu einer Macht zweiten oder gar dritten Ranges herabsinken, während Rußland als erste Macht im fernen Osten dastehen würde. Ein nachträgliches Eingreifen anderer Mächte, nachdem Rußland und Japan in Frieden ihre Rechnung beglichen haben, gehört aber zu den größten Unwahrscheinlichkeiten. Unter anderen Verhältnissen, mit einem stärkeren Rußland als Gegner und einem rückschreitenden Japan als möglichen Bundesgenossen, könnten nach Jahr und Tag England, und nach Vollendung des Panamakanals die Vereinigten Staaten das schwierige Problem wieder aufnehmen.

Dies ist die eine der möglichen Lösungen; eine andere, weniger wahrscheinliche böte ein japanisch-chinesisches Bündnis, dessen Konsequenzen erst Frankreich als russischen Bundesgenossen, dann England als japanischen auf den Schauplatz rufen müßten. Nichts aber bürgt dafür, daß beide Mächte den Vertragsbedingungen treu bleiben, die sie zu Anfang vorigen Jahres ihren ostasiatischen Verbündeten gegenüber auf sich genommen haben. Die Scheu vor einem Weltkriege völlig unsicheren Ausganges, würde Pergamente zerreißen, die, wenn man genauer zusieht, mehr als Abschreckungsmittel denn als scharfe Waffen gedacht waren.

Eine dritte Kombination endlich ist in England unter dem Eindruck der friedlicheren Wendung der russisch-japanischen Verhandlungen aufgetaucht: das Gespenst eines russisch-japanischen Bündnisses, dessen Spitze sich gegen England richten könnte. Formosa ist dabei als strategischer Stützpunkt Japans gedacht. Mit Japan, das die Stellung halb eines Bundesgenossen, halb eines Vasallen einnehmen würde, verbündet, werde Rußland die stärkste Seemacht im Stillen Ozean sein; es seien nicht mehr, wie man in früheren Zeiten gesagt habe, Elephant und Walfisch, die einander gegenüberstehen, sondern das heutige Rußland nicht nur die stärkste Landmacht, sondern auch ein formidabler Gegner zur See; sei aber erst

Rußland Herr im Stillen Ozean, so wären alle wunden Punkte der asiatischen Stellung Englands doppelt bedroht.

Nun wird man diese Betrachtungen nicht ohne weiteres als Unmöglichkeiten abweisen können — denkbar ist ihre Verwirklichung sehr wohl, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls kämen sie post festum, wenn Japan einen Rückzug bereits angetreten hat.

Die Summe dieser Kombinationen zeigt, wie unsicher nicht nur die gegenwärtige Lage, sondern namentlich jeder Fernblick in die Zukunft ist; aber die ostasiatischen Möglichkeiten werfen doch ein merkwürdiges Licht auf die politischen Ereignisse, die in den letzten vier Wochen der ostasiatischen Krisis parallel gegangen sind. Wir denken dabei an die englisch-französische Annäherung, die nach dem Besuch König Eduards in Paris und des Präsidenten Loubet in Windsor, durch die von den Parlamentariern beider Länder ausgetauschten Massenbesuche, einen so merkwürdig reklamehaften Ausdruck gefunden haben. Es gilt dies besonders vom Aufenthalt der englischen Parlamentarier in Frankreich. Die ausgetauschten Reden zeigten alle Merkmale eines sich vorbereitenden politischen Bündnisses, und dieser Eindruck ist noch dadurch verstärkt worden, daß, wie jetzt feststeht, neben jenem Schiedsgerichtsvertrag, dessen Bedeutung wir nicht hoch anschlagen, eine hochpolitische Verständigung in der Marokkanischen Frage stattgefunden hat.

Sie läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß England dem französischen Einfluß Marokko preisgegeben hat. Solche Zugeständnisse gewährt man aber nur, wo Gegenleistungen stattfinden, nicht pour les beaux yeux de la France, sondern um das do ut des willen. Die Frage ist nun, wo Frankreich sich den Engländern nützlich erweisen kann. Daß es sich um Anerkennung der englischen Position in Egypten handelt, läßt sich schwerlich annehmen, weil England ihrer nicht bedarf. Auch eine Aktion gegen Rußland und Österreich auf dem Balkan muß ausgeschlossen werden, weil dadurch die Gegnerschaft der französischen Orientpolitik gegen die russische in flagranti ertappt wäre. So bliebe als letzte Möglichkeit die beiden Teilen wertvolle Vereinbarung, unter keinen Umständen im großen Orient an der gegenwärtigen Verwicklung teilzunehmen. Und so kombinieren wir, wird es gewesen sein.

Aber, so fragt man, wie furchtbar ist die Agitation von Herrn Maxse, Blennerhasset, Tatischtschew und Konsorten, die auf eine russisch-englische Allianz gegen Deutschland hinarbeiteten, durch den natürlichen Lauf der Dinge ad absurdum geführt worden!

Die russisch-französischen Gegensätze, die durch Herrn Delcassés Orientpolitik vorübergehend recht empfindlich geworden waren, sind durch den Besuch des Grafen Lamsdorff in Paris und durch den Brief des Zaren, den er dem Präsidenten Loubet überbrachte, ausgeglichen worden, und ebenso die russisch-italienischen Differenzen, an deren Folgeerscheinungen das Ministerium Zanardelli zusammenbrach. Die Versetzung des Botschafters Nelidow nach Paris und des

Fürsten Urussow nach Rom kann als Zeichen wiederhergestellter normaler Beziehungen gelten. Auch hat das neue Ministerium Giolitti sich das Vertrauen der römischen Kammer zu erwerben gewußt. Nebenher sind aber in Frankreich wie in Italien beunruhigende Symptome hervorgetreten. In Frankreich die Wiederaufnahme des Dreyfuß-Prozesses und der nicht glücklicheren Humbert-Affäre; dazu die immer fortgesetzten Verfolgungen der Geistlichen und geistlichen Schulen. Haben Herr Combes und sein Bloc auch noch die Majorität, so steht das Ministerium doch auf wenig sicheren Füßen. In Italien aber hat das starke Betonen der lateinischen Rassengemeinschaft, die bekanntlich von Frankreich aus sorgfältig gepflegt wird, irredentistische Bewegungen unter der studierenden Jugend aller Universitäten zur Folge gehabt. Man hat daraus im dreibundfeindlichen Lager den Schluß gezogen, daß dieses Bündnis brüchig zu werden beginne, und wir wollen nicht bestreiten, daß ein Beharren in dieser Richtung auf die Dauer schädigend wirken muß. Zunächst haben sich aber die besonnenen Elemente in der Regierung als die stärkeren gezeigt und dabei bleibt es voraussichtlich.

Merkwürdig ist, daß auch die Interessen der englischen Politik hier mit eingreifen und im Bemühen, Italien vom Dreibunde zu lösen, soweit wenigstens aus der Presse geschlossen werden muß, den Franzosen Handlangerdienste leisten. Die Empfänglichkeit italienischerseits wird solchen Einflüsterungen gegenüber durch die Unzufriedenheit gefördert, mit der man in Rom die Entwicklung auf der Balkanhalbinsel verfolgt. Wie in Frankreich, wenden sich alle Sympathien den Makedoniern zu, und die neuen Verwandtschaftsbande, die das Königshaus an Montenegro knüpfen, haben naturgemäß das alte historische Interesse für die Nachbarn am östlichen Ufer der Adria gesteigert.

Es ist nicht zu verkennen, daß die von Erfolg gekrönten Bemühungen Rußlands und Österreich-Ungarns, die Türkei zur Annahme des Programms von Mürzsteg zu bewegen, in den kleinen Balkanstaaten noch weniger günstig angesehen worden sind, als in Konstantinopel. Seit die letzten Wahlen in Bulgarien die Partei ans Ruder brachten, welche man in Rußland die Stambulowisten nennt, ist Fürst Ferdinand vom offiziellen wie vom nichtoffiziellen Rußland so ungnädig behandelt worden, daß er einen Stützpunkt durch engeren Anschluß an seinen serbischen Nachbar und an Montenegro gesucht hat. Sollte ihm, was nicht unmöglich ist, gelingen, eine derartige Union der Balkanslaven herbeizuführen, so stehen den türkischen Reformern schwere Tage bevor. Es läßt sich annehmen, daß die sogenannten Makedonischen Komitees wieder auftauchen und damit trotz der nunmehr bestallten russischen und österreich-ungarischen Kommissare das Reformprogramm sich als undurchführbar erweist. Wenn Boris Sarafow, der Totgesagte, fast wie ein Triumphator nach Bulgarien zurückkehren konnte, ist das gewiß ein höchst bedenkliches Anzeichen. Auch sonst laufen beunruhigende Gerüchte um. Ein russisches Blatt konnte kürzlich in umständlicher Breite darlegen, daß die Ereignisse, die den Sturz des Königs Alexander

von Serbien herbeigeführt hätten, wohl ihre Wiederholung in Sofia finden könnten; ja als sei dieser Plan bereis eine sichere Zukunftsaussicht, wurden die Chancen einer Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien unter Peter Karageorgiewitsch als gemeinsamen König allen Ernstes erwogen. Das ist wohl ein Zeichen politischer Unverfrorenheit, das selbst für Politiker der Balkanhalbinsel nicht zu den Alltäglichkeiten gehört.

In Serbien scheint der Kampf zwischen den Parteien der Königsmörder und den Offizieren, deren Hände unbefleckt sind, nun doch eine Wendung zu nehmen, die dem beleidigten Gewissen einigermaßen genugtut. König Peter beginnt, die Meistkompromittierten aus Belgrad in entferntere Städte zu versetzen, und damit bricht wohl die Zeit der Nemesis endlich an.

Für die Pläne des Fürsten Ferdinand dürfte jedoch die Schwäche des Karageorgiewitsch ein wesentliches Hindernis werden. Er hängt viel zu sehr von der Gnade Österreichs und Rußlands ab, als daß er wagen dürfte, eigene Wege zu gehen.

Die makedonischen Verwicklungen sind übrigens nicht die einzigen politischen Sorgen des Sultans. Die chronischen Unruhen des südlichen und westlichen Arabien sind von England benutzt worden, um seine Stellung im Hinterlande von Aden beträchtlich abzurunden, während andererseits der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, von einem stattlichen Geschwader geleitet, den arabischen Scheikhs an der Ostküste politische Höflichkeitsbesuche gemacht hat, die ihre Abhängigkeit von der englischen Politik weiter gefestigt haben. Man denkt dabei an die Erklärung Balfours, daß England die Festsetzung jeder anderen Macht im persischen Golf als einen Casus belli werde betrachten müssen. Ursprünglich ging Curzons Absicht dahin, auch die Kura, den Zufluß des Schat el Arab von links, herauf zu fahren. Er hat aber diesen Plan aufgeben müssen, weil er von seiten der Perser keinerlei Entgegenkommen fand, und so hat er seinen Rückweg nach Indien genommen, wo als Gegenstück zu Lande die gegen Tibet gerichtete Expedition sorgfältig vorbereitet wird. Noch läßt sich aber nicht erkennen, ob dieser Zug mehr sein soll als eine Demonstration. Nach L'hassa dringen die Engländer schwerlich; aber schon die Tatsache, daß sie in diese Hochebenen anzurücken wagen, beunruhigt in Rußland. Man war gewohnt, Tibet als künftige Einflußsphäre zu betrachten, zumal es fast ausschließlich russische Forscher sind, die jene weltfremden Gegenden der Wissenschaft erschlossen haben.

Die inneren russischen Angelegenheiten drängen sich wieder in den Vordergrund: der ungewollte Rücktritt Wittes ist als ein Sieg des Ministers des Innern von Plehwe zu betrachten. Der Nachfolger Wittes, Pleske, hat wegen schwerer Erkrankung einen langfristigen Urlaub antreten müssen, und soll durch das Mitglied des Reichsrats Kobeko ersetzt werden. Daß Witte, wie man gemeint hat, als Präsident des Ministerkomitees wieder eine Rolle spielt, ist deshalb wenig wahrscheinlich, weil diese einst außerordentlich einflußreiche Körperschaft unter Alexander III. und Nikolaus II. an Bedeutung sehr

verloren hat. Neben dem Kaiser regieren heute drei Männer: in erster Linie Herr von Plehwe, danach wie von jeher der Oberprokureur Pobedonoszew, und der Kriegsminister Kuropatkin. Als neu aufsteigende Sterne gelten: der Großfürst Alexei Michailowitsch, der Staatssekretär Besobrasow und der Statthalter des Ostens, Alexejew. Die Stimmung im Lande ist unruhig und unzufrieden. Daß der Prozeß wegen der Judenkravalle in Kischinew bei verschlossenen Türen geführt wird, hat böses Blut gemacht. An den Universitäten hat es neue und hartnäckige Studentenunruhen gegeben; der Zustand teils verstärkten, teils außerordentlichen Schutzes mag heute vielleicht auf ein Drittel des europäischen Rußland ausgedehnt sein.

Erfreulich ist, daß die deutsch-russischen Handelsvertragsverhandlungen in Berlin, wie es heißt, einen günstigen Verlauf genommen haben; ihren Abschluß sollen sie in Petersburg finden. Man darf wohl annehmen, daß bei Erwägung der Vorteile beider Kontrahenten auch der Blick auf die heute in England propagierten Grundsätze des Chamberlainschen Imperialismus mitgespielt haben werden. Aus den englischen Blättern und Journalen sich ein Urteil über die Chancen Chamberlains zu bilden, ist fast unmöglich. Es ist Parteifrage geworden und dabei geht jede ruhige Erwägung verloren. Das englische Parlament soll erst nach zwei Jahren aufgelöst werden, und das würde bedeuten, daß Chamberlain auf so lange Zeit ohne jede amtliche Stellung bleibt. Ein einflußreicher Privatmann, aber kein Glied der Regierung. Das macht die Klagen seiner Anhänger über die Schwäche der auswärtigen Politik Englands verständlich, denn in der Tat: er war der starke Mann, und in kritischen Zeiten, wie den jetzigen, beginnt man sich nach ihm zurück zu sehnen.

Es heißt, daß er eine Agitationsreise nach Kanada plant; er würde dort die schwierige Aufgabe haben, die Verstimmung zu beseitigen, die der Schiedsspruch in der Alaska-Grenzfrage in so hohem Grade erregt hat. Auch gibt es in Kanada eine zunächst nicht sehr zahlreiche, aber auch nicht zu übersehende Partei, welche auf einen Anschluß Kanadas an die Vereinigten Staaten hinarbeitet. Daß es dieser Idee nicht an Anklang in der Nachbarrepublik fehlen wird, versteht sich von selbst. Die Rede, mit welcher der Präsident Roosevelt den Kongreß in Washington eröffnet hat, berührte diese Frage natürlich nicht; er sprach von Kuba, Panama, von der Flotte; vor allem von letzterer. Sie soll zahlreicher und stärker werden, und sie wird es werden; denn jeder ehrgeizige Wunsch findet dort seinen Widerhall, und meist auch seine Verwirklichung.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Dezember.

Der letzte Monatsbericht an dieser Stelle wurde abgeschlossen, als die preußischen Landtagswahlen noch nicht vollzogen waren, obwohl die Gestaltung des neuen Abgeordnetenhauses aus dem Ergebnis der Urwahlen schon ziemlich vollständig zu übersehen war. Die Abgeordnetenwahlen am 20. November haben die Bestätigung dafür geliefert, daß keine wesentliche Veränderung in dem Stande der Parteien des Abgeordnetenhauses eingetreten ist. Die letzte Neigung der Liberalen, in einzelnen Wahlkreisen doch noch mit den Sozialdemokraten zu paktieren, — Neigungen, die schon durch die törichte Taktik der „Genossen" im Wahlkampf auf ein Mindestmaß herabgedrückt worden waren, — wurde gänzlich ertötet durch die kühnen Forderungen der Sozialdemokraten, die sie noch im letzten Augenblick, trotz ihres Fiaskos bei den Urwahlen, glaubten durchdrücken zu können. Die Folge war die endgültige und vollständige Niederlage der Sozialdemokratie. Voll Erbitterung faßte Bernstein das klägliche Ergebnis des mit so großem Pomp unternommenen Feldzuges in einem anklagenden Artikel unter der Überschrift „1600000 = 0" zusammen, womit er sagen wollte, daß eine so große Zahl von Stimmen den Seinen kein einziges Mandat verschafft hatte.

So erschien doch wenigstens der eine Nebenzweck erfüllt, daß den Proletariern handgreiflich vorgeführt worden war, wie ihr Wahlrecht in Preußen nur eine Illusion sei, und wie sie in Wahrheit kein Wahlrecht besäßen. Um das im Sinne ihrer Parteibestrebungen darzutun, brauchten sich aber die Genossen nicht in Unkosten zu stürzen; das war in den Reihen der eigenen Partei längst klar. Anders stand es, wenn sie außerhalb dieser Reihen die Überzeugung verbreiten wollten, daß das preußische Wahlsystem ein Unrecht enthalte. Es gab, wie schon erwähnt, eine gar nicht unbedeutende Anzahl liberaler Politiker, die geneigt waren, sich mit den Sozialdemokraten zu verbünden, um eine Handhabe zur Umgestaltung des Wahlrechts zu gewinnen. Die Sozialdemokratie hätte sich diesen für sie doch nicht zu unterschätzenden Vorteil sichern können, ohne einen andern Preis dafür zu zahlen, als eine disziplinierte und würdige Haltung und die äußere Respektierung des bestehenden Gesetzes. Statt dessen

zogen es die Genossen bei den Abgeordnetenwahlen an verschiedenen Orten vor, die Wahlhandlung durch frivole Kindereien aufzuhalten und zu stören, ja sogar die äußere Ordnung durch pöbelhafte Auftritte zu verletzen. In Rixdorf gaben sie, um die Protokollierung hinzuziehen, absichtlich bei der Stichwahl ungültige Stimmen für gar nicht existierende oder nicht in Frage kommende Personen ab, gaben dem Wahlakt den Anstrich der Lächerlichkeit und zogen so durch Verhöhnung das wichtigste Volksrecht, für das sie kämpfen zu wollen erklärten, in Wahrheit in den Staub. In Bernau, wo die Wahl wegen der großen Zahl der Wahlmänner in einer Kirche abgehalten werden mußte, führten sie empörende Auftritte herbei, um die Gefühle der christlich gesinnten Wahlmänner zu verletzen. Damit verwirkte die Sozialdemokratie auch die Teilnahme derer, die aus allgemeinen theoretischen Gründen ihr eine gewisse Betätigung zugestehen wollten. Denn es gibt wohl Leute genug, die auch dem radikalsten Gegner noch Rechte einzuräumen bereit sind; aber auch diese Leute besinnen sich dreimal, ehe sie dem Pöbel zur Herrschaft verhelfen. So hat die Sozialdemokratie bei ihrer ersten Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen sich selbst eine gründlichere Niederlage bereitet, als ihre Gegner hoffen konnten.

Zum 3. Dezember wurde der Reichstag zur ersten Tagung der neuen Legislaturperiode einberufen. Die bis zum letzten Augenblick noch gehegte Hoffnung, daß der Kaiser von den Folgen der an ihm vollzogenen Stimmlippenoperation so weit wieder hergestellt sein werde, um die Eröffnung des Reichstags und die Verlesung der Thronrede persönlich vornehmen zu können, verwirklichte sich nicht. Zwar war die Heilung der Operationswunde nach Wunsch vorgeschritten, aber der Kaiser war doch noch genötigt, sich Schonung aufzuerlegen. Um so größere Befriedigung mußte es erregen, daß die Thronrede den bangen Befürchtungen, die durch allerlei Gerüchte immer wieder um die Gesundheit des Kaisers laut wurden, die Spitze abbrach, indem darin von der glücklichen Heilung des Kaisers gesprochen wurde.

Im übrigen brachte die Thronrede insofern eine Überraschung für die Öffentlichkeit, als die Maßregeln, die auf der Finanzkonferenz von den Vertretern der deutschen Bundesstaaten beraten worden waren, bereits als fertig formulierter Gesetzentwurf „betr. Änderungen im Finanzwesen des Reichs“ dem Reichstage angekündigt wurden und sogleich in der ersten Sitzung zugingen. Es konnte also die Etatsberatung alsbald mit der allgemeinen Beratung dieser Finanzreform verbunden werden. Am 4. Dezember fand zunächst die Präsidentenwahl statt. Graf Ballestrem wurde wiedergewählt, aber es konnte als ein bemerkenswertes Zeichen der Lage gelten, daß außer den Sozialdemokraten auch die Polen und — wenigstens bleibt keine andere Annahme übrig — auch die Angehörigen der freisinnigen Vereinigung weiße Zettel abgaben, also den Grafen Ballestrem nicht für den Mann ihres Vertrauens erklärten. Erster Vizepräsident wurde wiederum Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode; von den Zetteln, die nicht auf seinen Namen lauteten, trugen 68 den Namen des Abge-

ordneten Singer. Vernünftigerweise beschränkten sich die Sozialdemokraten darauf, nur in dieser Form ihren vermeintlichen Anspruch auf den Posten des ersten Vizepräsidenten geltend zu machen. Mit der Wahl des nationalliberalen Abg. Dr. Paasche zum zweiten Vizepräsidenten war denn auch diese Frage, die so viel Staub aufgewirbelt hatte, vollständig erledigt.

Erst am 9. Dezember begann der Reichstag die kurze, aber bedeutungsvolle erste Lesung des neuen Etats und des Finanzreformgesetzes. Bekanntlich wird diese Generaldebatte stets benutzt, um alles vorzubringen, was die Parteien zur Kennzeichnung der allgemeinen Lage und Stimmung verwerten zu können glauben. Man war darauf vorbereitet, daß die Soldatenmißhandlungen und die Forbacher Vorgänge diesmal reichlichen Stoff zur Kritik bieten würden; ohnedies standen jetzt militärische Fragen schon aus etatsrechtlichen Gründen im Vordergrunde. Staatssekretär Freiherr v. Stengel stand zum ersten Male als Chef des Reichsschatzamts vor dem Reichstage und hatte den Entwurf seiner Reform zu verteidigen. Man konnte also mit vollem Recht diesem Abschnitt der Reichstagsverhandlungen mit großem Interesse entgegensehen.

In der Tat muß man diesmal dem Reichstage das Zeugnis ausstellen, daß er dieses Interesse gerechtfertigt hat. Die Redner der Parteien waren offenbar bestrebt, sich sachlich zusammenzufassen, wenn es auch nicht allen vollkommen glückte. Die breite und flache Volksrednerberedsamkeit der Sozialdemokraten konnte sich natürlich auch hier nicht verleugnen.

Als Höhepunkt der bis zum 15. Dezember dauernden Debatten erschienen die Reden, in denen der Reichskanzler Graf Bülow dem Abg. Bebel entgegen trat. Am 10. Dezember hatte Bebel in 2½stündiger Rede zum Etat gesprochen und bei aufmerksamen Hörern bereits den Eindruck erweckt, daß auch dieser unstreitig beste Redner der Sozialdemokratie eine wesentliche Einbuße an der früheren Kraft erlitten hatte. Er brachte es über ein loses Konglomerat von Anklagen, wie sie vielleicht in einer Volksversammlung allenfalls von Wirkung sein konnten, und ein seichtes Geschwätz über auswärtige Politik und allerlei allgemeine Fragen nicht hinaus. Der Reichskanzler antwortete sofort. Er überraschte das Haus durch die Entschiedenheit, mit der er zum Angriff überging, und durch die Wucht und Schärfe dieses Angriffs selbst. Die Glätte und Eleganz der Sprache, die höfliche und verbindliche Form, die vorsichtige, häufig ausweichende Ausdrucksweise, in der Graf Bülow als parlamentarischer Redner seinen Gegnern gegenüberzutreten pflegt, haben ihn bei vielen Politikern, die es gern sehen würden, wenn der leitende Staatsmann mehr aus sich herausginge und etwas unmittelbarer und augenfälliger seine Persönlichkeit in der politischen Arena zur Schau stellte, in den Ruf gebracht, als ob er sich grundsätzlich scheute, zum Angriff überzugehen, und als ob er die Gedanken der von ihm vertretenen Politik nur insoweit verteidigte, als die Gegner es für gut hielten, an ihn heranzutreten. Wer die Methode eines Staatsmanns weniger schematisch auffaßt, sondern weiß, daß auch der bedeutendste unter ihnen abhängig ist von der Zeit

und den Umständen, unter denen er handeln muß, wird freilich schon immer zu dieser Beurteilung des Grafen Bülow ein großes Fragezeichen gemacht haben, aber die falsche Vorstellung bestand nun einmal in vielen Köpfen, daß ein kräftigeres Auftreten gegen die Sozialdemokratie unter dieser Regierung nicht zu erwarten sei. Am 10. Dezember hat Graf Bülow diese Meinung Lügen gestraft durch die entschiedene, sichere und glückliche Art, mit der er Bebel zunächst rednerisch in den Sand streckte und ihm so energisch zusetzte, daß dieser rhetorische Sieg durch die begleitenden Umstände zugleich den Wert einer befreienden Tat erhielt. In diesen Worten klang ein metallener Ton mit, der seine Quelle in dem Bewußtsein des Redners hatte, der Vertreter und Träger einer starken, selbstbewußten, lebenskräftigen Staatsgewalt zu sein. Das fühlte jeder Hörer heraus, und darum ging es unter dem Eindruck dieser Rede wie ein Aufatmen durch die Reihen der bürgerlichen Parteien. Die Sozialdemokraten aber, so abgebrüht sie gegen rednerische Angriffe auch sein mochten, empfanden doch in diesem Augenblick das volle Unbehagen einer schweren Niederlage.

Hinterher hat man den Erfolg des Reichskanzlers zu verkleinern gesucht und — auffallenderweise besonders in Kreisen, die mehr auf der rechten Seite und in der Mitte des Hauses ihre Anlehnung finden, — mit einer scheinklugen Wichtigtuerei hervorgehoben, daß eine solche Rede ja niemals einen nachhaltigen Erfolg bedeuten könne. Das ist selbstverständlich. Wenn die Sozialdemokratie mit einer Rede zu vernichten wäre, hätte Bismarck sie schon längst vernichtet. Aber niemand wird behaupten können, daß es gleichgültig sei, ob der leitende Staatsmann durch gewichtige Worte in bestimmter Richtung eine Klärung herbeiführt oder nicht. Man hat weiter gemeint, die Argumente, die der Reichskanzler gegen den Zukunftsstaat anführte, seien billig und nicht neu gewesen. Eine nähere Erwägung aber zeigt, daß dieser Vorwurf nicht aus der Praxis geschöpft ist.

Unsere politisch gebildeten Kreise haben sich lange genug redlich Mühe gegeben, der sozialistischen Theorie gründlich gerecht zu werden. Die Theoretiker der Partei von Marx und Engels bis auf Kautsky und Bernstein sind von Vertretern der bürgerlichen Staatswissenschaft so ernsthaft und kritisch studiert, mit fast pietätvoller Sorgfalt durchforscht worden, daß die Sozialdemokratie sich wirklich nicht beklagen kann. So hat es an den feinsten, geistvollsten Widerlegungen des Marxismus wahrhaftig nicht gefehlt. Aber obgleich heute jeder bürgerliche Politiker von Fach notgedrungen in der marxistischen Theorie so gut Bescheid wissen muß, wie der Theologe im Evangelium, versichern die Adepten der sozialistischen Weisheit doch immer und immer wieder, ihre Theorie sei außerhalb ihrer Partei noch gar nicht „verstanden" worden. Es scheint da also eine Art von Gnadenwahl im Spiel zu sein; die Meinung, daß der Sozialismus auf die natürliche, allen Menschen gemeinsame Verstandestätigkeit eine überzeugende Wirkung ausüben könne, scheint irrig zu sein, und nur eine besondere Erleuchtung öffnet auch dem schlichtesten Verstand diese Erkenntnis, die den klügsten Kennern der Staatskunst und der menschlichen Ordnungen ewig verschlossen bleibt.

Wenn nun aber die Dinge so stehen, weshalb sollen wir uns eigentlich mit dem Verständnis der sozialistischen Theorie so mühsam abquälen? Ist es nicht besser und vernünftiger — NB. vom Standpunkt des praktischen Politikers! — wir betrachten einfach die Sozialdemokratie, wie sie sich als wirkende Macht in unserem öffentlichen Leben darstellt? Dann aber brauchen wir nur zweierlei ins Auge zu fassen. Erstens deckt sich die sozialdemokratische Wählerschaft nicht mit der Anhängerschaft der sozialdemokratischen Theorie. Diese Wählerschaft ist vielmehr nur ein großes Sammelbecken jeder Art von Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen. Zweitens: der Partei selbst, die sich die mit dem Gegenwartsstaat unzufriedenen Mitläufer gern gefallen läßt, fällt es gar nicht ein, ihr Programm zur Kritik zu stellen, es weiter zu entwickeln oder irgend etwas dazu zu tun, daß der Gegenwartstaat seinerseits in der Richtung auf den Zukunftsstaat hin „reformiert" wird. Dies letztere haben zwar gutgläubige Leute bisher immer noch angenommen, es ist aber das Verdienst und der große Erfolg des Dresdener Parteitages, daß diese Illusion nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. In Dresden ist der Beweis geliefert worden, daß die revolutionäre Tyrannis auf der Grundlage eines die Köpfe der Massen beherrschenden utopistischen Programms das eigentlich Maßgebende bleiben soll, nicht aber das ehrliche, wenn auch aussichtslose Streben, durch Vertiefung und Ausbau der marxistischen Theorie für Staat und Gesellschaft eine neue Gestalt zu finden. Der praktische Staatsmann kann sich unter solchen Umständen nicht die Aufgabe eines Dozenten der Staatswissenschaften zu eigen machen, sich mit dem Sozialismus kritisch auseinanderzusetzen, sondern er muß die durch den Dresdener Parteitag gegebene Lage annehmen, d. h. der Sozialdemokratie gerade den falschen wissenschaftlichen Nimbus nehmen, in dem sie harmlosen Unzufriedenen als Reformpartei erscheint; er muß sie zeigen in ihrer ganzen Unwahrheit, Hohlheit und Schwindelhaftigkeit; er muß sie gerade auf die utopistischen Momente ihres Programms hin rücksichtslos stellen und festnageln und durchaus den faulen Wahn zerstören, als sei die Sozialdemokratie etwa deswegen, weil sie das aus dem alten Kommunismus überkommene Mißverständnis von der allgemeinen Teilung belächelt, in ihrem Wesen irgendwie anders geworden.

Der Reichskanzler hatte also recht, daß er Bebel gerade so gegenübertrat, wie er es getan hat. Wie sehr er recht hatte, zeigte auch die lange schwache Erwiderung Bebels, die nur bewies, daß der sozialdemokratische Führer sich schwer getroffen fühlte. Und Graf Bülow nutzte seinen Sieg gut aus. Noch einmal warf er in einer glänzenden, noch ernsteren und wuchtigeren Entgegnung seinen Gegner nieder, wobei er diesmal freilich zugleich durchblicken ließ, daß er bei aller Schärfe und Entschiedenheit, mit der er die revolutionäre Sozialdemokratie bekämpfen werde, keineswegs gesonnen sei, sich in die Bahnen der sogenannten „Scharfmacher" drängen zu lassen. Am Tage vorher hatte der Reichskanzler eine Abordnung von Arbeitern empfangen, die ihm die Beschlüsse des ersten christlichen Arbeiterkongresses in Frankfurt a. M. überreichte. Die Ansprache

des Führers dieser Vertretung, des Herrn Franz Behrens, erwiderte der Kanzler mit Worten, die an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange natürlich nicht über Allgemeines und Unverbindliches hinausgehen konnten, die aber doch die sozialreformfreundliche Auffassung des Kanzlers deutlich hervortreten ließen. Es war ein äußerst unglücklicher und unpolitischer Schachzug, daß die Konservativen es sich nicht versagen konnten, sich mit dem Reichskanzler, der so energisch die Fahne der Staatsautorität gegen die Sozialdemokratie entrollt hatte, noch weiter über die Art dieses Kampfes auseinanderzusetzen und ihm nun auch noch eine Zurückweisung der Rechten aufzuzwingen. Graf Limburg-Stirum forderte ein neues Sozialistengesetz. Graf Bülow entledigte sich des Angreifers mit Geschick. Ohne unnötige Schroffheit anzuwenden, ließ er sich doch von seinem staatsmännisch besonnenen sozialpolitischen Credo nicht abdrängen.

Die drei Reden des Reichskanzlers bedeuten in ihrem Zusammenhange ein wichtiges Programm, das ihm, wie man überzeugt sein kann, bei maßvollen und nachdenkenden Politikern eine erhebliche Stärkung des Vertrauens eintragen wird. Das ist aber in heutigen Zeiten ein realer Gewinn von nicht zu unterschätzender Bedeutung, der das Modegeschwätz von den „Worten, die keine Taten seien", wohl aufwiegen kann. Die Klärung der Lage wird den Freunden der Sozialreform auch ein Verhalten ermöglichen, das sie von dem Vorwurf entlastet, ihre Wünsche zu hastig und überstürzt zu betreiben. Ihr Drängen entsprang ja nur dem Mißtrauen, das keine klare Vorstellung gewinnen ließ, woran man mit der Regierung sei.

Zur Vervollständigung des im ganzen recht erfreulichen Bildes dieses Tagungsabschnittes braucht nur noch darauf hingewiesen zu werden, daß sich die Vertreter der Regierung, die vom Bundesratstische sprachen, in ausgezeichneter Weise ergänzten. Vor allem berührte das geschickte und sympathische Auftreten des neuen preußischen Kriegsministers, Generalleutnants v. Einem, der hinsichtlich der Soldatenmißhandlungen und der Forbacher Geschichte sich einer recht peinlichen Aufgabe zu entledigen hatte, außerordentlich angenehm.

Es fügte sich, daß über den militärischen Fragen und den Erörterungen über den Zukunftsstaat die eigentliche Etatsdebatte und die Frage der Reichsfinanzreform etwas zu kurz kam. Die eigentlichen Entscheidungen werden erst später fallen; vorläufig scheinen sich der Reichsfinanzreform noch allerlei Hindernisse entgegenzustellen. Wir werden, wenn die Beratung weiter fortgeschritten sein wird, noch Gelegenheit haben, auf die einzelnen Fragen näher einzugehen. So, wie die Dinge heute liegen, sind es vor allem die von der linken Seite erhobenen konstitutionellen Bedenken, die der Vorlage — der „lex Stengel", wie man sie getauft hat, — entgegenstehen. Die liberalen Parteien radikalerer Richtung streben darauf hin, den Finanzbedarf des Reichs durch Erhebung direkter Reichssteuern zu decken. Sie vertreten diesen Standpunkt deshalb, weil nach ihrer Meinung nur auf diesem Wege das Budgetbewilligungsrecht des Reichstags vollständig gewahrt und zur sicheren Geltung gebracht wird. Nur

dann ist der Reichstag in der Lage, Einnahmen und Ausgaben ganz und gar den vorhandenen Bedürfnissen und Notwendigkeiten anzupassen. Aber der Erhebung direkter Reichssteuern steht der verfassungsmäßig zu wahrende bundesstaatliche Charakter des Reichs entgegen, der einen Eingriff in die garantierte Finanzhoheit der Einzelstaaten nicht ohne weiteres gestattet. Eine Änderung der Reichsverfassung in diesem Punkt herbeizuführen, erscheint aussichtslos, so lange eine so starke Partei wie das Zentrum, das in diesen Bestrebungen überdies mächtige Bundesgenossen findet, eifersüchtig bemüht ist, jede Neuerung zu verhindern, die nach der „unitarischen" Richtung deutet und den „föderalistischen" Charakter des Reichs irgend verwischen könnte. Es heißt also, auf die Finanzreform entweder verzichten oder sie auf anderem Wege suchen, als dem der direkten Reichssteuern. Es zeigt sich aber, daß die weitgehenden Forderungen hinsichtlich des Bewilligungsrechts des Reichstages auch wirklich nicht nötig sind und mehr theoretischen Erwägungen als einem praktischen Rechtsbedürfnis entspringen. Ein uneingeschränktes Ausgabebewilligungsrecht schließt tatsächlich unter Umständen auch ein praktisches Einnahmebewilligungsrecht in sich, nämlich dann, wenn dafür gesorgt ist, daß die Einnahmen niemals selbständig eine beliebige Höhe erreichen können, sondern immer von dem Ausgabebedarf abhängig bleiben. Dieser Fall liegt aber bei unsern Reichsfinanzen vor, und auch die lex Stengel will daran im Prinzip nicht rütteln; daher stellt sich die Klage über das angeblich bedrohte Bewilligungsrecht des Reichstages in wesentlich anderm Lichte dar. Allerdings will die lex Stengel das bewegliche, von dem Ausgabebedarf abhängige Element der Reichseinnahmen, die sogenannten Matrikularbeiträge, in gewisser Weise einschränken, aber nur so weit, um der zerrüttenden Unsicherheit, die das herrschende System der Reichsfinanzen in die einzelstaatlichen Budgets gebracht hat, einigermaßen zu steuern. Das fordert nun wieder eine Konzession auf der andern Seite, eine wesentliche Einschränkung der sogenannten Franckensteinschen Klausel, wonach die den Betrag von 130 Millionen übersteigenden eigenen Einnahmen des Reiches aus Zöllen und Verbrauchssteuern den Einzelstaaten überwiesen werden sollen. Die Einschränkung dieser Bestimmung, die einst den Zweck hatte, die „föderalistische" Grundlage der Reichsfinanzen zu wahren, ist es nun, die das Zentrum vorläufig zu Gegnern der lex Stengel macht. Ob aber eine Verständigung darin dauernd ausgeschlossen erscheint, ist zur Zeit noch gar nicht zu übersehen. Für den Zweck dieser Übersicht mag daher die gegebene, ganz allgemeine Orientierung vorläufig genügen; wir werden noch Gelegenheit haben, auf die einzelnen Bestimmungen des Entwurfs zurückzukommen.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IV.

Viktor Blüthgen zum 60. Geburtstag. — Josef Lauff, Pittje Pittjewitt. — Marie von Ebner-Eschenbach, Die arme Kleine. — Hermine Villinger, Der Weg der Schmerzen. — Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling. — Johannes Trojan, Berliner Bilder.

Von Wilhelm Raabe erzählt man sich, seine Sehnsucht hätte jahrzehntelang nach einem eigenen Häuschen gestanden. Aber die Dichter, sagt Freiligrath, sind des Himmels Erben und der Erde Lumpen. Wilhelm Raabe hat sein Häuschen nicht bekommen. So brachte er es in Müh und Arbeit bis zum siebzigsten Geburtstag. Es ist wohl in aller Gedächtnis, wie warm er gefeiert ward. Glückwünsche, Orden, Ehren und Ehrengaben entluden sich gewittergleich über dem verehrten Haupte. Der Braunschweiger Alte hätt' sich da sogar das Heim bauen können, von dem er geträumt hat. Aber er hat den Kopf geschüttelt: nun wars zu spät, nun wollt' er bleiben, wo er war, leben, wie er gelebt hatte. Zehn Jahre früher . . . ja dann . . .

Daß jemand nach dem sechzigsten Geburtstag noch etwas schafft, was den Glanz seines Namens erhöht, ist im allgemeinen nicht anzunehmen. Ausnahmen — Theodor Fontane war eine — bestätigen nur die Regel. Aber bei uns ist einmal Siebzig Trumpf, und es ist persönliches Pech, wenn der Schüdderump, der Leichenkarren, einem Jubiläumskandidaten vorher an die Beine fährt. Der sechzigste Geburtstag wird höchstens als Generalprobe zum siebzigsten gefeiert. Man kanns bedauern — ändern nicht. Aber es macht Vergnügen, der Sitte oder Unsitte ein Schnippchen zu schlagen.

Viktor Blüthgen wird am 4. Januar sechzig Jahr — erst sechzig! Den offiziellen Tusch für den Dichter hoff' ich in literarhistorischer Rüstung 1914 blasen zu können. Aber die Kette guter Wünsche, den Dank der vielen, die er erfreut hat, darf ich ihm auch heut schon bringen . . . gerade an dieser Stelle. Darf ihn grüßen als den ältesten Freund unseres nie vergessenen Julius Lohmeyer, dem er die schönsten Worte nachgerufen hat, als den Freund der Monatsschrift und ihrer Bestrebungen, als eigenen Freund. Was er in langer Lebensarbeit geleistet hat, ist bekannt. Eine feine Poetennatur, anschmiegsam und weich genug, um der Zeit zu folgen und zu lernen; eigentümlich genug, um nie den Halt zu

verlieren, um auch Übernommenes sich ganz zu eigen zu machen. Er hat die traurige Furcht, die heut so viel Jüngere beherrscht, die Furcht, nur ja niemandem ähnlich zu sein, nicht gekannt, denn er wußte, daß die Münzen, die er prägte, schließlich doch sein Bild trugen. Er ist ein Dichter von Natur aus, kein durch Leben und Schicksale erst gewordener. Deshalb ist die Poesie nicht Kainszeichen und Schmerz für ihn, sondern Quelle des Glückes — eine natürliche Gabe und Betätigung. Leicht, graziös, voll liebenswürdiger Melodie seine Lyrik, aber neben Weichem und Süßem steht auch Feines und Kräftiges, das von formaler Energie spricht. Und seine Märchen und Kinderlieder reden noch deutlicher. Sie reden, daß der Dichter, der sie geschaffen, ein unsterblich Stück Jugend in der Brust trägt. Geborene Dichter, gleichviel, ob ihre Begabung Enge oder Weite umfaßt, altern nicht. In benarbter Brust singt das Kind, wie Conrad Ferdinand Meyer es ausdrückt. Das Kind im Manne — es lebt in Viktor Blüthgen. Deshalb hat er zu Kindern reden können und sie haben ihn verstanden, wie sie ihresgleichen verstehen. Und deshalb ist der Sechziger — der auch eine Reihe guter Novellen und Romane geschaffen hat, wie ja männiglich bekannt ist — auch gottlob kein Jubelgreis und wirds nicht werden selbst bei schneeweißem Haar. Sondern er ist jung und fröhlich und hat das Lachen des Herzens, das der liebe Gott seinen Sonntagskindern gibt.

Ad multos annos, Viktor Blüthgen! —

Nun hoff' ich doch, daß diesen Geburtstagswunsch niemand um ein Jahrzehnt verfrüht schilt. Ihn zu schreiben, war meine erste Freude. Und wenns nach mir gegangen wäre, hätt' ich gleich eine zweite dazu gehabt — nämlich die an Josef Lauffs neuem Roman „Pittje Pittjewitt" (Berlin 1903, G. Grote). Der Titel verspricht so viel. Er verspricht alles gute. Vielleicht erinnert sich jemand, daß hier in der Monatsschrift einst der Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen war, Josef Lauff möchte seine stets von ungesunder Romantik triefenden Liebesepisoden einmal kurzer Hand über Bord werfen und in einem späteren Buche nur die köstlichen Kleinstädter aufmarschieren lassen, die er so meisterhaft zeichnen kann.

Und nun Pittje Pittjewitt? Da schien ja die Hoffnung erfüllt! Jeder, der „Kärrekiek" kennt, kennt auch Pittje. Er kennt ihn als Barbier und Schweinestecher. Er kennt ihn mit seinem wunderbaren Zylinder als liberalen Volksredner. Er kennt ihn als Leichenbitter mit der Pleureuse. Ein ganzes Buch über diese lebensprühende Gestalt konnte prächtig werden. Und wenn der „Roman" sich selbst in eine Reihe lose verknüpfter Genrebilder aufgelöst hätte! Denn das wäre wohl nicht zu vermeiden gewesen, wenn Pittje eben Pittje geblieben wäre.

Aber Josef Lauff gedachte es anders zu machen. Ein Roman ohne Liebe, hat er taxiert, ist wie eine Hochzeit ohne Musik. Und da Pittje, der Pittje, den wir lieben, als alter Knaster doch nicht mehr auf Freiersfüßen gehen konnte, so wurde er verjüngt und erlebte seine Geschichte. Prompt stellte sich auch alles andere ein: die ungesunde Romantik, die hysterisch-sinnliche Mädchengestalt, das

peinliche Pathos. Und schlimm ist nur, daß man dabei nicht nur um alle erhoffte neue Freude kommt, sondern daß einem eine alte Freude sogar geraubt wird. Wer den Pittje des „Kärrekiek" liebt, der schenke sich den Pittje des „Pittje Pittjewitt". Schöne Erinnerungen soll man sich nicht verderben lassen.

Nein — der Roman ist nichts weniger als gut. Er verdrießt. Das bekannte niederrheinische Milieu; die bekannten Personen: Pittje, der lateinische Heinrich, der Puppenspieler, der dem Trompeter von der Beresina entspricht, der vernagelte fanatische Pfaffe, der ehrliche Jüd, das romantische Mädel. Und diese Personen sind nur äußerlich etwas anders herausgeputzt. Noch schlimmer ist es fast, daß sich genau die gleiche nicht nur langweilige, sondern auch überflüssige und selbstgefällige Einkleidung der Erzählung wieder einstellt. Und am allerschlimmsten: es ist diesmal eine Gereiztheit und Verbitterung in Lauff, die ihn zu Geschmacklosigkeiten und Ungerechtigkeiten verführt.

Man mag seinen Ärger wohl verstehn, aber er durfte sich sein Konzept nicht von ihm verpfuschen lassen. Ultramontane Kritiker sind — das liest man aus „Pittje Pittjewitt" heraus — über „Kärrekiek" hergefallen. Die unangenehme Sorte der ewigen Zionswächter und Ketzerschnüffler hat den Dichter gestellt, und es ist wahrscheinlich, daß er viel Leid durch sie erfahren hat. Aber daß er diese Hetzapostel, die doch niemand ernst nimmt, schilt und in einem Kunstwerk die Leser mit ihren törichten Kritiken seines Buches behelligt, das bleibt eine Geschmacklosigkeit. Und die an sich begreifliche Gereiztheit hat ihn überdies weitergeführt zur Ungerechtigkeit. Die Gegenpartei kommt so böse weg, daß man die Absicht merkt. Die drei Hauptvertreter sind ein bornierter Kaplan und zwei Baumfrevler. Man sieht ordentlich den ausgestreckten Zeigefinger: Da habt ihrs . . so sehen die Zionswächter und Religionspächter aus! Mit dieser tendenziösen Zeichnung, die ein grober Verstoß gegen die künstlerische Objektivität ist, welche auch dem Gegner sein Recht lassen muß, ist Josef Lauff in den gleichen Fehler der Unduldsamkeit verfallen, den er an den schwarzen Schäflein rügt.

Auch in anderer Beziehung ist der „Pittje Pittjewitt" peinlich. Schon früher fiel eine ungesunde Sinnlichkeit in den Werken des Dichters auf. Sie erscheint hier unangenehm gesteigert. Nirgends eine schöne natürliche Nacktheit, eine junge Leidenschaft — sondern eine lüstern entkleidende, in Weiberröcken schnüffelnde Sinnlichkeit à la Clauren, die nach „sich öffnenden Leibchen", nach Waden und fliegenden Röcken, nach prallen Miedern und molligen ungeschnürten Formen schielt. Es ist viel vom „zarten Wildgeruch feinbeseelter Sinnlichkeit", vom berauschenden Duft des Weibes die Rede, aber diese häufigen halben Entblößungen, und was damit zusammenhängt, wirken auf gesundes Fühlen verstimmend. Genau das gleiche bis auf die Entkleidungsszene fand man in den beiden vorhergehenden Romanen, und daß die Sinnlichkeit in Traumzustände und Mystik eingewickelt ist, macht sie nicht schmackhafter. Im Gegenteil —! Das Krankhafte und Ekstatische verletzt. Ein böses Kapitel, über das ich hier nicht weiter reden möchte.

Drittens scheint mir im „Pittje Pittjewitt" auch mehr „Theater" zu sein, als etwa in „Kärrekiek". Es gibt da Szenen, voll von dampfendem Pathos, in dem die Kulissen zittern. Szenen, die des Effektes wegen an den Haaren herbeigezogen sind und im kalten Tageslicht, ohne Bühnenbeleuchtung, verlogen wirken. Pathos und Ekstase regieren. Nur wenige Personen, die ohne pathetische Geste sprechen — selbst Pittje tut es. Überhaupt: die meisten Leute haben Traumzustände, Erscheinungen. Man versteht sie nicht, weil sie aus ihrer Rolle fallen. Weshalb eigentlich Kathje sich mit Ull Koßmann einläßt, bleibt ein Rätsel. Merkwürdige Begegnungszufälle, das beliebte Horchen geben ein paarmal der stockenden Handlung neue Anstöße. Kapitelüberschriften, die ein wenig sensationell wirken, hat Lauff stets geliebt. „Was nun?" heißt hier eine. „Und dann?" fragt eine zweite. Selbst wenn man sich aus Ärger über die entgangene Freude den Stil genauer ansieht, hat man keinen ungetrübten Genuß. Mehrmals auftauchende Wortverbindungen wie „totgut" überraschen, ohne zu überzeugen; Sätze wie: „Kaum ausgezogen, machten sich bei den Wallfahrern sengende Sonnenstrahlen bemerkbar" würde man trotz ihrer Unrichtigkeit und Scheußlichkeit laufen lassen, wenn sie nicht gleichgeartete Brüder hätten.

Nein, ich kann nur wiederholen: Der Roman ist nichts weniger als gut. Der Gerechtigkeit halber sei erwähnt, daß manche lebendige Darstellung, manche gute Naturschilderung erfreut. Aber das ist schließlich bei Lauff selbstverständlich. Auch diese oder jene Person — den Puppenspieler voran, Sally mit der Nelke, Wilm Henseler — mag man loben, doch man muß hinzusetzen, daß jede schon einmal einen noch gelungeneren Vetter in Kärrekiek gehabt hat. Und so hübsch das alles ist — der Dichter wiederholt sich auf jeder Seite, selbst mit dem Vogelruf, der gleichsam als Leitmotiv dient. Ob früher die Drossel an der Reihe war, und jetzt Geißmelker und Bussard, das hat nichts auf sich. Stimmt es? war in Kärrekiek gefragt. Und die Antwort lautete stolz: „Es stimmt, Jupp!" Hier aber muß es heißen: „Jupp, Jupp, es stimmt nicht!" —

Um so mehr erfreut die Gabe, die Marie von Ebner-Eschenbach uns diesmal mit ihrer Erzählung „Die arme Kleine" bietet (Berlin 1903. Gebrüder Paetel). Das ist ein köstliches, liebenswertes Buch, vielleicht „nicht hoch, nicht tief, nicht Stütze sondrem Ruhme, doch herzanmutend wie im Gras die Blume." Es geht ein Hauch der Reinheit erquickend hindurch, ein diskreter, freier Humor ergötzt, und man hat das Gefühl, eine ganz persönliche Dichtung der Ebner vor sich zu haben — eine, die ihr selbst viel näher steht, als etwa die vorige: „Agave". Williger lebt man deshalb mit, als sicherer empfindet man die Führung, stärker wird man gepackt. Man hat den Eindruck, als hätte die Dichterin einer geliebten jungen Verwandten zu dauerndem Segen die Kindheit abspiegeln wollen und vertraute schöne Bilder auf Goldgrund gemalt. Nun leuchtet das Vergangene unverlierbar, mit goldenen Netzen sind versunkene Schätze gefischt und emporgebracht: so warst du, so deine Lieben, so deine Jugend! Reicher kann niemand schenken. Und wärmer ist kein Buch, als ein erlebtes.

Es ist ein Buch von Kindern. Es ist aber auch so rein, so klar, so lieb, daß es auch eins für Kinder ist. Es wird heutzutage ja ganz erschrecklich reformiert, und nichts ist vor der Umkrempelung sicher. Die Hamburger Lehrervereinigung, die sich die Jugendliteratur vorgenommen hat, schulmeistert fürchterlich und schüttet das Kind mit dem Bade aus. Aber es soll ihr verziehen sein, wenn sie „Die arme Kleine" von der Ebner-Eschenbach auf ihre Listen stellt — natürlich nicht für die Kleinen und Kleinsten, sondern für die halbflüggen, die schon heimlich die Schwingen dehnen. Wie famos sind die drei wilden Schloßjungen, von denen der eine den schweren Tod sterben muß, während das kleine Prinzeßchen, das sein Erdendasein selbst als kurzes Provisorium betrachtet und daraufhin Rücksicht und doppelte Liebe fordert, vergnüglich wächst und gedeiht! Alles, was sich darum gruppiert, ist in seiner ganzen Eigentümlichkeit gefaßt, nicht gar tief, aber so, daß es sich selbst kräftig behauptet: Der Vater, der den Tod seiner Frau nicht verschmerzen kann und zerstreut hinter ungeheueren Zeitungsbergen sitzt, die beiden alten Tanten, Bornholm, Hanusch und vor allem Herr Heideschmied, der treffliche Hauslehrer.

Man könnte wohl finden, daß die arme Kleine manchmal in Gedanken, Worten und Werken ihren Jahren zu weit voraus ist. Man könnte finden, daß die Komposition nicht ganz geschlossen wirkt. Denn die kleine Heldin kann das Feld doch nicht immer, und nicht bis zuletzt triumphierend behaupten. Sie muß einige Zeit ihrem Bruder Josef weichen; sie tritt dann zurück hinter Bornholm und Luise. Aber mit glänzendem technischem Geschick ist sie doch auch gerade immer mit der jeweilig am stärksten hervortretenden Gestalt verknüpft, so daß sie auch dann, wenn sie selbst nicht Lichtquell ist, in heller Beleuchtung steht.

Mögen sich viele Türen und Herzen der „armen Kleinen" öffnen! Und es wäre doppelt schön, wenn die späteren Auflagen des Buches ohne die schmerzlichen Farbendruckbilder erschienen, die einem alle Illusionen nehmen können. —

Hermine Villinger, die liebenswürdige Dichterin aus dem Badener Ländle, ist in letzter Zeit nicht ganz glücklich gewesen. Ihr „Binchen" hat sie weder mit der vorigen noch mit der neuen Erzählung erreicht. Aber Levin Schücking hat ja schon zu Annette von Droste gesagt, daß man die guten Weinjahre mit Geduld erwarten müsse. Gnade läßt sich nicht zwingen. Und die Trauben werden gewiß wieder mal ganz reif und süß werden; sauer sind auch die letzten nicht.

„Der Weg der Schmerzen" (Stuttgart, A. Bong & Co.) ist kein Passionsweg, der in Tiefen erschüttert. Es werden uns bittere und lange Stunden dieses Weges unterschlagen. Man gerät schließlich an ein freundliches Ziel, wofür man trotz aller Literatur immer dankbar ist, aber die Freude wird etwas gedämpft, weil man sich nicht recht sicher fühlt. Eine artige und hübsche Erzählung, die zu viel Lücken hat und zu viel Wichtiges unter den Tisch fallen läßt, um ganz zu überzeugen.

Vor allem bleibt mir Eines merkwürdig. Die Villinger, diese kerngesunde Erzählerin mit ihrem Humor und ihrem prächtigen Realgefühl, hat ein Winkelchen in ihrer Seele, wo noch die verflossenste Romantik thront und das „Geheimnis der alten Mamsell" spukt. Und mitten in die erfreulichste Natürlichkeit hinein schiebt sich dann plötzlich solch ein Romangeheimnis alten Schlages, daß man bloß verwundert den Kopf schüttelt. So gehts auch hier. Da ist Trendle, der Schuhflicker: eine herzerquickende, echt Villingersche Gestalt. Wie er sich den Rausch antrinkt und dann beim Genick genommen und aus der Tür befördert wird — man sieht den fidelen Kerl vor sich! Aber daneben läuft eine Geschichte vom stolzen Herrenbauern, dessen Mutter, was natürlich niemand weiß, das verachtete Heidewibli ist. Und hier wehrt man sich! Hier gibts Orgien von Unwahrscheinlichkeit. Es ist der Villinger selber nicht wohl gewesen; der Herrenbauer paßt ihr nicht in den Kram; er ist der Bösewicht schlechtweg, und Böswichte mißlingen ihr. Man glaubt nicht an ihn; man glaubt noch weniger, daß er sich zuletzt fangen läßt. Und das Regele entschwindet uns auch zu lange, um unsere Liebe ganz erwerben zu können. Man weiß schließlich nicht recht, an wen man sich halten soll. Das Geschichtlein bleibt zerfahren, wie man das Ding auch dreht. Es kommt dazu, daß die Villinger gleich einen Trumpf aus der Hand gibt, indem sie rückschauend den Schmerzensweg überblickt. Und dabei ist ihr etwas Kurioses passiert. Nach der Anlage sollte diese Erinnerung wohl nur Vorgeschichte sein — die eigentliche Geschichte sollten wir erst erleben. Aber die Vorgeschichte ward unversehens zur Hauptsache, und das Übrige hinkt nach. So ist die Dichterin ganz aus dem Text gekommen. Heimlich hab ich mich trotzdem darüber amüsiert. Es passiert der Villinger häufig, daß ihr etwas aus dem Chic gerät, weil sie sich mit ihrem Herzen zu lange bei dem aufhält, was ihr selber Spaß macht, und was sie liebt. Künstlerisch fraglos ein Fehler, unter dem die Ökonomie des Ganzen leidet. Aber es ist ein Fehler, durch den uns jemand lieber werden kann, als durch zehn Vorzüge und Korrektheiten. Und es kommt auch hier nur darauf an, daß die Dichterin mal einen Stoff erwischt, der ihre Neigung verträgt und in dessen Rahmen köstlicher Vorzug wird, was sonst zu Mängeln und Brüchen führt. —

Der Übergang von Hermine Villinger zu Gabriele Reuter ist schwer. Eine Welt liegt zwischen den beiden. Es gibt da keine Berührungspunkte.

Gabriele Reuter ist in der modernen Literatur eine Klasse für sich. Sie ist die distinguierte Dichterin — ich finde kein treffenderes Beiwort. Sie unterscheidet sich von allen schreibenden Damen, die samt und sonders laut gegen ihre Ruhe, grob gegen ihre Feinheit, plump gegen ihre Delikatesse wirken. Ich kann mir denken, daß eine andere Frau der Ebner, der Viebig, der Boy-Ed und den übrigen ihre Romane nachschreibt. Aber ich wüßte niemanden, der außer Gabriele Reuter einen Roman schreiben könnte wie den vorliegenden, wie „Liselotte von Reckling". (Berlin 1904, S. Fischer.) Es ist eins der apartesten Bücher der Gegenwart.

Apart und distinguiert . . . wo ursprüngliche Kraft sich frei macht, wird man die Worte nicht anwenden. Gabriele Reuters berühmtestes Buch heißt auch nicht umsonst „Aus guter Familie“. Alles ist fein, gedämpft. Stimmung und Nerven — nicht Tat und Herzensleidenschaft. Aber wie wundervoll intim und einzigartig weiß diese Dichterin die Nuance zu geben! Niemand rührt so leise, niemand faßt mit so zarten Fingern, niemand wird der verschwebenden Empfindung des Augenblickes, der Empfindungsnuance, deren Spinnwebefeinheit von unserer plumpen Sprache kaum aufgefangen werden kann, so gerecht.

In „Liselotte von Reckling“ zeigt sich das wieder aufs deutlichste. Ein Buch, dem man lange nachhängt. Ein Buch der Nuance. Ein trauriges Buch. Es ist so fein und vornehm. Es ist vielleicht ein wenig blaß, zu sehr durchgeistigt, zu blutarm. Es kann deshalb nicht packen und fortreißen, nur leise rühren und fesseln. Es ist erwachsen auf dem Boden stiller Resignation. Es ist ganz ohne freudige Kraft. Es ist etwas Gebrochenes darin, eine leise Müde, eine feine Überlegenheit. Diese Art und Kunst hat etwas im letzten Sinne Ziel- und Zweckloses. Es ist nicht Volks-, sondern Luxuskunst. Kaviar für Feinschmecker.

Niemals zieht es Gabriele Reuter auch zu den einfach-kräftigen, gradlinigen Naturen, zu einem festen, zielbewußten Streben, zu fröhlicher Sicherheit. Sie sucht komplizierte und interessante Menschen auf. Ihre Personen haben alle ein wenig zu viel Nerven. Sie fürchten sich wie Liselotte vor dem eigenen Leben. Als Arzt würde man ihnen Eisen verordnen. Sie gedeihen fast nur in Großstädten; sie haben einen leisen Stich, einen kranken Punkt; sie sind voll Unrast und haben suchende Augen. Sie suchen nach einem neuen Glauben, nach neuen Lebensformen, nach Glück, nach dem Manne, dem großen Erleben — weiß Gott, wonach. Und es zerrinnt ihnen doch alles in Tränen und Trauer. Oder sie erheben sich zu einer still-kühlen Resignation. Und deshalb der ganze Jammer? möcht man manchmal fragen.

Wundersam fühlt sich Gabriele Reuter in diese Menschen ein. Ganz ausgezeichnetes gibt sie da — psychologische Meisterleistungen. Es wurde vor Jahren viel Hosianna geschrien für einen Roman von Felix Holländer: „Der Weg des Thomas Truck“. Ich wandte mich damals gleich gegen dieses unechte Buch. Wer es kennt, dem wird es Vergnügen machen, hier Ähnliches zu lesen: von der neuen Gemeinschaft, die nach neuer Weltanschauung strebt. Aber wie viel feiner, sicherer, echter hat Gabriele Reuter gestaltet! Wie viel innerlicher ist sie!

Vornehm wie in Empfindung und Darstellung ist der Roman auch im Stil. Nirgends ein Sich-Gehen-Lassen; überall kluge, geistvolle (nicht etwa „geistreiche“) Überlegenheit und Zartheit. Selten nur ein Bild, aber dann ein unübertreffliches und schlagendes.

Man läßt das Buch nicht leichten Herzens. Man ist nicht stärker dadurch geworden, wie durch die Bücher der Freudenbringer. Eher schwächer. Man hat das Herz voll Trauer und Mitleid. Der Normalmensch mit seinem sichren

Instinkt wird danach sagen, daß es dann eben doch nicht das Rechte sei. Ich glaube, daß der Weisheit letzter Schluß ebenso lautet. Gabriele Reuter hat vielleicht so bittres erlebt, daß ihr Kraft und Glaube gebrochen wurden und nie wieder richtige Flugkraft erlangten. Sie hat vielleicht zu scharfe Augen und zu wenig Liebe. Es geht ihr möglicherweise ähnlich wie dem Menschheitsbeglücker, der mit allen seinen Liebesidealen sein Weib verdorren läßt. Das ist der schwache Punkt in Gabriele Reuter, der mir den rechten Glauben an die Zukunft ihrer ausgezeichneten Werke nehmen will. Sie wird den armen versprühenden Wellchen gerecht, die gleichsam zwecklos oben zergehn, ewig von Winden gekräuselt, aber sie sieht nicht unten die große, starke, ruhige, von den grade wehenden Winden unabhängige Kraft, die sicher zum Ziele geht. —

Für harmlose und besinnliche Leute hat Johannes Trojan Momentaufnahmen aus der Reichshauptstadt gemacht und glatt Hundert von den vielen, zuerst in der Nationalzeitung erschienenen unter dem Titel „Berliner Bilder" gesammelt (G. Grote, Berlin 1903). Ich habe niemals verhehlt, daß ich ein derartiges „Buchmachen" aus Zeitungsfeuilletons nicht für recht halte. Aber böse Beispiele verderben die besten Sitten. Über die Berliner Kochfrau, den Aufgang „nur für Herrschaften", den Schutzmann, den Mädchenwechsel, die Unbesinnlichkeit auf Bahnhöfen, die Laubenkolonie und die feuchte Wohnung, den Balkon und den Droschkenkutscher plaudert Trojan — das sind erst neun Themata, und hundert behandelt er, jedes durchschnittlich in 75 Zeilen. Er tut es mit Humor und Würdigkeit. Er macht durchaus keine Witze. Er trägt Selbstverständlichkeiten mit gediegenem Brustton vor, und dadurch zwingt er zum Lächeln. Von der Kochfrau sagt er: „Was sie am meisten schmückt, ist die Sauberkeit." Schön — aber er fährt fort: „Die man so besonders gern an denen wahrnimmt, die mit der Bereitung der Speisen zu tun haben." Sein Humor steckt meist in den Relativsätzen. Man glaubt einen Oberlehrer zu sehn, der die Brauen hochzieht und den Zeigefinger erhebt. „O welch ein Schwein ist das Schwein doch!" sagt der Präzeptor in einem Gedicht Heinrich Seidels. Und Heinrich Seidel ist Trojans alter Freund. Über das Umständliche, Ehrbare, Zopfige amüsiert man sich. Der Kladderadatschredakteur sagt nicht wie andere Menschen: „Leider kostet eine Zither 25 Mark." Sondern er sagt: „Ein bedauerlicher Umstand ist es, daß die Zither nicht ganz billig ist, sie kostet 25 Mark." Er spricht vom Fundbureau als von „diesem nützlichen Institut" und würde vom Krebs als „diesem wohlschmeckenden Krustentier" sprechen.

Johannes Trojan sieht auch ganz anders als andere Menschen. Er beachtet immer das, woran jeder sonst vorübergeht. Er ist in Berlin der absolute Kleinstädter geblieben, und dabei ist es nur verwunderlich, daß ers in dem großen Wasserkopf aushält. Aber er liebt die Stadt sogar. Er freut sich über das Trottoir, weil man so bequem darauf gehen kann, und er würde sich ebenso freuen, wenn statt dessen holpriges Pflaster da wäre, weil dann vielleicht grüne Hälmchen zwischen den einzelnen Steinen emporwüchsen. Der Herrgott hätte die

Welt zum größten Jammertal machen können — Johannes Trojan würde doch 'was gefunden haben, was „nicht uneben" gewesen wäre.

Für uns Jüngere war und ist es schwer, eine Stellung zu ihm zu finden. Er ist so ein merkwürdiges Mittelding zwischen Journalist und Dichter. Viele haben ihn erst von dem Tage an sehr geschätzt, an dem er „Festung" zudiktiert bekam. Er hat seinen eigenen gemessenen Gang, aber davon bringt ihn auch keine Macht der Erde ab. Er ist eine Persönlichkeit, von der Wirkungen ausgehn und die durch sich selbst ein Gewicht erlangt hat, das aus ihren Büchern allein nicht verständlich ist. Jeder wird voll Hochachtung von Johannes Trojan reden, ohne doch ein bestimmtes Buch bezeichnen zu können, auf dem seine Schätzung des Dichters beruht. Das liebste, was er mir gegeben hat, sind ein paar Gedichte. Da ist eines: „Herbstmorgen" mit einer wundervollen Strophe. Das Gespann des Pflügers taucht wie ein Schatten aus dem Nebel, steigt gemessenen Schrittes den Berg hinan und wendet sich wieder, in Dunst und Duft verblassend. Das ist in Versen ebenso schön herausgekommen, wie in Prosa die Pflügerstelle am Anfang von Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Ein anderes Gedicht heißt „Vor dem Morgen":

„Es zieht ein fahler Schein
Am Himmel auf; hellroter Schimmer
Glänzt schon die Wolken an von Osten her.
Die Sterne sinken unter, wie im Meer
Totmüde Schwimmer.

Vom Bett aufsteht der Wind.
Schlaftrunken noch, im halben Traume,
Greift in die Luft ein Zweig, kühl angeweht,
Und schwankt und zittert, und ein Schauer geht
Von Baum zu Baume.

Ein Vogel ruft im Holz,
Ein anderer noch; aus allen Nestern
Wird froh der Tag begrüßt, der sich erneut.
Begehrend drängt das Leben sich zum Heut.
Fern liegt das Gestern."

Ich hänge mit so vieler Liebe an diesem Gedicht, daß ich es hierher gesetzt habe. Vielleicht wirbt es sich noch andere Freunde, obzwar es kein „Berliner Bild" ist.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. von Pritzbuer.

Wer dem geschäftlichen Leben näher steht und Gelegenheit hat, die Ansichten unserer maßgebenden und führenden Persönlichkeiten in Handel, Industrie und Bankwelt kennen zu lernen, dem wird sicherlich im Augenblick keine Erscheinung so erfreulich sein, wie der Umschwung, der sich im Laufe des Jahres 1903 in bezug auf die Beurteilung der nächsten Zukunft unserer Volkswirtschaft vollzogen hat. Zu Beginn des Jahres an fast allen Orten die tiefste Niedergeschlagenheit; die Leiter der großen Unternehmungen wurden nicht müde, auf die Depression hinzuweisen, unter welcher fast alle Zweige unserer nationalen Wirtschaft gleichmäßig litten. Wo in den Rechenschaftsberichten großer Unternehmungen von Zukunftsaussichten die Rede war, da wurde alles grau in grau gemalt. Man wies auf den ungenügenden Eingang an neuen Aufträgen, auf die unlohnenden Preise hin, und wenn dieser oder jener dennoch einen lichtern Punkt an dem dunklen Horizont entdeckte, so pflegte er sogleich auf das sich in Amerika zusammenballende Gewitter aufmerksam zu machen und in düstern Worten auf die von dort her drohende Gefahr der Überschwemmung mit amerikanischen Produkten hinzuweisen. Nun ist in Amerika der drohende Umschwung wenigstens zum größten Teil eingetreten, die dortigen Eisenpreise sind in fortwährendem Rückgang, die großen Trusts sind gezwungen, wegen mangelnden Absatzes die Produktion einzuschränken, und die New-Yorker Börse ist der Schauplatz wildester Szenen gewesen, alle tonangebenden Effekten sind auf ein Niveau gefallen, daß bei vielen von ihnen von einer vollständigen Entwertung gesprochen werden kann, eine Anzahl scheinbar sicherster und einflußreichster Trust- und Börsenmagnaten ist zusammengebrochen oder hält sich nur noch mit Mühe über Wasser. Und trotzdem wird kaum noch von der amerikanischen Gefahr gesprochen, sieht unsere deutsche Geschäftswelt nicht nur relativ ruhig dem dortigen Treiben zu, sondern trägt sogar in bezug auf die Entwicklung der Dinge bei uns eine Zuversicht zur Schau, welche an die besten Zeiten der Aufschwungsperiode der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts erinnert, und so manchem vorsichtigen Beurteiler bereits allzu optimistisch erscheint.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Genesungsprozeß der deutschen Volkswirtschaft im verflossenen Jahre einen sehr bedeutenden Fort-

schritt gemacht hat, und daß diese Tatsache sich nur allzu deutlich in allen den Momenten dokumentiert, welche als Beweis für die Prosperität einer nationalen Wirtschaft angeführt werden können. Dahin rechnen wir die wachsenden Einnahmen der großen öffentlichen Transportanstalten, speziell der Eisenbahnen, die Erhöhung der Einnahmen aus der Wechselstempelsteuer, die Besserung des Arbeitsmarktes, die erhöhte Inanspruchnahme der Reichsbank, die Steigerung der Produktion der hauptsächlichsten Montanprodukte, speziell des Eisens, die Gestaltung des deutschen Außenhandels, die Ergebnisse des letzten Geschäftsjahres bei den großen maßgebenden Industriegesellschaften, Bankinstituten und Transportunternehmungen und endlich die starke Erholung, welche das Kursniveau fast aller an der Börse gehandelten Werte zu verzeichnen hat. Die Zuversicht der Geschäftswelt aber, der großen Männer, welche an der Spitze der Volkswirtschaft stehen, und von dieser hohen Warte herab die wesentlichsten Erscheinungen unter der Fülle der täglichen Vorkommnisse zu erkennen im stande sind, zeigt sich kaum in irgend einer Tatsache so deutlich, als in dem neuerdings mit mächtiger, beinahe ängstlich machender Wucht wieder einsetzenden Prozeß der Kapitalienkonzentration, der Verschmelzung großer Erwerbsunternehmungen, der Kartellierung ganzer Geschäftszweige.

Der weiter unten in verschiedenen charakteristischen Symptomen zu schildernde Prozeß hat bekanntlich bereits während der letzten glänzenden Aufschwungsperiode der deutschen Volkswirtschaft in den Jahren 1895—1900 eine große Rolle gespielt. Ja man wird sagen dürfen, daß gerade die schon damals bestehenden Syndikate und Kartelle auf dem Gebiet der Montanindustrie sehr wesentlich zu der ungewöhnlich langen Dauer der Konjunktur beigetragen haben, indem sie eine allzu stürmische Aufwärtsbewegung verhinderten, die Produktion dem Konsum anzupassen versuchten und namentlich in der Preisbildung retardierend wirkten. Ja vielleicht wäre der Zusammenbruch in der Elektrizitätsindustrie, deren Aufblühen bekanntlich das Rückgrat der ganzen Bewegung bildete, nicht oder nicht mit solcher Wucht erfolgt, wenn hier ebenfalls Konventionen in Kraft gewesen wären, welche die maßlosen Unterbietungen, wie sie namentlich bei den schwächeren Unternehmungen im Schwange waren, verhindert und damit den großen Unternehmungen eine gewisse Rentabilität gesichert hätten.

Indessen ist es überflüssig, heute darüber Untersuchungen anzustellen, wie sich die Lage der Elektrizitätsbranche gestaltet hätte, wenn sich die jetzt im Zuge befindliche Verschmelzung großer Gesellschaften bereits vor einigen Jahren vollzogen hätte. Es ist eine durch viele Jahrzehnte beobachtete Erfahrung, daß auch im wirtschaftlichen Leben in der Zeit des Aufschwungs niemand geneigt ist, auf einen Teil seiner Selbständigkeit zu Gunsten eines anderen gleichberechtigten Genossen zu verzichten. Die vielen Konventionen, Kartelle und Syndikate, welche bereits in den verschiedensten Zweigen der deutschen Industrie bestehen und welche sich heute für die Elektrizitätsbranche anbahnen, sind wohl ohne erhebliche Ausnahmen in der Zeit der Not entstanden, wo die durch eine anarchische Pro-

duktion entstandenen Schwierigkeiten besonders grell zu Tage traten. Auch die deutsche Elektrizitätsindustrie hat erst ihre Erfahrungen sammeln müssen, ehe sie wie die älteren Industriezweige zu der Einsicht kam, daß sie in ihrer anfänglichen Zersplitterung den schweren Stürmen nicht gewachsen war, welche in gewissen periodischen Zwischenräumen den ganzen Bau der Volkswirtschaft erschüttern. Dazu kommt, daß dieser Mangel an Organisation nicht allein für die vielen Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden kann, welche bis vor kurzem hier bestanden und die immer noch nicht ganz gehoben worden sind. Die wesentlichste Ursache der bestehenden Übelstände lag vielmehr in der vielfach geschilderten und oft genug getadelten Verquickung von Fabrikation und Unternehmung. D. h. die großen Elektrizitätsgesellschaften beschränkten sich nicht darauf, im Auftrage beispielsweise irgend einer Kommune ein Elektrizitätswerk zu bauen und einzurichten, sondern sie übernahmen den Bau eines solchen Werkes auf eigene Rechnung, ja sie verpflichteten sich sogar in sehr vielen Fällen, eine Mindestdividende von meist 4—6 % auf mehrere Jahre zu garantieren. Nachdem dieser Zustand der allgemeine geworden war, gab es kein Halten mehr auf der schiefen Bahn. Kommunen wurden von allen Seiten, von den verschiedensten Unternehmungen der Elektrizitätsbranche bestürmt, sich eine Zentrale bauen zu lassen, jedem Unternehmer wurden die Vorteile des elektrischen Betriebes vorgestellt. Um die Umwandlung des Pferdebetriebs in den elektrischen bei großen Straßenbahngesellschaften zu erhalten, kaufte eine Elektrizitätsgesellschaft die Aktien der betreffenden Straßenbahn oft zu hohen Kursen an der Börse auf, um auf diese Weise in die Verwaltung zu kommen und die Einführung des elektrischen Betriebes erreichen zu können. Unternehmer und Kommunen konnten um so mehr leichten Herzens auf die ihnen gemachten Offerten eingehen, bei denen immer eine Gesellschaft die andere zu unterbieten suchte, als ihnen in der Mehrzahl der Fälle das neue Werk nichts kostete, und ihnen, wie erwähnt, sogar noch ein Mindesterträgnis garantiert wurde. So entstanden an den entlegensten Orten elektrische Zentralen, deren Rentabilität von vornherein zweifelhaft war, in vielen anderen Fällen war die Entwicklung des neuen Unternehmens zum mindesten stark überschätzt worden, ungeheure Kapitalien wurden festgelegt, die erst nach vielen Jahren eine einigermaßen angemessene Verzinsung erbrachten, und in den Portefeuilles der Elektrizitätsgesellschaften häuften sich die Aktien der Tochterunternehmungen, welche wegen mangelnder Rentabilität nicht an den Markt gebracht werden konnten. Diese Verhältnisse wurden nicht wesentlich besser, als sich die Fabrikationsgesellschaften, um sich etwas zu entlasten, Finanzierungsgesellschaften, sogenannte Trusts, an die Seite stellten; die Verbindung zwischen beiden blieb zu eng, als daß nicht das Schicksal der einen auf die Situation der andern zurückgewirkt hätte. Und die Schwierigkeiten der Trusts traten sehr bald ein, als bei ihnen die Dividende nicht nur ständig zurückging und ganz ausblieb, sondern als schließlich auch große Verluste am Aktienkapital entstanden, weil die in ihrem Besitz befindlichen Gesellschaften nicht nur nichts einbrachten,

sondern sogar noch die garantierten Dividenden von dem Trust gezahlt werden mußten. Dann kam als Hauptschwierigkeit, daß wesentlich infolge der großen Ansprüche, welche die Elektrizitätsgesellschaften an den Kapitalsmarkt stellten, die Geldsätze in Deutschland eine ungewöhnliche Höhe erreichten, die in der Heraufsetzung des Zinsfußes der Reichsbank auf 7 Prozent im Dezember 1899 ihren prägnantesten Ausdruck fand. Um von den Anforderungen der Elektrizitätsindustrie nur ein ungefähres Bild zu geben, so sei hier kurz erwähnt, daß in den Jahren 1895—1900 in Deutschland über 725 Millionen Mark herangeschafft werden mußten, daß der Kapitalaufwand im Jahre 1899 allein 212 Millionen Mark betrug.

Ich habe vorstehend die Verhältnisse der Elektrizitätsindustrie etwas ausführlicher behandelt, weil die wirtschaftliche Krisis der Jahre 1900—1903 nur verständlich ist, wenn man sich erinnert, daß, wie Dr. Löwe in seiner lesenswerten Studie in der Krisenenquete des Vereins für Sozialpolitik ausführt, die Lage der elektrotechnischen Industrie, wie sie seiner Zeit den Anstoß zum Aufschwung gab, ebenso später als der Kristallisationspunkt der Depression angesehen werden muß. Ihre schwierigen Verhältnisse bildeten die Hauptursache der jetzt zum größten Teil hinter uns liegenden Krisis, und die Besserung in der Elektrizitätsbranche wird nach der Nachhaltigkeit, mit der sie einsetzt, für die kommende Konjunktur von der größten Bedeutung sein.

Die Besserung in der elektrotechnischen Branche ist zu einem wesentlichen Teil von innen heraus erfolgt. Verschiedene kleine und leistungsunfähige Gesellschaften, welche besonders in Unterbietungen viel gesündigt hatten, verschwanden, weil sie den Stürmen der Krisis nicht gewachsen waren. Eine Reihe von Finanzierungsgesellschaften wurde saniert, indem das Aktienkapital in erheblichem Umfange reduziert wurde, bei anderen besserten sich die Verhältnisse, je nachdem die von ihnen finanzierten Unternehmungen rentabel wurden, was in der Mehrzahl der Fälle wesentlich später als man erwartet hatte, eintrat. Eine durchgreifende Besserung aber wird man in erster Linie von dem Zusammenschluß der großen Gesellschaften zu erwarten haben, die in verschiedenen Gruppen zu großen Interessengemeinschaften zusammengetreten sind. Den Anfang machte die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft und die Elektrizitätsgesellschaft Union, wenige Monate später folgte die Vereinigung der Starkstrombetriebe der Aktiengesellschaft Siemens und Halske, die während der Hochkonjunktur eine vornehme Zurückhaltung beobachtet hatte, und der Schuckert-Gesellschaft in Nürnberg, die besonders stark unter den Einwirkungen der Krisis gelitten hatte, zumal sie in den Konkurs der Leipziger Bank hineingezogen wurde, und eine größere Schuld, welche erst in einigen Jahren fällig war, sogleich tilgen mußte. Diesen beiden Vereinigungen ist dann Ende November die Fusion der Elektrischen Licht- und Kraftanlagen mit der Gesellschaft für Elektrizitätsanlagen in Köln gefolgt.

Die Vorteile, welche sich bei einem solchen engen Aneinanderschluß zweier großen Gesellschaften ergeben, liegen auf der Hand. Der erste Gewinn, der sofort

herausspringt, ist die Hebung der durch gegenseitige Unterbietung unlohnend gewordenen Geschäfte auf eine dem Fabrikationsgewinn entsprechende angemessene Höhe. Dazu kommen dann die Ersparnisse in der Verwaltung, die rationellere Arbeitsteilung und die vorteilhaftere Ausnutzung der kostspieligen Betriebsanlagen. Alle diese Vorteile werden naturgemäß um so größer sein, je mehr sich derartige Gesellschaften in ihren Betrieben gegenseitig ergänzen. Daß die Werke von Siemens und Halske und Schuckert dies auf dem Gebiet der Fabrikation in besonders günstiger Weise tun, wurde von den beiderseitigen Verwaltungen ausdrücklich festgestellt. Auch bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und der Union wird man von einer solchen Ergänzung schon deshalb reden dürfen, weil die Union als Spezialgebiet den Bau elektrischer Straßenbahnen pflegt, ein Gebiet, welches die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft ziemlich vernachlässigt hatte. Aber die Wirkungen einer solchen Vereinigung gehen noch weiter. Nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland hatten die großen Gesellschaften sich in der stärksten Weise Konkurrenz gemacht. In Wien, in Petersburg und anderen europäischen Hauptstädten hatten sie sich durch von ihnen abhängige Gesellschaften in häufig recht unschöner Weise unterboten und das anfangs lukrative Auslandsgeschäft sich genau so ruiniert wie das Geschäft im Inlande. Wenn nun auch bisher eine Verschmelzung der auswärtigen Häuser vermieden wurde, so ergibt sich doch für die Zukunft ein freundschaftliches Hand- in Handgehen ganz von selbst. Bei der Union und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft hat indessen die Interessengemeinschaft bereits zu Vereinbarungen über das ausländische Geschäft geführt, und zwar mit der amerikanischen General-Elektric-Co. und ihren Tochtergesellschaften, der British Thomson Houston Co., der französischen Thomson Houston Co. und der Thomson Houston Co. für das Mittelmeergebiet. Das erklärt sich daraus, daß die Union ursprünglich als eine Tochtergesellschaft der Thomson Houston Co. errichtet wurde, und ihr als Wirkungskreis Mittel- und Nordeuropa angewiesen wurde. Die Interessengemeinschaft mit der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft hatte nun bei den amerikanischen Freunden der Union die Besorgnis einer Beeinträchtigung ihrer Interessen um so mehr wachgerufen, als die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in ihrem Wirken territorial unbeschränkt ist. Diese Besorgnisse sind nun zwar durch die getroffenen Vereinbarungen zerstreut worden. Aber andererseits scheint sich im Zusammenhang mit diesen Vorgängen bei den beiderseitigen Verwaltungen die Erkenntnis Bahn gebrochen zu haben, daß es unmöglich ist, eine Vereinbarung, wie sie zwischen der Union und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft besteht, lediglich auf das Inland zu beschränken, zumal in verschiedenen Ländern, so in Belgien und Österreich, beide Gesellschaften Organisationen besitzen, welche sich ohne Not Konkurrenz bereiten, und einen der wesentlichsten Zwecke einer solchen Interessengemeinschaft, nämlich die Ersparnis von Betriebskosten vereiteln, wenn nach wie vor in verschiedenen Ländern kostspielige Doppelorganisationen bestehen bleiben. Die so gewonnene Erkenntnis hat dann weiter den Wunsch gezeitigt,

der bisherigen Interessengemeinschaft die vollständige Fusion folgen zu lassen, die naturgemäß noch ganz andere Vorteile mit sich bringt und die gemeinsamen Interessen noch weit energischer zur Geltung bringen kann. Die Verhandlungen, welche auf eine vollständige Verschmelzung abzielen, sind bereits sehr weit gediehen, und es ist möglich, daß beim Erscheinen dieses Heftes bereits die Einzelheiten der Transaktion der Öffentlichkeit mitgeteilt worden sind.

Es ist klar, daß nach dem Zustandekommen zweier so großer Interessengemeinschaften, nach der Zusammenfassung der bedeutendsten Elektrizitätsgesellschaften in zwei Gruppen die ganze Konkurrenz in der Elektrizitätsbranche ein vollständig anderes Gesicht bekommen muß. Immerhin kann noch nicht von einer monopolistischen Beherrschung des Marktes gesprochen werden; die beiden großen Gruppen werden durch ihren gegenseitigen Wettbewerb Preissteigerungen über eine gewisse Höhe hinaus verhindern, wozu noch kommt, daß neben ihnen zahlreiche kleinere Gesellschaften bestehen, die allerdings einzeln nicht stark ins Gewicht fallen, aber als ganzes genommen doch nicht als quantité négligeable behandelt werden können. Um zu einer monopolistischen Beherrschung des Marktes zu kommen, wäre die Bildung eines Elektrizitätstrusts notwendig, der allerdings von verschiedenen Seiten wiederholt geplant wurde, bisher aber stets an dem Widerspruch von Siemens & Halske gescheitert ist. Sehr viel näher liegt die Gefahr der Ausbeutung durch ein Monopol auf dem Gebiet des Kohlenbergbaues und des Kohlenhandels, wo von Beginn des Jahres 1904 ab das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat eine ganz ungeheuer große Macht in seinen Händen vereinigen wird. Bekanntlich liegen die ersten Vereinigungsbestrebungen in der Kohlenindustrie bereits ziemlich weit zurück, und der schließlichen Gründung des Syndikats ging die Vereinigung größerer Zechengruppen voraus. Bereits 1878 wurden Versuche zu einer Preisvereinigung für Gaskohlen gemacht, der 1881 ähnliche Bestrebungen zur Regelung des Absatzes für Flammkohlen folgten. Nebenher gingen 1880 und 1881 und später 1885 und 1886 die Bemühungen des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund, Förderkonventionen ins Leben zu rufen. Aber alle diese Verbindungen und Vereinigungen scheiterten daran, daß es nicht gelang, alle maßgebenden Zechen und Bergwerksgesellschaften zu einer Einheit zusammenzufassen, daß vielmehr manche der größten und einflußreichsten draußen blieben, bis dann das wirtschaftlich so ungünstige Jahr 1892 auch hier Wandel schuf und nach mannigfachen Verhandlungen im Jahre 1893 das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat ins Leben trat.

Es würde zu weit führen, hier auch nur den Versuch zu machen, die Tätigkeit des Syndikats während der letzten Konjunktur zu schildern. Zweifellos ist nicht nur sein Einfluß auf die Gestaltung der ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse in der gesamten Montanindustrie, im Kohlenbergbau und in der Eisenindustrie ein sehr tiefgehender gewesen, es hat auch durch seine Organisation vorbildlich auf eine Reihe von anderen derartigen Bildungen gewirkt. Es ist während der Aufschwungsperiode und nach Eintritt der Krisis viel und heftig

angegriffen worden; man hat es ebenso sehr für die zeitweise vorhandene Kohlenknappheit verantwortlich gemacht, wie behauptet, daß es durch künstliche Hochhaltung der Preise die Gesundung der Industrie verzögert hätte. Es ist aber ebenso sehr von anderer Seite gerühmt worden, und Männer, welchen man einige Einsicht in das wirtschaftliche Geschehen zutrauen kann, haben dem weisen Maßhalten des Kohlensyndikats den Hauptanteil an der langen Dauer der Konjunktur zugesprochen. Und man wird gestehen müssen, daß es dem Syndikat gelungen ist, einen guten Teil der Vorwürfe, mit denen es belastet wurde, zu widerlegen; die kontradiktorischen Verhandlungen über die Kartelle, welche zur Zeit im Reichsamt des Innern stattfinden, haben gerade die Leitung des Kohlensyndikats in einem sehr günstigen Licht erscheinen lassen. Gewiß ist auch hier gefehlt worden, und es hat sich gezeigt, daß auch die Leitung einer Vereinigung, welche über derartige Mittel verfügt wie die an der Spitze des Syndikats stehenden Herren, nicht alle Zufälle des wirtschaftlichen Lebens voraussehen können. Aber im allgemeinen wird heute die Meinung überwiegen, daß die Verwaltung sich ihrer großen Aufgaben gewachsen gezeigt hat, daß sie die wechselnden Tendenzen unseres Wirtschaftslebens rechtzeitig erkannte, und daß sie uns vor den abnorm hohen Preisen bewahrt hat, welche zeitweise in den an Deutschland grenzenden Ländern gezahlt werden mußten.

Immerhin hat sich gezeigt, daß die Organisation des Syndikats vielfache Lücken aufwies, die man nunmehr bei der Neukonstituierung zu verstopfen gesucht hat. Der Hauptfehler des Statuts lag darin, daß nicht die jeweilige Marktlage den Grad der Förderung bestimmte, sondern daß die Förderziffer auf Grund der Leistungsfähigkeit der einzelnen Mitglieder festgesetzt wurde. Jeder neue Schacht, den eine größere Gesellschaft fertig stellte, erhielt eine seiner Leistung entsprechende Beteiligung an der Gesamtförderung, die sich dadurch so sehr erhöhte, daß selbst der stark gestiegene Konsum sie nicht bewältigen konnte, und daß infolge dessen weitgehende Fördereinschränkungen die naturgemäße Folge waren. Das neue Syndikat hat sich diese Erfahrungen zu nutze gemacht, die bisherigen Bestimmungen durchweg geändert, und die neuen Statuten so gefaßt, daß der Bedarf als die Grundlage für die Produktion erscheint. Solange der Konsum die jetzt bestehende Förderziffer nicht erreicht, kann keine dem Syndikat angehörende Gesellschaft eine Erhöhung ihres Quantums erreichen; geht der Verbrauch über die Produktion hinaus, so wird die neu erforderliche Menge pro rata unter sämtliche Mitglieder verteilt. Stellt sich dann heraus, daß die kleineren Mitglieder den ihnen zugewiesenen Teil nicht zu fördern im stande sind, so darf die ihnen überwiesene Menge an leistungsfähigere Genossen übertragen werden.

Daß durch solche Bestimmungen eine Beherrschung des Marktes viel sicherer erreicht wird, ist klar, aber zugleich ist auch einleuchtend, daß die Aufgaben der Syndikatsleitung viel schwieriger als bisher und seine Verantwortung für das gesamte wirtschaftliche Leben eine sehr viel größere geworden ist. Irrtümer in der Beurteilung des Konsums werden sich schwer rächen, und können in den Tagen einer neuen Konjunktur diesmal zu einer wirklichen Kohlennot und zu

Preisen führen, welche ruinös für große Teile der Industrie werden müssen. Dazu kommt, daß das neue Syndikat auf einer viel breiteren Basis als bisher aufgebaut ist, daß es fast den ganzen Kohlenbau Westdeutschlands mit kaum nennenswerten Ausnahmen in sich vereinigt, daß es zur Ausschaltung der Konkurrenz die Befugnis erhalten hat, selbständig Kohlenfelder zu erwerben, und daß es sich endlich durch die Gründung des sogenannten Kohlenkontors auch einen erheblichen Teil des Kohlenhandels angegliedert hat. Damit ist für die nächsten fünfzehn Jahre das Kohlensyndikat zu einer fast unumschränkten Herrin auf dem Gebiet des Kohlenbergbaus und des Kohlenhandels geworden, und nur mit einer gewissen Ängstlichkeit kann man daran denken, daß an der Spitze einer derartigen Organisation auch nur Menschen stehen, die dem Irrtum unterworfen sind und deren Mißgriffe sich bis in die entlegensten Gegenden unserer Volkswirtschaft geltend machen müssen. Die bisherige Leitung hat, wie gesagt, unter schwierigen Verhältnissen fast immer die rechte Mitte zu halten verstanden, die gegenwärtig in erster Linie maßgebende Persönlichkeit darf als ein volkswirtschaftlicher Organisator ersten Ranges angesehen werden. Aber immer wieder wird die bange Frage auftauchen, ob es tatsächlich gelungen ist, eine Organisationsform zu finden, welche auch nach dem Ausscheiden der jetzt leitenden Personen weiter funktioniert und deren Mechanismus nicht sogleich versagt, wenn ihn einstmals andere Hände in Bewegung zu setzen versuchen.

Ähnliche Dinge wie auf dem Gebiet des Kohlenbergbaus bereiten sich in der Eisenindustrie vor, nur daß hier die Dinge noch lange nicht so weit gefördert sind, und noch zu keiner so weittragenden Organisation geführt haben, wie ich sie vorstehend im Kohlensyndikat zu schildern versucht habe. Die letzte Krisis hat auch hier gezeigt, daß die vielen Einzelverbände, welche die einzelnen Zweige der Eisenindustrie umfassen, nicht die genügende Kraft zur Stützung der ganzen Branche besitzen. Es ist deshalb von neuem die Gründung eines Verbandes in Angriff genommen, welcher die gesamte Eisen- und Stahlproduktion umfassen soll, und in welchen die verschiedenen Einzelverbände, der Halbzeugverband, der Trägerverband, der Schienenverband usw. aufgehen sollen. Bisher ist es indessen nicht gelungen, der diesem Plan entgegentretenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Die starken Interessengegensätze, welche auch in guten Zeiten zwischen Rheinland und Westfalen einerseits und Schlesien andererseits, zwischen dem Osten und Westen Deutschlands vorhanden sind, treten auch in dieser Frage mit voller Schärfe hervor und erfahren durch die Kämpfe der einzelnen Gruppen um höhere und niedrigere Beteiligungsquoten eine unerfreuliche Verschärfung.

So regt es sich in allen unseren maßgebenden großen Industriezweigen, um die Lehren der letzten großen Krisis nutzbar zu machen, um aus dem Zustand der ungeregelten Produktion zu neuen Organisationsformen der Volkswirtschaft zu gelangen. Überall drängt die Macht des Kapitals zu neuer Konzentration, immer neue und größere Gebilde entstehen, und Unternehmungen und Kreditinstitute, welche noch vor kurzem als machtvolle, kaum zu übertreffende Gebilde

daſtanden, ſind in den Hintergrund und aus ihrer beherrſchenden Poſition gedrängt. Ob dieſe Entwicklung durchweg günſtig zu beurteilen iſt, welches ihre Folgen auf politiſchem, wirtſchaftlichem und ethiſchem Gebiet ſein werden, ob ſie nicht zu einer immer weitergreifenden Sozialiſierung der Volkswirtſchaft führen, das zu unterſuchen, fällt aus dem Rahmen der geſtellten Aufgabe. Und eine Unterſuchung darüber kann um ſo mehr unterbleiben, als für die deutſche Volkswirtſchaft vorläufig die guten Seiten dieſer Entwicklung die ſchlechten weitaus überwiegen, als die jetzt im Zuge befindliche Zuſammenſchließung ſehr weſentlich zur Kräftigung der geſamten nationalen Wirtſchaft beiträgt, ſie ſtärkt zum Kampfe auf dem Weltmarkt und ſie fähig macht, dem eventuellen Anſturm der in gewaltigen Truſts zuſammengeſchloſſenen amerikaniſchen Induſtrie zu widerſtehen. Wie ſtark das Bedürfnis vorhanden iſt, große machtvolle Einheiten zu ſchaffen, dafür ſind die in den letzten Wochen ſo viel behandelten und viel beſprochenen Kombinationen auf dem Gebiet des Bankweſens der beſte Beweis. Über die Fuſion der Dresdner Bank und des Schaaffhauſenſchen Bankvereins, welche zuſammen über ein Kapital und Reſerven in Höhe von 284 Millionen Mark verfügen, ohne daß darin die vielen kleinen Inſtitute eingerechnet ſind, welche direkt oder indirekt von ihnen abhängen, iſt bis heute nicht der letzte Schleier gelüftet worden, noch immer ſind die letzten Gründe nicht der Öffentlichkeit übergeben worden, welche zu dieſer Kombination geführt haben. Sie bleibt aber immer unverſtändlich, wenn man nicht davon ausgeht, daß die weiteſten Kreiſe der Induſtrie und des Handels ein Bedürfnis nach einer finanziellen Macht empfinden, welche den Prozeß der Zuſammenſchließung kräftigſt zu fördern im ſtande iſt, und ſpeziell die Aufgabe übernimmt, gleichartige Werke jeder Art in eine neue beſſer organiſierte Einheit zuſammenzuſchmelzen.

Gondoliere.

Singe mir, Prediletto,
Singe mir heut das Lied,
Das mir ſo ſüß und leiſe
Oft durch die Seele zieht.
Hall es dereinſt geſungen,
Frühling lag über der Welt,
Sonnenſchein über dem Meere,
Schimmernd und glanzerhellt.
Da hört ich die frohe Weiſe
Von dir zum erſten Mal,
In deinen wehenden Locken
Fing ſich ein Sonnenſtrahl — —
Die Jahre kommen und gehen,
Frühling und Liebe verblüht —
Singe mir, Prediletto,
Singe mein Lieblingslied.

Leiſe nur rauſchen die Wellen —
Des warmen Südwindes Hauch
Glühte uns Lippen und Wangen,
Glühte die Herzen auch.
Wonniger dünkt mich heute,
Seliger noch die Welt,
Wenn ſich zur Mandolinata
Ein Wort der Liebe geſellt.
Wenn die ſchimmernde Mondflut
Über dem Lido liegt
Und der heilige Zauber
Über die Seele ſiegt. —
Sing mir die zaubriſche Weiſe,
Ehe die Mondnacht entflieht,
Sing mir, o Prediletto,
Singe mein Lieblingslied!

Aus: Heimatlicht. Gedichte von Leon Vanderſee. Verlag von W. Vobach & Comp. Berlin-Leipzig.

Kunstgeschichtliche Halbjahrsübersicht.

Von

Paul Schubring.

(A. G. Meyer, Donatello. — Felix Rosen, Die Natur in der Kunst. — Adolf Frey, Arnold Böcklin. — R. Muther, Die belgische Malerei.)

Wir waren in Rom beim historischen Kongreß. Rom ist den Kongressen gefährlich; denn es hat zu viel Redner der Ewigkeit, als daß man den Rednern der Kongresse lauschen möchte. So zogen wir meist in die alten Basiliken und hörten goldene Worte vom goldenen Mosaik. Nachmittags dann in die Campagna. Welche andere Großstadt leistet sich den gefährlichen Luxus dieser grandiosen einsamen Wüste unmittelbar vor ihren Toren? All die Erregungen beruhigen sich da; der Sturm der Zeiten legt sich und freundlich lächeln hier die Jahrhunderte. All die steinerne Vergangenheit ringsum ist nicht Wehmut. Wie der stolze Wasserstrahl der Versailler Fontainen mit königlicher Würde in sich zusammensinkt, wenn sich die Hähne schließen, auch im Tod noch Herrlichkeit verbreitend, so schläft diese römische Einsamkeit in eindrucksvollster Größe, in eigener Macht sich lagernd und geborsten nicht klagend, sondern dunkel glühend in tiefer Versunkenheit.

Hier ging ich mit dem Freund spazieren. Er war, obwohl schon älter, das erste Mal in Italien, auf das er lange gewartet hatte. Das Heidnische war ihm lieber als das Christliche und gegen den Zauber der alten Basiliken war er bitter ungerecht. Auch Raffael war ihm eigentlich zu systematisch. Nur Michelangelo hatte er gleich erfaßt und war auf dem besten Wege, sich von ihm führen zu lassen. Da tat ich denn die Frage: und was sagen Sie zu Donatello? Seine Antwort: „Meines Wissens habe ich kein Bild von ihm gesehen."

Dies sagte ein Mann, dessen Bildung durchaus außergewöhnlich war, der sich Zeit seines Lebens um die Form und ihre Kraft eifrig bemüht hat, der in reicher Geistesarbeit lehrend steht und sich zu dieser so sehr ersehnten Reise gewissenhaft vorbereitet hatte. Dieser Mann wußte so wenig von Donatello, daß er ihn für einen Maler hielt.

Ein ander Mal hatte ich in Naumanns „Zeit" etwas geschrieben und als Vergleich Donatello ohne weiteren Zusatz erwähnt. Mir wurde später geraten, bekanntere Künstler bei solchen Vergleichen zu nennen; Donatello sei zu unbekannt.

Diese Fälle sind typisch. Die ältere Generation trieb überhaupt keine Kunstgeschichte; die jüngere betreibt sie allerdings und oft eifrig genug, aber als

Gedächtnisstoff. Es ist angenehm, eine Reihe Künstlernamen auswendig zu wissen, um sie gelegentlich gelassen im Gespräch zu verwenden. Es fehlt aber den „Gebildeten" die leidenschaftliche, werbende und erregte Liebe zur künstlerischen Form, die Teilnahme für das Ringen der Gestaltung, die Kenntnis der technischen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Das Höchste genügt der ahnungslosen Seele, um flüchtige Kritik daran zu üben. Nicht einmal die Bescheidenheit ist verbreitet, vor diesen Sachen zu schweigen. Die Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Bei der neuerdings so lebhaft einsetzenden „Schulung des Auges" wird deshalb mit Vorliebe die Parole ausgegeben: nur nicht verdünnte Kunstgeschichte, nur kein totes Wissen, sondern „unbefangene Betrachtung". Zu den Unbefangenen gehört ja auch meist der Künstler. Wie kommt es aber nun, daß die Künstler in ihren Urteilen über alte Kunst meist so vorbeihauen? daß sie alles, was nicht Rembrandt oder van Dyck heißt, zu den Crouten rechnen? daß sie alte Plastiken höchstens zur Dekoration des Ateliers verwenden und bei Namen wie Donatello mitunter ein wenig stutzen?

Das Seltsamste aber ist, daß diese „Unbefangenheit" ganz besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst gepflegt wird: Goethes Geburtsjahr gehört zur Anstandspflicht; Beethovens IX. ist Jedermann bekannt (sein Geburtsjahr, lieber Leser?). Aber wieviel Menschen wissen, daß in diesem Jahr 1903 nicht nur Luther, sondern auch Raffael 420 Jahre alt wurde? daß Beethoven genau 300 Jahre nach Dürers Tode starb?

Der Verlag von Velhagen & Klasing hat seit ca. 15 Jahren eine stattliche Reihe von Künstler-Monographien herausgegeben, die allgemein unter dem Namen des ersten Redakteurs Knackfuß bekannt sind. Es liegen jetzt 70 Bände vor. Nehmen wir pro Band etwa 130 Abbildungen, so kommen wir hier etwa auf 10000 Bilder und 3500 Textseiten. So verbreitet diese treffliche Sammlung ist, so schlecht wird sie gelesen. Man blättert, man nascht; die schmucken Bände liegen im Salon aus, und der wartende Besuch nimmt sie mal in die Handschuhe. Weil die früheren Bände textlich nicht sehr hoch standen, weil auch unter den späteren manches Ungleichwertige erschien, hat sich das Publikum von der Lesepflicht diesen Bänden gegenüber dispensiert. Die Fülle der Netzdrucke verbreitete infolgedesse gründliche Verwirrung.

Es muß nun zur Ehre der Verfasser ausdrücklich ausgesprochen werden, daß viele Monographien, namentlich aus der letzten Zeit, mustergültige Darstellungen im biographischen und künstlerischen Sinne sind. Die schöne Gelegenheit, das gesamte Werk eines Meisters in Abbildungen vorlegen zu können, ist auch für verwöhnte Fachgenossen eine Verlockung.

Nachdem lange Zeit die Malerei einseitig bevorzugt war, sind in neuerer Zeit auch Plastiker behandelt worden. Es liegen zwei ausgezeichnete Bücher über die beiden wichtigsten Bildhauer der Frührenaissance vor: Andrea del Verrocchio ist von Hans Mackowsky in feiner, eindringender und zugleich

graziöser Weise behandelt worden, Donatello hat in A. G. Meyer einen beredten, warmherzigen und äußerst kenntnisreichen Biographen gefunden.

Donatello war keine Geistesgröße von der umfassenden Art Michelangelos. Wenn ihm auch nichts Menschliches fremd geblieben ist, eine Verewigung der Erscheinungswelt im Sinne einer abgründigen Lebensphilosophie zu geben, war ihm versagt. Er war Handwerker und ein bestaubter Steinmetz oder ein berußter Gießer. Er geht durchaus vom Objekt aus, bildet dies ausdrucksvoll und prägnant und findet während der Arbeit, die immer in Hitze und ohne Ruhe geschieht, die Pointe des Seelischen. Die meisten Plastiker der Gegenwart, die nicht Regisseure wie Begas oder Philosophen wie Hildebrand sind, lassen sich von der Arbeit selber führen und folgen den Erlebnissen der sich immer mehr verdichtenden Arbeitsstunden. Natürlich steht die Idee fest, und das Ziel ist durch den Auftrag oder sonst gegeben. Aber während der Arbeit wächst das Gebilde; in den weichen Ton oder Wachs wird der Fingernagel eingedrückt, der Daumen aufgepreßt, und in solcher Gestaltung kommen erst die besten Gedanken. Ähnlich bei Donatello. Es gibt Bronzetüren von ihm in der Sakristei von San Lorenzo, wo das Motiv der Disputation zweier Gegner nicht weniger als zwanzigmal wiederholt wird. Auf ruhigem Grund stehen diese 40 Männer redend, streitend, hadernd, spöttisch, ernst, sarkastisch, ausgelassen, tiefsinnig sich gegenüber. Trotz des gleichen Motivs ist von einer Wiederholung keine Rede; es flutet in immer neuen Bildungen, die so ausdrucksvoll wie das Leben sind. Nicht nur die Augen und die Hände helfen dem sprechenden Mund, der ganze Leib redet, die Geberden des Tastens, Beugens, Abwartens, Anspringens unterstützen die Gesten der Arme. Wir fragen gar nicht, ob es sich um altes und neues Testament handelt, worüber hier disputiert wird. All diese Männer verraten durch die Bildung ihrer Leiber, daß ein gesundes kräftiges Leben der Selbstbehauptung in ihnen wohnt; was ist natürlicher, als daß jeder eintritt für seine Art und was gesünder, als daß jeder dem andern eins zu versetzen sucht? Nun stelle man sich die Arbeit am Wachsmodell vor, in das Donatellos flinke und starke Finger die Improvisationen hineingedrückt haben. Wieviel hat hier der Zufall geholfen! Jener Zufall, der immer geschäftig ist, den die Beschränkten als Feind, und nur die Begabten als Helfer ansehen.

Hat man dies an einer Arbeit erfaßt, so wird man alle Werke Donatellos im Entstehungsprozeß wachsend sich darzustellen suchen. Wir wissen, daß Michelangelo eine kleine Wachsfigur formte, sie rücklings in den Wasserkasten legte und dann dies Wasser langsam ablaufen ließ. Dabei beobachtete er, welche Punkte am ersten vom Wasser frei würden, die er dann auf dem Marmorblock notierte, um nicht falsches wegzuhauen. Sonst aber ging er getrost an den Block, ohne ein Tonmodell. Hat Donatello ähnlich gearbeitet? Sicher nicht, er hat so gut wie die meisten Quattrocentisten genaue Modelle gemacht; wenigstens für die Freifiguren. Bei den Reliefs sieht es so aus, als habe er die Hauptlinien auf den Marmorblock gezeichnet und dann sich in den Hintergrund gearbeitet. So

entsteht ein eigentümliches Wogen und Quillen der Flächen, das Ganze gerät in Bewegung und droht oft die Grenze zu sprengen. So ist es z. B. bei der großen bemalten Stuck-Madonna des Berliner Museums, wo die Himmlische im Reigen der Cherubim erscheint. Später, als der Meister sich fast ganz der Bronze zuwandte, komponierte er die Madonnen plastischer, ohne Grund, mit scharfer Silhouette.

Auch in bezug auf das Material kann man von Donatello sagen, daß er sich von der Tagesarbeit tragen ließ. Er hat wie all die jungen Kerle neben ihm, beim Marmor angefangen und als 20jähriger die Dombehörde um den ersten Block gebeten. Nun arbeitet er sich ruhig in den Marmor herein. Die Nischenfigur und Wandfigur bleibt neben dem Relief die Hauptsache; eine Rundplastik im letzten Sinn hat er kaum bei der späten Judith (nach 1455) erreicht. Im Relief versucht er es mit allen Nuancen, wenn er auch Ghibertis perspektivische Kunststücke verschmähte. Dieser fieberhaft leidenschaftliche Mann bezwingt sich einige Zeit so weit, daß er ein ganz flaches, wie hingehauchtes Relief, das sogenannte riliveo schiacciato mit zarter Vorsicht in den Stein ritzt. Es wirkt fast wie Konturen und wir haben, da die Farbe abhanden gekommen ist, oft Mühe, alles wieder zu erkennen. Nach der römischen Reise von 1432/33, die viel Enttäuschung, aber auch Gewinn und Bereicherung brachte, gibt Donatello den Marmor allmählich auf. Die Bronze, das kostbarere und auch präzisere Material, nimmt ihn jetzt ganz gefangen. Wie man die ganze Kunst der Frührenaissance als einen Kampf um die Bewältigung der Formen im Sinn der Restriktion begreifen kann, da nicht die ruhigen glatten Flächen, sondern die Energie der Profile, der Gegensatz von Rahmung und Füllung, die solide Textur aller ornamentalen Glieder das Wichtigste ist, so bricht auch bei Donatello ein Gefühl durch, als ob der Marmor zu flau, zu weich, zu stumpf sei, um die letzte Präzision, Klarheit und Energie auszudrücken. Trotz dieser Empfindung wird Donatello nun aber keineswegs ein Ziseleur und Detailist; er bleibt großzügig und kraftvoll, ja bisweilen überraschend unbestimmt. Er hatte nicht die Geduld eines Verrocchio, dessen Medicigrab eine botanische und geologische Musterkarte seltener und reinster Formen enthält; er war kein Wissenschaftler wie Paolo Uccello, der erst bei den Botanikern recherchierte, wie sich die Blüten des Zitronenbaums stellten, bevor er seine Schlachtenbilder malte. Donatello schuf hastig, geistvoll (wenn auch selten geistreich), und ohne Geduld. Ein Techniker im Gießen war er keineswegs. Nähte blieben stehen und Risse sind nicht selten. Aber gerade die natürliche Epidermis des Gusses gibt den Bronzen etwas sehr Monumentales und Lebendiges. Bei Hauptstücken wie den Bronzen des Paduaner Altars wird dann freilich alles spiegelblank gearbeitet, zumal die Verzierung mit stumpfem Gold einen blanken dunkeln Gegensatz forderte. Das Gold ist mit der Zeit abhanden gekommen; dafür aber dunkelt die Patina dieser unvergleichlichen Bronzen mit jedem Jahrhundert tiefer und reiner.

Über all diese Fragen der Arbeitsart und Technik wird man bei Meyer viel Interessantes, Neues finden. Hat man sie bei einem Meister einmal

durchgenommen, so würdigt man bei andern Künstlern die ähnlichen oder verschiedenen Leistungen. Das Wichtige ist ja, daß wir Fragen zu tun lernen, daß die Kunstwerke uns nicht kühl gegenüber hängen und uns mit eisigem Blicke ansehen. Man wird bei diesen Reliefs mit dem Gegenständlichen beginnen; viele glauben, es sei dann genug, wenn man die Kraft der Empfindung und die Größe des psychologischen Moments erfaßt hat. Dann aber hebt doch erst die rein künstlerische Frage nach der Anordnung im Raum, der Abwägung der Gegensätze, der Stärke des plastischen Gefühls usw. an. Nichts ist da so heilsam, als den technischen Prozeß sich zu vergegenwärtigen.

* * *

Bei einem Bild ist die erste Pflicht, sich genau zu orientieren, was alles auf der Tafel vorhanden ist. Man muß jedesmal ein Inventar mit dem Spürsinn des Polizisten aufnehmen. Als ich mit der Kunstgeschichte anfing, habe ich bisweilen über ein Bild 8—10 Seiten Beschreibung niedergeschrieben. Ich lese das manchmal schmunzelnd wieder durch, denn es ist alles falsch; aber ich habe so gelernt, genau zuzusehen. Man merkt bei solcher Selbstkontrolle erst, wie hilflos und unwissend man ist. Ich z. B. hatte auf der Schule in Botanik immer Note IV und wüßte doch jetzt oft so gern, wie Nachtschatten und Aglei aussehen. Da kommt den Bedrängten ein Buch zu Hilfe, in dem ein kunstverständiger Botaniker sich über die italienischen und nordischen Maler des XIV. und XV. Jahrhunderts ausspricht. Felix Rosen[1]) hat eine äußerst interessante Darstellung der gesamten italienischen Trecento und Quattrocento wie der altniederländischen Kunst unter dem Gesichtspunkt der Naturschilderung gegeben. Wie die Mächte des zeugenden Lebens der Erde begriffen und wiedergegeben sind, wie die Erfassung der natürlichen Formen der Landschaft, Wege, Felsen, Blumen, Bäume immer bestimmter wird, wie das Gefühl der Einheit alles Lebendigen wächst und auch der Mensch nicht mehr eine Ausnahme, sondern ein Teil dieses bewegten Naturlebens wird — das sind Rosens Hauptgesichtspunkte. Seine umfassende Bildung als Historiker setzt ihn in den Stand, statt einzelner Beobachtungen eine Gesamtdarstellung der Epochen zu geben. 120 fein ausgewählte Abbildungen, in denen gern Ausschnitte aus Bildern den Photographien nach der Natur gegenübergestellt werden, unterstützen Rosens Worte in oft ganz verblüffender Weise. Gegenüber andern Schilderungen der Landschaftsmalerei, wie z. B. Johannes Guthmanns Buch „über die toskanische Landschaftsmalerei von Giotto bis Raffael" ist der Vorzug der knappen Kürze und der Ausschluß alles Sentiments hervorzuheben.

Die Kunstgeschichte hat Rosen viel zu verdanken; ich habe an anderer Stelle berichtet, wie er uns neue Bilderkriterien nachgewiesen hat, da man jeden Meister an seinen Früchten, Blumen und Felsen erkennen kann. Zu den Glanzstellen seines Buches gehört die Schilderung des Genter Altars, auf dem die Größe des

[1]) „Die Natur in der Kunst." Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei. Mit 120 Abbildungen und Zeichnungen von Erwin Süß und photographischen Aufnahmen des Verfassers. Leipzig, Teubner, 1903.

Naturempfindens und die Genauigkeit der Formen gleich bedeutend ist. Es ist seltsam: von welcher Seite man auch „das Wunderwerk von Gent" benennen mag, immer bleibt es ein Rätsel, ein geniales Unikum, das allen Versuchen der Eingliederung spottet. Das fühlt man wieder recht bei Rosen. Er hat als literarische Quelle für den Garten mit der Anbetung des Lammes Boccaccios „Paradies"schilderung im Decamerone nachgewiesen; er hat den botanischen Zusammenhang Jan van Eycks mit der Kölner Schule aufgedeckt, er hat aus botanischen Gründen die Berliner Kreuzigung und die Stigmata des hlg. Franz in Turin dem Jan van Eyck abgesprochen. Dem Geheimnis, wie die Lebensarbeit der beiden Brüder Eyck zu trennen ist, konnte leider auch dieser Forscher nicht näher kommen. — Gegen Jan hebt sich sein demokratisches Gegenspiel, Rogier van der Weyden, ebenso scharf ab wie der aristokratische, schwermütige, frühem Siechtum und Irrsinn verfallene Hugo van der Goes. Diese Altniederländer sind eben doch nicht einfache Handwerker und Farbenreiber gewesen, sondern signifikante Einzelerscheinungen mit selbständigem Urteil und Gefühl. Nicht die Taufe der einzelnen Bilder ist das Wichtige, sondern die Abgrenzung charaktervollen Sonderlebens. Vergleicht man Jan und Rogier mit einander, so stehen sich die Gegensätze der Subjektiven und Objektiven, des Temperaments und der Reserve, das Rot und Blau der Empfindung, das Was und Wie der Darstellung sauber und nackt gegenüber. Jan hat die Dinge in der Hingabe an das Objekt gemalt und dachte an ein kleines Publikum; er malte für verwöhnte Augen und nicht für offene Herzen. Rogier dagegen ist Prediger und Novellist; er braucht eine Gemeinde, die er rühren und erschüttern will, er bevorzugt das Prophetische und die Katastrophen. Die Passion Christi ist sein Lieblingsstoff; Jan dagegen hat immer nur stimmungsvolle Sonntagslyrik oder Porträts gemalt. Denkt man diesen Gegensatz ein wenig weiter, so ist es schließlich der fundamentale Gegensatz der sachlichen und temperamentvollen Naturen, den wir alle täglich im Leben empfinden. Im allgemeinen sind heute die blauen Leute im Sinne Jans besser geduldet und Leidenschaft gilt für Trübung; die Masse hat jedenfalls einst wie heute die Rogiers bevorzugt, weil nur diese bereit sind, ihr Herz dem Volke preiszugeben.

Jan sah die nordische Natur deshalb so gut, weil er den Süden kannte. Erst wenn uns das Alltägliche nicht mehr selbstverständlich ist, sondern im Vergleich mit ähnlichem sich als Sondererscheinung verdeutlicht, werden wir den heimatlichen Triften gerecht. Ein Gefühl für solche Entdeckungen, die uns bevorstehen, liegt dem Wandertrieb des Nordländers zugrunde, ebenso wie seiner etwas romantischen Vorliebe für alles Ausländische. Diese Neigung haben wir Deutschen nicht allein; will man sie tadeln, so soll man wenigstens die Holländer mitschelten. Denn diese bestellten sich bei ihren Malern Berge, die es daheim nicht gab, Wasserfälle, die man nie gesehen im Polderland, Felsenklüfte, die man bei Haarlem vergebens suchen würde. Es ist derselbe Trieb, der Dürer an der Pegnitz zu Meeresküsten verhilft, der in Venedig die heroische Felsenlandschaft entstehen läßt.

So kommt es, daß auch bei den primitiven Niederländern Dirk Bouts, der Sohn des Flachlandes von Haarlem, die ersten Felsenveduten malt, daß dagegen Memling, vom rheinischen Gebirge ins flache Land kommend, den Zauber des ebenen Plans entdeckt. Ebenso liegt der Reiz des Gegensatzes der Entdeckung des Bauern zugrunde, die dem Aristokraten Hugo van der Goes gelang. Etwas ähnliches ereignete sich in Italien, wo der feingebildete Brunelleschi auf einem Bronzerelief mit der Opferung Isaaks die Knechte Abrahams als echte Knechte bildete, während sein Konkurrent Ghiberti, ein Sohn kleiner Leute, statt der Knechte Spaziergänger vorführte. Die Wiedergabe des Bauern, die Anerkennung seines Sonderlebens nicht um des Kontrastes, zu den goldenen hehren Heiligen willen, nicht als Objekt ihrer Almosen, sondern in ruhiger Würdigung seines Charakters und seiner Verdienste, ist der erste wichtige Schritt zu jener Schilderung der schlichten Wirklichkeit, die nachher die Kunst des ganzen 17. Jahrhunderts beherrscht. Memling fügt dann zum ersten Bauer die erste Scheune, das erste Bauernhaus (z. B. auf dem Madonnenbild in den Uffizien) und ihm folgt das 16. Jahrhundert in der Entwicklung der landschaftlichen Szenen mit allen Wirklichkeiten neben aller Romantik. Es ist bekannt, daß Marc Anton bei seinem Stich nach Michelangelos Karton der badenden Soldaten den Hintergrund einem Blatt des Lucas van Leyden entlehnt hat; so stark wirkte das bäuerliche Haus dieser Vorlage als Überraschung auf den Italiener, daß er mit diesem Diebstahl sich den Dank aller Freunde seiner Stecherkunst zu verdienen glaubte.

Wir alle empfinden, daß die künstlerische Freude auf dem lebendigen Verhältnis zu den Dingen beruht; aber wie es bei uns der Schulung und Gewöhnung bedarf, um die Natur als Einheit zu fassen und das Einzelne im Zusammenhang zu sehen, so hat auch die Geschichte der Kunst eine Zeit des Lernens und der Eroberung aufzuweisen. Erst ein Leonardo konnte fordern, man solle nicht ein Enkel, sondern ein Sohn der Natur sein. Verfolgen wir die Bemühungen zu diesem hohen Ziele, so werden wir selbst zu lebhafter Teilnahme durchdringen und für die Kunst aller Zeiten neue und echte Maßstäbe gewinnen.

* * *

Hugo von Tschudi beklagte es in seiner Einleitung zu R. Schicks Tagebüchern, die von dessen drei Böcklinjahren berichten, daß bisher die Intimen geschwiegen hätten und noch wenig Authentisches über den Farbenpoeten geschrieben sei; man habe die Böcklinpredigt bisher den Poeten und Ästheten überlassen, die mangels genaueren Wissens sich auf Paraphrasen und Sonette beschränkten. Seitdem ist manches laut geworden aus dem engeren Kreise um Böcklin. Außer Schick sind Lasius und Floerke zu Wort gekommen; vor allem hat Heinr. Alfr. Schmid dem vierten Band der Bruckmannschen Gemäldepublikation seine feine, reiche, tiefgreifende und auch das Menschliche so schön würdigende Biographie beigelegt. Das ist schon deshalb das Beste, weil hier ein Mann zu Worte kommt, der die Kunst der Darstellung beherrscht, der nicht nur Temperament und Gedächtnis besitzt, sondern auch das Geheimnis der „Schilderkunst". Schmid ist

Baseler; und der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt auf dem Wort Basel. Die neueste, eben erschienene Böcklinbiographie*) ist ein Bekenntnis der Freunde in Zürich, mit denen er in den Jahren 1885 bis 1892 verbunden war, Männer, die — abgesehen von Gottfried Keller — noch leben und ohne Legende zu erzählen wissen. Der Biograph Conr. Ferd. Meyers, Adolf Frey, wurde der Dolmetsch dieses Kreises; ihm standen viele stille Mitarbeiter zur Seite, von denen vor allem Rudolf Koller, Emil Rothpletz, August Stadler und Albert Welti genannt seien. Rudolf Koller hat namentlich zu dem ersten Kapitel, den „Wanderjahren" Pate gestanden. Denn er war Böcklins Genosse auf der Düsseldorfer Akademie, in Brüssel und Paris; die politische Katastrophe des Jahres 1848 haben beide in der Rue Verneuil 29 in Paris gemeinsam durchlebt und sind auch zusammen mit den Haufen der Barrikadenstürmer in die Tuilerien gedrungen. Ohne Gefahr ists nicht abgegangen; Böcklin hat einmal über die Dächer flüchten müssen und ein anderes Mal den Zug der zum Tod Verurteilten an sich vorbeiziehen sehen, unter denen einige Genossen aus dem Aktsaal von Suisse waren.

Biographisch bringt das letzte Kapitel: „Unter den Züricher Freunden" die größte Ausbeute. Hier wird der so überaus eindrucksvolle Verkehr zwischen Böcklin und Keller ausführlich geschildert und durch viele feine, zarte Züge illustriert. Eigenartig genug war diese Freundschaft. Böcklin war der Werbende und blieb der Nachgebende; aber das innere Glück Kellers, in späten Jahren noch unerwartet einen Freund gefunden zu haben, zu dem er freimütig aufblicken konnte, war nicht geringer. Das hat er durch Wort und Blick häufig, in gedruckter und gebundener Form nur einmal ausgesprochen, in jenem schönen Gedicht zu Böcklins 60. Geburtstag. Allmählich fand er sich auch in Böcklins Farben und Formen hinein; freilich blieb ihm der Mensch Böcklin, der „Meister jeglichen Geschickes", der auch „im Tode gelassen das Haus schließt", der Verständlichere. Eine unheimliche Stelle spielte in dieser Freundschaft das Zechen, das nun einmal zu beider Leidenschaft gehörte und den Aichstrich fast regelmäßig überstieg. Von vielen Transporten, nächtlichen zögernden Wanderungen ist die Rede; ein plötzliches Glatteis wird gebührend getadelt.

Über das Verhältnis Böcklins zu Burckhardt hatte bereits H. A. Schmid das Richtige gesagt, das wehmütig genug ist. Burckhardt erscheint A. Frey als eine im wesentlichen romanische Natur, von französischer Kultur gesättigt und der Anlage nach Genußmensch im edelsten Sinne. So erklärt es sich, daß Burckhardt eine Natur wie Nietzsche schneller verstand als Böcklin. Die Affaire der Baseler Museumsfresken war schließlich ein Mißverständnis, aber ein bezeichnendes. Denn es herrscht nun einmal ewige Feindschaft zwischen Künstlern und Kunsthistorikern. Sind jene in der Beurteilung aller Kunst prinzipiell ungerecht, einseitig und störrisch, so bleibt diesen das volle Verständnis für den Fluß und

*) Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Von Adolf Frey. Mit einem Jugendbildnis Böcklins von Rudolf Koller. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cotta. VIII und 268 S.

den Gang künstlerischen Strömens in der Regel versagt. Wir Kunsthistoriker wollen das freimütig zugestehen, um andererseits das Vorrecht zu wahren auf Gebieten, die wir besser übersehen als die Künstler.

Über Böcklins künstlerische Arbeitsweise, Gepflogenheiten und Urteile geben die Kapitel „Bildnis“ und „Arbeit“ manchen neuen Aufschluß; in dem Abschnitt „Nebensonnen“, wird alles das berührt, was in Böcklin außerhalb des Malens lag. Da ist von dem Plastiker und Architekten Böcklin, über seine Stellung zur Musik, über den mächtigen Eindruck der pompeianischen Fresken, über seine Lektüre die Rede. Was für Beethoven Plutarch, das war für Böcklin Homer. Daneben standen Herodot, Aeschylos, Aristophanes und Apuleius. Bei den alten strahlenden Göttern und Göttinnen war er gern zu Gast, und er kannte die Reste der antiken Kunst überraschend gut. Von den Dichtern der Renaissance standen ihm Boccaccio und Ariost am nächsten. Ich habe den Orlando furioso, dem ich s. Zt. keinen Geschmack abgewinnen konnte, später wieder gelesen und zwar stets in Gedanken an Böcklin; da ergab sich dann freilich eine Fülle farbiger Fabeleien, die im einzelnen betrachtet ungemein frisch, wirklich und humoristisch wirkten. Zu Goethe stand Böcklin nicht sonderlich; den zweiten Faust, aus dem Guido Hauck die „Gefilde der Seligen“ (mit dem Kentauren Chiron) erklären wollte, hatte er anno 1878 noch gar nicht gelesen. Von Lieblingen wäre noch Peter Hebel zu nennen; Carlyles Heldenverehrung schätzte er. Zu Shakespeare führen seltsamerweise keine Fäden. Auch darin bewies er, daß er „das Gerühmte von dem Rühmlichen“ zu scheiden wußte, daß er Gottfried Keller mit Con. Ferd. Meyer nie verglichen wissen wollte und von letzterem überhaupt nur die Gedichte gelten ließ. Es gehört zu den charakteristischen Gedankenlosigkeiten der Gegenwart, daß sie zwei gänzlich verschiedene und sehr ungleichwertige Männer wie Keller und Meyer, nur weil beide Landsleute und coetan sind, gern in einem Atem nennt und nicht fühlt, daß der Bewunderer der „drei gerechten Kammacher“ mit der Meyerschen Romantik nichts anfangen kann.

Böcklin war innerlich sehr musikalisch, und er gehörte nicht zu denen, welche träumen, wenn es tönte. Die alten Italiener, Astorga, Pergolese, die deutschen Meister von Bach bis Schubert waren ihm innig vertraut. Gerne wüßte man, ob er Bach dem Händel vorzog. Mendelssohn, Chopin und Meyerbeer lehnte er kräftig ab. In Liszt liebte er den groß angelegten Menschen; seine außerordentliche Güte hatte er in Rom kennen gelernt. Aber mit Wagner war es nichts; er stieß sich an der Person und nannte seine Musik gewalttätig: sie habe keine Varianten. Freilich hat er, der das Theater nie besuchte, keine Aufführung eines Musikdramas erlebt. Und so müssen wir es hinnehmen, daß diese beiden Großen sich fern geblieben sind. — Für den Techniker ist Böcklins Gutachten über die leidige Flugmaschine, der er fast ebenso viel Zeit gewidmet hat wie der Malerei, gewiß interessant; ich kann diese Sache nicht beurteilen.

Die Biographie erscheint zu einer Zeit, wo der als Sport betriebene Kultus Boecklins leise abzuflauen beginnt und die Schaar der Anhänger sich unwillkürlich

siebt. In der Schweiz und in Deutschland braucht nicht mehr geworben zu werden — wie schlimm es mit dem Verständnis Böcklins in Zürich während des siebenjährigen Aufenthaltes des Meisters in dieser Stadt stand, lehrt diese Biographie aufs Neue. Das Ausland freilich muß noch gewonnen werden. Ob es je gelingen wird, Böcklin den Franzosen nahe zu bringen? So viel mir bekannt ist, spielt Böcklin in Paris noch heute eine komische Figur. Es ist interessant, sich die Gründe klar zu machen. Böcklin hatte seinerseits für die impressionistische Kunst der Franzosen viel Spott übrig; denn er wollte es nicht glauben, daß man um der Probleme willen malen solle. Das sagte der Mann, der so viel hundert Stunden über der Tempera brütete!

* * *

Noch einige Worte über das neue Buch von Richard Muther, der den Bänden über französische und englische Malerei jetzt den über die Belgier des XIX. Jahrhunderts (mit 32 Abbildungen) folgen läßt. Muthers Schreibweise ist bekannt; auch hier wieder der geistreiche Katalogstil, dem die großen Linien fehlen, eine bezaubernde pointierte Darstellung, die narkotisch wirkt, statt feste Ergebnisse mitzuteilen. Wiertz ist gut charakterisiert und mit Recht aus der Liste der echten Maler gestrichen; er steht in vielem Watts nahe, dem auch die Philosophie näher liegt als die Malerei, aber er ist aufdringlich wie Hogarth oder Wereschagin. Man kann das musée Wiertz in Brüssel nicht verlassen, ohne traurig ergriffen dem ungestümen verfehlten Suchen des Gendarmensohnes nachzudenken, der wild und leidenschaftlich das erzwingen zu können meinte, was die Musen ihren Lieblingen in die Wiege legen.

Belgien ist das Land der Industrie, wo nicht der bleiche, sondern der stolze Arbeiter wohnt, der sein Heldentum ahnt und freudig leidet, um die Zukunft heraufzuführen. Der Plastiker lebt, der den Arbeiter monumental bildet, der kühne Männer und starke Frauen an den Hochofen stellt. Aber die Malerei hat diesen Typus noch nicht erobert. Sie ist bei Leon Frédéric stehen geblieben, dessen „Kreidehändler" die tiefste Stufe der trostlosen Misere und Monotonie des Proletariats darstellen, ein Bild, neben dem die Bauern Bastien Lepages wohlgepflegt erscheinen. Wohl aber haben die Belgier, die seit Fel. Rops ganz der Pariser Parole folgten und reine Impressionisten wurden, selbständig den Kultus der Linie wiedergefunden, die Laermans und Khnopff am feinsten geben. Sollte das wirklich mit den gotischen Jungfrauen der holzgeschnitzten Altäre zusammenhängen, die nach Muther uns unsittliche Grüße zuwerfen und über deren blasse, holzgeschnitzte Lippen ein obscönes Lächeln zuckt? Für diese Tendenz der Breslauer Muse haben wir kein Verständnis; auch das unheimlich perverse Leben des Kölner Bartholomäusmeisters war uns bisher nicht aufgefallen, wohl aber ein feinstes sensitives Zittern der zarten Seelen dieser Heiligen, die die Schönheit des Tages in einer seltenen Harmonie stillblühender Zonen suchen.

Aus dem Berliner Theaterleben.

Von

Dr. Gustav Manz.

III.

Strindberg, Gustav Adolf. — Tolstoi, Früchte der Bildung. — Wedekind, So ist das Leben.

Ein Rückblick auf die letzten Wochen findet keine Gelegenheit, allzu lange auf fesselnden Einzelheiten zu verweilen. Es fehlte an sogenannten großen Ereignissen. Nachdem Sudermann und Hauptmann gesprochen, soll uns der Ernteertrag der anderen Bühnenbeherrscher erst im weiteren Verlauf des Winters zur geistigen Nahrung dienen. Inzwischen haben wir ein anderwärts schon aufgeführtes Stück von Frank Wedekind und zwei Werke des Auslands, Strindbergs „Gustav Adolf" und Tolstois „Früchte der Bildung" kennen gelernt.

Dem großen Russen und dem eigenartigen Schweden gegenüber sind unsre Theaterdirektoren wieder einmal besonders entgegenkommend gewesen. Wir haben in den beiden genannten Bühnenstücken nichts kennen gelernt, was den Ruhm ihrer Verfasser erheblich zu mehren vermöchte und darum unbedingt ein Anrecht darauf hätte, als ein Bestandteil der Weltliteratur zum Kenntnisschatz des gebildeten Deutschen zu gehören.

Immerhin aber durfte man dem kühnen Versuch Strindbergs, die Erscheinung des großen Schwedenkönigs für die Bühne zu gestalten, mit einiger Teilnahme entgegensehen. Deutsch-protestantische Dichter haben, am glücklichsten Devrient in seinem Volksfestspiel, den „nordischen Löwen" als Glaubenshelden verherrlicht. Mit dem Rechte poetischer Freiheit betonten sie diese Seite seines Wesens, die unserem Willen zur Begeisterung, zum Heroenkult so glücklich entgegenkommt, ganz besonders stark. Mochte immerhin die neuere geschichtliche Forschung nachweisen, daß der weit ausschauende Wasasproß ebensowohl politische wie religiöse Beweggründe zu seinem Vorgehen hatte, — man durfte jedem deutschen Nachschöpfer dieser außerordentlichen Persönlichkeit willig Glauben schenken, wenn er Gustav Adolf als Deutschenbefreier und weltlichen Heiland feierte. Anders steht ihm Strindberg gegenüber. Wohl lag ihm daran, den Herrscher und Kriegshelden als eine Art Weltheiligen zu kennzeichnen, der den Christen beider Bekenntnisse wie dem Juden und Heiden gleiche Bewunderung abringen muß, — eine Absicht, die in der stimmungsvollen Schlußapotheose (Aufbahrung des Königs in der Wittenberger Schloßkirche) deutlich zum Ausdruck

kommt. Auf der andern Seite aber bildet sein „Gustav Adolf" nur ein Glied in der Kette seiner schwedischen Königsdramen. Der König mag sich noch so weit von seiner nordischen Heimat entfernen, — er trägt immer sein Schwedentum mit sich, — ja noch mehr, es verkörpert sich neben ihm und gegen ihn in seinen Generalen und Gefolgsmännern, den selbstbewußten Vertretern altschwedischer Adelsüberlieferungen. Der Ahnenstolz reckt sich empor gegen das monarchische Selbstherrschertum. Kaum vernarbte Wunden beginnen aufs neue zu schmerzen. Der König und seine Berater, sie sind die Söhne von Vätern, die gegenseitige Blutschuld auf sich geladen haben. Sowie die Glückssonne des Monarchen zu sinken beginnt, steigt das Gewölk der Zwietracht herauf. Den Seinen entfremdet, stirbt der König den Schlachtentod bei Lützen. Aus dem dramatischen Tatenvollstrecker ist ein lyrischer Empfinder geworden. Ein Schimmer der Wehmut umdämmert seinen frühen Lebensabend: der einst so kecke Trompeterjunge von Breitenfeld stirbt am Heimweh nach dem geliebten Norden, — ein knabenhaftes Abbild seines eigenen geknickten Heldendaseins, — und in den Armen seines getreuen Pagen Leubelfing haucht Gustav Adolf seine Seele aus. Seitdem er sich selber untreu geworden, der blonde Recke, seitdem er Subsidien vom Katholiken Richelieu angenommen und einstige Söldner des Papisten Tilly seinem eigenen Heere einverleibt hat, seitdem haben ihn die Männer verlassen, und nur den mitleidsvollen Kindern ist der müde König noch ein Gegenstand schwärmerischer Verehrung ...

Was nun die dichterische Behandlung des historischen Stoffes anlangt, so vermeidet es Strindberg, die zwei Seelen in Gustav Adolfs Brust, die protestantische und die politische, mit einander kämpfen zu lassen. Sie lösen einander vielmehr ab; die eine räumt der andern den Platz ein. Dieses eine Moment der dramatischen Gestaltung ist bezeichnend für das ganze im großzügigsten Freskostil gehaltene Werk. Es ist ein rastloses Nacheinander, — eine in mancherlei Wiederholungen ermüdende Kette einzelner Bilder, die nur durch äußerliche Gruppierung zu fünf Akten zusammengeballt sind. Die Farbenbuntheit einiger Lagerszenen vermag schließlich nicht über das Gefühl des zu langen Verweilens bei Nebendingen, oder sagen wirs noch etwas kürzer und deutlicher, der „langen Weile", hinwegzutäuschen. Wir erhalten eine Art dramatischer Geschichtsklitterung mit stark epischem Charakter in den Massenszenen, und eine Art umständlicher chemischer Seelenanalyse in allen den Auftritten, die den König kennzeichnen sollen in seinem Fortschreiten wider Willen, in seinem Abtreiben vom ursprünglichen Ziel. Die Nötigung, für die Bühnenaufführung starke Striche vorzunehmen, ließ allerdings das immerhin groß angelegte Werk magerer erscheinen als es wirklich ist: ich habe aus der stillen Lektüre des Buches einen bei allen Vorbehalten tieferen und reicheren Eindruck erhalten als aus der stellenweise recht stimmungslosen Darstellung des „Berliner Theaters".

Warum die künstlerischen Leiter des „Neuen Theaters" Tolstois schon vor längerer Zeit entstandene, in Berlin auch schon aufgeführte Komödie „Früchte der Bildung" wieder zu vorübergehendem Dasein erweckt haben, ist nicht recht ersichtlich. Denn

diese gegen das inhaltlose Leben und Treiben gewisser russischer Gesellschaftskreise gerichtete Satire weiß kein rechtes Behagen auszulösen. Für ein vieraktiges Schauspiel reicht die Handlung nicht aus, und für ein Lustspiel ist der Vortrag zu schwer. Dem großen Dichter-Erzieher seines Volkes, der eifernden Zornes voll durch die Paläste der Reichen schreitet, ist es nicht gegeben, behende zu tänzeln. Die Art und Weise, wie z. B. der Dichter ein paar arme Bauern mehrere Akte lang von dem Großgrundbesitzer nasführen läßt, dem sie ein Stück Land abkaufen möchten, trägt etwas von jener doktrinären Deutlichkeit an sich, die einem Prediger vor verschlossenen Sinnen anstehen mag, nicht aber einem Bühnendichter, bei dem jede unnötige Wiederholung den Tod der Kurzweil bedeutet. Andererseits enthält gerade dieser Teil der sozialen Satire, der das hochmütige Benehmen des herzlosen Reichtums gegen Arme und Untergebene kennzeichnet, manchen treffenden Zug. Hingegen ist die Schilderung der Gesellschaft unter sich, die, vom Glauben abgefallen, sich am Aberglauben des spiritistischen Hokuspokus benebelt und dabei von einem listigen Zöschen, die allen Schwindel inszeniert, aufs gröblichste für ihre eigenen Zwecke ausgenutzt wird, — ich sage, diese Schilderung ist zu verzerrt, zu sehr auf den Einzelfall zugeschnitten, als daß der Pfeil der Satire ins Schwarze treffen könnte. Wenn wir die Leute wirklich für so dumm halten sollen, wie es uns der Dichter glauben machen will, dann muß er eben tollstem Übermut die Zügel schießen lassen. Wir werden ihm dann gern in seine lachende Welt folgen (wie etwa Gogol in seinem „Revisor"!), wir werden das Unglaubliche glaublich finden. So aber bleibt das Glaubhafte unglaublich, weil ein Bodensatz von Grämlichkeit und Bitterkeit dem leichten Trank der Komödie einen unwillkommenen Arzneigeschmack verleiht.

Es dürfte angeborener Gravität im allgemeinen schwerer fallen lustig zu werden, als umgekehrt dem wirbelnden Tänzer, zu Zeiten auch einmal ernst zu schreiten. Denn im letztern Fall ist schon von Haus aus eine gewisse Beweglichkeit vorhanden, eine Anpassungsfähigkeit, die wenigstens den Schein der Würde vorzutäuschen vermag. Unwillkürlich fließen mir diese Vergleiche aus dem Bereich artistisch-turnerischer Geschicklichkeit in die Feder, als ich daran gehen will, Frank Wedekind und seinem Drama vom entthronten König: „So ist das Leben" noch einige Worte zu widmen. Nicht mit Unrecht hat man ihn den „Excentric" unserer Literatur genannt: denn wie jene sprungwütigen Trikotteufel des Brettls ihre tollsten Kapriolen mit eisigster Berechnung ausführen, so sind die geistigen Purzelbäume dieses seltsamen Vaganten und Extravaganten bei all ihrer Frechheit und Sprunghaftigkeit ein Ergebnis poetischer Algebra. Sie waren es wenigstens bisher. In seinem neusten Werke klingen andre Töne. Es mutet an wie ein Stück Lebensbeichte. Ein König als Landstreicher, als Schneidergeselle, als Sträfling, als Possenreißer, als Hofnarr, — die rechtmäßige Majestät von Gottes Gnaden verhöhnt und verkannt, und auf dem Thron ein ehemaliger Metzger von Volkes Gnaden, — all diese Vorgänge verlegt in die phantastisch-bunte Umwelt einer kleinen italienischen Stadtrepublik des ausgehenden Mittel-

alters, — das klingt wie Maskenspiel und schmeckt nach Symbol. Man darf glauben, daß uns hier ein Dichter das wehe Geheimnis verraten will: es gibt Menschen, — und vielleicht sind diese Menschen Dichter, — die im Herzen Wunden tragen und auf dem Kopf die Schellenkappe. Man braucht es aber auch nicht zu glauben, denn für solche Schlußfolgerungen ist der Faden der Handlung auch wieder zu lose geknüpft. Sei dem wie ihm wolle: diese Komödie in acht Bildern ist, abgesehen von zwei recht matten Szenen, das dichterisch Echteste und Tiefste, was dem bösen Spötter bis jetzt gelungen. Vorgänge wie die Verhöhnung des als Schneidergeselle sein Leben fristenden entthronten Fürsten durch seine miserablen Mitgesellen, oder wie die Gerichtsverhandlung, in der er, der echte König, wegen Majestätsbeleidigung zu Kerkerhaft verurteilt wird, haben etwas von Hogarthisch-grotesker Schärfe. Bilder wie die mitternächtige Elendenkirchweih unter dem Galgen, wo sich der König als Schauspieler verdingt und sein schmerzbewegtes Pathos dem johlenden Haufen der Gaukler und Gauner als komisch gilt, oder wo er auf der Possenbühne dem im Parquet sitzenden Usurpator-König Szenen aus einem Königsleben vorspielt, um zum Dank für die gedankenreiche Leistung als Hofnarr bestallt zu werden, sind durchweht von einem leichten Hauch Shakespeare'schen Geistes. Leider stehen auch in diesem Werk dem Vollgenuß wiederum allerlei Hindernisse entgegen: vor allem ist die rasche Läuterung und der Seelenreichtum des Entthronten ganz unbegreiflich, nachdem man im ersten Bild gehört, daß ihn das Volk mit einem gewissen Recht wegen eines tatenlosen Lotterlebens seiner Würde beraubt hat. Auch erscheint es vom Standpunkt dramatischer Technik mißlich, daß der vom Volke ausgerufene Thronnachfolger, der ehemalige Metzgermeister Folchi, nun nicht etwa sich zum Tyrannen auswächst, sondern eigentlich ein ganz verständiger Monarch wird. Der Dichter verzichtet damit auf eine gewisse Kontrastwirkung, was namentlich in der Schlußszene auffällt. Es bleibt dort dem zuletzt als wahren König entdeckten Hofnarren nichts übrig, als an dem in fünften Tragödienakten theaterüblichen Herzschlag zu sterben. Gleichwohl: dies Werk weist in eine Zukunft — es gibt Versprechungen, die hoffentlich erfüllt werden!

Bücherschau.

Gesammelte Dichtungen von Julius Lohmeyer. Berlin, W. Vobach & Comp. 1904. Preis M. 4,—.

Der verewigte Begründer der „Deutschen Monatsschrift" hat vor einer längeren Reihe von Jahren seine „Gedichte eines Optimisten" herausgegeben. Sie bilden heute den Grundstock einer Ausgabe gesammelter Dichtungen des trefflichen Mannes, die seine Hinterbliebenen soeben im Verlag von Vobach & Comp. erscheinen ließen, noch rechtzeitig für die Freunde des Dichters und seiner Muse, um das würdig ausgestattete Buch für den diesjährigen Weihnachtstisch in Betracht ziehen zu können. Nicht aufgenommen sind die Sprüche, aus denen inzwischen jene völlig die Weltanschauung — oder Weltempfindung — Lohmeyers zusammenfassende Spruchsammlung „Auf Pfaden des Glücks" gebildet worden ist, jenes herzerquickende Erbauungsbuch für solche, die reinen Herzens sind oder sein möchten, jenes Hausgärtlein für Optimisten und Idealisten, also die unmodernsten aller Menschen, aber die liebenswürdigsten und glücklichsten. Von den übrigen Bestandteilen der älteren Sammlung fehlt nicht vieles, wohl aber ist ein ziemlich Teil neues hinzugekommen, zumeist von jener guten Gelegenheitsdichtung, zu der ihn warme Herzensteilnahme an Personen oder Ereignissen so leicht beflügelte.

Diese gesammelten Dichtungen umfassen, wie die früheren „Gedichte eines Optimisten", sechs Abteilungen: Ehelieder, Wanderklänge, Beschauliches, Tagebuchblätter, Bilder und Figuren, und Zeitgedichte.

Es wäre von vornherein verkehrt, diese Dichtungen von irgend einem ästhetischen Glaubensbekenntnis heraus kritisch bewerten zu wollen. Das, was sie am wenigsten aussprechen, ist die Absicht, ästhetische Werte schaffen zu wollen. Bei dieser Art Kritik kommt überhaupt nichts heraus, als daß einer seinen speziellen engen Geschmackshorizont zum Maßstabe macht, nach dem er lobt und tadelt, als wäre das für die ganze Welt verbindlich. Mit all dem komplizierten und verzwickten dichterischem Wollen der letzten zwanzig Jahre hat Lohmeyer ganz und gar nichts zu tun. Er ist einer, der sich absichtslos dichterisch ausgab, mit einem schönheitsseligen Drange, seinem Herzen Luft zu machen, wenn es ungewöhnlich voll war, ohne Klügeln und Tüfteln. Sein Schönheitsempfinden hatte sich bis in die Mannsreife an den Idealen einer Zeit gebildet, die man heute historisch nehmen möchte, und er ist ganz bewußt dabei stehen geblieben, hat sich nie Mühe gegeben, irgendwie modern zu werden. Schon weil er als Mensch einen so unbesiegbaren Widerwillen gegen die Wendung in den Naturalismus und die Decadence hinein empfand. Seine Art geht ähnliche Wege wie die Geibels: dichterische Aussprache einer warmen Begeisterungsfähigkeit mehr als formsuchendes Bilden; Verklärung der Dinge mehr durch ein inspiratorisches Schönheitsempfinden, als Schönheitswerte gelegentlich einfangen und festlegen. Überfließende Poeten wie er kommen nicht auf die Schönheitswelt differenzierter Nerven, schaffen allgemein giltiger, weil natürlicher und leichter, sind die verständlicheren und populäreren. Es ist darum keineswegs nötig, daß sie die flacheren und wertloseren sind, weil sie die gesünderen sind. Es kommt alles darauf an, ob sie eine Persönlichkeit ausprägen und was für eine.

Und in der Lohmeyerschen Dichtung steckt eine volle und ganz aparte, überaus erfreuliche und liebenswerte Persönlichkeit. Ein Charakter von unantastbarer Reinheit und Gesundheit, unberührt von Häßlichkeit, Schmutz, Roheit, Gemeinheit. Als gäbe es dergleichen gar nicht. Nicht einmal die Versuchung besteht für ihn, etwas davon unter der Spitzmarke „Kulturfortschritt" einzuschmuggeln. Eine so glückliche

Mischung von Schwung, Wärme, Innigkeit, Frische, Naivetät dabei. Nichts überraschend Hohes und Tiefes, aber auch nichts eigentlich Triviales: die Fülle und Farbigkeit des Ausdrucks, glückliche Einfälle und anmutige Wendungen heben darüber hinaus. Nichts bloß dichterisch gemachtes, besungenes — alles ganz persönlich erfaßt und empfunden. In allem steckt der ganze Mann, wie er jedem, der ihn gekannt, unvergeßlich vor Augen und, wenn ja er innerlich Fühlung mit ihm hatte, im Herzen bleiben wird.

Die Teile, in welche die Sammlung zerfällt, sind ganz charakteristisch für des Dichters speziellste Lebensinteressen. Zuerst das Hohelied des Ehelebens und Familienglückes; da schöpft er am tiefsten und unmittelbarsten. Sein starkes Naturgefühl spricht in den Wanderklängen. Beschauliches gibt Früchte, die auf demselben Boden, wie die Sammlung „Auf Pfaden des Glücks", gewachsen sind. Die Zeitgedichte spiegeln den Patrioten, seine warme Teilnahme am öffentlichen Leben seines Volks. Dazu Lebenserinnerungen und gelegentliche Eindrücke andrer Art.

Als Dichter hat Lohmeyer ohne Frage Größere über sich. Aber er ist ein Typ, der mit seinem ganz eigenen Gesicht ein Recht hat, zu den Bleibenden gestellt zu werden, und aus dem der gesunde Kern unsres Volkes Nahrung ziehen sollte, um sich nicht von der Einseitigkeit moderner Strebungen um seine wertvollsten Kräfte bringen zu lassen. Möchten diese Gedichte weiteste Verbreitung finden — das beste Monument, das diese monumentwütige Zeit ihm setzen kann, zu seiner Ehre und zur eigenen Erbauung. Victor Blüthgen.

Deutsche Jugend. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Stuttgart, Loewes Verlag, Ferdinand Carl. Neue sorgfältige Auswahl. Preis M. 4,50.

Der verstorbene Begründer der besten Jugendzeitschrift, die jemals existiert hat und die doch in den neunziger Jahren aus Gründen, die mit ihrem Wert nichts zu tun hatten, eingehen mußte, hat noch kurz vor seinem Ableben die Herausgabe des Besten daraus in einer Folge von Bänden in die Wege geleitet und noch den ersten Band selber zusammengestellt. Zu 80 älteren Textbildern kommen sechs neue, nicht moderne, aber gute Buntbilder; auch die sonstige Ausstattung ist splendid. Ihre Majestät die deutsche Kaiserin hat die Widmung des Bandes angenommen, der keiner weiteren Empfehlung bedarf. Victor Blüthgen.

50 Kinder-Lieder mit 50 Bildern. Für meine Lieblinge von Julius Lohmeyer. W. Vobach & Komp., Berlin-Leipzig. Preis M. 3,—.

Noch eine besondere Weihnachtsgabe aus dem Nachlaß Julius Lohmeyers für die Jugend, die seinen ganzen drolligen überlegenen Humor atmet und, mit sehr guten Illustrationen ausgestattet, sicher zu den wertvollsten Jugendbüchern der diesjährigen Weihnachtssaison zählt. Die letzten Schöpfungen des verdienstvollen Kinderfreundes. Victor Blüthgen.

Huberta Sollacher. Eine Waldgeschichte für Jung und Alt von Frida Schanz. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin. 358 S. Preis M. 5,50.

Bücher, die von Frau Frida Soyaux-Schanz auf dem literarischen Markte erscheinen, haben stets Anspruch auf ernsthafte Beachtung. Wer ihre Dichtungen schätzt, der nimmt immer wieder mit freudigem Erstaunen wahr, wie sehr diese feine zartbesaitete Frau im menschlichen und künstlerischen Sinne herangereift ist. Frida Schanz hat ernsthaft mit sich gerungen und schließlich Werte aus sich gestaltet, die denn doch ein tüchtiges Stück weit hinausweisen über eine nur talentierte Jugendschriftstellerei. Wem das bislang noch nicht aufgegangen ist, der greife getrost zu dem obigen Buche, das seine Leser nicht eher wieder frei gibt, bis sie es mit stets sich steigerndem Interesse zu Ende gelesen. Tiefe Lebensprobleme werden darin freilich nicht grübelnd zerfasert. Da wird nicht für eine bestimmte Art Weltanschauung

Propaganda gemacht. Die Menschen, mit denen wir zu tun haben, die sind so hell und warm von Gottes lieber Sonne beschienen, daß wir deutlich ihre Gestalt erblicken und ihre Seele ihnen aus den Augen leuchten sehen. Der Schluß des Buches ist sogar ein recht friedlicher, ja heiterer — der Leser aber bleibt in der Seele ernst gestimmt. Mir scheint, es ist ein gutes Buch, dem wir nachsagen müssen: es ist ein ernsthaftes!

Eine Waldgeschichte nennt es sich — ganz schlicht und wendet sich mit dem, was es zu bieten hat, an Jung und Alt zugleich. Frau Frida Schanz hat ein Familienbuch im edelsten Sinne des Wortes geschaffen. Mitten in die Bayrischen Hochlandswälder mit ihren tief einsamen Naturreizen, in das Haus des Forstmeisters Sollacher führt es uns. Was wir dort miterleben, ist ein Stückchen Geschichte des äußeren und inneren Lebens der Huberta, des einzigen Forsthaustöchterleins, eines heimatseligen Menschenkindes, das nur in aller Kraft und Gesundheit gedeihen kann, wo Frieden und Hauch des Waldes seine unermüdliche Arbeitslust umwehen. Seit Großväter-Zeiten sind die Männer der Sollacher-Familie alteingesessene Forstleute dort, die das Waldleben und -weben lieb haben. Der Forstmeister hat bei der Geburt Hubertas seine inniggeliebte Frau verloren, und so lernt sein Töchterlein schon in zartester Jugend ihre Herzens- und Geisteseigenschaften ganz in den Dienst der Ihren stellen; eine Aufgabe, die ihr ein inneres Festwerden bedeutet. Sie ist die Seele des großen Haushaltes, wo sie um den Vater, die Brüder, nahe oder ferne Menschen sorgt. Alle die Menschen sind kernig und tüchtig da draußen; wo aber Einer dennoch sich nicht ganz auskennt, da greift das „Hubertl" wacker zu und löst mit zarter, aber resoluter Festigkeit die äußeren und inneren Wirrnisse. Was sie dafür zum Lohn erhält, ist die Liebe der großen und kleinen Menschen, die ihr begegnen. Kein größeres Lob gibts, als wo die tüchtige Förstermaid innerlich jemand das Zeugnis ausstellt: „Der ist schon recht"!

Die Dichterin hat in ihrem Buche die Natur gesehen, so anschaulich wahr und warm, sie dargestellt mit so energischer Selbstbeherrschung in der Anwendung der künstlerischen Mittel, daß es uns bei diesen Schilderungen wie Wanderlust nach Berg und See überkommt. Von reizender Anmut sind auch die zartsinnigen Szenen aus der Kinderwelt. So leicht vergißt er sich nicht, der heilige Abend, an dem Huberta von ihrem guten Vater das kranke Mägdlein Roserl zum Christgeschenk gemacht wird, damit sie es gesund pflege. Noch lange lebt und lacht der Humor, der die Brautwerbung des Schullehrers Vollhuber umkleidet. Die Gestalt des famosen alten Oberst Ruffel, der der Huberta über das Heimwehelend des halben Jahres bei den Verwandten in der Stadt hinweghilft mit allerhand kuriosen Einfällen, ist uns in seiner geraden Kernigkeit bald so lieb wie die Huberta selber. Ja, ein feiner, schalkhafter Humor durchzieht die Geschichte der Waldleute.

Frau Frida Schanz hat in diesem Buche gezeigt, daß sie hohe Ansprüche an sich selber stellt, und sie wird belohnt werden mit der warmen Aufnahme ihres Buches bei allen gleichgestimmten Seelen. Ich meine, daß allen, die mit ihm verkehren, „ein froher Mut beschеert wird". Noch sei anerkennend der feinen Illustrationen von W. Gause gedacht, die mit ihrem reichen Stimmungsgehalt ein künstlerischer Schmuck sind.

Hermann von Blomberg.

Rudolf von Labrés, K. u. K. Linienschiffskapitän d. R., Politik und Seekrieg, Berlin bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung 1903. Brosch. 7 M., geb. 8.50 M.

Ein gutes Buch, freilich ein typisch österreichisches Buch mit seinen Vorzügen und Schwächen — gründlich und anschaulich, vorsichtig und weitschweifig. Wer des alten Attlmayr seetaktische Schriften kennt, fühlt sich aber bald heimisch in der

manchmal ein wenig zu breiten, also umständlichen Darstellungsweise; wir Norddeutschen drücken uns auch in Fachsachen meist kürzer und schärfer aus und sind dadurch wohl auch mehr vor Grübeleien bewahrt, die das Ziel der Arbeit aus dem Auge verlieren können. Aber die Betrachtungsweise der Attlmayr'schen Schule bewahrt vor Einseitigkeit und wirkt immer anregend, auch da, wo sie starken Widerspruch hervorruft. Und mit der Seepolitik ists ganz ähnlich wie mit der Wetterkunde; in beiden gibt es gewisse unumstößliche Grundgesetze, aber trotzdem bleibt häufig genug die Vorhersage von Ereignissen ein recht ungewisses Ding. Und nicht nur das, es kommt sogar recht häufig vor, daß die tatsächlichen Vorgänge jeder Theorie spotten: Wir haben heute theoretisch ganz unmögliches Wetter, drückte sich kürzlich einmal einer meiner meteorologischen Kollegen aus. Dabei kann es vorkommen, daß bei gewissen Wetterlagen drei Wetterkundige drei ganz verschiedene Vorhersagen austifteln, von denen dann keine völlig zutrifft. Dieselben Verhältnisse ins Seepolitische übertragen, dürfen uns freilich nicht davor abschrecken, theoretische Erwägungen über allerlei Seekriegs-Möglichkeiten anzustellen, um die Erkenntnis von dem Gesetzmäßigen und Wahrscheinlichen zu gewinnen. Je systematischer die Untersuchung geführt wird, um so lehrreicher wird sie sein. Kapitän von Labrés versteht es aber meisterhaft, gerade auch dem Nichtfachmann durch seine allgemein verständlichen Auseinandersetzungen den gewaltigen Einfluß der Seemacht auf das Leben der Völker in der Gegenwart und Zukunft vor Augen zu führen, und versteht es auch, die Lust an seestrategischen Betrachtungen zu wecken. Das ist das Beste an seinem Werke, und das darf nicht unterschätzt werden, auch da nicht, wo man in Einzelheiten anderer Ansicht als der Verfasser ist. Denn z. B. die Unterseeboote überschätzt er ganz gewaltig, wobei er seine Kenntnisse anscheinend auf eine einzige Abhandlung eines jungen Fachmannes stützt, also dessen Urteil ohne nähere Prüfung gelten läßt. Dabei kann man zugeben, daß für die eigenartig tiefen und engen österreichischen Gewässer ganz im Gegensatz zu den deutschen die Unterseeboote günstigere Lebensbedingungen finden würden — aber man darf deshalb ihre Verwendbarkeit nicht überschätzen, wie Verfasser es tut, um somehr, als er sich damit in Widerspruch mit seinem eigenen Ausspruch (S. 103) „die Zukunft gehört wohl den größeren Schlachtschiffen" setzt. Denn er ist ja vollständig auch der Meinung, daß die Entscheidung im Seekriege nur zur See durch den Kampf der Schlachtflotten herbeigeführt werden kann (S. 137). Für Laien werden ohne Zweifel die Abschnitte am lesenswertesten und lehrreichsten sein, die die verschiedenen Seekriegsmöglichkeiten beleuchten und die seestrategischen Ziele der einzelnen Seemächte dabei enthüllen. Dabei berührt der Verfasser auch manche Einzelheiten über den Kriegswert der einzelnen Flotten, die ein recht gutes Bild über die Vorzüge und Mängel im Personal und Schiffsbestand der wichtigsten Seemächte geben. Aber auch dabei kommen einige Ansichten zu Tage, die die Kritik herausfordern, z. B. wenn der Verfasser annimmt, für Frankreich gäbe es in einem Kriege des Zweibundes gegen England und Japan keine irgendwie erstrebenswerten Ziele — als ob die Mittelmeerherrschaft und der Besitz Ägyptens mit dem Suezkanal etwa keinen Schuß Pulver wert wären? Auf ähnliche politische Unklarheiten stößt man zwar noch gelegentlich, trotzdem aber kann das Buch auch dem Laien warm empfohlen werden, weil es in systematischer Weise einen guten Überblick über die gewaltige Wirkung der Seemacht auf die Geschicke der Staaten und Völker zu geben vermag. Deshalb wünschen wir der fleißigen Arbeit die weiteste Verbreitung.

Georg Wislicenus.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Marie Diers, Die Mutter des Menschen.

Geheftet Mk. 1.—
Gebunden Mk. 2.—

„Deutsche Welt" vom 15. Nov. schreibt:

Ganz nach unserem Herzen und unserem Sinne sind die Gedanken zur Frauenfrage, die Marie Diers uns zu bieten hat. „Die Mutter des Menschen" hat sie ihr prächtiges Buch vielsagend betitelt. Es ist eine Freude, diese gesunden, klaren, tiefgründigen Gedanken einer Frau mitzudenken und auf sich wirken zu lassen. Sie kommen aus tiefster Seele, innigstem Verständnis und stolzem Weibesbewußtsein. Diese Frau kennt Wert und Würde ihres Geschlechts, den Adel des Muttertums und die echten Vorrechte der Mutter des Menschen. Aber auch ihre heilige Verantwortung. Nichts Kleinliches, Beschränktes ist in dieser vornehmen Auffassung, die gewachsen ist aus persönlichem Erleben und ehrfürchtiger Bewahrung und Beobachtung der Natur. Dieses Buch enthält das Reifste und Beste, was ich seit Johannes Müllers Buch über Beruf und Stellung der Frau gelesen habe. Jeder Mutter, jeder reifen Tochter und nicht zuletzt den Männern, Vätern und Söhnen wünsche ich diese erbauliche Schrift; ich weiß gewiß, alle werden mir für diese Empfehlung dankbar sein.

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstrasse 43.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
THEODOR WEICHER, LEIPZIG.

Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg

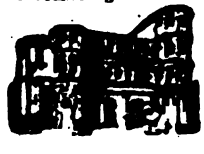
Briefe aus den Jahren 1790—1812.

Herausgegeben von Prof. Dr. PAUL RACHEL.

Mit 6 Abbildungen.

Preis: Geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.50.

Gesetzlich geschützt



Trierischer Winzer-Verein

Trier.

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert

naturreiner Weine

von der **Mosel** und **Saar.** Faß- und Flaschen-Weine von 70 Pf. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten.

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29. * Halle a. S., Leipzigerstr. 5, I.

Demnächst erscheint:

DEUTSCHE VOLKSABENDE.

EIN HANDBUCH FÜR

VOLKSUNTERHALTUNGSABENDE.

VON

DR. PAUL LUTHER,

PFARRER IN CHARLOTTENBURG, FRÜHER OBERPFARRER IN KREMMEN.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Etwa 3 6 Seiten. Geh. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Dieses aus der Praxis heraus entstandene Buch bietet in seiner neuen Auflage:

I. Grundzüge der Volksunterhaltung.

II. Über 100 Programme für Volksabende.

III. Eine reichhaltige Sammlung von in ihrer Wirkung erprobten Stoffen aus Poesie und Prosa der neueren Literatur, u. a. von Allmers, Avenarius, Baumbach, Bierbaum, Blüthgen, Busse, Dahn, Dehmel, Ebner-Eschenbach, Falke, Flaischlen, Fontane, Frenssen, v. Gaudi, Jacobowski, Keller, Leander, Leixner, Lienhard, Liliencron, C. F. Meyer, Negri, Raabe, Ritter, Rosegger, Schönaich-Carolath, Seidel, Stieler, Storm, Villinger, Vischer, Wildenbruch.

„Mit großem Interesse habe ich Kenntnis von Ihren „Deutschen Volksabenden" genommen. Es ist wirlich das erste Buch in seiner Art und macht uns mit manchem bekannt, was uns sonst gerade darum, weil es der unmittelbaren Gegenwart angehört, leicht entgangen wäre."

Prof. **Holtzmann,** Straßburg (Els.).

Das Buch entspricht nicht nur dem besonderen Zweck in vollkommenster Weise, sondern stellt gleichzeitig eine überaus feinsinnig gewählte Anthologie moderner Lyrik dar, die Jedem, der Sinn dafür hat, hohen Genuß bereiten muß.

Alice von Gaudy, Dresden.

Ihr Buch bietet uns sehr wertvolles Material und gibt viel neue Gedanken und Anregungen.

Dr. **v. d. Steinen**
(Düsseldorfer Bildungsverein).

Ein sehr verdienstliches Buch, das allen Freunden der Sache aufs wärmste empfohlen werden kann.

Als einzigen Grundsatz hat er bei seinen Veranstaltungen und bei der Auswahl des Stoffes, den sein Buch darbietet, gelten lassen, ob eine Dichtung wirklichen künstlerischen Wert hat, und es ist ihm alles willkommen, „in dem er einer Menschenseele Lust und Leid vernimmt, alles, was der Hörer Herzen über den Alltag zu erheben vermag, weils den Alltag mit Dichteraugen anschaut und durch Dichterempfinden verklärt." Es wäre zu wünschen, daß speziell unter unseren Seelsorgern recht viele Männer sich finden, die mit der gleichen warmen Anteilnahme an dem Wohl und Weh ihrer Gemeinde das gleiche feine künstlerische Verständnis, die gleiche schöne Vorurteilslosigkeit und die gleiche Belesenheit vereinigten, wie der Verfasser der „Deutschen Volksabende". Wir wünschen dem Luther'schen Buche besten Erfolg.

Dr. **Gustav Zieler**
i. d. „Nordd. Allg. Zeitung".

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstraße 43.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FEB 15 1904
CAMBRIDGE, MASS.

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. Februar 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Februarheft.

Inhalt des Februarheftes:

	Seite
R. W. Emerson: Leitspruch	641
Max Grad: Die Schönschrift. Novelle	641
Prof. Dr. E. Adickes in Münster: Kant als Denker. Eine Betrachtung zu seinem 100. Todestag	651
Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus in Berlin: Zielbewußte Seemächte. Eine seepolitische Betrachtung	675
Med.-Rat Prof. Dr. Max Breitung in Koburg: Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene	685
K. Hückinghaus: Erfüllung. Gedicht	703
Dr. Moritz Necker in Wien: Grillparzers Briefe und Tagebücher	704
Prof. Dr. Th. Schiemann: Zur Vorgeschichte des Berliner Kongresses	716
Gen.-Leutnant z. D. v. Caemmerer: Heeresfragen	725
Hermann Hesse: Gebet der Schiffer. Gedicht	734
Afrikanus: Eingeborenen-Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und ihre Unterdrückung	735
Otto Haendler: Fernweh. Gedicht	747
Adolf Bartels: Meyers Großes Konversationslexikon	748
Prof. Dr. Oskar Weißenfels in Berlin: Pädagogik und Poesie	752
Aus neuen Büchern	756
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über äußere Politik	757
W. von Massow: Monatsschau über innere Politik	764
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte V. (Neue Lyrik: Detlev von Liliencron. — Otto Erich Hartleben. — Prinz E. v. Schönaich-Carolath. — Georg Busse-Palma. — Hans Müller. — Wilhelm Weigand. — Verschiedenes. — Nachdichtungen)	771
Kolonisator: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke II.	781
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben IV.	785
Dr. Otto Siebert in Fermersleben: Neue philosophische Literatur I.	790

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Heft liegt eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Theodor Thomas in Leipzig bei.

Wir lieben alles, was bestätigt, verbindet, erhält; und haben eine Abneigung gegen alles, was verstreut und niederreißt.

R. W. Emerson.

151

Die Schönschrift.

Von

Max Grad.

Durch den klaren, sonnenüberstrahlten Wintertag gehen sie wie zwei ganz Einsame, Weltverlorene. Ein großes, feierliches Schweigen um sie herum, aber auch ein Gesprühe, wie von Milliarden Funken. Ein ganzes Meer davon auf den Wiesen und Feldern und auf den schimmernden Baumwipfeln. Dort scheint blankes Silber zu lagern, von dem manchmal Streifen hinabrieseln auf die überlasteten Zweige. Als würden sie mit verhaltenem Atem tragen und dulden, stehen die breit ausgeladenen Buchen reglos und würdevoll und daneben versuchen schlanke Birken, kokett sich wiegend, den kristallenen Puder von sich zu schütteln. Unten im Tal stöhnt und grollt der halb unterjochte Fluß. An dieser Stelle ist er fast bis auf Bachesbreite vom Eise eingeschlossen. Es knirscht in den blauweißen Quadern, die sich an den steil aufsteigenden Ufern türmen; und darüber wieder Schnee, Schnee, Schnee. Man meint, er reiche bis zum Saume des azurnen Firmamentes.

Kaum gehbar ist der schmale Seitenpfad, den Vater und Kind eingeschlagen. Tief sinken die großen, in mächtigen, eingefetteten Stiefeln steckenden Füße des Mannes ein. Die Kleine nimmt die Röcke ganz hoch und benutzt geschickt die weiten Hohlspuren für ihre Tritte. Er kümmert sich nicht darum, ob und wie sie hinter ihm herkommt. Dann sind sie auf der Landstraße.

„Vattar, ah, da schaug a mal die Berg'! A so hab' i's no nia g'seh'gn. Vattar, is der Groß' da d' Zugspitz?"

„Ja, ja!"

Es war doch eine Antwort, wenn auch eine mürrische und kurze. Die Resi hatte sich so gefreut, ganz unverhofft auf dem Heimweg von der Schule, den Vater getroffen zu haben. Sie sieht ihn so wenig, daß

sie sich manchmal besinnen muß, wie er ausschaut. Jetzt getraut sie sich aber schon nichts mehr zu fragen oder zu bemerken; jedoch, all' das lustige Flimmern und Leuchten und die Sonnenstrahlen, die sich bis in die dicht stehenden Bäume hineinstehlen, schleichen auch ihr ins kleine Herz und geben ihm Mut. Eine solche Sehnsucht nach ein wenig, nur ein ganz klein wenig Liebe fühlt sie da drinnen.

„Du, Vattar, heut is mein Schönschreibheft aus g'wesen. Da Lehrer hat's in der Schul' umananderzeigt, als Beispiel, hat er sogar g'sagt, weil kein Fleckerl außen und innen und kein falsches Stricherl an der Schrift dran war."

Der Schnee knirscht unter den wuchtigen Schritten des Mannes, der die Hände in der kurzen, dicken Joppe vergräbt. Finster sieht er gerade vor sich hin. Aber das was sein Kind fragt, hört er nicht. Die helle Stimme der Resl, in der soviel Freude und Stolz gelegen hatte, wird leiser, bedrückter.

„Und nacha hat er mit der schönen, roten Tinten an großen Einser drunter g'macht und hat g'sagt, i sollt dös Heft mei'm Vattern geben zum Aufheben. Da könnt der Vattern schon a Freud d'ran haben."

Keine Antwort!

Rotgolden überhaucht liegt nun die kleine, seltsam geformte Kirche auf der linken Seite der Straße vor ihnen. Halb einem, mit einem Turm versehenen Grillenhaus, halb einer Schachtel gleichend; wie ein Gewächs wölbt sich ein Vor-Kapellchen daraus hervor. Daneben ein Friedhof, dessen größerer Teil sich den, zu Beginn leicht geneigten Abhang entlang zieht. Die Steine und Kreuze ragen oft kaum aus dem tiefen Schnee heraus. Daneben zart, duftig, himmelblau und weiß die ferne Bergkette!

Dicht an den Mann, von dem penetrante Dunstwolken ausgehen, drängt sich das Kind.

„A Freud" hätt'st, Vattar, hat da Lehrer g'sagt. Hast denn kei' Freud net?"

Hat er nun etwas gemurmelt, oder galt das nur als Gegengruß dem Jungen, der einen Schlitten, voll Bierflaschen bepackt, mit hellem „Gut' Nacht!" an ihnen vorüberzieht? —

Ganz dick steigt es der Resl aber nun im Hals auf und ein bitteres Weh krampft ihr das brave Kinderherz zusammen. Der Vater, obwohl noch dicht vor ihr, erscheint ihr nun plötzlich völlig entrückt. Ganz, ganz ferne verschwindet er wie in einem Nebel. Jetzt fühlt sie sich mutterseelenallein in all dem Schnee und Eis. Und die Sonne wird nun auch bald gehen! Da bleibt die Resl zurück und blickt mit großen Augen, in denen

das Wasser steht, über das niedrige Gitter auf die Kirchenmauer hin, worin ein uraltes Bild eingelassen ist. Seine prächtigen Farben haben jeglichem Wetter stand gehalten. Der Erlöser am Kreuze! Ein unendlicher Friede ist über des Märtyrers Antlitz gebreitet, das hell von der Sonne beschienen ist. Mit allen Gedanken, die durch den Religionsunterricht in ihm angeregt sind, weilt das Kind bei ihm. Fast ist's, als schöpfe es Trost aus dem Gemälde. Der goldene Schein verläßt dieses und schwebt zittrig in geteilten Streifen weiter, über die beschneiten Ruhestätten hin. Tapfer stapft die Kleine durch die weißflaumige, unberührte Decke und bahnt sich einen Pfad bis zum Abhang. Einen Augenblick sieht sie neugierig den, tief unten an der Isar arbeitenden Leuten zu, die Eis hacken und verladen, und wie rührige Püppchen aussehen. Dann legt sie ihren Schulranzen hin und scharrt mit blauroten Händen den schimmernden Pfühl von einem der Hügel. Krampfhaft bemüht sie sich auch, das primitive Holzkreuz wieder aufzurichten, das der Wind halb gestürzt. Resl's Mutter liegt darunter, die ihr Kind verlassen mußte, noch ehe es laufen und das erste richtige Wort hatte stammeln können. Die Leute sagen, sie sei an den Folgen eines Trittes gestorben, den ihr der rohe, jähzornige Mann versetzte.

Sauber und völlig vom Schnee gereinigt liegt dann das Grab. Eine Weile blickt das Kind gedankenvoll mit gefalteten Händen darauf nieder: Wenn brave Leut' tot sind, kommen sie in den Himmel. Die Mutter muß ja so arg brav gewesen sein, also ist sie auch gewiß und wahrhaftig jetzt da oben in der ewigen Herrlichkeit. Und von dort läßt die Selige nun sicherlich der liebe Herrgott herunterschauen zu ihr. Der Herr Kooperator, ihr Religionslehrer, hat erst neulich wieder zu ihr gesagt: „Sei nur immer ein so braves, gutes Kind, Reserl, dann hat deine Mutter im Himmel droben ihre Freud' an dir!" „Nun also", denkt die Resl, packt ihren Ranzen aus, wischt mit dem Rockzipfel die allerletzten Schneespuren von der hart gefrorenen Erde und breitet das Schönschreibheft darauf aus. „Die Erde ist rund". — „Der Löwe ist stark". — „Der Frühling ist eine Jahreszeit". Halblaut murmelt sie jeden Satz, wendet die Blätter so langsam und abwartend, als läse wirklich Jemand mit ihr und schielt dazwischen andächtig immer nach dem reinen Himmel hinauf. Seite für Seite, Haar, Schatten, Haar, Schatten, genau nach Vorschrift, steht da ein Buchstabe an den anderen gereiht. „Wie gestochen!" hatte damals der Lehrer gesagt und das Heft den Leuten gezeigt, als eine Merkwürdigkeit. Er hatte noch keine solche achtjährige Schülerin gehabt.

Im Westen ersteht eine graue Schicht, die wächst und sich ausdehnt. Wie ein goldener Guß schießt es darüber hin, und rötliche Fetzchen

bleiben daran hängen. Das Dunkle und Düstere scheint sich dem quellenden Licht entgegen zu recken. Abendnebel und -Dünste brodeln aus dem schwarzen Strich, den drüben die Ebene hinmalt. Zag, wie widerwillig sinkt die Sonne, endlich verziehen sich auch noch die letzten, bunten Farben. Nur ein schwacher, gelblicher Schein bleibt zurück. Matt steht der weißliche Mond am Himmel, und von diesem senken sich aschfarbene Dämmerung und schneidende Kälte herab. Schwaches Glockengeläute tönt von weiter her; unten bei der Fähre schlägt rauh ein Hund an.

Die Resl fröstelt. Aber ruhig und zufrieden ist sie. Noch ein Vater-Unser, für die Mutter, dann packt sie fein säuberlich ihr Heft wieder in den Ranzen und geht. Sie will es dem Vater trotz alledem auf den Tisch legen; wer weiß, vielleicht freut er sich doch noch! Sie sucht beim Verlassen des Friedhofes das Bild in der Mauer; aber nur ein mächtiger, schwarzer Fleck ist nun dort. Durch die violett schimmernde Dämmerung arbeitet sie sich über den glatt vereisten Schnee, hinüber zum Rande des Gehölzes, wo des Vaters Häuschen steht. . . . Ob die Großmutter sie wohl wieder schlägt, weil sie so spät heimkommt? Ob der Vater nun da sein wird?

Drüben am völlig zugefrorenen Brunnen stehen ein paar Weiber beisammen und schwatzen, und Resi kann gut die wohlbekannte schetterige Stimme der Alten erkennen. Die Haustüre ist nur angelehnt. Alles still und leer, wie ausgestorben. Der Vater ist nicht da. Unwillkürlich blickt das Kind nach der Wand. Auch die Flinte fehlt wieder. Dann seufzt es tief auf, nippt ein wenig von der Milch, die in einem irdenen Topfe auf der warmen Asche des offenen Herdes steht, entzündet die altmodische Öllampe und schafft gleich darauf emsig an ihren Schularbeiten.

* * *

April ist's, und Ostersamstag!

Eine Nachbarin war da und hat dem Guglfinger Franz sein Häusl halbwegs sauber gemacht für einen bestimmten Preis, den er, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen, vor ein paar Tagen mit ihr ausgemacht. Da war er zum Bahnhof gegangen, weil er die ganze Woche vor Ostern an einem Bau als Maurer „schuften" sollte.

„Zu Allem kimmt man ja in dene schlechte Zeiten, wo ma nix mehr verdeahna kann, und ei'm die reichen Knallprotzen koan Pfennig vergunnen!"

Ruhe hat er nirgends und bleibt nie lange bei ein- und derselben Arbeit. Auch verhindern die „schlechten Zeiten" keineswegs, daß der Guglfinger Franz stets Geld zum Vertrinken, und natürlich auch ein

Fahrrad hat. Von seinem Haus gehört ihm allerdings schon längst kein Ziegel mehr, und wenn er davon spricht, es demnächst verkaufen zu wollen, so ist das eine Hyperbel. Vor vier Wochen war seine alte Mutter gestorben. Mitten in einer ihrer keifenden Schimpfreden war sie, vom Schlage gerührt, tot hingefallen. Als die Resl von der Schule heimgekommen, lag sie wie schlafend in ihrem Bett. Daß die Großmutter tot sein sollte, schien dem Kinde unfaßbar; selbst dann noch, als diese schon im Sarge lag. Der Vater schimpfte den ganzen Tag, den einzigen, den er, so lange Resl denken konnte, zuhause verbracht, daß selbst das elendeste Sterben noch soviel Geld koste und soviele Umstände mache, und wetterte und donnerte gegen Staat, Gesetze und Polizei. Dann schrieb er einer ledigen Schwester, die in irgend einem Nest als Magd diente, sie solle kommen und ihm den Haushalt führen.

Die Kleine konnte keinen Schmerz darüber empfinden, daß die Großmutter nicht mehr da sein würde. Sie hatte ja nie ein gutes Wort, nie Gutes von ihr empfangen. Das Gefühl, nun keine Angst mehr vor ihr haben zu müssen, war ihr beruhigend und wohltätig. Aber einen schweren Kummer empfand sie doch dabei.

Vor Wochen hatte der Lehrer sie um ihr Schönschreibheft gebeten; sie möge es dem Vater leihweise abfordern, denn es würde um Ostern für den Herrn Inspektor aus der Stadt eine kleine Ausstellung von Schülerarbeiten veranstaltet. Wo und wann immer die kleine Resl den Vater erwischen konnte, ging sie ihn darum an.

„I werd' Dir's schon geb'n, nacher," hatte er zuerst gesagt. Später dann: „Laß mi in Ruah mit Dei'm g'schmerzten Heft dader; der g'scheerte Herr Lehrer werd warten könna!"

Endlich aber, das Kind stand mit bittend gefalteten Händen vor ihm und meinte, der Herr Lehrer müsse das Heft nun haben, stieß er das Kind bei Seite und fluchte, daß es die Resl kalt überlief.

„Himmel Herrgott Sakrament! Mein Fried' laß mir, i woaß nixen mehr von dem leidigen Fetzen! D'Großmutter werd'n leicht verbrennt ha'm!"

Verbrannt! Ihr schönes Heft! Die ganze, große Arbeit, an die sie soviel Mühe gewendet, die der Herr Lehrer jetzt sogar ausstellen wollte und die sie der toten Mutter aufs Grab gelegt, damit diese darauf herunterschauen und wenigstens die sich darüber freuen könnte! Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie mußte die Großmutter gleich darnach fragen. Aber die war nirgends zu finden gewesen. Der Vater auch fort, zu einem Scheibenschießen; und die Büchse hatte er mitgenommen.

Dann war sie, wie so oft, ganz allein im Hause gewesen. Und sie blieb es, denn die alte Frau kam erst heim, wie die Resl längst geschlafen hatte. Am Morgen aber, als das Kind wegen des langen Schulweges schon in tiefster Finsternis aufstehen mußte, schnarchte die Großmutter noch, und es getraute sich nicht, sie zu wecken. Von der Schule heimgekommen, wäre Resl's erste Frage nach dem Hefte gewesen, da aber war die Stube voll von Leuten, und man hatte gerade die Tote aufgehoben und aufs Bett gelegt. Und nun schlief diese draußen am Friedhof den ewigen Schlaf. Die Resl fühlte sich erleichtert, daß deren Grab weit weg von dem der Mutter war. Nun aber konnte sie nichts mehr erfahren. Niemals! Eigentlich bestand darin ihr größter Kummer, den sie bei dem Todesfall zu empfinden vermochte.

Des Vaters Schwester war nicht gekommen. Sie wolle und könne nicht glattweg dem Bruder den „Pudel" machen, wenn er gerade darnach verlange. Auf einer offenen Karte hatte sies erklärt. Die Resl hatte es sogar recht gut lesen können. Das „schöne Schreiben" mußte sie wohl von der Tante geerbt haben, denn die hatte jedes Wort, auch den „Pudel" gleichfalls wie „gestochen" geschrieben.

Das einsame Kind, das nur mittags etwa mit dem Küchenmädel vom Wirtshaus zusammenkommt, weil sie da „in Kost gehen" muß, verspürt das Alleinsein nicht schlimm. Es ist ihm im Gegenteil Angst darauf, wenn nun, nach dem Feste, die robuste Weibsperson, die der Vater einmal als Besuch aus der Stadt heimgebracht hatte, als Magd kommen soll. Die Resl spielt auch selten mit den Kindern der Nachbarn und vom Dorfe. Aber einen Freund hat sie dafür, einen ganz großen, ernsthaften. Der weiß auch ihren Kummer wegen des Heftes. Es ist der „g'spassige" Herr, wie die Leute ihn immer nennen, dem drüben die Burg gehört.

Hoch oben auf zackigen Felsen und uralten Trümmern ist sie aufgebaut wie eine Warte über der rauschenden, ungestümen Isar. Und wenn der Sonderling, der sich nichts mehr ersehnte, als in innigster Berührung mit dem Volk zu stehen, von den Zinnen aus, den vorüberziehenden Flößern sein fröhliches „Hoiotoho!" hinunterjauchzt, so schimpfen diese höchstens: „Damischer Narr, alter!", drohen ihm noch mit den Fäusten und fassen den jubelnden Göttergruß als die schwerste Beleidigung und eitel Spott auf. Dieser Mann, der so mutterseelenallein da lebt, voll sonderbarer Ideen und philantropischer Bemühungen, schwärmerisch und phantastisch wie ein Kind, kennt und liebt die hübsche, gute Resl. Heute hat sie eine ganze Schürze voll Schneeglöckchen aus

ihrem Gärtchen, und vom Walde blaue Hepatika, kurzstielige Gänseblümchen, Seidelbast und Palmkätzchen auf die Burg gebracht. Sie weiß und kennt die sonnigsten Hänge und geschütztesten Plätze. Eine ganze Stunde hat der Gütige sie bei sich behalten, ihr Chokolade kochen lassen und schöne Bilder gezeigt. Auch von einem großen, hellen Haus hatte er ihr erzählt, in dem brave Frauen und viele Kinder wohnen. Und diese Kinder hätten alle keine Eltern, oder doch keine Mütter mehr und würden dort zu ordentlichen Menschen erzogen und so, daß sie fürs Leben das Nötigste lernen könnten. Ob sie, die Resl, wohl auch dort sein möchte? Wie gerne, wie gerne! „Glei' ging i da hin, aber zuvor möcht' i mei' Heft wieder ha'm. I möcht' halt wissen, ob 's die Großmutter selig wirkli verbrennt hat?!"

„Schreib' auf alle Fälle in ein Neues, Reserl! Dann aber bringst Du 's mir. Ich hebe es Dir gut auf, und vielleicht nehmen wir es später mit in das schöne Haus und zeigen es dort her. Da sehen die braven Frauen und Kinder darin gleich, wie prächtig das Guglfinger-Reserl schreiben kann, und wie fleißig es ist!"

Glückselig war das Kind durch die laue Abendluft heimgegangen, und den verwehten Duft irgend eines aufbrechenden Strauches empfand es wie den verheißenden Gruß des Neuen, Herrlichen, das seiner warte.

* * *

Nach einem still-feierlichen, sonnigen Osterfest ein regenschwerer, naßkalter, unruhiger, und von Schrecken erfüllter Wochentag! Trotzdem es unaufhaltsam regnet, ist dennoch fast der ganze Ort auf den Beinen und trachtet an die Stelle zu kommen, wo am Samstag Abend so furchtbares geschehen sein mußte. Eine Stunde weit entfernt, im Wald, hatten heimkehrende Holzfäller die Leiche des Briefträgers gefunden, den man seit jenem Abend vermißte. Seine Ledertasche, Uhr und Börse fehlten. Zwischen den Schulterblättern, tief eingedrungen in die Lungen, hatte ihn eine Kugel getroffen gehabt. — Also ohne Zweifel ein Raubmord!

Das Wirtshaus ist Nachmittags fast leer. Nur ein paar unverbesserlich leidenschaftliche Kartenspieler, darunter auch der Guglfinger-Franz, hat auch die Neugierde nicht von ihrer Gewohnheit abbringen können. Triefend naß kommen gegen Abend die Leute von der Stelle des Verbrechens. Im Nu sind die beiden Gaststuben voll, der Boden eine einzige Wasserlache. Die Luft ist erfüllt von übelriechendem Dampf, der sich mit dem beißenden Tabaks-Qualm um die Herrschaft streitet. Bis tief in die Nacht hinein wird gezecht und die Untat besprochen. Der „Herr von der

Burg" hätte einige Hundert Mark durch die Post erhalten sollen, und um die war der Briefträger zweifelsohne erschossen worden. Wer es nur getan haben mochte? Außer den üblichen Vorkommnissen mit den zahlreichen Wilderern war dergleichen seit Menschengedenken nicht mehr in der Gegend passiert. Gewiß wars einer der vielen, italienischen Arbeiter, von denen es stets wimmelt. —

Nichts, gar nichts kommt trotz aller Nachforschungen heraus. Verschiedene Persönlichkeiten die man verdächtigt und abgefangen, mußte man sofort wieder freilassen, da sie ihre völlige Unschuld leicht beweisen konnten.

* * *

Wochen sind vergangen. Der Mai regiert schon mit blumigem Szepter, und Berg und Tal liegen in blühender Pracht. In der warmen Luft summt, brummt, schwirrt und tanzt es, und Vogelstimmchen sind laut, wohin man die Schritte wendet.

Vor dem Schulhaus steht der große, runde Apfelbaum in voller Blüte. Auf dem längsten, wie mit mattrosa Schnee dicht bedeckten Ast, dessen Zweige an das Fenster des oberen Zimmers tippen, sitzt eine Amsel. Unermüdlich schmettert sie ihre Frühlingshymne aus der kleinen, beweglichen Kehle, und dazwischen putzt und spreizt sie sich und wetzt das gelbe Schnäbelchen an der Rinde.

Es ist eine ganz schwierige Aufgabe, an die dreißig kleine Mädelchen zu verhindern, dem fröhlichen Lenzesleben da draußen mehr Interesse zu widmen, als den Büchern und Heften vor ihnen auf den schwarzen Pulten. Von allen Kindern das aufmerksamste ist die blonde Resi vom Guglfinger-Franz. Die braucht der Lehrer nie zu mahnen, auf ihn, statt auf die Amsel zu hören, und auch der hellste Sonnenschein könnte sie nicht verleiten, je ihre Pflichten zu vernachlässigen. So wenn sie alle wären! — Dann klopft es, und der Lehrer wird mitten im Unterricht hinausgerufen. Es muß eine sehr wichtige Botschaft gewesen sein, denn sehr lange kommt er nicht mehr zurück. Das anfangs leise, verhaltene Schwatzen und Kichern der Mädchen ist längst zum lautesten Lärm ausgeartet. Eine hat sämtliche bunte für den Anschauungsunterricht bestimmten Bilder, die an der Wand hängen, umgedreht; eine Andere schreibt und malt lächerliche Dinge an die große Tafel. In der Ecke balgen sich mehrere, daß Zöpfe und Röcke fliegen, und diejenige, der die Aufsicht über die Klasse gegeben, sitzt da und weint ob ihrer Machtlosigkeit und weil sie von den Bösesten gehänselt und geschimpft worden war. Die kleine Resl,

die Allerjüngste, steht am Fenster und sieht sich den wunderschönen, blühenden Baum an, um den die Bienen summen. Zuerst hatte sie versucht, die Blüten des einen Zweiges zu zählen. Es ging aber nicht. Immer wieder kam eine andere Zahl heraus, so oft sie auch von vorne angefangen. Die Amsel ist nun fort. Dafür streitet sich lärmend ein Volk Spatzen am Boden um ein Stückchen Brod, und darüber schnäbelt sich unbekümmert ein Finkenpaar. Ein langer, breiter Sonnenstreif fließt ins Zimmer und hüllt das armselig gekleidete Kind in ein goldenes Gewand. Um den blonden Kopf scheint ein Strahlennetz gebreitet.

Doppeltritte werden auf dem Gang laut. Im Schulzimmer ein Rennen und Springen. Wie mit einem Schlage verstummt und ordentlich, suchen alle schleunigst ihre Plätze zu gewinnen. Nur die Resl bleibt ruhig und mit gutem Gewissen am Fenster stehen. Gespannt sind all die Kindergesichter auf den Eingang gerichtet, in dessen Rahmen merkwürdigerweise der „Herr von der Burg" und hinter ihm erst der Lehrer erscheint. Und sonderbar! Kein Zanken und Ermahnen! Wie bleich der aussieht. Sofort geht er direkt auf die Resi zu, der Herr folgt ihm. In einer zärtlichen Weise legt der Lehrer, sonst so streng und kurzangebunden, dem Kind die Hand auf den Kopf und sieht ihm mit einem weichen Blick namenlosen Mitleids ins offene, hübsche Gesichtchen. Dann zieht er ein verknülltes und wieder sorgsam, halbwegs geglättetes Papier hervor. Mit einer gewissen Feierlichkeit hält er es ihm hin und fragt die Kleine laut und vernehmlich:

„Therese Guglfinger, kannst Du mir bestätigen, daß dieses Papier von Dir beschrieben, daß es ein Blatt aus Deinem Schönschreibheft ist?"

Resl sieht erst groß und verwundert auf den Lehrer, dann auf den nach Pulver riechenden, geschwärzten Fetzen, auf dessen geschützt gewesener Innenseite tadellos sauber und fein geschrieben steht: „Die Erde ist rund." „Der Löwe ist stark." „Der Frühl . . ." Der andere Teil ist abgerissen. Dann greift sie hastig darnach, und der ganze, scheinbar längst verschmerzte Jammer um die schöne Arbeit packt sie wiederum aufs Neue.

„Mei Heft, mei Schönschrift, hin is 's, ganz hin!"

In die Schürze hinein schluchzt sie herzzerbrechend. Über das weinende Kind hinweg, treffen sich die Blicke der beiden Männer und der Lehrer meint halblaut:

„Habe ich 's nicht gleich gesagt? Nur Eine schreibt so!"

Sachte streift seine Hand nochmals die nasse Wange des Kindes, dann geht er mit einem teilnehmenden Blick hinaus. Auf dem Gange stehen mehrere Herren. — —

Unter einer Anzahl dicht verschlungener, knorriger Wurzeln war das Papier vom Burgherrn gefunden worden, als er auf einem Spaziergang den Tatort aufgesucht hatte. Es bestand kein Zweifel, daß es als Gewehrpfropfen benutzt und nur bis jetzt nicht gefunden worden war, weil es unter eine schützende Höhlung zu liegen gekommen, über die der Wind noch dürres Winterlaub gefegt hatte. Ahnungslos, wie nahe er selbst damit dem wahren Sachverhalt war, überwies der Finder sofort ordnungs- und pflichtgemäß das jedenfalls sehr wichtige Beweisstück dem Gericht. Überall erkundigte man sich dann bei den Lehrern der umliegenden Orte, ob eines ihrer Schulkinder das geschrieben habe. Aber so konnte es keines! Und heute war auch noch an dieser weitest abgelegenen Schule gefragt worden.

Während der „Burgherr" mit der Resl seinem Heim zugeht, das vorerst auch das ihrige werden soll, hält er ihre kleine Hand fest in seiner großen. Die Kleine weint noch immer, aber schon nicht mehr so stark, denn ihr Freund versteht es vortrefflich, sie zu trösten. Deutlich hatte sie die große Teilnahme empfunden, die sowohl der Lehrer, wie der Herr für sie gehabt. Das hatte ihren Schmerz über den nun ja ganz zweifellosen Verlust der Arbeit eigentlich erst so sehr verstärkt und wieder aufgerührt. Die hielten das also auch für etwas „sehr Arges" und „Großes", und der Herr Lehrer hatte ihr ganz traurig in die Augen geschaut. Deutlich hatte sie auch gehört, wie der Herr von der Burg, als er sie tröstend umschlang, „Armes, armes Kind!" gemurmelt.

So sicher und geborgen fühlt sich Resl an der Seite ihres Gönners und Freundes. Die Tränen auf ihren Wangen versiegen bereits. Ein neues, blaues Heft hält sie dicht an sich gepreßt; mehrere Seiten darin sind schon wieder säuberlich beschrieben.

Links auf dem Felsen sieht man die Burg, und ihr Wetterhahn blinkt golden auf, im Mittagslicht, das siegreich den jungen Buchenwald übergießt. Im sonnigen Tal, über den lichtgrünen Hängen, ist ein zarter, weicher Duft gebreitet. Weit, weit da drüben aber, am schwarzen Waldrande, hinter den Hügeln und den meerfarbenen Saatfeldern, steht ein kleines, verlassenes Haus in kalten Schatten.

Kant als Denker.

Eine Betrachtung zu seinem 100jährigen Todestage (12. Februar 1904).

Von

E. Adickes.

I.

Kants System läßt sich einem jener ehrwürdigen Patrizierhäuser vergleichen aus vergangenen glücklichen Tagen, wo man den Raum noch verschwenden durfte und Zeit noch nicht Geld war: die Architektonik altertümlich, das Treppenhaus verbaut und dunkel, lange und einförmige Korridore mit zahlreichen Türen; die Zimmer teils schablonenhaft gleichmäßig, teils von wunderbar polygonalen Formen, mit Erkern und versteckten Nischen; manche abseits für sich, an unwahrscheinlichen Orten, nur auf besonderer enger Stiege erreichbar; in den Zimmern an Türen, Wänden, Decken eigenartige Schnörkel und groteske Verzierungen, aber auch viele Einzelheiten von intimer Schönheit; alles peinlich sauber, die Ausstattung altfränkisch mit einem Stich ins Kleinbürgerliche, die Möbel steif und gravitätisch, die Sessel gradlehnig und nicht eben zu bequemer Ruhe einladend, aber solide; und über dem allen ein Hauch wie aus alter Zeit. Zuerst ist man verzweifelt und denkt: nie wirst du dich in all das Ungewohnte hineinfinden; man stolpert auf dunkler Treppe oder über eine hohe Schwelle, stößt sich an vorwitzigen Schnörkeln, fühlt sich hier gelangweilt durch Monotonie, dort verwirrt durch Seltsamkeit der Formen. Doch, wenn der Geduldsfaden nur nicht reißt, wird man allmählich heimisch, lernt Plan und Absichten des Erbauers verstehn, und daraus erklären sich dann viele Einzelheiten. Auch an die Treppen, die Schwellen, die Schnörkel gewöhnt man sich und verkehrt schließlich gern in dem Haus. Ständig drin wohnen: das möchten wohl nur wenige; aber man sucht es gern und häufig auf, um mit seinen Bewohnern — lauter guten Geistern — ernste Zwiesprache zu halten und genußreiche Stunden zu verleben.

Zu solchem Heimisch-werden in Kants Gedankenwelt möchte diese Säkularbetrachtung dem Leser behilflich sein.

Aber wo anfangen und wo enden? Die Gelehrten sind sich noch lange nicht einig darüber, was der Mann der Rätsel eigentlich gewollt, geschweige denn darüber, was er geleistet hat. Strittig ist, welches die bewegenden Kräfte in seiner philosophischen Entwicklung waren, strittig: auf welche Probleme, strittig: auf welche Lösungen er das Hauptgewicht legte.

Und es ist keine Aussicht, daß der Streit je ende. Er dauert länger denn hundert Jahr. Über die Kritik der reinen Vernunft (1781) sind Bücher über Bücher geschrieben worden, mehr als über irgend ein andres Werk der philosophischen Literatur. Allein schon die Titel der Schriften und Aufsätze, welche in den letzten 40 Jahren erschienen, füllen in Überweg-Heinzes Grundriß der Geschichte der Philosophie (9. Aufl. 1901) 8 kleingedruckte Seiten. In der Philosophical Review habe ich unter dem Namen „German Kantian Bibliography" ein räsonnierendes Verzeichnis der ganzen auf Kant bezüglichen Literatur bis zum Jahre 1904 gegeben: es umfaßt auf 600 Seiten mehr als 2800 Nummern.

Diese Zahlen mögen einen Begriff davon geben, welche Fluten von Tinte in Sachen Kants schon dem Meer der Vergessenheit zugeströmt sind. Und wie es war, so wird es bleiben, noch lange Zeit. Seit sieben Jahren hat die „Kantbewegung" in den „Kantstudien" ein eignes Organ erhalten. Die Berliner Akademie gibt eine neue Gesamtausgabe der Werke Kants heraus, deren neues Material Anlaß zu neuer emsiger Tätigkeit werden wird. Schiller dachte wohl nicht, daß auch nach hundert Jahren noch — oder besser: dann erst recht — sein Distichon zutreffen werde:

„Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun."

Und trotz dieses gewaltigen Aufwandes von Zeit und Geisteskraft doch noch solche Uneinigkeit über Hauptabsicht und Schwerpunkt des Systems! Wie ist das zu erklären?

Schuld ist einmal der Schriftsteller Kant. Er veröffentlichte seine großen Werke in Jahren, wo bei den meisten die Produktivität zu versiegen beginnt. Beim Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft hatte er sein 57. Jahr schon überschritten. Als Vierziger ist er ein gewandter Autor, der auch als Stilist Bedeutendes leistet und noch Größeres verspricht. An den Engländern (Shaftesbury, Hume) hat er sich gebildet und weiß edle Popularität mit Gedankentiefe zu vereinen. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen aus damaliger Zeit zeigen, wie leicht ihm die Konzeption

wird. Fertig (wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus) springt der Gedanke hervor, mit ihm zugleich die rechte Form. Ernst und Erhabenheit, Ironie und Satire, leichter Scherz und Plauderton: alles steht ihm damals zur Verfügung. Wer den Schriftsteller Kant kennen lernen will, der muß ihn in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) aufsuchen und in den „Träumen eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766).

Dann kommt der Wendepunkt: 1769 findet er sein Problem, das fortan sein Leben ganz ausfüllen sollte. In 12jährigem Schweigen verlernt er das Schreiben. Die Materialien häufen sich unter seinen Händen, aber er schweigt; — schweigt, bis er sich durch eine Fülle dunkler Fragen emporgerungen hat zum Licht. Als er 1781 wieder auf dem Schauplatz erscheint, ist er ein anderer. Von dem Kant der Jahre 1764—66 ist in der Formgebung eigentlich nichts mehr zu entdecken. Der Styl seines Alters ist da, auf einmal, plötzlich, nicht wie bei Goethe zuerst in einzelnen Tönen leise anklingend.

Und nicht bloß die Fähigkeit zu gewandter, flüssiger Darstellung ist verloren gegangen: auch der Wille fehlt. Kant hat nur ein Hauptinteresse: sein System zu veröffentlichen und damit die wichtigsten philosophischen Forschungen zu endgültigem Abschluß zu bringen. Von der Wahrheit seiner Gedanken ist er so fest überzeugt, daß er glaubt, dem Ausdruck keine besondere Aufmerksamkeit widmen zu brauchen. Fundamente legen, die der Zeiten Wechsel überdauern, Steine herbeischaffen, behauen, aufeinander türmen, bis der stolze Bau weithin sichtbar dasteht: darin sieht er seine Aufgabe; andre mögen verputzen und malen, verschönern und verzieren, Fenster und Türen einsetzen.

So ist die Kritik der reinen Vernunft entstanden, ein Werk, so rücksichtslos gegen den Leser, wie es kaum ein zweites gibt. Und ihre Styleigentümlichkeiten kehren in den späteren kritischen Schriften wieder: trockne, einförmige, streng schulgerechte Darstellung, verwickelte Konstruktionen, Einschachtelungen über Einschachtelungen, Seeschlangen von Sätzen, Pronomina ohne sichere Beziehung, Definitionen, die nicht eingehalten, vieldeutige Begriffe, die nicht näher bestimmt werden, Wiederholungen früherer Gedankengänge, die sich für etwas Neues ausgeben. So dient Kants Sprache oft mehr dazu, seine Ansichten zu verbergen, als sie auszudrücken.

Doch aller dieser Schwierigkeiten könnte die Wissenschaft wohl Herr werden, wäre nicht der Gedankenbau selbst ein gar so komplizierter. Er gehört nicht zu jenen einfachen Systemen, in denen alles nach einem

Schwerpunkt hin gravitiert. Wäre es der Fall, so hätte er seine Rolle längst ausgespielt. Denn die Wirklichkeit selbst ist verwickelt und kann deshalb nicht auf eine einfache Formel gebracht werden. Kants Denken ist von verschiedenen Tendenzen beherrscht, die bald friedlich nebeneinander hergehen, bald sich bekämpfen und gegenseitig Abbruch tun. Ihn beschäftigt nicht ein Problem, sondern ein ganzes Bündel von Problemen. Für die Lösung des einen ist dieser, für die des andern jener Faktor von wesentlicher Bedeutung. Und je nach dem Problem, welches grade im Zentrum seiner Aufmerksamkeit steht, werden seine Äußerungen über die Wichtigkeit der einzelnen Faktoren sehr verschieden lauten. Dazu kommt, daß der Mensch Kant gewisse Privatansichten hat, von denen der Denker (nach der Konsequenz des Systems) eigentlich nichts wissen darf, die sich aber trotzdem hier und da vordrängen, weil sie seinem Herzen besonders lieb und teuer sind.

So wird es verständlich, daß die sich kreuzenden Interessen Widersprüche herbeiführen und daß Kants Aussagen über die Hauptabsicht seines Philosophierens weit auseinander gehn.

Was ist dabei zu tun? Die Stellen wägen, nicht zählen! Aber welche Gewichtseinheit soll den Maßstab bilden?

Auf jeden Fall bleibe man mit logischen Gesichtspunkten weg! Die großen Systematiker, die zugleich große Persönlichkeiten sind, waren nie bloße Denkmaschinen. Eher könnte man sie als Künstler bezeichnen. Ihre Gedanken über Gott, Welt und Menschen sind mit ihrem Herzblut getränkt, persönlichste Erfahrungen kommen darin zum Ausdruck. Und wann spielten die sich nach den Gesetzen der reinen Logik ab! Das Denken wird oft gemeistert durch höhere Gewalten, die in einer ursprünglichen Willensstellung des Menschen ihren Ursprung haben, gegen die der Intellekt machtlos ist.

Also nicht logische Notwendigkeit, sondern psychologische Wahrscheinlichkeit muß die Parole sein. Über Plan und Schwerpunkt der kantischen Philosophie wird die zuverlässigste Auskunft derjenige abgeben, der es am besten versteht, sich in Kants Persönlichkeit und Geistesart hineinzufühlen, seine Entwicklung nachzuerleben, mit ihm seine Probleme, seine Lösungen zu finden, seine Denkmotive noch einmal wirksam werden zu lassen je nach ihrer verschiedenartigen Bedeutung und wechselnden Stärke in den einzelnen Teilen des Systems, — der schließlich, durch das alles geistig eins geworden mit seinem Autor, zu begreifen und zu erklären vermag, weshalb dieser gewisse Widersprüche und Inkonsequenzen nicht nur begehn konnte, sondern begehn mußte.

So würde schließlich die Wahrscheinlichkeit wieder in Notwendigkeit übergehn, aber in psychologische Notwendigkeit, in der das Alogische einen breiten Raum einnimmt.

Diese höchste Stufe ist ein Ideal, das von keinem Interpreten je erreicht wird. Man muß sich, wie so oft, mit der Annäherung an das ersehnte Ziel zufrieden geben. Damit macht sich aber inmitten der Wissenschaft die Subjektivität des Forschers geltend. Nicht mehr das Wissen steht in Frage, sondern das Können: die Fähigkeit zu geistiger Verähnlichung; und von dieser Fähigkeit hängt es wieder ab, ob ihm dies oder das psychologisch wahrscheinlich dünkt.

Hier haben wir den tiefsten Grund, weshalb der Streit über Kants letzte Absichten nie enden wird. Wo Subjektivität mit Notwendigkeit Platz greift, da ist die Möglichkeit verschiedenartiger Auffassungen nicht auszuschließen.

Doch könnte immerhin die Übereinstimmung eine weit größere werden, wenn man nur nicht so oft die beiden Fragen: „was hat Kant gewollt?“ und: „was kann Kant uns sein?“ miteinander verquickte oder gar verwechselte. Kant verstehn und ihn für die Gegenwart nutzbar machen sind zwei ganz verschiedene Aufgaben. Werden beide gemeinsam in Angriff genommen, so erschwert die Lösung der einen die der andern, ja, macht sie oft unmöglich. Denn welche von Kants Ansichten einer heutzutage für sich verwerten und in sich zu neuem Leben erstehn lassen kann, das hängt ganz von seiner Individualität und Geistesrichtung ab. Läßt ein Forscher nun beim Studium Kants seinen Blick immer wieder mit Verlangen auf dem ihm homogenen Gedankenkomplex weilen, so meint er (wie das Menschenherz einmal ist) gar zu leicht, das ihm Wichtige sei auch für Kant das Bedeutsamste an seinem ganzen System gewesen. Wer dagegen nur darauf ausgeht, letzteres zu begreifen, wird weder erstaunt noch enttäuscht sein, wenn sich etwa herausstellen sollte, daß gerade die Lehren, auf welche Kant den Hauptnachdruck legte, bei der heutigen Problemlage nicht mehr verwertbar sind.

Es ist nicht Sache dieses Aufsatzes, den Leser in die Meinungsverschiedenheiten der Kant-Erklärer einzuführen. Ich muß mich damit begnügen, diejenige Auffassung zu entwickeln, die sich mir bei jahrelanger Beschäftigung mit der kritischen Philosophie als die richtige ergeben hat.

II.

In medias res führt uns die Frage: war Kant ein aufbauender oder zerstörender Geist? war Negation oder positive Arbeit sein Ziel?

Scheinbar eine mehr als überflüssige Frage bei dem, der von Moses Mendelssohn den Namen „Alleszermalmer" erhielt. Und doch! Hat jemals eine absterbende Zeit (und das war damals die Aufklärungszeit, und einer ihrer Führer war Mendelssohn) gerecht über das Neue geurteilt, was in ihrer Mitte werden wollte und zum Leben rang? Wird man, um die ersten Christen richtig zu beurteilen, sich seinen Maßstab vom sinkenden Römerreich geben lassen? Wird man, um Sokrates zu verstehn, des Aristophanes Wolken befragen? Oder, um den Humanismus zu würdigen, die verfallende Scholastik des 15. Jahrhunderts? Aber ebensowenig freilich ist das Neue, Werdende im stande, das Alte, Vergehende in seiner wahren Bedeutung, in seiner relativen Berechtigung und Notwendigkeit zu erfassen. Gegen keine Periode ist eine neue Generation, die sich fühlt, ungerechter als gegen die ihr gerade vorhergehende, welche sie überwunden zu haben glaubt: so die Humanisten gegen das Mittelalter, die Romantik gegen die Aufklärung.

Woher dies gegenseitige Sichnichtverstehn? Weil neue und alte Ideale mit einander im Kampf liegen und deshalb die Wertmaßstäbe, nach denen jede Partei die Leistungen der andern beurteilt, entgegengesetzte sind. Eine solche Beurteilung ist nicht mehr Geschichtsbetrachtung: sie ist Geschichtsphilosophie, und gerade darum subjektives Meinen, aber keine Wissenschaft.

Geschichtsphilosophie ist es auch, wenn man, um über Kants Geistesart ins klare zu kommen, seine Leistungen in Betracht zieht, sein Werk, seinen Einfluß auf die Folgezeit: da werden die Urteile sehr verschieden lauten, je nachdem einer Erkenntnistheoretiker oder Metaphysiker, Anhänger des Aquinaten oder Nietzsches, orthodox oder liberal ist. Aber indem er von solcher Grundlage aus urteilt, sucht er nicht Tatsachen einfach zu verstehn, sondern wertet sie; er will nicht Kants Denkrichtung mit einem kurzen Ausdruck charakterisieren, sondern seine ganze Persönlichkeit einschätzen nach dem förderlichen oder verderblichen Einfluß, den sie angeblich ausübte.

Will man feststellen, wes Geistes Kind Kant war, so muß man allein seine Motive und Absichten in Betracht ziehn. Und dann kann kein Zweifel obwalten: sein letztes Ziel war Aufbaun, nicht Einreißen. Er war, so seltsam es manchem klingen mag, ein Metaphysikfreund, kein Metaphysikfeind.

Doch war die Metaphysik stets, und namentlich anfangs, nur eines unter seinen vielen Interessen. Er war ebenso sehr Naturforscher wie Philosoph. In den ersten Zeiten seiner Dozententätigkeit las er Jahr

für Jahr, teilweise sogar Semester für Semester, über Mathematik und Physik. Mechanische Wissenschaften und Mineralogie zog er in den Kreis seiner Kollegien, eine Zeit lang war er auch Vorsteher eines mineralogischen Privatkabinetts. Als eine ganz neue Disziplin führte er die physische Geographie an den Universitäten ein und hat vier Dezennien hindurch diese Vorlesung jährlich einmal (oft auch zweimal) angekündigt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch gehalten. Vor allem aber: an verschiedenen Punkten ist die Naturwissenschaft durch selbständige Forschungen von ihm bereichert und weiter entwickelt. Seine Erstlingsschrift hat die metageometrischen Untersuchungen eines Riemann und Helmholtz vorausgeahnt. Die heute geltende Theorie der mechanischen Entstehung des Weltgebäudes ist gemeinsam nach ihm und Laplace benannt. Und in einem kleinen Programm hat er die richtige Grundlage für die moderne Meteorologie geschaffen und das Dovesche Gesetz von der Drehung der Winde vorweggenommen.

Als Philosoph geht er aus der Leibniz-Wolffschen Schule hervor. Das Leibnizsche System ist eine Art des metaphysischen Idealismus, der sich von den Eleaten und Plato her in mannigfachsten Variationen durch die Geschichte der Philosophie hindurch zieht. Zu grunde liegt bei diesen Denkern meistens eine bestimmte Gefühlsrichtung und Willensstellung. Was die Sinne bieten: ein unruhvolles wechselndes Spiel voll Wonnen und Schmerzen, stetes Werden ohne Sein, Täuschung und Widerspruch, Endlichkeit und Vergänglichkeit: alles dies vermag nicht das sehnende Gemüt zu befriedigen. Es verlangt nach dem ὄντως ὄν, dem Ewigen, Unvergänglichen als nach seiner wahren Heimat. Es möchte sich emporschwingen aus der Erscheinungen Flucht, und darum ist es ihm unmöglich, resignierend am „farbigen Abglanz" Genüge zu finden.

Mit dem metaphysischen Idealismus verbindet sich fast stets der erkenntnistheoretische Rationalismus, auch er in mannigfachen Formen und mit verschiedenartiger Begründung. Gewisse Gedanken kehren überall wieder: das wahrhaft Seiende unserm Innern innigst verwandt; darum unser Geist im stande, durch Sinnenschein hindurch das Geheimnis der Dinge zu erfassen; die Vernunft der Schlüssel zur Welt des Wahren, Guten, Edlen, Schönen; Denken: das Vermögen, der Erscheinungen Wesen zu erkennen; ursprünglicher Besitz der Vernunft: Begriffe von eigenartiger Konstitution und Realität, unabhängig von Einzeldingen, erhaben über Erfahrung.

In diese idealistisch-rationalistische Betrachtungsweise, und zwar in der Form, die Leibniz ihr in seiner Philosophie gegeben hatte, wurde

Scheinbar eine mehr als überflüssige Frage bei dem, der von Moses Mendelssohn den Namen „Alleszermalmer" erhielt. Und doch! Hat jemals eine absterbende Zeit (und das war damals die Aufklärungszeit, und einer ihrer Führer war Mendelssohn) gerecht über das Neue geurteilt, was in ihrer Mitte werden wollte und zum Leben rang? Wird man, um die ersten Christen richtig zu beurteilen, sich seinen Maßstab vom sinkenden Römerreich geben lassen? Wird man, um Sokrates zu verstehn, des Aristophanes Wolken befragen? Oder, um den Humanismus zu würdigen, die verfallende Scholastik des 15. Jahrhunderts? Aber ebensowenig freilich ist das Neue, Werdende im stande, das Alte, Vergehende in seiner wahren Bedeutung, in seiner relativen Berechtigung und Notwendigkeit zu erfassen. Gegen keine Periode ist eine neue Generation, die sich fühlt, ungerechter als gegen die ihr gerade vorhergehende, welche sie überwunden zu haben glaubt: so die Humanisten gegen das Mittelalter, die Romantik gegen die Aufklärung.

Woher dies gegenseitige Sichnichtverstehn? Weil neue und alte Ideale mit einander im Kampf liegen und deshalb die Wertmaßstäbe, nach denen jede Partei die Leistungen der andern beurteilt, entgegengesetzte sind. Eine solche Beurteilung ist nicht mehr Geschichtsbetrachtung: sie ist Geschichtsphilosophie, und gerade darum subjektives Meinen, aber keine Wissenschaft.

Geschichtsphilosophie ist es auch, wenn man, um über Kants Geistesart ins klare zu kommen, seine Leistungen in Betracht zieht, sein Werk, seinen Einfluß auf die Folgezeit: da werden die Urteile sehr verschieden lauten, je nachdem einer Erkenntnistheoretiker oder Metaphysiker, Anhänger des Aquinaten oder Nietzsches, orthodox oder liberal ist. Aber indem er von solcher Grundlage aus urteilt, sucht er nicht Tatsachen einfach zu verstehn, sondern wertet sie; er will nicht Kants Denkrichtung mit einem kurzen Ausdruck charakterisieren, sondern seine ganze Persönlichkeit einschätzen nach dem förderlichen oder verderblichen Einfluß, den sie angeblich ausübte.

Will man feststellen, wes Geistes Kind Kant war, so muß man allein seine Motive und Absichten in Betracht ziehn. Und dann kann kein Zweifel obwalten: sein letztes Ziel war Aufbaun, nicht Einreißen. Er war, so seltsam es manchem klingen mag, ein Metaphysikfreund, kein Metaphysikfeind.

Doch war die Metaphysik stets, und namentlich anfangs, nur eines unter seinen vielen Interessen. Er war ebenso sehr Naturforscher wie Philosoph. In den ersten Zeiten seiner Dozententätigkeit las er Jahr

für Jahr, teilweise sogar Semester für Semester, über Mathematik und Physik. Mechanische Wissenschaften und Mineralogie zog er in den Kreis seiner Kollegien, eine Zeit lang war er auch Vorsteher eines mineralogischen Privatkabinetts. Als eine ganz neue Disziplin führte er die physische Geographie an den Universitäten ein und hat vier Dezennien hindurch diese Vorlesung jährlich einmal (oft auch zweimal) angekündigt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch gehalten. Vor allem aber: an verschiedenen Punkten ist die Naturwissenschaft durch selbständige Forschungen von ihm bereichert und weiter entwickelt. Seine Erstlingsschrift hat die metageometrischen Untersuchungen eines Riemann und Helmholtz vorausgeahnt. Die heute geltende Theorie der mechanischen Entstehung des Weltgebäudes ist gemeinsam nach ihm und Laplace benannt. Und in einem kleinen Programm hat er die richtige Grundlage für die moderne Meteorologie geschaffen und das Dovesche Gesetz von der Drehung der Winde vorweggenommen.

Als Philosoph geht er aus der Leibniz-Wolffschen Schule hervor. Das Leibnizsche System ist eine Art des metaphysischen Idealismus, der sich von den Eleaten und Plato her in mannigfachsten Variationen durch die Geschichte der Philosophie hindurch zieht. Zu grunde liegt bei diesen Denkern meistens eine bestimmte Gefühlsrichtung und Willensstellung. Was die Sinne bieten: ein unruhvolles wechselndes Spiel voll Wonnen und Schmerzen, stetes Werden ohne Sein, Täuschung und Widerspruch, Endlichkeit und Vergänglichkeit: alles dies vermag nicht das sehnende Gemüt zu befriedigen. Es verlangt nach dem ὄντως ὄν, dem Ewigen, Unvergänglichen als nach seiner wahren Heimat. Es möchte sich emporschwingen aus der Erscheinungen Flucht, und darum ist es ihm unmöglich, resignierend am „farbigen Abglanz" Genüge zu finden.

Mit dem metaphysischen Idealismus verbindet sich fast stets der erkenntnistheoretische Rationalismus, auch er in mannigfachen Formen und mit verschiedenartiger Begründung. Gewisse Gedanken kehren überall wieder: das wahrhaft Seiende unserm Innern innigst verwandt; darum unser Geist im stande, durch Sinnenschein hindurch das Geheimnis der Dinge zu erfassen; die Vernunft der Schlüssel zur Welt des Wahren, Guten, Edlen, Schönen; Denken: das Vermögen, der Erscheinungen Wesen zu erkennen; ursprünglicher Besitz der Vernunft: Begriffe von eigenartiger Konstitution und Realität, unabhängig von Einzeldingen, erhaben über Erfahrung.

In diese idealistisch-rationalistische Betrachtungsweise, und zwar in der Form, die Leibniz ihr in seiner Philosophie gegeben hatte, wurde

Kant durch die Wolffsche Schule eingeführt. Aber „Wolffsche Schule" bedeutet noch mehr: ihre Tendenz ging dahin, in den Menschen, die sich ihr anschlossen, einen gewissen dauernden Denkhabitus zu erzeugen. Wolff sah mit Descartes und Spinoza und dem ganzen Rationalismus des 17. Jahrhunderts in der mathematischen Erkenntnis und Demonstrationsweise das Urbild und letzte Ziel alles wahren Wissens und aller wissenschaftlichen Beweisführung. Seine Werke sind durchdrungen von dem Geist der Demonstriersucht und Argumentiersucht. Kein Gedanke darf versuchen durch sich selbst zu wirken im Vertrauen auf die eigne Kraft. Keine Behauptung wird zugelassen, bevor sie ihre Existenzberechtigung erwiesen hat, und zwar in streng syllogistischem Gange, von dem kein Glied dem Leser geschenkt wird. Gewisse Seiten in Kants Persönlichkeit kamen dieser Auffassung entgegen, und so ward es ihm gerade in den bildungsfähigsten Jahren zur Grundüberzeugung, daß es ohne die der Mathematik eigne absolute Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit keine Wissenschaft und kein wahres Wissen geben könne.

Diese Überzeugung hat ihn durch das ganze Leben begleitet und seine Entwicklung wesentlich bestimmt. Er blieb ihr treu auch in den 60er Jahren, als er sich dem Empirismus zuwandte. Der alten dogmatischen Metaphysik, die da meinte, aus reiner Vernunft das Wesen der Dinge erkennen zu können, schrieb er in den „Träumen eines Geistersehers" 1766 den Absagebrief. Aber in die Metaphysik überhaupt gesteht er noch immer verliebt zu sein. Ihre Methode ist es jetzt vor allem, die ihn interessiert: eine neue, festere Grundlage möchte er gewinnen für Metaphysik wie für rationale Wissenschaft überhaupt. Er ist zwiespältigen Herzens; so sehr er das Ungenügende des alten Systems einsieht: Bedürfnisse des Gemüts, vor allem das nach Unsterblichkeit, ziehen ihn doch immer wieder dahin zurück, wenn auch nicht zu den Beweisen, so doch zu den Gedanken. Selbst den phantastischen Geistererzählungen des Sehers Swedenborg kann er nicht umhin — alles in allem genommen — doch einigen Glauben zu schenken.

1768/69 tritt die entscheidende Wendung in seiner Entwicklung ein. Er liest Humes Inquiry concerning human unterstanding und versteht als Erster unter den deutschen Philosophen den Sinn dieser Untersuchungen, die so einfach und selbstverständlich zu sein scheinen und doch so tief und von so weittragender Bedeutung sind. Hume behauptet, Urteilen über tatsächliche Verhältnisse komme nie strenge Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit zu; ihre Grundlage bilde stets Erfahrung; die aber führe nur zu Induktionsallgemeinheit und demgemäß bloß zu Wahrscheinlichkeit,

die freilich eine solche Größe erreichen könne, daß sie für das praktische Leben der Gewißheit völlig gleichkomme.

Damit konnte Kant sich auf keinen Fall begnügen; es wäre ihm gleichbedeutend gewesen mit völligem Verzicht auf Wissenschaft überhaupt. Er befand sich also von vornherein in schärfster Opposition gegen Hume: auf dessen Grundlagen weiterzubaun schien ihm ganz unmöglich. Es galt vielmehr, seine Prämissen durch bessere zu ersetzen und vor allem das Kausalgesetz von der Erfahrung unabhängig zu machen.

Beides gelang vermittelst der Unterscheidung zwischen Form und Materie der Erkenntnis. Jene enthält nach Kants Ansicht aprioriſche Elemente, unabhängig von der Erfahrung. In unserer Geistesorganisation scheinen ihm gewisse Erkenntnisfunktionen gegeben zu sein, deren wir uns bewußt werden können als rein formaler Elemente, abgetrennt von allem Inhalt. Es sind zwei Arten: reine Anschauungsformen (Raum und Zeit) und reine Verstandesbegriffe. Diese, zu denen auch der Kausalbegriff gehört, geben Erkenntnis des Seienden, wie es an sich ist, frei von Raum und Zeit, und ermöglichen so Metaphysik, als Wissenschaft des Übersinnlichen. Jene gehn nur auf Erscheinungen, bilden aber in deren gesamtem Umkreis die sichere Grundlage für reine und angewandte Mathematik. So wird Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit gerettet und bewiesen, daß Humes Einwänden zum Trotz Wissen möglich ist, das den strengsten Anforderungen genügt.

Zu der Auffassung von Raum und Zeit als bloßen Anschauungsformen unserer Sinnlichkeit drängte noch eine andere Reihe von Schwierigkeiten hin, die Kant später als „Antinomienprobleme" bezeichnet hat. Es sind die Rätsel, die den Begriff des Unendlichen umgeben, die Fragen: ob die Welt nach Zeit und Raum endlich oder unendlich ist, ob die Dinge ins Unendliche teilbar oder aus Einfachem, Unteilbarem zusammengesetzt sind. Der Schein der Unlösbarkeit entsteht hier, wenn wir das, was nur von sinnlicher Anschauung gilt, auf intellektuelle Begriffe übertragen. Er verschwindet, sobald das wahrhaft Seiende als unabhängig von Raum und Zeit erkannt wird. So ist zwar in der Sinnenwelt alles ins Unendliche teilbar; trotzdem gibt es Einfaches: die durch reine Vernunft erkennbaren wahren Substanzen.

Das ist Kants Standpunkt in der lateinischen Inaugural-Dissertation, mit der er 1770, 46jährig, sein philosophisches Ordinariat antritt. Die alte transszendente Metaphysik, 1766 aufgegeben, ist wieder in ihre Rechte eingesetzt. Doch nur auf kurze Zeit! Denn eine neue Schwierigkeit taucht auf: wie ist es möglich und erklärlich, daß die reinen Verstandesbegriffe,

die nicht aus der Erfahrung entlehnt, noch von den Gegenständen abgezogen sind, doch für die Gegenstände Gültigkeit haben und wahre Erkenntnis von ihnen enthalten?

Wer dies Problem in seiner ganzen Bedeutung erfaßt und durchdacht hat, kann nicht mehr Rationalist sein nach Weise der großen Metaphysiker: eines Plato, Spinoza, Leibniz. Ihm verengt sich mit Notwendigkeit der Kreis möglichen Wissens: er verzweifelt daran, mit seiner Vernunft den Himmel zu stürmen und die Rätsel des geistigen Lebens zu erforschen.

So ging es auch Kant. Er sah sich gezwungen, auf transszendentes Wissen (von übersinnlichen Dingen) zu verzichten. Ebenso wie Raum und Zeit (die Formen der Anschauung) gelten auch die Kategorien (die reinen Verstandesbegriffe) fortan nur von Erscheinungen.

Doch verschwinden die Spekulationen der rationalen Psychologie und Theologie nicht etwa völlig: sie werden nur auf einen andern Boden verpflanzt, wo sie besser gedeihn können und geschützter sind gegen den Sturm skeptischer Einwürfe und Hypothesen. Der moralische Glaube ist dieser Zufluchtsort, und der Tausch bedeutet Gewinn, nicht Verlust. Kant ist auf das innigste davon überzeugt, daß es ohne die Annahme von Gottes Dasein, Freiheit und Unsterblichkeit um die Menschheit sehr schlecht bestellt sein würde. Aber ebenso sicher ist ihm, daß eine Umwandlung der Wissenssätze in Glaubensartikel nur von förderlichstem Einfluß sein kann. Religion und Sittlichkeit werden dadurch dem Gezänk der Schulen entrückt. Den Glauben kann man zwar nicht mit Vernunftgründen beweisen, aber es vermag ihn anderseits auch keiner durch Gegengründe und Einwände zu erschüttern. Eins aber ist vor allem nötig, damit der alte Kampf nicht alsbald von neuem beginne: zwischen Glauben und Wissen muß auf der ganzen Linie eine scharfe Grenze gezogen werden.

So erwächst in den 70er Jahren aus der Inaugural-Dissertation das kritische System mit seinen zwei Polen. Einerseits sucht es gegen Hume den Rationalismus und mittelst seiner wahre Wissenschaft von strengster Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit zu retten; anderseits will es die ethisch-religiöse Weltanschauung sichern, indem es sie zurückführt auf den praktischen moralischen Glauben. Wissensseite und Glaubensseite stehn einander gleichberechtigt gegenüber.

III.

Ich beginne mit der Wissensseite, und zwar mit der theoretischen Philosophie.

Hier ist Kants Hauptsorge, für Mathematik und mathematische Naturwissenschaft eine neue feste Grundlage zu suchen. Von Erfahrung müssen beide Wissenschaften unabhängig gemacht werden, denn alle Schlüsse auf Grund der Erfahrung verfallen Humes Verdikt.

Nur aprioriſche Elemente könnten das Verlangte leisten. Sie mußten also zunächst in unserm Geist aufgesucht werden, und zwar mit möglichster Vollzähligkeit. Bei den reinen Formen der Anschauung stand die Zweizahl: Raum und Zeit von vornherein fest. Aber bei den Kategorien sah Kant sich vor ein schwieriges Problem gestellt, auf das er viel Zeit und Mühe verwandt hat, bis er schließlich einen Wink der Natur wahrzunehmen glaubte: in den verschiedenen Formen der Urteile fand er ebenso viele Hinweise auf reine Verstandesbegriffe. So entstand die berühmte Kategorientafel mit ihrer Zwölfzahl, die wichtigsten darunter die Begriffe des Daseins, der Kausalität und der Substanz.

Noch schwerer war eine zweite Aufgabe: den Nachweis zu liefern, daß jene aprioriſchen Elemente Erkenntnis von wirklichen Dingen zu geben vermögen. Das lösende Wort heißt hier: Möglichkeit der Erfahrung. Unser Geist nimmt die Eindrücke nicht passiv von außen her auf, ist nicht bloß der Schauplatz, auf dem sie selbsttätig zu Erkenntnissen werden. Sondern ihm kommt in hohem Grade Aktivität zu: er ist es, der die Erfahrung schafft, indem er seinen Anschauungen und Begriffsformen gemäß das Chaos von Empfindungen ordnet und den vereinzelten Eindrücken durch die gemeinsame Beziehung auf Gegenstände Einheit verleiht. Erst durch *sein* Tun also entstehn überhaupt die Gegenstände der Erfahrung: kein Wunder, daß sie sich seinen Formen und Gesetzen fügen.

So selbstverständlich das von den Dingen unserer Erfahrung ist: so seltsam und unbegreiflich würde es sein bei Dingen an sich, wie sie ganz unabhängig von unserer Art und Weise, sie zu erkennen, existieren. Der Rationalismus war nur zu retten, indem Kant den „*transszendentalen Idealismus*“ mit in den Kauf nahm: die Welt um uns herum, in der wir leben, Erfahrungen machen, forschen, ist eine Welt von Erscheinungen. Daß es Torheit ist zu glauben, die wirklichen Dinge seien farbig und tönend, süß oder sauer, hart oder weich, lehrt schon die Naturwissenschaft. Kant setzt hinzu: ebenso töricht ist es, sich das wahrhaft Seiende als räumlich und zeitlich oder in Kausalbeziehungen stehend vorzustellen.

Daraus ergibt sich eine weitere wichtige Folge. Begriffe, denen keinerlei Anschauung korrespondiert, sind nach Kant leer, sind bloße Möglichkeiten ohne jede Realität. Gibt es aber anschauliche Erkenntnis nur von Erscheinungen, dann sind die Dinge an sich unserm Wissen

ganz unzugänglich. So wird Grenzbestimmung eine wichtige Aufgabe der kritischen Philosophie: den Kreis möglicher Erfahrung erweist sie als das einzige Feld menschlicher Wissenschaft.

Transszendentaler Idealismus und Grenzbestimmung erhalten besondere Bedeutung in dem Teile der Kritik der reinen Vernunft, der den Namen „Dialektik" führt. Beide sind hier nicht nur Mittel zu fremden Zwecken (um Rationalismus und Wissenschaft zu retten), sondern werden in ausgesprochner Weise Selbstzweck. Es handelt sich um den Kampf gegen die bisherige Metaphysik, die das Transszendente, eben das Reich der Dinge an sich, mit ihren Sätzen und Beweisen glaubte ergründen zu können. Hier wird Kant zum Alleszermalmer. In langen scharfsinnigen Ausführungen zeigt er, daß die alte rationale Seelenlehre es nicht weiter als bis zu Trugschlüssen bringen konnte, daß die rationale Kosmologie sich unrettbar in Widersprüche schlimmster Art (die Antinomien) verwickelte, und daß es der rationalen Theologie nicht gelang, wirklich beweisende Demonstrationen für das Dasein eines persönlichen Gottes herbeizuschaffen und letzteres gegen alle Einwürfe sicherzustellen. Jahrhundertlange Arbeit erscheint vor dem Richterstuhl der Kritik als vergebliches Mühen. Die Scheuern der Wissenschaft hatte man zu füllen gemeint; in Wirklichkeit war nur leeres Stroh gedroschen. Mathematische Sicherheit strebte man an und verlor sich in Paralogismen und Widersprüche.

Aber ganz umsonst waren jene Irrgänge doch nicht gewesen. Verschuldet wurden sie dadurch, daß man Erscheinungen und Dinge an sich verwechselte. Das vollständige Fiasko, zu dem diese Auffassung führte, zwingt die denkende Menschheit in die Bahnen des transszendentalen Idealismus hinein. In Kants Entwicklung hatten besonders die Antinomien eine große Rolle gespielt. Blickt er nun zurück, so erscheinen sie ihm als „Sophistikationen nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst, von denen selbst der Weiseste unter allen Menschen sich nicht losmachen kann" (Kr. d. r. Vern. 2. Aufl. S. 397), die ihre befriedigende Lösung allein vom Standpunkt des transszendentalen Idealismus aus finden können. So werden die Irrtümer der alten Metaphysik zugleich das Mittel, den Grund des Irrtums zu erkennen und damit zu beseitigen. Die Vernunft, welche die Denker so lange in einem Labyrinth herumführte, ist es doch auch wieder, die ihnen den Ariadnefaden an die Hand gibt. Und sie tut noch mehr: sie macht es möglich, auf neuer Grundlage ein dauerhafteres Gebäude zu errichten, als das alte war.

So vernichtet Kant nur, weil er es muß, um aufbaun zu können. Letzteres ist auch in der Dialektik sein eigentliches Ziel. Was ihn treibt,

ist nicht Zerstörungswut oder Freude an der Negation, auch nicht die Lust an dem Vollgefühl eigner Kraft. Er war zu sehr von der Unentbehrlichkeit der religiös-ethischen Weltanschauung überzeugt, als daß es ihm je hätte in den Sinn kommen oder gar zu hoher Befriedigung gereichen können, irgend eine ihrer (sei es auch nur vermeintlichen) Stützen zu untergraben, ohne sie zugleich durch bessere zu ersetzen. Aber, wie er selbst in der Vorrede zu der zweiten Auflage seines Hauptwerks (S. XXX) sagt, die Lage war so, daß er „das Wissen aufheben mußte, um zum Glauben Platz zu bekommen". Er hatte klar erkannt, daß es mit den Fundamenten der alten Metaphysik schlecht bestellt sei. Das ganze Gebäude, meinte er, würde einfallen und Religion und Sittlichkeit mit in den Sturz hineinziehen, wenn man es nicht zunächst größtenteils abtrage, neu fundamentiere und dann wieder aufrichte, zwar kleiner und vielfach verändert, aber dafür auch allen Stürmen aller Zeiten gewachsen.

Also mitten im Niederreißen denkt er schon an den Neubau. Der Dialektik folgt in der Methodenlehre der Kritik der reinen Vernunft die erste Darstellung der Glaubensseite des Systems: eine Moraltheologie in nuce.

Um nur zu zerstören, hätte Kant wahrlich seine Kräfte nicht ein Dezennium zu sammeln brauchen. Gründe gegen die transszendente Metaphysik lagen damals auf der Straße. Jene mächtige Geistesarbeit zehn ganzer Jahre hatte in der Hauptsache einen positiven Zweck: einen Gegner niederzuringen, den niemand in seiner Gefährlichkeit und Furchtbarkeit erkannt hatte. Ihre Hauptfront richtet die Kritik der reinen Vernunft und damit das ganze System gegen Hume. Mit ihm gemein hat Kant nur das Problem, nicht die Lösung. Im Gegenteil: er glaubt Humes Angriffe an allen Punkten abgeschlagen zu haben.

Denn er hat ja für Mathematik und reine (nicht-empirische) Naturwissenschaft in den aprioriischen Formen und Gesetzen des menschlichen Geistes die sichere Basis gefunden. Die geometrischen und stereometrischen Axiome und Sätze z. B. ergeben sich aus der Natur des dreidimensionalen Raumes und gelten daher, weil dieser die Form unserer Anschauung ist, mit strengster Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit von dem ganzen Umfang möglicher Erfahrung: auch in den fernsten Fernen des Fixsternhimmels, die noch kein Menschenauge erschaute, kann es einen Raum mit andern Eigenschaften, als die, welche der unsere bietet, nicht geben. Und die Grundsätze des reinen Verstandes enthalten ein allgemeines Schema von Gesetzmäßigkeit, in das sich die empirischen Gesetze, die wir durch Beobachtung und Erfahrung kennen lernen, lediglich einfügen.

(Wie freilich dies letztere vor sich gehe, darüber hat Kant zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten ausgesprochen, von denen keine befriedigt.) In unserm Verstand ist der Ursprung der allgemeinen Ordnung der Natur: nichts kann in die Erfahrung eingehn, das er nicht unter seine eignen Gesetze faßte. Auch das System der letzteren, die rationale Naturwissenschaft, wird also mit strengster Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit die gesamte Erscheinungswelt beherrschen.

In Kants Ethik, Rechtsphilosophie und Ästhetik setzt sich die Bewegung fort, die unter Humes Einfluß seine Gedankenwelt ergriffen hatte. Die ursprüngliche Tendenz ist auch hier eine rationalistische, Rettung von Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Hauptzweck. Ich beschränke mich (Raummangels wegen) auf die Ethik.

Bei Kants moralphilosophischen Untersuchungen hat (ebenso wie in seinem Leben) der Begriff der Pflicht im Sinne einer unbedingten Verbindlichkeit stets eine entscheidende Rolle gespielt. Schon in den sechziger Jahren stellte er das Guthandeln aus Neigungen und das aus Grundsätzen (i. e. aus Pflicht) einander schroff gegenüber. Jenes kann unter dem Einfluß von Affekten und Leidenschaften leicht in das Gegenteil umschlagen, dieses allein ist wahre Tugend. Doch glaubte er damals noch, dem Begriff einer absolut gebietenden Pflicht auch vom Standpunkt der Gefühlsmoral aus gerecht werden zu können. Hume überzeugt ihn vom Gegenteil: Empirie und Notwendigkeit reimen sich nicht zusammen.

Um nun das Ersehnte zu finden, wird die praktische Philosophie nach dem Muster der theoretischen gestaltet. Auch im Begehrungsvermögen unterscheidet Kant Form und Materie, um in jener das Apriorische und damit Gesetzmäßigkeit, Notwendigkeit, Allgemeingültigkeit aufzufinden. Das Empirische wird in Acht und Bann getan. Waren es in der theoretischen Philosophie die Empfindungen, so sind es hier Neigungen, Gefühle, Triebe, Affekte. Damit werden alle Motive und Zwecke vom Wollen des Guten ausgeschlossen; nur eins bleibt übrig: die bloße Form der Gesetzmäßigkeit. Sie kommt zum Ausdruck im kategorischen Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."

Jede Moral, die ein Objekt als Bestimmungsgrund des Willens voraussetzt, bleibt am Empirischen haften und endet schließlich im Eudämonismus, wie Kant meint. Über diesen letzteren hat er die ganze Schale seines Zorns und seiner Verachtung ausgegossen. Er begreift eigentlich nicht, wie ein Eudämonist, der mit seinen Prinzipien Ernst macht, noch ein anständiger Mensch sein kann; kommt er ja doch nie

über hypothetische Imperative hinaus, an die man sich freiwillig bindet oder nicht bindet, je nachdem man gewisse Zwecke erreichen will oder nicht! Nach Kant ist aber gerade das unbedingt gebietende Soll das Hauptcharakteristikum wahrer Moral.

Aus dem Gesagten erklärt sich zweierlei: einerseits der Formalismus der Kantischen Moral. Oberster und unmittelbarer Bestimmungsgrund unseres Willens soll „die bloße Form einer durch unsere Maximen möglichen allgemeinen Gesetzgebung" sein, also ein ganz abstrakter Gedanke. Damit verzichtet Kant auf die Möglichkeit, im Einzelfall zu entscheiden, was gut und was böse ist, oder genauer: er würde darauf verzichten, wenn er nicht nachträglich durch ein Hinterpförtchen die Zwecke doch wieder hereinließe.

Anderseits wird es begreiflich, warum der Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung eine solche Rolle in seiner Ethik spielt. Begründet ist er in seinem Charakter (Affekte, Neigungen, Triebe betrachtete Kant, so wenig sie bei ihm entwickelt waren, als ein störendes Element, geeignet, den ruhigen Ablauf des Innenlebens zu durchkreuzen, und darum strenger Zucht bedürftig), verstärkt durch die pietistische Erziehung seiner Jugendjahre; volle Bedeutung aber erhielt er erst unter dem Einfluß der rationalistischen Tendenz, indem er jetzt mit dem Gegensatz zwischen Vernunft und Empirischem, Form und Materie zusammenfiel.

Kennzeichen echter Sittlichkeit wurde damit für Kant der Kampf, die Unterdrückung der natürlichen Bestrebungen. Und als Höchstes erscheint ihm: einem bösartigen Naturell durch die Macht des Willens einen guten Charakter aufzwingen. Seine Moral ist eine Moral der Askese, der Selbstverneinung, des Mißtrauens gegen die ursprüngliche Mitgift der Mutter Natur.

In diametralem Gegensatz zu ihr steht die Auffassung, welche das moralische Handeln als ein Tun des ganzen, ungeteilten Menschen ansieht und verlangt, daß die Sinnlichkeit ethisiert, nicht tyrannisiert werde. Beim wahrhaft Guten wird nicht erst ein Kampf gegen Neigungen, Triebe und Affekte nötig sein, sondern gerade sie werden ihn mit solcher Gewalt zum Rechten und Guten hindrängen, daß zu einer Überlegung und Wahl gar keine Zeit mehr bleibt und so das möglich wird, was man als höchste Entwicklung sittlichen Wesens zu betrachten hat: impulsives, instinktives Guthandeln.

Soweit der eine Hauptteil des Kantischen Systems: die Wissensseite. Was sie leistet, ist positive, im höchsten Grade fruchtbare Arbeit: Kant will neue, sichere Fundamente legen, und zu diesem Zweck muß er

die sämtlichen aprioriſchen Schätze unſeres Geiſtes aufſuchen, die Berechtigung ihrer Anſprüche auf Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit erweiſen und die verſtreuten Elemente zu einem Syſtem zuſammenſchließen.

IV.

Nun die Glaubensſeite! Hier gewinnt neues Leben, was dort dem Untergang geweiht war: die Metaphyſik. Nur nicht mehr in der Form von objektiven, demonſtrabeln Wiſſensſätzen, ſondern in der von ſubjektiven (darum aber doch nicht nur-individuellen) Glaubensüberzeugungen.

Der Inhalt von Kants religiöſer Weltanſchauung, ein moraliſcher Theismus, iſt durch alle Wandlungen der Form hindurch ſtets derſelbe geblieben; nur gleichſam das Vorzeichen hat gewechſelt. Im endgültigen Syſtem werden Gottes Daſein und Unſterblichkeit zu praktiſchen Poſtulaten des moraliſchen Glaubens.

Kants Ausgangspunkt bei dieſen Betrachtungen bildet das Moralgeſetz, das in jedem Menſchen als Gewiſſen mahnend und warnend ſeine Stimme erhebt und unbedingte Unterwerfung verlangt. Dies „du ſollſt" hat nur Sinn, wenn ihm ein „du kannſt" zur Seite ſteht; ſonſt wäre — was ausgeſchloſſen iſt — eine Naturanlage vorhanden ohne die Möglichkeit, ihr gemäß zu handeln. So muß es alſo wegen des kategoriſchen Imperativs im Menſchen Willensfreiheit geben: letztere iſt mit dem Moralgeſetz zugleich unmittelbar gegeben.

Von dieſer Grundlage zu den Poſtulaten kommt Kant vermöge des Begriffs vom höchſten Gut: volle Glückſeligkeit verbunden mit der Würdigkeit glückſelig zu ſein, beides in vollkommener Proportion und höchſter Vollendung. Das iſt auf Erden nicht erreichbar, und auch in alle Ewigkeit nicht, ſoweit nur der Naturlauf in Frage kommt. Nur ein perſönlicher Gott und Seelenunſterblichkeit können die Möglichkeit und Wirklichkeit des höchſten Gutes verbürgen.

Dieſe drei Glaubensartikel (Freiheit, Gott, Unſterblichkeit) hält Kant mit der ganzen Aufklärungszeit für genügend, um die ethiſch-religiöſe Weltanſchauung zu ſtützen. Zu den ſpezifiſch chriſtlichen Dogmen (wie Menſchwerdung, Dreieinigkeit) hat er kein Verhältnis. Aber jene drei hält er für unentbehrlich. Sein höchſtes Gut bezeichnet er als den notwendigen höchſten Zweck eines moraliſch beſtimmten Willens; man kann es nicht für nichtig erklären „ohne einen der moraliſchen Geſinnung widerfahrenden Abbruch". Ohne moraliſchen Glauben an die drei Artikel gibt es nach Kant nicht nur keine Religion, ſondern auch keine Sittlichkeit.

Und der moralische Glaube ist nicht etwa nur ein ungewisses Meinen, ein Hoffen, das seiner selbst nicht sicher ist. Es ist ein beharrlicher Grundsatz des Gemüts, der aus moralischer Gesinnung entspringt und als eine Verbindlichkeit empfunden wird. Er kann deshalb von Wohlgesinnten nie wirklich aufgegeben werden, sollte er auch bisweilen bei ihnen ins Schwanken geraten.

Selbst hier, im Glaubensgebiet, hat Kants Vorliebe für Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit ihren Einfluß ausgeübt. Die rein subjektive Grundlage der Individualität genügt ihm nicht; wollte man Religion und Sittlichkeit darauf zurückführen, so hieße das: beide dem guten Willen und damit der Willkür des Einzelnen anheimgeben. Darum muß irgend welche Allgemeingültigkeit erzielt werden; sei es auch nur subjektive: ein allgemein menschliches Bedürfnis, der praktischen Vernunft selbst entquellend, muß vorhanden sein. An manchen Stellen nehmen die Deduktionen der Postulate fast die Form von wirklichen Beweisen an und nähern sich so den Demonstrationen der alten Metaphysik. Aber ein großer Unterschied bleibt trotzdem: die letzteren wenden sich ganz und gar an den Intellekt und sind nur mit seinen Mitteln geführt. Quelle der Postulate ist dagegen die praktische Vernunft, d. h. der Wille, und an den wollenden, handelnden Menschen wenden sie sich.

Hier haben wir den tiefsten Grund, weshalb Kant die religiös-ethische Weltanschauung durch seinen praktischen Glauben so viel sicherer begründet wähnt als durch die transszendente Metaphysik. Diese war skeptischen Zweifeln ausgesetzt, ihrer Erörterungen bemächtigte sich der Schulstreit, Beweise wurden in Zweifel gezogen und durch Gegenbeweise erschüttert, Subtilitäten, geheimnisvolle Terminologie und schwerverständliche Ausführungen machten das Einfache verwickelt und errichteten eine unübersteigbare Scheidewand zwischen dem Metaphysiker und dem gewöhnlichen Menschenverstand. Und doch sollen die religiösen Wahrheiten für Alle gelten und darum auch für Alle von gleicher Klarheit und Wahrheit sein. Und sie sind es auch: sobald sie nämlich im Gewande Kantischer Postulate auftreten. Denn für den Willen bestehen alle jene Zweifel, Einwürfe, Gegenbeweise nicht. Gegen Gründe können Gegengründe vorgebracht werden, nicht so gegen Bedürfnisse, gegen Gesinnungen, gegen notwendige Voraussetzungen, die wir machen müssen, um moralisch handeln zu können. Wo die Tat drängt, schweigt die Skepsis.

Die alte Metaphysik bildet sich zu einer neuen Wissenschaft aus: von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Die Metaphysiker dieser

neuen Art sind „Depositäre einer dem Publikum, ohne dessen Wissen, nützlichen Wissenschaft"; sie bekommen eine Art Disziplinargewalt, das Wissen und mit ihm die Zweifel, die möglicherweise in seinem Gefolge sind, vom Glaubensgebiet fernzuhalten.

Ist nun einmal durch den moralischen Glauben einiger Einblick in die transszendente Welt gewonnen, wenigstens für den moralisch handelnden Menschen: dann hindert nichts, sich auch noch weitere Ansichten über das ὄντως ὄν zu bilden. Natürlich werden es nicht beweisbare Sätze sein, auch nicht einmal notwendige, allgemein menschliche Postulate, sondern nur Privatmeinungen, rein subjektive Überzeugungen. Von dieser Erlaubnis, diesem Recht hat Kant in weitgehendem Maße Gebrauch gemacht. Auch nach 1781 noch hat er ganz entschiedene, fest bestimmte Meinungen über die Dinge an sich. Er steht noch immer, ebenso wie im Anfang seiner philosophischen Entwicklung, auf dem Boden des metaphysischen Idealismus, und die Art, wie er sich diese Weltanschauung im einzelnen konstruiert, hat noch immer große Verwandtschaft mit den Leibnizschen Gedanken: das wahrhaft Seiende eine Welt von geistigen Wesen (Monaden), zur Einheit zusammengefaßt durch gemeinsame Abhängigkeit von Gott. Auch als kritischer Philosoph ist Kant also noch Metaphysiker; aber er ist es in Widerspruch mit seinem System, das, konsequent durchgeführt, ihm nicht einmal zu wissen erlaubt, ob es überhaupt Dinge an sich gibt, geschweige denn daß er über ihr Wesen und ihre Beziehungen zu einander sich irgend welche Gedanken machen dürfte. So kommt es, daß jene metaphysischen Ansichten im offiziellen System nur zuweilen (oft kaum erkennbar) hindurchschimmern. Aber da, wo er mehr Mensch als Systematiker, mehr Pädagog als strenger Philosoph, mehr Seelsorger als Gelehrter ist: in seinen Vorlesungen: da treten jene Privatansichten auf das Unzweideutigste hervor, da erkennt man klar, daß es nicht Einfälle des Augenblicks sind, sondern bleibende Gedanken, die für sein Innenleben größte Bedeutung haben. Er war absolut nicht ein bloßer Denkmechanismus, der — ohne Herz und Gemüt — nur danach gestrebt hätte, Logik und Konsequenz zu ihrem Recht kommen zu lassen, einerlei ob der ganze Mensch dabei gewinne oder verliere. Im Gegenteil! Mit den Forderungen der Logik ist es bei ihm aus, sobald gewisse Grundlagen in Frage kommen, an denen er nicht gerüttelt sehn will, und Lieblingsspekulationen ethisch-religiöser Art, die ihm ein Noli me tangere geworden sind.

So könnte er beiden Recht geben: Haller und Goethe. Haller müßte er vom Standpunkt des strengen Systems aus zustimmen, welches das eigent-

liche Wesen der Dinge, wie sie an sich selbst sind, für etwas menschlichem Wissen Unerreichbares erklärt:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist"; aber als Mensch würde er mit Goethe dagegen geltend machen:

„Ihr folget falscher Spur;
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?"

V.

Das Letzte führt mich zu einer weiteren Frage: sind Wissensseite und Glaubensseite gleichberechtigt? Logisch betrachtet gewiß! Aber als Mensch wird Kant Wertunterschiede gemacht haben. Jene war das Werk seines Verstandes; zu dieser drängten ihn stärkere Motive, als Verstand und Logik je aufbieten können: Bedürfnisse des Herzens und innerste Lebensrichtung.

Denn der letzte Zweck seines Philosophierens ist ein praktischer: Religion und Sittlichkeit im Denken und Handeln der Menschen fest zu begründen. Das tritt vor allem in den Kollegnachschriften hervor. In denen über Metaphysik und philosophische Religionslehre glaubt man oft einen Wolffianer alten Schlags zu hören: so konservativ ist Kant, so wenig kritisch und aggressiv geht er vor. Sein offenbares Streben ist, alles zu vermeiden, was bei seinen Schülern Glaubensüberzeugungen erschüttern könnte, deren wohltätigen Einfluß er selbst im frommen Elternhaus erfahren hatte. Für die Annahme von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit häuft er deshalb eher die Beweise, als daß er die eine Gruppe derselben (die theoretischen) als unhaltbar erwiese. Herz und Gemüt sagen: wichtig ist vor allem, daß geglaubt werde, einerlei aus welcher Quelle jene Überzeugungen fließen. Und so drängen sie seinen Intellekt, lieber zu wenig als zu viel zu tun, mit der eignen neuen Weisheit bescheiden zurückzuhalten und sich auf den Standpunkt der Zuhörer (als den der Zeit) herabzulassen. Eine Halbheit war das sicher, aber keine Heuchelei, keine Doppelzüngigkeit. Die eigentliche Ursache ist in den Schranken seiner Natur zu suchen: er kann sich, trotz allem und allem, nicht losreißen von dem Glauben an die Macht des Beweisens. Der Denkhabitus der Wolffschen Schule macht sich auch hier geltend. In Demonstrationen artet stellenweise seine Moraltheologie aus. Und selbst von den theoretischen Beweisen ist er, wie die Vorlesungen zeigen, nicht sicher, ob ihnen nicht

doch schließlich noch einige Kraft zukomme, Wollen und Handeln der Menschen zu beeinflussen.

Nicht nur in den Vorlesungen, auch in den großen systematischen Werken drängt sich uns an vielen Punkten der praktische Endzweck auf. Philosophie im höchsten Sinn (dem Weltbegriffe, nicht dem Schulbegriffe nach) ist für Kant „die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke aller menschlichen Vernunft", d. i. auf das Guthandeln; und die reine praktische Vernunft hat in ihrer Verbindung mit der spekulativen den Primat. Daß die Glaubensseite ganz unter der Herrschaft der praktischen Tendenz steht, ist selbstverständlich. Aber auch im Wissensgebiet hat sie sich hier und da bemerkbar gemacht. Manche Deduktionen, Beweise, Erörterungen hätten vor Kants kritischem Verstande nicht Stich gehalten, hätte nicht sein Herz für sie gesprochen und ihnen eine Überzeugungskraft verliehn, die ihnen an sich fehlte.

Kant ist auf das innigste von der Wahrheit durchdrungen, daß die letzte Bestimmung des Menschen nicht Erkennen, sondern Handeln, und zwar Guthandeln ist. Die Aufklärung meinte: Befreiung aus der Unwissenheit macht die Menschen gut und glücklich; Wissen ist nicht nur Macht, Wissen verwandelt auch die Erde in ein Paradies. Das ist auch heute noch die Ansicht aller Aufklärer, aller derer, die da glauben, durch Steigerung der intellektuellen Fähigkeiten, durch Verbreitung und Popularisierung der Wissenschaft eine Wiedergeburt der Menschheit herbeiführen zu können. So dachten die Enthusiasten des Materialismus: ein Büchner, Moleschott, Vogt; so denkt noch heute Haeckel. Meist sind es einseitig intellektuelle Naturen, die von dem Sturm und Drang eines Menschenherzens, von dem was es im tiefsten bewegt und aufrührt, von seinen Sehnsuchten und seinem geheimen Verlangen nur eine schwache Ahnung haben.

Auch Kant hat eine Entwicklungsperiode gehabt, in der er der vulgären Aufklärung und ihrer Denkungsart seinen Tribut zahlte. Aber unter Rousseaus Einwirkung hat er sich davon frei gemacht. Er berichtet (wahrscheinlich 1765) selbst darüber in seinem handschriftlichen Nachlaß: „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Erwerb. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses allein könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendende Vorzug verschwindet. Ich lerne die Menschen ehren und ich würde mich weit unnützer finden, wie den gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen

übrigen einen Wert erteilen könne, die Rechte der Menschheit herzustellen." Ein neues Zeitalter kündigt sich in diesem Bekenntnis an: nicht mehr die Vernunft führt das Wort; Gefühl, Wille, Gemüt fordern ihre lang unterdrückten Rechte zurück. Rousseau bedeutet für Frankreich das Ende der Aufklärung. Unter Rousseaus Einfluß durchbricht auch Kant ihre Schranken: sein Denken bekommt jene praktische Richtung, vermöge deren nicht der erkennende, sondern der handelnde Mensch ihm zur Hauptsache und zur Hauptsorge wird.

Ich fasse zusammen. Kants System zerfällt in zwei große Teile: Wissensgebiet und Glaubensgebiet. Beide stehen selbständig neben einander, mit gleichen Ansprüchen und gleichen Rechten, und werden zur Einheit verbunden durch den gemeinsamen Endzweck: Förderung der Moralität als der eigentlichen Bestimmung des Menschen. In beiden geht Kant darauf aus, positive Arbeit von größter Bedeutung zu leisten. Das Zerstören ist nur notwendige Vorbedingung für das Wiederaufbaun: denn eine Neufundamentierung ist nötig, dort für die Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes, hier für die religiös-ethische Weltanschauung.

VI.

Bevor ich schließe, noch eins! Schon längst hätte der Leser mich vielleicht gern mit der Frage unterbrochen: was Kant denn uns sein könne; viel mehr als das, was er letzten Grundes gewollt habe, interessiere ihn (den Leser) doch schließlich die Art, wie man seine Gedanken im heutigen Ringen der Weltanschauungen verwerten könne.

Schon oben auf S. 655 deutete ich an, wie ich mich zu dieser Frage stelle. Einige ergänzende Bemerkungen mögen hier Platz finden.

Die meisten Zentenaraufsätze werden wohl auch der Bedeutung Kants für die Gegenwart einen Abschnitt weihn. Es würde interessant sein, den Inhalt all dieser Betrachtungen summarisch zusammenzustellen. Sicher ergäbe sich ein buntes Bild. Denn abgesehn vom Materialismus und Thomismus gibt es eigentlich keine philosophische Richtung, die nicht in dieser oder jener Weise an Kant anknüpfen könnte. Und natürlich würde jede das ihr Wichtige als das anpreisen, was vom Kantischen System für unsere Zeit vor allem oder allein nutzbar gemacht werden könne.

Woher dies Streben, frühere Denker solange zurechtzustutzen und zu verarbeiten, bis sie uns „etwas sein" können? Es ist nachgerade zur Mode geworden, wenn nicht gar zu einer Krankheit, die große Gefahren in sich birgt.

Auf zwei Ursachen kann man die Erscheinung zurückführen. Erstens: wir leiden unter einem Übermaß des Bedürfnisses nach historischer Orientierung. Nicht etwa des historischen Sinnes! Davon kann es nie zu viel geben. Ich rede auch nicht gegen geschichtliche Forschung, sondern bin ihr wärmster Freund. Aber gerade weil das der Fall ist, bin ich ein entschiedener Gegner der fortwährenden Verquickung von systematischer und geschichtlicher Arbeit. Keine von beiden kommt so zu ihrem Recht. Echte historische Forschung ist ein viel zu ernstes Ding, als daß sie so nebenbei betrieben werden könnte. Und die aktuellen Probleme der Gegenwart werden auch nicht gefördert, wenn man bei ihrer Behandlung immer wieder Neues zu Altem in Parallele stellt und mehr oder minder geistreiche Bemerkungen über Vergangenes dazwischen streut. Gefördert wird nur die Sucht zu harmonisieren: eine ganz üble Eigenschaft, die historischer Denkungsart schnurstracks zuwider ist. Letztere drängt, sich in die einzelne Erscheinung zu vertiefen und sie in ihrer Besonderheit auszukosten. Wer harmonisiert, erfaßt nichts klar und bestimmt; und eben darum sieht er überall Ähnlichkeiten.

Und nun gar die großen philosophischen Systeme! Man erschwert sich ihr Verständnis, ja! macht es sich unmöglich, wenn man sie in die Kämpfe der Gegenwart hineinzerrt. Sie sind der eigenartige Ausdruck der Gemütsstimmung und der persönlichen Erfahrungen großer Individualitäten. Als solche wollen sie begriffen sein. Man muß still hören auf das, was sie sagen, aber darf sie nicht zwingen, Rede zu stehn über die Aufgaben der Jetztzeit.

Man sollte sich daran gewöhnen, sie als das zu betrachten, was sie in Wirklichkeit sind: als Kunstwerke. Bei Kunstwerken gilt aber die Frage: „was nützen sie uns? wie sind sie zu verwerten?“ mit Recht als banausisch. Man genießt sie eben. Warum sollte es bei philosophischen Systemen anders sein?

In all ihren Einzelheiten, mit allen Widersprüchen und Inkonsequenzen — keines ist ja davon frei — können sie in keinem Zweiten zu vollem Leben erstehn. So oft es behauptet wurde, so oft erwies es sich als Täuschung. Die angeblich treuen Jünger entpuppten sich, wenn sie nicht bloß nachbeteten oder umschrieben, als Fortbildner, die schließlich vom Meister selbst verleugnet wurden. So Reinhold, Beck, Fichte von Kant.

Und die großen Systeme, — die trotz aller Widersprüche doch Einheiten bleiben, weil sie Schöpfungen einer Persönlichkeit sind — zerlegen, etwa in sechs Bestandteile, von denen fünf verworfen werden, einer

„verwertet“: das scheint mir ihrer ganz unwürdig zu sein. Ich muß dabei an die Schriftsteller ad usum Delphini denken. Oft auch an das Gefühl des Unbehagens und der Empörung, das man empfindet, wenn der Zimmerschmuck eines verstorbenen Freundes, an dem er Jahre lang sammelte und der schließlich zu einem Ausdruck seiner Individualität wurde, einzeln an den Meistbietenden versteigert wird.

Sicher: auch die genialen Denker, zu denen wir bewundernd aufschaun, fahren besser dabei, wenn wir sie fragen: was sie *selbst* haben sein wollen, und nicht: was sie *uns* etwa sein können. Kann doch kein Mensch ahnen, wie heute ihr Philosophieren aussehen würde, welches ihre Antworten auf die heutigen Probleme sein würden.

Der *zweite* Grund ist die Autoritätssucht und Unselbständigkeit unserer Zeit. Unsere Philosophie ist die von Epigonen: darum das große Bedürfnis nach Anlehnung. Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hat zwar einen Nietzsche hervorgebracht, aber daneben auch Tausende von Nietzschenarren.

Der *Kampf der Weltanschauungen* gleicht heutzutage oft der Hunnenschlacht, wo die Geister der Verstorbenen in den Lüften ihr Ringen fortsetzten. Es ist so bequem, wenn man den Leser, statt ihm eigne Gedanken mundgerecht und durch ihre Güte empfehlenswert zu machen, auf einen der Großen verweisen kann, der schon ganz dasselbe gedacht und gesagt habe, „nur mit ein bischen anderen Worten“, und vielleicht auch nicht ganz so klar. Dem Leser seinerseits ist es oft noch angenehmer: der große Name enthebt ihn selbständiger Prüfung. Und wie ganz anders, wenn auch er im Streit der Meinungen ein kräftig Sprüchlein auffagen und hinzusetzen kann: αὐτὸς ἔφα.

Aber in den Regionen, wo freies Denken herrscht (die *Masse* — nicht etwa der Arbeiter, sondern der Menschen — folgt natürlich immer blind ihren Führern), werden Siege nicht mit Autoritäten früherer Jahrhunderte erfochten, sondern allein mit den Waffen der Persönlichkeit und eigenster, ihr entquellender Überzeugung. Die erlösenden Gedanken lassen sich nicht telephonisch von Kopf zu Kopf übertragen, mit einander verbinden, einschalten, umschalten, je nach Bedürfnis. Aus dem *Herzen* müssen sie kommen, und ins *Herz* müssen sie dringen.

In der *wissenschaftlichen Philosophie* kommen wir oft vor lauter *Wiederdenken* des vor uns von *Andern* Gedachten nicht zu selbständigen Leistungen. Und doch hat jede Zeit eigenartige Aufgaben und Probleme, die sie nur mit ihren eignen Mitteln lösen kann. Bevor Kant sein System und in ihm (wie er meinte) die endgültige Wahrheit fand,

hat er einmal gesagt (Herbst 1765), man könne überhaupt nicht Philosophie lernen, sondern nur philosophieren lernen; denn eine abgeschlossene Wissenschaft der Philosophie gebe es nicht und werde es nie geben. Das ist ein goldenes Wort auch für unsere Zeit. Nicht alte Systeme fortbilden gilt es, sondern selbst bilden, nicht nachschaffen, sondern neu schaffen. Bei dem, was man „fortbilden, unsern Bedürfnissen anpassen" nennt, kommt meistens nichts anderes heraus als ein Zerreißen ursprünglicher Zusammenhänge, ein Verschneiden und Verrenken von Gedanken, bis aus dem Kunstwerk eine Karikatur geworden ist, vor der es dem Schöpfer grauen würde.

Selbstverständlich will ich nicht, daß man überall von vorn anfange und die Errungenschaften der Vorgänger unbenutzt lasse. Das wäre die allergrößte Torheit. Gründliches historisches Studium ist für jeden Philosophen und überhaupt für jeden wissenschaftlich Arbeitenden unerläßliche Bedingung. Man fülle sich mit dem Geist der großen Systeme: dann aber trete man mutig an die Aufgaben der Gegenwart heran und blicke nicht jeden Augenblick rückwärts, um Anknüpfungspunkte zu suchen und sich am Alten zu orientieren; man setze sich auch nicht erst mit Dutzenden von andern Autoren und Meinungen auseinander, bevor man das Eigne bringt, sondern vertraue auf dessen Lebenskraft.

* * *

Und begehrt der Leser nun zum Schluß noch eine Antwort auf die Frage, was Kant uns, den Epigonen, sein könne?, so lautet sie: Großes, denn er kann uns zu Eigenart und Selbständigkeit verhelfen. Das Beste freilich müssen wir selbst tun. Aber er kann Wegweiser sein. Nur dürfen wir ihn nicht um eine fertige Philosophie angehn: philosophieren gilt es von ihm zu lernen. Seine Entwicklung mag uns zeigen, wie man fremde Anregungen selbständig verarbeitet. Und durch Vertiefung in sein Denken können wir unsern Geist stählen, damit auch ihm, wenn er auf steinharte Probleme stößt, zündende Gedankenfunken entsprühn.

Zielbewußte Seemächte.

Eine seepolitische Betrachtung

von

Georg Wislicenus.

Wie unter uns Einzelwesen, so gibt es auch unter den Völkern und Staatswesen solche, die stets wissen, was sie wollen, und solche, die das oft nicht wissen und deshalb von einem Ziel zum andern hin und her pendeln. Das Leben und die Geschichte bieten dafür Beispiele genug; um bei meinem Leisten zu bleiben, will ich als abschreckendes Beispiel nur die Seepolitik unserer westlichen Nachbarn erwähnen, die an ihren Erfolgen deutlich genug zeigt, wie die Kräfte eines tüchtigen Seevolkes nutzlos vergeudet wurden.

Richelieu und Colbert hatten ihrem Lande ein blühendes Kolonialreich mit starker Flotte geschaffen; Ludwig XIV. aber ließ die Flotte verkümmern, um flüchtigen Lorbeer zu Lande zu pflücken. Erst Ludwig XVI. scheint die große Gefahr erkannt zu haben, die den anderen Seestaaten mit Englands Seeherrschaft erwachsen war; darum unterstützte er mit seiner gekräftigten Flotte die Nordamerikaner im Unabhängigkeitskampfe erfolgreich gegen England. Aber die französische Revolution, dieselbe Umwälzung der Gewalten, die merkwürdigerweise hervorragende Heerführer an die Spitze der Truppen brachte, beraubte die Flotte ihrer erfahrenen Seeoffiziere und machte sie lediglich dadurch minderwertig gegen die englische. Mit besseren Admiralen hätte Napoleon sicherlich Erfolge zur See gehabt; er wußte recht gut, daß er ohne Flotte machtlos gegen England war, darum sein fieberhaftes Streben, trotz Abukir und Trafalgar noch in den letzten Jahren seiner Gewaltherrschaft eine mächtige Flotte zu schaffen. Aber weil ihm der Ausbau dieser Flotte zu langsam ging, versuchte der unruhige Geist, um die Festlandsperre gegen England vollständig zu machen, Rußland seinem Willen zu zwingen. Er wollte zuviel und strandete daran. Auch sein unglücklicher Neffe schätzte den Wert der Seegeltung für Frankreich richtig ein, das zeigt seine Fürsorge für die

Flotte, die er trotz persönlicher Freundschaft für England ganz überraschend entwickelte. Auch seine Fürsorge für den Bau des Suezkanals beweist sein Verständnis für das Seewesen; trotzdem ließ er sich dazu hinreißen, den Fehler Ludwigs XIV. zu wiederholen, ohne daß ihm die verhängnisvollen Erfolge seines großen Oheims zur Warnung gedient hätten. Auf Anregung Napoleons III. begannen die Franzosen vor nun 45 Jahren mit dem Bau großer Panzerschiffe; auch noch nach Napoleons Sturz wurde die neue französische Schlachtflotte mit Feuereifer und großer Sachkunde ausgebaut, so zwar, daß tatsächlich längere Zeit hindurch ein gutes Gleichgewicht zwischen der französischen und englischen Flotte bestand. Nur infolge dieses günstigen Machtverhältnisses durfte Frankreich 1881 wagen, Tunesien zu besetzen, und einige Jahre später auch Madagaskar und Tongking zu erwerben. Während aber dann England seit 1886 seine Schlachtflotte sehr zielbewußt schnell und kräftig stärkte, blieb Frankreich zurück, weil seine junge Schule von Seestrategen nichts mehr vom Panzerschiffskampf wissen wollte und nur den Kreuzerkrieg, eine neue Auflage des uralten Kaperkriegs, sowie den Küstenkrieg, d. h. die Beschießung und Verwüstung offener Küstenstädte mit schnellen leichten Kanonenbooten, predigte. In neuester Zeit, seit der Entwicklung der Unterseeboote, fand man einige Gründe mehr, um im Bau der Schlachtschiffe immer weiter hinter England zurückzubleiben und die Flotte mehr und mehr nach den unerprobten Theorien der jungen, unerfahrenen Schulstrategen zu entwickeln. Weder die Seeschlacht bei Lissa, noch die vor der Yalumündung, noch das Abschießen der spanischen Kreuzer vor Santiago de Cuba und vor Manila konnte diese Theoretiker eines besseren belehren. Während alle andern Seemächte im Panzerschiff mehr denn je das eigentliche und einzige Kampfschiff des Seekriegs sehen, betreibt man den Panzerschiffbau, diese französische Erfindung, in Frankreich selbst nur noch sozusagen nebenbei, während man die besten Kräfte damit vergeudet, Nebenwaffen des Seekriegs zur entscheidenden Hauptwaffe stempeln zu wollen. Der Erfolg ist der, daß die französische Schlachtflotte, also der Linienschiffsbestand, jetzt tatsächlich ungefähr halb so stark an Gefechtskraft ist wie die englische Schlachtflotte; dabei ist aber außerdem der Bestand an großen gepanzerten Kreuzern in der englischen Marine mehr als doppelt so groß, wie in der französischen.

Wenn man bedenkt, daß die französische Schlachtflotte noch vor zwei Jahrzehnten der englischen an Gefechtskraft völlig gewachsen war, so erkennt man deutlich, wie verhängnisvoll es für ein Land werden muß, wenn seine Seepolitik an Stetigkeit einbüßt. Freilich mögen manche sagen,

daß das Zurückbleiben der französischen gegenüber der englischen Seemacht den natürlichen Bedürfnissen beider Länder entspricht: auch Frankreichs Handelsflotte bleibt hinter den tatkräftigeren Flaggen mehr und mehr zurück, der französische Seehandel ist nicht geradezu eine Lebensbedingung für das wohlhabende und genügsame Volk, das schon von seinem reichen, fruchtbaren Mutterlande gut genug genährt wird. Darum hat auch eigentlich nur eine einzige, freilich sehr große Kolonie, die nordafrikanische, dauernden und unermeßlichen Wert für Frankreich. Die andern, sogar Madagaskar und Tongking, werden wohl mehr honoris causa gehalten, um zu beweisen, daß die stolze, schöne Trikolore das Weltmeer noch nicht verlassen hat. Frankreich ist gesättigt; wenn die französische Flotte nur stark genug wäre, die Verbindung zwischen dem Mutterlande und Nordafrika zu sichern, dann würde sie den wirklichen, dringenden Bedürfnissen schon genügen. Trotzdem also eine seebeherrschende Flotte keine Lebensfrage für Frankreich ist, bekundet die Volksvertretung doch Jahr aus Jahr ein durch Erhöhung der Marineforderungen der Regierung, daß das französische Volk aus rein patriotisch-idealem Triebe eine stolze, starke Flotte, würdig der großen Vergangenheit und angemessen dem jetzigen Machtbedürfnisse des republikanischen Großstaates zu besitzen wünscht. Daß dabei der sehr teure Flottenausbau infolge unaufhörlichen Wechsels der Marineminister keine stetigen und gesunden Fortschritte macht, ist wohl hauptsächlich Schuld des republikanischen Systems.

Noch geringere zwingende Notwendigkeit zum Ausbau einer großen Flotte, als für Frankreich, liegt eigentlich für Rußland vor. Rußland hat so gut wie gar keine Seeinteressen; sein riesiger asiatischer Länderbesitz grenzt unmittelbar an das Mutterland, die große sibirische Bahn verbindet Ostasien mit dem europäischen Rußland. Konstantinopel, Kleinasien, Persien, Indien und Korea, die Ziele russischen Tatendrangs, sind auf Landwegen zu erreichen, zu erobern und auch vom Lande aus gegen die mächtigste Kriegsflotte zu verteidigen und zu halten. Warum steigert trotzdem diese gewaltige Landmacht grade in den letzten Jahren seinen Linienschiffbau so ungeheuer? Verbürgten Nachrichten zufolge sollte allein im Jahre 1903 gleichzeitig der Bau von 7 Linienschiffen von zusammen 28000 Tonnen Größe in Rußland begonnen werden. Diese Zahl wird dem Laien erst verständlich werden, wenn er bedenkt, daß in unserem hochentwickelten Gewerbelande bisher nie mehr als zwei Linienschiffe gleichzeitig auf Stapel gesetzt wurden. Man kann in Deutschland wohl die Russen und die Franzosen um die geringen Schwierigkeiten, auf die bei ihnen eine Flottenvermehrung stößt

beneiden. Die russischen Flottenrüstungen gelten offenbar der Entwicklung und Festigung der russischen Macht in Ostasien, insbesondere dem aufstrebenden Seestaate Japan gegenüber, der auf dem Seewege schneller in Korea vordringen, und sich dort festsetzen würde, als Rußland, wenn es nur auf den Landweg angewiesen wäre. Auch die längst erträumte Eroberung von Konstantinopel würde auf dem Seewege weit weniger schwierig sein, als auf dem Landwege, wo die zähe Widerstandskraft der tapferen türkischen Heerscharen schon öfters den Fall der alten Zarigrad verhütet hat. Aber trotz alledem bedarf das russische Reich sogar zu den gewaltigsten zukünftigen Eroberungszügen durchaus nicht mit unumgänglicher Notwendigkeit einer Flotte, geschweige denn zur Erhaltung und Verteidigung seines jetzigen eigenen Besitzes. Rußlands riesige Aufgaben im Osten der alten Welt wären sämtlich, wenn es sein müßte, auch ohne Flotte lösbar. Aber das herrschende Element in Rußland hat offenbar das sehr gesunde und zweckmäßige Streben, seinen natürlichen Gegnern in Ostasien, den Japanern und ihren Hintermännern auch zur See, auf dem eigentlichen Kampffeld dieser Mächte, ebenbürtig oder doch wenigstens achtunggebietend gegenüber zu treten; um so leichter werden ihm dann stets, wie man jetzt schon täglich sieht, die Erfolge am Lande. Zweifellos hätten sich die Japaner längst in Korea festgesetzt, wenn keine schlagfertige russische Flotte im fernen Osten zur Stelle wäre. Ein reiner Landkrieg um und in Korea würde langwierig und kostspielig sein; wenn es auch gelänge, die Japaner von der Halbinsel zu vertreiben, würden sie doch alle Küstenplätze mit ihrer Flotte fortwährend beunruhigen und würden beim Friedensschluß dann auch ihrerseits Bedingungen stellen. Peter der Große schuf die russische Flotte, um seinem Reiche Geltung in Nordeuropa zu schaffen. Jetzt ist es das Bedürfnis nach Ausdehnung des asiatischen Besitzes bis zu eisfreien Meeresteilen, was Rußland dazu treibt, auch zur See stark zu rüsten. Ob Rußland auch heute noch zu den zielbewußten Seemächten zu rechnen ist, das hängt davon ab, welchen Gebrauch es von seiner Kriegsflotte machen wird.

In einem Lande, wie England, wo die Flotte das A und O aller Machtmittel ist, spottet man längst, und mit Recht darüber, daß es Völker, wie das deutsche gibt, die mit ihren Lebensbedingungen auf das freie Meer angewiesen sind und denen trotzdem noch nicht einmal die Anfangsgründe der Lehre vom Nutzen der Seemacht in Fleisch und Blut übergegangen sind. Seit Richard Löwenherz und vielleicht schon länger ist jeder Brite von dem Gedanken erfüllt, daß die unbeschränkte

Seeherrschaft seinem Inselvolke gebühre. Die Seekriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte zeigt nur wenige kurze Augenblicke, wo diese sonst unerschütterliche Herrschaft über das freie Meer ernsthaft von einem fremden Flottenführer bedroht war. Vor zwei Jahrzehnten beunruhigte mitten im Frieden der Ausbau der französischen Panzerflotte die englische Seeherrschaft. Man hatte drüben wohl zu lange auf Nelsons Lorbeeren geschlummert; mit um so gewaltigerem Ruck wurde beim Erwachen der Erkenntnis das alte Übergewicht schleunigst wieder hergestellt.

Jetzt ist England dabei angelangt, seine Flotte so stark zu machen, daß sie einem beliebigen Dreibunde von irgend welchen anderen Seemächten gewachsen bleibt. Die Marineausgaben sind schon diesem Maßstabe angepaßt; nach dem sehr zuverlässigen Nauticus — „Jahrbuch von 1903 für Deutschlands Seeinteressen" — betragen die gesamten Ausgaben für die Flotte für 1903/04 in England 703 Millionen Mark, in Frankreich 251 Millionen Mark, in Rußland 230 Millionen Mark und in Deutschland 210 Millionen Mark, sodaß also die drei festeuropäischen Großmächte zusammen für ihre Flotten rund 12 Millionen Mark jährlich weniger ausgeben, als England ganz allein! An Linienschiffen sind die drei genannten Mächte zusammengenommen der englischen Flotte zwar um anderthalb Dutzend Linienschiffe überlegen, aber dafür hat England anderthalb Dutzend mehr große Kreuzer, als die drei anderen Flotten zusammen. Berücksichtigt man aber den sehr großen Vorteil der einheitlichen Flottenleitung und gleichmäßigen Flottenausbildung, dann erscheint die Lage Englands auch solchem Dreibunde gegenüber nicht schwierig.

Die Überlegenheit der englischen Flotte über die deutsche ist demnach immer noch ganz gewaltig, trotzdem sich seit dem Flottengesetz das Stärkeverhältnis schon etwas zu unsern Gunsten verschoben hat. Aber trotz des zielbewußten Ausbaues unsrer Schlachtflotte verfügt England über dreimal mehr schlagfertige Linienschiffe, als die deutsche Flotte aufweisen kann. Allerdings müßte die politische Lage in Ostasien und im Mittelmeer ganz ungewöhnlich ruhig und günstig für England sein, wenn es ohne seine Weltmachtstellung zu gefährden wagen dürfte, alle seine Linienschiffe gegen Deutschland zu werfen, also in der Nordsee zu sammeln. Die Mittelmeerflotte ist zur Zeit die stärkste dienstbereite englische Seestreitkraft; sie bleibt seit vielen Jahren stets im Mittelmeer und verläßt ihren Standort zwischen der Gibraltarstraße und den Dardanellen fast nie, sicherlich aber nie auf längere Zeit, während umgekehrt öfters noch andere große englische Flottenverbände zu Flottenmanövern mit politischem Hintergrunde

im Mittelmeer mit der eigentlichen Mittelmeerflotte auf einige Zeit vereinigt werden. Was in diesem politisch unruhigsten Meere, wo allerorten bei heiterstem Himmel politische Wirbel und Flutwellen unvermutet entstehen können, was da vor sich gehen würde, wenn die englische Mittelmeerflotte an anderer Stelle, im fernen Norden, für längere Zeit beschäftigt wäre, das kann man zwar nicht voraussagen, aber doch ahnen; Tanger, Kairo und Konstantinopel sind nicht die einzigen Schätze, die dann fremde Liebhaber finden könnten.

Die Anlage eines neuen englischen Flottenstützpunktes vor der Forth-Föhrde nicht weit von Edinburg beweist zur Genüge, daß man in England die deutsche Flotte künftig doch nicht mehr, wie bisher, als „Hühner, die man tot tritt", ansieht, sondern ihr bereits einigen Gefechtswert selbst im Vergleich zur eigenen großen Übermacht beimißt. Dabei hat England in Wirklichkeit nicht die geringste Ursache, die „deutsche Gefahr" zu fürchten; aber die plumpsten Vogelscheuchen, die der englische Flottenbund seinen Mitgliedern vorführt, erfüllen ihren Zweck, wenn sie als Scheingründe für die Flottenvermehrung dienen — und der Zweck heiligt dabei die albernsten Mittel. Tatsächlich genügt ein Blick in die Flottenlisten, um zu übersehen, daß England doch immer mindestens mit doppelt so vielen Linienschiffen in der Nordsee auftreten kann, als wir, daß es also auf Menschenalter hinaus keinen Grund hat, uns zur See zu fürchten. Aber mit jedem neuen deutschen Linienschiff, das die Nordsee durchpflügt, das „Deutsche Meer", wie sie in England solange hieß, als es keine deutsche Flotte gab, mit jeder Steigerung unseres zielbewußten Flottenausbaues steigen auch wir Deutschen in der Achtung unserer sehr selbstbewußten Inselvettern. Es gibt tatsächlich kein anderes Mittel, Deutschland vor Übervorteilungen und ernstlichen Bedrückungen durch die Inhaber der Seeherrschaft zu bewahren, als indem wir ihnen zeigen, daß wir nicht ungerüstet sind.

Die englische Kreuzerflotte mit der unsrigen überhaupt vergleichen zu wollen, ist ganz zwecklos, denn sie ist so übermäßig viel größer, daß man ihren Gefechtswert auf nahezu das sechsfache der deutschen Kreuzerflotte schätzen muß. Freilich gilt für die englischen Kreuzer erst recht, was schon für die Linienschiffe gesagt wurde: sehr viele von ihnen sind auf überseeischen Standorten verteilt und sind dort stets unentbehrlich, könnten also nicht für einen Nordseekrieg verwendet werden. Darin liegt ja das Zielbewußte unserer Flottenvermehrung, daß der Schwerpunkt auf den Ausbau der Schlachtflotte, also der Linienschiffe gelegt ist. Freilich rügten die Engländer es kürzlich in einer Besprechung unserer Flotten-

manöver, die Schlachtflotte habe zu wenig Aufklärungskreuzer gehabt, um den Feind zu suchen und zu finden. Das ist an sich und theoretisch ganz richtig; aber das Urteil vergißt doch einen sehr wichtigen Punkt, nämlich daß unsere Flotte ihre schwierigste Aufgabe gegen stärkere Gegner zu erfüllen hat. Nach dem stärkeren Gegner braucht die schwächere Flotte aber naturgemäß nicht viel zu suchen, der kommt mit seiner Übermacht auf dem kürzesten Wege zum Kampfplatze, von dem er den schwächeren Gegner vertreiben will. Gerade gegen unsere gefährlichsten möglichen Gegner brauchen wir unsere Kreuzer also hauptsächlich dafür, die Fühlung mit dem herankommenden Feinde recht frühzeitig zu gewinnen, damit unsere Seestreitkräfte nicht in ungünstiger Stellung von ihm überrascht werden. Es mag freilich sein, daß der sachkundige englische Kritiker unsere Aufmerksamkeit vom Kernpunkte unserer Flottenentwicklung, dem schnellen Bau neuer Linienschiffe, ablenken wollte. Wenn irgend ein Angehöriger einer fremden großen Seemacht uns raten will, mehr Kreuzer zu bauen, dann dürfen wir sicher sein, daß es für uns besser ist, zunächst noch viel mehr Linienschiffe zu schaffen; mit dem Kreuzerbau eilt es dann nicht so sehr. Daß es tatsächlich an großen Panzerkreuzern bei der Schlachtflotte fehlt, weil mehr Kreuzer im Auslande gebraucht werden, als bis jetzt eigentlich für den Auslandsdienst bei uns verfügbar waren, ändert an dem Gesagten nichts. Weil unsere Mittel im Vergleich mit anderen Seemächten klein sind, müssen wir uns einseitiger entwickeln als sie, müssen also zu Gunsten des Linienschiffsausbaues uns mit dem Kreuzerbedarf auf das äußerste Maß einschränken. Kampfschiffe brauchen wir in erster Reihe, also Linienschiffe, denn sie können auch Auslandsdienst an Stelle von Panzerkreuzern tun, während ein großer Kreuzer in der Schlachtlinie nicht am Platze ist. Weil heutzutage überhaupt in verschiedenen Marinen der Unterschied zwischen Panzerkreuzern und Linienschiffen nicht mehr sehr groß ist, da man vielfach sogar über das vernünftige Verhältnis zur Gefechtskraft hinaus die Schnelligkeit der Linienschiffe sich zu steigern bemüht, während andrerseits manche Panzerkreuzer schon fast so schwere Geschützbewaffnung wie Linienschiffe tragen — so kann man allgemein an dem Grundsatze festhalten: bei einer schwachen Flotte, deren Kräftigung aus seepolitischen Gründen rasch durchgeführt werden muß, kommt es vor allem darauf an, den Linienschiffbau zu beschleunigen. Fehlende Panzerkreuzer können zur Not vorläufig immer durch ältere Linienschiffe ersetzt werden. Freilich bleibt es zuweilen ein Notbehelf, wenn Linienschiffe den Dienst von großen Kreuzern im fernen Auslande übernehmen müssen. Denn Linienschiffe sind ihrer ganzen Natur

nach mehr an Flottenstützpunkte gebunden, als große Kreuzer, die infolge ihres sehr großen Kohlenvorrats (der wiederum nur durch Gewichtsersparnisse bei der Panzerung und Bewaffnung zu erreichen ist) viel unabhängiger auf allen Meeren umherkreuzen können, wie schon ihr Gattungsname besagt.

Trotz des unbestreitbaren Mangels an großen Panzerkreuzern, der sich ja auch bei den letzten Flottenmanövern wieder gezeigt hat, sprechen doch sehr gewichtige Gründe dafür, vorläufig lieber mit den schon einmal abgestrichenen Auslandskreuzern noch zu warten, dafür aber wenn irgend möglich, den Ausbau der im Flottengesetz vorgesehenen Linienschiffe, vielleicht ganz sinngemäß im Rahmen der alten Forderungen für die Auslandsflotte, gegen das jetzige Maß zu beschleunigen.

Deutschland hat nämlich bekanntlich auf dem großen Weltmeere außer England noch einen andern Wettbewerber, der ebenfalls, ganz wie sein Vetter, uns am liebenswürdigsten behandelt und unsere Gunst am höchsten schätzt, wenn er sieht, daß wir ihm auf allen Meeren der Erde gewachsen sind und ihm auch zukünftig gewachsen bleiben. In der Tat können wir, nebenbei bemerkt, von dem nüchternen, gesunden Menschenverstand der Amerikaner ganz ungeheuer viel lernen, ganz besonders was rasche Durchführung guter Pläne, zweckmäßige, freimütige und glatte Erledigung von Amtsgeschäften ohne Schnörkel und Umschweife anbetrifft. Wenn irgend wer, so sind die Amerikaner Männer, die wissen was sie wollen und auch wissen was sie können und müssen! Im Jahre 1901 liefen dort ebensoviele große Linienschiffe vom Stapel, wie in Deutschand, nämlich 3. Seitdem sind aber in den Vereinigten Staaten noch 7 Linienschiffsneubauten im Werden und 5 neue Linienschiffsbauten sind für 1903/04 bewilligt; diesen 12 Linienschiffen auf den Hellingen entsprechen in Deutschland nur 6, also genau die Hälfte! Mit andern Worten: im Jahresdurchschnitt der letzten 3 Jahre hat Deutschland nur 2, Nordamerika aber 4 Linienschiffe auf Stapel gelegt. Das sind Unterschiede, über die man in Deutschland nicht zu schnell hinwegsehen darf. Die gewaltigen Rüstungen der großen überseeischen Republik gehen gradenwegs auf das Ziel los, eine Flotte so schnell wie möglich zu schaffen, die der englischen Flotte kräftigsten Widerstand bieten kann. Die reichen Amerikaner brauchen sich dabei, was den Geldpunkt angeht, keinerlei Beschränkung aufzulegen; das beweist die Tatsache, daß sie in derselben Zeit noch 11 zumeist sehr große Panzerkreuzer (3 von fast 10000 Tonnen, 6 von ungefähr 14000 Tonnen und

sogar 2 von je 14732 Tonnen) in Bau gegeben haben. Das hindert sie auch nicht, gleichzeitig mit 9 neuen Unterseebooten Versuche zum besten der Küstenverteidigung zu machen. Die Marineausgaben der Vereinigten Staaten sind von 235.7 Millionen Mark im Jahre 1898/99 auf 332 Millionen Mark im Jahre 1903/04 angewachsen, erreichen also jetzt schon nahezu die Hälfte der englischen Marineausgaben (703 Millionen Mark).

Vorläufig, das heißt für die wenigen nächsten Jahre, bis die in Bau gegebenen und geplanten amerikanischen Neubauten fertig sind, ist die amerikanische Flotte nicht stärker als die deutsche. Unter Berücksichtigung der in beiden Seestaaten gut ausgebildeten schwimmenden Küstenverteidigung besteht sogar zur Zeit der eigentümliche Zustand, daß bei einem Seekriege zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten der Angreifer, der seinem Gegner über das atlantische Meer entgegen fahren müßte, der Schwächere sein würde, weil er nicht soviele von seinen Seestreitkräften mit über das Meer führen könnte, wie ihm der Gegner in den heimischen Gewässern entgegenstellen könnte. Nur sind die Amerikaner dabei doch in einem sehr wichtigen Punkte uns gegenüber im Vorteile; sie haben noch vom kubanischen Kriege her einen sehr großen Troß von Beischiffen aller Art bereit, die für die Meerfahrt einer großen Flotte unentbehrlich sind, als da sind Kohlenschiffe, Schiffe für Schießbedarf und Vorräte aller Art, Werkstattschiffe, Lazarettschiffe, Kühl- und Destillierdampfer; die Flottenliste zählt 36 solcher Dampfer, von 1200 bis zu 8000 Tonnen Größe, dazu mehrere Dutzende kleiner Begleitdampfer. Sie haben also die Mittel sofort nach der Seefahrt oder auch schon unterwegs bei Bedarf die Kohlenvorräte ihrer Schlachtschiffe und Kreuzer aus dem Troß zu ergänzen und sind dadurch nahezu unabhängig von einem Flottenstützpunkt in der Nähe der feindlichen Küste. Den Amerikanern wird es also schon jetzt, bei gleichen Kräften, leichter als uns, nach dem Roonschen Grundsatz den Feind vor seiner eigenen Tür aufzusuchen, um dadurch die eigene Tür am wirksamsten zu schützen. Und darin liegt eine große Gefahr für Deutschland; denn unsere Tür ist klein, also leicht zu sperren, während es selbst der riesigen englischen Flotte schon heute ganz unmöglich sein würde, nur allein die atlantische Küste der Vereinigten Staaten zu sperren, wobei den Amerikanern dann für den Seeverkehr, der zum Teil freilich auf Umwegen geführt werden müßte, die ganzen westamerikanischen Küsten frei blieben. Und noch eins: wenn es Amerika gelänge, unsere Nordseebucht zu sperren, dann wäre unsere ganze Handelsflotte, die außerhalb schwimmt, vogelfrei und der Willkür der amerikanischen Schnellkreuzer preisgegeben;

umgekehrt aber würde Deutschland, selbst wenn es der deutschen Flotte gelänge, sich in den amerikanischen Gewässern irgendwo gewaltsam festzusetzen und von dem gewonnenen und notdürftig hergerichteten Stützpunkte aus die amerikanische Flotte zu schlagen und die wichtigsten Seehäfen der Union zu blokieren, auch dann noch einen beträchtlichen Teil von Seestreitkräften nötig haben, um die deutsche Handelsschiffahrt in den verschiedenen Meeren gegen amerikanische Kaperkreuzer zu schützen.

Da man in Nordamerika den Plan bereits erwägt, in den nächsten 10 Jahren Jahr aus Jahr ein 4 Linienschiffe, 2 Panzerkreuzer, 4 kleine Kreuzer und 4 Torpedobootszerstörer zu bauen, mithin bis 1913 eine ganz gewaltige Flotte zu rüsten, wird Deutschland wohl oder übel erwägen müssen, ob es sich im kommenden Jahrzehnt die amerikanische Flotte über den Kopf wachsen lassen will oder muß, d. h. also eine Flotte, die jetzt und für die nächsten Jahre der deutschen nach keiner Richtung, weder im Material noch im Personal überlegen ist. Bei dem bereits begonnenen amerikanischen Bautempo besteht die Gefahr, daß das jetzige Gleichgewicht zwischen der deutschen und amerikanischen Seegeltung in nicht gar zu langer Zeit sehr zu unserm Schaden sich verschieben muß. Augenblicklich und für die nächste Zeit macht die Auffüllung des Mannschaftsbestandes und die Abkürzung der Bauzeiten noch einige Schwierigkeiten, die aber durch zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen schon bald behoben sein werden.

Für Englands unbeschränkte Seeherrschaft würde ja nichts günstiger sein, als wenn ihre beiden lebenskräftigsten und kernigsten Nebenbuhler zur See, die amerikanische und deutsche Flotte, einander dermaßen zerfleischten, daß von beiden kein heiles Linienschiff mehr übrig bliebe. Aber es gibt Gott sei Dank diesseits und jenseits des großen Wassers noch Männer, die das auch wissen und die sich jetzt als ebenbürtige Freunde achten; solange behalten gelegentliche Anrempelungen von amerikanischer Seite nur den Wert derber, leicht zurückzuweisender Scherze. Aber wehe der deutschen Seegeltung, wenn je das Sternenbanner auf dem Meere mächtiger wäre, als die deutsche Flagge!

Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene.

Vortrag, gehalten auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Kassel.

Von

Max Breitung.*)

Als ich vor nunmehr 20 Jahren mein kleines Buch „über neuere Leichenanstalten" nebst einer Kritik des Scheintodes herausgab, schrieb ich als Leitmotiv gewissermaßen für diese wie für alle folgenden Arbeiten die These: „Jede hygienische Frage ist zugleich eine soziale und eine sittliche." In jener Zeit gehörte noch ein gewisser Mut dazu, so gänzlich unverhüllt ein soziales Interesse zu bekunden, denn das Wort „sozial" wurde damals noch dick mit roter Tinte geschrieben. Welcher Umschwung in unseren Anschauungen seit der Botschaft Kaiser Wilhelm I., seit der Entwicklung und Entfaltung unserer deutschen sozialen Gesetzgebung! Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß heute wohl kein wirklich Gebildeter mehr lebt, der nicht mit einem Tropfen sozialen Öles gesalbt, ja, ich darf wohl sagen „geweiht" ist! Das Erwachen des sozialen Gewissens ist einer der größten Kulturmomente des soeben zur Rüste gegangenen Jahrhunderts, und es wird eine Zeit kommen, in der man die glücklich preisen wird, welche diesen Titanenschritt der menschlichen Höhenentwicklung mitgetan, mitempfunden haben. Wir Zeitgenossen haben für diese Dinge noch nicht das volle Verständnis, unsere Perspektive ist zu kurz, Pyramiden, wie die sozialpolitische Gesetzgebung und Reformarbeit, erfordern ein Pathos der zeitlichen Distanz, um in ihrer ganzen Größe empfunden und richtig bewertet zu werden. Der Blick des Sehers klärt sich mit der Nacht, der Blick des Historikers schärft sich mit der Weite der trennenden Zeiträume.

Alle Fürsten sind von dem sozialen Gedanken vollständig durchdrungen. Die soziale Reform ist ein Faktor, mit welchem jeder einsichtige Politiker rechnen muß, wenn anders er nicht von vornherein für eine verlorene Sache kämpfen will. Es muß als außer Zweifel stehend be-

*) Der „Deutschen Monatsschrift" eingesendet am 3. Dezember 1903.

hauptet werden, daß dem Volke die Zukunft gehört, welches zuerst die sozialpolitische Reform als ethischen Kulturfortschritt zur Vollendung bringt. Der soziale Zusammenhang der Individuen ist eine normale Lebensbedingung für das Wohl und Wehe der Gattung, und es geht nicht an, daß biologische Naturgesetze willkürlich von dem Politiker übersehen werden. Im Vordergrunde der Staatskunst steht daher nur folgerichtig die soziale Politik, und als ihren ersten, den primären und integrierenden Faktor muß ich die soziale Hygiene bezeichnen.

Es hat einer langen Zeit und harter Kämpfe bedurft, um diese Erkenntnis so zu sagen populär werden zu lassen; man hatte sich in den leitenden Kreisen nur zu sehr daran gewöhnt, einzig und allein in dem Recht die Grundlage für die bestehende Gesellschaftsordnung zu erblicken. Wenn man auch bis heute noch nicht voll erkannt hat oder erkennen will, welche Bedeutung der Hygieniker, der Arzt, für die innere Konsolidation eines Staatskörpers hat, so wirft doch die Morgensonne der neuen Zeit auch hier bereits ihre hellen Schlaglichter klärend und erwärmend. Wie gewaltig haben sich die Anschauungen in den letzten Dezennien geändert. Wenn ich, wie ich glaube, der erste war, welcher die Bezeichnung „soziale Medizin" und „soziale Hygiene" zielbewußt gebrauchte, so ist heute bereits die soziale Hygiene und Medizin ein wohl bearbeitetes Ackerland der Forschung, der praktischen Sozialpolitik geworden. Ganz überwunden ist das Vorurteil der Behandlung sozialhygienischer Fragen auch vor dem Forum unsrer großen wissenschaftlichen Versammlungen noch nicht. Auch das von uns gewählte Thema wurde zunächst beanstandet, weil für die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte der Grundsatz besteht, daß Politik und Religion ausgeschlossen sind. Schließlich ist aber unsre Meinung, daß sozialhygienische Fragen naturwissenschaftliche Fragen in letzter Instanz sind, durchgedrungen, und so wird in Zukunft auch die „physische Religion", wie ich die Volkshygiene nennen möchte, hier einen Altar bauen können, uneingeengt durch kleinliche und subalterne, um nicht zu sagen banausische Ängstlichkeit. Ich denke, daß wir Grund haben, diesen Fortschritt freudig zu begrüßen. Der Entwicklungsprozeß war langsam, man kann also annehmen, daß er ein erfreuliches langes Leben verbürgt.

Wenn auch gesagt werden darf, daß die deutsche Hygiene immer eine achtunggebietende Stellung neben der anderer Nationen eingenommen hat, so dürfen wir es doch für die soziale Hygiene unumwunden und ohne falsche Bescheidenheit aussprechen, daß auf dem Gesamtgebiete der sozialpolitischen, sozialhygienischen Maßnahmen Deutschland heute die unbestrittene Führung hat.

Die Volksgesundheit ist der erste und fundamentale Wert eines Staatskörpers. Daher ist auch die Fürsorge für die Volksgesundheit immer das erste Ziel, der dominierende Gedanke weitschauender Staatsmänner gewesen.

Wenn wir auch davon überzeugt sind, daß die ersten Impulse für die vom Kaiser Wilhelm I. inaugurierten Schritte der sozialen Reform in dem warmen, landesväterlichen Herzen des hochsinnigen Monarchen ihren Ursprung gehabt haben, so möchten wir doch auch andrerseits meinen, daß der große Kaiser die Erstarkung des Reiches, die fortschreitende blühende Entwicklung als ein an die materielle Volkskraft gebundenes naturgemäßes Wachstum zutreffend erkannt hatte. —

Wenn wir den Weg betrachten, welchen die wissenschaftliche Medizin im Laufe der Zeiten zurückgelegt hat, so müssen wir erkennen, daß sie heute dahin gelangt ist, wohin sie streng logisch naturwissenschaftlich gelangen mußte: durch Erforschung der Ursachen der Krankheiten deren fernerem Gedeihen Grenzen zu setzen. Es ist unverkennbar, daß der heutige Stand der ärztlichen Wissenschaft und Kunst einen Höhepunkt bedeutet, nicht in dem Sinne des selbstgefälligen Philisters, wie so herrlich weit wir es gebracht haben, sondern in dem Sinne, daß die Furche gezogen ist für die allgemeine Erkenntnis, daß der Zeitpunkt gekommen ist, in welchem der Arzt den Schritt ins Leben tun muß.

Es verlohnt sich am Ende für jeden Gebildeten, einmal der Frage über die kulturhistorische Bedeutung des Arztes, über seine Mission in der Entwicklungsgeschichte, etwas näher zu treten.

Denn auch auf dem Gebiete der Anforderungen der Gesamtheit an den Arzt hat sich eine Umwertung vollzogen oder ist im Begriff, sich zu vollziehen. Wenn ich zuerst in einer früheren Arbeit über Volksgesundheitspflege es offen aussprach, daß aus der Volksseele die Vorstellung ausgemerzt werden müsse, daß der Arzt „nur zum Kurieren" da sei, so ist der Gedanke nun in immer größere Kreise gedrungen, und es ist nicht das geringste Verdienst des ungemein rührigen „Deutschen Vereins für Volkshygiene", hierin klärend, bahnbrechend, fördernd auf die breiten Massen der Nation einzuwirken.

Es ist heute nicht mehr die erste oder gar alleinige Aufgabe des Arztes, mit dem Tode um jedes Opfer zu ringen! Das ideale Ziel, welches dem Arzte vorschwebt, ist das, welches er sich als Pionier der Zukunft vorträgt, ein Geschlecht heranzuziehen, das hart und stark genug ist, um den großen Aufgaben in der Vorwärtsbewegung der Kultur mit Erfolg die Stirn bieten zu können. Die Medizin ist eine soziale

Wissenschaft geworden, mit ihrem Haupthebel, der Hygiene, soll sie einsetzen, die Volksgesundheit als das integrierende Machtmittel der Nation zu fördern.

Unser gesamtes Medizinalwesen, das ich lieber als Gesundheitswesen bezeichnet wissen möchte, drängt nach einer Regelung nach großen einheitlichen Gesichtspunkten. Mit der ursprünglichen Therapie, der Verabreichung eines Heilmittels, einer Medizin, ist es heute nicht mehr getan, auch nicht mit dem Messer und dem Feuer. Die Apotheke ist in den Hintergrund getreten. Die Beschaffung und Anwendung der physiologischen Lebensreize, Wasser, Licht, Luft, Bewegung, Gymnastik bilden die Rüstkammer, aus welcher wir unsre Waffen zur Abwehr von Krankheiten beziehen. Bäder, Schwimmschulen, Rudern, Turnen — sie beschäftigen in erster Linie unsern um die Achse der Krankheitsverhütung sich drehenden Gedankenkreis. Auch das Monopol des Krankenhauses ist gebrochen. Heimstätten, Heilstätten, Wöchnerinnenheime, Ferienkolonieen, Volksküchen, Schrebersche Gärten, Arbeiterheime, Waisenhäuser, Kindergärten sind unter dem Sonnenschein freier humanitärer Tätigkeit entstanden und wirken als Pflanzstätten einer hygienischen Kultur.

Es galt bei dem Publikum als ausgemacht, daß man sehr viel reden hört von der Liebe der Ärzte zu ihrer Wissenschaft, aber nur sehr wenig von ihrer Liebe zu den Menschen. Dieses Axiom fängt an, an Bedeutung zu verlieren, seitdem wir sehen, daß der Arzt heute in vielen Fragen des Gemeinwohles die Führung übernommen hat, und der ärztliche Stand hat ein vollberechtigtes Interesse daran, daß das Volk die Überzeugung gewinnt, daß der Arzt sich die sozialhygienische Reform zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Die Fragen des gesunden Menschenlebens sind ebensowohl Sache des Gefühles als des Verstandes, sie sind soziale Fragen im allerbedeutendsten Sinne, Fragen der Nationalökonomie wie der Ethik. Die Fragen der Volksgesundheit kennen keine abgegrenzte Interessensphäre; Hütte und Palast, Fürst und Proletarier sind in gleicher Weise auf diesem Boden beteiligt und berechtigt. Alle politischen und kirchlichen Systeme müssen sich auf dem Boden der Festigung der Volksgesundheit zusammenfinden. Wenn das Staatsschiff von den Stürmen der Epidemieen erfaßt wird, wenn die Planken morsch werden unter dem Minierwerk des Wurmes der depotenzierten Volkskraft, so gehen mit dem Schiff die Passagiere der luxuriösen ersten Kajüte ebenso gut unter wie die zusammengezwängten Bewohner des Zwischendecks. Die Volksgesundheit ist der große Motor unserer gesamten kulturellen Entwicklung, an seiner regelmäßigen Funktion

sind wir alle gleichmäßig interessiert, für seine ordnungsgemäße Funktion sind wir, der eine für den andern, solidarisch haftbar. Volksgesundheit ist für jeden Volksgenossen bestimmt.

Was an der stillen Stätte des Gelehrten, im Laboratorium, an dem Mikroskop, an der Retorte als zuverlässige Wahrheit erkannt worden ist, das muß hinaus auf die Straße. Große Reformen lassen sich nicht mehr innerhalb der vier Wände machen, sie gedeihen nur in dem hellen Sonnenschein der öffentlichen Behandlung. So kann sich auch die uns so notwendige hygienische Reform nur entfalten, wenn sie in ihrer Bedeutung den Augen des Volkes entrollt und unter gemeinsamer Arbeit entwickelt wird.

Die Hygiene ist eine Volkswissenschaft im besten Sinne des Wortes, sie ist nicht doktrinär, sondern impulsiv, anregend zur Tat, nicht zur behaglichen Beschaulichkeit. Keine Utopieen, sondern erreichbare praktische Ziele — so lautet die Parole der Hygiene als praktischer Volksgesundheitslehre. Wer heute durch die Straßen Berlins wandert und die Karren des deutschen Vereins für Volksgesundheitspflege beobachtet, welche sich als Freunde der Volksgesundheit mit warmen Nahrungs- und Genußmitteln durch die Gänge abseits des Reichtumes bewegen, der wird wohl sehr bald keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der junge Verein hier seine humanitäre Aufgabe richtig erfaßte, indem er den Stier bei den Hörnern packte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der untere Stand unseres Volkes in den großen Städten sich in einem immer mehr zur Entartung führenden Stadium chronischer Unterernährung befindet, wie in neuester Zeit durch besonders dankenswerte, sehr gründliche Untersuchungen nachgewiesen worden ist. Der immer mehr zunehmende Alkoholismus ist zum großen Teil der Ausdruck der ungenügenden Ernährung, so möchte ich ihn wenigstens aufgefaßt wissen, nicht eo ipso als Ausdruck des Lasters.

Durch Belehrung in diesem Sinne zu wirken, die „physische Religion" ins Volk zu tragen, das hat sich der Deutsche Verein für Volkshygienie zur Aufgabe gemacht. —

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß durch nichts die Entwicklung des Menschengeschlechtes so gelitten hat, als durch den Mangel an richtiger Wertung des menschlichen Organismus. Wir können der Schule leider den Vorwurf nicht ersparen, daß sie ihre Aufgabe nach dieser Richtung hin immer noch nicht so erkannt hat, wie es die Bedeutung der Sache erheischt. Wenn in neuester Zeit in das stagnierende Gewässer der Schulgesundheitsfürsorge ein frischer Wind

hineingelangt ist, so sind es die Ärzte gewesen, welche die mühsame Pionierarbeit geleistet haben. Die Gesetze der Gesundheit müssen ebenso gut gelehrt werden wie die des Moralkodex, die Verletzung der Gesetze der Gesundheit müssen für den modernen Menschen ebenso den Begriff der Schuld involvieren wie die Verletzung eines Sittengesetzes.

Gibt es einen schreienderen Beweis für die Nichtachtung, welche man bisher dem menschlichen Körper erwiesen hat, wenn man von jedem Tanzlehrer für die Ausübung seines Berufes einen Befähigungsnachweis verlangt, während man jedem frei überläßt, menschliche Organismen zu „behandeln" und zu Objekten der Geldgier zu machen? Wie kann es anders sein, wenn „das Publikum" noch immer keinen Maßstab hat, der es befähigte, den falschen von dem wahren Sohn des Aeskulap zu unterscheiden? Nur bessere Selbsterkenntnis der körperlichen Technik und ihrer Störungen, höhere Wertung der vollen Integrität der physischen Lebensvorgänge kann dazu führen, dem Arzte ein höheres Maß von Wertschätzung zuzuerkennen, welcher das Studium der Inganghaltung des menschlichen Mikrokosmos sich zur Lebensaufgabe gestellt hat.

Erhaltung der individuellen Vollwertigkeit ist Erhaltung der nationalen Macht, Erhaltung der nationalen Zukunft! Es gibt keinen gesunden Staat ohne gesunde Individuen, die Gesellschaft kann kein anderes Gesicht zeigen als das Individuum, deren Summe sie darstellt. Alle großen Nationen der Vergangenheit sind an der individuellen Minderwertigkeit zu Grunde gegangen. Ich muß die Ansicht, daß die Hygiene es nur mit den Körpern zu tun habe, als eine subalterne bezeichnen: zur vollen Gesundheit gehört nicht nur ein robuster Körper, eine robuste Sinnlichkeit, sondern ebensogut eine robuste Sittlichkeit und ein robuster Charakter.

Es erscheint mir geboten, gerade heute wieder diese ethische Seite zu accentuieren, wo sich erneut eine Strömung geltend macht, die Naturwissenschaften in einen Gegensatz zu bringen mit dem religiösen Bekenntnis. Es wäre an der Zeit, endlich darüber klar zu werden, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene Erkenntnismethoden handelt, von denen jede ihr gutes Recht hat und von denen jede friedlich und brüderlich neben der anderen gehen kann. Es ist nicht richtig, daß die festesten Waffen für den Umsturz geschmiedet werden durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis! Die Wissenschaft an sich ist kein Wurm, der an den Wurzeln des Bestehenden nagt. Sie und speziell die Naturwissenschaft ist sich selbst Zweck, sie will der Wahrheit dienen, fühlt sich aber nicht eo ipso berufen, zu zerstören, was die Kanzel aufgebaut hat. Wissen ist Macht! Aber

die Macht soll verwendet werden, Kulturstein auf Kulturstein zu bauen! Deshalb war zu allen Zeiten ein guter Arzt auch immer ein guter humanitärer Beichtvater! Ich unterlasse nie, den ärztlichen Einfluß, besonders bei Kindern, über den Körper hinaus auszudehnen und neben ärztlichen Vorschriften auch andere mitzugeben, wie z. B. den kleinen Vers:

Schön ist's Kind, wenn deine Hand
Rein ist, wie auch dein Gewand —
Aber was du nie darfst missen:
Rein vor allem: Das Gewissen . . .!

Ich meine, es ist ein Fehler, mit den psychischen Imponderabilien nicht zu rechnen.

Die „Tiefenstimmung", welche auf unserem Volke lastet, ist eine Stimmung des Unterbewußtseins, als solche wird sie auch und nicht ohne Berechtigung von den Dekadenten als „Simplizissimus-Stimmung" bezeichnet. Diese Tiefenstimmung beruht zum großen Teil auf der Herabstimmung der physischen Qualitäten unserer Volksgenossen, auf individueller Minderwertigkeit. Wollen wir wieder uns aufrichten zu einer Höhenstimmung, wie sie dem germanischen Wesen immanent ist, so müssen wir in erster Linie dem gesamten Volke belebenden Trank aus dem Jungbrunnen der Volkshygiene reichen. Körperliche Integrität, sittliche Integrität, das sind die großen Heilmittel, die uns bitter not tun.

Man spricht und schreibt so viel über die immer mehr zunehmende „Nervosität" der Jugend von heute. Tiefer blicken! Die nervöse Verstimmung ist allermeist nichts weiter als der Ausdruck der inneren Haltlosigkeit, des latenten Inferioritätsgefühles, der inneren Leere, Hohlheit — sie ist die schwarze Maske verloren gegangener Ideale! Auch die Krankheiten der Volksseele wollen richtig diagnostiziert sein und verlangen für ihre Heilung einen geschulten und erfahrenen Psychiater!

Es ist daher nur ein naturnotwendiger Entwicklungsprozeß, welcher aus diesem Boden des Bestehenden heraus die volkshygienische Bewegung erwachsen ließ, für deren Gedeihen der Deutsche Verein für Volkshygiene die Rolle des liebevollen Gärtners übernommen hat. Was der Verein bringen will, ist „Licht, mehr Licht!" — hygienische Erkenntnis behufs besserer Regierung des individuellen menschlichen Organismus und damit zugleich auch des sozialen. —

Wenn nun die Volkshygiene die Anerkennung als sozialpolitischer Faktor gefunden hat, so ergeben sich für ihre Führer und Vertreter Pflichten, Aufgaben, denen genügt werden muß. Die Volkshygiene kann nur so lange als ernst zu nehmender Faktor gelten, als sie für das Gemeinwohl reale Werte schafft.

Noch steht der Verein im Anfange seiner Entwicklung, aber schon hat er Beweise einer gesunden Lebensenergie gegeben. Große Aufgaben sind es, welche noch erfüllt werden müssen. Der Verein muß überall Zentralstellen einrichten zur Erteilung von Rat in allen Fragen der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege. Energische Beteiligung an den Aufgaben, welche durch den festen Willen der Bekämpfung der Volkskrankheiten erwachsen, verlangen gebieterisch unsere Mitarbeit.

Im Vordergrunde stehen die Bekämpfung der Tuberkulose, Bekämpfung des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten, Schulhygiene, Nahrungsmittelhygiene, Hygiene der öffentlichen Flußläufe, Gesetzgebung für Frauen- und Kinderarbeit, Eisenbahnhygiene und andere wichtige Fragen. Bei der Enge der Zeit, welche uns hier zugemessen ist, ist es nicht möglich, alle Postulate eingehend und erschöpfend zu behandeln, welche die hygienische Sozialpolitik berühren; es mag mir gestattet sein, nur einzelne wenige Dinge zu besprechen, zu welchen ich etwas neues, eigenes glaube zu sagen zu haben.

Unsere Ideale der Volksgesundheitspflege lassen sich nur erreichen durch das unermüdliche, zielbewußte und planmäßige Zusammenarbeiten dreier Faktoren: der Presse, der Schule und der Familie, als deren Zentrum die Frau angesehen werden muß. Ohne diese Faktoren ist unsere Arbeit eitel, verlorene Liebesmüh'!

Wohl für keine Volkskrankheit gilt dies Erfordernis hingebungsvoller Zusammenarbeit mehr als für die Tuberkulose. Als 1899 zum erstenmal in den Räumen des Reichstagshauses ein Kongreß zusammentrat zur Behandlung von Vorlagen zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit, da wurden noch viele Ausdrücke der Befürchtung über ein ergebnisloses Bemühen laut. Da es aber in der Weltgeschichte nur ein Gesetz gibt, welches „der Erfolg" heißt und Erfolg das Leitmotiv des Kongresses von der ersten bis zur letzten Stunde seiner Tagung war, so durfte man berechtigt sein, den Berliner Kongreß als einen Markstein zu betrachten. Die Tuberkulose ist eine Volkskrankheit im vollen Sinne des Wortes. Sie hält ihren Einzug in die Hütte des Armen wie in den Palast des Reichen, sie macht nicht Halt vor den Stufen des Thrones, sie begleitet den Landmann wie das meerdurchschneidende Schiff. Sie erfordert als ein wirklicher Moloch Jahr für Jahr in Deutschland etwa 160,000 Opfer, während die Zahl der tuberkulös Erkrankten mit 1,200,000 Menschen bei uns wohl nicht zu hoch gegriffen ist. Aber von Jahr zu Jahr klärt sich das Wissen, vertieft sich das Verständnis für die praktische Bedeutung der gewonnenen Forschungsresultate, an denen die deutsche

Wissenschaft führenden Anteil übernommen hat. Wer mit offenen Augen durch das Leben geht, muß die Veränderung bemerken, welche das gesamte innere Leben und besonders der große Verkehr allein in der Richtungslinie der Bekämpfung der Tuberkulose durchgemacht hat. Man müßte schon mehr als ein Skeptiker sein, wenn man das, was hygienisch schon heute geleistet worden ist, nicht warmherzig anerkennen wollte.

Mit der Zunahme der Kenntnisse über die Lebensbedingungen des Parasiten nahm auch die Anschauung über die Heilbarkeit der Tuberkulose einen andern Weg. Immer mehr gelangte auch die hohe Wissenschaft an der Hand des konkreten Materials zu der Überzeugung, zu welcher schon vorher die praktischen Ärzte auf Grund der Erfahrung des täglichen Lebens gelangt waren, daß die Tuberkulose im Anfang eine recht wohl heilbare Krankheit sei. Von der Erkenntnis zur praktischen Betätigung war nur ein Schritt. Zu den bereits bestehenden privaten Anstalten für Tuberkulöse wurden die Volksheilstätten für Lungenkranke unter allgemeiner Beteiligung aller Kreise der Nation ins Leben gerufen, in denen sich die Menschenliebe, die vorurteilslose reine Humanität für alle Zeiten ein ragendes Denkmal errichtete.

In diesen Anstalten, unter günstigen hygienischen Verhältnissen, bei guter Luft, körperlicher Ruhe, vortrefflicher, richtig geleiteter Ernährung, findet Jahr für Jahr eine große Anzahl von Familienvätern und Müttern Genesung und Rückkehr in den Schoß der Familie. Die Heilstätten sind aber nicht nur bedeutungsvoll wegen ihrer unmittelbaren Rückwirkung auf das Volkswohl, sondern mindestens ebenso als die Pflanzschulen der Verbreitung der Normalien der Volksgesundheitspflege. Wohl in den meisten Heilstätten werden Vorträge gehalten über die Verhütungsmittel der Tuberkulose im speziellen und über die allgemeinen Grundlehren der Volkshygiene. So bringt jeder Genesene einen hygienischen Keim mit in seine Familie, in seine Heimat zurück, einen Keim, der sich zum Wohle aller entwickelt.

Als sehr bedeutsam für die Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter haben sich die Kinderheilstätten, die Seehospize, deren Zahl mehr als 30 beträgt, bewährt. Man mache sich klar, was es heißt, wenn mehr als 300000 Kinder Jahr für Jahr aus dumpfen, überfüllten Wohnungen, ungenügender Ernährung in die grünen Gelände gebracht werden, um hier den zarten Organismus widerstandsfähig zu machen gegen die andrängenden sozialen Gesundheitsschäden, insonderheit der immer drohenden Gefahr der Tuberkulose. Auch die Einführung der Schulärzte hat sich sehr bewährt, durch sie wird der an und für sich schon

in reichem Maße vorhandene Sinn für hygienische Fragen immer wieder neu geweckt und gefördert.

Wenn man heute zurückblickt auf das, was in den letzten Jahren geleistet worden ist, so kann man sich eines Gefühles der Bewunderung nicht erwehren. Hier sieht man, was geleistet werden kann, wenn die Räder der Staatsmaschine richtig mit in die der freiwillig arbeitenden Humanität eingreifen!

Wenn je eine praktische Erfahrung aus sich heraus ein berechtigtes Postulat aufgestellt hat, so ist es das, die freiwillige Wohlfahrtspflege einheitlich geleitet zu sehen. Ich muß darauf noch zum Schlusse mit einigen Worten zurückkommen! —

Leider dürfen wir aber nicht verschweigen, daß die berufene Nationalökonomie bis jetzt für diese Fragen der Sozialhygiene noch nicht die nötige barometrische Empfindlichkeit gezeigt hat. Fast allein des Gebietes der Wohnungsfrage hat man sich angenommen, aber, wie ich glaube, mehr als einer Frage für die industrielle Wohlfahrt als der Volkswohlfahrt an sich. Es ist nicht richtig, die ganze Sozialpolitik nur nach den Bedürfnissen der Industrie zurecht schneiden zu wollen; die Entwertung des Arbeitermaterials beruht nicht nur auf der Lohnfrage. Man nimmt in den Organen der Volksvertretung viel zu viel Rücksicht auf die großen Zentren und vernachlässigt die Lebensbedingungen der kleinen Städte und des platten Landes. Alle Ärzte, Geistliche, Lehrer, Bauern, welche auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege kundig und tätig sind, wissen, wo es fehlt: Schutz des Grundeigentumes, Bekämpfung des Wuchers, Eindämmung der Branntweinsucht, Förderung der genossenschaftlichen Hilfe in allen Formen, Anregung zum Obstbau — das sind Aufgaben für die hygienische und politische Gesunderhaltung des Volkes.

Schon wiederholt und zuletzt in meinem für den internationalen Tuberkulose-Kongreß in Neapel bestimmten Vortrage habe ich darauf hingewiesen, daß eine erfolgreiche Bekämpfung der Infektionskrankheiten und speziell der Tuberkulose nicht möglich ist ohne eine Regulierung der Wohnungsverhältnisse. Enge Wohnungen sind der größte Feind der menschlichen Kultur, der Ethik der Volksgesundheit. Ich erblicke in den überlegten Wohnungen der Armut die eigentlichen Quellen alles sozialen Elendes des Körpers und des Geistes, die Brutstätten des Lasters aller Art, den nie austrocknenden Sumpf der gesamten Kriminalistik.

Wenn sich, wie der Dichter sagt, das Getriebe der Welt erhält durch Hunger und durch Liebe, so pflanzt sich das Verbrechen, heiße wie es wolle, in erster Linie durch enge Wohnungen wie eine ewige Krankheit fort.

Es gereicht uns zur großen Freude, daß die hygienischen Postulate, nachdem sie als sozialpolitische Faktoren von nicht zu unterschätzender Bedeutung erkannt worden sind, nunmehr in der Form des preußischen Wohnungsgesetzentwurfes eine realpolitische Bedeutung gewonnen haben. Es liegt auf der Hand, daß einem solchen in die intimsten Verhältnisse einschneidenden Gesetz noch mehr als einem anderen Unvollkommenheit anhaften müssen. Wenn man dem preußischen Entwurfe zum Vorwurfe machen will, daß zu seinen Grundlinien die Erfahrungen der Berliner Enqueten, resp. die einiger Großstädte und Industriebezirke gedient haben, daß die Bedingungen Berlins für Halle, Erfurt, Magdeburg usw. nicht passen, so möchte ich darin einen Nachteil in keiner Weise erblicken. Ein Wohnungsgesetz kann immer nur ein Rahmengesetz sein, nur um die Festsetzung gewisser hygienischer Minimalforderungen kann es sich in ihm handeln.

Die Minimalforderungen stellt man auf Grund der ungünstigsten Befunde auf. All unser Bemühen bleibt halbe Arbeit, wenn es nicht gelingt, der Wohnungsfrage energisch auf den Leib zu rücken. Mit Zittern und Zagen hat man sich an diesen Fels herangewagt, heute sehen wir schon: Der Berg bewegt sich! In der Großindustrie entstehen immer mehr Arbeiterwohnungen nach mustergültigen Plänen, Baugenossenschaften, Bauvereine bilden sich überall, kurz — neues Leben blüht überall auf dem Boden, welcher durch die Allerhöchste Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881 urbar gemacht worden ist.

Das kräftigste Mittel aber zur Verhütung, die Verbesserung der menschlichen Wohnung, hat uns das Invaliden-Versicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 beschеert. Das Gesetz erlaubt, daß die Gelder, bis zur Hälfte in nicht mündelsicherer Weise angelegt, zum Bau von Arbeiterwohnungen verwendet werden dürfen. Wir müssen sagen: Jeder Groschen, der auf diesem Gebiete ausgegeben wird, wird 100- und 1000fältige Frucht tragen, nicht nur für die Volksgesundheit, sondern für die Moral, die sittliche innere Festigung des gesamten Volkes. —

Bisher hat man die Stimme des sozialen Hygienikers im sozialen Konzert gern überhört, er hat offenbar zu leise, zu bescheiden gesprochen. Man wird sich daran gewöhnen müssen, in der Zukunft den Vertretern der sozialen Hygiene Sitz und Stimme im Rat zu erteilen. Man wird es gern tun, sobald man erst in Fleisch und Blut die Erkenntnis aufgenommen hat, daß jede hygienische Frage zugleich eine soziale und eine moralische ist. Mit der Aufwärtsbewegung der öffentlichen Tätigkeit des Arztes wird auch die Aufwärtsbewegung seiner Bewertung parallel gehen. Der Stand der Ärzte ist derjenige, welcher

mit allen Schichten der Gesellschaft die intimste Fühlung hat, er ist in seiner innerpolitischen Bedeutung auch noch nicht annähernd richtig erkannt worden. Der Arzt, wie er sein soll — nur von diesem ist hier die Rede — ist als solcher eine der festesten Stützen des Staates.

Ich muß es geradezu als eine Ehrenpflicht jedes deutschen Arztes bezeichnen, wenigstens den beiden größten humanitären Vereinen, dem Deutschen Verein für Volkshygiene und dem Roten Kreuz, als ordentliches Mitglied anzugehören, eine Pflicht, die wirklich für den einzelnen kein Opfer in sich schließt. Ja ich schrecke nicht davor zurück, diese Verpflichtung auf jeden Deutschen auszudehnen, der sein Vaterland liebt. Der humanitäre Gedanke hat eine große werbende Kraft! Sorgen wir dafür, daß die Kraft noch mehr zur Entwicklung kommt als bisher.

Es ist ein kategorischer Imperativ unsrer Standesehre, in der hygienischen Erziehung des Volkes die Führung zu übernehmen und eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, die volkshygienische Bewegung zu unterschätzen. Lassen die Ärzte wieder einmal die Gelegenheit vorübergehen, hier führend in eine immer mehr wachsende Kulturbewegung einzutreten, so wird ihnen der Zügel auf diesem Gebiete von Utilitariern aus der Hand genommen werden, und zu spät werden sie wieder einmal einsehen, daß die Gelegenheit verpaßt war, Einfluß und Initiative zu gewinnen. Der Arzt soll nie vergessen, daß er der Träger einer Kulturmission ist und kein Gewerbetreibender. Es besteht zur Zeit die Gefahr, daß im harten Kampfe des Daseins dieses Bewußtsein verloren geht. Aber die Gefahr wird vorübergehen.

Auf dem Gebiete der Volkshygiene soll der Arzt als berufener sozialhygienischer Lehrer sich betätigen, er soll im täglichen Leben zeigen, daß er seinen Beruf nicht nur als negotium, sondern auch als ein nobile officium betrachtet. Nur der humanitäre Gedanke gibt unserm Berufe den ihm seit Menschengedenken immanenten Wert. Wenn man Arzt wird, muß man sich klar sein, daß man eine ideale Laufbahn einschlägt, und wer für Ideale nicht schwärmt, was man ja dem einzelnen nicht übel nehmen kann, der soll sonst was werden, nur nicht Arzt. Der Staat wird zu der Einsicht kommen müssen, daß dem nobile officium der Ärzte ein solches auch als Äquivalent von seiten der Regierungen gegenübergestellt werden muß. Man wird zu der Einsicht kommen, daß die Hebung des ärztlichen Standes ein Gebot der politischen Klugheit ist, und so wird der Trieb der Selbsterhaltung bewirken, was das platonische aktenmäßige Wohlwollen nicht vermochte. —

Das Gebiet der Volkshygiene muß notwendigerweise hier und da mit den Interessen anderer Gruppen sich berühren, aber Kollisionen lassen

sich durch richtige Weichenstellun bei gegenseitigem Entgegenkommen vermeiden und ein Zusammenstoß ist nicht notwendig. So sehr ich die Hilfe des Staates zu schätzen weiß, so sehr bin ich davon überzeugt, daß die hygienische Befreiung des Volkes nur aus sich selbst heraus erfolgen kann. Die Aufgabe der Volkshygiene ist erst dann voll erfüllt, wenn sie aus einer Hygiene „für das Volk" eine solche „aus dem Volke heraus" geworden ist.

Wenn wir aber das auch theoretisch erklären, so können wir doch darauf nicht warten, daß die hygienische Erkenntnis ein Volksbesitz geworden ist. Die Gesellschaft hat, wie der einzelne, das Recht und den Trieb der Selbsterhaltung und muß sich schützen und ihre Macht gegen das Individuum, welches hygienisch schädigend auf die Gesamtheit wirkt, geltend machen. Es ergibt sich hieraus, daß auch für das Gebiet der sozialen Hygiene die Klinke der Gesetzgebung nicht ausgehoben werden kann.

Aber auf das innigste zu wünschen bleibt, daß das Gesetz erst dann als reife Frucht segnend auf das Volkswohl herniederfällt, wenn die Furche in dem Acker des Volkswohles durch die freie Tätigkeit der humanitären Vereine tief gezogen ist, so daß eine gute Ernte erwartet werden kann.

Die Volkshygiene will jedem eine gewisse Freiheit lassen, sie will niemand verletzen, aber sie soll auch niemand fürchten. Es ist durchaus unwahr, wenn man uns nachsagt, daß wir gegen die Gastwirte kämpfen, im Gegenteil, wir wollen sie ja zu unsern Mitgliedern haben. Wir bekämpfen im Volksinteresse, im Lebensinteresse unserer Nation die zerstörende Schädlichkeit des Dämon Alkohol, der durch Mißbrauch sich anschickt, an den Wurzeln der Volkskraft sein Vernichtungswerk zu üben. Wir haben noch nicht gewußt, daß der ehrenwerte Stand der Gastwirte sich mit den Alkoholisten solidarisch erklärt hat. Wenn es keine Betrunkenen mehr gibt, geht der Gastwirtstand so wenig zu grunde, als in Berlin ein Droschkenkutscher durch die Pferdebahn und die elektrischen Bahnen zu grunde gegangen ist. Und wenn auch — fragt man denn bei dem Bau von Eisenbahnnetzen, Hochbahnen, Untergrundbahnen danach?

Wir vertreten auch hier zunächst den Standpunkt der freiwilligen Einigung, wir wünschen einen Vergleich zu schließen und nicht einmal einen fetten, wie es bei Gericht heißt. Wir verlangen zunächst nur, daß kein Gast, dem es nicht paßt, Alkohol zu sich zu nehmen, durch allerlei Belästigungen gezwungen werden soll, Alkohol zu trinken. Wir verlangen, daß die Gastwirte alkoholfreie Getränke ebenso gut führen sollen als alkoholhaltige. Ist denn das so etwas unerhörtes?

Wenn wir schließlich im Volksinteresse, weil es sich um eine Lebensfrage der Nation handelt, noch die Uneinklagbarkeit der Trinkerrechnungen verlangen, so kann doch jeder anständige Wirt nur zustimmen, wie es denn in der Tat auch geschieht.

Wir kämpfen nicht „gegen" den Alkohol, wie wir in allen Beziehungen den Standpunkt der positiven Reform verfolgen. Wir treten zunächst ein „für" eine Gasthausreform in dem Sinne, daß dem Gasthaus der Charakter wiedergegeben werde, den es verloren hat. Deshalb reden wir auch nicht von „Wirtschaft", wir wünschen, daß in dem Gasthaus auch jemand, der eine Zeitung lesen, eine Partie Billard spielen will, ohne dazu ein Maß Bier trinken zu wollen, dazu Gelegenheit geboten wird. Wir wünschen also Versammlungshäuser ohne Wirte- und Kellnerherrschaft; wir wünschen ebensolche Musikhäuser, Studienhäuser für Fortbildungslustige, Lesehallen, Billardsäle, Kegelbahnen, Spielgärten für Groß und Klein; wir wünschen Thermen und Säulenhallen, wie sie die alten Römer hatten. Wir wünschen hübsche Trinkbrunnen hie und da in den Straßen, an den Kirchen und Rathäusern, in den öffentlichen Anlagen und an Landstraßen und weiter wünschen wir praktische Schutzhütten gegen Sonnenglut, Nässe und Wind zu Gunsten der Spaziergänger, namentlich aber auch zu Gunsten derer, die auf den Straßen ihre Arbeit verrichten und ihre Mahlzeiten nicht daheim haben können. Oder kostet das alles, was wir vorschagen, allzuviel Geld? Es kostet lächerlich wenig im Vergleich mit dem, was der Alkoholdrache beständig verschlingt. Wenn unsere Staaten und Gemeinden einmal die große öffentliche Verschwendung abstellen, daß sie Schank- und Kleinhandelskonzessionen, also sehr einträgliche Sachen, an zudringliche Privatspekulanten verschenken, wenn diese Rechte nur unsern gemeinnützigen Gesellschaften überlassen werden, dann machen wir uns anheischig, die Mittel zu allen genannten Wohlfahrtseinrichtungen zu beschaffen. Wer die norwegischen Branntwein-Samlags kennt, weiß, daß das keine Prahlerei ist.

Der deutsche Verein für Volkshygiene hat es sich zur Aufgabe gemacht, das hygienische Gold der täglichen Arbeit des Gelehrten in kleine Münze umzusetzen und unter das Volk zu bringen und durch regen Umsatz zu verhundertfachen. Ich möchte erneut den Standpunkt vertreten, daß die volkshygienische Arbeit im wesentlichen eine solche der aufklärenden Pionierarbeit sein muß.

Alle sozialen Schädlinge sind schwer zu fassen, wenn nicht der Volkswille sich ihnen entgegenstellt. Gelingt es, den Volkswillen in die richtige Bahn zu leiten, so ist der Erfolg gewiß. In allen Fragen der Volks-

gesundheit liegt der Schwerpunkt in der Belehrung, in der Bekehrung. Die Hygiene muß in den Volkswillen aufgenommen werden! Der Staat ist nicht im stande, durch die Gesetzgebung allein die Volkshygiene durchzuführen. Sie braucht den Sonnenschein der Freiheit zu ihrer Weiterbildung.

Wie wenig wirksam staatliche Bestrebungen allein auf dem Gebiete der Volkshygiene sind, zeigt der Erfolg des an sich so außerordentlich dankenswerten Erlasses des preußischen Eisenbahnministers Budde, der die Bereitstellung kalten Wassers an den Zügen anordnet. Dem Erlaß wird nachgekommen, aber in welcher Weise. Wenn der Zug einläuft, laufen eine Reihe von Kellnern und Kellnerjungen an dem Zuge entlang. Der eine schreit „Bier", der andere „Kognak", der dritte „Weißwein", „Rotwein", und ganz im Hintergrund steht ein schüchternes Mägdelein mit einem Korb, in dem sich die Wasserflasche befindet. Niemand weiß, zu wem sie gehört und von wannen sie kam. An einzelnen Orten stehen die Wasserflaschen in der Prellsonne auf einem Tisch. Das Wasser ist natürlich ungenießbar, dem Erlaß des Herrn Ministers aber genügt.

Die Volkshygiene hat das eigentümliche Geschick gehabt, daß man sie mit ihren Tendenzen in die Parteischablone pressen wollte. Es scheint ein Grundgedanke unserer Zeit zu sein, daß nichts sein kann, es muß denn auf ein Programm eingeschworen sein. So sagten denn etliche: Die Volkshygiene ist eine Genossin der Sozialdemokratie. Andere: Die Volkshygiene steht im Dienste des Kapitalismus!

Die Volkshygiene ist sozial, denn sie wendet sich an das Volk in seiner Totalität, an jeden einzigen Volksgenossen vom Throne bis zur Hütte. Sie will die Verbrechen an dem Sanktuarium des menschlichen Körpers vor ihr Forum ziehen, sie will, daß die Gebote der Hygiene ebenso beachtet werden, wie die Paragraphen des Strafgesetzbuches und daß man auf den Verbrecher am eignen Leibe ebenso mit Fingern zeigt wie auf den Verbrecher auf der Bank des Kriminals!

Ist die Volkshygiene in diesem Sinne, in diesem höheren ethischen Sinne sozial und demokratisch, so ist sie auch anderseits voll, durch und durch kapitalistisch, denn sie predigt das neue Evangelium des Kapitalismus — wer Ohren hat zu hören, der höre! — welches lautet:

„Das wichtigste Kapital ist der Mensch!" —

Nachdem wir nun, wie ich hoffe, in der Überzeugung gefestigt sind, daß die von dem Deutschen Verein für Volkshygiene verfolgten Ziele patriotische Ziele sind und integrierend für das Volkswohl, so erscheint es wohl auch gerechtfertigt, die Forderung zu stellen, daß alle Wege

geebnet werden, um einer segensreichen Kraftentfaltung freie Bahn zu lassen. Für die Eröffnung der neuen Bahn halte ich es für unerläßlich notwendig, daß das gesamte Medizinalwesen aus dem Kultusministerium herauskommt und ein eignes Ministerium, ein besonderes Arbeitsfeld, bildet. Dieses neue Ministerium sollte nicht nur die alten Abteilungen übernehmen, sondern auch vor allem dahin streben, die große Anzahl humanitärer Vereine behufs einheitlicher Leitung in enger Fühlung zu halten. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, es soll durchaus nicht etwa den Vereinen die freie Tätigkeit beschnitten und schematisch reglementiert werden, sondern die ganze freie, auf die Volkswohlfahrt gerichtete Hilfstätigkeit soll ein Zentrum erhalten, durch Normierung einheitlicher Gesichtspunkte soll die notwendige Einheit der Kraft erzielt werden.

Aus diesem Grunde würde ich auch für das neue Ministerium nicht den Namen „Medizinalministerium" für wünschenswert halten, sondern die offizielle Bezeichnung „Ministerium für Volkswohlfahrt", um gleich im Namen den umfassenderen Bereich auszudrücken. Es ist wohl kein Zweifel, daß ein solches „Wohlfahrtsministerium" von vornherein auf eine große Popularität zu rechnen hätte; es müßte allerdings immer in enger Fühlung mit allen Schichten der Bevölkerung bleiben.

Man könnte sagen: das sind curae posteriores. — Nein, das sind sie nicht, sondern Urkunden, die gleich mit in das Fundament gelegt werden müssen, Richtungslinien, von deren Innehaltung das Wohl und Wehe von Millionen abhängt!

Eigentlich ist ja, da jedes Ministerium ein solches für Volkswohlfahrt ist, ein solches unter der besonderen Flagge ein Pleonasmus, indes — die Sprache geht ihren eigenen Weg und jedermann im Volke wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wie das „Wohlfahrtsministerium" gemeint ist.

So lange die Hygiene noch in den Kinderschuhen gesteckt hat, war sie ja dort ganz leidlich aufgehoben, jetzt ist sie aber ausgewachsen, und wie das erwachsene Kind Vater und Mutter verläßt und einen eigenen Hausstand gründet, so erfordert auch die Volkshygiene ein eigenes Ministerium in irgend einer Form. Nur das Prinzip ist aufzustellen: an der Spitze dieses eigenen Ministeriums für Volkswohlfahrt ausnahmsweise einmal ein Mediziner und nicht ein Jurist. Die physische Religion, die wir predigen, soll nicht unter dem Kultus stehen, sondern neben ihm. Wir können nicht zugeben, daß der Kultus für die Erhaltung des Staats eine größere Bedeutung hat als die Hygiene. —

Noch ein Wort über unser Verhältnis zur sogenannten „Naturheilmethode". Es scheint deren Vertretern vor allem darauf anzukommen, dem Publikum klar zu machen, daß sie mit der „Schulmedizin" gebrochen haben. Denn sonst wäre doch die Bezeichnung: diätetische und physikalische Behandlungsweise einfacher und sprachlich wohltuender!

Wenn die Anhänger der Naturheilbewegung die hygienische Aufklärung fördern wollen, so sind sie unsere Bundesgenossen und werden als Mitglieder des Deutschen Vereins für Volkshygiene volle Gelegenheit finden, diesem Bestreben Genüge zu tun, sie werden fest darauf rechnen können, uns Schulter an Schulter neben sich zu sehen. Was uns trennt und zwar durch eine unüberbrückbare Kluft, das ist, wie schon der tendenziöse Name sagt, — das „Heilen". Die heilende, ärztliche Tätigkeit weist der Deutsche Verein für Volkshygiene als eine Überschreitung der hygienischen Kompetenz ab. Die Naturheilkünstler betreiben ein Geschäft, sie leben von ihrer „Bewegung", wir Volkshygieniker zahlen wohl ein, aber auf eine Rente rechnen wir nur insofern, als wir eine solche in dem zunehmenden Volkswohl sehen wollen, für uns selbst fällt nicht der geringste Obolus ab. —

Als Gladstone seiner Zeit das Wort aussprach: „daß der Arzt berufen sei, der frei gewählte Führer der Menschheit zu werden" — da begegneten seine Worte sowohl innerhalb als außerhalb des Parlaments manchem Kopfschütteln. Die hier zum Ausdruck gebrachte Auffassung war so neu, so befremdend, daß man sie nicht recht unterzubringen wußte. Es ist recht bemerkenswert, daß die allmählich heimatsberechtigt gewordene These des „grand old man" gerade in unseren Tagen öfter zitiert worden ist, heute, wo man kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen kann, ohne von der Proletarisierung des ärztlichen Standes zu lesen.

Das vergangene Jahrhundert war im wesentlichen eine Zeit des technischen Imperialismus, des Verkehrs. Leider war es aber auch in seinen letzten Dezennien ein destruktives, denn es läßt sich nicht leugnen, daß der gigantische Riesenschritt der Technik den Sinn für das rein Praktische ins Ungemessene gesteigert, den Sinn für eine ideale Lebensauffassung geknebelt, die überkommenen sittlichen Lebensnormen als Plunder, als sittliche Überfracht mit cynischem Hohnlächeln über Bord geworfen hat.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so macht sich bereits an dem großen Schwungrad der Zeit, der rein mechanischen Lebensauffassung eine gewisse Neigung zum Langsamgehen bemerkbar, wer weiß, ob es nicht bald wieder einmal nach der Seite des Idealismus sich wendet —? Im

Volke lebt bereits, wenn auch vielleicht noch unter der Schwelle des klaren Bewußtseins, die Sehnsucht nach dem Idealen wieder auf, wenigstens betrachten wir das unverkennbar in allen Schichten der Nation so prägnant hervortretende Interesse für alle Fragen der Gesundheitspflege als ein auf idealer Basis beruhendes. Das Volk sehnt sich nach idealen Zielen, geben wir ihm die Hygiene als ein solches! Wahrlich, ein edles Ziel!

Der Kaiser hat unlängst nach der Entgegennahme eines Berichtes über Ergebnisse von Untersuchungen der Schulkinder, deren Resultate nicht sehr glänzend waren, gesagt: „Helfen Sie, daß es besser werde!" In diesen Worten liegt ein Programm, ein Programm jenseits von Partei und Dogma, jenseits von Rasse und Klasse — ein Programm des Zusammenschlusses für alle, welche ein Vertrauen auf die Zukunft haben.

Das Programm des Kaisers ist das Programm des Deutschen Vereins für Volkshygiene! — Hier ist also die Arena, in welcher jeder Volksgenosse sich zum besten des Allgemeinwohles betätigen kann, hier ist jeder Mitarbeiter willkommen und als vollwertiges Mitglied angesehen.

Der Deutsche Verein für Volkshygiene arbeitet nicht im Dienste einer Person, sondern im Dienste einer Sache, im Dienste der allein die Zukunft garantierenden körperlichen und sittlichen Kraft unseres Volkes. Denn wir können eine Theorie der Möglichkeit der Existenz einer geordneten Volksgenossenschaft ohne sittliche Grundlinien unmöglich anerkennen. Eine solche ist nichts weiter als ein soziales Irrlicht der allerschlimmsten Sorte. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch die sittlichen Begriffe einer Wandlung unterworfen sind — wer zweifelt daran, der im Buche der Vergangenheit zu lesen versteht? — aber die Formen wechseln, die Sittlichkeit bleibt.

Die Zeit ist da, um das Erbe der wissenschaftlichen Hygiene in das Volk hineinzutragen. Eine wissenschaftliche Hygiene, die in den Bibliotheken bleibt, ist ein totgeborenes Kind und wenn je das Wort von dem dringenden Bedürfnis eine Berechtigung hatte, so ist es hier. Die Zukunft unserer Nation beruht auf ihrer Macht, die Macht auf der Schärfe des Schwertes. Aber — nicht die Waffe macht den Helden, sondern die urwüchsige Kraft, mit welcher sie geschwungen wird. Darum bleibt in letzter Instanz als ultima ratio aller Politik die Volksgesundheit, sodaß ich mein offenes Bekenntnis dahin ablegen will:

Keine Zukunft ohne Volksgesundheit! Keine Volksgesundheit ohne den Arzt als hygienischen Erzieher!

Die soziale Reformarbeit, welche wir treiben, wird erst von den kommenden Geschlechtern in ihrer ganzen Größe und Bedeutung erkannt

und gewürdigt werden können. Unsere Zeit wird in der Zukunft als eine Zeit der hygienischen, der biologischen, anthropologischen Reformation erscheinen, einer Reformation, welche im Zeichen einer kosmologischen Humanität geboren wurde und unter der unbewußten Einwirkung einer allumfassenden Liebe gedieh. Und ist ein solcher Vorgang nicht natürlich in einer Zeit, in welcher wir gelernt haben, daß jedes lebende Wesen, jedes Protoplasmaklümpchen, welches scheinbar ziellos sich bewegt, mit dem andern verbunden ist durch den verbindenden Äther, welcher von dem großen Lebenszentrum, der Sonne, Licht und Leben gibt allem, was atmet?!

Erfüllung.

Was die Wolke lenkt auf ihren Wegen?
Überströmen will sie einst im Regen.

Sag, was flüstert aus den kahlen Ästen?
Sehnsucht nach umlaubten Frühlingsfesten.

Was doch schimmert aus des Mägdleins Augen?
Einem Andern soll ihr Strahlen taugen.

Jedem Sein bricht so durch die Umhüllung
Tiefsten Wesens Sehnsucht nach Erfüllung.

Karl August Rückinghaus.

Grillparzers Briefe und Tagebücher.

Von

Moritz Necker.

Man hört oft, und gerade von wahren Kennern und Liebhabern der Kunst, Klage darüber führen, daß sich die moderne Literaturgeschichtsforschung nur allzueifrig bemüht, Dokumente zur Kenntnis des privaten Lebens unserer großen Dichter herbeizuschleppen, und daß sie damit die Gefahr heraufbeschwört, die Aufmerksamkeit des großen Publikums mehr auf die Künstlerbiographien als auf die Kunstwerke selbst zu lenken. Der Personenkultus unseres Zeitalters ersetzt den Kultus der Sachen, der Kunstwerke, durch die ihre Schöpfer erst berühmt und interessant geworden sind. Man kann getrost sagen, daß heutzutage von hundert gebildeten Deutschen gewiß mehr als die Hälfte Goethes Liebesgeschichten besser kennen, als seine Liebesgedichte . . . . . Diese Klagen sind gewiß berechtigt, und prinzipiell muß man sich mit ihnen einverstanden erklären, die biographische Forschung soll den künstlerischen Genuß nicht überwuchern, die ästhetische Betrachtung nicht verdrängen. Insbesondere wünschen wir dies nicht im Falle Grillparzer, der nun erst anfängt, in die breiteren Schichten des Lesepublikums zu dringen. Ihn am wenigsten lernt man durch seine Biographie kennen; man muß im Gegenteil schon recht erfüllt von der Schönheit und Gemütstiefe seiner Dichtungen sein, um sich für seine Lebensgeschichte zu erwärmen. Nur die Bewunderung seiner Kunst läßt uns zu gerechten und liebevollen Richtern seiner Person werden, die uns dann allerdings mit ihren merkwürdigen Eigentümlichkeiten tragisch fesselt. Wenn sonst die biographische Forschung des Guten zuviel getan haben mochte: bei Grillparzer hatte sie in der Tat eine große Aufgabe zu erfüllen, denn es dauerte lange, bis man in ein richtiges Verhältnis zu ihm geriet. Wir wollen gar nicht von der Zeit vor 1872, vor der ersten Gesamtausgabe seiner Schriften sprechen, als man noch Mühe hatte, seine auf ehrwürdigem Löschpapiere gedruckten Dramen zu Gesicht zu bekommen, als noch keine Sammlung seiner Gedichte vorlag und man vom Umfang seiner ge-

lehrten Studien keine Ahnung hatte. Wenn damals auch die Kenner nicht darüber hinaus kamen, daß er ein „Schwarzgelber" war, und daß er im „Treuen Diener seines Herrn" den „erbärmlichsten Servilismus" verherrlicht hätte, so wollen wir uns nicht darüber wundern. Spielt einmal die Politik in das Kunsturteil hinein, so macht sie bekanntlich blind und taub. Aber es war auch nach dem Erscheinen der ersten Gesamtausgabe nicht leicht, zu einem klaren Urteil über Grillparzer zu kommen. Auf der einen Seite erregten die poetischen Werke, die nun wie aus dem Grabe erstiegen schienen und um drei mächtige Tragödien bereichert waren, die aufrichtige Bewunderung so bedeutender Kenner wie Gottfried Keller und Gustav Freytag. Auf der anderen Seite lag jetzt zum ersten Male gedruckt die Selbstbiographie Grillparzers vor, ein Werk der tiefsten Verbitterung, der Klage und Anklage, dem es stellenweise auch sogar an Kleinlichkeiten nicht fehlte. So reich der Geist erschien, der sich in dieser schonungslosen Seelenbeichte offenbarte: mit seinen knappen, aber meisterlichen Porträts zeitgenössischer Persönlichkeiten, mit seinen tiefsinnigen ästhetischen Bemerkungen, mit seiner großen Umschau über das ganze Zeitalter — liebenswürdig erschien der Selbstbiograph trotz alledem nicht. Und dennoch wiederum fesselnd. Was war das für ein Mann, der so grausam von seinem eigenen „knabenhaften Benehmen" bei Goethe berichten konnte? oder der seine eigene Schwäche, die Hypochondrie, die ihn bald mit tiefstem Mißtrauen, bald mit großem Stolz auf sich selbst erfüllte, so offenherzig darlegte? Diese Offenherzigkeit, diese Ehrlichkeit — so weit entfernt von der Selbstgefälligkeit Jean Jacques Rousseaus! — mußte doch wieder für den Selbstbiographen einnehmen! . . . Und so drängte sich der Forschung eine ganze Reihe von Fragen auf: Woran lag es denn, daß dieser offenbar geniale Mann so unglücklich wurde? Wer trägt die Schuld? Er selbst? oder sein Zeitalter, daß er so scharf kritisierte? jener Vormärz, den er so anklagte? jenes österreichische Beamtentum, das er so haßte? jene zeitgenössische Kritik, die ihn so oft mißhandelt hatte und die er von Saphir bis Gervinus so verachtete? Und dann: Grillparzer hatte in der Selbstbiographie geschrieben: „Ich bin zwar Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der Anderer." Er hatte also noch Geheimnisse! Er deutete öfters an, daß er hätte heiraten sollen, aber es doch nicht tat, aus verschiedenen Gründen nicht. Er war 62 Jahre alt, als er die Selbstbiographie schrieb, und noch immer ging ihm die Heiratsgeschichte nach! Was war das für eine Geschichte! Keine gemeine Neugier war es, die diese Frage stellte. War er doch der Dichter der schönsten deutschen Liebestragödie „Des Meeres und

der Liebe Wellen"; die schönsten Frauengestalten der deutschen Bühne hatte nächst Goethe er geschaffen: Sappho, Melitta, Medea, Libussa, Rahel, Ottokar, die Königin Margarethe — und in der Liebe war dieser große Frauenkenner selbst unglücklich? Wie ist das zugegangen?

Vor diesem Wald von Fragen sah sich die Forschung auch nach dem Erscheinen der Selbstbiographie Grillparzers, welche zunächst die Hauptquelle seiner Lebensgeschichte wurde. Und in einer nunmehr fast dreißigjährigen Arbeit ist die Antwort auf alle diese Fragen in einer schon recht umfangreichen Grillparzer-Literatur gegeben worden. Man ließ keine Zeile seiner Selbstbiographie unberührt. Die Führung in dieser Forschung fiel zunächst den Verwesern seines umfangreichen handschriftlichen Nachlasses zu, der in der Wiener Stadtbibliothek aufbewahrt wird und zum allergrößten Teile in der zwanzigbändigen Ausgabe von Grillparzers Werken abgedruckt wurde. August Sauer und Carl Glossy besorgten diese Publikation, und seit 1891 erschien das von Glossy herausgegebene Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, das zum Mittelpunkt der Grillparzerstudien geworden ist. Hier erschienen zum Teil stückweise und in die einzelnen Jahrgänge zerstreut zuerst Grillparzers Briefe und Tagebücher, die Glossy und Sauer jetzt vereinigt, geordnet und durch wertvolle neue Brieffunde bereichert in zwei schönen Bänden mit einem überaus sorgfältigen Kommentar als „Ergänzung zu seinen Werken" herausgegeben haben (Stuttgart, Cotta). In der Hauptsache ist damit die Grillparzer-Forschung, soweit sie aktenmäßiges, archivalisches Material betrifft, abgeschlossen. Es liegt zwar noch ein Paket von Schriften des Dichters in der Stadtbibliothek, das erst 50 Jahre nach seinem Tode, also 1922, eröffnet werden darf; doch dürften schwerlich wesentliche Ergänzungen seiner Biographie zu erwarten sein.

Die Frage, die sich uns zunächst entgegenstellt, ist nun die: inwiefern bilden diese Briefe und Tagebücher eine Ergänzung zu seinen Werken? Und darauf muß geantwortet werden: sie ergänzen sie sowohl durch ihre Form als auch durch ihren Inhalt. Ein Schriftsteller vom Range Grillparzers ist auch als Briefschreiber interessant. Ist er gar auch historisch so bedeutsam wie er geworden, dann ist jede Äußerung von ihm wertvoll, sogar die verschiedene Nüanzierung seiner Äußerungen über dieselben Dinge.

Viele Briefe hat nun Grillparzer überhaupt nicht geschrieben. Trotz emsigster Forschung hat man nur 284 Briefe — worunter viele recht belanglose — zusammentragen können. Das ist für ein achtzigjähriges Leben auffallend wenig. Von Goethe besitzen wir mehr denn 6000. Schillers Briefwechsel mit Körner allein ist doppelt so umfangreich als

das Bändchen sämtlicher Briefe Grillparzers. Er schrieb nicht gern Briefe. Zunächst wegen der schon in der Selbstbiographie bekannten übergroßen Schamhaftigkeit, sein Inneres bloß zu legen. Dieses Bekenntnis findet sich auch in den Briefen wieder, und zwar in einem an Kathi Fröhlich gerichteten Schreiben vom Juli 1826, das wir hier zitieren wollen. Es lautet:

„Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute gibt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Äußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch die Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben."

Beiläufig sei bemerkt, daß man diese übergroße seelische Schamhaftigkeit gewiß mit der unglücklichen Erziehung in Zusammhang bringen darf, die Grillparzer durch seinen Vater erhielt. Man denke sich den genialen und überaus sensiblen Knaben, der schon als sechs- und siebenjähriger überaus viel las und höchst phantastisch angeregt war, an der Seite eines Vaters, der jeder Gefühlsäußerung mit harter Strenge entgegentrat und keinerlei Vertraulichkeit zwischen sich und seinen drei Knaben, die ihn sehr liebten, aufkommen ließ. Diese Härte schüchterte das junge Dichtergemüt so ein, daß es für sein ganzes Leben die Spuren davon mit sich trug, wie es ja überhaupt alle Jugendeindrücke (zumal die künstlerischen) für immer festhielt und, sei's im Üblen oder im Guten, fortbildete.

Also Grillparzer schrieb wenig Briefe. So weit ging seine Unlust daran jedoch nicht, daß er — einmal am Schreibtisch, die Gedanken einem lieben Freunde zugewendet — nicht manchen persönlich gehaltvollen Brief geschrieben hätte. Je weniger kokett er war, je weniger „bedeutend" er (à la Hebbel) sein wollte, je mehr er sich darauf beschränkte, bei der Sache zu bleiben, momentaner Stimmung Ausdruck zu geben, umso wertvoller sind uns diese Briefe. Er war auch nicht ganz so verschlossen, wie er im angeführten Zitat klagte; es fanden sich doch immerhin Menschen, die seine allzugroße Seelenkeuschheit überwanden, denen er so zugetan war, daß sich ein herzlicher Ton, ein vertrauliches Bekenntnis in den Brief ungesucht einschlich. So empfindsam und mimosenhaft in sich ver-

steckt Grillparzer auch war, so dankbar war er doch für alle Liebe, die ihm entgegengebracht wurde. Die Herzlichkeit des Wortkargen erhöht den Reiz seiner Äußerungen. Man muß nur zu lesen wissen. Wenn er den Empfänger seines Briefes schätzt, so stiehlt sich in jungen und in alten Jahren irgend ein für Grillparzer selbst höchst bedeutsames Wort über sich selbst in den Brief ein, früh: humoristisch, später: bitter selbstironisch, und ganz spät: liebenswürdig neckend. So viele Lücken daher auch diese Briefe aufweisen — es gibt Jahrgänge, aus denen nicht ein einziger Brief Grillparzers enthalten ist —, so wenig sie daher geeignet sind, eine zusammenhängende Erzählung seiner Lebensgeschichte zu ersetzen, so sehr vergegenwärtigen sie uns durch ihren Wechsel der Stimmungen den Dichter in seinen verschiedenen Lebensaltern und ergänzen also in wertvoller Weise seine Selbstbiographie; denn hier war er doch nicht imstande, die Stimmung der Vergangenheit jedesmal so rein und lebendig, wie er wohl gewünscht haben mochte, zu vergegenwärtigen. Aus den wenigen Briefen Grillparzers bis zur Ottokar-Zeit (1825) etwa lernen wir ihn als den hoffnungsfreudigen, seiner Kraft bewußten, zuversichtlichen Dichter kennen; im Briefe an Georg Altmütter (1821) jubelt der in seine Kathi zum ersten Male verliebte Dichter hinreißend auf; die ersten Briefe an Kathi sind mit ihren Neckereien und Scherzen, welche die große Verliebtheit verbergen sollen, allerliebst. Dann erst senken sich sichtbar die Nebel der Verbitterung über des Dichters Gemüt, denn er hat eine schwere Enttäuschung nach der andern als Dramatiker wie als Staatsbeamter erlebt, und die materiellen Sorgen bedrückten ihn auch. Der Kummer, den ihm die aus bornierten politischen Motiven verfügte Absetzung des „Ottokar" vom Repertoire jeder österreichischen Bühne bereiten mußte — indes er damit die schönste Krone des Dichters und des Patrioten sich verdient zu haben glaubte, und mit Recht glaubte! — ist ja nicht auszudenken. Seitdem beherrscht ihn der Geist der Schwermut und Hypochondrie, vor dem er vergeblich durch Reisen ins Ausland fliehen will, und es finden sich Äußerungen, wie die an Kathi Fröhlich vom 19. Dezember 1830: „Wenn man das Atemholen und das Dasein und das Nichtschmerzempfinden nicht für wirkliche, positive Güter gelten lassen will (was sie denn freilich aber wohl sind), so kommt bei dem ganzen Leben nicht viel Tröstliches heraus." Und am 2. Januar 1842 vollends (an Badenfeld), fast im Wortlaut der traurigen Tischrede, die er beim Feste seines fünfzigsten Geburtstags hielt: „Mir ist zu Mute, als ob ich gestorben wäre und mich meiner früheren Arbeiten nur wie in einem fernen Jenseits zurückgelassener Lieben erinnerte."

Auch über diese Hypochondrie, deren er so oft in der Selbstbiographie gedenkt, enthalten die Tagebücher und Briefe wesentliche Aufschlüsse. Sie war doch offenbar physisch bedingt. Wiederholt finden wir Äußerungen über seine „außerordentlich schwache Körperbeschaffenheit", über Nachtschweiß und dergl. Am 30. April 1819 schrieb er aus Neapel an Schreyvogel, noch ganz voll von den Eindrücken seines Aufenthalts in Rom, besonders entzückt von Raffael: „Im ganzen hat der Eindruck, den Rom macht, beinahe etwas Unangenehmes. So zu jagen von einem Museum zum andern, von einem Denkmal zum andern, von einer Herrlichkeit zu einer größern, und dabei in einem fremden Lande, wo alles anders ist als bei uns — man braucht tüchtige Nerven; die meinigen hielten es nicht aus". Drängten sich die neuen Eindrücke, so geriet er in einen Zustand dumpfer Betäubung, der ihn für gar nichts mehr empfänglich machte. Diese Erfahrung machte er an sich später auch noch, als er Frankreich und England besuchte, und dieselbe Nervenschwäche brachte ihn bei Goethe zu jenen von ihm selbst so hart — nur allzu hart! — gescholtenen Tränen. Grillparzer war sich seiner Unfähigkeit, Herr der von außen oder innen auf ihn einströmenden Impressionen zu werden, bewußt und war daher bemüht, sich so selten als nur möglich von ihnen überraschen zu lassen. Noch mehr: er war sich seiner Nervenschwäche als eines Familienübels bewußt, wie man dem (erst jetzt bekannt gewordenen) Briefe an Karajan entnehmen kann, den er aus München, 30. Juni 1836 schrieb. Auf die traurige Mitteilung, daß sich sein Bruder Karl in offenbarer Sinnesverwirrung unter der Selbstanklage eines Mordes der Behörde in Wien gestellt hatte, schrieb Grillparzer u. a.: „Ich sehe gegenwärtig kaum einen Ausweg, finde alles vortrefflich, was man in Wien vorgekehrt und werde nur suchen, die Familienkrankheit der Söhne meines Vaters nicht im ganzen Maße auch auf mich übergehen zu lassen". Er selbst leitete, diesen Worten zufolge, die Schwäche seiner Brüder als Erbschaft von der väterlichen Seite her.

Wie tief er unter diesem Dämon seiner Familie litt, davon legen seine Tagebuchblätter von der Mitte der zwanziger Jahre angefangen ein oft erschütterndes Zeugnis ab. Dieser Dämon schürte ewig das Mißtrauen in die eigene Kraft und steigerte die Ansprüche des Dichters an sein künstlerisches und moralisches Vermögen aufs äußerste. Stand er im Banne seiner Hypochondrie, so zerzupfte und zerzauste er seine kaum fertigen Schöpfungen, sein eigenes Ich und die liebsten Menschen, die er hatte. Da mochte Grillparzer lieblos bis zur Bosheit erscheinen, da fühlte er sich so nah mit Jean Jacques verwandt, da ward ihm jeder

Tag zum Ekel und Überdruß, den er neu begrüßen mußte. Darum muß man diese Tagebuchblätter mit der größten Vorsicht lesen, der Selbstverkleinerungstrieb des Neurasthenikers tritt hier am krankhaftesten zutage, man muß den Schreiber gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Als Beispiel für die schwermütige Selbstkritik, die Grillparzer immerfort an sich übte, sei hier eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1849 zitiert (eines der wenigen neuen Blättchen in der vorliegenden Ausgabe der Tagebücher):

„Es macht mich traurig, daß mir alles im Leben mißlingt, lächerlich wäre es, wenn ich das auf eine Art Vorherbestimmung, auf ein unglückliches Schicksal schöbe, ich weiß vielmehr, es kommt daher, daß ich alles ungeschickt anfange, und darüber kann der Mensch wohl traurig sein. Auch da gäbe es für einen Deutschen noch ein Rettungsmittel, wenn er nämlich sich an die Ansicht klammerte — die die Biographien der Ausgezeichneten zum Trost der Eingebildeten urgiert haben —, daß geniale Menschen überhaupt kein Geschick für die Angelegenheiten des Lebens haben; denn meine Unbehilflichkeiten haben durchaus nichts Genialisches, vielmehr etwas Enges und Ängstliches, und das ist, worüber ich mich am meisten schäme. Wäre ich immer geistig tätig, so könnte ich es einen Widerwillen über die Störung nennen, und wäre ich immer produktiv, einen Ekel vor den wirklichen Dingen gegenüber dem Idealen; da ich aber beides nicht bin, so fehlt die Entschuldigung, wenn auch der Grund richtig wäre. Manches ist mir auch im Leben gelungen und ich habe es nicht benutzt."

Ist diese Selbstkritik nicht schrecklich traurig, umso trauriger, als die Stimmung, aus der sie hervorging, nicht etwa zufällig und flüchtig, sondern dauernd war? Man könnte glauben, daß sie nach Lektüre von Schopenhauers psychologischen Kapiteln über das Wesen des Genies geschrieben wäre, oder gegen die in jener Zeit viel verbreitete Theorie Byrons und Freiligraths: das Mal der Dichtung ist der Kainsstempel. Einen solchen Trost wollte sich Grillparzer nicht geben lassen. Dafür war er zuviel Individualist, und mochte er in seiner Jugend an ein Schicksal geglaubt haben — im Briefe an K. A. Böttiger vom 6. April 1818 (kurz vor der Premiere der Sappho) schreibt er: „Mein heidnischer Sinn, der bei mir immer über die christlichen Ansichten die Oberhand behielt, läßt mich in allem Ernst die Nemesis befürchten" — im Alter will er von einer „Vorherbestimmung", und wäre sie auch nur durch den körperlichen Bau des Menschen, den man ererbt, bedingt, nichts wissen.

Damit kommen wir auf eine andere Art von Korrekturen und Ergänzungen der Selbstbiographie, die aus diesen Briefen und Tagebüchern gewonnen werden. Grillparzer bemerkt in seiner Erzählung wiederholt, daß ihn sein Gedächtnis mitunter im Stich läßt. Unwillkürlich mußten sich ihm bei der Rückschau auf sein Leben die Ereignisse gruppieren und färben. So hatte er beispielsweise von den Entstehungsgeschichten seiner

ersten drei Tragödien nur das Wesentlichste in Erinnerung, daß er sie wie in einem Paroxismus der Begeisterung, in fieberhafter Eile, fast ohne ein Wort zu streichen, niederschrieb; blitzartig waren sie ihm aufgeleuchtet, sie standen im Aufbau so sicher vor seinem inneren Auge da, daß er keine Szenarien zu machen brauchte. Dies ist ganz gewiß großenteils richtig; die im Nachlaß vorgefundenen ersten Manuskripte der Dramen haben es bestätigt. Aber es ging doch auch nicht mit Wundern zu. Wenn er beispielsweise die Sappho über Nacht (nach der bekannten Erzählung der Selbstbiographie) konzipiert haben will, so findet sich im Briefe an Adolf Müllner, den dieser so lächerlich borniert aufnahm, vom Jahre 1818 die Äußerung: „Ich verfiel auf Sappho; ein Stoff, dessen hervorragendste Punkte mich schon in der frühesten Zeit angezogen hatten." Also nur deswegen, weil er den Stoff schon durchdacht hatte, konnte Grillparzer so rasch die Dichtung schreiben. Ebenso ergänzen die Briefe und zumal die Tagebücher die Entstehungsgeschichte des „Vließes". (Ausführlicher schrieb ich darüber in den Einleitungen zu den drei ersten Tragödien Grillparzers, welche in der Sammlung Prof. Witkowskis „Die Meisterdramen der deutschen Bühne" erschienen sind.) Überhaupt sind diese Briefe und Tagebücher für die Kenntnis der künstlerischen Entwicklung Grillparzers von außerordentlichem Werte, sie ergänzen die Selbstbiographie ganz wesentlich. So in der Ahnfrau-Frage, die den Dichter so verbitterte. Die Kritik behauptete, das Stück wäre eine Schicksaltragödie, er behauptete, es wäre keine. Durch seine Briefe und Tagebücher wird über jeden Zweifel festgestellt, daß Grillparzer zur Zeit, als er die Ahnfrau schrieb, eine Art von Schicksalsglauben sicherlich hatte. Ferner belehren uns seine Tagebücher aus der Jünglingszeit über sein Studium Goethes und Schillers. Wie mächtig ihn beide erschütterten, wie ihn bald der eine, bald der andere mehr hinriß, wie gründlich und mühsam er sich zu einer freien Kritik beider durchrang, und wie in allen diesen inneren Kämpfen die Vorbereitung für seine künftige Stellung als größter Fortbildner der klassischen Kunst Weimars liegt: das lernt man nur aus den Tagebuchblättern der Jahre 1808—1810 kennen. So hoch Grillparzer Goethe stellte, soviel er ihm insbesondere in der Ausbildung seiner Kunst, naive Frauengestalten zu zeichnen, verdankte, so treu hielt er zu Schiller als dem Schöpfer der großen historischen Tragödie bis an sein Lebensende: das entnimmt man mehrfachen Briefstellen (1859), die hierin die Blätter aus der Sturm- und Drangzeit ergänzen. Und ferner sind die Tagebücher von größtem Werte für die Erkenntnis der eigentümlichen tragischen Stimmungen, die er darstellte. Wie sehr z. B. die

Medea, die immer klar sieht, was kommen muß, und es dennoch nicht abwenden kann, die sich selbst so streng beurteilt, aber auch hart auf ihrem Recht besteht, mit Grillparzers eigenster Seele erfüllt ist, das erkennt man so recht aus diesen Tagebüchern.

Wir sind noch lange nicht mit der Feststellung dessen fertig, was man aus der neuen Publikation zur Ergänzung der Selbstbiographie Grillparzers erfährt. Ein großes Kapitel für sich müßte die Darstellung seines Verhältnisses zu den Frauen im allgemeinen und zur wundersam guten Kati Fröhlich im besonderen bilden. Seine an sie gerichteten Briefe und einige ihrer liebenswürdigen Antworten sind in den Briefen enthalten. Man kann nun die Geschichte des ganzen wunderlichen Verhältnisses von Anfang an verfolgen. Doch ist sie schon so schön von August Sauer (in seinen Reden und Aufsätzen, Wien 1903) dargestellt und ihm so oft nacherzählt worden, daß wir füglich darauf verweisen können, um ein noch wichtigeres Kapitel anzudeuten: Grillparzers Beamtenlaufbahn. Was das Verhältnis der Beamtenschaft zu ihm, dem Staatsbeamten, betrifft, so hat der Dichter in den scharfen Zeilen der Selbstbiographie das Urteil darüber ausgesprochen. Er sagt: „Im allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Wertschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben." Nun liegen die Aktenstücke alle offen da, die jedem ein Urteil über diesen Ausspruch ermöglichen.

Im offiziellen Österreich des Kaiser Franz und seines Staatskanzlers Metternich war für Dichter und Künstler nicht vorgesorgt. Sie wurden geduldet, mitunter auch von einflußreichen Männern unterstützt, der Staat als solcher nahm sie aber nicht unter seinen Schutz, die Dichter waren ihm sogar unbequem, weil sie so oft die Zensur erforderten. Der Begriff des geistigen Eigentums hatte in diesen Köpfen noch keinen Platz gefunden. Der Kaiser hielt sich nicht für verpflichtet, dem größten Dichter und größten Patrioten seiner Monarchie zu helfen, ja nicht einmal ihn zu beschützen, als man sich an seinem literarischen Eigentum geradezu vergriff, daß man z. B. den „Ottokar", weil er schon gedruckt war, unmittelbar nach den ersten Aufführungen im Burgtheater auch im Theater an der Wien spielte. Der größte österreichische Staatsmann jener Zeit, Finanzminister Graf Stadion, erkannte zwar die hohe Pflicht des Staates, einem Manne wie Grillparzer zu helfen. Er nahm ihn, der schon zehn Jahre ohne recht vorwärts zu kommen diente, in sein Präsidialbüreau mit der deutlichen Absicht, dem Dichter einen leichten Dienst und erträgliches Einkommen zu sichern. Denn nach der Sappho hatte Grillparzer die Verpflichtung

übernommen, jährlich ein Stück fürs Burgtheater zu bekommen, wofür er für die nächsten fünf Jahre je 2000 fl (Papiergeld!) zugesichert erhielt. Aber Stadion starb schon 1825; die Stellung im Präsidialbüreau brachte den Verlust des Dramaturgengehalts mit sich, und nun entstand eine endlose Reihe von Konflikten, in denen der Dichter den Kürzeren zog. Denn seine Stellung erregte den Neid der Vorgesetzten und Kollegen. Seine Verdienste als Dramatiker wollte man im Amt nicht gelten lassen und anrechnen; er wurde öfters übergangen, als andere avanzierten, und schließlich geriet er 1832 als Archivdirektor des Finanzministeriums auf einen toten Punkt, in eine Sackgasse, aus der es trotz dringender wiederholter und nur zu sehr gerechtfertigter Bemühungen fortzukommen, kein Avancement mehr für ihn gab. In dieser Stellung verblieb er bis 1856, vergessen und verbittert .... Nun herrscht in der älteren Grillparzer-Literatur (Emil Kuh z. B.) die Tradition, Grillparzer hätte sich alle Zurücksetzungen im Amt gefallen lassen, er hätte immer nur „die Faust im Sack gemacht", im Privatgespräch geschimpft, nach oben geduckt. Wie irrig diese Überlieferung ist, wie Unrecht sie ihm tut, das erkennen wir aus den in den „Briefen" enthaltenen amtlichen Eingaben Grillparzers aus der Zeit, wo er sich noch mit der Hoffnung tragen konnte, durch rechtzeitiges Mundauftun etwas zu erreichen. Man lese z. B. den Brief vom 4. Oktober 1820 an seinen Vorgesetzten, den Grafen Chorinsky, der ihn zur Rechtfertigung eines ohne Erlaubnis überschrittenen Urlaubs aufforderte. (Grillparzer war gerade in der Arbeit am Goldenen Vließ.) Da heißt es:

„Niemandem ist es ein Geheimnis, womit ich die Zeit ausfülle, die ich dem Büreau entziehe. Ich bin weder ein Müßiggänger noch ein leerer Grübler, der ohne Ende feilt und am Ende doch nichts zustande bringt. Was ich geleistet habe kennt ganz Deutschland" u.s.w.

Und am 23. Juni 1821 aus gleichem Anlaß an eben dieselbe Adresse:

„Ich bin kein Müßiggänger, kein fahrlässiger Büreauflüchtling, der die Stunden, die er dem Dienste stiehlt, in Vergnügungen und Unterhaltungen zubringt. Anhaltende Studien und angestrengte Arbeiten haben mir vor der Zeit die Jugend geraubt und ihre Freuden! Die Art meiner Körperleiden zeigt deutlich die Quelle, aus der sie entspringen. Hat mich irgend jemand einmal lachen oder spazieren gehen oder reiten oder fahren gesehen, so sah er nicht einen übermütigen Bruder Lustig, sondern einen gepeinigten Gemütskranken, der sich auf Geheiß des Arztes und nach schwer gefaßtem Entschluß nötigte, seinen Zustand auf Augenblicke zu vergessen und im Vergessen zu erleichtern. Ganz Deutschland weiß, daß und wie ich mich beschäftigte. Ich habe mir Ehre gemacht und meinem Vaterlande, und meine Arbeiten sind nicht von der Art derjenigen, die ein glücklicher Augenblick

unvorbereitet gebiert, sie tragen die Spuren der Wehen oft nur zu deutlich an sich und zeugen von anhaltenden Studien und Vorarbeiten". . . . .

Auch in den späteren amtlichen Eingaben, die er zu machen hatte, ließ es Grillparzer keineswegs an stolzem Freimut fehlen, und man muß sagen, daß wenn irgend eines seiner verbitterten Urteile gerechtfertigt erscheint, so ist es das über die vormärzliche Beamtenschaft, und da sie bis zur allerhöchsten Stelle hinauf nicht etwa bloß ihn nicht zu würdigen wußte, sondern geradezu gegen ihn eingenommen war — Pfaffentum und Schranzentum standen im Bunde —, so führte er einen ohnmächtigen Kampf gegen die Überzahl und mußte schließlich die Waffen strecken. Nicht aus unmännlicher Schwäche, sondern im gerechten Unmut des Mannes, den es ekelte, einen Kampf um jährlich ein paar hundert Gulden mehr oder weniger zu führen, die er unter gesünderen und vor allem gerechteren Zuständen, ohne eine einzige Stunde im Büreau vertrödeln zu müssen, leichtlich eingenommen hätte. Man brauchte nur seine Stücke zu spielen und Tantiemen zu zahlen.

Die meiste Verwunderung wird es immer erregen, daß Grillparzer nach solchen bitteren Erfahrungen nicht bloß seine Heimat bis zum letzten Lebenstage „kindisch" liebte, sondern auch einer der treuesten Patrioten blieb, die es je in Österreich gab. Zu den vielen Zeugnissen, die schon dafür vorliegen, sind in der Ausgabe seiner Briefe noch neue, bisher ungedruckte, gekommen, die besonders wertvoll sind. Anfangs der Sechzigerjahre machte nämlich Grillparzer die Bekanntschaft des jungen Dichters und Notariatskandidaten Joseph Pollhammer, der sich ihm ehrfurchtsvoll genähert hatte, und dessen heiteres Naturell dem einsamen Greise so wohl gefiel, daß er sich aus sich selbst herauszutreten angeregt fühlte. Pollhammer heiratete 1864 und übersiedelte als k. k. Notar nach Gföhl, später nach Krems in Niederösterreich (wo er im Sommer 1903 in bestem Ansehen starb). Dies gab Grillparzer Anlaß, seine Schreibunlust zu überwinden und von Zeit zu Zeit mit zitternder Greisenhand ein Brieflein vom Stapel zu lassen. Diese Brieflein gehören nun zum liebenswürdigsten, was wir von Briefen Grillparzers haben: seine Griesgrämigkeit erscheint hier als echter Humor, und seine grundgütige, teilnahmsvolle Seele spricht uns auf jedem Blättchen rührend an. „Ich segne Sie in Gedanken", schrieb er im ersten Briefe vom 27. November 1864, „Sie und Ihre liebe Frau. Sie sind mir ein Ausruhepunkt unter dem Gesindel, das ich täglich sehe oder von dem ich höre und lese. Denken Sie an mich, wenn ich nicht mehr bin." Am 22. März 1866: „Es gibt Menschen, die den Keim des Wohlbefindens in sich tragen,

und darunter gehören vor Allen Sie. Obgleich das eigentl
glück für Ihre Poesie ist; denn ein deutscher Dichter muß m
der Welt unzufrieden sein ... Ihre Frau Gemahlin hat all
des vorjährigen Feldzuges [Niederkunft] glücklich überstanden.
sie sehe wieder aus wie ein Mädchen. Dann weiß ich J
Rat, als heiraten Sie sie noch einmal, ich weiß Ihnen k
Daß Sie die Sie umgebenden Naturmenschen zugleich bilden
halten, ist recht schön. Die Erheiterung braucht man recht n
dieser unsinnigen Zeit, und die Bildung hat trotz Konkord
doch auch ihr Gutes ... Was mich selbst betrifft, so werde
kränker und unangenehmer. Nebstdem, daß kein Fleck a
ganzen Körper ist, der nicht sein eigenes Leiden aufzuweisen h
mich die innern und äußern Staatsverhältnisse auf eine so ur
Art an, daß ich fast unvernünftiger bin als diejenigen, di
wirrung verlaßt." Am 26. Oktober 1866: „... Auch bin ic
ich Patriot genug, daß die Unwürdigkeiten des verflossenen
auf mich den fürchterlichsten Eindruck gemacht haben. Was
aus unserem tschechisch-magyarischen Vaterlande? Für
spezifisch für die deutsche Literatur dürfte der Krieg eher vor
wesen sein, da er doch diesen deutschen Eigendünkel herabged
wird, der namentlich alle Künste durch Übertreibung zu Grun
hat." Es kam doch besser, als Grillparzer befürchtet hatte.
noch die deutsche Einigung, und als ihm die neue deutsd
Augusta, als „Tochter Weimars" zu seinem achtzigsten G
(21. Januar 1871) Glück wünschte, da schloß auch er seinen
der Nation, indem er sich als „gewissermaßen auch Ihr
unterzeichnete.

Zur Vorgeschichte des Berliner Kongresses.

Von

Theodor Schiemann.

Fürst Bismarck ist in seinen Gedanken und Erinnerungen (Band II Kapitel 23 und 28) auf die Vorgeschichte des Berliner Kongresses nur wenig eingegangen und auch in den beiden Bänden des Anhangs zu den Gedanken und Erinnerungen finden wir wenig Aufklärung*). Am besten und zuverlässigsten orientiert die auf rumänische Materialien aufgebaute Geschichte der orientalischen Angelegenheiten von Felix Bamberg, aber er weiß naturgemäß nicht mehr, als man in Rumänien wissen konnte. Da ist es nun sehr erfreulich, daß kürzlich ein neues bisher unzugängliches Quellenmaterial von russischer Seite erschlossen worden ist. Im 1. Bande seiner Geschichte Kaiser Alexander II., Petersburg 1903 hat S. S. Tatischtschew, der Ende der siebziger Jahre russischer Botschaftssekretär in Wien war, teils auf Grund eigener Erinnerungen, teils an der Hand offizieller und privater Aufzeichnungen ein zwar gefärbtes, aber durch seine eigenen Mitteilungen leicht zu kontrollierendes Material zur Geschichte des diplomatischen Vorspiels zusammengetragen, das dem Berliner Kongreß vorausgegangen ist. Da auch die Haltung des Fürsten Bismarck dadurch in ein neues Licht gerückt wird, ist es von allgemeinem Interesse, darauf näher einzugehen. Wir schicken voraus, daß neben den eigenen Erinnerungen Tatischtschews, die zum Teil auf Erzählungen des russischen Botschafters in Wien, Nowikow, zurückzuführen sind, die Korrespondenz des Fürsten Gortschakow nach London, Wien und Berlin an die dortigen russischen Botschafter, und deren Berichte nach Petersburg benutzt worden sind, dazu die Korrespondenz Kaiser Alexanders mit dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und dem Grafen Totleben, sowie endlich, was für unsere Zwecke besonders wichtig ist, ein ungedrucktes Tagebuch des Grafen Peter Schuwalow. Selbstverständlich sind auch

*) Bismarck an Kaiser Wilhelm 11. August 1877, 2. Januar 1878, Kaiser Wilhelm an Bismarck 2. Januar 1878 und 9. November 1878.

die englischen Blaubücher und andere offizielle Publikationen, sowie ein Teil der gedruckten Literatur (Bamberg auffallender Weise nicht) herangezogen worden.

Bekanntlich ist Rußland mit gebundenen Händen in den Krieg von 1877 hineingegangen. Es hatte sich Österreich-Ungarn gegenüber durch die Vereinbarungen gebunden, die am 8. August in Reichstadt zwischen Kaiser Franz Joseph und Alexander II. getroffen wurden. Der Vertrag vom 15. Januar 1878 war die Folge, und auch das war bekannt, daß Österreich sich dadurch ein Anrecht auf die später vom Berliner Kongreß einstimmig gutgeheißene Okkupation von Bosnien und der Herzegowina gesichert hatte. Erst aus den „Gedanken und Erinnerungen" erfuhren wir, daß Vereinbarung und Vertrag ursprünglich vor Deutschland, trotz des Dreikaiserbündnisses, geheim gehalten worden war. Ich erinnere auch daran, daß die öffentliche Meinung Rußlands, eben wegen der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, ihren ganzen Zorn gegen den Fürsten Bismarck und gegen Deutschland richtete, so daß von dieser Zeit der blutige Haß der Slavophilen gegen das Deutsche Reich zu datieren ist. Es ist wohl eines der erstaunlichsten Zeichen diplomatischer Diskretion, daß trotzdem das Geheimnis von deutscher Seite aufrechterhalten wurde; weniger rühmlich freilich, daß die russische Regierung, welche diese Zusammenhänge besser kannte als sonst irgend jemand, ihre wild gewordene Presse, wie sie sehr wohl vermocht hätte, nicht zum Schweigen brachte. Die widerwillige, durch gelegentliche hämische Seitenhiebe auf Bismarck gewürzte Ehrenrettung durch Herrn Tatischtschew kommt zwar etwas spät, ist aber darum nicht minder wertvoll, wenn sie auch in Rußland völlig unbeachtet vorübergegangen ist.

Vorausgegangen war den Verhandlungen zu Reichstadt eine Zusammenkunft von Bismarck, Gortschakow und Andrassy in Berlin (11. bis 13. Mai 1876) die zu dem sogenannten Berliner Memorandum führte, das einen Druck aller Mächte auf die Pforte in Aussicht nahm, um sie zur Durchführung der von ihr versprochenen Reformen zu nötigen. Da bei diesen Verhandlungen die Interessengegensätze zwischen Österreich und Rußland deutlich zu Tage getreten waren, deutscherseits aber die Wahrscheinlichkeit eines Krieges immer lebhafter empfunden wurde, hielt Kaiser Alexander es für ratsam, in persönliche Besprechungen mit Kaiser Franz Joseph zu treten. Von Jugenheim aus, wo er mit Kaiser Wilhelm zusammengetroffen war, besuchte er, auf der Rückfahrt nach Petersburg, Franz Joseph in Reichstadt bei Eger. Über die hier gepflogenen Verhandlungen erhalten wir nun zum ersten Mal authentische Auskunft.

Es war eben damals die Nachricht eingetroffen, daß Serbien und Montenegro der Pforte den Krieg erklärt hätten, wodurch sowohl die russischen wie die österreichischen Interessen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Beide Kaiser verständigten sich nun dahin, sich so lange aller Einmischung zu enthalten, bis eine der kriegführenden Parteien in entschiedenem Übergewicht sei, dann aber wollten sie gemeinsam die Ergebnisse des Krieges in Einklang mit ihren beiderseitigen Interessen bringen. Sollten Serbien und Montenegro besiegt werden, so wollten sie eine Veränderung der Beziehungen beider Fürstentümer zur Pforte nicht dulden, und ihr Territorium nicht verringern lassen; dagegen erklärte Franz Joseph, daß er, wenn die Serben und Montenegriner Sieger blieben, unter keinen Umständen die Bildung eines slavischen Einheitsstaates südlich vom Balkan dulden könne. Das verböten ihm die Lebensinteressen seines Reiches. Jede Veränderung des status quo der Türkei werde ihn nötigen, eine Kompensation zu verlangen, und zwar in Bosnien und in einem Teile der Herzegowina.

Kaiser Alexander bestritt diesen österreichischen Anspruch nicht, erklärte aber, daß er in solchem Fall seinerseits Ansprüche auf den im Pariser Frieden abgetretenen Teil Bessarabiens erheben werde. Beide aber verpflichteten sich, in allen denkbaren Eventualitäten im Orient nur nach vorausgegangener Vereinbarung zu handeln, und das solle auch für den Fall gelten, wenn ein völliger Zusammenbruch der Türkei erfolge. Geschehe das, so seien aus Bulgarien, Albanien und dem noch übrigen Teil von Rumelien autonome Fürstentümer zu bilden, Thessalien, Epirus und Kreta mit Griechenland zu vereinigen. Aus Konstantinopel nebst zugehörigem Gebiet dachte man eine Freistadt zu bilden. An dieser Verhandlung nahmen Andrassy, Gortschakow und der russische Botschafter Nowikow teil. Es wurde kein Protokoll aufgenommen, aber Nowikow machte nach dem Diktat beider Minister eine Aufzeichnung, nach der Tatischtschew uns diesen Hergang erzählt hat. In Berlin erfuhr man von diesen Verhandlungen nichts Näheres.

Als dann der Krieg die den Serben und Montenegrinern unglückliche Wendung nahm, und die Thronrevolutionen in Konstantinopel Abdul Hamid zur Regierung führten, schickte Alexander, der sich damals in Berlin aufhielt, den Generaladjutanten Grafen Ssumarokow-Elston nach Wien mit einem eigenhändigen Briefe an Franz Joseph, den Ssumarokow am 26. September überreichte. Er enthielt den Vorschlag, daß Österreich Bosnien, Rußland Bulgarien besetzen, und gleichzeitig ein Geschwader der Mächte in den Bosporus einrücken solle. Aber

Österreich lehnte ab, und ebenso wollte England, dem derselbe Antrag zugegangen war, nichts von einer Flottendemonstration wissen.

In Rußland kam nun wieder das alte Mißtrauen gegen Österreich zum Durchbruch, und in diesem Zusammenhang ist die vielbesprochene Wertherſche Depesche aus Livadia an den Fürsten Bismarck abgegangen, die von ihm die Erklärung verlangte, ob Deutschland in einem russisch-österreichischen Kriege neutral bleiben werde. Seine Antwort ist bekannt: er könne, sagte er, zwar vertragen, daß unsere Freunde Schlachten gegeneinander verlieren, nicht aber, daß einer von beiden so schwer geschädigt werde, daß seine Stellung als europäische Großmacht gefährdet werde. Das hatte (Ged. u. Erinn. II 212.), schließt er, zur Folge, daß das russische Gewitter sich von Ostgalizien nach dem Balkan verzog. In einem Gespräch mit dem französischen Botschafter St. Vallier, das am 14. November 1879 stattfand, hatte Bismarck den russischen Antrag noch folgendermaßen formuliert: „On est donc venu nous demander de livrer l'Autriche et nous proposer d'en partager les depouilles. J'ai laissé entendre qu'au besoin nous marcherions à la défence de Vienne." (Chaudordy, la France en 1889.) Diese Antwort ist nach dem 13. Oktober 1876 durch Schweinitz nach Rußland gebracht worden. Tatischtschew behauptet nun, ohne irgend welche Quelle zu nennen, Bismarck habe sofort den Österreichern von dem russischen Antrage Mitteilung gemacht, und führt darauf das Mißtrauen Österreichs gegen die russischen Anträge zurück. Wir haben nicht den geringsten sachlichen und chronologischen Anhalt, diese Vermutung für richtig zu halten. Eines aber ist sicher, daß die ablehnende Haltung Bismarcks die eine Folge hatte, daß die Reichstadter Verabredung nunmehr in Hinblick auf den unvermeidlich gewordenen Türkenkrieg in einen förmlichen Vertrag umgewandelt wurde.

Diese Verhandlungen sind, wiederum ohne Wissen Deutschlands, schon im November 1876 aufgenommen und am 15. Januar 1877 zum Abschluß gebracht worden. Die Unterschrift der Kaiser erfolgte jedoch erst im April 1877, aber man datierte das denkwürdige Aktenstück auf den 3./15. Januar 1877 zurück. Erst an diesem 15. Januar hat Fürst Bismarck durch Oubril den Text der Vereinbarungen erhalten, nachdem schon 8 Tage vorher Kaiser Alexander II. in einem eigenhändigen Briefe seinem Oheim davon Mitteilung gemacht hatte. Es war ein Vertrauen post festum, und Bismarck hat das sehr wohl und sehr nachhaltig empfunden.

Übrigens hat Bismarck deshalb seine Stellung zur orientalischen Frage nicht verändert. Das geht aus dem von Tatischtschew mitgeteilten Inhalt der Oubrilschen Depeschen an den Fürsten Gortschakow hervor;

wenn er auch die Maßregeln der hin und her tastenden russischen Diplomatie nicht anders als ironisch beurteilte, war er doch trotz allem bemüht, die Eintracht unter den drei Kaisermächten aufrecht zu erhalten. Wie die in den Gedanken und Erinnerungen veröffentlichten Briefe zeigen, die zwischen ihm und dem Grafen Peter Schuwalow ausgetauscht wurden, lag ihm nach wie vor, trotz des Ärgers, den ihm Gortschakows Verhalten erregte, der Schwerpunkt der politischen Stellung Deutschlands in einem guten Verhältnis zu Rußland. Da nun einmal die russisch-österreichische Verständigung über Bosnien und die Herzegowina vorlag, suchte er ihr die besten Seiten abzugewinnen. Es könne, recht erwogen, Rußland noch nützlich werden, wenn Österreich sich im Orient fest einnistete. Man hat den Eindruck, als ob er die Möglichkeiten der heute bestehenden politischen Kombination bereits vorhergesehen hätte.

In Rußland war das entscheidende Moment zum Abschluß mit Österreich die politische Erwägung, daß England bestimmt als Bundesgenosse den Österreichern in einem russischen Kriege an die Seite treten werde, während die Neutralität Österreichs in einem russisch-englischen Kriege mindestens wahrscheinlich war. Unter solchen Verhältnissen, d. h. in der Sicherheit, von Österreich-Ungarn nicht gestört zu werden, aber ohne jede vorausgegangene Vereinbarung mit England, war dann der Krieg geführt und zu dem bekannten Resultat geführt worden, das in den Waffenstillstand von Adrianopel und in den Präliminar-Frieden von San Stefano ausmündete.

Nun hatte aber Österreich während des Krieges von seinem Okkupationsrecht keinen Gebrauch gemacht, wohl weil es nicht dadurch in den Krieg verwickelt werden wollte, und sich mit dem Vertrag vom 15. Januar im Portefeuille genügend gesichert fühlte. Ebenso hatte Rußland weder im Waffenstillstandsvertrage von Adrianopel noch in San Stefano mit der geringsten Andeutung darauf hingewiesen, daß für Bosnien und die Herzegowina eine Sonderstellung verlangt werden könnte. Dagegen hat es sich Bessarabien gesichert, und ein Großbulgarien konstruiert, so daß nunmehr die Voraussetzungen eingetreten waren, an die Österreich seinen Anspruch auf eine Kompensation geknüpft hatte. In Rußland hätte man sich der Österreich gegenüber eingegangenen Verpflichtung gerne entledigt gesehen; Graf Andrassy dagegen glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, um für Österreich-Ungarn die klug vorbereitete Erwerbung zu machen, durch welche die Habsburger endlich festen Fuß auf der Balkanhalbinsel fassen konnten. Gleich nach dem Waffenstillstande von Adrianopel, am 23. Januar 1878, kam er mit dem Antrage hervor,

in Wien eine europäische Konferenz zu berufen. Gortschakow lehnte ab und brachte dagegen Baden-Baden, eventuell Dresden in Vorschlag. Gleichzeitig wandte er sich an den Fürsten Bismarck und bat um dessen Vermittelung in den Schwierigkeiten mit Österreich. Der Fürst kehrte darauf hin aus Varzin nach Berlin zurück und hielt am 19. Februar die berühmte Rede, in welcher er die Stellung Deutschlands zur orientalischen Frage darlegte und mit besonderem Nachdruck hervorhob, daß das Interesse Deutschlands gute Beziehungen sowohl zu Rußland wie zu Österreich-Ungarn verlange, daß er sich nicht zum Schulmeister in Europa aufwerfen und die seit einem Menschenalter vererbte Freundschaft Rußlands nicht dem Kitzel opfern werde, eine Richterrolle in Europa zu spielen.

Er hat, was er öffentlich sagte, in seinen Gesprächen mit Oubril noch weiter ausgeführt. Er wies auf die Gefahr einer Verständigung zwischen Österreich und England hin, riet für den Fall, daß Rußland eine Schwenkung in seiner Orientpolitik vorzunehmen gedenke, zur Einnahme und zur Annektierung Konstantinopels — er werde nicht widersprechen und Rußlands Stellung werde dadurch gestärkt werden —, wolle man aber den Frieden, so solle man sich mit Andrassy verständigen. Der Streitpunkt liege in der übermäßigen Ausdehnung der Grenzen Bulgariens — das sei einen Krieg nicht wert.

Es haben dann noch Beratungen zwischen den drei Kaisermächten in Wien stattgefunden, aber sie führten nicht zum Ziel.

Damals erst wurde der Präliminarfriede von San Stefano unterzeichnet, er wurde sogleich veröffentlicht, und den Großmächten offiziell mitgeteilt. Infolge des lauten Widerspruches, der sich von allen Seiten erhob, ist dann der Bismarcksche Vorschlag in Betreff der Einnahme Konstantinopels und die Möglichkeit eines russischen Krieges zugleich gegen England und Österreich sehr ernstlich in Petersburg und in San Stefano erwogen worden. Aber der Widerspruch des Grafen Totleben, der an Stelle von Nikolai Nikolajewitsch das Oberkommando übernommen hatte, führte wieder auf die Bahnen einer Friedenspolitik zurück. Zwei Monate waren so unter allgemeinen Rüstungen hingegangen, da entschloß man sich im April 1878, noch einmal die Hilfe Bismarcks zu erbitten. Die Beziehungen zu England und Österreich-Ungarn, namentlich aber zu England hatten stetig an Schärfe zugenommen. Oubril wurde beauftragt, dem Fürsten und dem Kaiser Wilhelm die Lage darzulegen und namentlich darauf zu bringen, daß Deutschland einen Druck auf England ausübe, damit es sich zur Beschickung eines Kongresses verstehe, den Wiener Hof aber zu veranlassen, daß er sich mit den russischen

Zugeständnissen zufrieden gebe und namentlich nicht ein Bündnis mit England abschließe. Fürst Bismarck war jedoch bereits in Friedrichsruh, als dieser russische Antrag einlief, und die Verhandlungen nahmen ganz unerwartet eine so ganz neue Wendung, daß er keine Veranlassung fand, den Oubrilschen Antrag zu beantworten. Graf Schuwalow war nämlich eben damals beauftragt worden, eine Verständigung mit England herbeizuführen.

Wider alles Erwarten ist es dem Grafen Schuwalow gelungen, dieses Ziel zu erreichen. In Verhandlungen, die nur mündlich geführt wurden und über welche Graf Schuwalow versprach, auch nur mündlich seinem Hof Bericht zu erstatten, stimmte England der Erwerbung von Bessarabien, Kars und Batum für Rußland zu, bestand aber darauf, daß Bulgarien durch den Balkan in zwei Teile zerlegt und der südliche unter türkischer Herrschaft bleiben solle.

Schuwalow schlug nun vor, den Fürsten Bismarck in das Geheimnis dieser Verhandlungen einzuweihen und ihn zu bitten, den geplanten Kongreß nach Berlin zu berufen unter der Bedingung, daß alle am Kongreß teilnehmenden Mächte sich bereit fänden, alle Punkte des Vertrags von San Stefano der Entscheidung des Kongresses zu unterstellen. Darauf ging Lord Salisbury ein, und nun besuchte Schuwalow auf der Rückreise in Friedrichsruh den Fürsten, der zwar über die unerwartete Nachgiebigkeit Englands erstaunt war, aber sich bereit erklärte, unter den uns bekannten Voraussetzungen den Kongreß nach Berlin zu berufen.

In Petersburg stieß Schuwalow auf eine sehr friedfertige Stimmung. Kaiser Alexander erklärte sogar, daß es ihm gleichgültig sei, ob es in Zukunft ein Bulgarien oder gar drei gebe; man war froh, England nicht mehr fürchten zu müssen, und rechnete darauf, daß nunmehr auch Österreich sich werde zur Ruhe bringen lassen. Am 20. Mai war Graf Schuwalow wiederum in Friedrichsruh.

Ich gebe das folgende in wörtlicher Übersetzung der auf die Aufzeichnungen Schuwalows fundierten Darstellung Tatischtschews, die vortrefflich zu den kurzen Andeutungen in den Gedanken und Erinnerungen stimmt. „Auf dem Rückwege nach London kehrte Graf Schuwalow wiederum in Friedrichsruh ein, um mit dem Fürsten Bismarck die Zeit für die Berufung des Kongresses zu vereinbaren. Von ihm erfuhr er, daß nach seiner Abreise aus Petersburg der Kaiser den Bitten Gortschakows nachgegeben und ihn zum ersten Bevollmächtigten zum Kongreß ernannt habe. Graf Schuwalow werde zweiter, Oubril dritter Bevollmächtigter

sein. Diese Nachricht hatte auf den Fürsten einen schlechten Eindruck gemacht. Dem Grafen Schuwalow persönlich befreundet und dem Fürsten Gortschakow keineswegs günstig gestimmt, rief er aus: „Nunmehr hat sich alles verändert. Wir beide werden Freunde auf dem Kongreß bleiben, aber ich werde nicht dulden, daß Gortschakow wieder auf meine Schultern klettert und mich zu seinem Piedestal macht.“ Es kostete Schuwalow nicht wenig Mühe, den deutschen Kanzler davon zu überzeugen, daß es sich nicht um seine persönlichen Beziehungen zu Gortschakow handele, sondern um die Freundschaft Deutschlands zu Kaiser Alexander und zu Rußland, und um Erfüllung der Verbindlichkeiten, die er übernommen habe.

Graf Peter Andrejewitsch ging noch weiter und wiederholte den schon vor einem Jahre Bismarck gemachten Vorschlag, ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Deutschland und Rußland abzuschließen, wobei er beteuerte, daß dies das sicherste Mittel wäre, alle gegen Deutschland gerichteten Koalitionen, die der Kanzler so sehr fürchte, unmöglich zu machen, denn ohne Rußlands Teilnahme werde keine Koalition ihm gefährlich werden. Bismarck gab das zu und erzählte, daß noch vor Beginn der orientalischen Krisis er selbst dem Fürsten Gortschakow (wohl durch Radowitz) ein solches Bündnis angetragen habe. Deutschland hätte sich verpflichten wollen, Rußland nicht nur moralisch, sondern materiell gegen die Türkei zu unterstützen und ein Hilfsheer von 100000 Mann zu stellen, wenn Rußland dagegen die Integrität des Deutschen Reiches garantiert hätte. „Diese 100000 Mann wären euch vor Plewna sehr nützlich gewesen,“ bemerkte der Kanzler, er fügte aber gleich hinzu, daß er sich heute freue, daß Rußland abgelehnt habe, denn es wäre ihm schwerlich gelungen, die Zustimmung des Reichstages zu erlangen. Auch hätte, so fuhr er fort, wenn Deutschland der russischen Freundschaft die guten Beziehungen zu allen übrigen Mächten geopfert hätte, bei jeder akuten Äußerung der französischen oder österreichischen Revancheluft, sich eine gefährliche Abhängigkeit von Rußland ergeben, besonders bei der gebieterischen, rein asiatischen Politik Gortschakows. Gortschakow, bemerkte Schuwalow, ist ohne jeden Einfluß. Wenn ihm die formelle Leitung der Verhandlung übertragen wurde, dankt er es nur der Achtung des Kaisers vor seinen Jahren und seinen früheren Diensten. Worüber, fragte er, kann je ein ernstlicher Streit zwischen Deutschland und Rußland entstehen? Es gibt nicht eine wichtige Frage, die als Vorwand dienen könnte. Auch das gab Bismarck zu, aber er erinnerte an Olmütz und an den siebenjährigen Krieg und bemerkte, daß es außer Gortschakow noch vielen Russen schwer falle, in Deutschland den gleichberechtigten Freund anzu-

erkennen, und daß das gegenwärtige Rußland nicht nur die Allüren, sondern auch die Ansprüche Gortschakows übernommen habe. Am Schluß der Unterredung lehnte Bismarck die von Schuwalow beantragte Wahl zwischen Österreich und Rußland ab, und empfahl, am Dreikaiserbündnis festzuhalten oder doch mindestens die friedlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Hiermit schließt dieser interessante Bericht, an dessen Authentizität kein Zweifel sein kann.

Schuwalow reiste nach London und am 18./31. Mai wurde die englisch-russische Geheimkonvention unterzeichnet. Sie ist noch während des Berliner Kongresses in den englischen Blättern veröffentlicht worden und erregte einen solchen Sturm in der öffentlichen Meinung, daß Salisbury zurücktreten wollte. Der Vertrag wäre dann kassiert worden. Nur auf die sehr ernste Erklärung Bismarcks, daß er einen solchen Schritt als eine Beleidigung Deutschlands betrachten werde, entschloß sich Salisbury, auszuharren, und wurde die Kongreßakte auch von England unterzeichnet. Ich bemerke noch zum Schluß, daß Schuwalow kurz vor Eröffnung des Kongresses noch einmal nach Petersburg gefahren ist und daß dort in einer Sitzung des kaiserlichen Kabinettsrats über die von England angenommenen Grundlagen der Verhandlung und über die österreichischen Forderungen verhandelt worden ist. Das Ergebnis der Beratungen stellte die Instruktion der russischen Bevollmächtigten fest. Sie sind mit gebundenen Händen nach Berlin gegangen: sowohl die Okkupation Bosniens und der Herzogewina, wie die Teilung Bulgariens waren im Prinzip zugegeben worden. Es ist eine ungeheuerliche Geschichtsfälschung, wenn man den Fürsten Bismarck dafür verantwortlich gemacht hat.

Heeresfragen.

Von

Generalleutnant z. D. v. Caemmerer.

Generalleutnant z. D. v. der Boeck, ein früherer langjähriger Mitarbeiter in unserem Kriegsministerium, hat vor einigen Monaten eine kleine Schrift erscheinen lassen, die den Titel „Ausblicke auf die nächste Militär-Vorlage" führt. Sie hat in weiten Kreisen Aufsehen erregt, weil sie in ruhigster und sachlichster Erörterung zweifellos recht große Forderungen aufstellt, die für manche Leser überraschend sein mußten. Dabei ist aber wohl mehrfach übersehen worden, daß v. der Boeck keineswegs alles, was er als notwendig bezeichnet, auch in ganz kurzer Frist verwirklicht sehen möchte, daß er mehrfach nur Ziele angibt, die allmählich zu erreichen sind.

Ich gehe seine Forderungen in der Reihenfolge durch, in der sie aufgestellt sind.

Für die Infanterie stehen in erster Linie diejenigen Verbesserungen ihres Gesamtstandes, welche durch die endgültige Einführung der zweijährigen Dienstzeit zur unbedingten Notwendigkeit werden, weil die vermehrte Arbeit sonst auf die Dauer nicht geleistet werden kann. Dahin gehört einerseits die angemessene Vermehrung des Ausbildungs-Personals, andererseits die Beseitigung einiger Schwierigkeiten für die gleichmäßige Ausbildung der Mannschaft. General v. der Boeck erwägt die Schaffung einer neuen wirklichen Majorsstelle bei jedem Regiment und je einer weiteren wirklichen Hauptmannsstelle bei jedem Bataillon, unter gleichzeitigem Verzicht auf eine entsprechende Zahl von Leutnantsstellen, deren Vollzähligkeit doch nur bei einem Teil der Regimenter erreicht wird. Diese Neuschöpfung hätte den Zweck, die Kompagnie-Chefs tunlichst von allem Dienst zu entlasten, der nicht unmittelbar mit der Ausbildung und Führung ihrer Kompagnie zusammenhängt. Diese vier älteren Offiziere des aktiven Standes würden für die Kriegsformation des Heeres von ganz außerordentlicher Bedeutung sein und gar manche Besorgnis lindern, die sich jedem Kenner der Verhältnisse aufdrängt, so oft er an die Kriegsrangliste denkt. Ein Infanterie-Offizierkorps hat bei der Mobilmachung

so erhebliche Teile seines Bestandes an andere Formationen abzugeben, daß jede Besserung dieses Verhältnisses als ein großer Fortschritt bezeichnet werden müßte.

Ganz vortrefflich ist alles das, was die kleine Schrift in bezug auf Vermehrung des Unteroffizierpersonals und die Hebung seiner Stellung sagt, und es ist hocherfreulich, daß in den inzwischen erschienenen Militäretat für 1904 bereits 765 neue etatsmäßige Stellen von Registratoren, Schreibern und Zeichnern aufgenommen sind. Diese Vermehrung kommt in ihrem vollen Umfang den Truppen zu gut, aus deren Etat jenes Personal jetzt abkommandiert ist. Aber v. der Boeck wünscht mit Recht für jede Infanterie-Kompagnie noch eine zweite etatsmäßige Vizefeldwebelstelle und befürwortet für das gesamte Unteroffizierkorps eine den Dienstalterszulagen der Beamten entsprechende Soldaufbesserung, sowie die Gewährung des niedrigsten Pensionssatzes ohne den Nachweis der Halbinvalidität. Er schlägt endlich vor, das freiwillige Verbleiben von Mannschaften bei der Fahne für ein drittes Dienstjahr durch entsprechende Prämien derartig lohnend zu machen, daß auf eine größere Zahl solcher Leute gerechnet werden kann. Der gesetzlich vorgesehene Vorteil einer verkürzten Landwehrzeit ist erfahrungsgemäß doch nicht bedeutend genug, um hierzu anzulocken.

Die tunlichste Beseitigung des Arbeitsdienstes, der die Mannschaften der Infanterie immer noch in sehr erheblichem Umfang der Ausbildung entzieht, ist zweifellos dringend erwünscht. Wenn General v. der Boeck aber auch für den Burschen- und Ordonnanzdienst eine besondere Kategorie von Hilfsmannschaften ausgehoben sehen möchte, die durch kleine körperliche Fehler vom Dienst mit der Waffe ausgeschlossen sind, so kann ich dem nicht beistimmen. Warum sollen wir uns für solche Dienstzwecke absichtlich ein minderwertiges Personal schaffen? Jedem Truppenteil würde und müßte es sehr unangenehm sein, wenn die außerhalb der Front verwendeten Mannschaften von vornherein durch Fehler in der äußeren Erscheinung auffallen. Und das wäre noch durchaus nicht die Hauptsache! Wenn jetzt ein zum Burschen- oder Ordonnanzdienst ausgewählter Mann den an ihn gestellten Erwartungen nicht entspricht, so wird er ohne jede Schwierigkeit gleich wieder von seinem Posten abgelöst und durch eine geeignetere Persönlichkeit ersetzt. Diese Aussicht ist tatsächlich für jene Mannschaften ein ganz wesentlicher Anreiz zu pünktlicher Pflichterfüllung, weil sie in der Regel die geringeren Anstrengungen ihres besonderen Dienstes hoch genug einschätzen, um seine Fortdauer zu wünschen, und weil sogar ihr Ehrgeiz in solcher Verwendung eine gewisse Befriedigung findet. Wenn körperlich minderwertige Mannschaften für diesen

Dienst besonders ausgehoben werden, so fällt bei ihnen, da sie unabsetzbar sind und nur die Strenge der Strafbestimmungen zu fürchten haben, auch jene besondere Anregung zu guten Leistungen fort. Dafür aber wäre ihnen der Spott ihrer als vollwertig geschätzten, dauernd in Reih' und Glied stehenden Kameraden unbedingt sicher und würde noch als eigener Faktor dahin wirken, ihre Tüchtigkeit herabzudrücken. Halten wir lieber an dem bisher so wohlerprobten Grundsatze fest, daß für Abkommandierung aus dem unmittelbaren Frontdienst immer die wirklich tüchtige Leistung in der Front die Voraussetzung ist. Das ist im allgemeinen für Offiziere wie für Mannschaften ein gleich segensreicher Grundsatz. Und wir sind ja in Deutschland erfreulicherweise in der Lage, daß wir mit unseren Mannschaften nicht zu knausern brauchen; wir werden ja doch immer nur im Augenblick einer Heeresvergrößerung vorübergehend im stande sein, alle Brauchbaren auch tatsächlich einzustellen. Daß eine lange Abkommandierung aus der Front die militärische Ausbildung des Mannes einigermaßen zu schädigen geeignet ist, das soll nicht bestritten werden. Darum glaube ich doch nicht, daß die Burschen und ähnliche Abkommandierte von wesentlich verkürzter Frontdienstleistung wirklich im Kriege die Gesamtleistung der Truppe herabsetzen werden. Hegt man aber Besorgnis in dieser Richtung, so würde es keiner Schwierigkeit unterliegen, jede langandauernde Verwendung außerhalb der Front im Überweisungsnational zu vermerken und die Vorschrift zu geben, daß die betreffenden Leute im Kriegsfalle zunächst in die Ersatz-Bataillone eingereiht werden. —

Der zweite bedeutende Punkt in der Schrift des General v. der Boeck ist die Forderung, alle Infanterie-Regimenter zu zwei Bataillonen allmählich durch Errichtung dritter Bataillone auf den normalen Stand zu bringen. Es handelt sich um 40 Regimenter; v. der Boeck möchte aber die vorhandenen 18 Jäger-Bataillone hierbei mitverwenden, so daß nur 22 Bataillone zu errichten blieben. Bei stetigem Anwachsen der wehrpflichtigen Bevölkerung liegt natürlich der Gedanke der allmählichen Erweiterung unserer Heeresorganisation auch nach dieser Richtung hin nahe. Ich bin aber der Meinung, daß er für die nächste Zeit hinter dringlicheren Gesichtspunkten zurücktreten muß. Unter diesen steht nach meiner Überzeugung eine wirksame Fürsorge für die Offiziere obenan, die durch ein neues Pensionsgesetz keineswegs erschöpft wird. In solcher Fürsorge tut unsere Heeresverwaltung sicherlich, was sie nur irgend kann; es fehlt aber im Volke und bei seiner Vertretung noch sehr vielfach an dem richtigen Verständnis der Frage. Auch nach meiner Überzeugung ist an den bestehenden Grundsätzen über die Beförderung nicht zu rütteln.

Im Kriege sind die Allerbesten immer nur grade gut genug, und jedes Mittel ist berechtigt, das dahin wirkt, die höchsten und höheren Führer gründlich auszusieben, diejenigen von mittlerem und niederem Range aber jung und frisch zu erhalten. Könnte man aber ohne Preisgabe sonstiger Vorteile eine vermehrte Zahl höherer Stellen schaffen, so wäre das in keiner Weise ein Luxus, sondern ein ausgezeichnet wirksames Mittel, die Schaffensfreudigkeit im Offizierkorps zu steigern. Gute gesunde Verhältnisse in diesem Stande sind für ernste Zeiten mehr wert, als eine ganze Anzahl von Bataillonen, Schwadronen und Batterieen.

Nun besteht unser heutiges Armeekorps, seitdem die Korps-Artillerie weggefallen ist, einfach aus zwei Teilen, zwei Infanterie-Divisionen, und das ist nach der Anschauung nahezu aller Sachverständigen eine recht mangelhafte Gliederung. Clausewitz, der bedeutendste Kriegstheoretiker, hat eingehend und mit trefflichen Gründen nachgewiesen, daß drei Unterglieder das zulässige Mindestmaß darstellen, wenn die Führung nicht fortwährend durch allerlei Reibungen gehemmt werden soll, und wer die Kriegsgeschichte auf diese Frage hin durchsieht, wird seinen Ausspruch sicher bestätigt finden. Drei Infanterie-Divisionen von der jetzigen Stärke würden aber für den Korpsverband eine übermäßig große Streiterzahl ergeben, das Korps ist vielmehr an die jetzige Zahl von etwa 30000 Kombattanten gebunden, weil die Marschlänge einer solchen Streiterzahl — ohne die hinterherziehenden Trains und Kolonnen — etwa drei Meilen beträgt und weil drei Meilen zugleich die Wegstrecke darstellen, die ein schwerbepackter Fußgänger für gewöhnlich am Tage zurücklegen kann. Es kann infolgedessen in der Regel auf jeder Straße nur ein Armeekorps im Laufe eines Tages an den Feind herangebracht werden. Das Armeekorps in seiner gegenwärtigen Stärke ist somit in großen Verhältnissen die operative Einheit, an der festgehalten werden muß. Es könnte aber sehr viel günstiger gegliedert sein.

Wir haben jetzt — abgesehen von zwei überzähligen Infanterie-Divisionen — 11 überzählige Infanterie-Brigaden mit zusammen 25 Regimentern. Wir haben also Infanterie-Regimenter genug, um jedes Armeekorps in drei kleinere Infanterie-Divisionen zu drei Infanterie-Regimentern einzuteilen und nur bei den sächsischen und bayerischen Armeekorps würde vorläufig bei je einer Division ein Jäger-Bataillon an die Stelle eines Infanterie-Regiments zu treten haben. Wenn dann noch einige Regimenter überzählig bleiben, so halte ich das für höchst erwünscht, weil die unmittelbar bedrohten Festungen im Kriege der Linien-Infanterie nicht entraten können.

Die mobile Infanterie-Division würde alsdann ohne Brigade-Verband direkt in drei Infanterie-Regimenter, ein Feldartillerie-Regiment und einige kleinere Bestandteile zerfallen. Dagegen müßten der Friedensdivision zwei Infanterie-Brigade-Kommandeure verbleiben, deren einer die drei Infanterie-Regimenter als Brigade befehligt, während der andere die zum Divisionsbereich gehörigen Landwehrbezirke als Inspektion zusammenfaßt. Die Kommandeure der Infanterie-Brigaden würden im Kriege in derselben Weise das Kommando von Reserve-Divisionen übernehmen, wie den Oberstleutnants die Führung der Reserve-Infanterie-Regimenter zufällt, die Landwehr-Inspekteure aber wären für die höheren Kommandostellen bei Landwehr- und Landsturm-Formationen verfügbar. Ich glaube, es muß ohne weiteres einleuchten, welche hohe Bedeutung es haben würde, wenn für die höheren Führerstellen bei unseren Heereskörpern zweiter und dritter Linie aktive Generale verfügbar sind. So rüstig auch ein großer Teil der zur Disposition stehenden Generale noch immer sein mag, sie haben doch keine Pferde mehr im Stall und sind im allgemeinen nicht in der Lage, sich mit dem Dienstleben des Heeres und mit seinem Ausbildungsgang in Fühlung zu erhalten. Sie können auf jenen hochverantwortlichen Posten schwerlich dasselbe leisten, wie solche Männer, die noch im praktischen Dienste stehen.

Durch die hier vorgeschlagene Organisationsänderung würde sich eine wesentlich günstigere Beförderungsaussicht eröffnen. Sie genügt aber noch nicht. Ich halte es für dringend erwünscht, daß auch jenen Offizieren ein besseres Los bereitet wird, die zur höheren Laufbahn nicht in Aussicht genommen werden können. Der Bezirkskommandeur übt dem Offizierkorps des Beurlaubtenstandes gegenüber tatsächlich die Funktionen des Regimentskommandeurs aus; es scheint mir nicht unbillig, wenn die weitaus größere Mehrzahl dieser Stellen zu aktiven Regimentskommandeurstellen gemacht wird, so daß die betreffenden Offiziere sich die Regimentskommandeur-Pension erdienen können. Ganz das Gleiche gilt für die Bezirks-Offiziere; eine gewisse Anzahl aktiver Stabsoffizierstellen und Hauptmannsstellen I. Klasse ist hier sehr zu empfehlen, um bestehende Härten zu beseitigen.

Ich wiederhole: alle derartige Maßregeln dienen unmittelbar zur Neubelebung und Förderung der eigentlichen Lebenskraft unseres Heeres! Was dem Offizierkorps hilft, das wird sich am Tage der Entscheidung glänzend bezahlt machen!

Wir kommen zur Kavallerie. Daß für unsere Kavallerie, die seit 1867 fast unverändert auf demselben Stande befindet, endlich ein

etwas ernstliches geschehen müße, das unterliegt für den Sachverständigen keinem Zweifel. Der Zweibund hat beinahe um die Hälfte mehr Reiter als der Dreibund und dieses Verhältnis würde sich ganz besonders auf den Kriegsschauplätzen der deutschen Heere geltend machen. Selbst wenn man der Ansicht ist, daß die Schlachtentätigkeit der Reiterei mit Lanze und Degen auf sehr viel seltenere Fälle beschränkt ist als früher, so steht die außerordentlich hohe Bedeutung der Waffe für die Aufklärung und Sicherung ganz unbedingt fest, und wenn sich die Kavallerie noch etwas leichter als bisher zum Gebrauch des Karabiners entschließt, so wird es ihr sicher an Gelegenheit zu entscheidendem Eingreifen in die Kriegshandlung nicht fehlen. Es muß also auf diesem Gebiet unserer Organisation eine Versäumnis nachgeholt werden und nur das Maß der Neuschöpfung kann fraglich sein. General v. der Boeck setzt nun schon die von General v. Pelet-Narbonne hierfür errechneten Ziffern etwas herab, er verlangt aber immer noch 106 Eskadrons, von welchen 75 auf 15 neu zu errichtende Kavallerie-Regimenter entfallen, 31 aber selbständige Meldereiterschwadronen (Jäger zu Pferde) sein sollen. Wir würden dann 10 Kavallerie-Divisionen zu 6 Regimentern formieren können — und zwar fordert v. der Boeck diese Formation schon für die Friedenszeit — und den 48 Infanterie-Divisionen würde außerdem je ein Kavallerie-Regiment und eine Eskadron Meldereiter verbleiben.

Ich glaube, man kann auch diese Zahlen noch herabsetzen. Ich bin der Meinung, daß eine Infanterie-Division zu drei Infanterie-Regimentern (9 Bataillone und 6 Batterien) mit einer Eskadron Meldereiter auskommen und auf weitere Divisions-Kavallerie verzichten kann, vorausgesetzt, daß wir ihr gleichzeitig eine Kompagnie Radfahrer zuteilen. Wenn nicht längere Zeit hindurch anhaltendes und starkes Regenwetter herrscht, so können in Mitteleuropa die Radfahrer den Reitern einen recht bedeutenden Teil ihres Aufklärungs-, Sicherungs- und Meldedienstes abnehmen, und ihr völliges Versagen wird wohl nicht häufiger eintreten, als wie das völlige Versagen der Kavallerie infolge von Glatteis tatsächlich eingetreten ist. Meldereiter und Radfahrer müssen sich je nach der Art des Geländes und der Umstände in die verschiedenen Aufgaben ihres Dienstes teilen, und wenn zumal für den Vorpostendienst die Zuteilung von Reitern streng nach Maßgabe des wirklichen Bedarfs erfolgt, nicht aber nach Maßgabe unserer Friedensgewohnheiten, so kann mancher besonders starke Verbrauch der Pferdekräfte vermieden werden.

Mein Vorschlag würde also dahin gehen, grundsätzlich — und abgesehen von einzelnen Ausnahmen — die gesamte jetzt vorhandene

Kavallerie in Kavalleriedivisionen zusammenzufassen, und zwar korpsweise in kleine Divisionen zu 4 Regimentern (2 Brigaden). Selbstverständlich würde ich vorziehen, lauter Divisionen zu 6 Regimentern in drei Brigaden zu haben. Wenn es sich aber um die Frage handelt, ob wir bei einem Doppelkriege im Osten und im Westen weniger große Divisionen haben sollen oder mehr kleine, so bin ich nicht im Zweifel, daß die letztere Form viel geeigneter ist, um der Vielheit der Aufgaben zu entsprechen. Will man aber gelegentlich für besondere Zwecke eine größere Masse Reiter unter ein Kommando stellen, so ist ein Kavallerie-Korps zu drei schwachen Divisionen ein handlicherer Verband als eines zu zwei starken. Je schwächer ein Verband ist, um so leichter ist der Nachteil der Zweiteilung zu ertragen, je stärker er ist, um so mehr macht sich der Vorteil der Dreiteilung geltend.

Der Hauptvorteil dieser Anordnung läge aber darin, daß jedes Korps auch im Frieden die Kavallerie behalten könnte, die es besitzt, während die ständige Formation von zehn starken Kavallerie-Divisionen unbedingt dazu führen müßte, die Armeekorps im Innern des Reichs mehr oder weniger ihrer Reiterei zu berauben.

Bei meinem Vorschlage würden neben den neuzuformierenden Meldereiterschwadronen drei Kavallerie-Regimenter für den Ausbau unserer Heeresorganisation genügen. Sie wären zur Verstärkung unseres V., VI. und XVII. Armeekorps nötig, wo bei der Länge unserer Ostgrenze mehr Kavallerie dringend erforderlich ist. Wir hätten dann beim Gardekorps eine Kavallerie-Division zu 8 oder noch besser zwei zu 4 Regimentern, bei drei Korps im Osten (I., VI. und XVII.), je eine Division zu 6 und bei sechzehn Korps je eine zu 4 Regimentern, während drei Korps (XI., XIX. und III. B) auf eine Brigade beschränkt blieben. Der Bedarf an Neuformationen würde sich dann folgendermaßen ergeben: 23 Korps zu drei Infanterie-Divisionen und zwei überzählige Infanterie-Divisionen erfordern 71 Eskadrons Meldereiter. Vorhanden 17; bleiben zu errichten 54. Dazu drei Kavallerie-Regimenter für den Osten, Gesamtbedarf 69 Schwadronen. Werden die kleinen Infanterie-Divisionen aber etwa nicht angenommen, so dürfte die Zahl der Meldereiterschwadronen darum doch nicht um 23 zurückgeschraubt werden. Für eine Division von 12—16 Bataillonen und 12 Batterien reicht eine Eskadron als Divisionskavallerie nicht aus.

Wenn mein Vorschlag Annahme fände, daß im allgemeinen jedem Armeekorps eine schwächere Kavallerie-Division entspricht, so wird bei den Operationen die Aufrechterhaltung einer ständigen Beziehung zwischen

dem Kavalleriekörper und dem Armeekorps keiner Schwierigkeit unterliegen. Selbstverständlich muß das Armee-Oberkommando das Recht haben, die Kavallerie-Division unmittelbar zu leiten, und diese muß bei ihrem Dienst vor der Heeresfront die Verpflichtung haben, unmittelbar an das Oberkommando zu melden., Die Fälle, daß eine Kavallerie-Division den Platz vor dem eigenen Armeekorps verläßt, werden nicht allzuhäufig vorkommen. Erhält das Armeekorps aber einen besonderen Auftrag, so wird es als notwendige Folgerung angesehen werden, daß ihm seine Kavallerie-Division zu eigener Verfügung verbleibt.

Was die Feldartillerie betrifft, so darf man wohl annehmen, daß sie vor einer großen Veränderung, vor dem Übergang zum Rohrrücklaufgeschütz mit Schutzschilden steht.

General v. der Boeck schließt sich der Ansicht eines ganz besonders sachverständigen Mannes, des General Rohne[1]) an, daß die erhebliche Steigerung der Feuergeschwindigkeit bei dem neuen Geschütz zur Verminderung der Geschützzahl benutzt werden darf. Wir haben z. Z. 144 Feldgeschütze auf dieselbe Bataillonszahl, die 1870 noch mit 84—90 Geschützen auskam, und da nun damals tatsächlich in zahlreichen Schlachten Raummangel eingetreten war und ein Teil der Batterien keinen Platz mehr zum Auffahren fand, so sollten wir die Gelegenheit zur Verminderung der Geschütze innerhalb der Batterie, also zur Herabsetzung von deren Frontbreite in der Tat freudig begrüßen. Die Zahl der Fahrzeuge aber müßte dieselbe bleiben, an Stelle der wegfallenden beiden Geschütze hätten Munitionswagen zu treten. Mir scheint General Rohnes Vorschlag durchaus einleuchtend, daß in der Zukunft je ein Geschütz und ein Wagen den Zug als taktische Untereinheit der Batterie bilden sollen; die Friedensbatterie würde dann aus 3, die Kriegsbatterie aus 4 solchen Zügen bestehen, zu denen im Kriege noch 8 weitere Fuhrwerke hinzutreten.

Wie würde sich nun die Feldartillerie in die oben vorgeschlagene Organisation des Armeekorps zu drei Infanterie- und einer Kavallerie-Division eingliedern? Im Kriege wäre jeder Infanterie-Division zu drei Infanterie-Regimentern ein Feldartillerie-Regiment zu 6 Batterien zuzuteilen, das vierte Feldartillerie-Regiment aber hätte die Korps-Artillerie zu bilden. Für die Kavallerie-Division wäre eine reitende Abteilung zu 2 Batterien erforderlich, für einzelne Brigaden je eine Batterie. Die z. Z. vorhandene Zahl reitender Batterien würde dazu im allgemeinen ausreichen; da aber ein Teil von ihnen jetzt in dem Verband der Infanterie-

[1]) Vgl. den Aufsatz des Generals Rohne „Die Entwicklung der modernen Feldartillerie". Deutsche Monatsschrift 5. (Februar-) Heft des II. Jahrgangs.

Divisionen zu verbleiben bestimmt ist, so müßte hier ein Ersatz durch fahrende Batterien erfolgen.

Im Frieden würden die zwei vorhandenen Feldartillerie-Brigaden jedes Armeekorps je einer Infanterie-Division unterstellt sein. Bei der Mobilmachung träte der ältere der beiden Brigade-Kommandeure als Kommandeur der Artillerie zum General-Kommando über, der jüngere hätte das Kommando der Kolonnen und Trains zu übernehmen. Ich halte eine starke und sachverständige Befehlsgewalt an der Spitze sämtlicher Kolonnen und Trains gradezu für eine unbedingte Notwendigkeit. Wie schwer solche Befehlshaber selbst bei der Vorwärtsbewegung zu entbehren sind, das hat die große Rechtsschwenkung der III. und IV. Armee im Sedanfeldzuge deutlich dargetan. Wie es ohne sie aber bei einem etwaigen Rückzuge hergehen soll, das kann man sich nur mit Besorgnis ausmalen. Damit könnte denn auch zusammenhängen, daß der Train schon im Frieden wieder in engere Verbindung mit der Artillerie gebracht würde. Die Feldartillerie hat heutzutage den allergrößten Andrang und daher die größte Auswahl unter den jungen Männern, die Offizier werden wollen; ihre Etats sind überfüllt. Sie könnte sehr leicht die Verpflichtung übernehmen, die Trainformationen im Frieden mit Offizieren zu besetzen, die nach einigen Jahren der Verwendung in diesem Dienst in ihre Waffe zurückkehren dürfen.

In Betreff der Zahl und Zusammensetzung unserer deutschen Truppen wünscht General v. der Boeck endlich noch die Vermehrung der Maschinen-Gewehr-Abteilungen auf je eine pro Armeekorps, eine angemessene Verstärkung der Fußartillerie und der Pioniere und eine vierte Kompagnie bei jedem Train-Bataillon. Allen diesen Wünschen wird man nur zustimmen können.

Dem gleichfalls ausgesprochenen Gedanken einer baldigen Neuformation von 1—2 Armeekorps möchte ich mich aber nicht anschließen. Wenn ja auch die Infanterie-Regimenter dazu reichlich vorhanden wären, so haben wir doch nur zwei überzählige Feldartillerie-Regimenter, und die Neuformation müßte naturgemäß auch eine gewaltige Nachwirkung im Hinblick auf die Garnisoneinrichtungen aller Art haben. Mir erscheint der Übergang zum dreigeteilten Armeekorps als der bei weitem lohnendere Weg zur Verbesserung unserer jetzigen Heereseinteilung.

Die beiden letzten Forderungen v. der Boecks beziehen sich auf die Erhöhung der Oberstleutnantsgehälter bei der Infanterie und auf das Militärpensionsgesetz. Die Oberstleutnants der Infanterie sind bedauerlicherweise immer noch sehr wesentlich gegen ihre Kameraden von den

anderen Waffen zurückgesetzt. Die Erhöhung ihres Gehalts ist in den Etat für 1904 aufgenommen. Es ist dringend zu wünschen, daß sich der Reichstag den guten Gründen nicht verschließe, die in der Begründung angeführt sind.

Was endlich das Militärpensionsgesetz betrifft, so stellt v. der Boeck die Gesichtspunkte übersichtlich zusammen, nach welchen das Gesetz entworfen werden muß, wenn es wirksame Hilfe bringen soll. Ich kann sie nicht mehr eingehend besprechen und begnüge mich mit der Bemerkung, daß sie mir alle ohne Ausnahme zutreffend erscheinen. General Rohne hat hier an dieser Stelle*) vor einigen Monaten die Wehrsteuer empfohlen, um die rückwirkende Kraft des Pensionsgesetzes zu ermöglichen. Der Vorschlag hat nach meiner Überzeugung volle Berechtigung.

*) Im 1. (Oktober-)Heft dieses Jahrganges.

Gebet der Schiffer.

(Adriatisches Meer.)

Die Stunden eilen — Mitternacht!
Am Himmel ist nicht Mond nicht Stern.
Ob unsrer Reise halte Wacht,
Madonna, Mutter unsres Herrn!

Die Stunden eilen. Bank und Riff
Sind nah. Madonna, lenke du
Durch Sturm und Mitternacht das Schiff
Dem Hafen und der Heimat zu!

Die Stunden eilen ohne Rast.
Madonna des Erbarmens du,
Die du den Herrn geboren hast,
Hilf uns dereinst zur ewigen Ruh!

Aus: Neue deutsche Lyriker. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Busse. III. Gedichte von Hermann Hesse. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Eingeborenen-Aufstände in Deutsch-Südwestafrika und ihre Unterdrückung.

Von

Afrikanus.

Nachdem die nachfolgenden Betrachtungen schon gedruckt waren, brach der Herero-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika aus. Die eingetroffenen Nachrichten lassen Schlimmes erkennen. Die Telegraphenlinie und die Eisenbahn Swakopmund—Windhoek sind unterbrochen und bereits Angriffe auf einzelne Ortschaften an dieser Hauptverkehrsader des Schutzgebietes erfolgt. Es sind die am frühesten und dichter als irgend ein anderer Teil Südwestafrikas mit Deutschen besiedelten Landschaften längs des Laufs des Swakopflusses, in denen jetzt gekämpft wird. Otyimbingwe ist bereits bedroht, Freiwillige von der Küste sind dorthin abgegangen. Das Zentrum des Aufstandes aber dürfte weiter östlich zu suchen sein, in den Gegenden zwischen Gobabis, Otyosasu und Okahandya. Die Ausdehnung der Unruhen läßt sich vorläufig nicht übersehen; die Distrikte Omaruru und Waterberg sollen noch ruhig sein.

Wenn aber auch diese von dem Aufstand ergriffen werden, wenn ferner etwa Herero und Ovambo sich zum Kampfe gegen die deutsche Herrschaft die Hände reichen sollten, dann werden dem Schutzgebiet furchtbar ernste Zeiten bevorstehen.

Aber auch abgesehen von dieser Eventualität lassen schon die gewaltige Zahl der Herero-Krieger, ihre gute Bewaffnung, der Blutdurst und die Mordgier der nicht christlichen „Feld-Herero" und der ihnen stammverwandten Ovambandjeru für alle in ihren Gebieten verstreut lebenden Weißen das Schlimmste befürchten. Eine Hauptfrage wird bei alledem sein, ob der bekannte Häuptling Hendrik Witbooi seinem Eide gemäß den Deutschen die bisher bereits oft bewiesene Treue hält und Heeresfolge leistet. Wir hoffen es! —

Wie dem aber auch sei: dieser Aufstand muß der letzte in Südwestafrika sein und bleiben! Mit äußerster Strenge muß er niedergeworfen und jeder Funke von Rebellion erstickt werden. Sind aber friedliche Ansiedler, weiße Frauen und Kinder hingeschlachtet worden, dann keine Milde, sondern die „eiserne Faust", Galgen und Strick!

Nur ein Schluß ist für dies Drama möglich, und das ist — worauf wir in dem Folgenden bereits vor Ausbruch des Herero-Aufstandes hingewiesen

hatten — die **völlige** Entwaffnung aller Eingeborenen des Schutzgebiets, soweit sie Hinterlader besitzen! —

* * *

Im Oktober des vorigen Jahres waren aus unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet Nachrichten eingetroffen, die erneute kriegerische Verwicklungen erwarten ließen. Die Lage erschien um so schwieriger, als zu fast gleicher Zeit Unruhen aus dem äußersten Norden und Süden des Landes gemeldet wurden, aus Gegenden, deren Entfernung von einander in der Luftlinie rund 1300 Kilometer beträgt. Diese Tatsachen mußten auf jeden, der mit den Verhältnissen im Schutzgebiet nicht näher vertraut war, den Eindruck machen, als sei ein Feldzug nach zwei Fronten für die Schutztruppe zur unabänderlichen Notwendigkeit geworden. Und das hätte sie bei einer Stärke von etwa 750 Reitern und einigen Geschützen in eine recht schwierige Lage gebracht, denn wenn man zu diesen 750 Aktiven der Schutztruppe auch noch einige hundert Reservisten und Kriegsfreiwillige hinzurechnen kann, so müssen doch von der Feldtruppe **die** Mannschaften wiederum abgesetzt werden, die zur Bewachung und Besetzung der zahlreichen Militär- und Polizeistationen nötig sind und also nicht mit ins Feld rücken können. Aber die Verhältnisse lagen denn doch nicht so schlimm, wie der erste Anschein es glauben machte. Hatten die im Oktober-November 1903 aus englischer Quelle eingetroffenen Alarmnachrichten von 2- bis 3000, in einem Falle sogar von 10000 (!) aufständischen Hottentotten zu berichten gewußt, so konnte von Kennern Südwestafrikas in deutschen Blättern alsbald darauf hingewiesen werden, daß es 10000 waffenfähige Hottentotten im ganzen Schutzgebiet nicht gäbe und daß, da es sich nach sämtlichen Meldungen lediglich um einen Aufstand des Bondelzwart-Stammes handelte, die Zahl der Rebellen 7- bis 800 keinesfalls übersteigen könne. In der Tat hätte die Zahl derselben sogar nur dann zu einer derartigen Höhe steigen können, wenn man zu den etwa 4- bis 500 Kriegern der Bondelzwarts noch 2- bis 300 Unzufriedene anderer Stämme als Zuläufer rechnet — eine Eventualität, die nach den Erfahrungen der bisherigen Kriege gegen Hottentotten vorgesehen werden mußte.

Inzwischen haben die aus dem Aufstands-Gebiete eingetroffenen amtlichen Berichte erkennen lassen, daß nicht der gesamte Stamm der Bondelzwarts, sondern nur ein Teil desselben — die Häuptlingsfamilie, sowie die Verwandschaft und der engere Anhang derselben — die Waffen ergriffen hatte, und daß die Reste dieser Rebellen nach zweimaligen Niederlagen durch die Deutschen sich in das Karasgebirge geworfen hatten und bis zu ihrer am 9. Januar gemeldeten Übergabe dort das Leben geächteter Räuber führten. Die Schutztruppe, deutsche Freiwillige, schnell zusammengezogene Abteilungen von im Lande ansässigen Buren und das loyale Verhalten des zur Heeresfolge verpflichteten bekannten Häuptlings Hendrik Witbooi haben gleichen Anteil an der schnellen Niederwerfung des Aufstands, der unter gewissen Umständen leicht hätte größere Kreise ziehen können. Die schnelle Mobilisierung der Schutztruppe und die in genügender Stärke erfolgte

Machtentfaltung seitens derselben — Tatsachen, die sich mit Windeseile unter den Eingeborenen verbreiten und die dann lähmend auf alle unruhigen Elemente unter diesen wirken — war aber nur möglich durch den Umstand, daß der Schauplatz der noch jetzt andauernden Unruhen im Nordosten des Schutzgebiets zunächst vollständig außer Berücksichtigung gelassen werden konnte, da er in immerhin großer Entfernung von den am weitesten nach Norden vorgeschobenen Siedlungen der Europäer und Buren liegt und diese somit nicht unmittelbar gefährdet.

Es sind die von Ovambostämmen besetzten Landschaften im Stromgebiet des Okavango und Omuramba Shefhongo, die nach den noch wenig klaren Meldungen sich im Aufstande befinden sollten. Gegen wen sich diese Unruhen richten, erscheint dem Kenner der Verhältnisse des Schutzgebiets zunächst rätselhafter als dem der dortigen Lage entfernter Stehenden, denn der letztere wird nach den eingelaufenen Nachrichten annehmen müssen, daß der Haß der Ovambo sich gegen gewisse Maßnahmen der deutschen Regierung des Schutzgebiets richte. In der Tat hat jedoch die koloniale Regierung ihre Machtsphäre noch gar nicht auf diese Gebiete ausgedehnt, ja nicht einmal den leisesten Versuch dazu gemacht, so daß sie einen mittelbaren Anlaß zu den Unruhen nicht gegeben haben kann. Dennoch werden sich diese fraglos gegen die Deutschen richten, aber gegen sie als Herren des an das Amboland anstoßenden nördlichen Damaralandes, gegen die gefürchteten Eindringlinge, deren Tun und Treiben man längst mit Mißtrauen beobachtete. Diese Beweggründe werden auch zur Verjagung der Missionare geführt haben und zu der seinerzeit gemeldeten Ermordung der deutschen Ansiedlerfamilie Paasch. Man mochte sie wohl für Emissäre der Deutschen halten oder wollte sich überhaupt der ersten Einwanderer radikal entledigen, um andere abzuschrecken, ein Modus, der den Ovambo von jeher geläufig war. Vielleicht liegt auch ein gemeiner Raubmord vor. — Wie dem aber auch sei, jedenfalls erfordert die von den Ovambo vollbrachte Greultat strenge Sühne. Ist diese nicht durch einen Rechtsspruch des zuständigen Stammeshäuptlings oder durch Auslieferung der Verbrecher an die deutschen Behörden zu erlangen, so ist als ultima ratio eine kriegerische Expedition nicht zu vermeiden. Denn ganz abgesehen von den idealen Beweggründen würde das ungesühnte Verbrechen das Ansehen der Deutschen nicht nur unter den Ovambo, sondern auch unter allen anderen Eingeborenen des Schutzgebiets auf das schwerste erschüttern. Sollte die Nachricht sich bewahrheiten, daß bereits eine erfolglose Strafexpedition gegen die Ovambo stattgefunden hat, so wäre auch der Ausbruch weiterer Unruhen unschwer zu erklären. Jedenfalls würde eine erste mißlungene Expedition nur um so gebieterischer eine zweite erfolgreiche erfordern.

Es ist, wie oben bemerkt, als ein großes Glück zu betrachten, daß durch die Unruhen in Ovamboland Leben und Eigentum deutscher Untertanen weiterhin unmittelbar nicht gefährdet sind. Möglich ist allerdings, daß einzeln im Lande umherziehende weiße Händler dem Haß der Eingeborenen zum Opfer fielen, aber die nächsten Ansiedlungen der Europäer liegen, wie gesagt, weit südlich des Auf-

standsgebiets und sind durch Besatzungen gedeckt. Daß aber die Ovambo angriffsweise vorgehen sollten, erscheint vorläufig ausgeschlossen, zumal sie dann nicht allein Deutsche und Buren, sondern vielleicht auch die Herero gegen sich haben würden, zu denen ihr Verhältnis zu allen Zeiten ein gespanntes war. Ein Angriff auf die deutschen Siedlungen könnte für die Ovambo vielmehr nur dann von nachhaltigem Erfolge begleitet sein, wenn die Herero mit ihnen gemeinsame Sache machten.

Wenn sonach die Lage im Schutzgebiet nach dieser Richtung zu ernsten Befürchtungen keinen Anlaß gab, und die englischen Nachrichten, nach denen die Station Warmbad von den Rebellen erobert, die Besatzung niedergemetzelt und die deutsche Herrschaft im Groß-Namaland erschüttert sein sollte, sich als unwahr erwiesen haben, so bleibt doch die Tatsache des Ausbruchs von Unruhen bestehen. Hierzu kommt nun, daß grade in den allerletzten Tagen, wie eingangs schon bemerkt, an anderer Stelle des Schutzgebietes ebenfalls Unruhen aufgeflackert sind.

Im Hinblick hierauf wird es von Interesse sein, nochmals kurz festzustellen, wie sich die Lage im Süden und Norden des Schutzgebiets augenblicklich gestaltet hat, und ferner die Fragen aufzuwerfen, ob sich derartige Unruhen — vielleicht ernsterer Natur — wiederholen können, und welche Teile des Schutzgebiets die gefährdetsten und durch den Ausbruch von Unruhen am schwersten geschädigten sein würden.

Hierauf kann geantwortet werden: die Unruhen im Süden des Schutzgebiets sind — falls nicht ganz neue, unberechenbare Verwicklungen eintreten sollten — beendet. Solche Verwicklungen könnten nur bestehen in einer Erhebung der bisher nicht aufständischen Teile der Bondelzwarts und anderer Hottentottenstämme. In Frage kämen nach der Lage ihrer Wohnsitze in erster Linie die „Veldschoendrager" und die „Tseibschen" Hottentotten in und um Keetmannshoop. Wenn die Erhebung dieser bei einem Mißerfolge der deutschen Waffen immerhin in das Gebiet der Möglichkeit gezogen werden konnte, so erscheint sie heute nach dem Doppelsiege der Deutschen und der ihnen Heeresfolge leistenden Buren, Witbooi-Hottentotten und Bastards vollständig ausgeschlossen. Ganz besonders wird auch das Erscheinen des berühmten und gefürchteten Häuptlings Hendrik Witbooi eingewirkt haben, der nach dem in den Jahren 1893/94 gegen ihn geführten, siegreichen Kriege durch das Geschick und die weise Voraussicht Oberst Leutweins der deutschen Sache gewonnen wurde und der jetzt bereits zum vierten Mal dem an ihn gerichteten Ruf zur Heeresfolge willig und umgehend nachgekommen ist. Die Aufständischen sind zersprengt, ihre geringen Reste hatten sich in das Karasgebirge geflüchtet und wurden dort bis zu ihrer Ergebung von Patrouillen und kleineren Abteilungen beobachtet und im Schach gehalten. War das Vorhandensein einer derartigen Räuberbande auch unangenehm genug, so war die Beunruhigung durch sie doch örtlich beschränkt und dadurch nicht von hemmenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung

des südlichen Groß-Namalandes. Die schnelle und energische Züchtigung der Rebellen wird das deutsche Ansehen bei den Eingeborenen des gesamten Schutzgebiets in jeder Beziehung stärken.

Die Zustände im Norden des Schutzgebiets bedürfen der Aufklärung. Liegen lediglich der Mord der Ansiedlerfamilie Paasch und die Vertreibung der Missionare — also lokale Unruhen — vor, so wird eine starke und kräftig durchgeführte Strafexpedition genügen, um Ordnung zu schaffen und die Schuldigen zu bestrafen. Sollte jedoch eine Erhebung mit der Spitze gegen die Deutschen im Werke sein uud diese sich unter den zahlreichen, starken und wohlbewaffneten Ovambostämmen weiter ausgebreitet haben, sollte ferner diese Erhebung sich zu einer Beunruhigung der nördlichsten deutschen Siedlungen zuspitzen oder endlich zu offenem, aggressivem Vorgehen der Ovambo führen, so stehen der Schutztruppe sehr harte Kämpfe bevor, und es erscheint mehr als zweifelhaft, ob sie mit Reserven und Freiwilligen stark genug sein wird, den vereinigten Ovambo gegenüber Vorteile zu erringen, selbst wenn man bereits den Ersatztransport von 4 Offizieren und 226 Unteroffizieren und Mannschaften mitzählt, der am 5. Januar Berlin verließ.

Die Ovambo-Frage ist neuerdings eine brennende geworden, und zwar durch die in letzter Zeit mit Energie in Angriff genommene völlige Erschließung und teilweise Besiedlung des nördlichen Damaralandes und die zum Schutze desselben bis an den Etosha-Salzsee vorgeschobenen deutschen Militärposten, die in der Folgezeit auch die jetzt beginnenden Arbeiten der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft, den Bau der Eisenbahn Swakopmund-Omaruru-Otavi-Tsumeb und den Abbau der Otavi- und Tsumeb-Kupferminen gegen jede Beunruhigung zu decken haben werden. So sehr es nun auch zu wünschen wäre, mit den Ovambo in Frieden auszukommen — denn sie bilden den stärksten Eingeborenenstamm des Schutzgebiets, sind intelligent, fleißig, anstellig, bieten sich als Arbeiter an und sind als solche überall gesucht — so scheint doch wenig Aussicht hierzu vorhanden zu sein, da sie andererseits wieder außerordentlich argwöhnisch, stolz, dem Europäer abgeneigt sind und von ihren Häuptlingen despotisch regiert und willenlos gelenkt werden. Man sieht, daß hier starke Gegensätze im Charakter des Volkes sich offenbaren, unter denen die seit 1868 oft unter Lebensgefahr in Ovamboland arbeitenden finnländischen Missionare schwer zu leiden hatten. Bald freundlich aufgenommen und in ihrer schweren Kulturarbeit von dem Stammeshäuptling auf das beste unterstützt, bald wieder — ohne daß irgend eine sicht- oder fühlbare Verstimmung eingetreten wäre — auf ein Wort, einen Befehl des wankelmütigen Herrschers hin von ihren Zöglingen verlassen, dem Haß böswilliger Elemente preisgegeben, verfolgt und der Frucht ihrer Mühen beraubt, haben die Ovambo-Missionare von jeher ein dornenvolles Dasein geführt. Ein höchst bemerkenswerter Unterschied im Volkscharakter der Ovambo einerseits und der Herero und Hottentotten andererseits macht sich gerade in dem Verhältnis dieser Stämme zu den unter ihnen wirkenden Missionaren

bemerkbar. Denn bei den Herero sowohl wie bei den Hottentotten erfreuten sich die Missionare dort, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hatten, zu allen — und selbst den wildesten und unsichersten Kriegszeiten des größten Ansehens und Einflusses. Und wie in diesem einen Punkt, so ist es in vielen andern, so daß es in der Tat den Anschein hat, als könnten die im Verkehr mit den letztgenannten Nationen gesammelten Erfahrungen nicht ohne weiteres bei der Lösung der Ovambo-Frage verwertet werden. Es wird dies einerseits durch die erwähnte, von ungezügeltem Aberglauben unterstützte Despotie der Ovambo-Häuptlinge zu erklären sein, andererseits aber auch durch die Qualität der ersten Europäer, der Portugiesen Angolas, mit denen die Ovambo in Berührung traten. Denn wenn sie sich heut als gewalttätige und dem Europäer abholde Eingeborene zeigen, so hat das seinen guten Grund und hängt zunächst ursächlich zusammen mit der Art und Weise des Vorgehens der portugiesischen Regierung bei der von ihr versuchten Erschließung und Besiedlung der an unser Schutzgebiet grenzenden Teile der Kolonie Angola. Werfen wir daher einen Blick auf die neuere Geschichte der Ovambo-Stämme!

Es dürfte bekannt sein, daß Portugal Jahrzehnte hindurch Verbrecher nach Angola deportiert hat. Durch eine äußerst mangelhafte Beaufsichtigung und die Ansiedlung dieser schlechtesten und für die Besiedlung einer Kolonie ungeeignetsten Elemente wurden, besonders im südlichen Hinterlande, Zustände geschaffen, die jeder Beschreibung spotten. Eine systematische Ausplünderung der Eingeborenen seitens der portugiesischen „Ansiedler" begann, und die Regierungsorgane in den Küstenstädten sahen sich in einigen Fällen genötigt, Truppen gegen ihre eigenen Ansiedler auszusenden. Da diese Expeditionen jedoch nicht immer glücklich verliefen, war der Einfluß der Regierung wenige Meilen landeinwärts bald gleich null. Und nun kannte die Raubluft der Deportierten keine Schranken mehr. Förmliche Kriegszüge wurden unternommen, besonders im südlichen Angola, in Mossamedes, und die herdenreichen, ackerbauenden Ovambo-Stämme dieses Gebiets ausgebeutelt.

Dabei hatten sich die Deportierten zunächst der Waffen und Munition bedient, die ihnen die Regierung zum Schutze ihrer Ansiedlungen gegen die Eingeborenen überliefert hatte, während später ein im großartigsten Maßstabe aufblühender Schmuggel sie mit diesem unentbehrlichen Handwerkszeug versorgte. Dieser Schmuggel jedoch fand bald auch den Weg zur gegnerischen Partei, den Ovambo, die in der Erkenntnis, daß Bogen, Speer und Keule dem Feuerrohr des weißen Mannes nicht ebenbürtig seien, willig im Tauschhandel ihre Rinder für Gewehre und Munition gaben. So erstarkte die Widerstandskraft der Eingeborenen allmählich, und an den räuberischen portugiesischen Eindringlingen wurde schreckliche Vergeltung geübt. Zugleich entwickelte sich aber der Sklavenhandel zu höchster Blüte. Die im Hinterlande von Mossamedes und im Ambolande umherziehenden Händler kauften den despotischen Häuptlingen der Ovambo Kriegsgefangene und mißliebige Untertanen für Gewehre, Pulver, Blei und

Branntwein ab und zogen mit den Sklavenkarawanen nordwestwärts, wo in der portugiesischen Kolonie sich Abnehmer genug für das „schwarze Elfenbein" fanden. Aber auch im Südwesten und Süden ihres Gebiets waren die Ovambo steten Feindseligkeiten ausgesetzt. Im Westen bildeten die kriegerischen und raublustigen Hottentotten des Kaokofelds, die Zesfonteiner und die Zwartbooi's von Franzfontein, eine stete Gefahr für die dortigen Stämme, während im Südosten die Herero von der Gegend des Waterbergs her in dauernden Vorstößen gegen die Landschaften um Grootfontein und Otavi Terrain zu gewinnen suchten, was ihnen jedoch gründlich mißlang. In diesen brodelnden Hexenkessel gerieten die Boerenzüge, die um 1874 das Transvaal verlassen hatten und westwärts das Betschuanaland durchziehend unter unsäglichen Strapazen und nach furchtbaren Leiden über den Ngami-See die Küsten des Kaokofeldes erreicht hatten. Ihre Reste waren von der portugiesischen Regierung im Jahre 1878 aufgenommen und in Humpata angesiedelt worden. Bald jedoch kam es zu Streitigkeiten, sowohl mit den Portugiesen wie mit den Eingeborenen, wobei man gerechterweise die Buren nicht von aller Schuld freisprechen kann. Infolgedessen wurde im Jahre 1884 ein allgemeiner Auszug — ein Treck — beschlossen und die „Vortrekker" zogen unter Führung des Händlers Jordan quer durch das Amboland südwärts. Im Jahre 1885 erwarb Jordan von dem Ovambo Häuptling Kambonde ein bedeutendes Gebiet südlich und südöstlich der Etosha-Salzpfanne. Hier wurde ein neuer Freistaat, „Upingtonia", gegründet, dem aber eine nur kurze Dauer beschieden sein sollte, denn nach der 1886 im Omandonga auf Anstiften Nechales, eines jüngeren Bruders Kambondes, erfolgten Ermordung Jordans wurde Grootfontein nach kurzer Zeit von den Buren wieder verlassen, nachdem sie, was bemerkenswert ist, kurz zuvor sich und ihr Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt hatten.

Im Jahre 1857 hatten übrigens bereits die Missionare Hahn und Rath der Rheinischen Missionsgesellschaft auf günstige Berichte des englischen Reisenden Galton hin, der 1851 die Ovambo besuchte, den Versuch gemacht, dort festen Fuß zu fassen, waren aber übel empfangen worden und mußten das Land in eiliger Flucht verlassen. 1866 erneuerte der unermüdliche Hahn den Versuch, der jetzt glückte und zur Einführung (1868) der der Rheinischen Missionsgesellschaft nahe stehenden finnländischen Missionare führte, die, wie bereits oben bemerkt, noch heut unter den Ovambo wirken. Im übrigen sind bis zur Jetztzeit von Süden her mit den Ovambo stets nur einzelne Reisende in Berührung gekommen, deren bedeutendste und erfolgreichste Galton, Anderssson, Green, Hahn, Smuts, Dr. Schinz und v. François waren. Von Norden her jedoch blieben sie bis auf den heutigen Tag unter dem starken und unheilvollen Einfluß des gewissenlosen portugiesischen Händlerheeres.

Und so scheinen denn — wenn wir das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen — die Verhältnisse sich zuzuspitzen: Die Lösung der Ovambo-Frage ist näher gerückt. Sie ist dringlich geworden, ganz abgesehen von den im

Nordosten ausgebrochenen Unruhen, durch die Ausdehnung der wirtschaftlichen Erschließung des Landes bis an die Südgrenze der Ovambo-Gebiete. Die Nähe starker und wohlbewaffneter Eingeborenenstämme, die durch das Nichtanerkennen der deutschen Herrschaft und durch das Nicht-Respektieren der deutschen Grenze seitens der despotischen Machthaber ein bedrohliches Ansehen gewinnen kann, fordert eine Lösung der Frage in kurzer Frist. Die deutsche Regierung sieht sich vor die Aufgabe gestellt, die Ovambo zu friedlichen Bürgern unseres Schutzgebiets zu machen. Diese Aufgabe dürfte um so schwieriger sein, als sie in erster Linie bedeuten wird, den Ovambo die schlechte Meinung, die sie — unseren Ausführungen nach ziemlich berechtigtermaßen — von den Weißen haben, zu benehmen, d. h. ihr Zutrauen zu gewinnen. Gelingt dies, so liegt bei der Bedeutung des Ovambo-Volkes und bei dem wirtschaftlichen Wert seines Landes, das die bisher erschlossenen Teile unseres Schutzgebiets in glücklichster Weise ergänzt, ein kulturelles Arbeitsfeld offen, auf dem die schönsten Lorbeeren gepflückt werden können. Gelingt es nicht, so wird zunächst der Starrsinn und die unumschränkte Macht der Häuptlinge gebrochen werden müssen. Kommt es aber zu kriegerischen Auseinandersetzungen, so werden diese aller Voraussicht nach überaus schwer sich gestalten. Vielleicht gelingt es dem Gouverneur im Falle eines Krieges, wenigstens einige Stämme gütlich zu gewinnen und so die Macht der Gesamt-Nation zu zersplittern. Zwietracht hat immer zwischen den einzelnen Häuptlingen geherrscht, aber vielleicht läßt die „deutsche Gefahr" sie ihren alten Hader vergessen und kittet die alten Gegner nur um so fester zusammen!

Die Zahl der Ovambo wird verschieden, von 130000 bis zu 200000 Seelen angegeben, die Zahl der Krieger von 15000 bis 25000, wovon mindestens 4000 bis 6000 mit Hinterladern Bewaffnete. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß diese Zahl viel zu gering angesetzt ist. Denn Dr. Schinz, einer der wenigen und besten Kenner der Ovambo, sagt schon im Jahre 1891, daß die Büchse den nationalen Waffen bereits mächtig Konkurrenz gemacht habe, und daß es nur noch weniger Jahre bedürfen werde, um den Bogen bei den Ovambo so selten zu machen wie bei den Herero, wo er bereits zum Kinderspielzeug geworden war. Endlich sei noch bemerkt, daß die größeren Dörfer der Ovambo durch weit über mannshohe Baumpallisaden, die in mehreren Reihen hintereinanderstehen und in die Schießscharten geschnitten sind, sowie durch Erdwälle und Dornbuschverhaue geschützt sind, so daß ein Angriff auf dieselben ohne die Mitwirkung von Artillerie, wenn überhaupt, dann nur unter übergroßen Verlusten von Erfolg gekrönt sein würde.

Man wird also gut tun, das Pulver trocken zu halten und sich jeder Eventualität zu versehen. Si vis pacem para bellum.

Soviel über die Ovambo-Gefahr, die wir nunmehr aus dem Rahmen unserer Betrachtungen ausscheiden, um für den Bereich der bereits tatsächlich unter deutscher Herrschaft stehenden Teile Südwestafrikas die bereits weiter oben aufgestellten Fragen zu untersuchen, ob sich Aufstände wie der jetzt im Süden nieder-

geworfene — vielleicht ernsterer Natur — wiederholen können, und welche Teile des Schutzgebiets die gefährdetsten und die durch den Ausbruch von Unruhen am schwersten geschädigten sein würden.

Wir werden die zweite dieser Fragen zunächst behandeln und von der ersten, weiter unten zu erörternden, nur soviel vorausnehmen, um zu konstatieren, daß in der Tat auch für die Zukunft der Ausbruch von Unruhen nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt, und zwar in demselben Maße wie für diejenigen unserem Schutzgebiet benachbarten Länder, in denen ebenfalls bewaffnete Eingeborenenstämme neben den weißen Einwanderern sitzen.

Deutsch-Südwestafrika ist in seinem Hauptteil ein aridos Land. Mit Ausnahme der Grenzströme, des Kunene, Okavango, Sambesi und Orange finden sich nur periodische Flüsse, die in der Zeit der großen Regen (Januar bis April) oft gewaltige Wassermassen führen, die jedoch ebenso schnell abfließen, wie sie gekommen sind. Es liegt dies in dem geologischen Aufbau des Landes begründet, das von seinen ziemlich die Mitte des langgestreckten Gebiets haltenden höchsten Erhebungen in gewaltigen Terrassen nach Osten und Westen abfällt. Die Flüsse haben daher meist starken Fall. Hierzu kommt, daß ein Feuchtigkeits-Ersatz durch Niederschläge in den meist völlig regenlosen Monaten Mai bis Dezember nicht eintritt, dagegen der Verdunstungs-Prozeß infolge der innerhalb dieser Zeit immer mehr steigenden Trockenheit der Luft ein enorm großer wird. Lediglich in den in der Ebene liegenden Teilen des Flußbetts oder dort, wo Felsbarrieren das Bett schneiden und das Wasser aufstauen oder endlich in Löchern und Bassins, die sich häufig in den Flußbetten finden, hält sich offenes Wasser noch längere Zeit nach der Regenzeit. Da jedoch die Mehrzahl der größeren Flüsse auch in der Trockenzeit unterirdisch — unter der oberen Sandschicht — schwach strömendes Wasser führt, so sind die Bewohner Südwestafrikas von jeher daran gewöhnt, sich durch mehr oder weniger tief in das Flußbett versenkte Brunnen die Schätze des Grundwasserstroms zu erschließen. So sind — wenn auch Quellen („Fonteinen") und größere oder kleinere Teiche (meist Sammelwasserstellen im Lehmboden, sogenannte „Vleys") sich über das ganze Land verstreut finden — doch die Siedlungen an den Lauf der größeren Flüsse gebunden. Erklärt sich durch diese für ganz Südafrika gleichen Verhältnisse das Nomadenhafte seiner eingeborenen Völker und z. T. auch der eingewanderten Weißen, so mußte der zum größten Teil durch die Missionare erzeugte Drang nach einer festen Heimat, die Periode der beginnenden Seßhaftigkeit, sich ganz besonders günstige Stellen des Landes zu seiner Entwicklung suchen. Nur dort wurde die Anlage dauernder Siedlungen möglich, wo Wasser zu jeder Zeit und in einer die Erhaltung der Herden sichernden Menge vorhanden war. So entstehen zunächst unter dem Einfluß der Missionare, denen nach der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen die Regierung, die Schutztruppe, die Ansiedler folgen, Gemeinden an den Örtlichkeiten, die offenes Wasser in genügender Menge besitzen. Bald jedoch geht man — dem Beispiel der nahen Kapkolonie folgend — dazu über, den

Wasserreichtum künstlich zu heben. Der Brunnenbohrer und der Kulturtechniker erscheinen auf dem Plan, und unter ihrer Hilfe bricht vom offenen Wasser aus der Farmer auf, um durch die künstliche Schaffung von Wasser, durch Bohrungen und Dammbauten, sich und seinen Herden Gebiete voll herrlichen Weidegrases zu erschließen, die bis dahin durch das Fehlen von Wasserstellen tot und unbenutzt dalagen.

Und so sehen wir in Südwestafrika ein Land der Kulturoasen entstehen, die räumlich oft weit getrennt sind durch Landschaften, die noch heut nur dem Nomaden Unterhalt bieten, mit deren schrittweiser Eroberung man jedoch jetzt bereits beschäftigt ist. Das gilt gleichmäßig sowohl für die von den Weißen in Besitz genommenen Gebiete wie für die Reservationen der eingeborenen Stämme.

Natürlich ist es dabei, daß einzelne der europäischen Kulturzentren den anderen weit voraus sind. Es sind dies die am leichtesten zugänglichen und somit am frühesten besiedelten, zwischen denen man bereits moderne Verkehrsmittel (Eisenbahnen) findet, sowie die, in denen bereits bekannte Bodenschätze (Mineralien u. ä.) der Ausbeutung harren. Fast alle diese Kulturoasen sind umgeben oder benachbart von den seitens der deutschen Regierung für die Eingeborenen reservierten und von ihnen besetzten Gebieten. Die Ausübung des Schutzes der Kulturzentren wird somit für die Regierung um so schwieriger, und diese Zentren sind infolgedessen bei dem Ausbruch von Eingeborenen-Aufständen um so gefährdeter, je weiter sie von dem Gebiet der größten Machtentfaltung der Deutschen, dem mittleren Damaraland, entfernt liegen. Die Stationierung stärkerer Unterabteilungen der Schutztruppe in entfernter liegenden Landesteilen vermag dann diesen wiederum einen gewissen Grad selbstständiger Sicherheit zu geben. Die bereits durchgeführten, wertvollsten und bedeutendsten Kulturarbeiten (Eisenbahnen, Bergwerke, dicht bevölkerte Hauptorte und Landschaften) werden des höchsten Schutzes bedürfen, da ihre Zerstörung die wirtschaftliche Entwickelung des Landes um Jahre zurückbringen und auf das schwerste schädigen würde. —

Wir kommen nunmehr zur Erörterung der Schlußfrage, ob Eingeborenen-Aufstände — vielleicht ernsterer Natur als der soeben niedergeworfene — sich in Zukunft wiederholen können, und diese Frage ist zu bejahen. Die Tatsache, daß einzelne starke Eingeborenenstämme bewaffnet und in ungebrochener Kraft im Schutzgebiet wohnen, gibt hier den Ausschlag. Wenn diese Eingeborenen auch heut die deutsche Herrschaft voll anerkennen und die deutschen Gesetze willig befolgen, so ist doch ihr Charakter ein höchst unsicherer und schwankender. Hierin ähnelt der sonst schwerfälligere und ruhigere Herero ganz dem Hottentotten, der nun einmal ein unruhiger, veränderungssüchtiger Kopf ist voll wirrer Pläne und wunderlicher Hoffnungen, denen neben den gewiß und in erster Linie vorhandenen materiellen Zielen doch gewisse ideal-nationale Beweggründe nicht abzusprechen sind. Das hat die Geschichte der Hottentotten-Stämme in jedem Zuge bewiesen, und hieraus erklärt sich auch das plötzliche,

überraschende, fast niemals zu berechnende Moment, das diesen Aufständen von jeher eigentümlich war. Die mangelnde Kenntnis dieser allerdings schwerverständlichen Verhältnisse brachte es mit sich, daß der im Oktober 1903 erfolgende Ausbruch anscheinend so schwerer Unruhen in Deutschland auf das peinlichste überraschte. Man hatte Deutsch-Südwestafrika für vollständig „beruhigt" gehalten und war geneigt, da doch einer der Schuldige sein mußte, der kolonialen Regierung diese Schuld zuzuschieben, und wenn es keine andere sein konnte, dann wenigstens die, daß sie nicht gerüstet gewesen sei und sich durch den Ausbruch der Feindseligkeiten habe überraschen lassen. Gehen wir jedoch der Sache auf den Grund, so läßt sich auf Grund unserer bisherigen Ausführungen unschwer feststellen, daß das Gouvernement in Deutsch-Südwestafrika durchaus seine Schuldigkeit getan hat. Es ergibt sich aber bei näherem Zusehen der eigentümliche und bedauerliche Umstand, daß die koloniale Regierung in Verfolg ihrer Bestrebungen für die Ruhe und Sicherheit des Schutzgebiets sogar von einem Teil derer gehindert wurde, denen diese Bestrebungen galten, nämlich von einem Teil der deutschen Ansiedler selbst.

Gewisse sich direkt gegen den Ausbau der Wehrkraft des Landes richtende Machenschaften einzelner Farmer traten zuerst in den Verhandlungen des Windhoeker Bezirksvereins im Frühjahr 1903 zu Tage. Dort wurde gegen die vom Gouverneur beabsichtigte Vermehrung der Gebirgsartillerie gewettert und bemerkt, daß die für diesen Zweck vorgesehenen Summen zweckmäßiger für die Verbesserung der Lage hilfsbedürftiger Ansiedler und andere wirtschaftliche Zwecke verwendet werden würden. Das heißt, mit anderen Worten gesagt, nichts anderes als dem Gouverneur vorwerfen, daß er die Lage im Schutzgebiet nicht übersähe, oder vielleicht, daß er als Offizier unter Schädigung notwendiger wirtschaftlicher Interessen eine Paradetruppe in zweckloser Weise vermehren wolle. Ähnliche Angriffe gegen eine etwaige Vermehrung der Schutztruppe, ja sogar gegen den augenblicklichen Effektivbestand derselben machten sich übrigens auch in Zuschriften an die Südwestafrikanische Zeitung und in einzelnen Broschüren geltend, deren einer in Nr. 42 der Kolonialzeitung (Jahrgang 1903) eine wohlverdiente derbe Abkanzelung zu Teil wurde. Sehen wir uns aber nun diese Unzufriedenen etwas näher an, so finden wir, daß es fast ausnahmslos Leute sind, die erst kürzere Zeit im Schutzgebiet weilen. Sie haben die schweren Kriegszeiten, die Sturm- und Drangperiode des Schutzgebiets in den Jahren 1893—96 nicht miterlebt, jene Zeiten, in denen es „drunter und drüber" ging und in denen der Ansiedler oft selbst zur Waffe greifen mußte. Friedlichere Jahre sind gefolgt, in denen der wirtschaftliche Ausbau des Landes rüstig vorwärts ging. Wenn aber in diesen friedlichen Jahren schon einigen der alten Ansiedler das Bewußtsein verloren gegangen zu sein scheint, wie gefährliche Feinde der Siedlung die noch bewaffneten Eingeborenen sind, so ist es erklärlich, daß Neulingen dieses Bewußtsein niemals geworden ist. Sie haben die Eingeborenen überhaupt nicht kennen gelernt, denn diese lernt man nicht in

friedlichen Zeiten kennen, in den Zeiten der Ruhe und des Wohllebens, in denen der Hottentotte beim Glase Branntwein ein munterer, lustiger, offener Gesell ist; man lernt sie kennen in den Zeiten der schweren Not, der Gefahr, der Unsicherheit, in denen derselbe Eingeborene zum verwegenen, beutegierigen Feinde wird. Und der Anstoß zum Umschwung ist bei den unfertigen Zuständen einer jungen Kolonie nur zu leicht gegeben! Irgend eine *private* Reiberei zwischen Weißen und Eingeborenen, ein harter Rechtsspruch, die Durchführung einer unumgänglich notwendigen Verordnung der Regierung können den Stein ins Rollen bringen, ohne daß irgend jemand diese Folge geahnt hätte. Das ist zweifellos aus der Geschichte aller Siedlungskolonien zu ersehen, in denen die der Herrschaft beraubten Eingeborenen im Besitz ihrer Waffen geblieben sind. *So lange man ihnen diese nicht genommen hat, bleiben sie eine dauernde, furchtbare Gefahr für die zwischen ihnen verstreut lebenden Weißen.* Das konnten die Herren Nörgler in Südwestafrika aus den so naheliegenden, krassen Beispielen der Eingeborenen-Aufstände in Matabeleland, Bechuanaland, im Transvaal und anderer mehr entnehmen. Das Schlimmste ist aber, daß der endliche Versuch, die Eingeborenen zu entwaffnen, dann zu allen Zeiten und in jedem Fall zu den schwersten, blutigsten Aufständen und Kämpfen geführt hat. Oder sollte sich heut in Südwestafrika vielleicht ein Weißer finden, der glaubte, daß Hottentotten und Herero — von den Ovambo ganz zu schweigen! — gutwillig ihre Hinterladergewehre auszuliefern bereit wären??

Wir sind begierig, zu hören, welche Antwort wir angesichts der heutigen Lage im Schutzgebiet auf unsere Frage von *den* Herren erhalten werden, die so unverhohlen sich für eine Verminderung der Schutztruppe und eine Übernahme des Schutzes durch die Ansiedler selbst ausgesprochen haben! Diese letzte Forderung dürfte übrigens wohl kaum im Sinne der Mehrheit der Ansiedler gestellt worden sein und ist schon deshalb als absurd zu bezeichnen, weil die Masse der Ansiedler weder wirtschaftlich in der Lage ist, unter Umständen monatelang von der Farm oder dem Geschäft fernzubleiben, noch dem harten, anstrengenden Leben des Soldaten in jenen Gegenden körperlich gewachsen sein wird. Dazu werden sich vornehmlich nur diejenigen eignen, die in der Schutztruppe gedient haben. Ein Hinweis auf die Buren und ein Vergleich mit ihnen ist untunlich, denn diese seit Generationen im Kriege und einem gefahrvollen und entbehrungsreichen Farmer- und Jägerleben in der Wildnis aufgewachsenen Männer übertreffen an Zähigkeit, Bedürfnislosigkeit und verschlagener, listenreicher Kriegführung selbst die Eingeborenen weit. Ihre Familien sind fast ohne Ausnahme an Köpfen weit zahlreicher als die unserer deutschen Farmer und von jeher gewohnt, die erwachsenen männlichen Mitglieder wochen-, ja oft monatelang auf der Suche nach neuen Weideplätzen, auf der Jagd oder auf Kriegszügen gegen unbotmäßige Eingeborene zu sehen. Daher auch die Selbständigkeit der Buren-Frauen, die oft genug mit dem Gewehr in der Faust ihren Besitz gegen räuberische Eingeborene verteidigt haben. Ein gleich hartes, erfahrenes, selbständiges Geschlecht

haben wir aber in der Masse unserer Ansiedler in Südwestafrika noch nicht. Es wird sich mit der Zeit bilden, gewiß — aber doch wohl erst in der zweiten Generation. — —

Wir glauben, in unseren Ausführungen die Lage im Schutzgebiete klar dargelegt zu haben: Die Ovambo-Frage ist noch ungelöst. Der Aufstand im Süden ist durch Oberst Leutwein energisch niedergeworfen worden, aber die Gefahr durch zahlreiche unruhige, wohlbewaffnete Eingeborenenstämme bleibt für die Zukunft bestehen. Und so kann denn von einer Verminderung der Schutztruppe für absehbare Zeit keine Rede sein; im Gegenteil: für die Durchführung einer endgültigen Pazifikation des Landes, der Entwaffnung aller Eingeborenenstämme, wird sie einer Verstärkung unbedingt benötigen, selbst wenn es gelingen sollte, die Entwaffnung nach und nach zu bewirken. Das erscheint jedoch bei der argwöhnischen Aufmerksamkeit der Eingeborenen, die wohl wissen, daß mit ihren Gewehren ihnen der letzte Rest von Selbständigkeit verloren geht, mehr als zweifelhaft. Eine starke, stets kampfbereite Schutztruppe bildet daher vorläufig noch die einzige Sicherheit für eine ruhige Weiterentwicklung des Schutzgebietes, für einen ungestörten Fortgang der wirtschaftlichen Arbeit.

Den älteren Ansiedlern sind die Dienste unvergessen, die sie der jungen Kolonie in den ersten schweren Kriegsjahren geleistet haben; mögen sie, jener Zeit gedenkend, nun dafür sorgen, daß der Gouverneur in dem, was er als für das Wohl des Schutzgebietes ersprießlich erkannt hat, nicht durch wirre Köpfe gestört wird, die ihm in dieser Erkenntnis nicht zu folgen vermögen. —

Fernweh.

Die veilchenblauen Berge zogen
Mein heimatmüdes Herz hinaus,
Und meine heißen Blicke flogen
Den Füßen schwalbenschnell voraus.

Ich floh die engen dumpfen Gassen,
Kein einzig Mal schaut' ich zurück
Nach Allem, was ich jäh verlassen:
Dort in der Ferne wohnt das Glück!

Doch, schritt ich auch mit Sturmesschritten,
Die Ferne blieb mir immer fern.
Dann ist die Nacht herabgeglitten —
Und nimmer sah ich Glück und Stern!

Otto Haendler.

Meyers Grosses Konversationslexikon, Sechste Auflage.*)

Von

Adolf Bartels.

Kein Volk der Welt, glaube ich, kauft so viel encyklopädische Werke wie das deutsche; bei ihm ist der Absatz der großen Konversationslexika wirklich staunenswert. Ist das nun bloßer Bildungsschwindel, wie man manchmal behaupten hört, stellt man in der Tat nur die schönen Bände des Konversationslexikons auf sein Bücherbrett und sieht sie dann kaum an? Ich bezweifle es. Wenn wir auch nicht von einem ungeheuern Wissensdrang unserer weitesten Kreise reden wollen, es steckt doch in uns Deutschen noch ein starker polyhistorischer Zug. Während die übrigen Völker nur das lernen, was sie brauchen, stöbert der Deutsche gern in allen möglichen Wissensregionen herum und hat ein gewisses selbstloses Interesse an wissenschaftlichem Stoff aller Art. Dem kommt das Konversationslexikon natürlich in ausgezeichneter Weise entgegen. Es gibt junge Deutsche, die es fertig bringen, das Konversationslexikon von vorne bis hinten zu durchlesen — Klaus Groth erzählt es beispielsweise von sich selbst —, und ich kenne auch reifere Männer, die lieber als den neuesten Roman einen Band des Lexikons vor die Nase nehmen — offen gestanden, ich tue es auch bisweilen. Und ich meine, diese Freude am reinen Wissensstoff ist im Grunde kein schlechter Zug unseres Volkscharakters und verschuldet auch keineswegs, wie man wohl meint, die sogenannte Halbbildung, die vielmehr bei uns in der Regel mit Parteitendenzen zusammenhängt.

Im übrigen sind ja die Konversationslexika jetzt durchaus wissenschaftlich, sind Nachschlagewerke des allgemeinen Wissens, die nicht bloß in der Familie, sondern auch vom Gelehrten benutzt werden. Das Vorwort zu der im Erscheinen begriffenen sechsten Auflage des Meyerschen Lexikons (bisher 5 Bände)

*) Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

sagt in dieser Hinsicht vollständig mit Recht: „Unablässige Arbeit hat uns die Genugtuung verschafft, daß selbst die streng abgeschlossenen Kreise der Gelehrten, die sonst mit vornehmer Geringschätzung auf die Popularisierung der Wissenschaften herabsahen, sich dem Konversationslexikon geöffnet haben, weil seine Universalität in der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Zweige des menschlichen Wissens, seine Zuverlässigkeit, die peinliche Ordnung in seiner Organisation und die Möglichkeit rascher Orientierung in dem Labyrinth unseres geistigen Schaffens auch dem Spezialisten der Wissenschaft volle Achtung abgerungen haben.“ Gewiß, man kann, namentlich wenn man an einem Orte ohne große Bibliothek lebt, das Konversationslexikon gar nicht entbehren. Beispielsweise: über deutsche Literatur besitze ich selbst so viele Werke, daß ich das Konversationslexikon nicht brauche (obschon ich es, um schnell etwas zu finden, auch lieber als ein Fachwerk verwende); anders aber steht es schon, wenn ich über einen weniger bekannten französischen oder englischen Dichter etwas erfahren will, da gibt mir das Konversationslexikon in der Regel mehr, als die Geschichte der Weltliteratur, die ich besitze, mehr Lebensnachrichten, Werketitel, Daten jedenfalls. Ähnlich wird es wohl auf anderen Gebieten auch stehen.

Aber allerdings ist das Konversationslexikon ja nicht gerade für die Gelehrten bestimmt, sondern mehr noch für die Familie. Es ist sozusagen die Ergänzung der Journallektüre, das Werk, das in diese Zusammenhang bringt und sie fruchtbar macht. Und die dunkle Erkenntnis, daß sich das so verhält, mag in Verbindung mit jenem polyhistorischen Zuge die große Verbreitung der Konversationslexika in Deutschland verursacht haben. Es ist ja nicht wahr, daß der Deutsche keine Bücher liest, aber freilich, er hat nicht immer Zeit, sie zu lesen, und da hilft nun in den Zwischenpausen das Konversationslexikon aus. Nicht bloße Neugierde ist es, die dazu greifen läßt. Man will rasch rekapitulieren, was man früher in Zeitungen und Büchern gelesen, man will eine vorläufige Orientierung, eine bequeme Begriffserklärung oder dergleichen haben, und man findet sie. Man findet sie vor allem der Zeit entsprechend, zeitgemäß, und das verleiht dem Konversationslexikon nun freilich eine große geistige Bedeutung. Es gibt den Stand der Dinge, wie ihn der moderne Mensch kennen lernen muß, man nimmt das Urteil nicht aus ihm, aber man gründet es auf ihm.

Die Konversationslexika sind sich dessen auch voll bewußt. So sagt das Vorwort zum neuesten Meyer: „Diese Sicherheit und diese Besonnenheit des Urteils müssen sich zur Objektivität erheben, wenn es sich um Dinge handelt, die sich der exakten Forschung entziehen, oder die doch in irgend einer Beziehung streitig sind. Diese Objektivität muß sich besonders dem schwierigsten aller in den Bereich des Konversationslexikons fallenden Wissensgebiete, der Politik gegenüber bewähren. Nachdem alle Versuche, ein großes encyklopädisches Unternehmen in den Dienst einer politischen Partei zu stellen oder gar zum Agitationsmittel einer solchen zu machen, gescheitert sind, ist daraus nur die Lehre zu ziehen, daß die Frage, ob konservativ, ob liberal, für den Vertrauensmann eines politisch

vielfach gespaltenen Volkes nicht in Betracht kommen kann, daß das Konversationslexikon sich vielmehr jeder politischen Parteinahme zu entschlagen und als obersten Gesichtspunkt nur das nationale Interesse im Auge zu behalten hat." Das sieht ja zunächst etwas bedenklich aus: Vollständige Objektivität gibt es ja eben auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zumal der Politik nicht. Aber in praxi lassen sich doch die Dinge so gestalten, wie der Meyer meint. Es finden sich in Deutschland, Gott sei Dank, jetzt doch Leute genug, die, dem Parteiwesen und -treiben abhold, eine lebhafte Empfindung des National-Wünschenswerten haben, und diese vermögen denn immerhin eine bestimmte Objektivität festzuhalten. So gut es einen nur nationalen Reichswahlverein geben kann, so gut kann es auch ein nur nationales Nachschlagewerk geben, man ist sich unter Deutschen jetzt über sehr viele Dinge vollkommen einig, und die querelles allemandes werden fast nur noch künstlich unter uns aufrecht erhalten. Um ganz bestimmt zu werden: Ein Konversationslexikon kann Alldeutsche und Antisemiten, aber auch die Sozialdemokraten, soweit sie wirklich Arbeiterpartei sind, recht wohl als national notwendig begreifen und die Tatsachen der Entstehung und Entwicklung festlegen, ohne ein apodiktisches Urteil zu geben. Ich schlage im Meyer den Artikel „Antisemiten" auf, und es ist wirklich nichts dagegen zu sagen. Denn daß der wachsende wirtschaftliche und politische Einfluß der Juden, in Deutschland im besondern die Gründerzeit mit ihren verderblichen Nachwirkungen, den Antisemitismus veranlaßte, ist ja wohl nicht zu bestreiten, und ebensowenig, daß in Hessen die Abhängigkeit der bäuerlichen Bevölkerung von den jüdischen Händlern der antisemitischen Bewegung die große Ausdehnung verliehen hat. Erfahre ich aber diese Tatsachen, so bin ich vor einer Verurteilung des Antisemitismus ins Blaue hinein geschützt. Andererseits kann ich ja wohl im Lexikon auch die Momente finden, die zur Entschuldigung des Judentums dienen können, auf dem allerdings ein „Fluch" lastet. Mehr als nationale und unabhängige Haltung ist von einem Konversationslexikon nicht zu fordern, ja, es ist schon ein großes Verdienst, wenn diese erreicht ist; denn bekanntlich liebt der Internationalismus seine Anschauungen überall im Geheimen oder doch so nebenbei einzuschmuggeln.

Die Grundanschauung des Meyerschen Konversationslexikons ist im übrigen in den folgenden Sätzen des Vorworts ausgesprochen: „Im neunzehnten Jahrhundert sind Naturwissenschaft und Technik die führenden Mächte gewesen, und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sind noch keine Anzeichen dafür zu erkennen, daß jene ihre Führerrolle ausgespielt haben, wenn auch allerwärts neue ethische und ästhetische Interessen nach Geltung drängen." Sicherlich, das Streben unserer Zeit ist immer noch, die ganze Erde der modernen Kultur zu unterwerfen, neu ist dabei jedoch, daß man die moderne Kultur zu nationalisieren sucht, in der zweifellos richtigen Empfindung, daß nur nationale Kultur wahrhaft lebenzeugend ist. Die ethischen und ästhetischen „Interessen" werden auch nur insofern stärker, als man dem verflachenden und uniformierenden Zuge der modernen Kultur entgegenstrebt. Immerhin hat der Meyer ganz recht, Natur-

wissenschaft und Technik in den Vordergrund zu stellen: Auch wir Deutsche gebrauchen sie als Machtmittel zum Siege.

Auf eine Einzelkritik der neuen sechsten Auflage des Meyerschen Konversationslexikons will ich mich nicht einlassen. Als literaturhistorischer Fachmann finde ich natürlich einzelnes falsche und zu tadelnde (so ist der Todestag von Hermann Allmers falsch angegeben, 9. Mai statt 9. März, so durfte Ferdinand Avenarius zweifellos nicht länger fehlen, so ist meine „Geschichte der deutschen Literatur" nichts weniger als eine Erweiterung meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart"), aber im ganzen bedeuten solche Kleinigkeiten natürlich wenig. Der Verlag weist noch darauf hin, daß das neue Recht für den Laien in möglichster Ausführlichkeit zur Darstellung gebracht worden ist, und das ist allerdings ein sehr großes Verdienst. Bewunderungswürdig ist wieder der Fortschritt der Illustration, die Zahl der Abbildungen soll von 10000 auf 11000, die der Tafeln und Sonderbeilagen von 950 auf 1100 steigen. Neu sind vor allem die Bildnistafeln — man gibt sie nach encyklopädischen Grundsätzen, also beispielsweise Afrikaforscher, Bismarck-Bildnisse, Goethe-Bildnisse usw., und in sehr guter Ausführung, so daß man denn in Zukunft im Konversationslexikon auch einen historischen Bilderatlas, nicht mehr bloß, wie schon früher, einen geographischen und naturwissenschaftlichen besitzen wird.

Pädagogik und Poesie.

Vermischte Aufsätze von Alfred Biese.

Von

Oskar Weissenfels.

Mag eine Zeit noch so frisch, freudig und erfolgreich in die Höhe streben, sie hat stets eine Ergänzung nötig. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Was zu der herrschend gewordenen Tendenz aber in keinem oder gar in einem gegensätzlichen Verhältnis steht, wird immer Mühe haben, sich auch nur ein bescheidenes Maß von Anerkennung zu erringen. Es ist dem Menschen natürlich, dem Sieger zuzujubeln; vornehme und ritterliche Naturen aber werden sich, auch wenn sie gegen die Vorzüge ihrer Zeit nicht blind sind, doch immer wieder dem Verkannten, Unterlegenen oder Unterliegenden zuneigen. Es ist gut, daß sich gerade in den Besseren eine solche Opposition regt: ohne sie würde die Entwicklung der Menschheit in einen Zustand monströser Einseitigkeit auslaufen.

Zu den in gutem Sinne protestierenden Büchern, die es sich zum Ziele setzen, dem einst so Strahlenden, jetzt aber Überstrahlten zu neuem Glanze zu verhelfen, gehört auch eine Sammlung von Aufsätzen, die Alfred Biese unter dem Titel „Pädagogik und Poesie“ veröffentlicht hat. Die zwei Jahre, die seit dem Erscheinen des Buches verflossen sind, haben den Reichtum dieser literarischen Gabe nicht zu schmälern vermocht. In einer Zeit, wo Flut auf Flut sich ohn Ende dränget, gehört es auch zu den Pflichten der Kritik, das Überragende vor zu schneller Vergessenheit zu bewahren. Es sei deshalb noch einmal auf diese gehaltreichen und in farbiger, schwungvoller Sprache sich darbietenden Aufsätze verwiesen.

Biese faßt weder die Pädagogik noch die Poesie in dem gewöhnlichen engen Sinne. Ein Teil dieser Aufsätze bietet allerdings Beiträge zur Methodik des deutschen Unterrichts; der Mehrzahl nach aber streben sie in eine weitere Ferne und können deshalb des Interesses aller Gebildeten sicher sein. Vor allem gilt das von der ganzen zweiten Hälfte des Buchs. Schon beim Lesen der Überschriften wird vielen das Herz sehnsuchtsvoll schwellen. Da wird von dem Naturschönen im Spiegel der Poesie gehandelt, von der Naturlyrik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes, von Theodor Storm, von den Aufgaben der Literaturgeschichte. Ein Kapitel trägt die Überschrift: „Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie“, ein anderes handelt von der Poesie des Sternenhimmels und dem Sternenhimmel in der Poesie, ein drittes von der romantischen Poesie

des Gebirges, ein viertes von der Poesie der holsteinischen Ebene. Und nun vollends der Aufsatz über das Naturgefühl im Wandel der Zeiten! Das sind alles Gedanken, die dem geheimsten Sehnen nachdenklicher Menschen entgegenkommen. Der Verfasser bewegt sich hier mit Sicherheit auf seinem eigenen Grund und Boden. Er führt den Leser durch weite Zeiträume, bietet ihm mit verschwenderischer Hand Bilder und literarische Kleinodien und entläßt ihn wie geblendet von märchenhafter Herrlichkeit. Von der naiven, in Mythenbildungen sich äußernden Naturfreude führt er ihn zu der bewußten, sentimentalischen, von dieser zu jenem tiefen, teilnehmenden Naturgefühl, welches uns im stillen Busch, in Luft und Wasser unsere Brüder kennen lehrt.

Aber auch die Aufsätze über Goethe können, obgleich sie sich in ihrer Überschrift als Beiträge zur methodischen Behandlung dieses Dichters in Prima geben, des Interesses weit über den Kreis der Schule sicher sein. Was Biese hier über die Sprache Goethes, über den metaphorischen Reichtum der Diktion in der Iphigenie, über die Sprüche der Lebensweisheit in Hermann und Dorothea, über Goethes Mutter und den Humor, über das Schicksal Tassos sagt, wird von allen, in denen einige Bildungssehnsucht lebt, mit Genuß und Gewinn gelesen werden.

Der Verfasser erwartet alles Heil für die Vergeistigung und Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechts von der Poesie. Unter Poesie versteht er aber ein Doppeltes: erstens im engeren Sinne die Dichtkunst, zweitens im weitesten Sinne jene geheime Kraft, die in der Religion, der Naturanschauung und der Geschichte lebt und ohne welche alles Schall und Rauch ist. Es genügt ihm nicht, die Poesie an untergeordneter Stelle nebenbei zu verwenden: sie soll vielmehr zur Seele der Pädagogik gemacht werden. Ist doch von ihr vor allem jene höchste Wirkung zu erwarten, welcher die Erziehung und der Unterricht auf mannigfaltigen Wegen stets zugestrebt haben: die Erhebung des Herzens, des Gemütes, der Phantasie zu dem Idealen. Wer die Poesie, mag man sie im engeren oder im weiteren Sinne fassen, zum Hauptmittel macht, das menschliche Innere zu bilden und zu klären, könnte man ihm einwenden, der mache da etwas, was an der reichen Tafel, wo sich die Geister nähren, so lange nach substanzielleren Gerichten als Nachtisch geboten worden ist, zum Hauptgange. Darauf antwortet er von seinem Standpunkte, daß man nur mit Hilfe der Poesie tief in das Herz der Dinge dringen könne. Nicht Bilder gefälligen Scheins bloß will die Poesie bieten, sondern sie will das Geheimste und Wesentlichste, was überall lebt und webt, mit einer an alle Kräfte unseres Innern sich wendenden gewinnenden Klarheit offenbaren. Dem äußerlichen Erfassen also stellt der Verfasser auf den wichtigsten Gebieten der geistigen Tätigkeit das poetische Erfassen gegenüber. Wer aus dem Verkehr mit der Natur nichts als physiologische Einwirkungen auf seine Sehnerven und Bereicherungen seines naturwissenschaftlichen Wissens gewinnt, erfaßt sie nicht tief: nur auf dem Wege der ästhetisch-ethisch-religiösen Auffassung dringt man bis zu ihrer Seele vor, wie es auch allein auf diesem Wege möglich ist, aus der Pflege des Naturgefühls einen nennenswerten Gewinn

für die Veredelung und Stählung seines Innern zu erzielen. Das etwa ist der leitende Gedanke Vieses, wenn es auch nicht genau seine Worte sind. Man merkt es seinen enthusiastischen Ausführungen an, daß die Leitmotive der zur Herrschaft gelangten Pädagogik ihn frösteln machen. So heißt es wohl vom naturwissenschaftlichen Unterrichte: seine Aufgabe sei, sehen zu lehren. An einem so bescheidenen Ziele läßt sich der Verfasser dieses Buches nicht genügen. Selbst mit dem Erkennen und Verstehen im gewöhnlichen Sinne scheint ihm noch nicht viel getan zu sein. Zweck des Unterrichtens ist nach ihm die Erhebung des Herzens, des Gemütes, der Phantasie zu dem Idealen. Wenn er das Naturgefühl in seinen Hauptformen schwungvoll in diesem Buche verherrlicht, so will er damit nicht einer genußreichen, eitlen, schöngeistigen Schwärmerei das Wort reden. Offenbar meint er, daß die Poesie der Naturanschauung eine Quelle der edelsten Erkenntnis zugleich und Sittlichung ist. Man wird vielleicht finden, daß er mit dieser Auffassung der Poesie auf den Bahnen der Romantiker wandelt. Der Poet, sagt auch Novalis, verstehe die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf. Ebenso blickte Schelling mit einer grenzenlosen Geringschätzung auf die gelehrten Mühen der nüchternen, poesielosen Fachwissenschaft herab, die ihm, ohne Verständnis für das Wesenhafte, fortwährend an schalem Zeuge zu kleben schien. Geklärt aber zugleich und vertieft und in den Zusammenhang eines Systems eingeordnet worden ist diese Lehre von der Würde der Poesie durch Schopenhauer, der mit dem dritten Teile seines Hauptwerkes einen Irrtum Platos ins Gerade gerückt und in einer überraschend glücklichen Weise eine Lücke der idealistischen Philosophie ausgefüllt hat. Die empirische Wirklichkeit ist nach Plato der Schatten der Idee, und das nachahmende Werk der Kunst ist der Schatten dieses Schattens. Schopenhauer hingegen macht die Kunst zur Vermittlerin der Idee und stellt sie nicht wie Plato unter die empirische Wirklichkeit, sondern eine Stufe höher. Nicht schönen Schein bietet sie nach ihm, sondern wahre Wesenheit. Sie zeigt eine vollkommenere Entwicklung als die Wirklichkeit und kann als die Blüte des Lebens gelten, weil sie das Leben und die Dinge so darstellt, wie sie in Wahrheit sind, aber, durch den Nebel objektiver und subjektiver Zufälligkeiten hindurch, nicht von jedem unmittelbar erkannt werden können. Der Künstler und vor allem der Dichter, der den Menschen in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen darstellt, wird so zu einem Offenbarer gerade der Wahrheit, nach welcher sich die menschliche Seele am meisten sehnt. Auch stellt sich die Kunst so als Schwester der Philosophie selbst, als hoch über den eigentlichen Wissenschaften thronend, dar. Auch in den Werken der Kunst ist nach dieser Theorie alle Weisheit enthalten, aber Kunst und Poesie reden die naive und kindliche Sprache der Anschauung und bieten Beispiele als Vertreter des Ganzen, während die Philosophie eine bleibende allgemeine Erkenntnis verschaffen will. Als sittliche Wirkung aber wird von dieser Seite der Kunst und Poesie nachgerühmt, daß sie den Zustand der von aller Pein des Wollens befreiten reinen Erkenntnis befördern.

Der Titel des Buches von Biese erweckt zunächst die Vorstellung, daß es ein Buch bloß für Lehrer sei. Auch die Inhaltsangabe bestärkt in dieser Meinung: die Hälfte der Überschriften etwa erinnert direkt an die Schule. Es sei deshalb ausdrücklich betont, daß es sich selbst in diesen ausgesprochen pädagogischen Aufsätzen um Probleme handelt, die auch für die der Schule Fernstehenden, falls sie zu den nachdenklichen Menschen gehören, von höchstem Interesse sind. Es werden darin ja überall Zeittendenzen bekämpft, die dem Verfasser für das Glück und für die Entwicklung der Menschen verhängnisvoll scheinen. Er besitzt einen freundlichen Glauben an das Gute und ist von liebenswürdigem Optimismus, aber er ist auch fähig, zu zürnen und anzuklagen. Das zeigt sich besonders da, wo er auf das Spezialistentum der Universitätswissenschaft, auf die Pedanterien der wissenschaftlichen Pädagogik, auf die „Unrast" unserer Zeit, die keine Sammlung, keine Hingabe an das wahrhaft Große aufkommen läßt, zu sprechen kommt. Die Heilung dieser Schäden erwartet er nun von der Poesie, die ihm nicht eine bloße Tändelei ist, sondern etwas Heiliges und Heiligendes, und die er, wie Gneisenau in jenem Briefe an Friedrich Wilhelm III., als eine lebendige Kraft ersten Ranges auffaßt. Zwar will er nicht, daß der Dichter es als seine Aufgabe betrachte, eine gestaltete Weltanschauung in seinem Werke darzubieten; aber er soll doch immer ein Stück Leben voll innerer Kraft und Bedeutung hinstellen und zwar in einer so gewinnenden Weise, daß wir seine „Bahnen mitverfolgen, miterleben, an sie glauben, daß wir ergriffen und hingerissen werden".

Die Sprache des Verfassers ist von einem gefälligen Fluß und durch einen reichen Bilderschmuck anmutig belebt. Das Metaphorische ist ihm aber, in Übereinstimmung mit seiner Auffassung der Poesie, wie er das in seiner „Philosophie des Metaphorischen" ausgeführt hat, nicht bloß ein übergeworfener Mantel, sondern eine in den Tiefen alles menschlichen Erfassens mächtig wirkende Kraft. Die Metapher erklärt er als das sprachliche Abbild der dem Menschen ursprünglich eigentümlichen Art die Dinge zu bewältigen. Das Poetische, lehrt er, ist es, was den Stoff durchgeistigt. Deshalb drängt er mit feurig beredten, bald schmeichelnden, bald zürnenden Worte auf eine poetische, phantasievolle Auffassung des Seienden und Geschehenden hin. Einen besonderen Reiz gewinnen seine Darbietungen durch die Fülle schöner Dichterstellen, mit denen alles bei ihm wie übersät ist. Er besitzt eine erstaunliche Belesenheit und zwar ebenso in der klassischen wie in der modernen, ja modernsten Literatur. Dem Literaturkenner weckt er tausend liebe Erinnerungen und dem Unbelesenen ein sehnsüchtiges Verlangen, selbst auch einzutreten in das Reich, wo soviel beseligende Erkenntnis zu gewinnen ist.

Aber auch der Wissenschaft selbst zeigt der Verfasser neue und weite Ziele, besonders in dem Schlußaufsatze über die Aufgaben der Literaturgeschichte. Er findet unsere Literaturgeschichten überreich an völlig unfruchtbarem Detail und überladen mit einem Wust von Daten und Titeln. Alles, was den Gang der Literatur nicht entscheidend beeinflußt hat, nicht ein wichtiges Moment in der

Entwicklung gewesen ist, will er, solle man als tot am Wege liegen lassen. Sie scheint ihm wenig begehrenswert, die überwuchernde, mit dem Unwesentlichen sich abplagende Gelehrsamkeit, die noch dazu selbst in ihrem Wahn die Beschränkung auf das Wesentliche als Mangel an Vollständigkeit und als unwissenschaftlich verschreit. Nur durch eine ideenreiche Synthese könne der um sich greifenden Zersplitterung und dem Spezialistenwahn entgegengearbeitet werden.

Alles in allem ein Buch, das den fröstelnd am feuchten Boden Hinkriechenden durch seine warme, enthusiastische Art neues Leben in die erstarrten Glieder gießen und genußreiche Förderung bringen wird.

Aus neuen Büchern.

„Die nationale Wurzel und die nationale Bedeutung der Wissenschaft treten in keinem Gebiete so klar und überzeugend hervor, wie im Gebiete der deutschen Philosophie und Literatur. Bei den Naturwissenschaften mag es sein, daß sie im strengen Sinne des Wortes international sind. Bei den Geisteswissenschaften ist ganz offenbar, daß sie im innersten Zusammenhang sich entwickeln und gestalten mit der Weltanschauung, die ein Volk als den eigentlichen Ausdruck seiner Begabung ausprägt. Und wenn auch dies in solcher Allgemeinheit zweifelhaft wäre, bei der Bildung, die die größten Gestalten des deutschen Geisteslebens, die Herder und Kant, Goethe und Schiller uns hinterlassen haben, bei der Weltanschauung des deutschen Idealismus, wie man ihn zu nennen pflegt, liegt es klar am Tage, daß hier die deutsche Begabung ihren konzentriertesten Ausdruck gefunden hat.“

Aus: Leben und Wissenschaft. Rede zur Eröffnung der Königlichen Akademie zu Posen — gehalten am 4. November 1903 von Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie zu Posen.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

17. Januar 1904.

Das alte Jahr ist hingegangen, ohne daß der gefürchtete Bruch zwischen Rußland und Japan erfolgt wäre, und die ersten Wochen des neuen Jahres haben diplomatisch eine entschieden friedliche Tendenz gezeigt. Gleichzeitig freilich ist von beiden Seiten, der russischen wie der japanischen, mit äußerster Anstrengung weiter gerüstet und nichts versäumt worden, um für den Fall eines trotz allem möglichen kriegerischen Ausganges allen Eventualitäten gewachsen dazustehen. In Japan hat der Mikado das auf eine brüske Entscheidung in kriegerischem Sinn drängende Parlament nach Hause geschickt und die Neuwahlen auf den März festgesetzt, also auf einen Zeitpunkt, da voraussichtlich die Entscheidung über Krieg oder Frieden längst gefallen sein wird. Dann ist ein Rat der alten Staatsmänner zusammengetreten, unter denen, wie bekannt, der friedlich gesinnte Marquis Ito einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, und die parallel laufenden diplomatischen Verhandlungen sind nicht, wie ursprünglich wahrscheinlich war, mit dem Statthalter Admiral Alexejew, sondern direkt mit dem Petersburger Kabinett geführt worden. In Petersburg aber macht sich sehr nachdrücklich die auf einen friedlichen Ausgleich gerichtete Stimmung des Kaisers Nikolaus II. geltend. Der Staatssekretär von Ostasien Bessobrasow, der so völlig unerwartet als eine politische Persönlichkeit in den Vordergrund getreten war, und als energischer Vertreter einer Kriegspolitik angesehen wurde, scheint seine Rolle bereits ausgespielt zu haben. Er durfte an den letzten entscheidenden Sitzungen nicht teilnehmen und soll, wie behauptet wird, eine Erholungsreise ins Ausland anzutreten beabsichtigen. Am russischen Neujahrstage aber hat Kaiser Nikolaus gerade den japanischen Gesandten durch eine längere Ansprache ausgezeichnet und keinen Zweifel über seine persönlich friedfertige Stimmung gelassen. Als im Effekt auf den Frieden hinwirkend, läßt sich auch der Abschluß des chinesisch-japanischen und des chinesisch-amerikanischen Vertrages bezeichnen, dessen gleichlautende Bestimmungen Mukden, Antung und Tatungkau als Vertragshäfen anerkennen. Da de facto alle drei Punkte sich in russischen Händen befinden und die chinesische Regierung die Verträge unterzeichnet hat, ohne vorher bei Rußland anzufragen, wird dadurch die Tatsache, daß die Mandschurei chinesisches Land ist, international sehr nachdrücklich zur Geltung gebracht. Rußland aber hat das allergrößte Interesse, in freundschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten

Staaten zu bleiben, so daß sich hier ein gewichtiges Moment geltend macht, das einen diplomatischen Rückzug empfiehlt. Ebenso sollen die Russen ihre ursprünglich hochgespannten Ansprüche auf einen maßgebenden Einfluß in Korea wesentlich herabgesetzt haben. Das ursprüngliche Ziel ging nicht nur dahin, die Position am Jalufluß zu behaupten, sondern auch in den Häfen von Masampho oder Mokpho, oder sonst am Kanal von Korea festen Fuß zu fassen. Das ist als ein fast selbstverständliches Recht Rußlands geltend gemacht worden. Heute ist davon nicht mehr die Rede, ganz wie man es in Petersburg aufgegeben hat, auf der Ausschließung der Japaner aus der russisch-chinesischen Einflußsphäre zu bestehen. So zeigt sich unverkennbar Rußland bemüht, den prinzipiellen Gegensätzen ihre Schärfe zu nehmen. Ebenso aber sucht Japan einen annehmbaren Vergleich zu finden, und wir zweifeln nicht daran, daß er in betreff der Mandschurei bei gutem Willen auch gefunden werden kann. Schwieriger liegt dagegen trotz der bereits von Rußland gemachten Zugeständnisse die Frage in betreff Koreas. Seit im Herbst 1903 den Russen die Wald- und Minenkonzession am Jalufluß von der koreanischen Regierung garantiert worden ist, haben die politischen Leidenschaften in Japan sich darüber außerordentlich gesteigert. Seit dem japanisch-chinesischen Kriege von 1894—95 hat der japanische Ehrgeiz sich dahin konzentriert, die Vormundschaft über die politisch unmündige koreanische Halbinsel zu gewinnen. Die Revolution in Söul 1896 sollte diesen Zwecken dienen, scheiterte aber an dem Schutz, den Rußland dem flüchtigen Herrscher von Korea in seiner Gesandtschaft gewährte. Sie führte aber doch zu einem russisch-japanischen Vertrage, dessen Vorteile nicht auf russischer Seite lagen. Verpflichteten sich beide Teile, die Integrität Chinas nicht anzutasten, und Korea stand damals noch in chinesischer Vasallenschaft, so erklärte Rußland doch, daß es die kommerziellen und industriellen Unternehmungen der Japaner nicht stören wolle. Die Japaner aber begannen nun mit großer Energie ihren Einfluß auf der Halbinsel auszudehnen; sie kolonisierten, bauten Eisenbahnen und verstanden es, am Hofe von Söul ihren Einfluß zum vorherrschenden zu machen. Fast der gesamte Küstenhandel ist in ihre Hände übergegangen und die zirka 30000 japanischen Kolonisten, die sich auf koreanischem Boden festgesetzt haben, stellen ein überaus tätiges und unternehmendes Element dar. Der chinesische Krieg des Jahres 1900 brachte Vorteile und Nachteile. Der Vorteil lag darin, daß die Abhängigkeit Koreas von China nunmehr endgültig aufgehoben wurde, sodaß die koreanische Frage nicht mehr als verbitterndes Moment zwischen China und Japan treten konnte. Vielmehr sind die Japaner seither bemüht gewesen, auf jede irgend mögliche Weise die Gunst und das Vertrauen der Chinesen zu gewinnen. Es war, als ob sie die Politik kopieren wollten, die Fürst Bismarck nach Nikolsburg Österreich gegenüber verfolgte. Aus dem bisherigen Gegner sollte ein künftiger Bundesgenosse werden. Korea aber suchten sie wirtschaftlich immer mehr an Japan zu binden. So entstand das Kabel, das Fusan mit Nagasaki verbindet, die kleine Bahn Chemulpo-Söul aber sollte zum Ausgangspunkt einer

Straße werden, der man mit Recht ebenso sehr eine handelspolitische wie eine strategische Bedeutung zuschrieb. Heute sind Söul und Fusan durch 500 Kilometer Eisenbahn verbunden, von Söul aus aber sollte die Verbindung mit dem Jalufluß hergestellt und so der Anschluß an das chinesische Eisenbahnnetz gefunden werden.

Der Nachteil, den der chinesische Krieg brachte, aber lag in der großen Stellung, die Rußland in der Mandschurei gewonnen hatte und in der Energie, mit der die russische Politik ihre Stellung am Golf von Petschili verstärkte. Zwar hatte sich Rußland am 8. April (26. März russ. Stils) 1902 verpflichtet, zum 8. Oktober 1903 die Mandschurei den Chinesen wieder auszuliefern, aber man legte zugleich den Chinesen Verpflichtungen auf, die vor Räumung des Landes erfüllt sein sollten, und das erwies sich als unmöglich. Während nun die europäischen Mächte sich darüber beruhigten und im Grunde alle das Übergehen der Mandschurei in russischen Besitz als fast vollendete Tatsache hinnahmen, drang Japan auf Erfüllung der Verträge und allmählich gelang es ihm die Führung in dieser Frage zu gewinnen: England und mit gewissen Einschränkungen auch die Vereinigten Staaten standen hinter Japan. Gewiß eine erstaunliche Tatsache, wenn man sich in Gedanken in die Verhältnisse zurückversetzt, die noch vor wenig mehr als einem Menschenalter in Ostasien bestanden. Es drängt sich dabei ein Vergleich zwischen der russischen und der japanischen Entwicklung auf. Auch Rußland ist als ein homo novus plötzlich in den Kreis der großen Mächte eingedrungen. Aber das liegt, wenn wir das Gründungsjahr Petersburgs als Ausgangspunkt nehmen, volle 200 Jahre hinter uns, Japan hat denselben Weg in 30 Jahren gemacht, und wenn man heute den japanischen Bauer mit dem russischen vergleicht, dürfte, bei Abmessung des Kulturstandes, der japanische Bauer nicht übel fahren. Was Rußland voraus hatte, war der ungeheure Raum, den die geographische Lage des Reichs ihm reservierte, die weiten fast unbevölkerten nordasiatischen Flächen, ein zusammenhängendes, von niemandem angefochtenes Auswanderungs- und Ausbeutungsgebiet, dem nur die Anglo-Amerikaner etwas Ähnliches gegenüberstellen können. Man wird im Hinblick auf diese gegebenen politisch-wirtschaftlichen Vorzüge, das Errungene vielleicht einmal weniger hoch einschätzen als heute allgemein zu geschehen pflegt.

Beide, Japan wie Rußland, haben zudem den weiteren Vorteil gehabt, daß Europa für sie die geistige Arbeit gemacht hat, auf welcher die Kultur der Gegenwart aufgebaut ist. Sie brauchten bloß zu rezipieren und nachzubilden und fanden allezeit willige Lehrer, die ihnen die Mühe selbständiger geistiger Produktion abgenommen haben. Die rezeptiven Fähigkeiten der Japaner aber kommen denen der Russen zum allermindesten gleich, sie sind wahrscheinlich noch größer und ebenso stehen sie ihnen in der politischen Befähigung nicht nach. Die bloße Tatsache, daß heute allerdings die Entscheidung über Krieg und Frieden weit mehr in japanischen als in russischen Händen liegt, ist dafür ein wahrhaft erstaunlicher Beleg. Wenn nun von beiden Seiten mit gleicher Bestimmtheit gesagt wird, daß sie den Frieden wünschen, so läßt sich die Aufrichtigkeit dieser

Beteuerung sehr wohl mit der Absicht vereinigen, aus der bestehenden Krisis nicht anders als mit erworbenen realen Vorteilen hervorzugehen. Nur ist das für Japan leichter zu erreichen als für Rußland. Daß Japan an der bereits von ihm errungenen Stellung anders als durch den Zwang einer Waffenentscheidung etwas verlieren könnte, glaubt niemand.

Eine Allianz, wie sie sich 1895 bildete um den Frieden von Shimonoseki zu nichte zu machen, wird sich heute gewiß nicht zusammentun, um Japan aus Korea auf seine Inseln zurückzudrängen und ihm den Zusammenhang mit den chinesischen Vettern abzuschneiden. Das ist nicht nur eine Folge der diplomatischen Geschicklichkeit Japans, sondern auch eine Konsequenz des französischen Chauvinismus und der Verschiebung, die sich in den Gruppierungen der Mächte teils vollzogen hat, teils vorbereitet. Die vor wenigen Jahren noch undenkbare Tatsache, daß Japan es wagen kann, eventuell auch allein den Kampf mit einer Großmacht wie Rußland es ist, aufzunehmen, steht jedenfalls fest, und ohne russische Zugeständnisse ist der Friede nicht mehr zu behaupten. So liegen die Dinge; indes ist nun ein doppeltes möglich: will Rußland den Krieg vermeiden, so läßt sich ein bald eintretender Vergleich erwarten, dessen Vorteile auf japanischer Seite liegen würden, ist das Ziel eine Kraftprobe, von der die Entscheidung abhängen soll, so haben wir eine Fortdauer der schleppenden Verhandlungen zu erwarten, bis beide Teile mit ihren Rüstungen fertig sind. Die heute auf der Fahrt nach Ostasien begriffenen russischen und japanischen Kriegsschiffe brauchen vom roten Meer, das sie jetzt erreicht haben, immer noch einige Wochen, um an ihr Ziel zu gelangen. Haben sie die chinesisch-japanischen Gewässer erreicht, so tritt der Moment der höchsten Krisis ein, in welcher ein Zufall ebensosehr wie eine wohlüberlegte Absicht den Ausschlag für den Krieg geben kann.

Daß sowohl die friedliche Vereinbarung wie der hoffentlich nicht eintretende Krieg eine Rückwirkung auf die europäischen Verhältnisse ausüben werden, läßt sich vorhersehen. Von einem Kriege erwarten wir die Zersetzung der russisch-französischen Allianz, sobald für Frankreich die Gegnerschaft Englands in Frage kommt. Alle Instinkte beider Nationen, der Engländer wie der Franzosen, sträuben sich dagegen. Auch werden weder durch eine Entwicklung des fernen Osten nach den Wünschen Japans, noch durch eine weitere Ausbreitung der russischen Machtsphäre die asiatischen Interessen Frankreichs berührt, während jeder Konflikt mit England den gesamten französischen Kolonialbesitz in Frage stellt. Selbst in den Tagen des ersten Napoleon hat es sich dieser Gegnerschaft nicht gewachsen gezeigt, und die Erfahrungen jener Jahre sind gewiß nicht verloren gegangen. Alle Anzeichen sprechen aber dafür, daß die politischen Gedanken der mächtigen von Etienne geführten Kolonialpartei bestimmt sind, an Einfluß zu gewinnen. Das weiß man auch in Rußland sehr wohl und deshalb will man dort die Notwendigkeit von Frankreich fern halten, zwischen Rußland und England zu optieren. Man könnte deshalb zum Schluß gelangen, daß eine auf Erhaltung der alliance franco-russe gerichtete Diplomatie keinen schwereren

Fehler begehen konnte, als den, diese Allianz auf den fernen Osten auszudehnen. Vielleicht liegt hierin das stärkste Argument für Erhaltung des Friedens und der größte Vorteil Japans den Russen gegenüber.

Über die Haltung Englands für den Fall eines Konflikts konnte man lange zweifelhaft sein. Heute kann wohl als sicher gelten, daß England zwar solange als irgend möglich jeder positiven Beteiligung an einem Kriege fern bleiben wird, daß es aber schließlich für seine japanischen Bundesgenossen eintreten wird. Auch hier liegen also die Chancen auf Japans Seite. Die vierte der Mächte, die nächst Japan wesentlich an dem Ausgang interessiert sind, die Vereinigten Staaten, haben bereits eine Stellung genommen, deren Konsequenzen mit Notwendigkeit zu einer bewaffneten Neutralität führen, deren Handhabung von den handelspolitischen Interessen Amerikas und von der neuen Richtung abhängen muß, welche die Monroe-Doktrin in den letzten Jahren genommen hat.

Die Dreibundsmächte stehen diesen Dingen weit ferner. Am ostasiatischen Handel ist von ihnen Deutschland meist beteiligt, aber unsere Interessen gehen in dieser Hinsicht von Kiautschou nach Westen und nach Süden. Sie werden durch die Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür vollauf befriedigt, würden also nur mit einer Politik in Gegensatz geraten, die auf die Erwerbung einer bevorzugten Stellung in Ostasien ausgeht. Da aber solche Bestrebungen sehr bald eine allgemeine Gegnerschaft aller handeltreibenden Nationen zur Folge haben würden, gehören sie zu den politischen Unwahrscheinlichkeiten. Inzwischen haben Japan und Rußland ihre Flotten kampfbereit auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatz zusammengezogen. Hart hinter den großen Panzern Nisshin und Kasuga her, die Japan von Chile gekauft hat, dampft der Rest des nach Ostasien bestimmten russischen Geschwaders durch das rote Meer. Die japanischen Schiffe sind aber die schnelleren. Allerlei Gerüchte schwirren umher. Wie es heißt, nehmen die russischen Fahrzeuge des Schwarzen-Meer-Geschwaders Kohlen und Munition auf. Es wird behauptet, daß die russische Regierung in Konstantinopel für sie freie Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen erbeten und eine abschlägige Antwort darauf erhalten habe. Aber ungehindert zieht auf den Schiffen der sogenannten freiwilligen Flotte russische Mannschaft dem Osten zu. Ungeheuere Massen von Kohle und Proviant jeder Art sind von beiden Teilen aufgekauft worden und die sibirische Bahn führt durch Tag und Nacht dem Statthalter Alexejew neue Truppen zu. Kurz, die Vorbereitungen sind ernst und auch über die finanzielle Leistungsfähigkeit beider Staaten ist kein Zweifel.

Der freie Barbestand der Reichskasse betrug in Rußland zum 1. Januar 1904 volle 312 Millionen Rubel, so daß nach Deckung des Defizits im Budget (195,8 Millionen) noch immer 116,2 Millionen übrig blieben. Die Ausgaben für das Kriegsministerium aber sind für das laufende Jahr mit über 300 Millionen Rubel, für die Kriegsmarine mit über 113 Millionen vorgesehen, offenbar sehr im Hinblick auf die Verhältnisse in Ostasien. Japan hatte am 30. Juni vorigen Jahres einen Geldvorrat von 113 Millionen Yen im Staatsschatz (1 Yen

2,09 Mark) und da es bei der verhältnismäßig geringen Besteuerung genügende Sicherung bieten kann, wird es ihm an Kredit zu auswärtigen Anleihen nicht fehlen. Ein Kenner wie Professor Rathgen gelangt bei Prüfung der japanischen Finanzen zum Schluß, daß selbst ein unglücklicher Verlauf des (möglichen) Krieges Japan nicht dauernd zahlungsunfähig machen würde. Er spricht den Japanern nicht nur leidenschaftlichen Patriotismus und empfindliches nationales Ehrgefühl, sondern auch ungewöhnliche Energie und große volkswirtschaftliche Einsicht zu. Sie sind bereit, unter Umständen die Konsequenzen ihres Tuns zu tragen.

In Rußland ist die öffentliche Meinung gegen einen asiatischen Krieg, und mit bestimmten Ausnahmen überhaupt gegen jeden Krieg, sollte man aber Krieg führen, so möchte man gegen die Türken, nicht gegen die Japaner ins Feld ziehen. Das leidenschaftliche Verlangen aller Bevölkerungskreise ist auf Reform im Innern auf liberaler Grundlage gerichtet. Materiell fühlt man sich überlastet und in der Tat dürfte es schwer sein, die Steuerschraube, welche die Landbevölkerung trifft, noch schärfer anzuziehen. Der völlig schneelose Winter erweckt zudem die schlimmsten Befürchtungen für die nächste Ernte. Man fürchtet eine Dürre im Frühjahr und Sommer, und auch das sind Momente, die für Erhaltung des Friedens sprechen. Erwägt man alle diese Momente, so wird man zum Schluß gedrängt, daß es sich für Rußland nicht mehr um einen Krieg, sondern um einen Rückzug unter möglichst geringem Verlust handelt.

So läßt sich kalkulieren; wer aber die Geschichte kennt, weiß auch, daß die Wirklichkeit nur zu oft jeder historischen und politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung spottet.

Als ungelöstes Problem haben wir auch die makedonische Frage in das neue Jahr herübergenommen. Zwar das russisch-österreichische Reformprogramm ist in Angriff genommen und auch der ursprünglich nicht gern gesehene italienische General, der die Tätigkeit der türkischen Reformer beaufsichtigen soll, hat seine Funktionen angetreten. Dennoch blickt im Grunde niemand mit Vertrauen in die Zukunft. Zwar ist in Serbien das Ministerium der Verschworenen verschwunden und das radikale Ministerium Sawa Gruitsch mit Andra Nikolitsch als Minister des Auswärtigen entschieden russophil. Aber König Peter hat die Kraft nicht gezeigt, die man von ihm erwarten durfte, und die blutbefleckten Hände in seiner Umgebung haben schließlich das gesamte diplomatische Korps aus Belgrad verdrängt. Bulgarien, das sich dem Willen der Mächte gefügt hat, steht trotzdem in höchsten Ungnaden in Petersburg, weil das Ministerium Petkow-Petrow stambulowistisch ist, d. h. zu der bulgarischen Selbständigkeitspartei gehört, welche nichts davon wissen will, daß ihr Vaterland den Beruf haben soll, das Werkzeug der besonderen russischen Interessen zu werden. Das neue Jahr hat damit begonnen, daß die früher verurteilten antirussischen Minister sämtlich amnestiert worden sind, und daß man den Witwen von Stambulow, Stoilow und Grekow Pensionen ausgesetzt hat, was weniger als Tatsache, denn als Symptom der vorherrschenden Strömung, in Rußland nicht geringe Er-

bitterung hervorgerufen hat. Inzwischen aber zieht Boris Sarafow durch Westeuropa und verkündet überall, daß im nächsten Frühjahr, trotz aller Reformen, der Bandenkrieg mit erneuter und gesteigerter Kraft zum Ausbruch kommen werde. Zuletzt hat er in Rom mit den Garibaldianern, glücklicherweise ohne Erfolg, verhandelt, um sie als Freiwillige mit in den Kampf hineinzuziehen. Die russische Presse aber prophezeit, daß das makedonische Lied der Schwanengesang der Türkei sein werde. Überhaupt fällt der erstaunlich chauvinistische Ton auf, der von der russischen Presse in ihren Neujahrsbetrachtungen gegen die Türkei und — gegen Österreich-Ungarn, den offiziellen Verbündeten Rußlands auf der Balkanhalbinsel, angeschlagen wird. Es kombiniert sich das mit scharf betontem Gegensatz zu den deutschen Elementen der österreichisch-ungarischen Monarchie und mit schadenfroher Beobachtung des unseligen Streites, der heute die beiden Reichshälften in fast feindseligem Gegensatz einander gegenübergestellt hat. Es sind im Grunde dieselben Töne, die am 22. Dezember vorigen Jahres bei der Versammlung der tschechischen Klubs in Prag zum Ausdruck kamen und die in die Resolution ausmündeten, den Makedoniern in ihrem Kampf um Freiheit, Nationalität und Glauben helfend zur Seite zu stehen. Die Nowoje Wremja aber erklärt höhnisch, Rußland brauche sich nicht zu beeilen, denn der Selbstzersetzungsprozeß der habsburgischen Monarchie schreite sichtlich vorwärts und es könne nicht zweifelhaft sein, daß schon in naher Zukunft Rußland und das gesamte Slaventum mit den Folgen dieser Tatsache zu rechnen haben werden.

Man sollte meinen, daß solche Erwartungen derjenigen, die sich als die Erben der Zukunft Österreich-Ungarns betrachten, dahin wirken müßten, ein wenig Ernüchterung in den Reihen des aus Rand und Band geratenen Madjarentums hervorzurufen.

Der höchst gefährliche Aufstand der Hereros, den uns das neue Jahr gebracht hat, kann wohl als eine Folge des langsamen Tempos betrachtet werden, das wir in unserer kolonialen Entwicklung infolge der nachgerade unerträglich gewordenen Zurückweisung der notwendigsten Forderungen für die Kolonien durch unsern Reichstag, einzuhalten genötigt worden sind. Wir hoffen, daß nunmehr, da periculum in mora ist, nicht nur das Notwendige geschieht, um der vorhandenen Gefahr Herr zu werden, sondern daß mehr geschieht und die Fundamente zu bleibenden Erfolgen und zu einer wirklich lebendigen Entwicklung unseres kolonialen Lebens endlich einmal gelegt werden.

Die Schnelligkeit und Entschiedenheit, mit der Graf Bülow ohne Zeitverlust die erforderlichen militärischen Maßnahmen getroffen, und die Einmütigkeit, die der Reichstag gezeigt hat, indem er ohne eigentliche Debatte die erforderlichen Mittel bewilligte, bestärken uns in dieser Hoffnung. Daß aber die Sozialdemokratie, um ihren Prinzipien zu genügen, es möglich fand, durch Stimmenthaltung zu zeigen, daß ihr Votum selbst da nicht zu haben ist, wo es sich um Leben und Eigentum unserer Volksgenossen in den Kolonien und um die Ehre des Reichs handelt, ist uns ein Zeichen dafür, daß die Partei politisch abgewirtschaftet hat.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. Januar 1904.

Der Zeitabschnitt, der heute an dieser Stelle zu besprechen ist, schließt in jedem Jahre eine Art von politischer Ferienzeit in sich. Um die Weihnachtszeit pflegt — wenigstens in der inneren Politik — eine allgemeine Waffenruhe einzutreten, in deren Verlauf die Zeitungen eigentlich nur, um die gewohnte Spaltenzahl zu füllen, Betrachtungen über allerlei Fragen anstellen, die mit wirklichen Tagesereignissen nur in losem Zusammenhange stehen. Aber es kann dabei kommen, daß sich alles auf ein bestimmtes Thema stürzt und daß die Art, wie dieses Thema besprochen wird, gewisse Rückschlüsse auf vorhandene Stimmungen gestattet.

Schon früher konnte hier bemerkt werden, daß kritische Betrachtungen über militärische Zustände, Einrichtungen und Anordnungen die Öffentlichkeit mehr als sonst beschäftigen. Man steht diesen Betrachtungen mit gemischten Gefühlen gegenüber, weil zwei recht verschiedene Strömungen dabei zusammenfließen. Die eine Strömung besteht in der pessimistischen, durch hundert Kleinigkeiten genährten, aber auch vielfach in nicht uneigennütziger Weise bewußt unterhaltenen Nörgelstimmung der Zeit; die andere ist der Ausfluß einer ernsthaften Sorge, die nicht einer unbestimmten Verdrossenheit, sondern rein sachlichen Auffassungen und Erfahrungen entspringt. Das sind zwei Motive, die vielfach zusammenhängen, in einander übergehen, durch einander bedingt sind, so daß es mitunter sehr schwer ist, zu sagen, wo die wirklichen Bedenken aufhören und die Nörgelsucht anfängt. Aber ein ruhiges Urteil muß doch immer wieder den Versuch machen, eine reinliche Scheidung vorzunehmen. Es war außerordentlich bezeichnend, wie kurz nach Weihnachten eine Bestimmung über ein Uniformabzeichen das Signal gab, daß die gesamte Presse sich mit den angeblich durch beständige Änderungen an der Offiziersausrüstung verursachten Kosten beschäftigte. Es ist hier nicht der Ort, auf die Sache selbst genauer einzugehen; die Tatsache interessiert uns hier nur als politisches Stimmungssymptom. Im Hintergrund dieser Klagen, deren Leidenschaft nur durch die dem Offizier gezogenen besonderen Schranken gezügelt wurde, stand eine sehr verständliche Empfindung. Unter den Familien, die bisher dem Offizierkorps den besten Ersatz geliefert haben, hat sich der Eindruck verstärkt, daß sich die Offizierslaufbahn immer kostspieliger gestaltet, weshalb es den Söhnen dieser mit Glücksgütern im allgemeinen nicht gesegneten, aber vermöge ihrer

Traditionen und strengen Ehrbegriffe für das Heer so unendlich wertvollen Familien adligen und bürgerlichen Namens immer schwerer wird, den Beruf des Offiziers zu ergreifen. Man ist sich wohl vielfach über die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung nicht ganz klar und sucht sie in Äußerlichkeiten und bestimmten Fehlern, die gemacht worden sind. So geraten die von patriotischer Sorge erfüllten Gemüter sehr leicht in den Bann der gegenwärtig herrschenden politischen Nervosität, und sie glauben in jeder von höchster Stelle ausgehenden Anordnung, die ihnen augenblicklich nicht einleuchtet oder gegen gewohnte Anschauungen verstößt, die Ursache der sie bedrückenden Erscheinungen erkennen zu müssen.

So nur ist es zu erklären, daß aus loyalen Kreisen heraus um einer verhältnismäßig geringfügigen Sache willen so viel Lärm gemacht werden konnte. Die oppositionslustige Presse nutzte den Umstand, daß gerade von jener Seite Kritik an militärischen Dingen geübt wurde, nach Kräften aus und befleißigte sich einer sehr energischen Stimmungsmache, wobei — schon aus Mangel an Sachkenntnis — jeder Unterschied zwischen einigen wohlbegründeten Bedenken und vielen Ausstellungen, die nur Ausdruck einer allgemeinen Verärgerung waren, vollständig verwischt wurde. Was an berechtigten Wünschen und Hinweisen in diesem mit unglaublicher Kritiklosigkeit geführten Feldzuge gegen die Uniformänderungen geltend gemacht wurde, verlor unter solchen Umständen seine Wirkung; die grundlegende Stimmung einer müden und bitteren Kritik aber bleibt und überträgt sich auch auf andre Fragen des öffentlichen Interesses.

Es ist natürlich kein Zufall, daß sich die öffentliche Meinung jetzt so viel mit dem Heere beschäftigt und daß die Sorgen pessimistisch gestimmter Patrioten ebenso wie die bösartigen Schilderungen einer gewerbsmäßigen Hetzarbeit sich übereinstimmend auf dieses nämliche Ziel richten. Das Heer ist eben das stärkste Bollwerk des Gegenwartsstaates. In einer Zeit, wo uns ein auswärtiger Feind nicht unmittelbar droht und dafür die soziale Frage das öffentliche Leben beherrscht, wird das Heer von der einen Seite das Ziel heftiger Angriffe, von der andern Gegenstand besonderer Sorge, die nur zu leicht in Nervosität ausartet. Auch auf andern politischen Gebieten begegnen wir derselben Erscheinung, einer verstärkten Angriffslust der Sozialdemokratie und einem teils kopfhängerischen, teils in bitterer Kritik sich Luft machenden Pessimismus im bürgerlichen Lager.

Diese Stimmung findet in der Sachlage keine ausreichende Begründung. Die Äußerlichkeiten, auf die sich die zur Schau getragene Zuversicht der Sozialdemokraten gründet, haben nicht die Bedeutung, die ihnen beigelegt wird. Die Sozialdemokratie hat als Merkstein ihrer neuesten Entwicklung den Dresdner Parteitag zu verzeichnen, in dem die Fanatiker der Partei im Sinne Bebels zwar einen „Jungbrunnen“ haben sehen wollen, der jedoch trotz des äußeren Sieges der Richtung Bebels über die Revisionisten deutlich gezeigt hat, daß die Partei, soweit sie der Träger einer gefahrdrohenden Bewegung war, den Höhepunkt ihrer Entwicklungsfähigkeit überschritten hat. Deshalb sollte man auch in ihrer Bekämpfung jede Nervosität vermeiden und sich vielmehr zu jener Mischung von

ruhiger Energie in der Wahrung der Staatsautorität einerseits und besonnener Reformtätigkeit andrerseits bekennen, wie sie Graf Bülow neuerdings vorgezeichnet hat.

Es ist bei der jetzigen sozialpolitischen Lage von großer Wichtigkeit, daß der große Ausstand in Crimmitschau im sächsischen Vogtlande mit der Niederlage der Arbeiter geendet hat. Soweit sich die Sache bis jetzt übersehen läßt, hat hier die sozialdemokratische Parteileitung von vornherein eine falsche Rechnung angestellt. Es handelte sich offenbar um eine reine Kraftprobe, einen frevelhaft vom Zaune gebrochenen Krieg. Die Parteileitung ist dabei anscheinend von der Ansicht ausgegangen, daß die Stellungnahme der meisten Menschen gegenüber modernen Streikbewegungen von vornherein gegeben zu sein pflegt und daher nach den besonderen örtlichen Verhältnissen wenig gefragt wird. Die einen ergreifen grundsätzlich für die Arbeitgeber Partei, die andern stehen aus den verschiedensten Gründen auf der Seite der Arbeiter. Im allgemeinen haben sich die sozialpolitischen Ansichten auch im bürgerlichen Lager so entwickelt, daß die Stellung der Anhänger einer sogenannten „Scharfmacher"-Politik sehr geschwächt erscheint. Dementsprechend sind die Neigungen, im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit sich in Konfliktsfällen für die berechtigten Ansprüche der Arbeiter zu erwärmen, ziemlich stark vertreten, und zwar gerade um so stärker, je schroffer die Unternehmer selbst ihre besondern Interessen zur Geltung bringen. Die Rückwirkung dieser Verhältnisse auf die Streikbewegungen geringeren Umfangs ist im allgemeinen die gewesen, daß bei diesen Lohnkämpfen in der Regel beide Teile sich hüteten, den Bogen zu überspannen. Dagegen hat es sich bisher fast immer als ein verfehltes Unternehmen erwiesen, örtliche Streiks zu benutzen, um größere Forderungen grundsätzlicher Art durchzudrücken und eine Erweiterung der Rechte der Arbeiter durch Schaffung eines Präzedenzfalls zu erreichen. Trotzdem glaubte die sächsische Sozialdemokratie Zeit und Gelegenheit gekommen, diesen Versuch noch einmal zu wagen. Sie glaubte das tun zu können, weil in Crimmitschau eine verhältnismäßig gut situierte Arbeiterschaft einer Unternehmerschaft gegenüberstand, deren Widerstandsfähigkeit anscheinend unterschätzt wurde. So wurden die Gegensätze, die dort zwischen Arbeitern und Fabrikanten über Fragen der Arbeitszeit entstanden waren, durch Schüren und Hetzen von sozialdemokratischer Seite künstlich verschärft, bis der Konflikt zum Ausbruch gekommen war. Nach einer Seite hin schien die sozialdemokratische Rechnung zu stimmen. Denn die den Verhältnissen ferner stehenden sozialpolitisch interessierten Kreise glaubten an einen wirklichen Notstand der Arbeiter und an ein Mißverhältnis zwischen den ihnen eingeräumten Rechten und Vorteilen und den Interessen der Fabrikanten. Viele mochten sich auch wohl Textilarbeiter nicht vorstellen können ohne gewisse Ideenverbindungen mit Gerhard Hauptmanns „Webern". Man wußte nicht, daß die Hoffnungen der sozialdemokratischen Parteileitung auf den Erfolg des Streiks sich gerade auf den Wohlstand dieser Arbeiterschaft gründeten, von der man annahm, daß sie es besonders lange werde aushalten können. Um so größer muß freilich dem

unparteiischen Urteil die Frivolität des sozialdemokratischen Vorgehens erscheinen. Die Berichte aus diesem Parteilager gestatteten übrigens gar kein Urteil über die materielle Lage der Arbeiter; je nach dem vorliegenden Zweck wurde abwechselnd behauptet, es gehe den Arbeitern ausgezeichnet, und dann wieder, sie befänden sich im schrecklichsten Elend, und es kam vor, daß auf der ersten Seite des „Vorwärts" ein Bericht der ersten Art, auf der letzten Seite derselben Nummer aber ein Bericht der zweiten Art zu lesen war. In der politischen Rubrik prahlte man mit Siegeszuversicht, in der Rubrik „Parteinachrichten" aber wollte man gleichzeitig die Genossen veranlassen, den Geldbeutel zu öffnen. Als zuverlässige Quelle über den wirklichen Stand der Dinge standen also nur Angaben gut orientierter Privatleute zur Verfügung; sie gingen übereinstimmend dahin, daß es den Crimmitschauer Arbeitern materiell recht gut gehe und der Streik nur unternommen sei, um den Arbeitgebern eine Probe von der Macht der Arbeiter zu liefern. Ein solcher Bericht, der des Ortsgeistlichen, eines Mannes, der selbst aus einer Arbeiterfamilie hervorgegangen war, die Verhältnisse genau kannte und politisch selbst den Nationalsozialen nahe gestanden hatte, ist bekanntlich auch an die Öffentlichkeit gelangt; der Pfarrer wurde natürlich von allen denen wütend angegriffen, denen es weniger um die Wahrheit zu tun war, als um Material zur Unterstützung der Arbeiteransprüche, auch wenn diese ganz und gar unberechtigt waren.

Nun war aber die Haltung der Fabrikanten von den Sozialdemokraten gänzlich falsch eingeschätzt worden. Vielleicht wäre unter andern Verhältnissen schon eher eine Einigung zu stande gekommen, denn die Fabrikanten waren keineswegs die harten und übermütigen Herren, die auf eine verständige und ausführbare Forderung ihrer Arbeiter nicht hätten eingehen wollen. Trotz der übertriebenen und rücksichtslosen Forderung der Arbeiter waren sie bereit, auf eine Herabsetzung der Arbeitszeit einzugehen, nur nicht in dem Umfange, wie sie gewünscht wurde. Aber die ganzen Verhältnisse waren nicht danach angetan, diese Stimmung des Entgegenkommens auch dann noch aufrechtzuerhalten, als die Arbeiter bei ihrer schroffen Stellung verharrten. Die Fabrikanten waren meist Herren, die in gesicherter materieller Lage zwar weiteren Geschäftsgewinn wohl mitnehmen wollten, aber durchaus nicht darauf angewiesen waren. Sie führten die von einer früheren Generation geschaffene Industrie weiter, aus einem natürlichen Pflichtgefühl, diesen ihnen gegebenen Wirkungskreis zu erhalten im Interesse der Allgemeinheit und nicht zum wenigsten der Arbeiter selbst. Viele der Fabrikanten standen daher auf dem Standpunkt: Wenn wir von unserer Tätigkeit außer den selbstverständlichen Sorgen noch Schwierigkeiten, Ärger und Kämpfe anderer Art haben und unsere Arbeiter, die ja zum großen Teil Crimmitschauer Bürger und kleine Hausbesitzer sind, es selbst nicht anders wollen, dann können wir die Sache überhaupt bleiben lassen, — wir brauchen es ja nicht! Es ist klar, daß darin ein Moment lag, der dem Widerstand der Fabrikanten einen außerordentlichen Nachdruck gab. Es fehlte hier der Antrieb, den

Bestand einer großen Firma oder eines mühsam gegründeten Betriebes unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, sei es auch um den Preis von Zugeständnissen. Diese Gleichmütigkeit gegenüber den letzten Folgen der Sache einerseits und das lebhafte Interesse der Stadtgemeinde und des Landes an der Erhaltung dieser Industrie anderseits verschaffte zugleich den Fabrikanten einen starken Zuzug neuer Arbeitskräfte, die an Stelle der Streikenden eingestellt wurden. Damit erwies sich die Aussichtslosigkeit des Streiks immer schlagender. Die Streikenden sahen sich vor der bittern Möglichkeit, als einzige Frucht ihres Vorgehens den Verlust ihrer Existenz davonzutragen. Entweder die Fabrikanten führten ihren Betrieb mit neuen Arbeitern weiter, oder der Betrieb wurde überhaupt aufgegeben. Neben der persönlichen Not stand für die Arbeiter die dauernde Zerstörung eines blühenden Erwerbszweiges vor der Tür. So erfolgte in diesen Tagen die bedingungslose Waffenstreckung der Arbeiter. Sie werden aber unter den obwaltenden Verhältnissen nur zum Teil und nur allmählich wieder beschäftigt werden können; manche gesicherte Existenz ist in Frage gestellt, der Crimmitschauer Industrie immerhin schwerer Schaden zugefügt. Sozialpolitisch ist nichts gewonnen. Auch die Versuche, manche Vorgänge während des Streiks agitatorisch auszubeuten, haben wenig Erfolg gehabt. Am meisten Eindruck machte noch das Vorgehen der städtischen Behörden in Crimmitschau gegen die geplante Weihnachtsfeier der Arbeiter. Es sollten dabei aufreizende Reden gehalten werden; als der Magistrat diese verbot, erklärten die Arbeiter, auf die ganze Weihnachtsfeier verzichten zu wollen, da diese alsdann „keinen Wert" für sie habe. Der Magistrat beharrte bei seinem Verbot, und so mußte die sonst übliche Feier unterbleiben. Die sozialdemokratische Presse aber trug Sorge, daß in aller Welt verbreitet wurde, den Arbeitern sei die Weihnachtsfeier verboten worden, und das Zentralorgan der Partei fand sogar Töne christlicher Frömmigkeit und deutschen Familiensinns, um die flammende Entrüstung der ganzen Kulturwelt zu erregen. Der traurige Kampf ist nun vorüber, und man kann hoffen, daß die Wunden, die er geschlagen hat, bald verharschen mögen.

Am 12. Januar hat der Reichstag seine Arbeiten wieder aufgenommen und die ganze erste Woche mit der Besprechung von Interpellationen zugebracht. Diese Häufung von Interpellationen über Fragen, die man sonst in der Form von Initiativanträgen zu behandeln pflegte, ist die neueste Errungenschaft unseres parlamentarischen Lebens. Es ist ein weiterer Schritt auf dem schon längst betretenen Wege, durch dessen Verfolgung die parlamentarische Arbeit immer mehr in die Kommissionen verlegt wird, während alles, was im Plenum geschieht, nur der Form nach zur Förderung der Geschäfte dient, in Wahrheit aber ganz und gar in das Land hinaus und auf die Wählerschaft wirken soll. Bei der Breite der Debatten und der Fülle der Reden genügt es nun schon nicht mehr, daß allgemein interessante Fragen im Zusammenhang mit dem Etat zur Sprache gebracht werden; denn dort verlieren sich solche Dinge ganz und gar. Es genügt auch nicht mehr, daß die Gegenstände dieser Erörterungen in besonderen

Anträgen zur Sprache gebracht werden; denn ein Antrag erfordert eine sorgfältige Fassung, die nicht nur vor der politischen, sondern auch vor der juristischen Kritik Stand hält, über der Beratung schwebt das Damoklesschwert des Schlußantrags, und am Schluß droht das Vehmgericht der Abstimmung. Alle diese Unannehmlichkeiten fallen weg, sobald eine Frage in Form einer Interpellation vorgebracht wird. Formulieren kann sie jeder, der einigermaßen weiß, was er beantwortet haben will; die Besprechung teilt mit der mathematischen Linie die angenehme Eigenschaft, daß sie bis ins Unendliche verlängert werden kann; es gibt weder Schlußantrag, noch Abstimmung, und doch bleibt den Einbringern vor ihren Wählern das Verdienst, die Beleuchtung einer interessanten Frage von allen Seiten vor der Vertretung des deutschen Volks angeregt zu haben, womit sich sehr leicht irgend ein agitatorischer Zweck verbinden läßt. Die Einschränkung dieser unter Umständen fürchterlichen Debatten läßt sich nur dadurch erreichen, daß in einem geeigneten Augenblick der Ermüdung die Diskussion durch Vertagung der Sitzung abgebrochen wird und der Präsident den Gegenstand einfach nicht wieder auf die Tagesordnung bringt, — das heißt: wenn der Interpellant ein Einsehen hat und seine Partei es sich gefallen läßt.

Man kann sich hiernach vorstellen, daß eine Häufung von Interpellationen in ihrer praktischen Wirkung geradezu eine Erziehung des Parlaments zur Zeitvergeudung bedeutet, da der Abbruch der Besprechung in der Regel nur durch den Abbruch der Sitzung zu erreichen ist und daher mehr als eine Interpellation an einem Tage nicht erledigt werden kann. Ein praktisches Ergebnis kommt ja ohnehin dabei nicht heraus.

Daß diese Besprechungen auch nebenbei anregend und klärend wirken können, braucht darum nicht geleugnet zu werden. Wir haben z. B. über die Maßregeln gegen die Wurmkrankheit, die unter den Bergleuten grassierende verderbliche Seuche, manche wertvolle Ansicht Sachverständiger gehört, da sich fast nur genaue Kenner der Arbeiterverhältnisse in den betroffenen Gegenden, sowie fast alle Ärzte, die in größerer Zahl als sonst dem neuen Reichstag angehören, zum Worte meldeten. Bei der Frage der Ausdehnung der Invalidenversicherung auf selbständige Handwerker waren die Ausführungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky über die Grenzen der staatlichen Fürsorgepflicht zur Sicherung der einzelnen staatsbürgerlichen Existenz von grundsätzlichem und grundlegendem Wert. Endlich war der durch eine Interpellation der Nationalliberalen angeregte Meinungsaustausch über den Zeugniszwang der Presse gewiß recht nützlich, aber gerade hier wurde es auch als Mangel empfunden, daß die Frage nicht in der Form eines Initiativantrages behandelt wurde.

Außerdem gab es noch zwei Interpellationen, die dem eigentlichen Zweck dieser parlamentarischen Einrichtung besser entsprachen. Das kann man zugeben, auch wenn man in der Sache selbst anderer Ansicht ist als die Interpellanten. Die eine Interpellation betraf die Kündigung der Handelsverträge, die andere die Tätigkeit russischer Polizeiorgane auf deutschem Gebiet. Daß die Reichs-

regierung sich in Bezug auf die Kündigung der Handelsverträge nicht binden lassen will, ist nach der Lage der Sache gerechtfertigt. Die agrarischen Interpellanten sehen darin eine Nichtberücksichtigung der landwirtschaftlichen Interessen. Wäre dem so, dann hätten wir wahrscheinlich schon längst unsern Handelsvertrag mit Rußland. Es handelt sich eben nur um einen Unterschied in der Methode. Die Agrarier wünschen einen Weg, der durch einen Zollkrieg hindurchführt. Gewiß würde auch dieser Weg über kurz oder lang einmal zu einem für die Landwirtschaft vorteilhaften Handelsvertrag führen, aber um den zu hohen Preis anderer kostbarer Werte des Nationalvermögens. Darum hat die Regierung recht, wenn sie die Wünsche der Landwirtschaft auf anderem Wege zu vertreten sucht ohne Preisgabe anderer legitimer Erwerbsinteressen. Sie darf diese nicht dafür büßen lassen, daß die linksliberale Presse in der Behandlung dieser Fragen unbeirrt das Interesse des Auslandes vertritt. Das war übrigens schon früher mit genügender Klarheit festgestellt; die nur für die Wähler bestimmte agrarische Interpellation kennzeichnet sich daher als eine Kundgebung, die im wirklichen Interesse der Unterhandlungen besser unterblieben wäre.

Bei den Angriffen, die von sozialdemokratischer Seite gegen die Regierung wegen der Tätigkeit russischer Polizeiagenten in Deutschland gerichtet wurden, schnitt die Regierung weniger günstig ab. Das lag vor allem in der Form der Beantworung, die teils ungenügend, teils zu schroff war. Sie enthielt auch unbeabsichtigt manches, was viele andere vor den Kopf stoßen mußte, die den Nationalstolz, den die Sozialdemokraten diesmal als Maske vorgebunden hatten, wirklich besaßen. In der Hauptsache hatte ja die Regierung recht, aber man konnte doch den Eindruck nicht los werden, daß in Einzelheiten allerlei geschehen war, was der Würde des Deutschen Reichs dem Auslande gegenüber nicht ganz entsprach.

Erst heute betritt der Reichstag mit dem Beginn der Beratung über die Frage der Kaufmannsgerichte wieder den Boden der positiven gesetzgeberischen Arbeit. Erst die nächste Periode wird also für die Arbeit der diesjährigen Tagung des neuen Reichstags entscheidend sein.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

V.

Neue Lyrik.

(Detlev von Liliencron. — Otto Erich Hartleben. — Prinz E. v. Schö
— Georg Busse-Palma. — Hans Müller. — Wilhelm Weigand. — B
Nachdichtungen.)

Seinem „Sohne Wulff Baron Liliencron" hat Detlev von L
jüngstes Gedichtbuch „Bunte Beute" zugeeignet (Berlin 1
und Löffler). In dem schönen Anfangsgedicht sitzt der Poet i
Herrenmeistertracht des Annunciatenordens auf der von Ponpons,
Wappen überprunkten türkischen Stute, die Allongeperücke fällt
einem Diamantknopf gehaltenen Kragen, der über dem geschlitzten
liegt. Spanische Spitzen, Stulpen, Fransen, Draps d'or vervol
Ausrüstung.

Liliencron hat sein Leben lang an derlei Dekorationen eine F
Seine Phantasie hat das Grandseigneurtum immer mit heißer Liebe
In den schönen Zeiten, in denen man noch nichts besseres zu denke
man wohl davon, was man alles täte, wenn man plötzlich vielfac
würde. Ich erinnere mich, daß ich in diesem Falle eine unge
Dichterlegate ausgesetzt hatte — anonyme Geldbriefe mit fabelhaf
schickt' ich an die deutschen Poeten, die ich liebte. Nur Liliencron
ab, denn ihn hielt ich nach seinem Buche „Der Mäcen" für so f
daß Vanderbilt ihn beneiden konnte. In diesem Buche wirft er
um sich, die einen schwindeln machen. Es war eine betrübliche un
Stunde für mich, als der erste Schriftsteller, den ich kennen lernte,
Gläubigkeit hohnlachend korrigierte.

Die kindliche Freude, sich ein Grandseigneurleben auszuma
Phantasiemillionen zu wirtschaften, hat Liliencron durch die Jahrze
Wilhelm Hauff erzählt von den armen Schluckern, die sich mit
stocher bewaffnen und die Schilderung der lukullischen Genüsse
Novellen auf sich wirken lassen. Ähnlich tobt Liliencron die G
gelüste, deren Befriedigung das grausame Leben ihm versagt, wohl

aus. Übrigens zeigt er auch darin ein volles und rechtes Herz: noch über Seidenwams und türkischer Stute steht es ihm, mit vollen Händen schenken zu können.

Daneben dann wieder das ruhige, ja freudige Eingeständnis: „Ich bin arm!“ Und „arm sein bringt auch Erfrischung“, denn es bringt Einsamkeit und Freiheit. Freiheit ist ihm, wie jedem Künstler, das Höchste. Der herrliche „Cincinnatus“ in den „Gedichten“ beginnt:

„Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhliches Herz, und das ist genug.“

Aus dem Zusammenstoß des Phantasie- und des Wirklichkeitslebens hätte sich bei einem andern Poeten, der stärker auf die Reflexion gerichtet wäre, wahrscheinlich ein tiefer köstlicher Humor geboren, oder es wäre zu Ironie, Satire, Anklage, Erbitterung gekommen. In Stücken wie „Auf der Kasse“ hat Liliencron wirklich einen liebenswürdigen Humor. Aber er ist — darin liegt seine Größe — so absolut naiver Anschauungs- und Gefühlspoet, daß die Gegensätze friedlich nebeneinander in ihm wohnen: der Löwe liegt neben dem Lamm, und je nach der Stunde und dem, was sie bringt, brüllt der eine oder mäht das andere. Sie sind nicht geschieden, sind nicht — wenn solche kühne Weiterführung des Bildes erlaubt ist — in einer höheren Einheit verbunden. So liegt nur noch beim Kinde alles zusammen. Und damit ist Liliencrons Größe klar ausgesprochen wie seine Grenze. Es ist eine Naturkraft in ihm, die vielleicht kein lebender Dichter in dieser Stärke besitzt, deren elementare Ursprünglichkeit hinreißt. Darüber herrscht heut wohl Einigkeit in allen Lagern. Und die Frage, um die sich alles dreht und die allein noch zu verschiedenen Urteilen führt, ist nur die: ob diese Naturkraft genügend gebändigt ist, um immer zur Kunst werden zu können. Ich selbst glaube, daß diese „Bändigung“ früher öfter gelang, als in den letzten Zeiten, daß die deutsche Lyrik durch Liliencron Herrliches gewonnen hat, was unverlierbar uns bleiben wird, daß aber ebenso oft oder öfter noch diese elementare Kraft sich ziellos verpufft und nur Luftwirbel erzeugt hat. Doch einen Dichter soll man nach seinem Gelingen beurteilen, nicht nach dem Mißlingen. Und einen Band bester Liliencron'scher Verse würde ich frohen und freudigen Herzens den Büchern unserer echtesten Lyriker anreihen, und wie man zu dem großen Goethe neben den treuen Uhland und den deutschen Eichendorff auch den Goethe der Idylle, Mörike, stellt, so könnt' man getrost auch Liliencron, den „Bauerngoethe“, dazustellen.

Wenn auf dieses Credo hin sich allerdings jemand nur die „Bunte Beute“ ansähe, würde er enttäuscht sein. Man muß den ganzen Liliencron kennen, um das Urteil zu begreifen. Dann wird man, im größeren Rahmen, auch dem neuen Buche leichter gerecht werden.

Der holsteinische Poet wird — es fällt ordentlich schwer, daran zu glauben — im Juni sechzig Jahr; sein kühnes poetisches Draufgängertum ist

ihm geblieben. Trifft er, so spaltet er; mit gleichem Ungestüm auch vorbei. Mit wie voller Kraft er noch schütteln kann, beweist nicht zuletzt das Gedicht „Der lange Tanz“. Drei junge Weiber u Kälbertreiber tanzen nach der Frühmesse dicht am Kloster, bis si dazu verflucht, zwölf Monde bei diesem verruchten Spiel zu bleib

„Da tanzten sie ein ganzes Jahr,
Bald züchtig in zierlichem Reigen,
Bald wüst wie eine Bacchantenschar,
Bald in feierlich finsterm Schweigen.

Nunquam Dormio hieß ihr Klagegedicht,
Das stets sie von neuem sangen,
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
Sie tanzten, taumelten, sprangen.“

In diesen Versen liegt etwas wie Gewalt, der man nicht widerst unaufhaltsam geht das Gedicht vorwärts! Nichts lenkt ab. S andres heraus: „Das verschüttete Dorf“. Die heilige Cyrilla hebt und taucht die Füße ins Meer. Da naht ein trunkener Hochzeitszu der die keusche Heilige höhnt und ihr allerlei Liebesanträge zuruft.

Man würde wetten können, daß nun fast jeder Dichter mit gri ringerer Kraft geschildert hätte, wie die Heilige dem Dorfe flucht, w sich verfinstert und der Sturm die Häuser in einem Sandregen begrä jedoch zeigt ein herrliches Bild: der Abend sinkt — da schwimmen zwei Stiere, schnaufen voll Zorn ans Ufer und wühlen mit Huf Erde auf, die weithin fliegend das Dorf und seinen Greuellärm dec Vollmond steht wolkenrein, stapfen die Stiere rechts und links von

„Die Heilige hat zu guter Dritt
Der mächtigen Tiere Hals umspannt.
So schreitet sie mit sicherm Schritt
Hinüber ins Legendenland.“

Das wirkt wie der Holzschnitt eines alten Meisters. Die fe vollen Linien, die kräftige Großzügigkeit .... wie sich das ein Stil hat erst der ältere Liliencron ausgebildet — in den „Adjutan den „Gedichten“ fand man ihn noch nicht. Und es ist hochintere achten, wie die Adjektiva mehr und mehr zu Gunsten der Haupt treten. Es gibt wenig Lyriker, die so sehr — um es grob zu sag stantiven dichten. Und das ist eben Holzschnittmanier.

Die reine Lyrik tritt naturgemäß mit jedem Buche hinter d zurück. Sowieso konnt' Liliencron immer besser sein Fühlen in ei etwa in einem Seufzer ausdrücken. Interessant ist, daß in der auch sein Stoff behandelt wird, der schon öfter Dichter beschäft grausige Geschichte, die Schelling in den von Storm sehr geschä „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning“ geschildert, die K zählt, die Annette von Droste im „Vermächtnis des Arztes“ neu

— sie hat auch den holsteinischen Dichter gereizt („Die nächtliche Traumg"). Ich müßte nun wohl auch über manches reden, was nicht auf die Plusseite zu schreiben wäre — aber es ist in diesem Falle besser, man läßt das unter den Tisch fallen. Ein Teil der Nation steht dem Poeten ja immer noch mißtrauisch gegenüber, und das ist schade, ob auch Liliencron selbst, der oft sein eigner größter Feind war, nicht ohne Schuld daran ist. Doch muß es die Aufgabe jedes Freundes deutscher Lyrik sein, die Mißtrauischen zu einem Dichter zu bekehren, dessen reinste Schöpfungen der Liebe des ganzen Volkes wert sind und ihrer früher oder später auch gewiß sein dürfen.

Otto Erich Hartleben ist der ausgesprochne Gegensatz zu Liliencron. Wie Storm von diesem gesagt hat, daß man befürchten müsse, die Kunst käme über der Natur zu kurz, so könnte vielleicht bei Hartleben die umgekehrte Befürchtung eintreten, daß die Natur einmal über der Kunst zu kurz käme. Wenn man Dichter und Künstler trennen will: Liliencron ist mehr Dichter, Hartleben mehr Künstler. Dieser nennt sein Versbuch „Von reifen Früchten", und es ist wirklich gesättigte Reife und Sommer darin; jener in seiner unverwüstlichen Frische scheint ewig Frühling zu sein, ein Brausekopf. Liebe und Haß bricht sich ungestüm Bahn. Hartleben jedoch meint grade entgegengesetzt:

„Willst Du in ewige Kunst
Dein sterblich Können kehren,
Mußt Du erst jedem Haß
Vor Deiner Schwelle wehren."

So betitelt er auch ein Buch Schlußreime „Der Halkyonier" — Verse aus halkyonischen Tagen, aus Tagen, da keine Winde wehn, aus Tagen „sonndurchhellter Ruh". Die „Bunte Beute" ist stürmisch ergriffen; die „reifen Früchte" sind, als ihre Zeit erfüllet war, abgefallen.

Es ist tausendmal gesagt und beklagt worden, daß wir Deutsche keinen Sinn für die schöne Form haben. In den 145 „Schlußreimen", die Hartleben in „Der Halkyonier" gesammelt hat, (Berlin, S. Fischer 1904), bricht er für die Form manche Lanze. Wohl, heißt es in einem Vierzeiler, sei die Leidenschaft Quell des dichterischen Schaffens, doch gebe sie keine Norm — erst die geistgewordene Form mache zum Meister. Die Form scheidet Künstler und Dilettanten. Wie sehr die Zeiten sich geändert haben, sieht man am besten daran, daß diese Worte, die vor 30 Jahren aus Geibels Munde Selbstverständlichkeiten gewesen wären, heut wie neue Entdeckungen aussehen. Hartleben führt auch den Gegensatz in voller Stärke durch: der Temperamentvolle mit seiner „lauten Hast" ist ihm gründlich unangenehm; er liebt nur den Künstler, dem schon „im edlen Blut das wetterstille Glück der Halkyonier ruht." Und es ist doch sehr bezeichnend, wie gern er das Wort „Dichter" durch das Wort „Künstler" ersetzt. Er würde Nietzsche zustimmen, der mit Bezug auf das Kunstwerk jenes vielzitierte Wort von der ruhig daliegenden Kuh gesprochen hat. Er preist die Faulheit und freut sich, daß er procul foro steht. Eile macht gemein; nur das Lächeln hat recht.

Eine Reihe ausgezeichneter Vierzeiler ist im „Halkyonier“ gesammelt: Die zusammenfassenden Schlußreime langer Gedankenketten. Und die Gedichte in dem zweiten Buche „Von reifen Früchten“ (München, Albert Langen 1903) bilden gleichsam die Probe aufs Exempel. Nichts, was hinreißen könnte. Stilreine, gesättigte Verse; manches (wie „Der Prophet Jona“) scheint mehr aus einem Formungsdrange, als aus herzlicher Anteilnahme ergriffen, alles ist von großer Klarheit und mit stets wachem Künstlerbewußtsein durchgeführt. Lampen, die durch Alabaster brennen; die Wärme ist gedämpft. Die Gefahr liegt nahe, daß Gedichte für Dichter entstehen, für die wenigen, die den feinsten Reiz der Form finden und würdigen können. Die Lyrik ist für Hartleben „hohe Wortkunst“, in der die ars tacendi besonders geübt sein will: der Meister des Stils zeigt sich in dem, was er weise verschweigt. So sind die Gedichte rund, voll, knapp; das Büchlein bringt kaum dreißig als Ausbeute von sieben Jahren. Darunter ist ein wundervolles französisches Wiegenlied, ist das schöne, ob auch in der letzten Strophe stark goethisierende Gedicht „Erfülltes Schweigen“. Italien und Rom scheint auch Hartleben gefangen zu haben. Es wäre kein Wunder, wenn auch er eines Tages über seine Verse „Antiker Form sich nähernd“ schriebe. Daß seine reife und überlegene Kunst nichts von der süßen Herzensverworrenheit des eigentlichen Lyrikers weiß, braucht nach allem Vorangegangenen nicht mehr extra gesagt zu werden.

Weitaus die stärkste Werbekraft von allen in letzter Zeit erschienenen Versbüchern dürften aber die „Gedichte“ des Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath ausüben (Leipzig 1903, G. J. Göschen). Man darf sie nicht mit den „Dichtungen“ verwechseln, die gleichzeitig in siebenter Auflage hinausgingen. Die längst aus dem Buchhandel gezogenen und vielgesuchten „Lieder an eine Verlorene“ erscheinen nach 25 Jahren hier in den „Gedichten“ wieder, ob auch meist stark geändert. Dazu treten überraschend viel neue Lieder und zwei größere Dichtungen „Hans Habenichts“ und „Philemon und Baucis“. Es wäre möglich, daß diese „Gedichte“ noch stärkere, vor allem raschere Fernwirkungen ausübten, als die „Dichtungen“, denn sie sind im Ganzen ein wenig leichter, der Volkston klingt außerordentlich oft an, und deutsches Herdfeuer flammt beinah häufiger, als der „Lichtbrand des Hellenentums“! Carolath ist stiller geworden; er hat mit Gott und der Welt Frieden geschlossen; Groll und Empörung ist verwunden, und durch das Herz, das um verlorenes Glück schrie und in starkem Schmerzzittern blieb um betrogene Erdenwünsche, geht nun ein sehnend Heimrauschen zur Ewigkeit. Wohl senkt die Sehnsucht auf den „Goldklang“ seines Saitenspieles „stets den schattenvollen Kranz“, aber immer freudiger wird Hoffnung und Glaube, sichrer das Ziel: wir wollen den großen Griechentraum vom Haupt uns streifen, wir wollen die Hand erfassen des Schiffsherrn von Nazareth.

In dem wohl Schönsten und Gewaltigsten, was der neue Band bringt, in „Philemon und Baucis“, ist das am herrlichsten ausgedrückt. Carolath hat die holde Sage leicht gewendet. Er führt erst das sorgliche Paar vor — in Versen von jener romantischen, berauschenden Farbenpracht, über die nur er ver-

fügt. Ich kann niemandem sagen, der es nicht selbst liest, wie schön die Stelle etwa ist, wo das Paar Jugenderinnerungen tauscht: Philemon hat „an hochgeschwungener, dreigezackter Angel den starken Thunfisch sieghaft aus dem Meer" gezogen, Baucis aber floh „schnellfüßig von den Klippen" und küßte ihn, „deß Arm noch straff vom Fang, salzüberschäumt, den Nacken mir umschlang, helljubelnd auf die Triumphatorlippen.

. . . Wir schritten durch die Nacht.
Auf fremden Bergen hielten Hirtenfeuer
Hochrot und einsam stille Höhenwacht."

Wer nicht einen Schauer im Herzen fühlt, wenn er diese beiden letzten Zeilen liest, der ist für deutsche Lyrik verloren. Und ich bitte zu bemerken, wie im geraden Gegensatz zu Liliencron Carolath durch die außerordentliche Fülle malender überraschender Beiworte wirkt. Es naht nun den beiden Alten der Gott und Wanderer. Er kommt als Bettler, denn — und da bricht das ganze Liebesempfinden (oder soll ich soziales Empfinden sagen?) des Dichters durch, der schon in seinem ersten Buche es als letztes ihm gebliebenes Glück empfand, noch ein Bettelkind beschenken zu können —

„Als Bettler kam ich, weil aus Bettlerwunden
Ein großer Strom, mit Gott verbindend, quillt,
Bis daß der Gottheit Liebesdurst gestillt."

Der Wandrer und Bettler wird gelabt. Er stellt einen Wunsch frei. Noch einmal, flehen Philemon und Baucis, möge die Jugend wiederkehren. Da bricht Gewitterglanz vom Blick des Fremden. Er schickt Philemon fort:

„Ich und mein Werk, wir müssen einsam sein.
Nur wer sich tief der Einsamkeit befahl,
Hört rauschend nahn des Singschwans Goldgefieder,
Und jubelnd dehnt aus süßer Schaffensqual
Sein junges Werk die sonnenheißen Glieder." ꝛc.

Die wunderbare Verwandlung tritt ein; Baucis ist jung; „mit herb gebäumten roten Lippen" lacht sie. Da schüttelt es den Wandrer. In leidenschaftlicher Glut brennen und zittern die Strophen: er ruft sie in seinen Arm, zu ewiger Jugend will er sie tragen mit seinem Liebeskuß, der aufschauernden Gestalt will er, der Gott sich vermählen. Sie aber weist den Versucher fort; mit Philemon will sie lieber durch Siechtum und Sünde, Tod und Bettlerplagen gehn. Des Gottes Werk mißlang. Er muß ihr das Geschenk der Jugend wieder abnehmen und gewährt dem Paare dafür, an Einem Tag und in Einem Kuß zu sterben.

Und dann der Schluß, den die Nicolaiten in ihrem ästhetisch-schulmeisternden Organ des deutschen Bildungsphilisters wahrscheinlich schrecklich finden. Zeus, der Wanderer schauert zusammen:

„Aus so viel heil'gem Sterbefrieden rauscht
Auch mir zu Haupt ein großes Abschiedsahnen,
Es zieht heran auf Offenbarungsbahnen
Ein neuer Lenz, der Gottheitskränze tauscht.
Aus ferner Luft hör' ich prophetisch klingen
Ein großes Flattern von Erlöserschwingen."

Ein Demutsgott im blutigen Überwinderkleid wird durch die Welt schreiten: nur er gibt ewiges Leben. „Dann brich zusammen, Griechenherrlichkeit!"

Vom Olymp zum Ölberg auch ging Carolaths Weg Er möcht beide halten. Das hat eine Zeitlang ein leises Schwanken in sein Schaffen gebracht. Das Schwanken ist vorüber. Wie am Grabe von Ernst Curtius Dryander rühmen konnte, daß Griechentum und Christentum für diesen Mann keine Gegensätze gewesen wären, so hat auch Carolath diese beiden mehr und mehr in sich mit einander versöhnt. Für nie gesättigte Sehnsucht brennnen die Lippen des Lebens in süßer Lockung noch heißer und röter, doch nie gesättigte Sehnsucht gibt auch Flügel darüber hinaus. So ersehnt „Hans Habenichts, Hans Fahrinsland" in der zweiten größeren Dichtung des Buches, nachdem er die heißen Erdenwünsche zu Grabe getragen, nicht mehr sein Lieb, das Krämer ihm stahlen. Sein letztes herrliches Lied gilt einer anderen Jungfrau:

„Jungfrau Maria, mein müdes Herz
Jubelt nach Dir im Panzererz." —

Es ist nicht ganz absichtslos, daß ich gerade über die größeren Dichtungen sprach. Kein Zweifel, daß Carolath auch herrliche Lieder schrieb — aber seine höchste Kunst, die ihn von allen Dichtern unterscheidet, kann sich doch im Rahmen des lyrischen Liedes nicht so nach allen Seiten entfalten. So ist die Mehrzahl der Gedichte auch ziemlich lang geraten. Sehr interessant ist es dabei, daß er auf seinen Wegen mehr und mehr deutschen Boden sucht. Wir danken ihm das gewiß, aber ich gestehe, daß ich Schleswig-Holstein lieber von Liliencron besungen sehe. Dem Dichter Carolath liegt der „feine Ambrahauch attischer Luft und weißer Meeresschäume" besser. Er hat eine Traumheimat, in der er so sicher steht wie irgend ein anderer in seiner irdischen. Und von dem Adler, der fliegt, soll man nicht verlangen, daß er holsteinische Landstraßen bewandert. Heimatkunst ist gewiß gut und schön, aber wir wollen dem „Faust" und allem, was aus seinem Geschlechte stammt, nicht sein ewiges Recht rauben. Carolath selbst sagt ebenso schön wie richtig: 'Heimatkunst, die Höhenreisen verschmäht, sei fehlgeglühtes Eisen. Im freien Atem großer Höhenkunst genesen wir von Kleinlichkeit und Alltag.

Und diese Genesung bringt Carolath, der das Herz mit Sehnsuchtsschauern schlägt, wie kaum ein Zweiter. —

Aus dem Verlage von Albert Langen in München wollen zwei Gedichtbücher erwähnt sein. Da sind zuerst neue Gedichte von Georg Busse-Palma: „Die singende Sünde". Ein Buch, das weh tut und zornig macht, denn es ist eins, in dem ein großes Talent sich wegwirft. Wenn man herrliche Nacktheit und heiße Sünde darin finden würde — gut! Aber man findet nur Lüsternheit darin; nur die! für die „Grazien" und den „Simplizissimus" versifizierten „Sündchen" — pro Zeile eine Mark Honorar! Wenn Marie-Madeleine und die Dolorosa derartiges machen, mag es hingehen. Das sind Talente, die nur der Stoff trägt. Aber ein Poet, der die „Lieder eines Zigeuners" ge-

schrieben hat, sollte sich selbst für zu gut halten, das eigene Talent zu prostituieren. Dasselbe, was in dem neuen Lauff'schen Roman so peinlich auffiel, ist hier: ein Schnüffeln in Weiberröcken; nicht Nacktheit, sondern Ausgezogenheit; die gewollte Pikanterie flatternder Hemdchen, Höschen, Röckchen, Spitzchen und verschobener Untersachen — scheußlich! Das alles in glänzend geformten Versen, die aber kalt lassen. Es sind die Verse eines Artisten, der Papierkörbe, Mädchenaugen, Schnellbahnen und Mutterliebe mit der gleichen formalen Meisterschaft besingen würde. Und kein geistreicher Gedanke kann über die innere Leere des Buches hinwegtäuschen. Das Gedicht „Zigeunerkönig" ist charakteristisch. Die „Sittenschranken" sind dazu da, „daß man flott sie überspringt". Nicht in einer großen Leidenschaft, die eigenen Gesetzen folgen mag, nicht in Kämpfen — nein, aus bloßem Sport, als Husarenstückchen: Seht mal, was ich für ein forscher Kerl bin! Aber so entsteht kein Buch der Kunst, sondern eins der Kunststücke. In dem Einleitungsgedicht, das prachtvolle Strophen enthält, wird versucht, ein bischen tiefer zu graben, aber auch dort hat der Kopf stärkeren Anteil als das Herz. Es ist gut, daß das Motto vor der „singenden Sünde" steht: es beweist, daß dem Dichter selbst nicht ganz wohl war. Und damit sei von dem Buche geschieden. Ich glaube ein doppeltes Recht dazu zu haben, es zu kritisieren, weil ich die „Lieder eines Zigeuners" einst mit einem hoffnungsfrohen Vorwort versah. Die zwei Versbücher, die Busse-Palma seitdem veröffentlichte, waren Rückschritte. Dichtung erblüht nur aus einem vollen Herzen — alles andere ist Unsinn. Zwingen läßt sich eine ganze Menge, aber die Hauptsache nicht. Das lernen die Poeten jedoch niemals aus Siegen, sondern immer nur aus Niederlagen. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, daß aus den gründlichen Niederlagen auch hier sich Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung gebiert.

Das zweite Buch des Albert Langen'schen Verlages bringt einen neuen Poetennamen: Hans Müller und heißt „Die lockende Geige". Man erkennt sofort den Österreicher, den Geistesverwandten von Hugo Salus. Ein liebenswürdiges Dichterbuch, das sich viele Freunde erwerben dürfte — besonders im Süden, in der Heimat seines Schöpfers. Eine weiche Süße, eine melodische Zartheit, ein feines Spiel ist in den leicht gleitenden Versen. Auch viel artige Dekoration: Schleppenrauschen, Pagenliebe, Blütenträume. Selten allerdings wird ein Vollgefühl ausgeschöpft. Es fehlt noch an tiefem Erleben, an eigenem echtem Schmerz oder Glück. Der Page ist noch das Lieblingssymbol für Hans Müller, der graziös tändelt und ein wenig kokettiert mit Kostümen und Gefühlen. Aber Gedichte wie „Im Herbste" und „Die Zwiesprache" usw. weisen schon weiter, und man kann diesem jungen Poeten nur von neuem starkes Erleben wünschen, daß er der Gefahr, ein „Zierdichter" zu werden, immer sicherer entgeht.

Eine Auswahl seiner „Gedichte" hat Wilhelm Weigand bei Georg Müller in München herausgegeben. Fast jeder Vers darin ist fein und schön, und doch erzwingt das Buch keinen stärkeren Eindruck. Weigand ist ein ästhetischer Genießer ersten Ranges, aber als Poet nicht Vollblut. Er dichtet mit

ausgesuchtem Geschmack; er formt zarte Strophen und besticht durch ein Goethisieren, wie es eben nur feineren Geistern gelingt. Aber ich mußte stets an die Worte denken, die er in seinen geistvollen „Essays" über Schack und Heyse spricht. Weigand selbst zählt für mich zu jenen „alleredelsten Epikuräern des Geistes", die in stiller Vornehmheit ihr Erbe mit Geschmack verwalten. Die Kraft, andere zu schütteln, ist ihm nicht gegeben. Wenige nur kennen seinen Namen; sie nennen ihn mit Hochachtung. Aber auch sie kann er nicht so begeistern, daß sie ihn auf die Schilde heben und ihm eine Gasse brechen.

In aller Kürze möcht' ich noch ein paar weitere, in dieser oder jener Hinsicht bemerkenswerte Versbücher aufzählen. Allerdings muß es wohl ein kleiner Bergrutsch sein.

Da sind **Balladen und Schwänke** von **Oskar Wiener**, mit Bildern von Richard Teschner geziert (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden), in denen manches erfreut. Die Schwänke sind besser gelungen als die Balladen. „Wie der Teufel tanzen lehrt" ist ein hübsches Stück, das auch beim Vortrag gute Wirkung haben muß. Der starke Formensinn, der allen Österreichern eignet, fehlt auch Oskar Wiener nicht, und es ist dankenswert, daß er statt der koketten Schaumschlägerei, in der viele seiner schwarzgelben Kollegen machen, sich auf das festere Gebiet der erzählenden Poesie mit freundlichem Gelingen gewagt hat.

Auch den „**Gedichten**" von **Fritz Gräntz** (Baumert & Ronge, Großenhain) darf ich ein Wort der Empfehlung mitgeben: sie sind von innerer Ehrlichkeit und festem Ernst getragen, sie fangen Eindrücke vieler Wanderfahrten sicherer und auch für andere gültiger ein, als es sonst geschieht, sie reden von heimlichen Plätzen der Kindheit und wollen nach innen glühen, nicht nach außen funkeln. **Franz Ulrich Apelt** hat sich in „**Der Jungfernbund und andere Gedichte**" (Berlin, Franz Wunder 1903) Eichendorff zum Schutzpatron erkoren, entwickelt aber neben und über Lindenblüten und Brunnenrauschen noch einen kräftigen Humor. Rühmlich vor allem ist auch die strenge Selbstzucht, mit der er auswählte: das Büchlein ist ganz schmal, aber man fühlt, daß da Selbstbeschränkung, nicht Stoffmangel vorlag. Weitere Verbreitung im Publikum dürften die Gedichte von **Leon Vanderfee** „**Heimatlicht**" finden (W. Vobach, Berlin), die nach heutigem Brauch gleich mit dem Bilde der jungen Dame, die sie verfaßt hat, erschienen. Im Januarheft ward das Gedicht „Gondoliere" als Probe abgedruckt — und ob man auch stärkere Eigentümlichkeit wünschen möchte: die Sehnsuchtsträume des Weibes im Gewande einer mühelos sich ergebenden melodischen Form werden in gleichgestimmten Herzen Widerhall wecken. Kühner und origineller, allerdings auch unharmonischer, zeigt sich **Otto Klimmer** in seinen neuen Gedichten. Der Titel redet schon zur Genüge: „**Särge und Bräute**" (Stuttgart, Junker 1904). Viele echte Kühnheit, noch mehr gewollte; einer der Glücklosen vom Prometheidenstamme; gar kein Freudenbringer, sentimentalisch-zerrissen, ein interessanter Poet. Hoffentlich teilt er nicht das Los der meisten „interessanten" Dichter, aus denen selten etwas wird. Über die schnurrige Zusammensetzung seiner Lieblinge in den

„Gekreuzigten" muß man doch lächeln. Auch Nietzsche ist darunter, und das Wort, das ich dem Dichter von ihm empfehlen möchte, lautet: Ich möchte nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde. Otto Klimmer aber und seine Götter verstehen nicht zu tanzen. Endlich sei auch noch eines Mannes gedacht, der schon deshalb hier Erwähnung verdient, weil er seiner Anschauungen wegen von dem Gros unserer Zeitungen totgeschwiegen wird. Max Bewer meine ich. Seine „Lieder aus der kleinsten Hütte" sind in der zweiten Auflage erschienen (Goetheverlag 1904, Dresden), und trotz starker Ungleiche im Einzelnen hat das Buch seinen Erfolg verdient. Gedichte wie „Bangen der Nacht" und manches andre Frauenlob sind von lebendigem Gefühl erfüllt, das die ganze Form durchstrahlt. Höher stehen wohl die „Lieder aus Norwegen", unter denen die prächtige „Phantasie auf dem Fjord" auffällt. Das bedeutsamste ist aber doch dies: Die Bücher von Max Bewer können lehren, daß das Talent nicht alles ist; daß Persönlichkeit, Charakter, Wille fast mit stärkerer Macht wirken. Die unbekümmerte Sicherheit, mit der Bewer seinen eigenen Weg verfolgt, nötigt nicht nur Achtung ab, sie hat auch den Gedichten soviel mitgegeben, daß selbst derjenige, der nicht an eine ursprüngliche, naive Poetengabe Bewers glaubt, von den Versen gefesselt wird.

Zwei Werke guter Nachdichtung möcht' ich zum Schlusse erwähnen. Hanns von Gumppenberg hat Schwedische Lyrik verdeutscht (München, J. Marchlewski & Co.). Wenn der Band nichts weiter enthielte, als die glänzenden Übertragungen der Carl Michael Bellmann'schen Episteln und Lieder, müßte man schon dankbar sein. Erst durch die Gumppenberg'sche Nachdichtung ist uns das Genie des schwedischen Anakreontikers recht aufgegangen. Ausgewählte Gedichte des viel übersetzten Paul Verlaine hat Otto Haendler übertragen (Straßburg, Ed. Heitz). Man darf auch hier rühmen, daß die meisten Stücke sich wie deutsche Originale lesen, sogar die Sonette, über die so viele gestolpert sind. Eins der schönsten: „Mein Traum" (— ich glaube, der französische Titel heißt mon rêve familier —) haben ganze Scharen deutscher Poeten nachgesungen. Seine herrlichste, ob auch sehr freie Nachdichtung hat es von Hermann Hesse erfahren. Haendler bleibt aber nicht weit hinter Hesse zurück und hielt sich enger an die Vorlage. Bei dem starken Einfluß, den Verlaine heut auf eine Gruppe deutscher Lyriker übt, wird auch diese Übertragung seiner ausgewählten Gedichte willkommen sein.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

(Wirtschaftliche Kolonialpolitik.)

Von

Kolonisator.

II.

Die neueren Bestrebungen zur Beförderung des Baumwollbaues.

Zu Ende der 50er Jahre des verflossenen Jahrhunderts erfuhr infolge der Aufhebung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und unter der Einwirkung des Sezessionskrieges die Baumwollproduktion der Erde eine starke Erschütterung. Die Südstaaten der Union waren damals fast das einzige Gebiet, in dem Baumwolle in größeren Massen erzeugt wurde. Von hier aus versorgten England, Deutschland, Frankreich, Österreich und Belgien, die zu jener Zeit für Baumwollverwertung fast allein in Betracht kamen, ihre Spinnereien und Webereien mit dem nötigen Rohstoff. Von dem Ausfall der Baumwollernte in der Union hing somit allein das Wohl und Wehe von vielen Hunderttausend Menschen und das Gedeihen der wichtigsten Industrie der Hauptkulturstaaten ab. Jedermann war mit diesem Zustande zufrieden gewesen. Die Pflanzer der Union freuten sich des sicheren Absatzes und der nie nachlassenden Nachfrage nach ihrem Erzeugnis. Die Union war großer, jährlicher Einnahmen aus den Steuern sicher, die europäischen Baumwollkäufer sahen keinen Grund, sich Sorgen wegen der Zukunft zu machen. Bei den fortwährenden Fortschritten, welche die Spinn- und Webeindustrie machte und der Billigkeit, mit der sie zu produzieren vermochte, glaubten sie sich einer Art Weltmonopol sicher.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Tausende der auf den Plantagen tätigen Negersklaven die Arbeit einstellten und die Menge der auf den Markt kommenden Rohbaumwolle erheblich nachließ. Von einem Tag zum andern stiegen die Baumwollpreise, die Spekulation trieb sie bald noch höher, viele Fabriken in Europa mußten erst den Betrieb einschränken und dann ganz einstellen. Unter der Einwirkung dieser Vorgänge begannen die verschiedenen Kolonialmächte in ihren überseeischen Besitzungen mit Eifer den Baumwollbau einzuführen. Hatten frühere Versuche sich nicht als lohnend erwiesen, da entweder der Preis der Baumwolle sich zu hoch gestellt oder ihre Beschaffenheit nicht dem Bedürfnisse der Fabriken genügt hatte, so hoffte man bei der damaligen Konjunktur, deren Ende nicht abzusehen war, sichere Erfolge zu erringen. So begannen die Holländer in Java, die Engländer in Lagos und Sierra Leone,

die Franzosen in Algier und am Senegal eifrig Baumwollpflanzungen anzulegen. Auch in Egypten wurden damals größere Strecken mit Baumwolle bepflanzt. Die Versuche glückten nur teilweise. Die algerische Provinz Oran hat damals allerdings 800—900 Tonnen Baumwolle im Jahre erzeugt, und auch in Lagos und Sierra Leone entstanden größere Pflanzungen. Am Senegal kam aber trotz der von der Regierung gezahlten Prämien nichts nennenswertes heraus, und in allen diesen Gebieten stellte sich mit Ausnahme Egyptens die Produktion zu teuer. Sobald in der Union der Friede wieder hergestellt war und die Baumwollpflanzungen ihren regelmäßigen Betrieb neu aufnahmen, wurde der Baumwollbau in andern Teilen der Welt, abgesehen von Egypten und dem Stammlande der Baumwolle, Indien, meistens bald eingestellt. Neue Versuche wurden nicht unternommen. Der alte Zustand schien dauernd wiederhergestellt zu sein. —

Erst in den achtziger Jahren ging eine europäische Macht daran, ihre inzwischen herangewachsene Baumwollindustrie von dem amerikanischen Rohstoffmarkte unabhängig zu machen. Es war das Rußland. Nach der Eroberung Mittelasiens belebte es dort den einst blühenden Baumwollbau aufs neue und zwar mit solchem Erfolge, daß seine heute sehr bedeutende Spinnerei und Weberei mehr als die Hälfte ihres Bedarfs im russischen Gebiete decken kann. Der übrigen Welt kam das insofern zu statten, als dadurch die Nachfrage nach der amerikanischen Baumwolle etwas beschränkt und so dem Steigen des Preises Einhalt getan wurde. Denn inzwischen schien der Baumwollbau in Amerika die Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit erreicht zu haben. Und nicht genug damit; während die auf den Markt kommende Menge der Rohbaumwolle nur noch sehr langsam wuchs, stieg fortgesetzt die Nachfrage, da die Baumwollindustrie in allen Ländern Fortschritte machte. Von 1899 allein bis 1903 ist die Zahl der Baumwollspindeln in der Welt von 103 800 000 auf 111 800 000 gewachsen. In den Vereinigten Staaten allein hat sich im genannten Zeitraum die Spindelzahl von 18 200 000 auf 22 200 000 vermehrt; in Großbritannien von 45 400 000 auf 47 200 000; im übrigen Europa von 32 500 000 auf 34 000 000.

Selbst wenn die Baumwollindustrie in den nächsten Jahren keine weitere Ausdehnung nimmt, entsteht für sie eine schwierige Lage, wenn der Baumwollbau keine Vermehrung erfährt. Jede schlechte Ernte infolge ungünstigen Wetters oder des Auftretens von Schädlingen muß sie ungünstig beeinflussen. Dazu kommen aber noch die bei einer eng begrenzten Produktion unvermeidlichen Ringbildungen und Preistreibereien, Umstände, welche sich schon heute sehr unangenehm fühlbar machen. Seit 10 Jahren bereits leiden die europäischen Fabrikanten unter dieser Entwicklung der Dinge. 1893 hatten die Baumwollspinnereien in Lancashire infolge des Mangels und der Teuerung des Rohstoffes 1 200 000 Mark Schaden, 1903 haben sie 700 000 Mark verloren, während früher alljährlich große Gewinne erzielt wurden. Gegenwärtig haben sich die Dinge infolge von Mißernte und Spekulation an den Baumwollbörsen so zugespitzt, daß eine ernste Krisis unvermeidlich scheint. Alle europäischen Baumwollfabriken mit Ausnahme

der russischen hängen völlig von der Gnade der amerikanischen Baumwoll-Pflanzer und -Händler ab. Fällt es der Union ein, eines Tages einen Ausfuhrzoll auf Rohbaumwolle zu legen, so ist diese Industrie größtenteils vom Ruin bedroht und die Verarbeitung der Baumwolle wird in der Hauptsache Monopol der Vereinigten Staaten werden.

Naturgemäß wäre von einer solchen Entwicklung am meisten die englische Baumwollindustrie, die bedeutendste der Erde, bedroht. Aber trotzdem hat sich England erst ganz neuerdings dazu aufgerafft, Maßregeln ins Auge zu fassen, um einer solchen Gefahr vorzubeugen. In Deutschland hat das kolonialwirtschaftliche Komitee dagegen schon seit mehr als fünf Jahren Schritte getan, um den Anbau von Baumwolle in den Schutzgebieten einzuführen und zu fördern. Die erste bedeutsame Maßregel in dieser Hinsicht war das Engagement mehrerer schwarzer Baumwollbauer in Amerika, die nach Togo entsandt und mit Anlage von Versuchspflanzungen betraut wurden. Nachdem dort die nötigen Vorkehrungen getroffen waren, wurden weitere Sachverständige nach Ostafrika entsandt. Dazu sind neuerdings Einleitungen getroffen, um geeignete junge deutsche Landwirte in den Baumwollpflanzungen der Vereinigten Staaten zu schulen und die geeignetsten Baumwollsorten festzustellen. Man hofft auf diese Weise genügend Sachverständige heranzubilden, welche die Eingeborenen der Schutzgebiete zum Baumwollbau anleiten und die Reinigung und Verpackung der Rohbaumwolle übernehmen können. Wenn auch die Erzeugung größerer Massen brauchbarer Baumwolle noch nicht geglückt ist, besteht die Hoffnung, daß diese Bemühungen Früchte tragen werden, da Klima und Boden besonders in Togo und Ostafrika sich als geeignet erweisen. Um größere Mittel zur Verfügung zu erhalten, hat das Komitee sich neuerdings mit Anträgen um Beiträge an die Baumwollindustriellen gewandt, deren Wohl und Wehe ja in erster Linie in Frage steht.

Erst das Vorgehen Deutschlands ist es gewesen, das die englischen Interessenten aufgerüttelt und gleichfalls wieder zu Maßnahmen veranlaßt hat, die auf den Anbau von Baumwolle in den eigenen Kolonien abzielen. Im Juli 1902 wurde auf Veranlassung der Handelskammer von Oldham in Manchester eine British Cotton growing Association gegründet, der eine Menge angesehener Männer beitraten, und die großartige Maßnahmen plante. Aber die Beiträge für ihre Zwecke flossen sehr spärlich und das Vertrauen in ihre Wirksamkeit war in den Kreisen der Baumwollinteressenten so gering wie in Amerika, wo man sich für alle Zeiten im Besitz des Monopols glaubt. Es kommt wohl dazu, daß man aus Furcht vor den Vereinigten Staaten vielfach nichts ernstliches tun möchte, was deren Interessen verletzen möchte. Die Association hat sich daher meist auf Veranstaltung von Versammlungen, Versendung von Flugschriften und Anregung zum Baumwollbau durch Verschreibung von Samen und dgl. beschränkt. Auf ihre Veranlassung hat die Elder-Dampferlinie unentgeltliche Beförderung der ersten Ernten versprochen und die Regierung in Erlaß der Bahnfrachten dafür gewilligt. Mit alle dem ist bisher nicht allzuviel erreicht worden, wenn auch

die Baumwollbörse in Manchester einzelne aus Westafrika gekommene Proben günstig beurteilt hat. Einstweilen sind die Versuche über die geeignetsten Sorten noch nicht abgeschlossen, und das Problem der Heranziehung der Eingeborenen zu solchen Unternehmungen ebensowenig wie das der geeignetsten Reinigung und Verpackung der Ernten gelöst. Neuerdings erheben die Wortführer der Bewegung bittere Klagen über die Interesselosigkeit des Publikums und die Zurückhaltung der Regierung. Sie haben Volksversammlungen veranstaltet, um auf die letztere zu drücken und ihr durch eine Deputation des Näheren ihre Wünsche dargetan. Die Regierung soll nicht allein eine Million Mark zur Unterstützung der Arbeiten der Association zahlen, sondern auch einige Hundert Millionen auf Verbesserung der Häfen und Verkehrsmittel Westafrikas verwenden.

Angesichts des geringen Erfolges, den die enormen Geldopfer Englands für Nigeria, Ostafrika und Somaliland gehabt haben, und bei dem schlechten Stande seiner Finanzen dürften diese Versuche voraussichtlich wenig Eindruck in London machen. Man wird wohl den so hervorragend interessierten Baumwollfabrikanten anheimstellen, ebenso wie in Deutschland in die eigene Tasche zu greifen und aus eigener Kraft neue Bezugsquellen für den Rohstoff zu schaffen. Eher scheint in amtlichen Kreisen Geneigtheit zu bestehen, der Industrie durch Schutzzölle zu Hilfe zu kommen. Über den Erfolg solcher Maßnahmen sind aber, zumal bei der unberechenbaren Haltung der Vereinigten Staaten, die Ansichten sehr geteilt. Wirksamer dürften die Maßnahmen der Regierung in Indien und Westindien zur Beförderung des Baumwollbaues sein. Nur macht in Indien bei der Billigkeit der Arbeitskräfte die Verarbeitung der Baumwolle im Lande selbst ebenso große Fortschritte wie der Anbau. 1903 waren dort bereits 5 100 000 Spindeln im Betrieb.

Auch in Frankreich und Belgien sind Schritte zur Förderung des Baumwollbaues in den Kolonien geschehen. In Frankreich wirkt eine der englischen nachgebildete Association, die ihr Augenmerk ebenfalls besonders auf Westafrika gerichtet hat. Belgien hat für den Kongostaat ebenfalls eine solche Organisation geschaffen. Von greifbaren Erfolgen verlautet indes auch hier noch nichts.

Aus dem Berliner Theaterleben.

Von

Dr. Gustav Manz.

IV.

(Der Theaterbrand in Chicago. — Maria Thereſia. — H. Bahr, De
Max Halbe, Der Strom. — Götz von Berlichingen und Minna vor

Eine Rückſchau auf die letzten Wochen ergibt die eigenartige Tatſa
in einer Zeit lebhafter Premierenjagd die Teilnahme nicht auf
ſchickſal mehr oder minder erfolgreicher Autoren lenkte, ſondern d
köpfige Hydra Publikum plötzlich um ihr eigenes Loos beſorgt wurde.
brandfackel des Chicagoer Theaters, deren rote Flamme ſozuſagen
Ozean ihren ſchwelenden Rauch trieb, war eine böſe Feſttagsüberra
kurzerhand erfolgte Schließung des Berliner Opernhauſes mußte Bed
bedenklicher machen. Kurzum, ein jähes Erſchrecken griff um ſich u
einige Tage ſeine Rückwirkung auf die Theaterkaſſen aus. Die A
Reihe großſtädtiſcher Privatbühnen hatten einige ſchwere Stunden;
ihnen behördliche Anordnung die Pforten, ſo bedeutete das einen Einn
der Aktionäre verbittern konnte, — was aber noch ſchlimmer war, zahlreic
auf Wochen brach legen mußte. Das ſoziale Empfinden der
Organe hat dieſen bedrohlichen Schlag abgewehrt: nur das nötigſte
Sicherung des Publikums wurde ſofort ausgeführt, das darüber hinaus
werte ſoll in den Sommerferien ins Leben treten. Da in unſerm
monarchiſchen Staat gegenüber dem in dieſen Dingen ſehr freien A
gewiſſe Gewähr dafür vorhanden iſt, daß baupolizeiliche Anordn
wirklich aus dem papiernem Zuſtand in die Tat umgeſetzt werden,
troſt Beruhigung und Zuverſicht wieder eintreten. Was von auß
kann, um die Schauſtätten der Bildung und des Vergnügens nicht i
Schlachtfelder voll erſtickter und zertretener Opfer zu verwandeln, d
Etwas anderes iſt die Frage, ob dieſe Schutzrüſtung gegen das gefr
heuer Feuer vom Publikum auch zu tragen verſtanden wird. Wer di
der Maſſenpſyche in kritiſchen Augenblicken zu beobachten gelernt
nur zwei Möglichkeiten kennen, die der Panik ihre lähmende A
nehmen: das gewichtige Auftreten einer an ſich und durch ſich al
wirkenden Perſönlichkeit oder eine durch geſchickte und unabläſſig
erreichte Maſſendisziplin. Aus beiden Gruppen bieten ſich Beiſp
man denke an die Rettung des Schweriner Theaterpublikums durch

haft männliche Eingreifen des früheren Großherzogs, an gelegentliche Schiffsuntergänge ohne Menschenopfer, an das Ende der Iltismannschaft ... Da der Eine nicht immer vorhanden zu sein pflegt, so ist es Pflicht der Vielen, sich auf Gefahren einzuüben, und schon die Schule müßte unbedingt dafür sorgen, daß die Klasse, als frühestes Abbild der vielköpfigen Masse, die seelischen Rettungsmittel, als Besonnenheit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit, sich anzueignen versteht. Daß gerade auf diesem Gebiet, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, unsre Bildungsanstalten für die Praxis des Lebens vorzuarbeiten hätten, liegt auf der Hand. Und über die Lehrmethode kann man ebenfalls keinen Augenblick im Zweifel sein: wie für das Soldatenhandwerk ist hier ineinander greifend Drill und Erziehung von nöten.

So viel über diese in den letzten Wochen so viel erörterte Frage. Was mir nun persönlich dabei als wohltuende Begleiterscheinung auffiel, ist die Rücksicht, die laut kaiserlichem Wunsch und Ausspruch bei der Schließung des Opernhauses im besonderen auf Leib und Leben der Künstler, Statisten und Arbeiter genommen wird. Diese soziale Fürsorge, die in dem Wort gegipfelt haben soll, — „eher mögen Millionen aufgewendet werden, als daß nur das Leben eines Statisten gefährdet werde," — offenbart eine Gesinnung, die eines Kaisers würdig ist. Man wird nun von den Direktoren unserer Schaubühnen aus den verschiedensten Gründen nicht diese fürstliche Größe der sozialen Gesinnung verlangen können, — aber immerhin, in entsprechendem Maße darf und muß unsere neuzeitige Auffassung von ihnen Gefolgschaft auf diesem Gebiete fordern. Die sozialen Aufgaben der Theaterleiter gegenüber ihren Künstlern sind jüngsthin häufig genug besprochen worden und haben sich in der bekannten Frage der Kostümlieferung an die weiblichen Bühnenmitglieder zu einer vielerörterten Tagesfrage zugespitzt. Wenn ich auch an dieser Stelle dieses Thema streife, so geschieht es, um vor einer voreiligen Freude zu warnen, die durch den letzten Beschluß des Arbeitgeberverbandes der deutschen Theater, des Deutschen Bühnenvereins, hervorgerufen werden könnte. Wohl haben die dieser Vereinigung angehörenden Intendanten und Direktoren sich bereit erklärt, künftighin ihren Künstlerinnen einen Teil der Betriebsmittel in Form der historischen Kostüme zu liefern. Aber erstens soll dieser Beschluß erst 1907 in Kraft treten, zweitens ist im Bühnenverein nur ein Bruchteil der deutschen Theater vertreten und drittens ist man sozial in der Halbheit stecken geblieben, wenn man den Damen nicht die teuren modernen und dem Modenwechsel so rasch unterworfenen Gesellschaftskleider stellt oder einen entsprechend hohen Betrag an „Garderobengeldern" zubilligt. Die bisherigen Zustände sind einfach unwürdig! So lange es vorkommen kann, daß ein Direktor den Anlaß zu einer Kündigung in den Worten zusammenfaßt: „Sie haben nichts anzuziehen," — so lange Monatsgagen von einigen hundert Mark Schneiderrechnungen von einigen tausend Mark gegenüberstehen, — so lange es „Kunstinstitute" gibt, deren Bestand vom Toilettenreichtum ihrer Künstlerinnen und der Zahlungsfähigkeit ihrer Liebhaber abhängt, — so lange es unter unseren Histrionen neben

den bürgerlich soliden oder proletarisch darbenden Elementen eine gleißende Prostitution höherer Ordnung gibt, — so lange darf man mit Recht bezweifeln, daß man dem Schillerschen Ideal einer „moralischen Anstalt“ im Laufe der sozialen Entwicklung nahe gekommen sei. Und was ist der letzte Grund dieses Krebsschadens? Niemand anders als die Macht, um deren Gunst die Direktoren buhlen, — das Publikum. Die haarsträubende Gedankenlosigkeit der Vielzuvielen, die an Äußerlichkeiten sich berauschende Menge, sie ist es, die auch billig denkende Arbeitgeber im Bereich des Bühnenwesens in die Zwangslange konkurrenzbedrängter Geschäftsleute versetzt. Hier muß gründlich Wandel geschaffen werden: die öffentliche Meinung muß gesunden, indem auch diesem wichtigen Organ am Volkskörper, dem Künstlertum, der lebenspendende soziale Blutstrom zugeführt wird; — ihren Ausdruck muß diese öffentliche Meinung in der anständigen und besonnenen Presse finden, die alle Mittel ihres Einflusses anzuwenden hat, um die Wirkung jener liebedienerischen Klatschblätter zu schwächen, die ihre Leser jahraus, jahrein mit Theateranekdoten und pikanten Histörchen aus der Kulissenwelt füttern. Das sind die Blätter, die außerdem in unreifen Köpfen die Vorstellung wecken, als sei bei der Bühne alles Gold, was glänzt, als lebe das Theatervölkchen vom Wohlgefallen ihrer selbst und der andern, als gäbe es in dieser Welt der Leinewand und Pappe keine Nöte und Sorgen. Dieser aufgeputzte Klatsch ist zum Teil Schuld an dem oft recht minderwertigen Nachwuchs, von dem jeder Direktor, jeder dramatische Lehrer zu erzählen weiß, und dieser Nachwuchs ist oft gleichbedeutend mit einem Nachschub von Proletariat und Prostitution in einer beruflichen Genossenschaft, deren höchste Spitzen Ministergehälter beziehen und mit Orden und Titeln gesegnet sind. Nebenbei bemerkt, diese Gegensätze zwischen Reichtum und Armut innerhalb *eines* Berufes sind auch durch die eigentümliche Entwicklung der Gehaltsverhältnisse hervorgerufen: zwischen den glänzenden Einnahmen einzelner Sterne, die zu Gehältern von 20000 bis 40000 Mark weiteren Goldsegen infolge reichlicher Gastspielbewilligung gewinnen, und den als mäßig zu bezeichnenden Honoraren der großen Masse gibt es zu wenig den Anforderungen des Lebens und des Berufes entsprechende *mittlere* Gagen. Eine Stärkung des sorgenfreien Bürgertums innerhalb unserer Künstlerschaft ist durchaus wünschenswert und bedeutet gewiß kein Unterbieten der künstlerischen Frische und Entwicklungsfähigkeit. Im Gegenteil, — wenn *ein* Beruf aus Freude und Ruhe schaffen muß, so ist es der des dramatischen Künstlers, der seinen eigenen Körper und seine eigene Seele als edelstes Material zur künstlerischen Verarbeitung darbietet.

* * *

Eine treffendere Beleuchtung der hier geschilderten Verhältnisse kann nicht geben, als die betrübliche Tatsache, daß ein schwaches Machwerk, wie d Schönthansche „Lustspiel“ „*Maria Theresia*“ in Berlin starken Zulauf fir Und warum? Aus einem *stofflichen* Interesse doppelter Art. Einmal gi wirklich noch Leute genug, die Hofluft zu wittern glauben, wenn sie di Teil ziemlich albernen häuslichen Szenen zwischen Maria Theresia und ihren

dem Pantoffel stehenden „Franzl" belauschen, und dann — auch ein stofflicher Grund! — „man" muß die Kostüme und Brillanten des Frl. Jenny Groß und ihre kaiserliche Courschleppe gesehen haben. Einem schablonenmäßigen Volksstück mit der üblichen Mischung von Lustigkeit und Rührseligkeit wird das historische Mäntelchen umgehängt; was in Wien im Hernalser Bezirk oder in Berlin auf der Ackerstraße sich zutragen könnte, spielt sich nun auf dem höfischen Parkett ab. So teuer die Stoffe sind, mit denen sich die Hofgesellschaft beiderlei Geschlechts behängen muß, so billig sind die Mittel zur Charakterisierung, die der „Dichter" aufwendet. Wenn z. B. beim großen Hofempfang Maria Theresia binnen zehn Minuten hochdeutsch, lateinisch, französisch, ungarisch und — wienerisch redet, so muß doch jeder willige Hörer gleich von vornherein erkennen, was die Kaiserin und ihr heutiger Prophet Schönthan für zwei grundgelehrte Größen sind . . . Man mißverstehe mich nicht: nichts liegt mir ferner, als mit Kanonen nach Spatzen zu schießen; ich bin den Unterhaltungsstücken vom Schlage des „Weißen Rößl", des „Blinden Passagier" oder der „Großstadtluft" ein milderer Beurteiler als manche meiner kritischen Berufsgenossen. Was mir aber gegenüber dieser dramatisierten Fadheit das Blut in Wallung bringt, ist die anspruchsvolle Maskerade, die Herabwürdigung von Künstlern zu Kleiderstöcken, die Erfolgsspekulation auf die Toiletten einer Schauspielerin, die in der glücklichen Lage ist, für das eine Stück mehr Anschaffungskosten zu riskieren als ein Dutzend von Durchschnittsgagen zusammen beträgt!

Von ernsthafteren Theaterereignissen der letzten Wochen verdienen zunächst zwei Berliner Erstaufführungen eine kurze Erwähnung, die in sich einen reizvollen Gegensatz bilden. Dort Hermann Bahrs witzfunkelndes Schauspiel „Der Meister" (Deutsches Theater), hier Max Halbes schwerflüssiges Drama „Der Strom". Dort das leichte Wortgeplänkel des dramatisierten Feuilletons, hier das schwere Geschütz der guten alten Schicksalstragödie; dort das prickelnde Knallen von Knallbonbons mit scherzhaftem Inhalt, hier das Poltern eines verheerenden Eisganges in Natur und Menschenherzen. Dort im Mittelpunkt der „Meister", der bekannte Typus des brutal-originellen ärztlichen Außenseiters, der mit seiner gewalttätigen Praxis die fadenscheinige Theorie ängstlicher Zünftler umbläst, im eigenen Hause aber stolpert, als er in der Ehe seine Theorie vom Allesverstehen und Allesverzeihen in die Praxis umsetzen will. Hier ebenfalls ein breitbeiniger Herrenmensch, der durch eine Testamentsunterschlagung das väterliche Erbe vor Zerstückelung bewahrt, damit aber zwei jüngere Brüder übervorteilt, bis eben einmal alles an den Tag kommt: an den einen — edlen, guten — Bruder verliert er die Liebe seiner Frau, an den andern — dumpfen verbitterten — Bruder sein eigenes Leben. Bei Bahr reden die Menschen etwas zuviel, bei Halbe die mitfühlende Natur. Bahr zeigt sich als ein Theatraliker, der alles zu leicht nimmt und darüber zum bloßen Raisonneur wird. Halbe ist ein Dichter, der alles zu schwer nimmt, zu dick orchestriert und darüber zum Theatraliker wird. Und damit ist auch die mögliche und begreifliche Wirkung der beiden Stücke ab-

geschätzt. Die munteren Erinnerungen an das dramatische Manöver Bahrs verblassen ziemlich rasch, während man an das Schlachtfeld geopferter Seelen in Halbes düsterem Schauspiel mit einiger Erschütterung zurückdenkt.

Halbes Stück ist — um nun bei diesem allein zu verweilen, — eine erneute Talentprobe eines Dichters, dem sich der Stoff schwer von der Seele ringt und der, um vielleicht eine natürliche Zartheit zu verbergen, mit einem gewissen Ungeschick derb wird. Die Theatralik seines dritten Aktes, dessen Eisgang nebst zwei Leichen die Dichterkeime der beiden vorangehenden Aufzüge fortschwemmt, kommt mir vor wie die Grobheit eines Schüchternen. Wohl wird dann jene Augenblickswirkung erzielt, von der die Ebner einmal so fein sagt: „Wenn ein Feuerwerk abgebrannt wird, sieht niemand nach dem Sternenhimmel" — aber was bedeutet schließlich ein bengalisches Feuer neben dem Himmelslicht? Wenn Halbe das nächste Mal auf jene theatralischen Mittel verzichtet, die, ohne geradezu banal zu sein, doch das ästhetische Feingefühl verletzen, dann dürfen wir eines noch reineren Genusses sicher sein als es diesmal der Fall war.

Den mir noch zustehenden Raum kann ich nach dem Muster der Tageszeitungen zu einigen kurzen Notizen verwenden, ohne wegen allzu geringer Ausführlichkeit den Vorwurf eines Versäumnisses befürchten zu müssen. Zu „Unglücksfällen und Verbrechen" rechne ich die Tatsache, daß unser Kgl. Schauspielhaus in der Annahme von Felix Philippi's seichtem und rührseligem Schauspiel „Der grüne Zweig" einen Mißgriff getan hat, der dieser ersten Bühne und ihren zu besserem berufenen Künstlern hätte erspart bleiben sollen, daß ferner das Schillertheater in seinem unnötigen Ehrgeiz, auch wieder einmal Premiere zu haben, an ein plumpes Thesenstück über und gegen das Duell geraten ist, einen Ableger der neumodischen Anklageliteratur gegen Uniform und Standesehre. Und, um im Stil zu bleiben, zu den „angekommenen Fremden", die mit Auszeichnung zu nennen sind, zählen diesesmal in unseren Musengasthäusern, die sonst auf ihren internationalen Betrieb besonders stolz sind, die deutschen Dichter Goethe und Lessing. Im „Berliner Theater" hat man sich wacker und mit ziemlichem Gelingen an den „Götz von Berlichingen" gewagt, und im „Neuen Theater" bildet eine mit sehr feiner, nur hie und da übertitelnder Regie herausgebrachte Darstellung der „Minna von Barnhelm" den Beweis, daß man dort über den Modernen doch auch die Klassiker nicht zu vergessen gewillt ist. Die herbe Frische der Minna findet dort in Frau Sorma eine glückliche, eigenartig getönte Verkörperung und Herrn v. Wintersteins ehrliche Wärme nimmt dem Tellheim den ihm durch steife Darsteller angedichteten Makel einer gewissen Eintönigkeit. Und nach diesem Gelingen wäre doch wohl die Bahn frei für den nächsten ebenbürtigen Sprößling deutscher Lustspiellaune: sollte es die literarisch geleitete Bühne am Schiffbauerdamm über sich bringen, an Kleists „Zerbrochenem Krug" vorbeizugehen? Auch hier winken Lorbeeren! Der Leiter dieses Bühnenhauses möge sich Gustav Falkes schönes Dichtergebet zum Muster nehmen: „. . . Und häng' den Kranz, den vollen Kranz — Mir höher in die Sterne!"

Neue philoſophiſche Literatur.

Von

Dr. Otto Siebert.

I.

(R. Eucken, Geſammelte Aufſätze zur Philoſophie und Lebensanſchauung. — Kalweit, Begründung der Religion. — J. Bergmann, Syſtem des objektiven Idealismus. — A. Dorner, Grundriß der Religionsphiloſophie. — H. Schell, Religion und Offenbarung. — G. Portig, Das Weltgeſetz des kleinſten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. — E. Dreher, Philophiſche Abhandlungen. — J. Fröhlich, Das Geſetz von der Erhaltung der Kraft und der Geiſt des Chriſtentums. — L. Buſſe, Geiſt und Körper, Seele und Leib. — F. Paulſen, Syſtem der Ethik. — P. Natorp, Platos Ideenlehre. — W. Kinkel, J. Fr. Herbart, ſein Leben und ſeine Philoſophie. — H. Vaihinger, Nietzſche als Philoſoph.)

Der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in den letzten Jahrzehnten war für die Philoſophie von großem Nachteil geweſen. Die moderne Welt hatte ſich von der Philoſophie als einer ſehr überflüſſigen Disziplin abgewandt, um ſich an das Greifbare und Faßliche deſto feſter anzuklammern, während die Philoſophie ſelbſt in eine ſchwere Stockung hineingeriet. Die neueſte Zeit hat darin eine völlige Wendung herbeigeführt. Wie wir bereits vor fünf Jahren in unſerer „Geſchichte der neueren deutſchen Philoſophie ſeit Hegel“ darlegten, hat heute eine allgemeine Wiederaufnahme der philoſophiſchen Arbeit begonnen, und viele tüchtige Geiſter ringen und ſuchen auf der Grundlage der alten Syſteme unter ſorgfältiger Benutzung der Reſultate der empiriſchen Wiſſenſchaften neue Syſteme zu ſchaffen, ſo daß wir eine noch vor kurzem für geradezu unmöglich gehaltene Rührigkeit und Schaffensluſt heute hier konſtatieren können. Ein philoſophiſches Erzeugnis jagt das andere, wenn auch verſchieden nach Wert und Bedeutung, und ſelbſt die Naturforſcher ſind beſtrebt, ihren Schriften einen irgendwie philoſophiſch gearteten Abſchluß zu geben.

Die philoſophiſche Arbeit erſtreckt ſich auf alle Gebiete: Metaphyſik, Religions-, Natur- und Rechtsphiloſophie, Pſychologie, Ethik, Äſthetik, Logik, Geſchichte der Philoſophie — ſie alle werden von tüchtigen Forſchern heute neu bearbeitet, ſo daß auch dieſe Monatsſchrift an den philoſophiſchen Leiſtungen nicht ſtillſchweigend vorübergehen darf. Sie möchte darum ihren Leſern in halbjährlichen Berichten einen Überblick über die wichtigſten philoſophiſchen Erſcheinungen

der Neuzeit geben, damit sie auch auf diesem Gebiet ein Bild der Leistungen erhalten.

Wir richten unseren Blick heute zuerst auf einige neuere Arbeiten metaphysischer und religionsphilosophischer Art.

Der bekannte Philosoph Rudolf Eucken in Jena hat in seinen „Grundbegriffen der Gegenwart" die Worte ausgesprochen, daß jene Zeiten hinter uns liegen, wo die Verneinung aller und jeder Religion zunächst als etwas Großes, dann aber als selbstverständlich galt, und wo der armseligste Witz geistvoll zu werden schien, wenn er sich nur gegen die Religion richtete. „Alles läßt vermuten, daß im Geistesleben der folgenden Epoche die Religion weit mehr bedeuten wird als in der spezifisch modernen Welt." Diese Worte werden heute in ihrer Wahrheit nicht bloß durch die Naturwissenschaft, welche von der lange Zeit in ihr herrschenden mechanistischen Weltanschauung zu einer teleologischen zurückzukehren beginnt, sondern besonders durch die Philosophie bewiesen. Die Philosophie hat angefangen, der Religion wieder den Ehrenkranz zu reichen, welchen die freigewordene Magd der stolzen Herrin einst vom Haupte riß, und ihr die Hand zu besser gesichertem Frieden zu bieten. Wir sehen das sowohl an der Lebensarbeit des gegenwärtig u. E. bedeutendsten systematischen Philosophen, Rudolf Eucken, als auch an den neuesten Arbeiten vieler anderer Forscher, deren Namen auf dem Gebiete der Philosophie einen guten Klang besitzen.

„Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung" — so lautet der Titel eines neuen, bei Dürr in Leipzig erschienenen Werkes Euckens. Der geistvolle Verfasser kommt mit dieser Sammlung einem oftmals ausgesprochenen Wunsche entgegen, die wichtigsten seiner in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätze zusammen zu sehen. Nur eine der Abhandlungen, die Rede zur Jahrhundertfeier, erscheint hier zuerst. Es handelt sich in Euckens Buche nicht um eine Weiterbildung philosophischer Erkenntnis, sondern um die Beleuchtung einzelner Probleme und einzelner Persönlichkeiten aus Euckens in seinen größeren Werken entwickelter Grundanschauung, welche auch in der „Deutschen Monatsschrift" von uns bereits dargelegt wurde (1. Jahrgang, Heft 8). Bei der Auswahl dieser Probleme und Persönlichkeiten war Eucken darauf bedacht, an irgendwelche allgemeine Interessen anzuknüpfen und von dem besonderen Punkte her Durchblicke weiterer Art zu gewinnen. Die bunte Fülle, welche den einen befremdet, wird anderen willkommen sein; daß eine Gesamtüberzeugung alle Mannigfaltigkeit umspannt und zusammenhält, wird jeder gewahren, der näher auf die Sache eingeht. Unschwer läßt sich durch alle Aufsätze der Grundgedanke verfolgen, daß die Einheit des Geisteslebens in den großen Persönlichkeiten der Geschichte verbürgt ist, sofern sie unter sich in einem inneren geistigen Zusammenhange stehen, der wiederum in einer übersinnlichen Welt wurzelt, welche Eucken als jene überlegene Macht erscheint, die alle Wirklichkeit trägt, alle Mannigfaltigkeit zusammenhält und die beständig tätige Wurzel des menschlich-geistigen Lebens bildet. Alle diese Aufsätze sind bedeutungsvolle Abhandlungen; als die inter-

essantesten seien genannt: Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral, Die moralischen Triebkräfte im Leben der Gegenwart, Die innere Bewegung des modernen Lebens, Die Festrede zur Jahrhundertwende, Goethe und die Philosophie, Friedrich Fröbel als ein Vorkämpfer innerer Kultur, Fichte und die Aufgaben unserer Zeit, Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart und Der moderne Mensch und die Religion. Hoffentlich trägt auch diese Sammlung dazu bei, Eckens Philosophie in immer weitere Kreise zu bringen.

Eine nur kurze, aber um so lehrreichere Abhandlung, welche auf dem Fundamente der Eckenschen Philosophie geschrieben ist, ist Lic. Dr. Kalweits „Begründung der Religion" (Jena, Anton Kämpfe). Die Untersuchungen Kalweits gipfeln in folgenden Sätzen. Eine Begründung der Religion ist erstens nicht von einem der sogenannten Seelenvermögen aus zu gewinnen, sondern ist von dem Ganzen des menschlichen Geisteslebens aus zu versuchen; sie ist zweitens aber auch nicht zu erreichen ohne den Rückgang auf die Gegenwart eines absoluten Lebens, auf die göttliche Offenbarung, welche sowohl der wirkungskräftige Grund aller geistigen Entwicklung als auch die tatsächliche Rettung der geistigen Persönlichkeit bildet. Damit ist einerseits die Unzulänglichkeit psychologischer Erklärungsversuche und die Notwendigkeit metaphysischer Behandlung des religiösen Problems ausgesprochen, andererseits die Forderung des Zusammenschlusses zu einer Wahrheit sowie ein Verhaltnis zur Geschichte gegeben. Kalweits Buch gibt keine absolute Lösung des religiösen Problems, ja er leugnet die Möglichkeit derselben für die wissenschaftliche Arbeit, die sich in fortwährendem Fluß befinde und jeder Veränderung der geistigen Situation Rechnung tragen müsse, es weist aber überzeugend nach, daß die strenge Wissenschaft sich mit der schlichten unreflektierten Frömmigkeit in dem Bekenntnis zusammenfinden kann: bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Licht sehen wir das Licht.

Wir heben aus der Zahl der weiteren das metaphysische resp. religionsphilosophische Gebiet behandelnden neueren Arbeiten die Werke Julius Bergmanns: „System des objektiven Idealismus" (Marburg, Elwert), A. Dorners: „Grundriß der Religionsphilosophie" (Leipzig, Dürr) und Hermann Schells: „Religion und Offenbarung" (Paderborn, Schöningh) hervor.

Bergmann versteht unter objektivem Idealismus die Ansicht, daß zwar die Körperwelt samt dem Raume nicht an sich, d. h. unabhängig von allem Vorstellen existiere, aber auch nicht bloß von uns zu den Inhalten unseres sinnlichen Wahrnehmens hinzugedacht werde, sondern in der ihr von der mathematisch-empirischen Wissenschaft zugeschriebenen Beschaffenheit ein Inhalt eines alle einfachen bewußten Wesen als seine Teile in sich fassenden Bewußtseins sei und so unserem Bewußtsein als ein von ihm Unabhängiges gegenüberstehe, und daß nichts anderes an sich existiere als dieses universale Bewußtsein und seine Teile. Mit dem transzendentalen Idealismus Kants stimmt demnach der von Bergmann

als objektiver bezeichnete in dem Zugeständnis an den Realismus überein, daß die Inhalte unseres sinnlichen Wahrnehmens untereinander zusammenhängen, als ob die Welt, die wir durch sie vorstellen, als eine so beschaffene an sich existiere, wie sie von der Naturwissenschaft beschrieben wird. Aber während nach jenem die empirisch-reale Körperwelt ein bloßes Gedankending ist, gesteht Bergmann ihr eine über die empirische hinausgehende Realität zu, nämlich die des Inhalts eines universalen Bewußtseins, und während nach dem transzendentalen Idealismus auch unser Bewußtsein selbst eine bloße Erscheinung ist und überhaupt bewußte Wesen ebensowenig wie körperliche in der Welt der Dinge an sich enthalten sein können, sucht er zu beweisen, daß alle an sich existierenden Dinge bewußte und in ihrem Bewußtsein aufgehende Wesen seien. Wir möchten denjenigen, welche Bergmanns Buch näher studieren wollen — und wir wünschten wohl, ihre Zahl wäre nicht allzu klein — empfehlen, auch seine früheren Schriften zu beachten, von denen „Sein und Erkennen", „Vorlesungen über Metaphysik" und „Untersuchungen über die Hauptpunkte der Philosophie" besonders hervorgehoben seien.

Ebenso wertvoll und lehrreich wie Bergmanns System des objektiven Idealismus sind die beiden andern oben genannten Werke. Das Buch Dorners kennzeichnet sich selbst als eine Religionsphilosophie. Eine Religionsphilosophie zu schreiben ist in unserer Zeit ein großes Wagnis; die Lage der Gegenwart ist viel zu verworren und die Stellung der Religion in ihr viel zu unsicher. Wenn Dorner es trotzdem unternimmt, ein solches Werk der Öffentlichkeit vorzulegen, so geschieht es von einem Standpunkt aus, der den empirischen Stoff der Religionsgeschichte und Religionspsychologie mit metaphysischen Betrachtungen verbindet. Er tut recht damit, denn schon beginnt man einzusehen, daß die Wissenschaft ohne Metaphysik nicht auskommt. Der Verfasser sucht in der Einleitung seines Werkes zunächst die Stellung der Religionsphilosophie in der Philosophie überhaupt zu bestimmen; er verfolgt dann den Entwicklungsprozeß der Religion zu einem Ideal hin, wie er sich in der Geschichte der Menschheit als Verhältnis Gottes und des Menschen vollzieht. Die Religion wird hier als eine geistige Größe aufgefaßt, welche mit der geschichtlichen Entwicklung des Geistes fortschreitet und als eine Betätigungsform des vernünftigen Geistes auch einem Ideal entgegengeht. Das Wesen der Religion ist die den Erscheinungen zu grunde liegende Realität, aus welcher dieselben begriffen werden. Dorner leugnet nicht die Beteiligung des psychologischen und psychophysischen Mechanismus im Entwicklungsprozeß, läßt diesen aber — ähnlich wie Lotze — vollständig im Dienste der teleologischen Entwicklung des Geistes stehen. Der zweite Teil des Buches untersucht die Begründung der Religion in Gott, während der dritte eine psychologische Betrachtung des religiösen Subjekts und seiner Betätigungen gibt mit der Untersuchung des Glaubens und seiner Äußerungen, der auf den verschiedenen Stufen verschieden erscheint und sich auch verschieden betätigt. Dorner entwickelt in diesem Abschnitt auch das Verhältnis der Religion zur Sittlichkeit, Erkenntnis

und Kunst. Der vierte Teil endlich befaßt sich mit den Gesetzen des religiösen Lebens. Alles in allem ist Dorners Werk ein lebendiges Zeugnis für die Tatsache des Aufschwungs der Religion in der Gegenwart.

Ist Dorners Werk eine in jeder Hinsicht vollendete Arbeit auf protestantischer Seite, so werden wir das Zeugnis ernsten Strebens nach Aufdeckung der Wahrheit auch H. Schells „Religion und Offenbarung" nicht versagen können, obgleich der Verfasser Katholik ist, also leicht in Gefahr war, seine Arbeit dem a priori feststehenden Resultate gemäß zuzuschneiden. Schells Buch ist gerade deshalb, weil sich bei katholischer Grundüberzeugung doch ein ernstes Bestreben zeigt, die Probleme der Religionsphilosophie vollkommen wissenschaftlich zu lösen, für jeden ernsten Denker interessant. Gott existiert Schell als selbstursächliches Geistesleben, d. h. als vollkommene absolute Persönlichkeit. Die Religion ist Weltüberwindung, innerlich durch Weltentsagung, äußerlich durch Kulturarbeit. Weil nicht die Welt, sondern Gott das hinreichende Lebensziel für den menschlichen Geist ist, ist die Weltverleugnung als eine Erhebung des Geistes über alle knechtische Anhänglichkeit an die Güter der Welt Erfordernis; weil Gott aber zugleich auch Urbild und Endziel, Urheber und Vollender der Welt ist, ist auch die Kulturarbeit an der Welt zwecks ihrer fortschreitenden Vergeistigung eine sittliche Pflicht. Die Kulturarbeit ist religiös, wenn sie zur inneren und äußeren Herrschaft über die Welt führt; sie ist irreligiös, wenn sie den Menschen innerlich zum Knechte des Endlichen macht. Die Wurzeln der Religion liegen im innersten Wesen und Bedürfnis des Geistes. Die Wirklichkeit bleibt ein unerklärtes Rätsel, wenn Gott nicht als Erklärungsgrund und Endziel derselben angenommen wird. Ein Überblick über die wesentlichen Religionen der Kulturvölker lehrt, daß die Religion aus dem Suchen und Forschen nach einem hinreichenden Erklärungsgrunde des Daseins, nach einem Urbild und Kraftquell aller Vollkommenheit hervorging. Der Verfasser lehnt damit alle Erklärungsversuche, wie sie im Fetischismus und Animismus sowie in der Behauptung, die Religion sei ein Gebilde der dichtenden Phantasie oder ein Erzeugnis der Furcht oder selbstsüchtiger Begierden oder des Gefühls für das Unendliche, vorliegen, als unbefriedigend mit Recht ab. Das Schell'sche Werk enthält seinem Titel entsprechend zwei Hauptteile. Mag auch das apologetische Prinzip des Intellektualismus, wie es in der aristotelisch-thomistischen Philosophie vorliegt und auch von Schell als einzig vollkommenes erklärt wird, verfehlt sein, so ist doch zuzugestehen, daß Schells ernste Untersuchungen sehr sympathisch berühren und auf Philosophie und Theologie befruchtend wirken können. Der Anhang des Werkes, welcher religionsphilosophische Grundsätze gegen v. Hartmann und Drews, Paulsen, Spicker und Häckel verteidigt, bekundet ein scharfes Kritikvermögen des Verfassers.

Wir wiesen in unsern einleitenden Betrachtungen darauf hin, daß die frühere Feindschaft der Naturwissenschaft gegen die Philosophie heute vorüber ist. Die Naturwissenschaft hat die alte Streitaxt begraben und setzt sich zur Philosophie in die engste Verbindung. Selbst Häckel hat erklärt, daß ein nur aus Tatsachen

zusammengesetztes Lehrsystem ein Sandhaufen bleibt, welcher nie
schlossenes Ganze werden kann. Die Naturwissenschaft hat ebenso
moderne Kultur einzusehen begonnen, daß die Welt nur solange al
der Vernunft erscheint, als höhere zusammenhaltende Ideen ihren
werfen. Man fühlte die innere Verarmung in aller äußeren Bere
Mangel eines festen Haltes gegenüber der stürmischen Lebensflut,
eines großen, den ganzen Umkreis des Lebens beherrschenden und je
über seine kleine Natur erhebenden Zieles. Der Verfolg dieser
nicht wenige bedeutende Forscher zu einer theistischen Weltanscha
geführt. Uns liegen drei Werke vor, welche die Wahrheit dieser Wo
Gustav Portig: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwa
Reichen der Natur" (Stuttgart, Kielmann), Eugen Dreher: „Phi
Abhandlungen" (Berlin, von Decker) und J. Fröhlich: „Das
der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentum
Weicher).

Gustav Portig, einer der tiefsinnigsten deutschen Forscher, d
Erblindung eines Auges wegen seine Universitätsprofessur preisgeb
das Gesamtergebnis der Wissenschaft, Kunst und Religion zu einer
wie gläubigen Gottes- und Weltanschauung in obengenanntem Werk
Er sucht den Nachweis eines Weltgesetzes zu führen, d. h. ein das
Materie und des Geistes umfassendes Prinzip zu finden. Dabei
nicht bloß als ausgezeichneten Kenner aller wissenschaftlichen Gebi
verwendet alle probehaltigen Ergebnisse als Bausteine eines neue
auf realistischer Grundlage. Er sieht die Aufgabe der Philosophie
der Gesamterfahrung aller Natur- und Geisteswissenschaften die Gru
Metaphysik zu entwickeln, welche diejenige Gottes und des Weltpr
ist. Diese Metaphysik steigt in einer Spirale von der Mathematik
Chemie und Astronomie, von der Biologie (Botanik, Zoologie, Phy
Sprache, von dieser zur Kunst und Philosophie und gipfelt endlich in
Es ist nicht Zufall, daß in dem Zeitalter der angebrochenen Weltw
Weltpolitik, der internationalen Sozialdemokratie und des erbitter
um die Weltherrschaft Roms die Metaphysik eines Weltgesetzes hi
welches das Universum umspannt und doch überall vom Allerkleinste
größten und Wertvollsten aufsteigt, daß selbst die Naturwissenschaft
Dienste leistet wie selten zuvor, indem sie die Welt der Wirklich
Religion erobert und als eine in ihren Grundzügen der arbeits- und
freudigen Lebensanschauung dienende erkennen lehrt. Es hat sich eb
Portigs Buch beweist, die Erkenntnis durchgerungen, daß die Ziele d
Kultur das tiefste Verlangen des Menschenherzens unbefriedigt lasse
drücken, und mit unwiderstehlicher Kraft hat sich die alte Wahrheit em
daß dem Menschen nichts näher ist als seine Seele und nichts wicht
Rettung seines geistigen Selbst. Portigs Buch sei Philosophen,

Philologen, Naturforschern, Medizinern in gleicher Weise ans Herz gelegt! Der Widerspruch gegen dasselbe wird kein geringer sein, der Grundanschauung aber wird der Sieg doch bleiben.

Das zweite dieser Werke, dessen Verfasser für die Wissenschaft leider zu früh gestorben ist, vertritt eine Weltanschauung, die zwischen Geist und Stoff unterscheidet. Dreher weist nach, daß uns unser Denken zu dieser Unterscheidung in dem Sinne zwingt, wie wir zwischen Kraft und Stoff zu unterscheiden haben. Da Dreher kein Dogmatiker ist und sein will, verhehlt er sich nicht, daß seine Philosophie nicht widerspruchsfrei ist, denn die Widersprüche finden sich in den Grundlagen unserer Erkenntnis. Bei aller Skepsis des Forschens gelangt er zu dem Ergebnis, daß der Welt ein geistiges Urprinzip zu grunde liegt. Freilich läßt sich ihm das Moralprinzip mit der Annahme eines intellektuellen Hintergrundes nicht aussöhnen, aber die physiologischen und psychologischen Momente machen die Annahme des jenseitigen Urprinzips zu einer unbedingten Notwendigkeit, mögen wir auch sein Walten auf Grund unserer moralischen Anschauung nicht begreifen; unsere Erkenntnis ist eben beschränkt, weil wir an Raum und Zeit gebunden sind. Die Freiheit des Willens betrachtet Dreher als ein göttliches Geschenk, welches den Ansichten der Philosophie zwar spottet, aber als Tatsache erfahrungsgemäß verbürgt ist. Der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit ist ihm ein Postulat der Seele, das keine Erfahrung widerlegen kann. — Die einzelnen Abhandlungen, welche Drehers Gattin herausgegeben, sind überschrieben: Die geistige Strömung während des Mittelalters und während der neueren Zeit, Darwins kulturhistorische Bedeutung, Das Dasein eine Metamorphose, Goethes Bedeutung als Naturforscher, Der Aberglaube, Über die ästhetische Erziehung der Jugend, Friedrich der Große als Lehrer, Lenaus Savonarola und die Albigenser, Am Schluß des Jahres; vorangesetzt ist eine Biographie Drehers von K. J. Jordan.

Die in dem Werke „Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums," dessen Verfasser Arzt in Dresden ist, aufgeworfene Frage und ihre Beantwortung ist nach dem Vorwort das Ergebnis einer langjährigen, handschriftlich vorliegenden Arbeit, die das ganze Weltgeschehen unter dem Gesichtspunkt einer Entwicklung im „Willen zur höheren Einheit" betrachtet, einem Prinzip, in welchem der drohende Zwiespalt zwischen Religion und Wissenschaft sich in der besten Weise löse. Was der Verfasser will, ist der Nachweis, daß die Voraussetzungen des sogenannten Konstanzgesetzes unhaltbar sind, und daß es, abgesehen von allen sonstigen trostlosen Konsequenzen, in einem grundsätzlichen Widerspruch zum Wesen des Christentums steht, wofür ihm Häckel als Kronzeuge dient. Auch der bekannte Psychologe Ludwig Busse, dessen neuestes Werk wir gleich besprechen werden, erklärt, daß die Sätze von der Geschlossenheit der Naturkausalität und der Konstanz der Gesamtsumme der physischen Energie weder Naturgesetze noch metaphysische Weltgesetze seien, sondern Vorurteile, die nicht die Welt, sondern nur das Denken einer Anzahl Naturforscher regieren.

Und in der Tat, wie sollten wir auch mit dem idealen, sittlichen Geist des Christentums ein Gesetz in Einklang bringen, das so ganz auf dem Boden des Materialismus steht, der doch heute eine wissenschaftlich abgetane Sache ist! Im Konstanzgesetz wird das leere Dasein zum Selbstzweck, und das ganze Weltgeschehen erscheint im Lichte eines rücksichtslosen Kampfes um dieses öde Sein und sein Mittel, das doch ewig ohne Frucht bleibt, und in dem die Liebe kein auch noch so bescheidenes Plätzchen beanspruchen darf. Stoff ist für Fröhlich lediglich Form, und mit jeder Wandlung dieser in der Änderung der individuellen Beziehungen findet stets auch eine Vernichtung des jeweiligen Stoffes statt; „unzerstörbar sind allein die Träger dieser Beziehungen, die, in ihrem geistigen Wesen allen Wandel überdauernd, immer reicherer vollkommenerer Einheit entgegenreifen." Wir möchten Fröhlichs Buch als Werk eines ernstdenkenden Mediziners warm empfehlen, wenn wir für eine Neuauflage auch eine größere Ausführlichkeit für nötig halten.

Wir lassen diesen Betrachtungen gleich die Besprechung eines Buches folgen, welches u. E. zu den bedeutendsten Erscheinungen der Neuzeit gehört; wir meinen das Werk „Geist und Körper, Seele und Leib" von Ludwig Busse (Leipzig, Dürr), des Herausgebers der bekannten „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik." Busses Buch stellt den wohlgelungenen Versuch dar, eine Behandlung der vielerörterten Streitfrage über das Verhältnis des Physischen und Psychischen und den Gegensatz zwischen dem psychophysischen Parallelismus und der psychophysischen Wechselwirkungslehre zu geben. Zwei Zwecke verfolgt der Verfasser; er will erstens über die verschiedenen hinsichtlich der Frage nach dem Verhältnis von Geist und Körper, Seele und Leib in Betracht kommenden Standpunkte eine allgemeine, Wesen, Grundlagen und Tragweite eines jeden und ihre Unterschiede klar hervorhebende vollständige Orientierung geben und sucht zweitens die gegnerischen Auffassungen zu bekämpfen und nach Kräften zu widerlegen, um dann den eigenen Standpunkt möglichst sicher zu begründen und so kräftig wie möglich zu verteidigen. Nachdem der Verfasser in eingehender Kritik den Materialismus zurückgewiesen und die Haltlosigkeit des psychophysischen Parallelismus dargetan, wobei er sich mit allen Vertretern der betreffenden Standpunkte auseinandersetzt, sucht er die Wechselwirkungstheorie wieder zu Ehren zu bringen, welche eine besondere Seele auf den Leib und den Leib auf die Seele wirken läßt. Sie ist ihm nicht, wie der psychophysische Parallelismus, genötigt, zu einem künstlichen, die Welt in zwei einander völlig ausschließende und zugleich auf unerklärliche Weise einander parallel verlaufende Hälften teilenden Kausalitätsbegriff ihre Zuflucht zu nehmen. Indem sie alle Dinge in der Welt auf einander wirken läßt, kommt sie dem logischen Bedürfnis des Denkens nach einheitlicher, die Welt als ein einheitliches Ganze auffassender Betrachtung sehr entgegen; sie gestattet ferner, der biologischen und kulturhistorischen Forschung die ihr eigentümlichen und für sie unentbehrlichen Prinzipien und Gesichtspunkte ohne Einschränkung zu belassen, ohne dieses Zugeständnis durch das verzweifelte Mittel

der Lehre von der doppelten Wahrheit zu erkaufen; sie ermöglicht es, das Unmittelbare in unserm seelischen Leben als solches anzuerkennen, statt es in einen künstlichen Mechanismus aufzulösen und dadurch zu vergewaltigen. Die Eigenartigkeit und Einzigartigkeit des seelischen Lebens, die Eigentümlichkeit des logischen Denkens und der logischen Denknotwendigkeit bleibt hier gewahrt, während sie durch die parallelistische Auffassung verletzt wird. Auch den Bedürfnissen des Gemüts genügt die Wechselwirkungslehre weit besser als der Parallelismus, der, konsequent durchgeführt, alle Ideale notwendig in Illusionen verwandelt, während sie sich mit der Annahme eines absoluten Bewußtseins aufs beste verbindet. — Es ist leider für uns nicht möglich, Busses lehrreichen Untersuchungen hier im einzelnen zu folgen, jedenfalls verdient das gediegene Werk gelesen und aufmerksam studiert zu werden, es wird sicher für viele in der wichtigen Frage klärend und aufklärend wirken.

Was von Busses Werke im Gebiete der Psychologie, das gilt für das Gebiet der Ethik von einem soeben in 6. Auflage erschienenen Buch Friedrich Paulsens „System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre“ (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta). Wenn auch die hohe Auflage eines Buches noch keine Gewähr für seine Güte bietet, so ist doch unleugbar, daß die innerhalb von 14 Jahren jetzt zum 6. mal notwendig gewordene Neuherausgabe des Paulsenschen Werkes eine Folge seines gediegenen Inhalts ist. Der 1. Band gibt nach einer Wesen und Aufgaben der Ethik schildernden Einleitung im ersten Teil einen Umriß einer Geschichte der Lebensanschauung und Moralphilosophie, während der zweite Teil die ethischen Grundbegriffe und Prinzipienfragen behandelt. Der 2. Band entwickelt zuerst eine Tugend- und Pflichtenlehre und handelt dann über die Formen des Gemeinschaftslebens, wie sie in der Familie, der Geselligkeit und Freundschaft, dem wirtschaftlichen Leben und der Gesellschaft und endlich dem Staate gegeben sind. Die Anschauungsweise, um welche Paulsens Gedanken sich sammeln, ist die teleologische. Sie ist durch einen doppelten Gegensatz begrenzt und bestimmt, auf der einen Seite durch den „hedonistischen Utilitarismus“, der da lehrt, Lust sei das absolut Wertvolle, zu dem Tugend und Sittlichkeit als Mittel sich verhalten. Ihm gegenüber behauptet die teleologische Ethik, daß nicht die Lustempfindung, sondern der objektive Lebensinhalt selbst, der mit Lust erlebt wird, das Wertvolle sei; die Lust ist die Form, in der das Subjekt der Sache und ihres Wertes unmittelbar inne wird. Der andere Gegensatz ist der „intuitivistische Formalismus“, welcher das absolut Wertvolle in der Innehaltung eines Systems von aprioriischen Regeln, der Sittengesetze, findet. Dem gegenüber sagt die teleologische Ethik: nicht in der Innehaltung der Sittengesetze, sondern in dem Wesen, das in diesen Rahmen gefaßt wird, in dem menschlich-geschichtlichen Leben, das jenes Schema mit einem unendlichen Reichtum mannigfaltiger konkreter Bildungen erfüllt, liegt das absolut Wertvolle; die Sittengesetze sind um des Lebens, nicht das Leben um der Sittengesetze willen. Die Ethik kann nach Paulsen nur als praktische Lebenswissenschaft, welche auch in der

Methode an die in den biologischen Wissenschaften herrschende Form sich anschließt, zu fruchtbarer Erkenntnis gelangen. — Paulsens Ethik ist sehr verschieden beurteilt worden; den orthodoxen Kreisen ist er viel zu liberal, den liberalen wieder viel zu orthodox. Auch der neuen Auflage wird es nicht besser ergehen. Besondere Zielpunkte des Angriffs werden die Erörterungen über die Lebensanschauung des Christentums, über das Verhältnis der Moral zur Religion, über die Freiheit des Willens und über das wirtschaftliche Leben und die Gesellschaft werden. Jedenfalls bietet das Werk eine Fülle von Gedanken, nicht sowohl für die Philosophen von Fach, „die selbst an Gedanken Überfluß haben", sondern für Leser, welche, irgendwoher zum Nachdenken über die Fragen des Lebens angeregt, jemand suchen, der ihnen als Führer dienen kann. Wenn diese zu diesem Buche greifen, werden sie es sicher nicht enttäuscht bei Seite legen, sondern immer wieder gern darin lesen und studieren, zumal es einfach geschrieben und auch von Nichtphilosophen leicht zu verstehen ist.

Wir geben zum Schluß unseres heutigen Berichtes noch ein paar Bücher von mehr historischem Interesse an. Wir meinen: Paul Natorp: „Platos Ideenlehre" (Leipzig, Dürr), Walter Kinkel: „Johann Friedrich Herbart, sein Leben und seine Philosophie" (J. Ricker, Gießen), Hans Vaihinger: „Nietzsche als Philosoph" (2. Aufl., Berlin, Reuther und Reichard).

Vaihingers Absicht geht dahin, weder für noch gegen Nietzsche zu schreiben, sondern eine vollständig objektive Wiedergabe der Nietzscheschen Gedanken zu geben und die ordnungslos zerstreuten Splitter in ein konsequentes System zu bringen, damit jeder Leser selbst urteilen und richten kann. Er will Nietzsches Lehren, „so unsympathisch vieles an denselben auch sein mag," mit „derselben ruhigen Kälte demonstrieren, mit welcher der Naturforscher eine Naturerscheinung demonstriert und analysiert, mag diese Naturerscheinung auch noch so widerwärtig, ja schrecklich sein." Und in der Tat: Vaihinger hat sich dieser nicht leichten Aufgabe aufs beste entledigt. Wenn auch eine unparteiische Wiedergabe fast ein unerreichbares Ideal ist, weil schon die Auswahl und Gruppierung der Gedanken durch die Subjektivität des Darstellers beeinflußt wird, so ist er jenem Ideal doch unstreitig nahe gekommen, indem er Nietzsches Lehre sine ira et studio wie ein Gemälde aufrollte. Nach einigen Vorbemerkungen hebt er zunächst 7 eigentümliche Züge heraus, die nach seiner Meinung das spezifisch Nietzscheesche ausmachen: die 7 charakteristischen Haupttendenzen Nietzsches sind die antimoralistische, antisozialistische, antidemokratische, antifeministische, antiintellektualistische, antipessimistische und antichristliche. Darauf versucht er zu zeigen, aus welchen Voraussetzungen heraus die Nietzscheesche Entwicklung erfolgt ist, wobei er findet, daß Nietzsches Lehre ein „positiv gewendeter Schopenhauerianismus" sei, der sich unter dem Einfluß des Darwinismus bei ihm entwickelte. Der innerste Kern der Nietzscheschen Lebensanschauung ist die „Schopenhauersche Willenslehre, aber mit positivem Vorzeichen versehen unter dem Einfluß des Darwinismus und seiner Lehre vom Kampf ums Dasein."

Herbarts Gedanken haben heute noch immer einen großen Einfluß, besonders auf pädagogischem Gebiete. Es läßt sich also begreifen, daß er immer wieder zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird. Kinkels oben angeführtes Werk war anfangs für „Frommanns Klassiker der Philosophie" (herausgeg. von Prof. Falckenberg-Erlangen) bestimmt; es ist daher verständlich, wenn die Pädagogik Herbarts etwas zurückgestellt und seine Philosophie in den Vordergrund gerückt wurde. Dabei ist die Darstellung der einzelnen Disziplinen, welche Herbarts Philosophie umfaßt, so gehalten, daß sie durch keinerlei kritische Bemerkungen unterbrochen wird; die Kritik folgt jedesmal in einem der Darstellung beigefügten Abschnitt nach. Dieses Verfahren ist durch Kinkels fast nirgends zustimmende Stellung zu Herbart bestimmt. Wir können dasselbe nur loben, denn eine derartige Darstellung darf nicht durch beständige Kritik getrübt werden; es wird dem Leser viel leichter, in den Gedankengang eines Schriftstellers einzudringen, wenn dieser objektiv vor Augen geführt wird. Der Inhalt des Buches ist sehr reichhaltig. Der 1. Teil behandelt Herbarts Leben und seinen philosophischen Entwicklungsgang, der 2. Teil bringt Herbarts System und zwar a) die Metaphysik, b) die Psychologie, c) die praktische Philosophie, d) die Ästhetik, e) die Religionsphilosophie und f) die Pädagogik. Was wir im Buche gelesen haben, hat uns sehr angesprochen; die Sprache ist schlicht und einfach, auch dem Nichtphilosophen verständlich, die Kritik sachlich, wenn auch Kant Herbart gegenüber etwas zu hoch gestellt wird.

Endlich weisen wir auf Natorps „Platos Ideenlehre" als eine tüchtige Einführung in Platos Philosophie mit herzlicher Freude hin. Nicht als ob alles, was Plato Denkwürdiges geäußert hat, hier niedergelegt wäre: aber das Buch führt den Leser in das Zentrum der platonischen Gedankenwelt hinein und zeigt ihm, was der Name Plato der Menschheit bis jetzt bedeutet hat und für die Zukunft bedeuten wird. Nur aus der Sache und nur aus dem Zentrum der Sache ist das Verständnis einer Persönlichkeit wie die Platos zu gewinnen, und dazu will Natorps Werk eine Hilfe sein. Das Studium der platonischen Philosophie ist heute noch ebenso nötig wie in früheren Zeiten; darum ist eine Einführung in Plato geradezu die Erziehung zur Philosophie; erwächst doch bei ihm zuerst ihr ganzer Begriff, und bedeutet doch Platos Ideenlehre die Geburt des Idealismus in der Geschichte der Menschheit. Die Natorpsche Darstellung schreitet von Werk zu Werk fort. Wir brauchen das lehrreiche Buch kaum zu empfehlen; Natorps Name ist selbst Gewähr genug für die Tüchtigkeit seiner Arbeit.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Das Suchen der Zeit.

I. Bd. leicht gebunden 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Originalbeiträge: Bonus; Daab; Gunkel; Lhotsky; Meyer-Zwickau; Niebergall; Prellwitz; Wegener; Weinel. Das Buch dient denen, die, über Materialismus und Dogmatismus hinaus vorwärtswollend, den Zeichen der Zeit zuversichtlich gegenüberstehen. Fünftes Tausend.

Zauber der Ehe.

Von Richard Hamel.

Vierte umgestaltete Auflage von „Ein Wonnejahr".

Elegant ausgestattet.
Geheftet Mk. 3.— Gebunden Mk. 4.—.

„Die Dichtung ist das hohe Lied auf die keuscheste Liebe, die es gibt, die eheliche Liebe. Sie ist von sittlichem Ernst getragen — — — Eines der wenigen Bücher, die **einen nachhaltigen Eindruck zurücklassen.**" Beilage zur „Allgemeinen Zeitung".

Alexander Duncker, Verlag
Berlin W. 35.

Gildemeist

Hannover,

Alt bewährte L
Anstalt, die Klass
Oberprima umfa
für alle höheren
Examina inkl. Ma
Besondere Klass
für **Einj.-Freiw.-Examina.** Pensio
Beaufsichtigung.
bis 1902 bestand
1902 bestanden 50
stalt ihre Prüfungen
durch den Direktor

Marie Diers, Die Mutter des Menschen.

Geheftet Mk. 1.—
Gebunden Mk. 2.—

„Deutsche Welt" vom 15. Nov. schre

Ganz nach unserem Herzen und unserem Sinn Frauenfrage, die Marie Diers uns zu bieten h Menschen" hat sie ihr prächtiges Buch vielsagend bet diese gesunden, klaren, tiefgründigen Gedanken eine auf sich wirken zu lassen. Sie kommen aus tiefste ständnis und stolzem Weibesbewußtsein. Diese Frau ihres Geschlechts, den Adel des Muttertums und Mutter des Menschen. Aber auch ihre heilige Kleinliches, Beschränktes ist in dieser vornehmen Auf aus persönlichem Erleben und ehrfürchtiger Bewahru Natur. Dieses Buch enthält das Reifste und Beste, Müllers Buch über Beruf und Stellung der Frau gehe jeder reifen Tochter und nicht zuletzt den Männern wünsche ich diese erbauliche Schrift; ich weiß gewiß, a Empfehlung dankbar sein.

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowe

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer

Trier.

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern

naturreiner Wein

von der **Mosel** und **Saar.** Faß- und Flaschen-Wei

Ausführliche Preislisten zu Diensten.

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: **Berlin SW. 12,** Zimmerstr. 29. * **Halle a. S.,** Leip

Vor kurzem erschien:

DEUTSCHE VOLKSABENDE.

EIN HANDBUCH FÜR

VOLKSUNTERHALTUNGSABENDE.

VON

DR. PAUL LUTHER,

PFARRER IN CHARLOTTENBURG, FRÜHER OBERPFARRER IN KREMMEN.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

336 Seiten. Geh. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Dieses aus der Praxis heraus entstandene Buch bietet in seiner neuen Auflage:

I. Grundzüge der Volksunterhaltung.

II. Über 100 Programme für Volksabende.

III. Eine reichhaltige Sammlung von in ihrer Wirkung erprobten Stoffen aus Poesie und Prosa der neueren Literatur, u. a. von Allmers, Avenarius, Baumbach, Bierbaum, Blüthgen, Busse, Dahn, Dehmel, Ebner-Eschenbach, Falke, Flaischlen, Fontane, Frenssen, v. Gaudy, Jacobowski, Keller, Leander, Leixner, Lienhard, Liliencron, C. F. Meyer, Negri, Raabe, Ritter, Rosegger, Schönaich-Carolath, Seidel, Stieler, Storm, Villinger, Vischer, Wildenbruch.

„Mit großem Interesse habe ich Kenntnis von Ihren „Deutschen Volksabenden" genommen. Es ist wirlich das erste Buch in seiner Art und macht uns mit manchem bekannt, was uns sonst gerade darum, weil es der unmittelbaren Gegenwart angehört, leicht entgangen wäre."

Prof. **Holtzmann,** Straßburg (Els.).

Das Buch entspricht nicht nur dem besonderen Zweck in vollkommenster Weise, sondern stellt gleichzeitig eine überaus feinsinnig gewählte Anthologie moderner Lyrik dar, die Jedem, der Sinn dafür hat, hohen Genuß bereiten muß.

Alice von Gaudy, Dresden.

Ihr Buch bietet uns sehr wertvolles Material und gibt viel neue Gedanken und Anregungen.

Dr. **v. d. Steinen**
(Düsseldorfer Bildungsverein).

Ein sehr verdienstliches Buch, das allen Freunden der Sache aufs wärmste empfohlen werden kann.

Als einzigen Grundsatz hat er bei seinen Veranstaltungen und bei der Auswahl des Stoffes, den sein Buch darbietet, gelten lassen, ob eine Dichtung wirklichen künstlerischen Wert hat, und es ist ihm alles willkommen, „in dem er einer Menschenseele Lust und Leid vernimmt, alles, was der Hörer Herzen über den Alltag zu erheben vermag, weils den Alltag mit Dichteraugen anschaut und durch Dichterempfinden verklärt." Es wäre zu wünschen, daß speziell unter unseren Seelsorgern recht viele Männer sich finden, die mit der gleichen warmen Anteilnahme an dem Wohl und Weh ihrer Gemeinde das gleiche feine künstlerische Verständnis, die gleiche schöne Vorurteilslosigkeit und die gleiche Belesenheit vereinigten, wie der Verfasser der „Deutschen Volksabende". Wir wünschen dem Luther'schen Buche besten Erfolg.

Dr. **Gustav Zieler**
i. d. „Nordd. Allg. Zeitung".

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstraße 43.

Deutsche Monats
für das gesamte Leben der G

HARVARD C
MAR
CAMBRI

BEGRÜNDET VOI
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUN

. Jahrgang. März 1904.

Jahrgang 1903/4. Märzheft.

Inhalt des Märzheftes:

	Seite
L. v. Ranke: Leitspruch	801
Fritz Philippi: Die Gerichtstreppe. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben	801
Max Bewer: Phantasie auf dem Fjord	810
Prof. Otto Donner-von Richter in Frankfurt a. M.: Zur Erinnerung an Moritz von Schwind bei seinem hundertsten Geburtstage	811
L. Engelbrecht: Gedicht	833
Helene Lange in Berlin: Die Frauenbewegung und ihre soziale Bedeutung	834
Reinhold Fuchs: Ein Gruss aus der Höhe. Gedicht	847
Dr. Hans Plehn in London: Der Imperialismus in England	848
Fritz Lienhard: Sanssouci und Weimar	865
Alexander von Peez in Wien: Mitteleuropa und die Balkanhalbinsel	877
Charlotte Broicher in Berlin: John Ruskin, Form und Inhalt in der Kunst	890
Dr. Paul Schiemann: Graf Alexander Keyserling	902
Stabsarzt Dr. Lobedank in Hann.-Münden: Die Beziehungen zwischen der menschlichen Tuberkulose und der Tuberkulose des Rindes	906
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über äussere Politik	915
Ratzel, Friedrich: Aus Politische Geographie	921
W. von Massow: Monatsschau über innere Politik	922
Fritz Erdner: Wintertag. Gedicht	928
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte VI. (Heinrich Sohnrey, Im grünen Klee, im weissen Schnee. — Helene Voigt-Diederichs, Leben ohne Lärmen. — Heinrich Hansjakob, Stille Stunden. — Carl Worms, Erdkinder. — Ricarda Huch, Von den Königen und der Krone	929
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben V.	939
R. W. Emerson: Vertreter der Menschheit	944
Dr. Otto Hötzsch: Das Deutschtum im Auslande	945
Oberstudiendirektor Dr. Jul. Ziehen in Berlin: Pädagogische Umschau I.	956

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart",

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Es läßt sich eine große, des Nam
Nation gar nicht denken, deren poli
nicht von religiösen Ideen angeregt
würde, die sich nicht unaufhörlic
schäftigte, dieselben auszubilden z
gemein gültigen Ausdruck und zu
lichen Darstellung zu bringen.

Leopol

Die Gerichtstreppe.

Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben

von

Fritz Philippi.

Durch das letzte Fenster-Räutchen, dort links oben, blickäu
Sonne und malte lichtgoldne Ringel, die tanzen woll
Stubenwand. Vordem war die Wand tapeziert und unter der
mal weißgetüncht. Aber schon lange war Tapete und Tünche
als eine Steuer an die teure Zeit, und der Rauch war darüber

Und jetzt die Sonne, auf einen Augenblick. Gleich
Räutchen grau werden wie die anderen Fensterscheiben, un
Stube werden die letzten Sonnenstrahlen entwichen sein.
Auf den Tannenspitzen draußen werden sie sich noch wiege
grünen Kreuzen in blauer Luft und dann auf den goldnen A
hoch am Himmel. Und dann? Weiter weiß kein Mensch.
ist die Nacht da.

Jetzt aber zitterte noch der letzte Sonnenstrahl auf d
Haar des Alten an der Tischecke, wie irgendwoher eine lichte
Mitleids hinstreicht über Kinder dieser Welt, denen sie nicht l

Es flimmerte wie Silber auf dem Kopf des Alten.

Derweil hatte der Hanneshenrich schwarzen Kaffee vo
hartes, schwarzes Brot und war über die Siebzig hinaus.

Davon und von nichts anderm, außer gequellten Kar
Mittag, lebte er schon seit dem vergangenen Herbst. Auch,
sein Heu gut verkauft hatte an das Gestüt im Tal, das

Geld gibt. Er packte nichts anderes an. Er wollte nichts geschenkt haben und wars nicht bedürftig.

Aber das Kathrine ging zeitlich ins Dorf zu guten Menschen, weil sie das Leben des Hanneshenrich nicht auch durchsetzen konnte. Das ah jeder ein.

Sie trat in die lange Stube, als das letzte Räutchen erblaßte und setzte sich auf den andern Stuhl, während der Hanneshenrich weiter kaute und schlürfte.

Das Kathrine hatte bei „Nauhäusers" ein Dung[1]) mit Eierkäs[2]) gegessen, und Zucker war darauf gestreut. Es war ihr gar lieblich gewesen.

So schaute sie den Mann an, mit dem sie durch 45 Jahre zusammengebunden war, ihr Leben und sein Leben, bis es ein Leben wurde, das kein Lichtstümpfchen hatte für die Nacht.

Verächtlich zitterte die Unterlippe der Kathrine: Der Mann aß trocken Brot und trank schwarzen Kaffee! Von dem Mann hatte sie 6 Kinder gehabt und sie alle sechs vor sich hertragen sehen!

Da stieg es in ihr heiß auf, daß der Mann ihr das Leben schuldig sei, was sie nicht gelebt hatte. Sie haßte ihn und wollte ihm vergelten ....

Darum stand sie jetzt auf und hob gegen ihn die gekrallten Finger voller Haut, Knochen und Adern bis zur Höhe ihrer hohlen Augen.

„Etzet host dau 'n Bürmünder!"

Wie brechendes Glas schnitt das Wort ein. Und dann sahen die blassen Fenster erschrocken her, was es darauf gäbe.

Die Tasse wackelte nur stark; sie fiel nicht vom Tisch, als der Hanneshenrich sie hinsetzte. Aber der Stuhl, den der Hanneshenrich aufpackte, war dann nur noch Brennholz am Boden. So hatte er ihn niedergekracht in seiner Wut. Als er dann nach dem armseligen Weibsbild griff, ließ er sie gleich wieder los, weil ihr der Schaum vor den Mund trat.

Sie glitt auf den Boden nieder, und er hob sie, nachdem er eine Weile davorgestanden, auf und legte sie auf das Bett.

Er hatte während der Zeit kein Wort geredet. Nur ein Brüllen war aus seinem Mund gekommen, zum Zeichen, daß er getroffen war. Das Weib aber machte Stimmen wie ein Hund, der jaunert.[3]) Allmählich wurde sie ruhiger und schlief ein.

---

[1]) Butterstück, Stück Brot.

[2]) Westerwälder Gericht, aus Milch und Ei gekocht.

[3]) Klagen.

Die Nacht umstellte das Haus, und ein Wind ging um die Ecken und suchte etwas.

Der Hanneshenrich blieb auf dem letzten Stuhl im Dunkel sitzen. Das Kathrine lag mit offenem Mund auf dem Bett. Es hatte den Mund offen, denn es schnarchte.

Der Mond kam und legte den Schatten des Fensters als Kreuz in die Stube, über den Tisch ein Kreuz und eins auf den Fußboden.

Der Hanneshenrich sah es, und sein Mund ging auf und zu, als kaue er an etwas.

Zwischen den schwarzen Armen war Tisch und Diele lichtweiß. Dann schob sich etwas unförmlich Dunkles heran, dagegen kein Widerstand war und nahm Kreuz und Licht und die ganze Welt ein.

Da legte sich der Hanneshenrich aufs Bett neben das Kathrine und lag wach. — —

Nach einer Zeit traten vor die offenen Augen Bilder, zogen durch die Stube, als wär's eine Landstraße, und gingen. Der Hanneshenrich hatte keine Macht darüber und konnte ihnen nichts wehren.

Der alte Lehrer Göbel! Er linste über die Brille und machte den Mund weit auf zur deutlichen Aussprache: „Wer kann mir die schwerste Frage beantworten?" Er hatte die Tabaksdose in der Hand und hob mit spitzen Fingern eine Prise zum Nasloch. Und ehe er den Deckel wieder zuklappte, war der Hanneshenrich aufgesprungen und sein Zeigefinger schoß wie ein Zinken der Mistgabel nach Nase und Brille des Alten, und die Antwort auf die schwerste Frage war da. — Der Nauhäusers Christ aber war der Dümmste und kaute an den Nägeln.

Eine dunkle Wolke! Nein! Der Pfarrer Bergenroth! Leibhaftig mit dem schwarzen Käppchen und der großen Warze auf der Wange. Mit der flachen Hand rieb er das rauhe Kinn, und es war in der Kirche am Prüfungstag der Konfirmanden, wo jeder Vater und jede Mutter mit klopfendem Herzen horcht, ob „ihrer seine Sache weiß". Der Pfarrer Bergenroth fragt den Hanneshenrich allein den II. Artikel ab, und vom Hanneshenrich fließt's wie Wasser, alles, was im großen Katechismus vom II. Artikel steht. Die Leute tuscheln etwas absonderliches, als der Hanneshenrich sich setzt. Der Nauhäuser aber flennt. Der Hanneshenrich hat ihm falsch vorgeschwätzt, und der Pfarrer hat laut gesagt: „Nauhäuser, du irrst dich!"

Deutlicher werden die Bilder .... Ja! Die alte Frau, die eingemummelt neben dem Ofen sitzt mit dem dicksten Tuch um das spitze Kinn, ist seine Mutter. Raabs Jane, die Tochter vom reichen Limbacher

Raab, der mit zwei Gäulen ackerte und der nach seinem Tode noch soviel galt, daß der Hanneshenrich bei vielen Raabs Hanneshenrich hieß. Die Mutter friert immer noch. Das Schälchen Bohnenkaffee zittert in ihrer Hand; das Schälchen, das sie sich extra gönnt um die Lichterstunde,[4]) weil es ihr das Blut wärmt. Raabs Jane, die Mutter, ist so stolz, daß sie dem Gendarm nicht zuerst die Zeit bietet überm Weg. Sie fragt: „Wer wird Burgemaaster, wann de alt Freischlag in die Kammer giht?" Und der Hanneshenrich antwortet darauf, als sage er etwas, das so sicher ist wie der Tod: „Eich!" Das sagt der Hanneshenrich zu einer Zeit, als seine „Kam'raden"[5]) daran dachten, sie müßten zuerst eine lange Tabakspfeife haben mit baumelnden Quasten und mit einem Mädchen laufen. Der Hanneshenrich hat vor ihnen die Hände in der Tasche und sagt: „Ihr seid Rummelsköpf[6]) unn Holzesel." Und der Nauhäuser ist wieder der dickste Rummelkopf.

Die Scheibe klirrt, als sei wer, der herein wolle. Es ist aber nur die Luft.

Es hebt sich auf von unten und kommt! Blitzende Uniformknöpfe .... Der Feldwebel von den Gardegrenadieren, die die hohen Blechmützen tragen dürfen vorm Kaiser. Er streicht den Schaum vom Bart: Der Hanneshenrich soll dabei bleiben und kapitulieren! Und als der Hanneshenrich antwortet: er sei eines reichen Bauern einziger Sohn, ... hebt der Feldwebel die Augen vom Tisch bis zur Höhe der großen Fenster und sagt: „Ein schuldenfreier Bauer ist der freiste Mann; er kann die Kappe sitzen lassen vorm Herrgott." Damit zerfließt er.

Es quillt wie Rauch aus der Tiefe, dreht sich langsam um und kommt wieder. Es neigt sich und hebt sich vor dem Hanneshenrich .... Ei! Lustig, lustig wollen sie sein! Es sind viele Menschen da in der Stube. Gläser stoßen auf die Tische. Singen und Juchzen hebt die Balken in der Decke hoch. „Juhuhuhu!" Der Hanneshenrich ist Bräutigam! Das Kathrine legt den runden Arm auf sein Bein. Und der Vater sagt langsam: „Eßt unn trinkt, 's is jo do. s' is jo nit so, wie wanns nit do wär." Wo ist der Nauhäuser? Der hat dem Hanneshenrich das Kathrine abstreiten wollen. Der! „Juhuhu!"

So einer ist der Hanneshenrich damals gewesen, dergleichen nur alle hundert Jahr einer jung wird auf dem „Wald"!

Der Zug durch die Stube ist noch nicht zu Ende, aber es ist nicht recht etwas zu erkennen für alte Augen .... Und dann ist alles still.

---

[4]) Dämmerstunde.

[5]) Altersgenossen, nur diese.

[6]) Rummeln = Dickwurz.

Die Welt liegt unter einer großen Decke. Und ist
weiß, was ist und was nicht ist, bis der Hahn den neu

* * *

Zum zweiten Mal hat der Hahn gekräht. Frost
kommt der Tag über die Heide. Sein Atem dampft auf i
Tannen der Schutzhecke.[1]) Der Tag muß kommen, aber er
willig, wie jemand, der keine Freude weiß. Als er ans
unter den Bäumen her, die bei den Häusern stehen — die
sich niedergehockt mit langen Rücken an die Erde — falle
ab. Er ist über weite Schneefelder gekommen, und bald
Winter. Das hat der Tag zu sagen.

Das Kathrine ist aufgestanden und hat Feuer ang
Tag kann kaum in die Stube sehen, so beschlagen und
Fenster. Als das Kathrine Kaffee kochen will, ist keine „Z
da, kein Bröckelchen, und vom Brot nur noch eine Kr
Kathrine nicht kauen kann. Und Geld ist auch keins da.

Da setzt sie sich vor den Ofen auf die Erde und flen
daß das nicht so weiter geht und kann doch nichts mac
flennt sie.

Der auf dem Bett, der sich nicht rührt, ist gar kein
Der will sie verhungern lassen. Er soll sie lieber gleich
Wenn es noch länger so gehen soll, will sie lieber, sie wär

Da hat doch der Nauhäusers Christ immer noch e
Kathrine! Der Nauhäuser ist auch der Bürgermeister! E
Vormund über den Hanneshenrich! ... Zu ihm soll der
gehn um Lebensmittel!

Knapp entwischt sie noch zur Tür hinaus und kreischt a
Sie mache sich fort von ihm!

Der Tag ist darüber doch rührig geworden. Er sagt
was sein muß. Klipp, klapp klapp auf der Tenne! Es d
dieses Jahr. — Die Fegmühle klappert: Korn, Korn, Kor
den Sack und tragts zur Mühle! Und paßt dem Müller a
Das Korn hat Gewicht dieses Jahr. — Und die Spreu flie

„Es ist wieder Brot im Land!" Der Tag wird helle
Wort kann er gehn in des Kaisers Schloß!

Auch zu dem Hanneshenrich, der kein Brot hat und
Der Hanneshenrich sitzt auf seinem letzten Stuhl in der g

[1]) Tannenpflanzung zum Windschutz.

Stube und hat die Bibel hergenommen und lieſt. In der Bibel ſteht die Wahrheit, d. h. im alten Teſtament, wo von der Gerechtigkeit ſteht und von dem Gott, der auf ſein Recht und die Gerechtigkeit hält bis aufs Tüttelchen, und wenn er die Welt darum erſäufen oder zerſchlagen muß in ſeinem Zorn.

Das Kathrine ſagt: wenn der Hanneshenrich in der Bibel leſe, käme ihm gleich das Feuer zum Gauploch[8]) heraus.

Der Hanneshenrich lieſt, wie der Gerechte im alten Teſtament betet. So betet er auch. Und wie der Gerechte ſich freut über ſeiner Feinde Verderben, ſo will er ſich auch freuen.

„Da mir angſt war, rief ich den Herrn an
Und zu meinem Gotte ſchrie ich.
Er hörte meine Stimme aus ſeinem Palaſte,
Und mein Geſchrei kam vor ihn ...
Er blickte her ... da wankte die Erde,
Und der Berge Grundfeſten erbebten
Und ſchwankten hin und her, weil er ergrimmt war.
Rauch ſtieg auf von ſeiner Naſe,
Und Feuer fraß aus ſeinem Munde;
Glühende Kohlen brannten von ihm aus ... —
Da donnerte im Himmel der Herr
Und der Höchſte ließ ſeine Stimme erſchallen.
Da wurden ſichtbar die Betten des Meeres
Und bloßgelegt die Grundfeſten des Erdkreiſes,
Vor deinem Schelten, Herr, Herr!
Vor dem Schnauben des Odems deiner Naſe."

Die Augen des Hanneshenrich leuchten. Er lieſt laut:

„Ich verfolgte meine Feinde und holte ſie ein
Und kehrte nicht um, bis ich ſie vernichtet ...
Ich zermalmte ſie wie Staub vor dem Winde
Wie Gaſſenkot leerte ich ſie aus."

Das iſt dem Hanneshenrich Erbauung. Darüber vergißt er, daß er Hunger hat und kein Brot.

Harte Schritte nahen auf der Treppe. Ein dickes, rotes Geſicht mit grauweißen Stoppeln ſchiebt ſich zur Tür herein ... der Nauhäuſers Chriſt!

---

[8]) Luftloch unterm Firſt der Scheune.

„Ich zermalmte sie wie Staub vor dem Wi
Wie Gassenkot leerte ich sie aus."

Es ist Krieg, und der Hanneshenrich ist ein K
um Recht und Gerechtigkeit! Aus seinen Händen wirb
Stuhls vom Erdboden hoch durch die Luft nach dem E
des Alten sind jung und springen dem Feinde nach. U
reißen die Hände einen Stein auf. Hart am Kopf
vorüber schlägt er in einem Schwung auf die Gasse.

Dann liegt der Stein regungslos, bis um Mittag
ihn aufhob und unter das Rad des Wagens schob. Un
das Rad des Wagens, der Mist zum Acker fuhr. — –

* * *

Aber das Dorf redete! Der Nauhäuser sagte: e
meister und es sei ein Angriff auf die Obrigkeit! Un
wortete, während Wolken niederhingen bis auf die la
Zorn durch aller Herzen zog, daß die Augen dunkel w

Vor dem Eisbär und Prozesser war niemand sei
Keiner von denen, die um das Kathrine und den No
war aufgewachsen, ohne daß der Hanneshenrich ihn
an, schon vor fünfzig Jahren, verspottete in einem Sch
am Morgen am Backhaus hing und gesungen wurde w

Wißt Ihr noch! Um 50 Pfennig Waidgeld gin
letzte Tür auf dem höchsten Gericht und hätte dann n
obwohl aus den 50 Pfennig 500 Mark geworden ware

Daß der Nauhäuser Bürgermeister wurde und ni
ihn rapplich im Kopf gemacht! Seitdem war das
„Schlechtigkeit" und „Betrug". Der Eisbär schrie sein
ganzen Welt aus, und der Bürgermeister mußte von
andern. Zwölf Eide mußte er schwören. — Und als d
Recht bekam, waren auch der Landrat und die Richte
Obrigkeit bis nach Berlin lauter „Mäckeser und Kietzele

Und immer brannte das alte Feuer ein neues an

„Kathrin, als dau den Unmensch nahmst!" — Da
laut auf. — „Hie uff dem Platz gesaat! Dozemool ho
baar Geld, 'n Stall voll Vieh unn Land, daß'r 'n Kr
etz! Nit schwarze Kaffe und Trockebrot zum Satteffe!
münder!"

---

*) Fahrende Häusler mit Geschirr.

„Kathrin! Worüm bracht der kaa Kinn' uff unn hatt'r sechs! — Nit ums Nervefieber! Hie is de Finger Gottes!"

So lag auf allen Tennen tagsüber der Hanneshenrich und alle Schlägel hieben auf ihn ein.

Beim Pfarrer aber saß der Nauhäuser und hatte ein Gesicht wie damals, als er den Tod seiner Schwieger ansagte.

„Herr Pfarrer! Wann mir nit Verwandte wär'n! Eich hunn'm 77 mool vergewe. He maant, die Gerichtstrapp nuff gings in'n Himmel. Unn wann'm aaner sät: „Hanneshenrich, die Gerichtstrapp!", dann ließ'r 's feinste Esse uff'm Tisch."

Der Pfarrer schüttelte dem Nauhäuser die Hand als einem braven Mann.

Als die Nebel anfingen, in der Dämmerung ihr Leinzeug auszubreiten auf den Wiesen, schlich das Kathrine unter das Fenster der Stube, die sie nicht mehr betrat, und tuschelte: Bei dem Nauhäuser lägen 50 Pfennig bereit für den Hanneshenrich.

In der Stube wurde der Stuhl gerückt. Und das Kathrine schrankelte davon, so schnell es konnte.

„Mag'r verhüngern, dann is'r gut von der Welt!" sagten Männer und Weiber im Dorf zum Kathrine. Denn niemand war im Dorf allein, als nur der Prozesser.

* * *

Wieder kam die Nacht zu dem Hanneshenrich, der die Kleider nicht vom Leib tat, wie einer, der sich bereit hält, gleich auf den Weg zu gehen.

Wollte der Hanneshenrich verhungern, oder wollte er etwas tun?

In dieser Nacht hat ein Mensch aufgestöhnt in dem Haus und hats niemand gehört als die Tannen bei den Fenstern, die auch stöhnten in dem harten Wind.

Es sind wieder Gestalten durch die Stube gezogen vor den offenen Augen des Einsamen. Die Gestalten sagten alle dasselbe, daß der Hanneshenrich geisteskrank sei. Und immer heftiger widersprach der Hanneshenrich. Und wenn er jetzt nicht recht bekäme und wenigstens noch soviel gelte, daß er nicht mehr länger wegen Geisteskrankheit den Nauhäuser zum Vormund habe ... dann wußte der Hanneshenrich, was er tun wolle.

Ihm fiel ein, daß der Pfarrer der Diener Gottes sei. Stünde aber der Diener Gottes auf Erden nicht mehr zu Gottes Wort, dann ...

Dann will der Hanneshenrich Gericht halten über die Welt! —

Der Morgen stieg wie eine graue Spinne mit
über die Heide. Der Hanneshenrich hatte auf ihn ge
aus seiner Tür. Er ging nicht auf der Dorfstraße, so
Räulchen[10]) zwischen den Gärten und durch den Pfarrg
Pfarrhaus und klopfte an die Hintertür.

Der Pfarrer dachte, es sei um einen Kranken und
Dann sah er, daß der Hanneshenrich mit ihm spr

Der Pfarrer war nicht mehr der alte Bergenroth,
das Land bestellte und dem, der nicht die Kappe vom
Kappe herunterschlug. Es war der Pfarrer Heinzel, der
wenn die Mäckeser durchkamen vom Heckenröder Weg
Augen jetzt vor dem Hanneshenrich über den Boden
seiner Stube suchten, als wäre er hier fremd; der daran
dem Stuhl gestern der Nauhäuser gesagt hatte, und es den
nicht wieder sagen konnte.

Der Hanneshenrich will wissen, ob er geisteskrank

Der Kreisphysikus, der den Hanneshenrich als gei
Staatsgewalt schrieb, hat vorher den Hanneshenrich kom
hat sich von dem Hanneshenrich ein Gedicht hersagen l
nach dem Begräbnislied zu singen: „Nun bringen wir den
Das Gedicht von dem Ziegenbock, den die Jagdherrn im ver
als Rehbock hinschossen. Der Sanitätsrat hat gelacht und der
am Schluß auf die Schulter geklopft: „Gehen Sie ruhig

Nun hält der Hanneshenrich den Pfarrer mit den 9
Pfarrer ist der Diener Gottes und der letzte Mensch, de
henrich fragt.

Da rief der Pfarrer Heinzel seine Frau: sie solle ein
kochen.

Und der Hanneshenrich ging stracks zur Tür hinau

* * *

Die Welt ist blind und hat keine Augen nach inn
nur den Wind, der von außen stößt. Sie weiß vom Han
noch dies zu sagen: er ist seitdem nicht mehr über den
und niemand hat ihn angetroffen.

Aber von dem Brand weiß die Welt viel zu erzähle
nichts — von dem Brand, der dann in der Nacht aus
Schatten der Nacht in Fetzen flatterten über der roten Gl

[10]) Schmales Pfädchen zwischen den Zäunen.

Huih! Wie die Welt aufwachte in jener Nacht, und das Entsetzen stand vor ihr und brüllte wie Vieh, das verbrennt! Menschen liefen, deren Kopf, Hände und Füße von einander nicht wußten, was sie taten.

Huih! Das feurige Glutmeer! Wenn das Wasser kam, zischten tausend Schlangen. Wolken krümmten sich auf und rangen sich los. In jener Nacht wurde der Brandweiher leer, weil er das letzte Wasser hergab.

Das weiß die Welt. Und daß jetzt fünf neue Backsteinhäuser mitten im Dorf stehen, roh und rot. Fremdlinge, keine Westerwälder mit weißer Hauswand und schwarzem Gebälk.

Noch eins: daß am dritten Tag ein Hund der Mäckeser aus dem Brandschutt von Hanneshenrichs Haus einen Knochen im Maul trug und ihn wieder fallen ließ, als sei es nichts für ihn ... —

Weiter weiß die Welt nichts.

Phantasie auf dem Fjord.

Sah im Geist sie heimwärts fahren
Auf den schildbekränzten Booten,
Goldschmuck in den blonden Haaren,
Um die Schultern dunkelroten
Purpur, der in Ost und Westen
In zertrümmerten Palästen
Leuchtend ihre Beute war!

Sangen laut von ihren Siegen,
Mancher Hochtat in den Schlachten,
Auch von Wunden und von Narben,
Die sie zeigten und verlachten —
So im Takt der Ruderschläge
Durch den schaumbedeckten Fjord
Schossen sie an meinem Boote
Wie ein Schwarm von Adlern fort!

Plötzlich aus den Kampfgesängen
Drang zu mir ein Glockenton,
Drüben auf den grünen Hängen
Läutete ein Bauernsohn.
Rings um mich von allen Seiten
Sah ich Sonntagsboote gleiten,
Doch den Pfarrer auch in ihnen,
Breit und jung mit blondem Haar,
Um in Frieden nun zu dienen
Dem, der Aller Sieger war!

Und ich fuhr in stillem Sinnen
Zu dem Kirchlein mit hinan,
Hörte auch den Pastor drinnen,
Jeder Zoll noch ein Normann —
Wie sein blaues Auge brannte,
Als er bei des Heilands Leid
Aufschrie wie im Donnerwehen,
Selber wie zur Schlacht bereit:
„Hätt ein Viking es gesehen,
Hätt ein Viking ihn befreit!“

Aus: „Lieder aus Norwegen“ von Max Bewer. (Dresden 1903.)

Zur Erinnerung an Moritz von Schwind bei seinem hundertsten Geburtstage.

Von

Otto Donner-von Richter.

Der 21. Januar 1804 ist ein Tag, der als ein steter Gedenktag von der deutschen Nation dankbar im Auge behalten zu werden verdient, denn an ihm wurde zu Wien ein Knabe geboren, der bestimmt war, durch seine Werke eine wahre Zierde unsrer Nation, einer der glänzendsten Vertreter echt deutschnationaler Kunst zu werden: Moritz von Schwind!

Das Empfinden der Größe und der Bedeutung dieses Künstlers machte sich bei dem Herannahen seines Jubiläums in allen Kunstzentren Deutschlands bemerkbar durch die Aufmerksamkeit, die man diesem Tage zuwandte, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß trotz der während und seit Schwinds Wirken rasch entstandenen und ebenso rasch wieder aufgegebenen Moden und Wandlungen in der äußern Erscheinung malerischer Darstellung, dennoch das richtige Erkennen dessen, was in dem Kunstwerk unvergänglichen Wert hat — selbst wenn das Werk in seiner Durchbildung nicht den denkbar höchsten Grad der Vollendung erreicht hat — den Besten in unsrer Nation nicht verloren gegangen ist. So mögen denn die folgenden Seiten dem Andenken an Moritz von Schwind bei vorliegendem Anlaß in dankbarer Erinnerung gewidmet sein!

Wenn ich auch mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum darauf verzichten muß, ein ausgeführtes, ja selbst nur ein kurzgefaßtes Bild des so unendlich reichen Schaffens des großen Meisters zu geben, was ja in beiden Formen schon durch treffliche Monographieen gegeben worden ist,[1]) so dürfte es doch wohl für alle, die sich mit Schwinds Leben und Wirken befaßt haben, von einem großen Wert sein, einzelne Perioden desselben, die Geschichte des Entstehens und

[1]) Ich hebe nur hervor: Lucas, Ritter von Führich: „Moritz von Schwind, eine Lebensskizze; Leipzig bei Alphons Dürr 1871. — Dr. H. Holland: „Moritz von Schwind, sein Leben und seine Werke"; Stuttgart, bei Paul Neff, 1873. — Friedrich Haack: „M. v. Schwind." Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klasing 1893.

Werdens einzelner seiner Werke, von einem seiner Schüler, der dies miterlebt hat, näher beleuchtet zu sehen, als dies bisher geschehen ist. Zu letzteren rechne ich insbesondere alles, was in Zusammenhang steht mit zwei seiner großen Schöpfungen: den Gemälden des Sängerkrieges in der Sammlung des Städelschen Institutes zu Frankfurt a. M. und dem gleichen Gegenstande auf der Wartburg.[2])

Es ist charakteristisch für die Stimmungen, welche das deutsche Geistesleben vor seinen gewaltsamen Umgestaltungen durch die Ereignisse des Jahres 1848 durchwehten, daß in nicht großen Zeitabständen ein Dichter in Farben und ein Dichter in Worten und Tönen, Moritz von Schwind und Richard Wagner, den gleichen Gegenstand als Motiv zu künstlerischer Ausgestaltung und zur Betätigung ihrer schöpferischen Kraft erwählten, die Sage von dem Sängerkrieg auf der Wartburg.

Das deutsche Nationalgefühl hatte durch die Bedrückungen Napoleons I. und durch dessen Vernichtung in den Befreiungskriegen einen mächtigen Aufschwung genommen, in dessen Folge die germanistischen Studien mit erneuter Intensität gepflegt wurden und wesentlich die Entwicklung der romantischen Richtung unterstützten. Von größtem Einfluß hierbei waren die Publikationen der Gebrüder Grimm: ihre Kinder- und Hausmärchen (1812—22), ihre deutschen Sagen (1816—1818), die Lieder der alten Edda und der arme Heinrich von Hartmann von der Aue (beide 1815), letztere Arbeit ein Zeichen des Interesses, welches sich den deutschen Minnesängern wieder zuwendete. In ihre deutschen Sagen hatten die Brüder Grimm auch jene Version von dem Sängerkriege auf der Wartburg mit aufgenommen, welche noch heute für uns als die ungetrübteste, aus dem Volksmunde stammende Darstellung ihre Geltung behalten muß, und erst durch die Grimms in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Durch den gelehrten Melchior Goldast (1576—1635) war jedoch in der literarischen Welt schon die Existenz einer Bilderhandschrift aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts bekannt geworden, die nach den vermuteten Sammlern der sie enthaltenden Minnesänger-Dichtungen, den ritterbürtigen Brüdern Manesse in Zürich, den Namen „manessischer

[2]) Führich a. a. O. S. 40 erwähnt das Frankfurter Bild nur flüchtig mit der Angabe, daß es von Ludwig Friedrich im Stich vervielfältigt worden sei. — Holland a. a. O. S. 105 behandelt es auch sehr knapp und fügt hinzu, S. 109: „daß er den Sängerkrieg nur aus dem Stiche von Friedrich kenne," was auch bei Führich der Fall zu sein scheint. — Friedr. Haack a. a. O. S. 104 widmet beiden Gemälden nur wenige Worte.

Codex" erhielt.[3]) 140 Minnesänger sind in ihm dur
treten, und ferner enthält er auf 137 kolorierten große
Abbildungen der Dichter selbst, teils Darstellungen v
Kämpfen und dergleichen ritterlichen Vorkommnissen meh
ganze Seite ausfüllen.

In dieser Handschrift befinden sich Streitgedichte von
unter dem Titel „Kriec von Wartburg" zusammengestell
koloriertes Blatt, welches am obern Rand die Überschrift
vō Vngerlant"; darunter sitzen auf einer Thronbank links d
Sophie und der Landgraf Hermann von Thürin
1190—1206), beide durch Beischrift bezeichnet, koloriert u
Umrahmung eingeschlossen; darunter, gleichfalls eingerahm
gestikulierend, sieben Sänger eng nebeneinander auf eine
Unterschrift: Hie krigēt mit sange h. Walth' vō d^{s} vogilwe
von Eschilbach. H. Reîmar der alte. der tugendhafte sch
vō Oftertings uñ Klingesor von Ungerlant. Hier ist a
sieben dargestellten Sängern einer nicht genannt, nämlich
es scheint durch zu knappen Raum veranlaßt.

Die Sage gibt als Zeit dieses Sängerstreites das
und erzählt in Übereinstimmung mit den Liedern der Ma
schrift: „sie sangen aber und stritten von der Sonne und
die meisten verglichen Hermann, Landgrafen zu Thürin
mit dem Tag und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der
dingen pries Leopolden, Herzog von Österreich noch h
ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber untereina
wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Ha
und Stempfel, der Henker, mußte mit dem Strick daneb
aber nach dem Kodex Ofterdingen durch die andern als
besiegt erklärt wurde, weil dieser ihm entgegengerufen ha

wol muß der Tag mer prises han,
es geht der Tag der Sonn' voran

so floh Ofterdingen unter den Mantel der Landgräfin
erwirkte durch ihre Fürsprache, daß er den Meister u

[3]) Im Jahre 1607 ging der Kodex aus dem Besitz des St.-G
von Hohensax durch Kauf in die Kurfürstliche Bibliothek in Hei
kam nach deren Beraubung im dreißigjährigen Krieg in die Sta
Paris. Neuerdings ist die Handschrift nach langen Verhandlung
Deutschen Reich und Frankreich wieder für die Heidelberger Uni
erworben worden.

Klingsor aus Siebenbürgen in Ungarland aufsuchen und mit ihm nach der Wartburg zurückkehren dürfe, damit dieser den Kampf für ihn wieder aufnähme und ihn, Ofterdingen, löse. In der letzten Nacht vor Ablauf der Jahresfrist hüllte Klingsor sich und den Sänger in eine Decke und sein dienender Geist, der Teufel Nasion, brachte sie durch die Lüfte am Morgen des folgenden Tages nach Eisenach. An einem Abend, bevor der Kampf erneut begonnen hatte, saß Klingsor in seiner Herberge Garten und schaute unverwandt nach den Gestirnen. Als man ihn fragte, was er sehe, erwiderte er: „wisset, daß in dieser Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren werden soll; die wird schön, tugendreich und heilig und des Landgrafen Sohn zur Ehe vermählt werden."

Während des hartnäckigen Kampfes mit Wolfram aber ließ sich Klingsor, Ermüdung vorgebend, einige Zeit von seinem Geiste Nasion in Jünglingsgestalt vertreten, um durch ihn Wolfram prüfen zu lassen, ob er ein Gelehrter oder Laie sei. Da ihm nun Nasion Fragen über den Lauf der Gestirne stellte, die Wolfram nicht beantworten konnte, so scheint hierauf Klingsor auf diesem Felde — die Sage ist hier nicht ganz klar — seinen Gegner besiegt und damit Heinrich von Ofterdingen gelöst zu haben; jedenfalls ist dies der Sinn der Erzählung.

In vorstehendem habe ich das Material, auf welchem unsre Kenntnis des Sachlichen in der Sage von dem Sängerstreit auf der Wartburg beruht, in seinen Hauptzügen mitgeteilt. Doch mag hier noch darauf hingewiesen sein, daß zwar ein Teil des Inhalts der Manessischen Handschrift schon 1759 von Bodmer in Zürich veröffentlicht worden war, daß aber erst 1838 durch Lachmann die vollständige Herausgabe des Werkes erfolgte, begleitet von einer Anzahl von Abbildungen in Umrissen, darunter das hier schon beschriebene Bild der Kampfesszene selbst. Hierdurch war die Kenntnis der Sage und der Dichtung weiteren Kreisen sehr viel näher gebracht worden, und es kann nicht als ein besonders auffälliges Zusammentreffen erscheinen, wenn unter den von mir weiter oben schon hervorgehobenen Zeitströmungen zwei für deutschnationale Kunst, Dichtung und Sage begeisterte Künstler, jeder in seiner Weise, in dem Gegenstand des Sängerkrieges glänzende Motive zu künstlerischer Ausgestaltung erblickten. Doch gingen die Wege, die sie einschlugen, weit auseinander.

Richard Wagner hatte nach seinen eignen Mitteilungen[4]) im Jahre 1842 in Teplitz den szenischen Entwurf zu seinem „Tannhäuser

[4]) Vgl. Karl Glasenapp, „Leben Richard Wagners," Bd. II, Abteil. 1, S. 66.

oder der Sängerkrieg auf der Wartburg" ausgeführt
Dichtung im Frühjahr 1843 vollendet.

Mit unbegrenzter dichterischer Freiheit hat er hierbe
Sängerstreit, die ich in ihren Hauptzügen mitgeteilt hab
und sie verwebt mit einem ihr durchaus fremden Sag
mit jenem vom Venusberg und vom Ritter Tannh
diesen im Kreise der Sänger an die Stelle Heinrichs vo
und schließt damit zugleich auch die geheimnisvoll-poetisch
Klingsors aus seiner Dichtung aus, während er die ani
kriege genannten Meisternamen beibehält. In der Tat
ganz abgesehen von den Bedingungen seines Grundgeda
Klingsors schon aus dem Grunde nicht wohl verweni
ja gerade bei seiner Anwesenheit in Eisenach die bevor
der heiligen Elisabeth, der zukünftigen Schwiegertochter
Hermann und der Landgräfin Sophie, voraus verkündet
es Wagner für seine Zwecke geeigneter erschien, in seine
unhistorische Elisabeth als Tochter des Landgrafe
Indem Wagner die Landgräfin Sophie, die in der Sage
der Dicht- und Sangeskunst eine so hervorragend wi
einnimmt, ganz aus der Reihe der in seiner Dichtun
Personen ausschließt und an ihre Stelle die fingierte To
grafen treten ließ, die er Elisabeth nannte und der er E
legte, durch die sie von einer Art von Heiligenschein um
so rief er dadurch bei dem wenig unterrichteten Teil d
musikalischen Dramas den Irrtum hervor, als habe die hi
Elisabeth in der Tat einen Anteil an dem Sängerkrieg au
gehabt, wie sich auch in demselben Teil des Publikum
festsetzte, der sagenhafte Ritter Tannhäuser sei in dem
die hervorragendste Persönlichkeit gewesen.

Bei der in Richard Wagners Dichtung hervortrete
dramatischen Begabung, bei seiner ungewöhnlichen Fähigkei
malerischer Szenerien und überraschender Bühnenwirkunge
durchschlagenden musikalischen Erfolg, den sein Werk er
seiner ersten Aufführung in Dresden im Oktober 184
Siegeszug über alle deutschen Bühnen nahm, konnte es ka
daß die Wagner'sche wirkungsvolle Behandlung des St
bezeichneten Teile des Publikums schließlich als historisch
trachtet wurde, und daß diese Auffassung einen chroni
annahm.

Diese durch Wagners Tannhäuser entstandene Verwirrung über die teils historischen, teils sagenhaften Vorgänge bei dem Sängerkriege, hat in der Folge unserm Meister Schwind unsäglichen Verdruß und Ärger bereitet, da er in seiner bildlichen Darstellung des Kampfes auf Wahrung der Treue in der Ausgestaltung der historischen wie der sagenhaften Grundlage angewiesen war. Es brachte ihn nicht wenig auf, wenn unwissende Beschauer in seinen Sängerkriegbildern nach dem Tannhäuser und der heiligen Elisabeth suchten, was sich namentlich im Sommer 1855, während er an seinem großen Freskogemälde im Wartburgsaale malte, immer und immer wiederholte, und den harmlosen Fragern meist die verblüffendsten, gereizten oder sarkastischen Antworten eintrug. Ich erlebte dies auf der Wartburg häufig mit, und es ward mir dabei oft nicht leicht, eine ernste Miene zu bewahren. Bei der Ausführung seines Ölgemäldes in Frankfurt a. M. für das Städelsche Institut, mit welcher Schwind im Herbst 1844 begann, kam dies noch nicht vor, da ja, wie erwähnt, Wagners Tannhäuser erst 1845 die erste Aufführung erlebte und die oben erwähnte Verwirrung des Publikums nur allmählich um sich greifen konnte.

Von Schwind wissen wir durch einen Brief von ihm an Julius Schnorr von Carolsfeld aus Wien vom 11. Februar 1838, daß er schon damals eine Komposition des Sängerkrieges gemacht und die Zeichnung an Schnorr zur Beurteilung geschickt hatte; denn Schwind antwortet ihm in dem angeführten Briefe: „Danke schön für die gütige Aufnahme, die Du meiner Arbeit hast widerfahren lassen. Sie wird hoffentlich noch mehr Fehler enthalten als die bemerkten, aber am Ende bleibt ja bei der Ausführung so kein Stein auf dem andern. Daß Klingsohr soll ein Bischof gewesen sein, ist mir ganz neu; es wäre lustig, diesen Teufelskerl mit Inful und Stab zu machen!“[5]) Hiernach ist die Priorität des Erfassens dieses Stoffes, mit Bezug auf Wagner, wohl Schwind zuzuschreiben. Als Schwind im Mai 1844 nach Ostern mit seiner Familie in Frankfurt eintraf, brachte er eine große in Aquarellfarben ausgeführte Zeichnung des Sängerkrieges mit, auf welche ich noch ausführlich zurückkomme. Der Stil ihrer Ausführung und ihre Größe lassen schließen, daß es jene hier oben erwähnte, jetzt in der Großherzoglichen Kupferstichsammlung in Karlsruhe befindliche „Schwind 1837“ bezeichnete Komposition war; h. 0,48, br. 0,755.

---

[5]) Die Kenntnis dieser wichtigen Briefstelle verdanke ich Holland a. a. O. S. 94.

Schwinds Übersiedlung nach Frankfurt fand statt infolge des Zusammentreffens von Umständen sehr verschiedener Art.

Schon ein Jahr zuvor, im Beginn des Jahres 1843, hatte Philipp Veit die Direktorstelle am Städelschen Institut niedergelegt, aus Ursachen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Eine Anzahl schon selbständiger Künstler, welche sich in Frankfurt niedergelassen hatten, um unter den Auspizien Veits, dieses durch seine Kunst wie durch seine hohe Geistesbildung gleich hervorragenden Mannes arbeiten zu können, folgten Veit nach und verließen mit ihm das Städelsche Institut. Unter ihnen befanden sich als die hervorragendsten Edward von Steinle und Alfred Rethel.

Diese Verluste waren für das Ansehen der Anstalt höchst empfindlich, und die Administration sah sich hierdurch veranlaßt, Umschau zu halten nach Künstlern, deren Ruf und Wirken dem Institute neuen Glanz und Anziehungskraft verleihen könne. Ihr Auge fiel auf Schwind, der durch seine in Karlsruhe im neuen Akademiegebäude und in dem Sitzungssaale der ersten Kammer des Ständehauses ausgeführten großen Freskogemälde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Mit ihm knüpfte sie Unterhandlungen an, bei welchen jedoch von Übernahme der Direktorstelle oder einer Professur nicht die Rede war; dagegen wurde ihm im Städelschen Institut ein geräumiges Atelier ohne Entgelt angeboten und die Bestellung eines großen Ölgemäldes zugesagt, zu welchem er Vorschläge machen und Entwürfe vorlegen sollte.[9])

Diese Anerbietungen kamen Meister Schwind damals sehr gelegen, denn er hatte in Karlsruhe keine weiteren Aufträge zu erwarten, und außerdem war ein gewisses Unbehagen in seiner Stellung in Karlsruhe dadurch für ihn eingetreten, daß ihn sein leicht erregbarer Humor dazu verleitet hatte, die Tätigkeit einiger der Führer der liberalen Partei in der Ständekammer in einem ihm befreundeten aristokratischen Kreise durch Zeichnungen von unverkennbarer Ähnlichkeit zu persiflieren, was den Betreffenden durch Indiskretionen bekannt geworden war.

Die schon erwähnte Komposition des Sängerkrieges, welche Schwind aus Karlsruhe mitgebracht hatte und den Administratoren vorlegte, hat ein langgestrecktes Format. In ihrer räumlichen Anordnung ist sie geteilt in eine hohe, der ganzen Länge nach durch das Bild laufende weiße Steinestrade, zu welcher seitlich Treppen hinaufführen,

[9]) In bezug auf Übernahme der Direktorstelle hatte die Administration in Unterhandlungen mit Lessing gestanden, der schließlich aber ablehnte. Die Stelle blieb unbesetzt. Später übernahm Steinle die Professur für Historienmalerei.

während die Mitte des untern Bildteiles von einem mit Teppichen bedeckten Podium eingenommen wird. Auf dessen oberer Fläche, zu welcher von drei Seiten Stufen hinaufführen, steht ein Tisch, um welchen die streitenden Parteien gruppiert sind, und zwar zur Rechten: Wolfram von Eschilbach, der tugendhafte Schriber, Reimar, der Alte und der jugendlich-schöne, elegante Walther von der Vogelweide; zur Linken: Heinrich von Ofterdingen, der unheimlich aussehende Klingsor und der den beiden letztgenannten wohlgesinnte Biterolf, der sich auf den vorderen Stufen niedergelassen hat. Die Mitte der Estrade nehmen unter Baldachinen die Landgräfin Sophie, der Landgraf Hermann und neben ihm sein Sohn Ludwig ein — später der Heilige genannt —, rechts und links von ihnen die Damen und Herrn des Hofstaates, hinter welchen durch die hohen romanischen Bogen der durch sie durchbrochenen Außenmauer der helle Himmel in den Saal hereinsieht. In dieser Komposition beruht die malerische Anordnung auf dem Prinzip, daß die Figuren sich farbig und abgetönt von der hellen Steinarchitektur und dem Himmel ablösen. Diese Wirkung ist in der feinsten und anmutigsten Weise durch die Aquarellfarben erreicht, die Figuren sowohl in ihren Gruppen wie in den Silhouetten der einzelnen mit so feinem Formengefühl und so geschmackvoll angeordnet und ausgeführt, daß der Eindruck der ganzen Komposition allein schon von der malerischen Seite betrachtet ein ganz entzückender ist und alle begeisterte, die das Bild damals sahen, auch mich, den damals sechzehnjährigen Kunstjünger.

Nicht minder war es die geistvolle Ausgestaltung der uns nur in knappen Umrissen überlieferten Sage und das ihr eingeflößte Leben, welches zu allgemeiner Bewunderung hinriß. Schwind hatte den Moment gewählt, in welchem der nächst dem Tische links sitzende Klingsor, begleitet von seinem dienenden Geist Nasion in Gestalt eines Hundes, aufspringt und dem ihm gegenübersitzenden, dunkel gekleideten Mystiker Wolfram die Worte oder Fragen zuruft, die Wolfram selbst als die ihn besiegenden anerkennt und infolgedessen erschüttert in sich zusammensinkt. Hinter Klingsors Stuhl steht aufrecht und stolz der jugendlich-männliche Ofterdingen. Der Landgraf erhebt sich, um das Ende des Streites zu gebieten, die Landgräfin greift nach dem für den Sieger bestimmten Kranz, den eine ihrer Damen bereit hält, und zur Rechten unten verhöhnen einige der Anwesenden den Henker, der sich mit seinem Strick vorsichtig wegschleicht. Diesen letzteren schließt sich auch der Hofnarr an, der auf den oberen zur Estrade führenden Stufen

Platz genommen hat und einen bei ihm stehenden Knab
den Henker die Faust zu ballen. Zur Linken dagegen
häbige Schatzmeister mit dem Ehrenbecher für den Siege
der für ihn kostbare Stoffe als Geschenk trägt. Über die
auf den Stufen der Treppe sehen wir zwei halbwüchsige
spannter Aufmerksamkeit den Streitworten Klingsors lausc
in sich selbst schon den dichterischen Trieb empfinden mö
Schwind die Züge Goethes und Schillers gegeben hat,
kreis erinnernd, den in der Neuzeit Karl August in Wei
sammelt hatte, ein Kreis, in welchem dichterische Gegens
ausgeschlossen waren, wie im Jahre 1207 in Thüringen a

Aber trotz des allgemeinen Beifalls, den das Wer
gliedern der Administration fand, traten doch Bedenken
führung dadurch störend in den Weg, daß unter den in
Galeriegebäude in Betracht kommenden Sälen keiner sich be
ein großes Gemälde von einer solchen langgestreckten
passende Unterkunft hätte finden können. Dies veranlaßte
einen Entwurf zu einem andern Gegenstand in Angriff
der Administration die Wahl zwischen beiden Gegenstände

Hierzu schien ihm ein der Frankfurter Lokalgeschi
Ereignis besonders geeignet zu sein, nämlich eine
energischen Tat Konrad III., des ersten hohenstaufensch
auf dem im Jahre 1142 in Frankfurt abgehaltenen Rei
Kreuzzug predigenden Bernhard von Clairvaux, da
drangs der bei ihm Heilung suchenden Kranken und der fi
Begeisterten nicht mehr erwehren konnte, mit starkem
Schulter hob und ihn so aus dem Portal der Bartholom
ins Freie trug, dabei das Panier des Kreuzzuges in der L
Diese Zeichnung von bedeutender Größe war in Sepia a
Papier ausgeführt, die Lichter mit Weiß aufgesetzt, und e
damals wunderbar zu sehen, mit welcher Schlagfertigkeit di
entstand und von seinen kunstfertigen Händen ausgeführt

---

[7]) Vgl. Gaufredi vita S. Bernardi, pag. 1158.

[8]) Sie ist abgebildet bei Friedr. Haack a. a. O. S. 61.
aber in der Unterschrift irrtümlich dem Jahr 1850 ca. zugeschrieben
nach Speyer verlegt, ein Irrtum, der aus der Chronik des jüdis
Geschichtsschreibers Joseph Ben Meir stammt (vgl. hierzu
Geschichte der Kreuzzüge, T. III, 1. Abteil. S. 15 und Beilage d
a. a. O. 59 u. S. 60 abgebildete Studienblätter zu dieser Kompositi

Trotz der bewunderungswürdigen Lebendigkeit, mit welcher in dieser Zeichnung der Enthusiasmus des Volkes zum Ausdruck gebracht ist, trug sie zu ihrem Nachteil doch die Spuren der Eilfertigkeit insofern etwas an sich, als die schwierig zu gestaltende Figur des emporgehobenen Mönches noch der überzeugenden Wirklichkeit entbehrte, die ihr der Künstler bei der Ausführung durch das Naturstudium leicht zu geben vermocht haben würde. Die Administration konnte sich nicht entschließen, diesen Entwurf zur Ausführung anzunehmen und die in der Tat ungleich vorzuziehende Darstellung des Sängerkrieges fallen zu lassen. Sie machte daher Schwind den Vorschlag, zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen möchte, die langgestreckte Komposition unter Beibehaltung ihrer Hauptmotive in ein überhöhtes Format umzuwandeln?

Nun war es zwar eine harte Zumutung an den Künstler, ein in Form und Gedanken so einheitliches und ebenso durchgebildetes Kunstwerk aus seiner Phantasie zu verdrängen und in eine bestimmt gegebene Form einzuzwingen. So sehr ihn dies auch quälte, so war doch sein Wunsch, diesen so lange im Herzen mit Liebe gehegten Gegenstand endlich zur Darstellung bringen zu können, so mächtig, daß er tatkräftig an die Lösung dieser Aufgabe herantrat. Hierbei kam ihm die von ihm stets zu eigner Schulung betriebene Übung, eine gleiche Anzahl von Figuren in den gleichen, bestimmt geformten Grenzen verschiedenartig unterzubringen, in glänzendster Weise zu statten. Denn in verhältnismäßig kurzer Zeit entstand eine große Sepiazeichnung mit weiß aufgesetzten Lichtern in der gewünschten überhöhten Form, die den lebhaften Beifall der Administratoren fand und die Grundlage für das in der Sammlung befindliche große Ölgemälde des Sängerkrieges wurde.*)

nicht dem Jahre 1850 ca. an, sondern, wie die Komposition, dem Jahre 1844; ebenso das dritte, gleichfalls dem Jahre 1850 ca. auf S. 58 zugeschriebene, welches aber durch den Umstand besonders interessant ist, als es — was sowohl dem Autor der Biographie als dem Besitzer der Blätter, Herrn Dr. Naue, nicht bekannt sein konnte — Skizzen zu drei Werken enthält, die im Sommer 1844 des Künstlers Phantasie gleichzeitig in Anspruch nahmen: nämlich in der sitzenden Figur die erste Skizze zu dem Porträt des badischen Staatsministers a. D., Freiherrn von Blittersdorf, in den beiden lockigen Männerköpfen Studien zur Gestaltung des Kopfes von Heinrich von Ofterdingen für das Frankfurter Sängerkriegbild und das rechte Bein des Königs Konrad aus gleicher Zeit.

*) Diese Zeichnung befand sich 1871 noch im Besitz von Schwinds Freund, dem Bildhauer Prof. Hähnel in Dresden (vgl. Führich a. a. O. S. 120). Nach ihr hat Ludwig Friedrich seinen Stich der Frankfurter Sängerkrieg-Komposition gestochen. Nach dem Originalgemälde wurde 1899 von Bruckmann in München eine photographische Aufnahme gemacht.

Dieser neuen Anordnung kam für die Darstell
der Umstand zu gute, daß Schwind inzwischen nähere
auch noch nicht genügende, von der Architektur des L
(auch Ritterhaus genannt) bekommen hatte und statt
hohen Bogenstellungen der Estrade nunmehr die kle
romanischen Fenster der Wartburg anbrachte. Dadurch
dem obern Teil des Bildes schattige Wandflächen, und st
Farbenwirkung des ersten Entwurfes konnte Schwin
auf das Zentrum des Bildes und die Streitenden ko
wirkung erzielen. Es war ihm dabei gelungen, alle die
die seine erste Komposition enthielt, in die neue Anordnu
und somit bedarf es hier keiner neuen Beschreibung des

Der Rest des Sommers 1844 ging mit Studien
Ausführung des großen Kartons hin, nach dessen Voll
das Bild mit Ölfarbe in lichtbraunroter Schattierung a
aufzeichnete, eine Arbeit, die durch ihre ungemein geistr
die größte Bewunderung erregte. Aber Schwind fell
das Bild nicht richtig in die Leinwand hineingesetzt h
Basis derselben der belassene Raum zu groß, oben
geraten sei, und so entschloß er sich ohne Zaudern, die ga
mit Terpentin wieder wegzuwaschen und die große Arbeit
Dies sei hier erwähnt einesteils, um die künstlerische
und impulsive Unverdrossenheit in seinem Schaffen zu
andernteils aber auch, um darauf hinzuweisen, daß
geistigen Anstrengungen noch vor der schließlichen Ausfül
doch eine gewisse Abstumpfung seiner Freude an diese
führen mußte, die sich in der Folge bei der Ausfül
machte. Hierzu kamen noch die Schwierigkeiten, welc
Ölfarbe dem mehr auf Freskomalerei Eingeübten bereit
es denn dem Meister auch nicht, die helle Farbenwirku
welche die Farbenskizze auszeichnet, die als ein Gesche
an den damaligen Mitadministrator, Geh. Rat Dr. He
sich noch in der Familie befindet. Aber der treffliche kol
gedanke der Anordnung, die männlich-feste Pinselführun
in der Formengebung, die Anmut in den dargestellten
und die vorzügliche Charakteristik der Männerfiguren, d
durch den warmen Hauch echt germanischen Empfindens
Werk stets einen hohen Rang unter den deutsche
des 19. Jahrhunderts sichern.

Anfang September 1846 war das Gemälde zum Abschluß gekommen, aber nicht in Schwinds stets schaffender und erfindender Künstlerseele die Beschäftigung mit dem Thema selbst, das ihm durch sein Bild noch keineswegs befriedigend erschöpft zu sein schien. Von München aus, wohin er schon im Frühjahr 1847 nach seiner Ernennung zum Professor an der Königlichen Akademie der bildenden Künste übergesiedelt war,[10]) trieb es ihn im Herbst 1849 zu einer Rekognoszierungstour in die Thüringischen Lande. Einesteils hatte er dabei den Zweck, den Charakter der Landschaft, in welcher die Schlösser der Grafen Gleichen liegen, kennen zu lernen, da er mit der Ausführung der Darstellung der Rückkehr des Grafen Gleichen aus dem Morgenland mit jener sarazenischen Prinzessin, welcher der Graf seine Befreiung aus der Gefangenschaft verdankte, beschäftigt war. Andernteils aber wollte sich Schwind nähere Kenntnis von der Wartburg selbst verschaffen, an deren Restaurierung unter der Leitung des Gießener Professors von Ritgen seit einigen Jahren gearbeitet wurde, wobei auch eine Ausschmückung mit Wandgemälden in Aussicht genommen war. Schwind kam ungemein befriedigt von den Resultaten dieses Ausfluges nach München zurück. Er erzählte mir, wie er durch seinen alten Wiener Freund, den damals am Weimarer Hof lebenden und dort sehr geschätzten Legationsrat von Schober, dem Großherzog Karl Friedrich bei zufälligem Begegnen am Bahnhof in Weimar vorgestellt worden sei und wie sich der hohe Herr erbot, selbst sein Führer auf der Wartburg zu sein. Auch die Großherzogin Maria Paulowna habe sich ihm sehr gnädig erzeigt und den Wunsch ausgesprochen, eine Arbeit von ihm zu besitzen.[11]) Ganz begeistert äußerte sich Schwind über die damals in Eisenach lebende Herzogin von Orleans, deren Schicksale allein schon die Sympathie aller Herzen erregen mußten, welche er aber außerdem als ein Bild edelster Weiblichkeit schilderte. Dem Erbprinzen Karl Alexander und der Erbprinzessin Sophie war Schwind gleichfalls vorgestellt worden, und da er der letzteren von seiner in der Arbeit begriffenen Zeichnung der „Symphonie" erzählte, so sprach sie ihm den Wunsch aus, diese nach der Vollendung sehen zu können. Der Großherzog aber eröffnete Schwind die Aussicht, daß, wenn es überhaupt zur Ausschmückung der Wartburg mit Malereien kommen sollte, man sich an ihn wenden werde.

[10]) Ich folgte ihm dorthin im Herbst 1848 nach, woselbst ich bis Mitte Juni 1851 in freundschaftlichstem Verkehr mit ihm verweilte, bis mich eine schwere Knieverletzung nötigte, zum Zweck meiner Herstellung den Aufenthalt in München abzubrechen.

[11]) Vgl. hierüber auch Holland a. a. O. S. 122.

Hierauf gründete der Meister die weitestgehenden
hoffte diese in kürzester Frist verwirklicht zu sehen. In
entwickelten sich Bilder in reichster Fülle, und selbstver
unter ihnen das Motiv des Sängerkrieges
Vordergrund treten. Dies zeigte sich schon darin,
damit begann, für die Großherzogin eine Komposition zu
die Gruppe des Heinrich von Ofterdingen und de
mit ihrem Mantel deckenden Landgräfin darstell
zugleich ein Anzeichen dafür, daß diese Episode der Sage
im Gegensatz zu seiner Auffassung in dem Frankfurter B
den Vordergrund seiner Gedanken getreten war. Nichts
damals näher, als sich selbst in Heinrich von Ofterdin
da auch er sich gegen manche ihm mißgünstig Gesinnte
und deshalb einer mächtigen Stütze für sich und seine
die er an dem Weimaraner Hof zu finden hoffte. So
lebtes, was er in jener Gruppe zur Erscheinung brachte.
Erlebtes künstlerisch zu verwerten, war überhaupt eine de
würdigsten Eigenschaften Schwinds, die er mit Goeth
Zeichnung ist leicht mit Sepia auf weißes Papier getusch
ergreifender Lebendigkeit als edler Form.[12]) Ich sah
noch in seinem Atelier, bevor er sie nebst einem Br
14. Dezember 1849[13]) und der großen Zeichnung der
an Herrn von Schober nach Weimar schickte, mit dem
der Erbprinzessin zu übergeben, erstere der Großherzogin.
hatten indessen vorerst keinen weiteren Erfolg, als daß
Hof erneut in der Anschauung bestärkten, daß kein ani
wie Schwind die Eigenschaften besitze, welche bei der Au
Wartburg in Betracht kommen müßten.

Aber damit sollte es noch gute Weile haben. Di
ruhen, die durch die Jahre 1848 und 1849 hervorgerufen
hatten auch die Restaurierungsarbeiten auf der Wartb
sameres Tempo versetzt, zum andauernden Unbehagen
hafter Ungeduld auf eine Entscheidung harrenden Künstler
1852 schrieb mir Schwind ganz entmutigt:

„Von Weimar erhielt ich einen Brief des Inhalts
die Wahl meiner Person einig sei, aber kein Geld hab

[12]) Ich besitze ein von Schwind mir im November 1849
auf dessen Rückseite ein erster Entwurf mit wenigen Federstrichen

[13]) Dieser Brief ist abgedruckt bei Holland a. a. O. S. 122

scheinlich erst nach meinem Tode wird anfangen können. Da schauen Sie denn zu, daß Sie daran kommen. Meine Stimme haben Sie."

Endlich konnte Schwind mir am 21. Nov. 1852 nach Rom schreiben:

„Mit der Wartburg, von welcher ich bis jetzt absichtlich geschwiegen habe, steht es so: es ist vereinbart, daß der Erbgroßherzog drei Jahre lang je 3000 Thaler geben will. Ein Brief von mir liegt in Weimar und wartet der Heimkunft des Trefflichen, worin ich in ihn dringe, die Sache für 1854 richtig zu machen oder mich zu dispensieren. Nun heißt es aber warten wie auf manches Andere." Wiederum schrieb mir Schwind am 26. Dezember: „Der Erbgroßherzog ist in Wien, wird also bald in Weimar eintreffen, wo dann eine Entscheidung bald erfolgen könnte. Werden sehen." Aber sie blieb vorerst immer noch aus und am 2. Februar 1853 schreibt Schwind:

„Liebster Freund Donner! Wir sind vollkommen einverstanden mit Ihrem Vorsatz, sich gründlich zu curiren und der Inhalt aller unsrer Gedanken an Sie ist der herzliche Wunsch, daß baldige und nachhaltige Besserung eintrete. Über Ihre unfreiwillige Unthätigkeit trösten Sie sich; wir erfinden Ihnen unterdessen den richtigen Kreidegrund und eine Malart darauf, die so einfach und schnell ist, daß Sie das Versäumte bald sollen nachgeholt haben. Albert Zimmermann hat prächtige Erfolge herausgebracht und an meiner nächsten Arbeit mache ich mich dahinter — wenn mich das Schicksal nicht an eine Wand setzt, wo dann freilich das schönste Frescomalen in Anwendung kommen muß. Es wird sich jetzt in kurzem entscheiden, ob der Erbgroßherzog von Weimar Ernst machen will. Nöthigenfalls gehe ich nach Weimar."

Am 27. Februar 1853 berichtet mir der Meister wieder:

„Die Reise nach Weimar ist aufgegeben, erfolgt aber, wenn das Wetter besser ist, um Ostern. Es scheint gar nichts zu machen zu sein aus Mangel an Geld und gänzlicher Gedächtnislosigkeit für jede Art von Verabredung." Ebenso entmutigt klangen Schwinds Worte in dem folgenden Brief vom 24. März 1853: „Was mit der Wartburg werden soll, weiß Gott. Mich schauts nicht mehr so an, daß ich drum ein paar Sommer von Haus gehen möchte; ich kanns aber doch nicht von der Thür weisen, da ich das Geld ansehen muß."

Seinen Plan, persönlich in Weimar die schwebenden Angelegenheiten wenn möglich zu fördern, führte Schwind im Mai 1853 auch aus.[14])

[14]) Laut einem Brief an Schober — vgl. Holland a. a. O. S. 138 — vom 29. Mai 1852 hatte Schwind gehofft, schon am 1. Mai 1853 die Arbeiten auf der Wartburg beginnen zu können.

In einem nach seiner Rückkehr aus München an mich gerichteten Brief nach Messina vom 27. Mai erzählt er mir die höchst interessante Geschichte seiner Zeichnung zu dem für den Grafen O'Donnel geplanten Ehrenschild und seiner Reise nach Wien, um die Zeichnung dort vorzulegen.[15]) Dann fährt er fort:

„In dem herrlichen Prag hielt ich mich einen Tag auf, in Dresden anderthalb, in Leipzig einen Abend. In Weimar gab mir der Prinz ein Rendez-vous am römischen Hause und im Park wandelnd wurde ausgemacht, ich solle Tags darauf auf die Wartburg fahren, er wolle von der Mama Geld begehren. Ich fand die Restauration des oberen Saals, der bisher zum Malen bestimmt war, dermaßen schauderhaft, daß ich mit der Erklärung zurückkehrte, unter den obwaltenden Umständen sei es Schade um des Prinzen Geld und meine Zeit. Der Prinz war sehr bestürzt, bewilligte aber zwei kleinere Säle im ersten Stock. Im Contractmachen befindet sich noch ein kleiner Haken von Skizzen und deren Begutachtung. Vederemo! Plagen lasse ich mich nicht. Erfreulich ist die Aussicht auf die Composition eines großen Fensters für den Cölner Dom, die Legende des heil. Georgs enthaltend. Die Aussicht auf die Calabrische Küste kann Ihnen kaum reizender sein."

Wie sehr Schwind durch alle erlebten hin und her schwankenden Hoffnungen und Enttäuschungen bis zu dem endlichen Abschluß eines Vertrages moralisch ermüdet und abgespannt war, das geht aus einem Brief an mich vom 25. September 1853 hervor, in welchem er schreibt: „Ich sage es Ihnen ganz aufrichtig, jetzt wo ich den Wartburg-Contract in der Tasche habe, ich wollte ich hätte meinen Frieden und ein leidliches Auskommen. Übrigens versteht sich, daß ich Ihnen so lange als irgend möglich ist, Ihren Mitarbeiterplatz offen halte. Freies Quartier auf der Wartburg giebt der Großherzog, leidliches Monatsgeld geb ich. Wenns aber nichts wird, darfs Ihnen auch nicht leid sein. Da ich schon einen Monat für Weimar gelesen und gearbeitet habe, halte ich mich für vollkommen berechtigt, den Monat October als mein anzusehen."

Während der Verhandlungen in den Sommermonaten zwecks Feststellung des Programmes für die auszuführenden Malereien fand am

[15]) Die Zeichnung zu diesem Schild, mit welchem der Graf O'Donnel für seine Rettung des Kaisers von Österreich von einer Vereinigung von Beitragenden beschenkt werden sollte, war Schwind von dem österreichischen Gesandten in München bestellt worden. Sie fand in Wien lebhaften Beifall; aber da man den von Schwind geforderten Preis auf ein Minimum reduziert zu sehen wünschte, brach Schwind sehr empört die Verhandlungen ab, machte die Zeichnung dem Grafen O'Donnel zum Geschenk und verließ Wien.

8. Juli 1853 der Tod des Großherzogs Karl Friedrich statt und der Regierungsantritt des Erbprinzen Karl Alexander. Hierdurch war auch eine raschere Erledigung der schwebenden Fragen herbeigeführt worden. Das Programm lernen wir am besten durch folgenden Brief Schwinds vom 17. Dezember 1853 kennen:

„Liebster Freund Donner! ..... Die Aussicht auf Ihre baldige Rückkehr gehört jetzt zu den Dingen, an welchen wir uns erfrischen. Können Sie es irgendwie drehen, daß Sie über München kommen, desto besser; wo nicht, ein Besuch in Wiesbaden ist nichts undenkbares,[16]) ein Zusammentreffen auf der Wartburg 1855 wenigstens nichts unmögliches. Das Schicksal fährt fort, seine alten Schwänke an mir zu üben und mich mit Zurücksetzungen, Täuschungen und Ärger reichlichst zu regalieren. Pourtant erwache ich noch alle Morgen mit Freude zur Arbeit, muß aber gestehen, daß ich es nicht mehr lange so aushalten kann; das fühl ich deutlich. Für die Wartburg ist jetzt Manches fertig. 7 kleine Medaillons 2'D., die 7 Werke der Barmherzigkeit ausgeübt von der heil. Elisabeth vorstellen, scheinen mir nicht übel, wenigstens machten sie schon auf wildfremde Menschen einen erfreulichen Eindruck. Die 6 Bilder aus ihrer Lebensgeschichte sind angeordnet und ich komme diese Woche daran, die Zeichnungen anzufangen, die ich für die Pausen vergrößern lasse.[17]) Von den Geschichtlichen, deren 8 einen Fries in dem Landgrafenzimmer bilden sollen, sind 3 componirt und angemalt. Ich zeichne einen Contur in der Größe der Bilder, weiter nichts, da ich 3 der vielen Bäume wegen selbst malen muß — die andern 5 malen Sie 1855, können auch die drei fehlenden componiren, wenn Sie

[16]) Ich hatte Schwind mitgeteilt, daß ich den Winter 1853—54 noch in Palermo zuzubringen gedächte und — da sich keine Fortschritte im Zustand meines Kniees zeigten — die Absicht hätte, im Frühjahr auf kürzestem Wege per Dampfboot Palermo—Marseille nach Deutschland zurückzukehren und sogleich eine Kur in Wiesbaden zu beginnen. So kam es auch, und ich hatte das Glück, daselbst in der ersten Maiwoche den Besuch Schwinds zu erhalten, der auf seiner Reise nach der Wartburg diesen Umweg nicht gescheut hatte, um mir seine Entwürfe für die Wartburg zu zeigen. Meine Mithilfe bei deren Ausführung war für diesen Sommer ausgeschlossen. Die Kur in Wiesbaden erwies sich als fast ganz erfolglos; eine zweite, im Spätsommer in Gastein gebrauchte, gestattete Hoffnungen für den Sommer 1855, die sich jedoch auch nicht erfüllten, da ich weder im Stehen noch sitzend mit gekrümmtem Knie anhaltend arbeiten konnte. Doch brachte ich die Zeit vom 6. August bis 6. September 1855 bei Schwind auf der Wartburg zu, beglückt durch das Zusammenleben mit dem verehrten Meister und meinem Studiengenossen Karl Moßdorf aus Altenburg, dessen Mitarbeit Schwind für den ganzen Sommer 1855 in Anspruch genommen hatte.

wollen. Für 1854 fahnde ich auf Hülfe; mit M..... wäre angenehm zu leben und alles; aber das garstige liebt er gar zu zärtlich und erschrickt immer, wenn man ihm etwas sagt. Ich muß einen haben, der mir wirklich hilft, nicht einen, dem ich helfen soll."

In diesem Briefe ist aber ein Hauptpunkt gar nicht erwähnt, nämlich der, daß auch eine Darstellung des Sängerkrieges in Aussicht genommen war, für welche Schwind aber bei der Unsicherheit der ganzen Sache bis dahin noch keine Zeichnung gemacht hatte. Er nahm sie erst in Angriff, nachdem er im Sommer 1854 den Fries im Landgrafenzimmer ausgeführt hatte, und erst am 24. Dezember 1854 konnte er mir mitteilen: „Die Composition des Sängerkrieges ist fertig und geht nebst Bericht morgen nach Weimar ab. Dazwischen habe ich Christus, Maria, Johannes für die Glasmalerei gezeichnet zu den zwölf Aposteln, die ich vorigen Winter machte. Es geht jetzt an den Contur des Sängerkrieges, 18′ breit, 9′ hoch ..... Ihr alter Freund Schwind."

Wir sind hiermit nach der vorausgeschickten Schilderung der Schwierigkeiten, der geistigen Aufregungen und wahren Seelenleiden, die für Schwind mit der erneuten Aufnahme der Darstellung des Sängerkrieges verknüpft waren, an dem Punkt angelangt, der uns gestattet, den höchst interessanten Unterschied zwischen seiner ersten Ausgestaltung des Grundthemas und der zweiten näher ins Auge zu fassen. Hierzu bietet der oben erwähnte Bericht Schwinds an den Großherzog die vorzüglichste Grundlage.[18]) Er lautet:

„Euer Königliche Hoheit

dürften schon Sorge gehabt haben, ob mich die Musen nicht diesmal hätten sitzen lassen. Ich freue mich, daß ich zum Schluß des Jahres Euer königliche Hoheit wenigstens von dieser einen Sorge befreien kann. Ich wollte, ich könnte zum freudigen Anfang dieses Jahres, den ich von Herzen wünsche, alles, was einer Sorge gleicht, in die Flucht schlagen.

Der Zeichnung des Sängerkrieges, die ich die Ehre habe, Euer Königlichen Hoheit zu übersenden, fehlt natürlich das Wirksamste, die Durchbildung der Individualitäten; das wichtigste aber „Vertheilung und Zusammenhang" der Darstellung dem Raume nach ist darin in so weit

[17]) Diese Arbeiten sind in dem Gange des ersten Stockes ausgeführt worden, der zur Kapelle führt.

[18]) Dieser Bericht wird hier, wie alle mitgeteilten Briefstellen zum ersten Male veröffentlicht.

abgeschlossen, als eine Änderung des Distanzpunktes den starken Größenabstand der Vorder- und Hintergrundsfiguren noch etwas mildern wird.

Für die Individualisierung ist übrigens gänzlich vorgesorgt in einer Masse mehr oder weniger leserlicher Entwürfe. In einer Farbenskizze von 6 Fuß Länge habe ich mich außerdem vergewissert, in wie weit die Farbenzusammenstellung etwa von Seiten der Composition gehindert oder gestört wäre. Es fehlt demnach nichts mehr als eine ermutigende Sanktion von Seiten Euer königlichen Hoheit, um an den Carton zu gehen und mit Hülfe der treusten Lehrmeisterin, der Natur, das Krumme grad zu machen.

In Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes, nicht um meiner geringen Person willen, bitte ich Euer königl. Hoheit eine ungestörte und behagliche viertel Stunde daran zu wenden, um das wenige, was ich zur Darstellung meines Ideenganges zu sagen habe, zu lesen und zu erwägen.

Für uns Maler, die wir bei dramatischen Werken — die epische, dramatische und lyrische Form hat in unsrer Kunst sowohl wie in der Poesie ihre Rechte — genöthigt sind, den ganzen Verlauf des Gegenstandes auf einen nämlichen Moment zusammenzudrängen, ist es vor allem nöthig, den ganzen Hergang auf die einfachsten Sätze zu reduciren. So lautet denn meine Aufgabe: Heinrich von Ofterdingen durch den Ausspruch der Mehrzahl (Bitterolf hält zu ihm) verfällt der Abrede gemäß dem Henker. In der höchsten Noth findet er Schutz unter dem Mantel der Landgräfin. Klingsohr, auf dessen Vertheidigung er sich beruft, kommt wunderbarer Weise in einem Tag auf dem Hund Nasion aus Ungarn und besiegt Wolfram von Eschenbach.

Zuerst kommt die Localität in Betracht. Euer Königl. Hoheit erinnern sich, daß im Saale des zweiten Stockwerks unter der Laube der Rückwand noch die zwei Stufen sichtbar sind, auf welchen die Estrade für die landgräfliche Familie mag aufgeschlagen gewesen sein. Euer Königl. Hoheit bemerkten noch selbst, daß zwischen den Bögen die Gestalten der Damen und der Hofleute sich günstig präsentiert haben mögen. Es ist kein Grund zu ersehen, daß im Saal des ersten Stockes vorkommenden Falles eine andre Anordnung sollte in Anwendung gekommen sein. Es ist ebenso wahrscheinlich, ja wahrscheinlicher, daß der Sängerkrieg in dem Saal des ersten Stockes abgehalten worden sei, als im zweiten Stock. Dazu hat er die malerisch günstigere Laube für sich und die voraussätzliche Gewißheit, daß jeder unbefangene Beschauer den

Saal, in welchem die Begebenheit gemalt ist, für den nehmen wird, in dem sie sich zugetragen. Natürlicher ist nichts, als daß auf Bänken rechts und links von der Estrade die streitenden Parteien Platz genommen, wie denn auch die Jenaer Handschrift die Sänger auf einer Bank sitzend darstellt. An der Seite des Eingangs haben die Fremden, an der Seite der Fenster die fürstlichen Gäste, unter den Bögen der Laube das Gefolge der Herrschaft ihren Platz. Das Thüringische und östreichische (Babenberger) Wappen neben der Laube aufgehangen, bezeichnen sowohl die Familien des landgräflichen Ehepaars, als in diesem Fall den Gegenstand der Gesänge. Soviel von der Örtlichkeit.

Ofterdingen hat sich der Landgräfin zu Füßen geworfen, die ihren Mantel zwischen ihn und den Henker hält, der ihm auf der Ferse ist. Ihr Diener, Rudolf von Fargel und sein Neffe, der Prälat von Reinhardsbrunn und der heilige Ludwig, der neben ihr auf den Stufen sitzt, verscheuchen im Sinne der Landgräfin drohend den unheilvollen Henker. Der Landgraf Hermann muß sich passiver verhalten.

Klingsohr, durch die Luft kommend, erschüttert sogleich das triumphierende Vordringen Wolframs. Bitterolf springt ermuthigt auf, den erwarteten und unerwarteten Helfer ankündigend. Walther von der Vogelweide, obgleich von der Gegenparthei, mag froh sein, daß ein so grausamer Ausgang vermieden werden kann. Auf der Seite, wo Wolfram steht, sitzen Reimar von Zwetter noch nach dem Henker schreiend und der alte Schreiber, über den Untergang des Feindes sich aufblähend. Auf der Eingangsseite sind zwei fahrende Sänger mit dem characteristischen schreibenden Knaben, dem Singerling. Erschüttert über das, was geschehen soll, verbirgt er sein Gesicht an der Brust seines erschrockenen Meisters, dessen Gefährte beruhigend auf Klingsohr weist. Zwei Pilger in der Nähe des Henkers dürften zur Bezeichnung des Zeitalters beitragen.

Angenommen, meine Composition sei dramatischer Natur, so wird mir erlaubt sein, mich einiger Paralell-Ausdrücke zu bedienen. Eine Handlung kann nicht damit schließen, daß etwas nicht geschieht. Zum versöhnenden Beschluß ist ein positives nötig, das stehen bleibt.

Es wendet sich die Beziehung von Klingsohr und dem ganzen Handel ab auf die Landgräfin. Kann etwas näher liegen, als in ihr das Bild einer späteren Fürstin desselben Landes zu sehen, eine Fürstin die der Mittelpunkt und der Schutz des deutschen Dichterhofes in Weimar war, gerade wie die thüringische Landgräfin unsres Bildes. Es tr Göthe und Schiller als Jünglinge auf, begeisterte Verehrer der h

schutzreichen Frau, in dieser Verehrung innigst verbundene Freunde, wenn auch sonst himmelweit verschieden. Das Andenken Karl Augusts sei gepriesen, so lange deutsch gesprochen wird; aber das deutsche Mittelalter hat den großen Mann wenig gekümmert, so wenig als Euer königl. Hoheit höchstseligen Vater. Es war Euer königl. Hoheit vorbehalten, die Wartburg und mit ihr die Erinnerung an jene große Zeit in kräftigen Schutz zu nehmen. Es kann von Schmeichelei nicht die Rede sein, wenn Eure königl. Hoheit in eigner Person, umgeben von den Würdezeichen des Großherzogs in Sachsen auf dem Bilde erscheinen, als der Fürst, der preisend hinweist auf die Herrlichkeit einer vergangenen Zeit, überkräftig, gewaltthätig meinethalb, aber die Würde der Frau ehrend, von Poesie durchdrungen und gottesfürchtig.

Eure königl. Hoheit werden gebeten, einen Bleistift zur Hand zu nehmen und hinzuzeichnen oder zu schreiben, wen Höchstdieselben in Ihrer Umgebung porträtirt haben wollen. Für den jungen Mann, der den weißen Falken auf der Faust trägt, würde ich um den schönen Grafen Henkel bitten, und für den mit a bezeichneten Kopf um den trefflichen Arnswald in der Erscheinung eines adlichen Castellans. Seine Verdienste um die Wartburg kenne ich so gut als Einer. Ich war noch Zeuge, wie unermüdlich und ausdauernd er mit einigen Thalern in der Hand so lange an der Wand herumkratzte, bis die eingemauerten Fenster hervorkamen. Von da an war es bedeutend leichter. Es haben noch 2 oder 3 andre Köpfe Platz.

Für meine Wenigkeit bitte ich um das bescheidne Plätzchen im Helldunkel der Treppe in Gesellschaft von Schwendler und Kühnstedt, meiner Freunde, wenn E. k. Hoheit erlauben.

Auf der in der Mitte des Bildes am Boden angebrachten Tafel ist Raum für eine einfache Inschrift, welche besagt, daß in diesem Saale 1207 den sovielten July, dem Geburtstag der Heil. Elisabeth der Sängerkrieg auf der Wartburg abgehalten worden.

Ich glaube E. k. H. Geduld lange genug in Anspruch genommen zu haben und verspare einen detailirten Bericht über die einzelne Individualisirung und die besonderen Beziehungen zum Nibelungenlied auf einen späteren Bericht. Deßgleichen hoffe ich in nicht zu langer Zeit das Leben der Heil. Elisabeth vorlegen zu können, begleitet von einem Abdruck von Thaetters Stich nach „Die Durstigen tränken“. Für „Die Hungrigen speisen“, das nie recht gefallen wollte, habe ich ein neues Motiv gefunden.

Somit empfehle ich meine Arbeit und geringe Per
der Gnade Euer königl. Hoheit und verbleibe in treu

München, 24. Dec. 1854.

Euer königlichen Hoheit unterthä
Moritz von Schwin

Diesem Bericht des Meisters ist nur weniges ergänze
Hervorzuheben ist insbesondere, daß die zweite Kompo
mit der ersten Frankfurter, als etwas durchaus Neues
durch die allgemeine räumliche Anordnung, wie durch die
gebrachten Momente, welche von höchster dramatischer W
diese zu erreichen, mußte auch Schwind Gebrauch von f
poetischen Freiheit machen, und er schreckte davor nicht
blieb treu innerhalb der von der Sage vorgezeichneten G
Richard Wagner, der durch seine Vermengung verschied
und kühnstes Ignorieren historischer Tatsachen im Pul
erwähnte Verwirrung veranlaßt hatte. Im Hinblick hier
es auch für notwendig gehalten, auf der Tafel an der S
die Inschrift anzubringen: „In diesem Saale wurd
streit gehalten den 7ten Juli 1207 am Geburts
Elisabeth."

Schwind aber hat es durch die poetische Freiheit, d
in der genialsten Weise ermöglicht, den ganzen Umfan
Hauptepisoden bestehenden Sage, nämlich aus der Flucht
unter den schützenden Mantel der Landgräfin uni
rettenden Erscheinen des Zauberers Klingsor in
Moment zusammenzufassen, indem er den letzteren, in
der höchsten Bedrängnis Heinrichs, von seinem dienend
in Hundegestalt auf einer Wolke getragen in den Saa
läßt. Man wird zugeben müssen, daß, wenn wir uns
die Reise Klingsors von Siebenbürgen nach Eisenach
gefallen lassen, wir Klingsors Geistern wohl kaum die Fäh
dürfen, dieses Wunder auch in einigen Minuten zu voll
unerwartete Erscheinen Klingsors ruft denn auch unter
auf der linken Seite des Bildes die größte Aufregung he
der auch hier als ein Osterdingen wohlgesinnter Freun
ist von seinem Sitz aufgesprungen und weist triumphiere
hin, während Wolfram, im Zentrum des Bildes rechts
prallt, wie wenn ihm der Boden unter den Füßen schw

der Anwesenden hat Klingsor noch gar nicht bemerkt, namentlich jene auf der rechten Bildseite; sie wenden ihre Aufmerksamkeit noch der Haupthandlung im Zentrum zu, nämlich der Gruppe der Landgräfin und des vor ihr knieenden, schutzerflehenden Ofterdingen.[19]) Hierdurch erscheint der ganze Vorgang als ein so durchaus momentaner, so ungemein dramatisch bewegter und durch die Fülle der in ihm dargestellten schönen Frauen- und charaktervollen Männergestalten als ein so reizvoller, daß man in diesem Werke die erfindende Kraft des Künstlers und zugleich seinen Schönheitssinn wie seine Fähigkeit, Charaktere zu gestalten, nicht genug bewundern kann.[20])

Was den Reiz des Figürlichen in diesem zweiten Gemälde des Sängerkrieges noch erhöht, ist der Umstand, daß Schwind erst bei ihm in der Lage war, die Handlung auch in die räumliche Umgebung einordnen zu können, die mutmaßlich ihr Schauplatz gewesen ist. Da diese Architektur eine ungemein edle und für die Zeit charakteristische ist und die Komposition sich ungezwungen in sie einfügt, so bringt dieses harmonische Ineinandergreifen in dem Beschauer, ihm unbewußt, den Eindruck von etwas Wirklichem, etwas Erlebtem, hervor.

Schwind bewältigte diese immense Aufgabe mit nur geringer Hilfe in der kurzen Zeit vom 26. Juni bis Mitte September, also in ca. $2^1/_2$ Monaten, eine wahrhaft staunenswerte Leistung![21])

* * *

In den vorstehenden Seiten glaube ich meiner eingangs ausgesprochenen Absicht gerecht geworden zu sein, nämlich der: aus meinen persönlichen Erinnerungen und Anschauungen das allmähliche Werden eines der Hauptwerke Meister Moritz von Schwinds zu zeigen, eines

[19]) Wie ernst es der Künstler mit der Gestaltung dieser Gruppe nahm, zeigen sechs verschiedenartige Entwürfe, die sich in meinem Besitz befinden.

[20]) Die letztgenannte Eigenschaft tritt durchaus nicht befriedigend in der von der Firma Rud. Schuster hergestellten Heliogravüre hervor, wie überhaupt manches in dieser, wohl durch die Schwierigkeiten der Aufnahme und die notwendigen Retouchen herbeigeführt, nicht ganz dem Eindrucke des Bildes selbst entspricht. Doch bleibt die Herstellung dieses Blattes eine dankenswerte Arbeit.

[21]) Zuvor hatte Schwind noch das Rosenwunder der heil. Elisabeth im Gang zur Kapelle gemalt, während sonst der Hauptsache nach die übrigen Bilder in diesem Gange von den Malern Karl Moßdorf und August Spieß ausgeführt wurden. Letzterer verließ die Wartburg unmittelbar nach meiner Ankunft; Moßdorf arbeitete nach Vollendung der Elisabethbilder noch mit Schwind an dem Sängerkriege. Ich malte an demselben nur die knieende Knabenfigur mit dem sächsischen Wappenschild in der untern Bildecke rechts.

Werkes, mit welchem er sich von 1838 an — und höchst wahrscheinlich schon einige Jahre vor dieser Zeit — bis 1855, also ca. zwanzig Jahre hindurch beschäftigt hatte, bis diese Frucht seines Denkens und Sinnens zu vollständiger Reife gediehen war.

Ich weiß aus seinem Munde, daß seine anderen Hauptwerke: die Symphonie, das Aschenbrödel, die sieben Raben, die Melusine und seine Zauberflöte-Bilder, alle lange in seiner Seele schlummerten, bis sie von ihm erweckt und aus dem Traumleben zu wirklichen, lebensvollen Gestaltungen wurden. Dies ist bewundernswürdig bei einem Künstler, welchem sein Genius wie kaum einem andern zugleich die Kraft unmittelbarster Eingebung und schlagfertigster Ausführung verliehen hatte; es zeigt uns, welchem reichen Born ächtesten, künstlerischen Empfindens sowohl sein Zögern, wie sein rasches Ergreifen floß.

In Dankbarkeit und Bewunderung wird stets unsere Nation Moritz von Schwinds gedenken müssen, dem es vergönnt war, den in aller Herzen lebenden Schatz deutscher Märchen und Sagen für die Kunst zu heben und ihn in Bildern voll Schönheit und Anmut zu wirklicher, lebensvoller Anschauung zu bringen!

Die blauen Blumen am Wege
Blühen und lächeln mich an
Und wundern sich, daß man leben
Und doch nicht lächeln kann.

Die Vöglein in den Zweigen
Singen zum Himmel hinan
Und wundern sich, daß man leben
Und doch nicht singen kann.

Ich aber schaue sie beide
Mit trüben Blicken an
Und wund're mich, daß man auf Erden
So lächeln und singen kann.

Aus: Gedichte von Louis Engelbrecht. Verlag von Benno Goeritz, Braunschweig.

Die Frauenbewegung und ihre soziale Bedeutung.

Von

Helene Lange.

Wir Deutsche sind die Theoretiker par excellence. Der Spott Börnes, daß der Deutsche erst Chemie studiert, wenn er einen Fettfleck aus seinem Rock entfernen will, entbehrt nicht der tatsächlichen Grundlage. Und was da „hinten weit in der Türkei" geschieht, das besonders ist uns ein Gegenstand nicht unbehaglichen Philosophierens und Diskutierens.

Wenn einerseits diese echt deutsche Neigung, die Dinge prinzipiell zu nehmen und philosophisch zu werten, unserm Volk seine bedeutungsvolle Stelle im Kulturleben der Nationen gibt, so kann es andrerseits auch wohl geschehen, daß Dinge greifbare Gestalt gewinnen, ehe die Erörterung über ihre Existenzberechtigung abgeschlossen ist, und daß an die eigenen Tore pocht, was man noch am Bosporus glaubte. So ist es mit dem großen sozialen Problem gegangen, aus dem die alle Kulturländer umfassende Frauenbewegung erwuchs und das man mit dem Sammelbegriff der „Frauenfrage" zu bezeichnen pflegt.

Unsere wissenschaftliche Aristokratie hat sich mit dem Problem eigentlich erst beschäftigt, als das Buch von John Stuart Mill über die Hörigkeit der Frau in Deutschland bekannt wurde. Wohl hatten liberale Politiker der sechziger Jahre, Holtzendorff, Schulze-Delitzsch, Wirth, Lette, der „Frauenfrage" ein tatkräftiges Interesse zugewandt, das der einen Seite des Problems, der wirtschaftlichen, eine allgemeinere Beachtung sicherte. Aber die Zugeständnisse, die sie im Sinne einer größeren Berufsfreiheit der Frau erzwingen halfen, galten doch nur der nicht zu leugnenden materiellen Notlage, nicht einem Prinzip, nicht den geistigen Ansprüchen, die in der Frauenbewegung bereits zur Geltung gekommen waren. Ja, man meinte, mit den Gelegenheiten zu einer erweiterten Berufsbildung, die man den Frauen hier und da schuf, die Lösung der Frauenfrage so gut eingeleitet zu haben, daß sie bald ganz beseitigt sein würde. Im Anfang der siebziger Jahre ist die Wendung beliebt: „die Frauenfrage, sofern noch von einer solchen die Rede sein kann".

Um dieselbe Zeit wurde das Buch John Stuart Mills land bekannt. Der angesehene Philosoph und Staatsmann andere Autorität, als die wenigen Frauen, die damals scho gemeinen deutschen Frauenverein" zusammengeschlosse tieferen, ideellen Bedeutung der Frauenfrage festhielten. Ma mit ihm auseinandersetzen. Und er zeigte die Sache in neuer Die wirtschaftliche Befreiung der Frau erscheint ihm nur al in einem großen Programm, das aus der geistigen, soziale schaftlichen Entwicklung der Kulturvölker hervorgegangen ist Geringeres verlangt, als eine Revision der Stellung der Fr Gebieten ihres persönlichen und sozialen Lebens. Auf die Frage scheint ihm nur eine Antwort möglich: die forr berechtigung der Geschlechter.

Um diese Formel für den Inhalt der Frauenbewegu sich nun in Deutschland eine schier endlose Erörterung, die f an den wirklichen Tatsachen vorüberging und aus persönlichen und Antipathien sittliche und soziologische Gesetze schmiedete. S emanzipation", die wie in der verfallenden Antike „aus de der Überbildung" emporgestiegen sei, glaubt Treitschke d abtun zu können, als die Erfindung „überstudierter Nation und „unglücklicher Blaustrümpfe" ein bekannter Theologe „Jungfernfrage" spricht der eine, von einer sozialistischen der Gesellschaft der andere. Uns fällt immer wieder auf, ein Problem gehandhabt wird, das seinem Wesen nach akademisch ist, so ganz auf dem Boden der Wirklichkeit erw

Seit diesen ersten Erörterungen hat man aus allerlei des politischen und sozialen Lebens in soziologischen Frage gelernt. Man hat sich die Ehrfurcht vor den Tatsachen e deren Macht fromme Wünsche zu schanden werden, und n diese Tatsachen und die ihnen innewohnende Gesetzmäßigke lernen. Wenn in der Erörterung über die Frauenfrage dies sinn bis in unsere Tage nicht so ausschlaggebend gewesen manchem andern Gebiet, so liegt das sicherlich vor allem d schwer war, sich hier den Überblick über das Gewordene und d zu verschaffen.

Jetzt, wo durch die gemeinsame Arbeit sachkundiger Pe aus allen in Frage kommenden Kulturländern ein erster Versu

[1]) Es ist das monumentale „Handbuch der Frauenbewegung", von Helene Lange und Gertrud Bäumer, Verlag von W. Moeser

ist, dieses geschichtliche Material gesammelt der Beurteilung darzubieten, ist es leichter geworden, Ursachen, Wesen und Ziel der Frauenbewegung aus ihrer historischen Erscheinung wirklich zutreffend zu erfassen.

* * *

Da zeigt sich uns zunächst die Tatsache, daß der Gedanke der Frauenbewegung der wirtschaftlichen Frauenfrage vorangegangen ist, sich nicht erst aus ihr ergeben hat. Die materialistische Geschichtsauffassung wäre durch die Entwicklung der Frauenbewegung durchaus ad absurdum zu führen. Es ist vielmehr der Niederschlag der großen geistigen Umwälzung, durch die am Ende des 18. Jahrhunderts die Ansprüche des Einzelnen, des Individuums an Staat und Gesellschaft zu einer neuen Bedeutung kamen, aus dem sich ein neuer Wertmesser auch für die Stellung der Frau und eine neue Auffassung ihrer Aufgaben ergab.

Es wird für die landläufige Betrachtung vielleicht eine Überraschung sein, zu sehen, wie bei den ersten Frauen, die in den einzelnen Ländern die Sphäre ihres Geschlechts zu eng fanden, das Bewußtsein einer Frauennot, einer wirtschaftlichen Frauenfrage, gar nicht vorhanden war. Dem entspricht auch die Erscheinung, daß die Frauenbewegung etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts, hier früher, dort später, in Ländern mit den verschiedensten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, in Ländern mit Frauenüberschuß und solchen, in denen, wie in den Vereinigten Staaten, die Frauen ganz bedeutend in der Minderzahl waren, ganz spontan erwacht. Meist sind es die großen sozialen Bewegungen der vierziger und fünfziger Jahre, die die Frauen aus dem engen Kreis ihrer häuslichen und persönlichen Interessen herausreißen und zur unmittelbaren Teilnahme an den Schicksalen des Volkes, der Gesamtheit heranziehen. So war es in den Vereinigten Staaten, in Deutschland, in Italien. Die Frauen folgten dem mächtigen Appell einer bewegten Zeit an ihr soziales Empfinden ohne irgend eine bewußte Absicht zu einer „Frauenbewegung". Und erst an dem Widerstand, auf den sie stoßen, entzündet sich das Gefühl, daß durch Sitte und Gesetz dem neuen Lebensdrang zu enge Schranken errichtet sind. So wird für sie die „Frauenfrage" zum erstenmal auf-

---

Berlin S 14, in seinen vier, auch einzeln käuflichen Teilen: I. Teil, Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern (499 Seiten 9 Mk.), II. Teil, Frauenbewegung und soziale Frauentätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten (267 Seiten 5 Mk.), III. Teil, Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern (464 Seiten und 9 Tabellen 8 Mk. 60 Pfg.), IV. Teil, Die deutsche Frau im Beruf (418 Seiten 8 Mk.).
(Anmerkung der Redaktion.)

geworfen. Als die politischen Krisen vorüber waren, ergr
in eigener Sache das Wort.

In den Vereinigten Staaten wurde durch den Gedan
befreiung das politisch-soziale Interesse der Frauen zur
weckt. Von Anfang an fand William Lloyd Garrison
lebhaftesten Wiederhall für sein neues politisches Evan
der jahrzehntelangen Arbeit, in der er die Überzeugungen
Staates zu gewinnen strebte, haben ihm die Frauen mit
Enthusiasmus geholfen. Dabei traten einzelne Quäkerinnen
Gemeinschaft mit dem „Mulier taceat in ecclesia“ längst
auch öffentlich als Rednerinnen für ihre Sache auf. Al
ungeheuerlich. Die Frage, ob die Frau als Parteigän
Rechten geduldet werden solle, führte zu einer Spaltung
der Abolitionisten selbst, und auf dem großen Welt-Anti
der 1840 in London stattfand, wurden verdienstvolle A
in der Sklavensache, Delegierte einzelner amerikanische
als Zuhörer auf die Galerie geschickt, ein Vorgehen,
selbst veranlaßte, seine Beteiligung an dem Kongreß a
beschlossen die Frauen, sobald die große Bewegung, der
gewidmet hatten, sie wieder freigab, für das Recht ihr
beschränkten Teilnahme an Dingen, die sie so tief und
berührten, wie nur irgend einen Mann, mit aller Ent
zutreten. Auf der berühmten Women's Rights Convention
in Seneca-Falls stellten die „Töchter der Revolution“, wie
mit Vorliebe nannten, nach dem Muster der die amerik
begründenden Declaration of Independence von 1776 das
Frauenbewegung auf, das seitdem von immer größere
treten und hier und da ja schon bis zum letzten Pun
politischen Stimmrecht, durchgesetzt ist. Aus dem Urs
wegung erklärt es sich, daß die politische Befreiung der
herein als das höchste Ziel angesehen wurde, zu der
Forderungen nur den Weg bahnen sollten. Es handel
die Verwirklichung eines Staatsideals, dessen Überzeugu
jungen frischen Staatswesen so groß war, daß die Fr
Berufung auf wirtschaftliche Verhältnisse bedurften, um
ihrer Ansprüche zu erweisen.

Und wie hier, so haben in Italien der Kampf
und Unabhängigkeit des Staats, in Finnland das Rin
hauptung der nationalen Eigenart, in Dänemark die Be

der achtundvierziger Bewegung in den Frauen das Bürgerbewußtsein geweckt und dadurch den ersten Anstoß zur Frauenbewegung gegeben.

Auch in Deutschland hat die politische Bewegung von 1848 lange genährte, in dem gesamten deutschen Geistesleben der Jahrhundertwende wurzelnde Lebensanschauungen in die Tat umgesetzt. Hippels Buch von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber, Friedrich Schlegels und Schleiermachers neue Ideale des Weiblichen und des Verhältnisses der Geschlechter, des jungen Deutschlands unreife und burschikose Emanzipationsfehden sind Symptome dafür, daß die alten Anschauungen über die Frau dem gewandelten sittlich-sozialen Empfinden, der neuen moralisch-ästhetischen Kultur irgendwie nicht mehr entsprachen. Die Achtundvierziger wandten sich zum erstenmal mit dem naiven Enthusiasmus, der ihnen eignete, an die Frau als Bürgerin. Und ihr Appell fand einen begeisterten Wiederhall bei der Frau, in der die deutsche Frauenbewegung ihre Mutter sieht, Louise Otto-Peters. Auch sie tritt nicht als „Frauenrechtlerin" in den Kampf der Zeit, sondern sie gesellt sich den kämpfenden Männern als Mitstreiterin, weil ihr die Zukunftsträume dieser Idealisten ebenso heilig, ebenso wertvoll sind und weil sie die Pflicht, ihnen die ganze Kraft ihrer Seele zu weihen, ebenso tief empfindet. Die Frauenbewegung, die sie damals vertrat, ist nur das Bemühen, dieses Verantwortungsgefühl in allen Frauen zu wecken und zu Taten anzuspornen. „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen" ist das Motto der ersten fortschrittlichen deutschen Frauenzeitung. Sicher wäre Louise Otto damals unendlich erstaunt gewesen, wenn man etwas „Männerfeindliches" in ihrem Streben gesehen, wenn man ihr gesagt hätte, sie wolle einen Kampf der Geschlechter um die Macht heraufführen.

Daß es sich ganz im Gegenteil um eine Forderung handele, deren Erfüllung im Interesse der Gesamtheit liegt, das hat England vielleicht von allen Ländern am konsequentesten festgehalten. Männer wie Frauen haben von vornherein das Ziel darin gesehen, wie Anna Jameson es einmal ausdrückt, die durch die Veränderung der sozialen Verhältnisse verloren gegangene „Gemeinsamkeit der Arbeit" zwischen den Geschlechtern wieder herzustellen. Ihr berühmter Brief an Lord Russell, eines der schönsten und reifsten Dokumente der englischen Frauenbewegung, faßt die neuen Forderungen der Frauen dahin zusammen: „Wir bitten nicht, von den Männern getrennt zu werden, sondern ihnen näher kommen zu dürfen, nicht nur als Anhang und Zierat von des Mannes äußerer Existenz, sondern als ein Teil seines Lebens angesehen zu werden und alles dessen, was in den wahren Sinn dieses Wortes eingeschlossen ist".

In England vollzog sich die Anpassung der sozial
an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse ohne so
Krisen, wie die achtundvierziger Bewegung auf dem
auch hier erwächst aus dieser allmählichen Entwicklu
Denkens und Empfindens das bürgerliche Selbstbewu
Wenn Anna Jameson eine vollkommene Gemeinsamkeit
Mann und Frau fordert, so denkt sie dabei vor allem
der sozialen Mißstände, die jetzt dem Gewissen der Ges
lich zu werden begannen. Hatte man einmal die Augen
entsetzliche Not und Verwahrlosung, die da unter dem ä
wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung riesenhaft angewachse
einmal an, eine öffentliche Verantwortlichkeit für all d
erkennen, so rief dieses ganze große, neue Arbeitsfeld
förmlich nach der Hilfe der Frau. Und es konnte gar n
als daß die Frau diesen Ruf vernahm, daß sie fühlte,
für ihre Kräfte eine Aufgabe erwachsen war, und daß
diesem Felde eigenster Wesensbetätigung volle Freiheit de
zu haben.

In England tritt deshalb die Zulassung zur komm
tätigkeit als eine der ersten Forderungen der Frauen
finden wir, wie in keinem andern Lande des Kontinents
Frau in allen Zweigen kommunaler Arbeit vertreten. 1
pflege hinaus nahm man schon im Jahre 1870 Frauen
Schulverwaltungsbehörden auf, im Jahre 1869 wurde
und passive Gemeindewahlrecht verliehen, und seitdem
von Frauen in allen Kommissionen städtischer Verwaltun
allem in der Wohnungs- und Sanitätsinspektion der gr
dem Lande auch hier und da sogar als Gemeindevorsteh
tritt der Frau in das öffentliche Leben der Kommune
der Frage des politischen Frauenwahlrechts, die John
Jahre 1867 zum erstenmal vor das Parlament brachte,
Bedeutung gegeben. Sie hat das Parlament seitdem mi
brechungen jedes Jahr beschäftigt, und die Listen der Fr
vereine über ihre Freunde und Gegner im Parlament
stimmung im Jahre 1897 bei der zweiten Lesung der Fr
vorlage (die dritte wurde durch eine Obstruktion verhin
die Majorität des Unterhauses auf der Seite der Frauen

Einen ähnlichen Entwicklungsgang hat die Beteil
am kommunalen Leben auch in andern Ländern genomm

land ist dabei fast durchweg Deutschland vorangegangen. Während bei uns Armen- und Waisenpflege immer noch die einzigen Gebiete sind, auf denen Frauen zu bürgerlichen Pflichten ehrenamtlich herangezogen werden, gehören sie in fast allen europäischen Staaten bereits den kommunalen Schulverwaltungen an. Überall hat der Wunsch, die übernommene Pflicht auch unter voller eigener Verantwortung zu leisten, die Frauen aus den unselbständigen Stellungen, die man ihnen erst einräumte, allmählich zu einem weiteren Wirkungskreis geführt, und man hat ihnen zu den Pflichten die Rechte gegeben. Auch bei uns in Deutschland wächst ja die Beteiligung der Frau an der Waisen- und Armenpflege nicht nur quantitativ, sondern auch insofern, als sie hier und da von der nicht stimmberechtigten Hilfskraft zur vollwertigen Beamtin gemacht wird. Eine badische Stadt hat kürzlich auch ein Ortsstatut geschaffen, das der Lehrerin Sitz und Stimme im Schulvorstand sichert, und die deutsche Frauenbewegung betrachtet es als eine ihrer nächsten Aufgaben, den Interessen der Mädchenschule durch die Frau in der kommunalen Schulverwaltung ihre natürliche Vertretung zu verschaffen.

* * *

Noch ein anderer Faktor, der überall bei der Entstehung der Frauenbewegung seine Rolle spielt, tritt da, wo keine politisch-sozialen Kämpfe ihren Ursprung begleiten, deutlicher hervor: das Bedürfnis nach einer vertieften Bildung. England z. B. verzeichnet auf diesem Gebiet die allerersten praktischen Erfolge. Es ist die 1848 vollzogene Gründung von Queen's College, einer Art Fortbildungsanstalt, in der erwachsene Frauen ihre geringen Schulkenntnisse durch wissenschaftliches Studium erweitern konnten. Der außerordentlich rege Besuch dieser Veranstaltung zeigte, wo der neuerwachte Drang nach einer tieferen und edleren Lebenserfüllung zunächst Befriedigung suchte. Mit der zunehmenden Sozialisierung aller geistigen Kultur, die Tausende in das geistige Leben hineinzieht, die sonst draußen standen, erwacht in den Frauen das menschliche Bedürfnis, diese neuen Güter mit zu genießen, die neuen Lebensfaktoren sich auch aneignen zu können. Die spätere Führerin der englischen Stimmrechtsbewegung, Lydia Becker, begann ihre Arbeit für die Hebung der Frauen damit, daß sie einen Lesezirkel gründete, in dem man gemeinsam Darwin studierte.

In Rußland ist der Bildungsdurst der Frau bis heute die treibende Kraft der ganzen Frauenbewegung und der Kampf um volle Bildungsfreiheit ihr eigentlicher Inhalt.

Und auch in anderen Ländern, vor allem auch in Deutschland selbst, tritt in der allerersten Phase der Bewegung dies Bedürfnis nach erhöhter Bildung, nach der Möglichkeit intellektueller Selbständigkeit in den Vordergrund. Denn die erste praktische Forderung, die Louise Otto aus ihrem Programm von der „Frau als Bürgerin" ableitete, ist die einer besonders nach der politischen Seite hin vertieften Bildung. Und die ersten Ansprüche, mit denen die skandinavischen Führerinnen, Camilla Collett, Fredrika Bremer, Mathilde Fibiger als literarische Vertreterinnen einer neuen Zeit hervortreten, gehen dahin, daß der Frau die Tore zu den edelsten Schätzen der Kultur auch aufgetan werden möchten. All diesen Frauen steht nichts so fern, als der Begriff der „Frauenrechtelei", sie sind sich gar nicht bewußt, daß die Güter, die sie begehren, als Privilegien des Mannes ihnen vorenthalten werden könnten, sie gehen gar nicht von dem Gesichtspunkt einer abstrakten Gerechtigkeit aus: „ich will das, weil es der Mann besitzt" — sie greifen einfach nach dem, was ihnen aus der sittlichen Gesamtanschauung der Zeit heraus als Lebenswert erscheinen muß. Sie fühlen, daß ihnen die Möglichkeit fehlt, den geistigen Ansprüchen der Zeit gerecht zu werden, und sie suchen sich diese Möglichkeit zu schaffen. Vielfach hat man gerade auf diesem Gebiet es auch nicht zu jenem Kampf kommen lassen, der bei uns in Deutschland noch heute nicht ausgefochten ist. In den meisten Ländern, in Italien, den skandinavischen Reichen, Holland, Frankreich, der Schweiz, ja Spanien und Griechenland ist der ersten Frau, die den Wunsch äußerte, die Universität anstandslos erschlossen worden, und eine Bildungsbewegung hat auch um den Sekundärunterricht nicht eigentlich entstehen können, weil dem neuen Streben ohne Widerstand ruhig entsprochen wurde. Alle die prinzipiellen Bedenken, die bei uns laut geworden sind, die Gefahren des Frauenstudiums für die männlichen Berufsaussichten, oder der verschärften intellektuellen Schulung der Frau für ihre weiblich-mütterlichen Eigenschaften sind dort durch die praktische Entwicklung ohne Schwierigkeiten überwunden. Und die Frauenbewegung hat dort nicht den Charakter einer allgemeinen Kulturbewegung verloren, von der die Geschlechter gleichmäßig berührt werden.

* * *

Die unschöne und für beide Teile so unerquickliche Form eines Kampfes zwischen den Geschlechtern, hat die Frauenbewegung vor allem da angenommen, wo ihre materielle Seite in Frage kam. Die wirtschaftlichen Faktoren sind in doppelter Hinsicht mit der Entwicklung der Frauenfrage

verknüpft. Einmal — das ist die unwesentlichere Seite —, insofern sie der hauswirtschaftlichen Produktionssphäre eine Menge von Aufgaben entzogen, den Bedarf des Hauses an Arbeitskräften einschränkten und gleichzeitig die Heiratsmöglichkeit in den mittleren Ständen so verringerten und hinausschoben, daß die Menge der für die Gesellschaft so zu sagen überflüssigen Frauen im Mittelstande dauernd stieg. Teils die wirtschaftliche Notwendigkeit, teils die begreifliche Sehnsucht nach einer menschenwürdigen Lebenserfüllung drängt diese Frauen in das Berufsleben. Die Forderung der Freiheit der Berufswahl ist die Formel, in der sie aus ihrer besonderen Lage heraus den Gedanken der Frauenbewegung ausprägten. Es ist ein Mißverständnis, wenn es als ein Dogma der Frauenbewegung hingestellt wird, daß jede Frau erst durch den Beruf so zu sagen zum Menschen werde, und als ein Ziel, die ganze menschliche Arbeit gewissermaßen mechanisch gleichmäßig unter die Geschlechter zu verteilen. Vielmehr berührt die Berufsfrage den Inhalt der Frauenbewegung nur insofern, als das gesteigerte Persönlichkeitsgefühl der Frau nicht auf eine individuelle Betätigung ihrer Kraft verzichten kann, falls die Ehe ihr diese nicht gewährt, und als sie in der Berufswahl der Richtung und der Art ihrer Fähigkeiten vollkommen frei folgen will. An und für sich steht die Berufsarbeiterin den Zielen der Frauenbewegung in keiner Weise näher, als die Ehefrau und Mutter. Und ebenso wenig steht und fällt der Gedanke der Frauenbefreiung mit der Versorgung der jetzt überschüssigen Frauen durch Beruf oder Ehe. Die Frauenbewegung ist ihrem inneren Wesen nach unabhängig von der „Jungfernfrage", sie bliebe bestehen, auch wenn das Haus nach wie vor wieder in seine schützenden Mauern alle aufnähme, die jetzt dem Daseinskampf unmittelbar gegenüber gestellt werden.

Von noch schwererer Bedeutung wird die materielle Seite des Problems auf dem ungeheuren Gebiet der proletarischen Frauenarbeit. Hier vor allem, wo der „Beruf" die Frau ihrem Hause ganz entzieht, ihre Kraft doppelt belastet, sie körperlich schwächt und geistig stumpf macht, konnte die Erkenntnis erwachsen, daß die sogenannte „ökonomische Selbständigkeit" keine Befreiung bedeute. Und so sind nach und nach auch die radikalen Theoretikerinnen, die das unbeschränkte „Recht auf Arbeit" für die Frau auch gegen den besonderen gesetzlichen Arbeiterinnenschutz geltend machten, durch die Tatsachen zum Schweigen gebracht — die Tatsachen, die bewiesen, daß dies Recht der Frau auf Arbeit hier praktisch nichts weiter bedeute, als die Auslieferung auch des letzten Restes ihrer Spannkraft und Leistungsfähigkeit an die Industrie. Die

Geschichte der Frauenbewegung zeigt, wie überall da, wo, i
und Italien, die ganze Frauenbewegung aus den Arbei
hervorgegangen ist und von ihnen getragen wird, der gesetzliche
schutz im Vordergrund der Agitation steht, während umgekeh
wo wie in England der Charakter der ganzen Bewegung du
des Mittelstandes bestimmt wird, das Dogma von der
Arbeitsfreiheit bis heute noch nicht überwunden ist. In S
man von vornherein besonnen genug gewesen, dies Dogm
sachen zu prüfen. Eine der ersten Forderungen von Luise
setzliche Regelung der Frauenarbeit — zu einer Zeit, wo
loser Individualismus noch jeden Eingriff des Staats in
verhältnis ablehnte.

Hat die Entwicklung der industriellen Frauenarbeit
spannung einer radikalen Freiheit- und Gleichheit-Theorie
die Ziele, wo immer sie dieser Theorie entsprechend gestellt
geschoben, so hat sie andere Seiten der Frauenbewegnng
legenheit der Massen gemacht und ihnen damit den N
überzeugenden Realität gegeben. In gewaltigen, Tausend
Lohnbewegungen zeigten sich z. B. die praktischen Folgen d
Berufsbildung der Frauen: als ungelernte Arbeiterinn
Erwerbsgebiete zusammengedrängt, unterboten die Frauen
Männer, waren sie hilflos dem Auf und Ab des Wirtschaf
gegeben. Das Elend der Konfektionsarbeiterin ist fast eine
Erscheinung.

In der Lage der erwerbstätigen Frau des vierten S
auch das Mißverhältnis in den Rechten der Ehegatten vor
Fast in allen Ländern knüpft die Reform des Familien
Frau die Verfügung über ihren Arbeitsverdienst sichert, ers
leugbaren Notstände an, wenn auch die Forderung aus id
schon vorher erhoben wurde.

Und schließlich hat auch die Frage der öffentlichen
der Frau durch die Scharen von Arbeiterinnen ihre beson
erhalten. Diese Frauen hatten den wirtschaftlichen Kampf
Bedingungen zu führen, wie die Männer, sie bedurften
Waffen; die immer festere Verkettung aber der wirtschaftl
politischen Fragen hat in allen Staaten die politischen R
wichtigsten und wirksamsten Mittel auch der wirtschaf
behauptung gemacht. So haben z. B. in England die we
Unions folgerichtig auch die Forderung des politischen W

genommen, so wirken in Deutschland die Beschränkungen der Koalitionsfreiheit der Frauen — um nur das Nächstliegende zu erwähnen — hemmend auch auf ihre wirtschaftlichen Interessen.

* * *

In der Zusammenfassung eines so ungeheuren Gebiets wie es die Frauenfrage umschließt, zu einer kurzen Übersicht kann natürlich nicht mehr geboten werden, als Stichproben. Aber vielleicht genügen sie doch, um zu zeigen, daß es sich nicht um eine schnell entstandene und voraussichtlich schnell versiegende Modebewegung handelt, sondern um eine Erscheinung, die mit dem Wesen unserer modernen geistigen und materiellen Kultur vielfach und tief verknüpft ist und die ihre historische Berechtigung durch die Art ihres Verlaufs allen subjektiven Anschauungen gegenüber bewiesen hat. Es handelt sich in der Tat um nichts Geringeres als um eine Bewegung der einen Hälfte der Menschheit, um der anderen bei der Lösung der großen Kulturaufgaben zu helfen, die vom Manne ebenso wenig einseitig gelöst werden können, wie etwa von der Frau allein die Aufgaben des Hauses. Oder, um Harald Höffdings treffende Formel zu gebrauchen: „Was die Frau verlangt, wenn sie sich ‚emanzipieren' will, ist eigentlich das Recht, ihre volle Pflicht im Dienst der Menschheit tun, an den gemeinschaftlichen Aufgaben mitarbeiten zu können." Daß das nicht geschehen kann ohne Freiheit und Verantwortlichkeit, daß es dazu der vollen formalen Rechte bedarf, die der Mann besitzt, ist eine selbstverständliche Wahrheit. Wer daraus folgern will, die Frauenbewegung wolle die Frauen vermännlichen, ist sich über das Wesen formaler Rechte wenig klar. Erst diese Rechte geben die Möglichkeit, eine Eigenart zum Ausdruck zu bringen, ihr den gebührenden Einfluß zu sichern. Daß dieser Einfluß nur in der Richtung geübt werden kann, die die Natur selbst gegeben hat, sollte nicht erst gesagt zu werden brauchen. Die Wesensbestimmtheit der Frau, ihre Mütterlichkeit, ihre ganze weibliche Natur wird den „männlichen" Rechten ihren Inhalt geben und sie zu weiblichen machen.

Von Anfang an ist sich die Frauenbewegung in ihren führenden Geistern der Notwendigkeit dieser Forderungen bewußt gewesen. Schon in ihren ersten Programmartikeln fordert Louise Otto das volle Bürgerrecht auch für die Frau. In der Durchführung dieser Forderung, so weit sie als langjährige unbestrittene Führerin der deutschen Frauenbewegung Einfluß darauf hatte, zeigt sie sich, nachdem die hochfliegende Begeisterung der vierziger Jahre verrauscht war, konsequenter und fähiger

zu historischer Auffassung als John Stuart Mill. Si
deutschen Entwicklung eigentümliche Tempo; sie läßt
zurücktreten, um zunächst die Leistung wirken zu lassen
Selbstbescheidung pflegt sie kleine Anfänge, um die Fr
bescheidenem Kreise an die Erfüllung der über den Fan
an sie herantretenden Pflichten zu gewöhnen. Diese
deutschen Frauenbewegung geblieben.*) Durch die Ver
gedrängt, ist sie ihr ein gutes Erziehungsmittel gen
deutsche Frauenbewegung nur in einzelnen Persönlic
individueller Färbung sieht, die von der Rednertribüne
verkündigen, auch wohl in unhistorischer Art Resulta
wollen, die den deutschen Frauen nur aus ernsthaft
wachsen können, befindet sich in einer groben Täuschun
und da wohl auch ein Stück gewollter Selbsttäuschun
sich gar so bequem auf Grund einzelner Geschmacklos
große Kulturbewegung abweisen. Wer sie kennen lernen
sie bei der Arbeit. Hier werden ihm schon heute Zü
die ein nicht ungünstiges Prognostikon für die Zuk
Mit zähem Fleiß werden alle zögernd gewährten Bild
genutzt; die Lehrerin, die Fabrikinspektorin, die Arm
pflegerin, die Studentin, die Ärztin, die Schriftstellerin
rein männlicher Kultur ergänzende Züge ein. Und mit
der Wirkenssphäre der Frau wächst auch das öffentlich
die Notwendigkeit, auch auf diesem Gebiet den Forde
Entwicklung Rechnung zu tragen; an die Seite der Fr
in Deutschland Männer als Kampfgenossen. Am sch
greiflicherweise die Forderungen der Frauenbewegung

*) Wenigstens ist dies das Kennzeichen der großen Majori
Frauenbewegung. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß sich
des Allgemeinen deutschen Frauenvereins im Jahre 1865 mannig
gebildet haben, die teils besondere Aufgaben, teils besondere R
Um sämtlichen Richtungen, überhaupt allen Frauenvereinen,
Hebung der Frau arbeiten, einen Mittelpunkt zu geben, wurde
Bund deutscher Frauenvereine gegründet. Innerhalb des B
in einem gewissen Gegensatz zur Majorität einzelne Vereine zun
schrittlicher Frauenvereine" zusammen. Seit einigen Jahr
der „deutsch-evangelische Frauenbund", der die Ziele der
abgesehen von den politischen — von dem Boden des evangel
aus verfolgen will. Endlich sind in den letzten Jahren eine An
verbänden als Zentralen für die Propaganda innerhalb einzelner La

wo die Verantwortung für soziale Neugestaltungen liegt: bei den Behörden. Und in einer fast unverständlichen Weise zögert man gerade in Preußen, dem A das B folgen zu lassen, aus den gegebenen Prämissen die unausbleibliche Konsequenz zu ziehen. In Baden, und seit kurzem auch in Bayern wird die rite vorgebildete Studentin immatrikuliert; in Preußen bleibt sie rechtlos. Baden, Sachsen, Bayern lassen zum examen pro facultate docendi zu; Preußen hat noch vor kurzem eine vorschriftsmäßig vorgebildete Kandidatin zurückgewiesen, da ihre Zulassung mit den Verwaltungsgrundsätzen nicht vereinbar sei. Dabei bestehen unter behördlicher Sanktion bereits acht Mädchengymnasialanstalten, an denen Oberlehrerinnen mit einer der männlichen gleichwertigen Vorbildung hoch willkommen wären.

Aber das sind Inkonsequenzen, die schwinden müssen, wenn — und das ist im Oktober 1903 auf der Konferenz deutscher Mädchenlehrer in Danzig vom Vertreter der preußischen Regierung in sichere Aussicht gestellt worden — die lang geplante Reform der Mädchenschulen endlich ins Leben tritt. Erst dadurch wird dem Gros der Frauen die Möglichkeit geboten werden, die einzelne auf mühsamen Wegen stets zu finden wußten, die Möglichkeit, in der Jugend die Wissensgrundlagen sich anzueignen, die zum Aufbau eines selbständigen geistigen Lebens unerläßlich sind. Man hört heute doch kaum noch in Kreisen, mit denen man geistig rechnet, der Furcht vor der wissenden, der denkenden, der auf eigenen Füßen stehenden Frau Ausdruck geben. In der Tat eine seltsame Furcht! Auch in der geistigen Welt gilt das Gesetz von Aussaat und Ernte. Und es ist logisch unmöglich, daß ein Frauengeschlecht, dem der Ernst geistiger Arbeit, beruflicher und öffentlicher Tätigkeit nahegetreten ist, keine Rückwirkung davon auf sich selbst erfahren, keine Rückwirkung auf das Familienleben ausüben sollte. Es scheint unmöglich, daß nicht eine edlere Geselligkeit als unsere banausisch-materialistische, daß nicht eine edlere Ehe, ein reicheres Familienleben erblühen sollte, wenn Mann und Frau sich nicht nur bei Ball und Diner, sondern bei ernster Arbeit kennen lernen. Was heute unsere Familienerziehung vielfach so lahm legt, das ist die Unwissenheit und Interesselosigkeit der Frau; als „Mama" der Kleinen reicht sie vielleicht noch aus, als „Mutter" der Großen ist sie, was den erziehlichen Einfluß betrifft, in unendlich vielen Fällen ganz ausgeschaltet. Besonders dem heranwachsenden Sohn gegenüber. Was ihn interessiert, was ihm zum Erlebnis wird, das ist ihr fremd; seine Studien sind ihr leere Worte. Und was ihr trotzdem Autorität geben könnte und müßte, fehlt nur zu häufig: die innere Reife und das sichere

Selbstbewußtsein dessen, der auf irgend einem Gebiet etwas Ganzes leistet, ein Bewußtsein, das der produzierenden Hausfrau alten Schlages in weit höherem Maße inne wohnen konnte. Die Kameradschaft der Geschlechter in Beruf, sozialer Arbeit, im öffentlichen Leben wird die Kameradschaft in der Ehe zwischen Mann und Frau, den innigen, auf geistiger Gemeinschaft beruhenden Verkehr zwischen Mutter und Sohn wieder herstellen helfen, wird den Vater in der heranwachsenden Tochter etwas andres sehen und achten lehren als den Zierrat der Familie. Diese geistige Gemeinschaft der Geschlechter, auf der allein eine edle Kultur sich aufbauen kann, die gemeinsame Arbeit an der Lösung der sozialen Aufgaben ist das Endziel der Frauenbewegung. In diesem Ziel, das den Mann so nahe angeht wie die Frau, liegt ihre große soziale Bedeutung.

Ein Gruß aus der Höhe.

Weit vor mir das graue, unendliche Meer,
Das träg an den Dünen brandet,
Und in der Strandschlucht, verfallen und leer,
Ein Boot, vermorscht uud versandet.

Tief hängen die Wolken, es dunkelt die See;
Die Flut wird stiller und stiller:
Da horch, über Weizen und blühenden Klee
Jubelndes Lerchengetriller! —

O Vöglein, wie oft ist im Wellengezisch
Dein Lied hier wohl spurlos verklungen,
Doch heute hat tröstlich heiter und frisch
Ein sorgendes Herz es durchdrungen.

„Getrost", so mahnt es, „wie rauh auch die Zeit,
Sing, Dichter, dein Lied nur den Winden!
Will's Gott, wird, wie meins in der Einsamkeit
Auch deins eine Stätte noch finden!"

Reinhold Fuchs.

Der Imperialismus in England.

Von

Hans Plehn.

10. Februar 1904.

Die Ära des Liberalismus scheint nun auch in England zur Neige zu gehen. Länger als in Deutschland, über zwei Menschenalter, hat sie dort gedauert. Unbestritten ist diese Herrschaft des Liberalismus freilich auch in England nie gewesen — was man die herrschenden Ideen eines Zeitalters nennt, sind doch stets nur die Anschauungen einer Partei, der siegreichen —, aber er hat der Epoche den Stempel aufgedrückt. Der Liberalismus hat das öffentliche Leben Englands auf das stärkste beeinflußt; er hat den Staat nach innen und außen: die Verfassung, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie seine Beziehungen zu den andern Staaten und zu seinen Kolonien umgestaltet.

Der Liberalismus ging vom Individuum aus. Er wollte es befreien von dem Druck der herrschenden staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Er bekämpfte die alten Institutionen, deren Bedeutung für das nationale Leben er unterschätzte; zum Teil ging er so weit, ihr Prinzip selbst zu negieren. Unter seiner Herrschaft wurden die großen sozialen Verbände gelockert, die Wirksamkeit des Staates wurde überall in den Hintergrund gedrängt. In doppeltem Sinne hatte der Liberalismus einen universalen Charakter. Er ergriff alle Völker der abendländischen Kulturwelt, und sein Ideal war kosmopolitisch. Als höhere Einheit über den einzelnen Individuen hatte man weniger die nationalen Staaten als die Menschheit im Auge. Es war derselbe Geist, in dem Lessing über die Erziehung des Menschengeschlechts philosophierte und das Nationalgefühl für eine heroische Schwäche erklärte. Und dies Urteil des Preußen Lessing war noch weit milder als das seines englischen Zeitgenossen Dr. Samuel Johnson; der bezeichnete den Patriotismus als die letzte Ausflucht eines Schuftes (the last refuge of a scoundrel).

Mehr als jede andre Idee propagandistischen Charakters war der Liberalismus von dem Glauben getragen, daß er die gesamte

Menschheit zu einer höheren Stufe des Daseins hinaufzuführen bestimmt wäre. Er sollte das Endziel der menschlichen Entwicklung, gleichsam die Erfüllung des tausendjährigen Reiches auf Erden sein. Und doch stellt er, zwar nicht bloß eine Episode, aber doch nur eine Epoche neben andern dar. Er hat den Merkantilismus abgelöst, und jetzt wird er selbst abgelöst durch den Imperialismus.

Die Gegenwart knüpft wieder an die Zeit an, die dem Liberalismus vorausging. Wie Bismarck in so vieler Beziehung die Politik Friedrichs des Großen fortgesetzt hat, so greift Chamberlain auf die Zeit Pitts zurück. Nicht als ob damit nun alle die Züge, die die liberale Ära in die Geschichte der Völker eingegraben hat, ausgelöscht werden sollten oder könnten. Was den einzelnen Nationen von den liberalen Ideen für ihre Entwicklung brauchbar erschien, das haben sie sich assimiliert oder doch zu assimilieren versucht. Die Ideen sind zu Institutionen verwirklicht worden. Aber nachdem das geschehen, führen jetzt die großen Linien der politischen Entwicklung und der politischen Ideen neuen Zielen zu.

Auch die Idee des Imperialismus umfaßt die ganze Welt, aber in einem andern Sinne als der kosmopolitische Liberalismus. Die Signatur der neuen Epoche ist die Weltpolitik; wir leben in dem Zeitalter des „Weltstaatensystems". Dies Wort, das vor 95 Jahren A. H. L. Heeren geprägt hat, verdiente sich einzubürgern. Im Jahre 1809 gab der Göttinger Historiker sein „Handbuch des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" heraus, noch heute ein nützliches Kompendium namentlich für die Kolonialgeschichte. Das Buch erschien zu der Zeit, wo Napoleon eben jenes Staatensystem über den Haufen geworfen hatte. Im 18. Jahrhundert hatte sich die Politik des europäischen Staatensystems, was der Zusatz in dem Heerenschen Buchtitel „und seiner Colonien" treffend andeutet, längst nicht mehr auf das Gebiet des europäischen Festlandes beschränkt. Der siebenjährige Krieg war nicht allein in Deutschland, sondern zugleich in Indien und Nordamerika geführt worden; man denke an Napoleons egyptischen Feldzug und an seine indischen Pläne. Indessen die Leiter der Politik saßen noch in den europäischen Hauptstädten, bis 1783 die nordamerikanische Union als souveräne Macht neben die europäischen Staaten trat. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts befreiten sich die südamerikanischen Kolonien von der Herrschaft ihrer Mutterländer. Allein die Weltgeschichte des letzten Jahrhunderts vollzog sich im wesentlichen doch wieder auf europäischem Boden. Hier geschahen die großen Verschiebungen des politischen Gleichgewichts durch die Gründung des deutschen und des italienischen

Nationalstaats. Die amerikanische Politik verflocht sich noch nicht mit der der europäischen Mächte, denn eigentlich erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sind die Vereinigten Staaten in das Konzert der alten Mächte eingetreten. Kurz vorher waren auch die Kontinente von Asien und Afrika in den Kreis der allgemeinen politischen Interessen und Berechnungen hineingezogen worden, und die jüngste Zeit sah eine neue Weltmacht in dem japanischen Inselreich erstehen.

Dies heutige Weltbild erinnert weit mehr an das um 1770 als an das um 1850. In der Tat eröffnet sich dem Forscher, wie Heeren vor 95 Jahren schrieb (wenn anders er den Optimismus des berühmten Göttingers teilen kann) „die Aussicht zu einer größeren und herrlicheren Zukunft, wenn er statt des beschränkten europäischen Staatensystems des verflossenen Jahrhunderts, durch die Verbreitung europäischer Kultur über ferne Weltteile und die aufblühenden Pflanzungen der Europäer jenseits des Ozeans, die Elemente zu einem freieren und größeren, sich bereits mit Macht erhebenden Weltstaatensystem erblickt: ein Stoff für den Geschichtsschreiber kommender Geschlechter".

Von der Idee der Weltpolitik war der Liberalismus, auch der englische, weit entfernt. Für die Machtidee des Staats, der wesentlichsten Voraussetzung der Weltpolitik, besaß er schlechterdings kein Verständnis. Das war die Signatur des merkantilistischen Zeitalters gewesen: die Herrschaft des Liberalismus bedeutete die entschiedenste Abkehr von dieser Auffassung. War doch Cobden, der ausgeprägteste Typus des englischen Liberalismus, der Vater der Abrüstungsanträge. Nach ihm war die Aufgabe eines Volkes, die größtmögliche Menge von Gütern zu erzeugen; nicht die höchste Entwicklung der Kräfte der Nation und der Nationalität schwebte ihm als Ziel vor, sondern vielmehr die Abschwächung der nationalen Unterschiede; sein Ideal war der Weltfriede. Weshalb, so begründete er 1846 und 1847 seine Abrüstungsanträge im Unterhaus, sollten nicht Staaten ihre Zwistigkeiten ebenso beilegen wie Individuen? Kriege, Bürgerkriege, Insurrektionen würden zum Heile der arbeitenden Menschheit durch den Schiedsspruch geschichtskundiger Juristen aus der Welt geschafft werden. Man sollte die alten abgestandenen Maximen der Diplomatie beiseite werfen und die stehenden Heere vermindern. Und der Apostel des Weltfriedens donnerte gegen die freiheitsfeindlichen Tyrannen in Wien, Petersburg und Neapel; in der Friedensliga von Manchester feierte man internationale Friedensfreunde seltsamer Art: Mazzini und Garibaldi, Klapka und Kossuth.

Im 17. und 18. Jahrhundert hatte England Kriege geführt, um Monopole für seinen Handel zu gewinnen; jetzt wollte man sich aller

Bevorzugungen des englischen Handels und der Schiffahrt entäußern, vor allem die Schutzzölle beseitigen. England oder vielmehr das englische Individuum sollte in freiem Wettbewerbe mit dem Auslande seine Kräfte messen. Die Freiheit der Menschheit sowohl als des Individuums schien nicht vollkommen zu sein ohne Handelsfreiheit. Die Lehren von Adam Smith, freilich in der Gestalt, die ihnen David Ricardo gegeben hatte, waren das Gemeingut des liberalen Denkens geworden. Merkwürdig nur, wie die kosmopolitischen Ideale der praktischen Schüler der klassischen Nationalökonomie, der Männer von Manchester, den wirtschaftlichen Interessen der von ihnen vertretenen Gesellschaftsklasse so genau entsprachen. Die junge englische Großindustrie bedurfte der ausländischen Absatzmärkte. Schutzzölle aber hatte sie nicht mehr nötig; denn sie war der festländischen Manufaktur weit überlegen. Ging man zum Freihandel über, so mußten die Erzeugungskosten geringer werden: unmittelbar dadurch, daß die Zölle auf Rohstoffe beseitigt, mittelbar, indem die Kornzölle zu Fall gebracht würden. Das verbilligte den Lebensunterhalt des Arbeiters und beugte Lohnerhöhungen vor. Und zugleich wurde der erwünschte Handelsaustausch zwischen den britischen Industrieerzeugnissen und den fremden Rohstoffen geebnet. Das war ja Adam Smiths Idee von der internationalen Arbeitsteilung: England sollte die Welt mit Manufakturen versorgen, die anderen Länder sollten dem Inselreich die Rohstoffe liefern und selbst in dem Zustand von Agrarstaaten verharren. Durch die Zollgesetze, besonders diejenigen Peels von 1842 und 1846/47 und die Gladstones von 1853 und 1860 wurde dies Programm, den einseitigen Interessen der englischen Ausfuhrindustrie entsprechend, durchgeführt.

Wie in der Handelspolitik, so vollzog sich ein Umschwung auch in der Kolonialpolitik Englands. Der englische Kolonialbesitz war durch den Abfall Nordamerikas arg geschmälert worden. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Westindien die wertvollste Kolonie. Das heutige Kaiserreich Indien stand damals noch unter der Herrschaft der ostindischen Kompagnie. Australien, Kanada und das Kapland waren nicht viel mehr als Besitztitel über unkultivierte, von Europäern nur dünn bevölkerte Flächen. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts entwickelten sich gerade diese drei Länder zu den wichtigsten Ansiedlungskolonien des britischen Reichs, sie sind mit ihrer beträchtlichen weißen, angelsächsischen Bevölkerung es geworden, auf deren Mitwirkung die Idee des größeren Britanniens gegründet ist. Während der Herrschaft des alten Kolonialsystems waren die Kolonien der Absatzmarkt des englischen Gewerbefleißes und Handels gewesen, dergestalt daß das Mutterland ein vollständiges

Monopol besaß. Seit Cromwells Navigationsakte war es rechtens, daß alle Erzeugnisse der Kolonien nur auf britischen Schiffen und nur nach britischen Häfen ausgeführt werden, und daß andrerseits die Kolonien alle ihre industriellen Bedürfnisse nur auf dem englischen Markte decken durften. Der Gewerbebetrieb in den Kolonien war auf die elementarsten Handwerke beschränkt; sie durften nach einem Wort Lord Chathams nicht einmal einen Hufnagel herstellen. So war hier, freilich auf Grund gesetzlichen Zwanges, die internationale Arbeitsteilung verwirklicht, die Adam Smith lehrte.

Nach dem Abfall Nordamerikas wurde dies alte Kolonialsystem beseitigt. Zwischen dem Mutterland und den allmählich aufblühenden „neuen" Kolonien wurde ein System von Differentialzöllen errichtet. Die Erzeugnisse der Kolonien wurden in England mit niedrigern Zöllen belegt als die fremder Länder, und umgekehrt wurden ausländische Fabrikate in den Kolonien höher verzollt als solche englischen Ursprungs. Die wichtigsten Differentialzölle, die England den Kolonien gewährte, betrafen Getreide (Kanada), Zucker (Westindien) und Bauholz. Die bekannte Zolleinrichtung der gleitenden Skala galt nicht für kanadisches Getreide; von diesem wurde bei der Einfuhr nach England ein niedriger, fester Zoll erhoben. Der Handel der Kolonien mit anderen Ländern war auf bestimmte Häfen beschränkt, und von der gesamten nichtbritischen Einfuhr wurde (abgesehen von dem Differentialzoll) noch ein besondrer Reichszoll als Zuschlag erhoben, dessen Höhe das Mutterland festsetzte. Es ist dies System von Differentialzöllen zwischen England und seinen Kolonien, an das die heutigen Imperialisten wieder anknüpfen.

Mitte des 19. Jahrhunderts gab England dies System zugleich mit den Schutzzöllen auf. Mit Peels Korngesetz von 1846 fiel die bisherige Begünstigung des kanadischen Weizens. In den folgenden Jahren verzichtete das Mutterland auf die Begünstigungen, die ihm selbst von den Kolonien zu teil wurden; der Reichszoll wurde abgeschafft, die Navigationsakte aufgehoben. Die Gladstonesche Zollreform von 1860 räumte mit den letzten Resten des Differentialsystems auf: von nun an waren die Kolonien mit dem übrigen Ausland auf die gleiche Stufe gestellt. Und in den Handelsverträgen, die England 1862 und 1865 mit Belgien und Deutschland einging, wurde eine Erneuerung der differentiellen Behandlung zwischen England und den Kolonien und zwischen den Kolonien untereinander ausdrücklich ausgeschlossen. Darum hat im Jahre 1898 England diese Handelsverträge gekündigt, um die früheren Verhältnisse wieder herstellen zu können.

Die Liberalen, besonders die Schule von Manchester, betrachteten das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien ganz wesentlich vom Stand-

punkt materieller Nützlichkeit. Die Zollreform hing eng mit der Steuergesetzgebung zusammen. Seitdem durch die Parlamentsreform die Mittelklassen zu politischer Macht gelangt waren, mußte die Parteitaktik mehr als bisher die Interessen der Steuerzahler berücksichtigen. Wovor noch Adam Smith ausdrücklich gewarnt hatte, nämlich den Nutzen der Kolonien vorzugsweise nach ihrem direkten Ertrage für die Staatskasse zu beurteilen, das war jetzt die allgemeine Auffassung der Liberalen geworden. Man war es müde, zu den Verwaltungskosten der Kolonien beizusteuern; sie mochten ihre finanziellen Bedürfnisse selbst aufbringen. Und nach dem alten englischen Grundsatze, daß Besteuerung und politische Repräsentation einander bedingen, verlieh man den Kolonien das Recht selbständiger Regierung. Im Jahre 1837, gerade als Viktoria den Thron bestiegen hatte, brach in Kanada ein Aufstand aus. Bald nachdem er niedergeworfen war, erhielten die kanadischen Kolonien die Repräsentativverfassung. In den beiden nächsten Jahrzehnten wurde dieselbe Regierungsform in den älteren australischen Kolonien eingeführt, 1870 im Kapland, 1890 in Westaustralien. Nur die Kolonien, in denen die weiße Bevölkerung nicht zahlreich genug war, oder die die Kosten der Verwaltung nicht selbst tragen konnten, blieben Kronkolonien; daneben nimmt Indien eine verwaltungsrechtliche Sonderstellung ein.

Die Verleihung der Repräsentativverfassung geschah in der Annahme, ja in der Absicht, daß die Kolonien denselben Weg wie die nordamerikanische Union beschreiten, daß sie sich im Laufe der Zeit von dem Mutterlande trennen würden. Man beklagte das nicht, sah vielmehr eine naturnotwendige Entwicklung darin. Auch von dem Standpunkt der industrieellen Interessen Englands wurde kein Widerspruch dagegen erhoben. Unter dem alten System hatten die Kolonien einen besondern Wert als monopolistischer Absatzmarkt gehabt; aber seitdem der Freihandel herrschte, war die ganze Welt der Markt Englands.

Man fing daher an, der Kolonien überdrüssig zu werden. Diese Wandlung der Auffassung wird gekennzeichnet durch die zunehmende Bedeutungslosigkeit des Kolonialamts. Es wurde, dem parlamentarischen Parteisystem gemäß, nicht von Fachleuten verwaltet; der Staatssekretär wechselte mit der Partei. Seine Tätigkeit beschränkte sich hauptsächlich darauf, einen geregelten Notenwechsel zwischen dem Londoner Kabinett und den Gouvernören der Kolonien aufrecht zu erhalten. Die Gouvernörstellen wurden oft zur Versorgung bankrotter Peers benutzt, oder um unbequeme Parlamentsmitglieder loszuwerden. Als Palmerston ein neues Kabinett bildete, fehlte es an einem geeigneten Kandidaten für das Kolonialamt;

keiner der Vorgeschlagenen war ihm genehm. Schließlich sagte er zu einem Freunde: „ich glaube, ich werde die Sache selbst übernehmen müssen; kommen Sie doch nach der Sitzung zu mir, dann nehmen wir den Atlas vor, und Sie zeigen mir, wo denn die Kolonien eigentlich liegen".

Die Ära des Freihandels schien für Handel und Industrie das goldne Zeitalter werden zu wollen. Bis 1870 etwa beherrschte England den industriellen Weltmarkt in unbestrittener Souveränität. Seine großen Stapelindustrien nahmen einen gewaltigen Aufschwung; in dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts vornehmlich die Textilindustrie, in den fünfziger Jahren folgte die Eisenproduktion (es war die Zeit, wo in aller Welt Eisenbahnen gebaut wurden), etwas später die Stahlindustrie. Die englische Ausfuhr hatte von 1805—1834 zwischen 31 und 41 Millionen Lstrl. geschwankt; 1846 war sie auf 60 Millionen gestiegen; seit 1850 nahm sie rapid zu, bis sie im Jahre 1872 die Höhe von 256 Millionen erreichte. Damit aber war der Höhepunkt auch schon überschritten[1]); nachdem die wirtschaftliche Depression der folgenden Jahre überwunden war, begann der industrielle Wettbewerb des Auslandes sich geltend zu machen. Cobdens Prophezeiung, daß in absehbarer Zeit alle anderen Länder dem Beispiel Englands folgen und zum Freihandel übergehen würden, traf nicht ein. Ende der siebziger Jahre begann allgemein eine Schutzzollbewegung, und unter dem Schutze der neuen erhöhten Tarife entwickelten sich bisherige Ackerbaustaaten mehr und mehr zu Industrieländern, die bald nicht allein suchten, ihren eignen Bedarf an industriellen Erzeugnissen selbst herzustellen, sondern ihren Produktionsüberschuß auf fremden Märkten, auch in England, abzusetzen.

Aber noch ehe der wirtschaftliche Wettbewerb des Auslandes sich in England fühlbar machte, fand eine Reaktion gegen die herrschenden liberalen Anschauungen auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens statt. Zunächst in den sozialen Dingen. Unter dem lebhaftesten Widerspruch Cobdens begann der Staat sich in das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter einzumischen. Eine umfangreiche Arbeiterschutzgesetzgebung kam zustande. Und nicht nur nach innen, ganz besonders auch nach außen gewann das Prinzip der staatlichen Macht die Oberhand über die auflösenden Tendenzen des individualistischen Liberalismus. Ringsum erstarkten die staatlichen und die nationalen Instinkte und Kräfte der Völker. Der Ausgang des amerikanischen Sezessionskriegs hatte die Bildung eines nordamerikanischen Staatensystems verhindert. Wenige Jahre darauf er-

[1]) Nur in den letzten 3 Jahren hat sie sich über die Ziffern von 1872 wieder erhoben.

ſtanden der deutſche und der italieniſche Nationalſtaat. Die Folge war eine Steigerung der Staatsgeſinnung und ein Anſchwellen des nationalen Machtgefühls diesſeits und jenſeits des Ozeans. Die demokratiſche Idee des nationalen Staats, geboren von der franzöſiſchen Revolution, machte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum zweiten Male die Runde durch Europa; die Balkanvölker wurden von ihr ergriffen, in England die keltiſchen Iren und zum Teil die Walliſer.

Dies alles iſt nicht ohne Rückwirkung auf das britiſche Inſelreich geblieben. Mit Recht hat der Premierminiſter Balfour den Einfluß betont, den die Erſtarkung des Nationalgefühls im Auslande auf England ausgeübt hat.

Die Machtidee des Staates war den leitenden liberalen Staatsmännern faſt ganz abhanden gekommen. Aus der Zeit Gladſtones hat das Feſtland die Vorſtellung von England gewonnen, daß es in ſeiner auswärtigen Politik auf große Worte keine Taten folgen ließe, daß es vor einem energiſchen Willen ſtets zurückwiche. Dieſe Tage liegen hinter uns. In der Tat, das politiſche Machtgefühl ſchlummerte in England nur. Seine Träger waren vordem vorzugsweiſe die Konſervativen, aber auch die Whigs der alten Schule geweſen. Jetzt wurde Disraeli einer ſeiner erſten und zugleich ſeltſamſten Propheten. In ſeinem Roman Tancred, der 1842 erſchien, ließ er einen ſeiner Helden ſagen: „Die Engländer brauchen Cypern und ſie werden es ſich nehmen“. Im Jahre 1878, als Miniſterpräſident, hat er dies Wort wahr gemacht. Von der jungen Generation ergriff Charles Dilke zuerſt das Wort. Friſch von Oxford gekommen, lernte er auf einer Weltreiſe die britiſchen Kolonien kennen; ſeine Ideen und Träume von einem britiſchen Weltreich der Zukunft legte er in ſeinem Buche „Greater Britain“ nieder. Er iſt der Schöpfer des Wortes von dem Größeren Britannien. Damals zuckte man die Achſeln über den jungen Phantaſten; als zwanzig Jahre ſpäter, 1890 eine neue Bearbeitung ſeines Werkes erſchien, waren in 9 Monaten die erſten drei Auflagen vergriffen.

Mitte der achtziger Jahre erſchienen Froude's „Oceana“ und Seeley's „Ausbreitung Englands“. Dieſe politiſchen Hiſtoriker, die die Folgerungen aus der älteren Kolonialgeſchichte Englands zogen, und die im Gegenſatz zu den Liberalen einen engeren Zuſammenſchluß des Mutterlandes mit den Kolonien predigten, haben auf die engliſche Jugend wohl keinen geringeren Einfluß ausgeübt, als in Deutſchland Heinrich von Treitſchke. Während Cobden den Nutzen der Kolonien lediglich als rechnender Finanzmann abſchätzte, wandten ſie ſich an den Inſtinkt der Raſſengemeinſchaft, an das Gefühl der Nationalität. „Eltern- und Kindesliebe

ist ein Gefühl, sagte Froude; Freundschaft ist ein Gefühl; Patriotismus ist ein Gefühl. Ein Volk, dem das Gefühl nichts ist, ist auf dem Wege, als Volk unterzugehen."

Disraelis großes Ministerium (1874—80) war ein lauter Protest gegen den Liberalismus, der sich nicht um die Welthändel, sondern nur um den Welthandel kümmern, der die internationalen diplomatischen Beziehungen durch Handelsbeziehungen ersetzen wollte. Die kolonialpolitische Richtung des beginnenden englischen Imperialismus fand schon ihren symbolischen Ausdruck, als Disraeli der Königin Viktoria die indische Kaiserkrone aufs Haupt setzte. In Fluß kam aber diese Bewegung, als auch Deutschland sich anschickte, eine Kolonialmacht zu werden und die Aufteilung Afrikas begann. Am 29. Juli 1884 trat in London eine Anzahl von Politikern zusammen, Konservative, Liberale und Radikale, die nicht sowohl die Erhaltung des Kolonialbesitzes, als vielmehr eine engere Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande herbeiführen wollten; anstatt der bestehenden lockern Kolonialverfassung sollte ein Bundesstaat oder Staatenbund errichtet werden. Um dem Gedanken Verbreitung zu verschaffen, wurde die Imperial Federation League gegründet. Die Entwicklung des modernen Verkehrswesens hatte nähere Beziehungen Englands mit den Kolonien als bisher ermöglicht; das wirtschaftliche Aufblühen der großen Kolonien mit weißer Bevölkerung: Kanada, Australien und Kapland, hatte zur Anlage großer englischer Kapitalien daselbst geführt; und mehr und mehr brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die Kolonien selbst gar nicht wünschten, wie die Liberalen wähnten, sich von dem Mutterlande loszureißen. In Australien zumal hatte die Besitzergreifung eines Teils von Neu-Guinea durch Deutschland das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit England außerordentlich gestärkt. In der Imperial Federation League machten sich zwei Strömungen geltend; die eine politisch-militärischen, die andre handelspolitischen Charakters. Die einen erstrebten einen Reichswehrverband: die Kolonien sollten an den Lasten der Reichsverteidigung mittragen helfen und dafür einen Einfluß auf die auswärtige Reichspolitik erhalten; denn Besteuerung und politische Repräsentation bedingen nach englischer Anschauung einander. Die andern erstrebten einen Zollverein (das deutsche Wort bürgerte sich schnell in England ein) sämtlicher Teile des britischen Reiches, sei es auf der Grundlage, daß die Gliedstaaten einander differentiell begünstigten, sei es auf der Basis interbritischen Freihandels. Beide Richtungen bestehen noch heute neben einander, jede mit ihrer besonderen Organisation. Von der Idee des Reichswehrverbands war in jüngster Zeit wieder etwas mehr zu

hören. Die Tatsache, daß der Premierminister Balfour kürzlich den kanadischen Kriegsminister zum Mitgliede der Reichsverteidigungskommission (Imperial Defence Committee) ernannt hat, läßt in dieser neuen Behörde den Keim eines künftigen interbritischen Reichskriegsrats vermuten. Den Vordergrund des öffentlichen Interesses hat indessen während des letzten Jahrzehnts die Zollvereins-Idee behauptet.

Hier mündet nun eine andere handelspolitische Strömung ein: die Fair-Trade-Bewegung. Schon die wirtschaftliche Depression der Jahre 1868 und 1870 hatte eine erste Reaktion gegen die Freihandelslehren gezeitigt, aber die Vorwürfe und Klagen verstummten, als 1871—73 die Zeiten sich besserten. Dann aber folgte wiederum eine Depression, die von 1874—79 dauerte. Jetzt erhob sich eine etwas stärkere Opposition gegen den „einseitigen" Freihandel; man verlangte Reziprozität: auch die anderen Länder sollten zum Freihandel übergehen, nötigenfalls durch Kampfzölle dazu gezwungen werden. Statt dessen umgab sich ein Land nach dem andern mit Gittern von Schutzzöllen; „Reziprozität ist tot", sagte 1879 Lord Beaconsfield (Disraeli) im Oberhause. Als in dieser Zeit der internationale Streit über die Zuckerprämien ausbrach, stellten die unzufriedenen Freihändler das Fair Trade-Programm auf. Ausdrücklich vermied man das Wort Schutzzoll (Protection); man wollte um keinen Preis mit den Schutzzöllnern vor 1846 verwechselt werden. Unter Fair Trade verstand man Gleichstellung der einheimischen mit den ausländischen Produzenten; man forderte einen Ausgleich gegenüber den „künstlichen" Produktionsverhältnissen des Auslandes, wie Schutzzöllen, Ausfuhrprämien, indirekter Besteuerung. Die National Fair Trade League, die im Juli 1881 gegründet wurde, nahm sofort auch Stellung zu dem kolonialpolitischem Problem. Ihr Programm war: Einfuhrzölle auf Industrieprodukte derjenigen Staaten, die England nicht Freihandel oder Fair Trade gewährten; freie Einfuhr von Rohstoffen; keine Handelsverträge, die eine gegenseitige differentielle Behandlung zwischen England und den Kolonien ausschlössen; freie Einfuhr von Nahrungsmitteln aus den Kolonien, aber ein mäßiger Zoll auf Nahrungsmittel aus fremden Ländern.

Man sieht, dies Programm der Fair Trade League ist genau dasselbe, das heute, nach 22 Jahren, von Chamberlain vertreten wird. Schon ihr Programm sprach den Gedanken aus, daß England dahin streben müsse, seinen Bedarf an Nahrungsmittelzufuhr aus den Kolonien zu decken, daß Mutterland und Kolonien durch das Band gemeinsamer Interessen eng zusammengeschweißt werden sollten. Die differentielle

Behandlung zwischen England und den Kolonien war in ähnlicher Weise gedacht, wie sie vor 1850 bestanden hatte. Da England bei seiner Freihandelspolitik den Kolonien nichts zu bieten hatte, sollte es auf Nahrungsmittel aus nichtbritischen Ländern, namentlich auf Weizen, einen niedrigen Zoll legen, während dieselben Waren aus den Kolonien frei eingeführt werden sollten. Dafür sollten die Kolonien englischen Fabrikaten gegenüber ihre Schutzzölle ermäßigen. Denn die Kolonien waren, sobald sie (seit 1860) in ihrer Handelspolitik vom Mutterlande unabhängig geworden waren, selbst zur Schutzzollpolitik übergegangen, um ihre Finanzbedürfnisse ohne direkte Steuern decken zu können. Nicht einmal hier also war Cobdens Prophezeiung, daß der Freihandel sich in kurzem die ganze Welt erobern würde, eingetroffen.

Einstweilen hatten weder die Fair Trade League noch die Imperial Federation League große Erfolge zu verzeichnen. Die Bewegungsfreiheit der ersteren war dadurch gehemmt, daß sie sich aus Angehörigen beider Parteien zusammensetzte, während doch die meisten Liberalen sich von dem Freihandelsdogma nicht loszulösen vermochten. Die Imperial Federation League wiederum konnte sich lange Zeit hindurch nicht auf ein bestimmtes positives Programm einigen. Zudem wurde das Interesse der national stärker empfindenden Kreise durch die Flottenbewegung abgezogen, die die zweite Hälfte der achtziger Jahre erfüllte. Endlich trugen die Schiffsbauten, für die der Staat 20 Millionen £ ausgab, der Bau des Manchesterkanals und die aufblühende elektrische Industrie dazu bei, die wirtschaftliche Lage zu verbessern und die handelspolitischen Sorgen vor der Hand zu verscheuchen.

Lord Salisbury hatte den Bestrebungen beider Ligen mehrfach seine Sympathien bezeigt. Seine Äußerungen als verantwortlicher Premierminister freilich lauteten widerspruchsvoll; er war gezwungen, auf die freihändlerischen Neigungen der Mehrzahl der Unionisten Rücksicht zu nehmen, die zusammen mit den Konservativen das Kabinett bildeten. Indes hatte er gleich beim Beginn seines Ministeriums (1886) veranlaßt, daß eine Kommission eingesetzt wurde, um die Ursachen des wirtschaftlichen Niedergangs zu untersuchen. Und wenn auch die Mehrheit der Kommissionsmitglieder sich in dem Schlußbericht im Sinne des Freihandels aussprach, so konnten die Fair Trader es doch als einen Erfolg ansehen, daß sich in der Kommission eine Minderheit für ihre Anschauungen gefunden hatte.

Die beiden Jahre 1886 und 1887 brachten zwei Ereignisse von Wichtigkeit: 1886 fand in London zum ersten Male ein Kongreß sämtlicher Handelskammern des gesamten britischen Reiches, 1887 ebenfalls in London die erste Kolonial-Konferenz statt. Beide Ver-

anstaltungen, zusammen mit der Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums der Königin im Jahre 1887, haben sehr viel dazu beigetragen, den Gedanken der kolonialpolitischen Union sowohl in England wie in den Kolonien populär zu machen. Bisher hatte die Imperial Federation League namentlich in Kanada Anhänger gefunden. In Australien dagegen wurde damals das öffentliche Interesse von dem Plan einer bundesstaatlichen Vereinigung der einzelnen Kolonien, nach dem Vorbild der 1867 geschaffenen Dominion von Kanada, beherrscht; ein Plan, der 1901 in dem australischen Commonwealth verwirklicht worden ist.

Einige handelspolitische Konflikte, in die 1890/91 Kanada geriet, und die mittelbar auch England berührten, zeigten von neuem die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Kolonialverfassung, während dazu die Hochschutzzollpolitik Mac Kinleys die Wehrlosigkeit des englischen Freihandelssystems, das von Vergeltungszöllen grundsätzlich Abstand nahm, ins hellste Licht rückte. In dem handelspolitischen Kometenjahre 1892 wurde der erste praktische Vorstoß im imperialistischen Sinne gemacht. Er ging von Kanada aus. Das kanadische Bundesparlament hatte schon im Jahre vorher in einer Adresse an die Königin Viktoria gebeten, die Klauseln der englischen Handelsverträge mit Belgien und Deutschland von 1862 und 1865 zu kündigen, die Kanada hinderten, mit dem Mutterlande oder mit fremden Staaten (die nordamerikanische Union war gemeint) Zollvergünstigungen zu vereinbaren. Die englische Regierung hatte dieses Ersuchen ablehnen müssen, da jene Klauseln der Handelsverträge nicht für sich allein gekündigt werden konnten. Nun nahm das kanadische Bundesparlament am 28. April 1892 eine Resolution an, worin es sich bereit erklärte, dem Mutterlande gegenüber die kanadischen Zollsätze zu erniedrigen, sofern England Kanada gegenüber ähnliche Zugeständnisse machen würde.

Vorläufig hatte diese Resolution keine Wirkung. Der Ausfall der Parlamentswahlen von 1892 war der imperialistischen Bewegung ungünstig. Gladstone kam wieder ans Ruder, und das Schlagwort des Tages wurde Home-Rule. Die Imperial Federation League löste sich auf, wohl nur aus taktischen Gründen, um zu zeigen, daß unter einem Kabinett Gladstone an eine Lösung des kolonialpolitischen Problems nicht gedacht werden könne; andere Vereinigungen sind dann an ihre Stelle getreten. Aus demselben Grund wurde die zweite Kolonialkonferenz im Jahre 1894 nicht wieder nach London, sondern nach Kanada berufen.

Als 1895 Lord Salisbury sein zweites Kabinett bildete, da übernahm einer der entschiedensten Imperialisten das bisher so unbedeutende

und einflußlose Kolonialamt. In kurzer Zeit wurde es der Mittelpunkt der auswärtigen Politik. Chamberlain war ursprünglich ein Radikaler und Freihändler gewesen; 1886 begründete er mit anderen Liberalen, die die irische Politik Gladstones für verderblich hielten, die Partei der liberalen Unionisten; 1892 erklärte er seinen Austritt aus dem Cobden-Klub. Alsbald nach seinem Amtsantritt erklärte er, daß die Domänen (estates), die das Schicksal dem englischen Volke gegeben habe, entwickelt werden müßten. Und wie er, entgegen den Grundsätzen des alten Liberalismus, als Stadtoberhaupt von Birmingham soziale Ideen in der Gemeindeverwaltung verwirklicht hatte, so begann er nun, durchaus im Widerspruch zu der bisherigen Kolonialpolitik des Gehenlassens, mit positiver Tätigkeit und mit Staatsmitteln die Kolonien zu unterstützen. Er ließ Eisenbahnen und Wege bauen, gründete einen Darlehn-Fonds, und machte öffentliche Gelder für Bauernansiedlungen in Westindien flüssig. Das energische Eingreifen des Staats zeigte sich auch darin, daß die privilegierten Gesellschaften, die Chartered Companies (bisher mit Ausnahme von Südafrika) verschwanden. Die tatkräftigste Unterstützung kam Chamberlain wieder aus Kanada, von dem neuen Premier der Dominion, Sir Wilfrid Laurier. Dieser, ein französischer Kanadier, hatte als Führer der liberalen Opposition eine Zollunion mit den Vereinigten Staaten begünstigt, und er wußte wohl, daß diese mit logischer Notwendigkeit zu einer politischen Einigung beider führen würde. Inzwischen hatte er sich zum größerbritischen Imperialismus bekehrt. Auch er hielt für das zunächst Erreichbare eine engere handelspolitische Verbindung mit dem Mutterland, dem dann früher oder später eine politische Einigung in irgend einer Form folgen würde. Die wirtschaftlichen Interessen Kanadas trieben, zumal seit der Mac Kinley-Bill, zu einer schleunigen Entscheidung in der Handespolitik des Landes. Die Alternative war: entweder eine Zollunion mit England oder mit den Vereinigten Staaten. Der Minister sprach seine Meinung England gegenüber offen aus: „Finden wir kein Mittel, uns enger als bisher aneinander zu schließen, so ist eine völlige Trennung unvermeidlich". Auf Lauriers Betreiben gewährte Kanada dem Mutterlande eine Ermäßigung der Einfuhrzölle um 25 %, später sogar um 33 %. Nun mußte sich die englische Regierung entscheiden; sie tat es, indem sie auf das Anerbieten der Kolonie einging und die Handelsverträge mit Belgien und Deutschland, die einer differentiellen Behandlung entgegenstanden, kündigte (30. Juli 1897).

Damit war der erste Schritt zu einem interbritischen Zollverein getan. In Australien und Neu-Seeland schwellte der Burenkrieg die Be-

geisterung für das Reich hoch an. Und dieser Krieg selbst zeigte aufs deutlichste, wie sehr sich die politischen Anschauungen in dem Mutterlande gewandelt hatten; war er doch ein ausgesprochener Kolonialkrieg, der vollkommen in die Zeit des Merkantilismus hineingepaßt hätte. Die Nöte, in die die englische Kriegführung geriet, wurden zum Prüfstein imperialistischer Gesinnung der Kolonien; und in der Tat haben die Tochterstaaten über 30000 Mann*) auf den Kriegsschauplatz gesandt.

Um die Ergebnisse des südafrikanischen Krieges für die imperialistische Politik zu ziehen, trat im Jahre 1902 wiederum eine Kolonialkonferenz in London zusammen. Es wurden hier folgende bedeutsame Resolutionen gefaßt: 1. „Die Konferenz erkennt an, daß Handelsbegünstigungen zwischen dem Vereinigten Königreich und den überseeischen Besitzungen S. M. den gegenseitigen Handelsverkehr anspornen und erleichtern, und indem sie die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen und Industrien der einzelnen Teile förderten, das Reich stärken würden. 2. Die Konferenz erkennt an, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Kolonien nicht ausführbar wäre, ein allgemeines Freihandelssystem zwischen dem Mutterland und den überseeischen britischen Besitzungen zu errichten. 3. Dagegen ist es mit Rücksicht darauf, das Wachstum des Handels innerhalb des Reichs zu fördern, wünschenswert, daß diejenigen Kolonien, die eine solche (Freihandels-) Politik bisher nicht angenommen haben, den Produkten und Manufakturen des Vereinigten Königreichs eine wesentliche Vorzugsbehandlung gewähren. 4. Die Premierminister der Kolonien werden der Regierung S. M. ehrerbietigst die Zweckmäßigkeit einer Vorzugsbehandlung für die Produkte und Manufakturen der Kolonien nahelegen, entweder durch Befreiung von den Zöllen, oder durch Ermäßigung der Zölle, die jetzt oder später erhoben werden. 5. Die bei der Konferenz anwesenden Premierminister übernehmen es, ihren Regierungen bei der ersten Gelegenheit die Grundsätze der Resolution mitzuteilen und sie zu ersuchen, solche Maßregeln zu ergreifen, die notwendig sind, sie wirksam zu machen."

Kanada hatte England bereits einen Vorzugszoll von 33% eingeräumt, und die kanadischen Vertreter erklärten sich bereit, noch weiter zu gehen. Die südafrikanischen Kolonien, einschließlich der ehemaligen Boerenstaaten, haben im April 1903 einen differentiellen Zollnachlaß von 25% in Aussicht genommen. Im November 1903 beschloß auch das neuseeländische Parlament den englischen Handel zu bevorzugen. Nur der australische

*) Wenn in der jetzigen Agitation Chamberlains von 50000 Kolonialen gesprochen wird, so sind die 18000 Mann aus Indien mitgerechnet.

Commonwealth hat sich bisher zurückgehalten; noch in den letzten Wochen erklärte der neue Ministerpräsident des Staatenbundes, Mr. Deakin, ausdrücklich, daß man keine bindenden Verpflichtungen eingegangen sei.

Der erste Schritt zur Reichseinigung war von den Kolonien ausgegangen. Chamberlain hatte beständig betont, daß England den Zollverein den Kolonien weder aufdrängen wolle noch könne; denn er würde nur dann von festem Bestande sein, wenn er auf die freiwilligen Entschlüsse der einzelnen Reichsteile begründet würde. Nun war es an England, seine Antwort auf die Anerbietungen der Kolonien zu geben. Aber noch war die englische Bevölkerung auf einen bestimmten Plan, und zumal auf einen solchen, der die alte eingebürgerte Freihandelspolitik völlig umstoßen sollte, nicht vorbereitet. Chamberlain hat, was erst kürzlich bekannt geworden ist, schon im November 1902 sein Programm, den Kolonien Vorzugszölle zu gewähren, dem Kabinett vorgelegt, aber sein Plan, einen geringen Zoll auf die nach England eingeführten Lebensmittel zu legen, fand den entschiedensten Widerstand des Schatzkanzlers Ritchie. Bei der Beratung des Budgets im März 1903 erneute sich der Streit. Chamberlain, der damals gerade von seiner Reise nach Südafrika zurückgekehrt war, zog zwar vorderhand seine Anträge zurück, sechs Wochen später aber begann er die Agitation für seine Ideen auf eigne Hand. Am 15. Mai 1903 skizzierte er in einer Rede in seinem Birminghamer Wahlkreise sein Programm.

Es war ein Meisterstück populärer Beredsamkeit. Er mahnte, die günstige Gelegenheit, die sich vielleicht niemals mehr bieten würde, nicht zu versäumen, er warnt, diese große nationale Frage zur Parteifrage zu machen. Zunächst forderte er nichts als eine Untersuchung der wirtschaftlichen Lage.

Diese Rede entfesselte einen Sturm in dem gegnerischen Lager, und die Gegner, die Cobdeniten, saßen auch auf den Bänken der Ministeriellen und im Kabinett. In allen Versammlungen wurde für und wider Chamberlains Ideen gesprochen, täglich brachten die Zeitungen Spalten voll von Zuschriften über die Tarifreform: der Zweck, das öffentliche Interesse in intensivster Weise für die Frage zu erregen, war erreicht. Die allgemeine Spannung wurde noch erhöht, da im Unterhause eine eingehende Debatte verhindert wurde. In der Tat war die Frage für eine parlamentarische Erörterung noch nicht reif; die Außenstehenden hätten ihr höchstens ein augenblickliches Interesse abgewonnen, es wäre eine Episode geblieben, während Chamberlain die ganze Nation aufrütteln wollte.

Das Publikum sollte erst heiß werden, und es fing an sich zu erhitzen, als das Kabinett, dessen Mitglieder in einer so wichtigen Frage

völlig entgegengesetzte Anschauun
als ob nichts geschehen wäre.
Spannung erhalten und gesteig
zwischen Deutschland und Kanad
im September legten einige M
Freihändler, die sich zuerst zu
paar Tage später erklärte auc
freihändlerischen Minister haben
hätten sie von Chamberlains Rüc
Amt geblieben. Chamberlain be
selbst ein freihändlerischer Mini
gewesen. Inzwischen hatte ein
wirtschaftliche Lage veranstaltet,
gebnisse in einem umfangreichen
etwas hastige Arbeit. Im Dezei
antwortung eine Tarifkommissio
für einen „wissenschaftlichen" Zo
sollte. Am 15. Januar 1904 b
gonnen. Der Vorgang selbst,
ernennt, um öffentliche Angeleg
zeigt aber um so deutlicher di
fordern, daß wie üblich eine kör
an die Stelle von Chamberlains

Die Stellung des neu erg
Sohn Austen eintrat, zu dem
Balfours kleine Schrift: „Volksn
Freihandel" erläutert — eine tl
Stil; die erste Auflage war bin

Balfour hat sich die politische
im wesentlichen zu eigen gem
die beiden aus einander. Aus
wortliche Ministerpräsident sieht
bunden als Chamberlain, der v
Privatperson für seine Agitations
Balfours Urteil geht dahin, da
vorbereitet sei, das weitere Pro
ein erreichbares Ziel hält er fürs
zöllen (retaliation), vielleicht a
bleibenden Industriezöllen. Dag

Lebensmittel vorläufig nicht möglich, und auch nicht einmal wünschenswert. Hierauf aber beruht gerade der zweite Teil von Chamberlains Programm: der Zollverein mit den Kolonien. Denn da die Ausfuhr der Kolonien noch ganz wesentlich in Rohstoffen, und darunter in Lebensmitteln beruht, so ist Zollfreiheit für Lebensmittel aus den Kolonien — neben einem geringen Zoll für dieselben Artikel, die aus fremden Ländern kommen — wie schon bemerkt, der einzige Entgelt, den England den Kolonien für ihre Zollermäßigungen auf englische Industrieerzeugnisse gewähren könnte. Zwar hatte das Kabinett Salisbury vorübergehend während des Burenkrieges 1902—03 aus finanziellen Gründen einen Weizenzoll von 1 Shilling pro Quarter (etwa 70 Pf. vom Doppelzentner) erhoben, aber zur großen Enttäuschung Kanadas nicht allein von ausländischem, sondern auch vom kolonialen Weizen. Balfours Stellungnahme zu der Frage des Kornzolls ist nun diese: einen dauernden, wenn auch niedrigen Kornzoll, sei es zu finanziellen oder schutzzöllnerischen Zwecken, würde das englische Volk nie dulden; höchstens in Verbindung mit der Begründung des größerbritischen Zollvereins könnte er eingeführt werden. Deshalb aber müsse man damit bis zur Verwirklichung der Handelsunion warten.

Die äußerst intensive Agitation, die die letzten Monate hindurch von beiden Seiten geführt wurde, war nur die Vorbereitung auf die Debatten im Parlament, das am 2. Februar wieder eröffnet wurde. Wie die Aussichten Chamberlains heute stehen, läßt sich schlechterdings noch nicht übersehen. Augenblicklich hat der Gegensatz zwischen Freihändlern und Tarifreformern zu einer Krisis in der unionistischen Partei geführt. Im Herbst sprach der Ministerpräsident die zuversichtliche Erwartung aus, daß das Unterhaus seine natürliche Lebensdauer erreichen würde, indessen muß man doch mit der Möglichkeit rechnen, daß es im Frühjahr aufgelöst wird. Chamberlains Anhänger hoffen, daß schlimmsten Falls die Liberalen auf eine kurze Zeit ans Ruder kommen, aber nur mit Hilfe der Iren eine Mehrheit würden bilden können, die eben deshalb von keinem langen Bestande sein würde. Die nächsten Neuwahlen aber würden eine erdrückende tariffreundliche Mehrheit im Unterhause schaffen, und den Vorsitz im Kabinett würde Chamberlain selbst, wenn der Siebenundsechzigjährige das noch erlebt, übernehmen. Aber wie sich diese Dinge auch gestalten mögen, dafür sprechen viele Anzeichen, daß die Ära des alten Liberalismus in England dem Ende nahe ist.

Sanssouci und Weimar.

Von

Fritz Lienhard.

Mir liegt ein bedeutsamer und gedankenreicher Abend im Sinn, den ich im Park von Sanssouci verbracht.

Es dunkelte frühe. Die Parkwipfel standen unbeweglich unter der Last der schwülen, vor Feuchtigkeit fast greifbar dicken Luft des regnerischen Augustabends. Sanssouci starrte durch den Nebelduft wie ein Gespensterschloß. Unsichtbar lösten sich Tropfen in der Tiefe des Blätterwerks; ihr Fallen ging wie Seufzer durch den menschenleeren Parkwald. Keine Fontäne stieg. Ratlos schauten die undeutlichen Hermen und Bildsäulen in diese nordische Nebelmasse. Die tröstlichen Berge der Havel und die nahen Türme Potsdams waren zugedeckt vom herabgesunkenen Wolkenhimmel. Der Wache haltende Soldat schritt gleichmäßig und ganz langsam hin und her, wie der träge stockende Pendelschlag der Zeit. Letzte Besucher verließen die breite Freitreppe und entwichen wie Schattengestalten aus dem unheimlich stummen Bezirk des großen Königs.

Solche Abende beschweren deine Sinne und hindern sie an einer eigentlichen Ausfahrt. Indem du den spärlichen Stimmen des ahnungsreichen Nebelparkes zu lauschen glaubst, horchest du in dich hinein und spähst in die Tiefe der Zeiten.

Sanssouci und Weimar . . . zwei schwerwiegende Worte! Die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts liegt darin beschlossen.

Dort Friedrich der Große, hier Goethe — beide einsam, und doch in ihrem Einatmen und Ausstrahlen gar vielsam. Beide gesammelt auf ihre Insel und doch eben dadurch Werte schaffend für das Ganze. Deutsche Baumeister alle beide.

* * *

In einer Familie entwickelt sich nach und nach ein gemeinsames Fluidum, ein bestimmter Familiengeist, wozu die stärkste Individualität das Hauptsächlichste beiträgt.

So war Weimar eine Familie mit ausgeprägtem Charakter. Und so das friedericianische Preußen.

Der König stand im Brennpunkt; er strahlte seine Individualität aus und gab das Gepräge. Eigene Anlage und strenge Schicksale hatten ihn zur Einkehr und Sammlung gezwungen. Das Willens-Element seines Vaters kehrte in ihm zwiefach, aber verfeinert wieder. Alles, was in seine Welt eindrang, ward von ihm in Energie umgesetzt oder abgestoßen. „Kurz und vive" war sein Sprechen wie sein Handeln. Offensive war sein Element, nicht nur etwa notgedrungen, wie er einmal im siebenjährigen Kriege an d'Argens schreibt, sondern aus innerster Natur.

So entwickeln sich in ihm rascher Verstand, klarer Ordnungssinn, Kraft der Konzentrierung, Sachlichkeit, Gerechtigkeit, Sparsamkeit, Pflichtbewußtsein: Tugenden eines Herrschers und Feldherrn, Königstugenden.

Unterstützend kam hinzu, daß ihn keine Liebe des Weibes von dieser strengen Linie ablenkte. Ein tändelnd Schmachten, wie es die Rococco-Zeit liebte, ein Seufzen in beschwerenden Banden tieferer Leidenschaft war ihm unbekannt. Der Geschwindschritt seiner unermüdlichen Arbeitskraft kannte kein Idyll. An seiner Mutter und an seinen Schwestern, besonders an der Markgräfin von Bayreuth, hing er mit zärtlichster Liebe. Im übrigen hatte er sein Flötenkonzert und seine launigen oder gehaltvollen Tafelgespräche.

Krankheit freilich hängte sich lebenslang an diesen Mann der Tat. Aber auch sie zwang er nieder. Ja, der körperliche Schmerz ward ihm ein Erzieher, seine innere Widerstandskraft zu üben — wie nach den Niederlagen auf den Feldern des siebenjährigen Krieges. Thiébault erzählt in seinen Memoiren eine besonders bezeichnende Erinnerung, die uns den ganzen Mann zeigt. Der König ließ eines Abends den genannten Akademiker nebst dem Obersten Guichard (Quintus Icilius) an sein Feldbett rufen. Er lag da unter seinem Mantel, die unvermeidlichen Stiefeln an den Füßen, den Hut auf dem Kopfe und darunter ein weißes Schnupftuch als Kopfbinde. Der Gichtkranke war gefoltert von Schmerzen. Aber in seiner bekannten Vorliebe für philosophische Gespräche, ersuchte er die Beiden, sich untereinander zu unterhalten, gleichviel worüber; er wolle nur zuhören, weil zu leidend, um selber teilzunehmen. Peinliche Pause! Worüber sich vor einem kranken König unterhalten? Endlich beginnen sie, ungeschickt, zaghaft: — und sofort greift der König ein und fällt in ätzenden Sarkasmen über den hilflosen Guichard her. „Allmählich ging er aber auf andere Gedanken über, die ihn zu einer Prüfung und einem Vergleich der verschiedenen Regierungsformen

führten. Und nun wurde seine Rede ebenso ernst, wie wichtig und delikat war. Der Oberst und ich konnten und stumm zuhören. Der König, der so große Schmerzen zeitweise, sprach ganz allein bis nach neun Uhr. Aber stunde unterbrach er sich, weil er vor Schmerzen nich dann rief er seine Bedienten und ließ sich einen Löffel v Arznei geben; hierauf fragte er uns, wo er stehen gebli fuhr in seinem Gedankengang fort. So bot er uns das beinahe totkranken Königs, der so heftige Leiden ausst oft einen schrillen Schrei abpreßten und er sich minuten krümmen mußte, und der trotzdem mit größter Klarheit seines Stoffes durchmaß und mit der vollkommensten U Menschen und die Gesellschaft, unsere Bedürfnisse und uns beurteilte" ... So körperbeherrschend war die Gesundh und seines Willens.

„Alles in diesem Staate war Nerv und Kraft", sag dem römischen Staatswesen in seiner Schrift über die d Wörtlich paßt das auf ihn selber, den Stoiker, den Staatsmann, der den Römern näher stand als dem bew volk der Griechen.

In all diesen Tugenden und Kräften erinnert er zerbrechliches Gehäuse gleichfalls von der Elektrizität se Geistes zusammengehalten ward, dergestalt, daß die N kategorischer Imperativ einen Begriff bilden.

Man weiß, wie sich Kant gewaltsam an regelm Morgenstunden gewöhnte; genau nach der Uhr ging Willen und Vernunft waren die herrschenden Kräfte, ni Stimmung. Dasselbe gilt von Tagewerk und Arbeits Königs. Der deutsche Geist, erschlafft seit dem dreißig ging zum ersten Male wieder schöpferisch ans Werk; u er mit dem Organ, das am meisten darnieder lag: mi geleitet von einer vertieften Vernunft.

So stehen Friedrich und Kant an der Spitze ein neuerung: einer Willens-Erneuerung.

Noch immer zwar galt die alte Staatsform de Aber dem herrischen Worte L'État c'est moi des Roi Soleil genommen. Es hatte sich unter Friedrichs Händen ver weise und gerechte Königswort: Ich bin meines Staate Und Diener waren alle anderen, wichtig jeder, wenn

gliederte. Das architektonische Gefühl für die Harmonie des Ganzen war gewachsen: hierin war der König eines Sinnes mit Weimar. Der einzelne konnte sich wiederum fühlen und achten; das Individuum galt wieder. Es ging ein Hauch von Freiheit und Gerechtigkeit von solchem „Absolutismus" aus, unter dem jeder nach seiner Façon an seiner Seligkeit wirken konnte, wenn er nur mit Vernunft und Pflichtbewußtsein sich der Staatsform und dem Wohle des Ganzen einzufügen gewillt war.

* * *

Und nun ermesse der sinnende Betrachter, was wohl herausgekommen wäre, wenn dieses energische „Sanssouci" uns eine Poesie hätte bescheeren wollen!

Mit anderen Worten: laßt uns den Reichtum und die Vielseitigkeit unseres deutschen Geistes und Gemütes preisen, die ein so ganz anders gestimmtes Weimar nach solchem scharf ausgeprägten Sanssouci ermöglichten!

„Von des großen Friedrichs Throne ging sie schutzlos, ungeehrt" — nämlich die Muse deutscher Dichtkunst. Wir von heute, die wir beide Geisteswelten überschauen, wir klagen nicht, wie hier Schiller geklagt hat, wir freuen uns dieser reichen Entwicklung.

Gerechtigkeit ist des Staatsmanns erste Tugend; aber die Tugend des Dichters ist Liebe. Rascher, klarer, schlagfertiger Verstand, verbunden mit Entschlußkraft, ist des Feldherrn erste Kraft; aber die Kraft des Dichters ist Durchwärmen und Durchsinnen seiner Gestalten und organisches Reifenlassen seiner Gedanken. Es sind zwei völlig verschiedene Fähigkeiten in demselben menschlichen Organismus.

Dort wesentlich Verstand — hier wesentlich Gemüt. Dort Voltaire — hier Rousseau. Dort Rom — hier Hellas. Dort Vernunft und Moral — hier seherische Empfindung und Anschauung. Dort energisches Vorwärtsdrängen — hier Besinnung und Vertiefung.

Friedrich empfiehlt, zur Hebung des Geschmacks, vor allem Sprachstudien, und zwar der älteren Kulturen, Roms und Griechenlands, aber auch Frankreichs und Englands. Er versteht darunter kein Herdersches Tasten nach dem inneren Poesie-Wert der Sprache, nein, er meint eine Art Rhetorik: Knappheit, Klarheit, Gedrungenheit. Frankreich in seiner klassischen und nachklassischen Literatur-Epoche schwebt ihm bei alledem vor; Racine und Voltaire sind seine Lieblingsdichter.

Und so war der literarische Gesichtspunkt dieses einsichtsvollen und willensstrengen Königs, der sein Leben als ein einheitlich Kunstwerk

lebte, lediglich der „gute Geschm
Geschmack? Innehalten der kün

„Damit unser Stil knapper
beseitigen; zur Erlangung von
sich kräftiger und anmutiger aus
sind Thucydides und Xenophon
des Aristoteles. Besondre Sorg
des Demosthenes gut wiederzuge
Handbuch des Epiktet, die Be
Cäsars Denkwürdigkeiten, Sallu
nehmen. Die Franzosen können
die Persischen Briefe (Montesqui
liefern. Alle angeführten Büche
geschrieben sind, werden die Üb
überflüssige Worte zu meiden; u
Scharfsinn aufwenden, um ihre
Übersetzung dieselbe Kraft besitze,
Jedoch müssen sie, wenn sie ih
sehen, daß sie nicht dunkel werd
erste Pflicht jedes Schriftstellers,
Regeln abweichen" ... So ern
Muse! Es ist ein künstlerisches
heitlich das alles zu der Lebens-

Aber Natur und Frauen
Wie sollte der Mann, dem kei
gegangen war, der Mann, der
mals in sich erlebt haben, was

Und wie sollte dieser stre
Verhältnis finden, zum besten F
der Neuzeit? So finden sich d
in Friedrichs Schrift folgende W

„Um sich zu überzeugen, wie
brauchen Sie nur ins Schauspiel
die abscheulichen Stücke von S
aufgeführt werden und wie das
lächerlichen, der Wilden von Kar
sich ist. Ich nenne diese Stücke s
sündigen. Diese Regeln sind nich
des Aristoteles ... da treten Las

ihrer würdige Reden; darauf kommen Prinzen und Königinnen. Wie kann dies wunderliche Gemisch von Niedrigkeit und Größe, von Possenhaftigkeit und Tragik rühren und gefallen?"

Das ist der deutlich ausgesprochene romanische Formalismus. Genau so urteilte Voltaire: und der französische Geschmack muß eigentlich immer so urteilen. Aber nur der französische Geschmack? Auch der römische Geschmack, sogar der griechische: denn selbst das altgriechische Kulturdrama mit seiner sorgfältigen Sprachbehandlung ist ein so wohlgefügtes Bauwerk, hat soviel „Kultur", gegenüber der „Natur" in Shakespeare, daß dies alles den Idealen des Königs, auch wenn wir sie vertieft fassen, bedeutend näher steht als gerade Shakespeares formensprengende Gemüts- und Phantasiekraft.

Und hier will ich eine weiter schauende Betrachtung einschieben. Man fasse die Literaturepochen Europas mit einem Al-Fresco-Blick, und man wird erkennen, daß man zwischen kunstbewußter Kulturdichtung und mehr gefühlsmäßiger Naturdichtung unterscheiden muß. Man wird unsere beliebte Wendung „romanischer Formalismus" bedeutsam einschränken müssen: nicht eigentlich die Romanen als solche neigen zu bewußtem Formalismus, sondern die Romanen als *ältere Kulturvölker*. Wenn eine kräftige Zeitepoche oder eine einzelne Persönlichkeit schaffend und zeugend einsetzen, so lieben sie beide allemal erst hitzigen Überschwang, womit Sprengung überkommener Formen verbunden zu sein pflegt. Bald aber lernen sie selber Haus halten, bald suchen sie selber, in Sprache und Gedanken, nach geschlossenen, das Erworbene zusammenhaltenden Formen. So sehen wir, nach dem Götz und den Räubern, in Weimar eine Iphigenie und einen Wallenstein. So haben wir nach Shakespeare einen Milton; nach Alexander Pope dann umgekehrt wieder Burns und Ossian; nach Goethes strengeren Formen den Überfluß der Romantik. Und so könnte man fortfahren, Gegensätzlichkeiten und Ergänzungen nachzuweisen, die tief und wohltätig in der Menschheit begründet sind. Aber wir Deutschen — das ist richtig — werden immer die aus der Natur des *Herzens* entsprossene Dichtung höher stellen, als die Kulturdichtung des Kopfes. Denn das seherische Herz, sagen wir mit Jean Paul und denken wir mit Goethe, „denkt den *größten* Gedanken". Und warum soll sich nicht reife und feine Form damit verbinden lassen?

Das seherische Herz ... das Herz, das sich an der ewig wunderbaren und geheimnisvollen *Schöpfung* und an der ebenso wunderbaren und geheimnisvollen *Frauenseele* entfacht und entfaltet hat: das war Sanssoucis Grenze. In dies Revier ist Friedrich nicht vorgedrungen.

Er konnte gar nicht dahin vordringen: denn gerade durch den Verzicht auf diese Eigenschaften ward er ja so fest, so streng und geschlossen. Und nur durch solche strenge Geschlossenheit hinwiederum konnte Sanssouci für deutsche Kultur das leisten, was es geleistet hat. Wieder einmal waren eines Mannes stark entwickelte Kräfte zugleich seine Beschränktheiten. Es mußte sich neben und nach ihm ein Weimar entfalten, um das Gleichgewicht herzustellen; es mußte nach und neben den Staatsarbeiten des Kopfes nunmehr das Herz Deutschlands seine Sprache offenbaren.

* * *

„Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

So jubelt Goethe, als es nach viermonatlicher Abwesenheit an süddeutschen Höfen wieder nach Weimar geht. Es sind die Schlußworte eines der unzähligen Zettelchen und Liebesbriefe an Frau von Stein.

Am 14. Januar 1780 — des Jahres, in dem Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur erschien — führt er die geliebte Frau dann zum erstenmal nach jener Reise wieder auf die Redoute. Und nun laufen die nachbarlichen Zettel und Grüße tagtäglich hinüber und herüber.

„Nach meinem schönen Spaziergang heut früh" — so lautet der Gruß vom Tage des Frühlingsanfangs — „möcht ich auch einen guten Mittag bei Ihnen haben. Wenn Sie zu Hause essen, so komm ich und bringe Ihnen Schneeglöckchen."

Wir sind sofort in einer anderen Welt. Des Dichters Gartenhaus steht in einem ganz anders wachsenden Park. Dort, in Sanssouci, dehnt sich Gesetz und Regel auch auf den Terrassenpark aus, über dem sich das klare und strenge Schloß erhebt. Hier empfängt uns, statt der stattlichen Fontäne, ein munteres Thüringer Bergwasser. Ein neckisches Gewirr von Zweigen und Blüten spiegelt sich darin; abends erschreckt ein badender Dichter vorübergehende Wanderer; unbefangene Freiheit herrscht im Wachstum der Pflanzen wie in den Verkehrsformen. Und wie oft bis spät in die Nacht ist das unphilosophische Gartenhaus munter! Der Dichter hat die „Gras- und Wasseraffen" bei sich, Frau von Steins Kinder; sie backen Eierkuchen, warten ein Maigewitter ab und bleiben über Nacht. Oder der Herzog und noch ein paar „Vertrautinnen", zu denen sich Seckendorf gesellt, (die Damen Neuhaus und Schröter), sitzen im Garten, „lärmen viel und machen viel Unordnung". In mancher Sommernacht liegt Goethe unter blauem Mantel auf dem Altan, „unter einem herrlichen Gewitter, das den ganzen Süd überleuchtet". Und die Frösche der nahen Ilm „schrillen ihm den Kopf wüste".

Natur und Liebe! Das sind die zwei reizenden Führerinnen in die Poesiewelt von Weimar. Man neigt hier zu Scherz und Maskerade; man durchleuchtet hier rokoko-heiter mit Reim und Blumengebinde, mit Festspielchen, „Miseleien" und Ausflügen die nicht sehr angestrengten Tage. Und sogar tiefere Leidenschaft nimmt nicht eigentlich tragischen Verlauf: sie wird besänftigt und verklärt durch Anmut und Würde. Ein Fall wie der Selbstmord der Christel von Laßberg gehört noch in die Werther-Siegwart-Epoche. Die Wucht und Schwere eigentlicher Tragik — wozu etwa Kleists und Hebbels grüblerische Naturanlagen neigen — war hier gleichfalls eine Unmöglichkeit. Denn alles strebt nach Bejahung. Selbst Fausts Gretchentragödie wird als Bruchstück empfunden: es läßt diesem verklärungskräftigen Dichter keine Ruhe, bis auch dieser tiefste Mensch eingegangen ist zur Harmonie, die der Gottesschöpfung tiefster Sinn und Wille ist.

Gerade dieses Jahrzehnt (1780—1790) umfaßt nun Goethes bedeutsamste Entwicklungsepoche. Am Eingang dieser zehn Jahre leuchten noch die sonnig-leichtsinnigen Tage von Jung-Weimar, bereits gemildert durch die führende Frau; an ihrem Ausgang steht Goethes Vereinsamung, aus der dann in langsamer und weitsichtiger Arbeit das dauernde, gereifte, geistige Weimar, im Bunde mit Schiller, erstehen sollte.

Während Friedrich noch den „Götz" — das einzige, was er von Goethe wußte — als eine „abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" verwarf, hatte sich hier bereits die Iphigenie geformt, der Tasso war im Werden, zahlreiche Lyrik und kleine Spiele strömten einen Hauch Goetheschen Wesens aus — und der wachsende Dichter schwelgte in Thüringens Natur, in den kleinen Geschäften, Reisen, Abwechslungen seines Amtes, und besonders in der alles verklärenden Liebe zu seiner thüringischen Edelfrau.

„Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast . . . Ich habe hundert Pläne, die ganz sachte in mir lebendig werden . . . Wir sind im Lande herumgeritten, haben böse Wege gesehen, in die viel verwendet worden ist und die doch nicht gebessert noch zu bessern sind, haben gute, in der Stille lebende Menschen gefunden und an Leib und Seele Bewegung gehabt . . ."

„An meinem Schreibtisch. Es regnet, und der Wind spielt gar schön in meinen Eschen. Ich suche Sie und finde Sie nicht; ich folge Ihnen nach und erhasche Sie nicht. Es ist nun die Zeit, da ich Sie täglich zu sehen gewohnt bin, ausruhe und mich mit Ihnen in ganz freien Gesprächen von dem Zwang des Tages erhole . . ."

„Eine Liebe und Vertr
wohnheit geworden. Seit Sie n
mir aus dem Innerſten gegan
tauſend Gedanken ſteigen in m
einfach, und doch bin ich vom
ſehe faſt niemand als die, mit

„Wir wollen uns lieb uni
Lumpigen iſt zu viel auf der W

„Der erſte Akt der „Vög
weſenheit geholfen. Denn ſo l
beſchäftigten Stunden ſo wohl
dem Augenblick mir die bewe
wenn ſich's tun läßt. Und we
dem ich ſo viel ſagen kann; da

So tönt es aus Sommerb
ſchein auf die Frühlingserde,
und lockend auf das Dichterh
Werke wachſen wie wilde Blume
Freudigkeit.

Und der Herbſt des Jo
Stimmungen fort.

„Auf dem Kickelhahn, der
in einer klingenderen Sprache 2
mich gebettet, um dem Wuſte des
der unverbeſſerlichen Verworren
nur meine Gedanken zuſamt vo
gute Sachen drunter."

„Meine Beſte, ich bin in
den Platz, wo Sie mit mir wa
wie von geſtern angezeichnet ſt
Porphyr ſeinen ganzen Erdger
wenigſtens zu antworten. Ich
ſo viel vorgerückt und verände
Felſen erhalten hat, noch weiter
ſeiner Liebe und der Ihrigen."

„Es iſt ein ganz reiner
unterganges mich zu freuen. D

„Die Sonne iſt unter. Es
die aufſteigenden Nebel zeichnete

uninteressant als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet . . ."

„Nach zehnstündigem Schlaf bin ich fröhlich erwacht. O, daß doch mein Beruf wäre, immer in Bewegung und freier Luft zu sein!"

Immer neu, ewig beweglich und seltsam ist das wogende Werden dieses innerlich Unbegrenzten.

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie."

So klingts aus diesen thüringischen Reisetagen. Der Oktober zwar wird wieder einmal durch ein Mißverständnis getrübt; an einem schlimmen Tage schreibt der Dichter: „wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint." Aber am 7. November heißt es wieder:

„Heut finds fünf Jahre, daß ich nach Weimar kommen bin. Es tut mir recht leid, daß ich mein Lustrum nicht mit Ihnen feiern kann. Gestern hatten wir recht schön und wunderbar Wetter, kamen sehr vergnügt hierher. Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mirs ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahre besser werden. Ich rekapituliere in der Stille mein Leben seit diesen 5 Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger; er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb!"

Und zwei Tage drauf, wie eine Summa unter einer Rechnung:

„Ich wollte anfragen, ob Sie diesen Nachmittag zu Hause sind. Ich käme von Hof herüber und brächte die erste Szene des Tasso mit."

So entsteht Dichtung! Aus dem überfließenden Reichtum seelischen Erlebens! Besonnt von Liebe, hervorgelockt von zärtlicher Innigkeit, durchweht von der freien Luft der Wälder und Hügel.

Zu Weihnachten schenkt ihm Frau Charlotte, als Ansporn zur Vollendung des „Tasso", Schreibzeug mit Feder.

„Ich danke recht sehr" — antwortet der Dichter — „und weihe hiermit Ihre Feder ein . . . Mein Tasso liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an: aber wie will ich zureichen?"

Mit dieſen Worten, aus
ſchließt der Sylveſtertag 1780.

Nur eine einzige Linie, f
Welt, haben wir uns auf raſ
Aber es genügt, um uns inn
Poeſie ſichtbar auf Erden — J
der größte König der Zeit ſchr

*

Es iſt ein künſtleriſcher G
Linie zu verfolgen, vom groß
bis zu unſerem regierenden
Linie. Es iſt ſozuſagen des
menſchlichen Tätigkeiten, die in
ſinn verlangen, kommen hier m
die Straffheit des Militärs un
Tugenden von Sansſouci.

Aber Weimar? Weimar
in dieſer Richtung liegen. Es n
ausgeht, gar leicht ein Element
und Energie hineingetragen.
Pflanze, die aus Geheimniſſen
geſchonter Stille entfalten. So
könnte ebenſo gut ſagen: das
kann das dichteriſche Deutſchla
silent musae“ — das gilt nich

Ein neuerer Schriftſteller
anſchaulichen geſucht. In ſein
Hehn einen Weſens-Gegenſatz
dem deutſchen „Nordoſten“ feſt.
fränkiſchen Ecke erwachſen und
Dem anders gearteten Sansſo
gibt er hingegen ein märkiſch
Tüchtigkeit beſchränkt ſehen.
Friedrichs des Großen. Und
eine Fortſetzung Goethes.

Iſt dies etwa bloß geiſtr
hat mit dieſer klaren Formul
bleibt (denn wie ſehr ſind wir

nicht ganz Unrecht. Sind nicht in den Deutschen der Hügelgelände, in den Seelen der Mainfranken, Thüringer, Hessen, Rheinländer, Schwaben usw., in der Tat wichtige Bestandteile, die den Bewohnern der Sand-Ebene abgehen? Laufen nicht bei uns die Wasser und Worte, die Gedanken und Empfindungen rascher und heller? Sind nicht die Menschen unbefangener, traulicher und weit weniger „formell" oder „korrekt"? Ist nicht die Landschaft, die unsre Augen und Herzen tagtäglich erfreut und bildet, reicher und gefälliger? Sind nicht Hügelungen überhaupt gleichsam ein Gebet der Erde, gleichsam emporbrängende Schollen, die das Licht suchen? Und wo spiegelt sich das alles wieder im jetzigen deutschen Dichten? — Nicht nur dem deutschen, dem europäischen Geiste, der Menschheit wär' es Wohltat und Erlösung, wenn nach soviel einseitiger Energie-Entfaltung auch wieder „Weimar" zu vertiefender Wirkung käme.

Friedrich starb in demselben Monat desselben Jahres (1786), in dem Goethe zu Karlsbad die Vorbereitungen zur heimlichen Flucht nach Italien betrieb. Durch diese Flucht wandte sich Goethe endgültig vom politisch-nationalen Deutschland ab und suchte das zu erneuernde künstlerische Deutschland, zu dem er in herber Sonderstellung den großen Grundstein gelegt hat.

Nicht ohne Bewegung liest man Friedrichs bekannte Weissagung am Schlusse seiner Mahn- und Klageschrift:

„Wir werden unsre klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbaren werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsre verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, von einem Ende Europas bis zum andren dringt. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Mir geht es wie Mose: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Er hatte seine Kulturarbeit getan, der nimmermüde König. Er konnte nun Weimar wirken lassen.

Mitteleuropa und die Balkanhalbi

Von

Alexander von Peez.

Im Laufe von zwei oder drei Menſchenaltern hat die A
orientaliſchen Dingen ſehr verſchiedene Wandlungen d
der Zeit der Türkenkriege des Hauſes Öſterreich hatte die ö
dunkle Vorſtellungen überkommen von Völkern, die hinten, n
aufeinanderſchlagen. Das war die Zeit, wo nicht nur der P
ziemlich das ganze Publikum aus ſicherem Hafen mit dem a
des Gruſelns auf den Südoſten herniederblickte. Später er
denen, die aufeinander ſchlugen, chriſtliche Brüder heraus, und
Mitleid und Teilnahme. So bei dem griechiſchen Freiheitska
man jedoch nachher wahrnahm, wie die Politik Rußlands a
dungen Pfeifen ſchnitzte, trat ein Umſchwung ein; auch zu E
ließen ſich nun Stimmen vernehmen, und der nach dem Krim
Pariſer Friede (1856), ſowie der Berliner Friede (1878)
wiſſes Gleichgewicht, wobei die europäiſchen Mächte bemüht ſi
der Grundlagen der Osmanenherrſchaft den chriſtlichen Vö
ſelbſtändiges, jedenfalls aber ein erträglicheres Daſein zu ver

In dieſer dritten Periode befinden wir uns heute noch
aus den Aufſtänden, Kämpfen und Friedensſchlüſſen zweier
ſtark beſchädigter Torſo hervorgegangen. Noch im 17. J
ihre Vorpoſten unfern von Wien, Czernowitz und Kiew. V
Prinzen Eugen ab (Schlacht bei Zenta 1697) flutete ihre
Sie verlieren Ungarn und die Ukraine noch im 17. Jahrhu
Banat, die Bukowina, die Nordküſte des Schwarzen Meer
Serbien (1817), Griechenland (1829), Rumänien (1861), B
Armenien und Cypern (1878), welchen Oſtrumelien (1885)
nachfolgten. Der größere Teil der Balkanhalbinſel fällt
Auf dem von der Türkei abgeriſſenen Gebiete bleiben n
mohamedaniſcher Gläubigen zurück, im übrigen aber zeigen ſi
der Türkenherrſchaft weggezogen iſt, wieder die altbekannten

sie auf der Balkanhalbinsel sich in buntem Getümmel gedrängt, niedergelassen oder durch Mischungen gebildet haben. Von kleineren Splittern abgesehen sind dies: Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen, Türken und Albanesen.

Die Verschiedenheit der Völker, die hier auf einer verhältnismäßig nicht großen Bodenfläche wohnen, legt ein Zeugnis ab für die treffliche Lage und Beschaffenheit der Länder. Alle Stämme suchten hier Wohnstätten. Alle wollten herbergen in der meerumflossenen Halbinsel, welche ihr Angesicht gegen Süden kehrt, sich eines gemäßigten, kräftigen Klimas erfreut, an Berg und Tal, an Wald und Feld in angenehmer Abwechslung reich ist, von Korn, Vieh und Wein die Fülle besitzt und im alten Byzanz den Knotenpunkt zweier Weltteile ihr eigen nennt. Über Bosporus und Hellespont ging die große Völkerstraße zwischen Europa und Asien; Reste dieser Wanderzüge, die zu Land oder zur See erfolgten, blieben hier zurück, und so ist die Balkanhalbinsel zu einem wahren Völkermuseum geworden. Weder die alten Griechen noch die Makedonier, weder die Römer noch die Byzantiner, noch auch die Osmanen vermochten hier in Nationalität, Sprache oder Glaube eine Einheit herzustellen. Aber von ihnen allen mag eindringende Forschung in diesem Gewirre von Bergen, Wäldern und Tälern noch Spuren, Überlieferungen, Anklänge erschließen.

Eine besondre Eigentümlichkeit der Balkanhalbinsel ist, daß sie Bevölkerungs-Teile aus den drei großen Hauptrassen enthält. Semiten, Turanier und Arier begegneten sich hier und mischten sich. Semiten, aus Phönikien und Syrien kommend, besiedelten die Küsten des alten Hellas; später erschienen Araber zahlreich, als Handeltreibende, Gewerbsleute und Beamte des byzantinischen wie des osmanischen Reiches. Turanisches Blut bildet die Grundlage der Osmanen, und in den Bulgaren hat sich eine Mischung von Turaniern und Slaven vollzogen. Was endlich den arischen Stamm betrifft, so mag er immerhin den Grundstock und die Masse des Volkes bilden, obwohl der Typus diese Tatsache kaum mehr äußerlich verkündet. Obwohl bereits seit unvordenklicher Zeit gemischt, gehören Hellenen, Thraker, Makedonier, Illyrier und Römer, zu welchen sich später slavische Stämme gesellten, überwiegend dieser Rasse an. Starke germanische Einflüsse fehlen nicht. Für die Zeit des Altertums beweisen das Typus, Sagen, Namen, Charakter und ständische Gliederung. Man sehe sich nur die Tanagra-Figuren an; mit ihren blonden Haaren und blauen Augen könnten sie einen (idealisierten) deutschen Typus darstellen. Aber auch zur Zeit der Völkerwanderung drang reichlich germanisches Blut ein, besonders vertreten durch Goten. Sucht man heute nach germanischen Spuren auf der Balkanhalbinsel, so findet man sie noch am deutlichsten in den westlichen Teilen, insbesondere in Serbien und Albanien, wo schon der hohe Wuchs germanisches Blut verrät. Bis nach Montenegro und Dalmatien erstrecken sich diese Einflüsse; sie stammen

wohl zumeist aus der Zeit der soge
leicht möglich, daß sie teilweise au
merkwürdig ist die Verwandtschaft
auf der Balkanhalbinsel überwiegend
erinnern gar sehr an die späteren
über Dalmatien wie über das Schw
und von Pompejus im ersten Jahrh
wurden. In Serbien tragen viele Si
Belimarkovich, Matanovich u. a.).
Dalmatien die uralt deutsche Göttin
Freia, noch von dem jetzt slavisch r
Albanien sind es namentlich die der
die in dem dort häufig vorkommen
Einwirkung bekunden. Der Verfasse
mit dem berühmten slavischen Spr
gestand, daß bei den Czernagorzen
Wuchs aber läßt auch germanischen
herrschende Volk der Osmanen ist i
Forschern bemerkt worden, daß die
ihrer Sprache entspräche, sehr weni
der Vielweiberei zu, und gewiß hat
Beschaffenheit der vornehmen und
sonders die mehrhundertjährige Ver
kommt. Aber auch früher müssen
haben, in Kleinasien nämlich, wo si
marsche gegen Byzanz zwei oder dr
asien trafen sie mit Resten der Gc
asiens, welches von den Geschichtsch
lich aber im Lichte schärferer Prüf
Auch zeigen die Bildnisse der ältere
erinnert — durchaus die adlerartige
In der Gegend von Angora, eine
Pressel, der ausgezeichnete Pionier
mehrere Jahre hindurch das Land du
Erscheinung. „Ich sah turkomanische
fasser dieser Studie vernehmen — sc
reinen Germanenländern finden kan

[1]) Über uralte Beziehungen de
spricht sehr anziehend Baron de Bo

so kommt man zu der Überzeugung, daß die Bevölkerung der Balkanhalbinsel, wenn dort auch heute slavische Sprachen vorherrschen, nicht nur die gemischteste von ganz Europa ist, sondern daß auch dabei germanisches Blut keineswegs fehlt, vielmehr gerade unter den höheren Klassen, soweit sie dem türkischen Säbel entronnen sind, ziemlich stark vertreten ist.

Diese anthropologischen Bemerkungen sind aus dem Grunde nicht unwichtig, weil die Blutmischung auf Charakter und Politik der Stämme Einfluß übt, soweit nämlich nicht die Einflüsse der Religion und Sprache sich stärker geltend machen. Es ist vielleicht mehr als Zufall, daß die Bulgaren mehr zu den gleichfalls mit tatarischem Blut gemischten Russen neigen, während die mehr mit Germanen versetzten Serben mit Österreich manche Berührungspunkte zeigen. In Bezug auf Charakter und Haltung stehen jedoch die Osmanen den Germanen am nächsten. Beide besitzen Ruhe und Phlegma, beide sind bedächtig und kaltblütig, den Listen und Lügen abgeneigt, nicht ohne Gerechtigkeitsgefühl, daher noch am ersten befähigt zur leitenden Stelle.

Wenn jetzt die neu erstandenen Völker der Balkanhalbinsel im allgemeinen von ihrer Freiheit keinen besonders guten Gebrauch machen, so ist zweierlei zu bedenken: einmal, daß die Türken bei der Eroberung nach orientalischer Gepflogenheit die herrschenden Klassen getötet oder sonst unschädlich gemacht haben; später wirkte noch die Einrichtung der Janitscharen in ähnlichem Sinne, indem ihre kräftigste Jugend den Unterjochten genommen und zum Vorteile der Herrschenden verwendet und verbraucht wurde. Zweitens kommt in Betracht, daß die Befreiten, sei es durch eigne Wahl, sei es durch ein unheilvolles Geschenk der Befreier, aus der früheren Rechtlosigkeit in den Vollbesitz aller jener Freiheitsrechte hinübersprangen, zu deren Erwerb andere größere Völker viele Jahrhunderte gebraucht haben. Beraubt ihrer einheimischen, mit den Verhältnissen, aber auch mit den Schwierigkeiten der Regierung vertrauten Führer, sehn wir nun die beiden größten Balkanvölker dahintaumeln als eine Beute von Ehrgeizigen, die im Auslande sich die Waffen einer höheren theoretischen Bildung geholt haben, die ihr Wissen nunmehr rücksichtslos und übergangslos auf die einheimischen Zustände zu übertragen versuchen, daher nichts Dauerndes schaffen und in gegenseitigen Kämpfen sich und ihr Land aufreiben. Wer sich der auch heute noch nicht ganz überwundenen Zeit erinnert, wo in Deutschland und Österreich viele der aus Frankreich stammenden Ideen unvermittelt zu uns hereingetragen wurden, der wird die Verwirrung begreifen, die jetzt über die von der Natur so reich gesegneten Lande des Südostens hereingebrochen ist, nur daß dort gemäßigte Temperatur, hier jedoch Siedehitze des Blutes vorherrscht. Schließlich läuft dann alles auf die Gewalt hinaus. Und diese ist blind und ziellos. Die Ermordung Stambulows in Bulgarien und die Ausrottung des

Hauses Obrenovich in Serbien sind die bekanntesten Blüten dieser „Zivilisation". Dagegen zeigt das Beispiel Rumäniens genau den Weg an, der beschritten werden sollte.

Ein dritter Umstand muß noch als Grund von Schwierigkeiten hervorgehoben werden: die Hauptvölker der Balkanhalbinsel haben sehr verschiedene Ideale. Ganz abgesehen von der Religion werden sie auch von geschichtlichen Erinnerungen auf verschiedene, oft genau entgegengesetzte Pfade geleitet. Die Bulgaren berufen sich auf das Reich ihres Fürsten Simeon (um 900), welches von der Donau bis zum Olymp reichte und sogar größere Teile des Westens der Halbinsel in sich schloß. Die Serben schwärmen noch für ihren Stefan Duschan, der (um 1340) von Bosnien bis zum Meerbusen von Korinth das Zepter schwang. Beide Reiche, Groß-Bulgarien und Groß-Serbien, hatten also über ihre Stammlande weit hinausgegriffen, und ihre doktrinär geschulten Führer glauben den zur Blütezeit ihrer Stämme eroberten Besitz auch für die Gegenwart beanspruchen zu sollen. Der Bulgarenführer Sarafow hat in dieser Hinsicht folgendes geäußert: „Der Aufstand beginnt mit dem fahrenden Prediger, dem Apostel. Er zieht im Lande umher, erzählt den Bauern am Herdfeuer und unter der Wirtshauslinde von vergangener Größe ihres Volksstammes." So also wirkt ein undurchführbares Ideal zerstörend auf die Gegenwart.

Endlich zeigt sich noch der Umstand erschwerend, daß die Türken, für welche die Nicht-Mohamedaner doch nur Rajah (Heerde) waren, nicht an Absonderung der Stämme und ihrer Wohnsitze dachten. Sie beförderten vielmehr, um ihre Herrschaft leichter aufrecht zu erhalten, die gegenseitige Durchwürfelung der Völkerschaften, und so sind „gemischte Gebiete" entstanden, unter denen heute noch das vielgenannte Makedonien das wichtigste ist.

Makedonien, eine Balkanhalbinsel im kleinen, wird von Serben, Bulgaren, Rumänen, Griechen, Albaniern und Türken bewohnt. Über den Anteil dieser Stämme an Zahl, Landbesitz, Wohlstand, Bildung ist es bis jetzt noch unmöglich, ein klares Bild zu gewinnen. Doch scheint, daß der Kampf zwischen Bulgaren und Albano-Türken auszufechten sein wird.

Die Bulgaren verdanken bekanntlich ihre Befreiung von der Türkenherrschaft dem Berliner Vertrage von 1878. Der von Ignatiew abgeschlossene Vorfriede von St. Stefano hatte in großem, rundem Schnitte aus dem Leibe der Türkei ein Großbulgarien ausgeschieden, welches so ziemlich alle von Bulgaren bewohnten Gebiete — und noch einige mehr — zusammenfaßte. Der Berliner Vertrag verengte diese unförmliche Schöpfung bedeutend, allein Bulgarien benutzte eine im Jahre 1885 sich bietende Gelegenheit, um Ostrumelien wieder an sich zu reißen, und im Jahre 1903 machte es den weiteren Versuch, auch Makedonien zu erwerben.

Die Länderstriche, die man jetzt Makedonien nennt, — der Ausdruck ist neu, der Berliner Vertrag kennt ihn nicht — sind begehrenswert nach Beschaffenheit und Lage. Einer der älteren Entdecker der Balkanhalbinsel, der (aus Thüringen gebürtige) österreichische Generalkonsul von Hahn, hat uns anmutig geschildert, wie er im offenen Wagen von Norden von der Donau kommend, stündlich die auf den Karten dargestellte breite Kette des Balkan als Hindernis vor sich erwartete und dann im höchsten Grade überrascht war, als er, ohne den Wagen zu verlassen, auf erträglichen Wegen durch leicht zugängliche Pässe in die reichen, mit Wein, Mais und Baumwolle bestandenen Gefilde des Vardartales gegen Saloniki zum Ägeischen Meer hinabfuhr. Wer aber die Höhen um das Quellengebiet des Vardar und der Struma besitzt, der beherrscht auch das Meeresufer, und wie sich Bulgarien, von Nord nach Süden vorschreitend, Ostrumeliens bemächtigt hat und dann Makedonien forderte, so wird es, falls ihm Makedonien zufiele, alsbald auch die Küste mit dem hochwichtigen Salonik verlangen und sein Auge auf Konstantinopel richten. Der Besitz von Makedonien ist also von großer Bedeutung; vielleicht entscheidet er über die Frage, wer künftig das Vorgewicht in der Balkanhalbinsel besitzen wird. Von solchen Zielen reden selbstverständlich die bulgarischen Führer nicht. Vorläufig klagen sie, zumal im christlichen Ausland, nur über türkische Greuel. Hinter den Beschwerden über türkische und albanische Bedränger liegen aber noch ganz andere, weittragende Interessen.

Das Schlimme und für den teilnehmenden Beobachter Schmerzliche besteht jedoch in der Unwahrscheinlichkeit jeder klaren Lösung. Es wird sich nämlich im illyrischen Dreieck wiederholen, was wir in der Politik Gesamteuropas erlebten, daß das Behaupten ebenso schwierig ist, als das Erringen. Der Sieg des Einen macht dessen Mitbewerber einig; sie verbinden sich, um den Sieger nicht seiner Erfolge froh werden zu lassen. Das Deutsche Reich hat ja, nachdem der erste Nimbus von 1870 und 71 verflogen war, die gleiche Erfahrung gemacht. Die Sympathien der andern gehören dem Besiegten, und der Sieger selbst ist oft genötigt, in diese Sympathien einzustimmen und den Unterlegenen an anderer Stelle, wie zur Entschädigung, zu fördern. So ist Frankreich, zum Teil als Folgen seiner Niederlagen von 1870 und 71, zu vorzüglichem Kolonialbesitz gekommen, während das Deutsche Reich bei jeder bescheidenen Erwerbung über See auf mißtrauische Feinde stößt. Ganz ähnlich würde die Lage Bulgariens auf der Balkanhalbinsel werden, falls es Makedonien erworben hätte oder künftig erwerben würde. Noch ist jedoch Bulgarien lange nicht so weit, noch hat es mit dem Siege über die Türken gute Wege. Aber selbst wenn es siegte, würde an dem Tage des Sieges seine Einschränkung, Einengung, Verkürzung, das allgemeine Mißtrauen die Folge sein. Will man ja doch bemerkt haben, daß sogar die Leiter der russischen Politik, nachdem sie Bulgarien befreit hatten,

jetzt meinten: es sei genug geschehen! Ein Großbulgarien
eigenen Füßen stünde und sich zum herrschenden Reiche des
aufschwänge, entspricht nicht den russischen Wünschen und Ab
Eifersucht sämtlicher anderer Balkanstaaten hätten die russi
Spiel, das einst befreite Bulgarien, falls es sich nicht völlig de
unterordnete, wieder in die alte Ohnmacht zurückzudrängen
Panslawisten, deren Kern jetzt doktrinäre Czechen bilden,
Rezept gegen alle diese Übel bereit: den Balkanbund (die „Bal
Aber nach all dem früher Gesagten und bei all den tiefer
Religion, Sprache, Abstammung und Überlieferung kann nur
Agent von solchen Zielen reden. Wie es um die Freundschaft
Serben steht, dafür diene die einzige Tatsache als Beleg,
letzten sechs Jahre nicht weniger als 57 serbische Lehrer und
donien von eingedrungenen Bulgaren ermordet wurden. D

Alle Stämme der Balkanhalbinsel sind begabt und t
rischer Tatkraft mögen Albanier, Bosnier, Herzegowiner und
Schwarzen Berge voranstehen. Aber auch die Bulgaren
Battenberger wacker gefochten und bei Plewna waren es Rur
Russen den Weg bahnten: moldauische Regimenter, in
römischer Ansiedler mit turanischen und gotischen Elementen
bezug auf die Werke des Friedens gleich gut mit den Völl
Dreiecks bestellt sei, hat erst die Zukunft zu beweisen. In
schichte zu melden, daß auch der Krieg eine Gestalt der n
ist und hervorragende Kriegsvölker sich, wenn die Zeit gekon
tüchtigen Arbeitsvölkern entwickeln. Daß Bulgaren in der
leisten, ist bekannt. Ihre Rosenpflanzungen liefern das köstl
(Von der Einsammlung der Rosen hat der Reisende Kanitz ei
Schilderung entworfen.) Als Gärtner sind Bulgaren bis vor d
und Graz gekommen und haben sich dort, zu nicht geringer
einheimischen Mitwerber, dauernd niedergelassen. Sogar das rau
Albanier bewährt erhebliche Fähigkeiten für die Arbeiten des Fri
zusammengeschaart, sind sie in Konstantinopel (neben Armenier
sonst auch Maurer, Schlächter und besonders berühmte Bru
bis nach Böotien, Attika und dem Peloponnes haben sie landl
siedlungen verstreut. Für die zarter organisierten Griechen un
die Zeit kommen, da sie sich der modernen Industrie zuwend
sammensetzung der Stämme der Balkanhalbinsel haben im
Eltern zu Gevatter gestanden, und wenn sie in die richtigen
so kann Europa noch Freude an diesen Kindern erleben.

Indem wir dieses Bild von den Verschiedenheiten und Gegensätzen unter den Balkanvölkern entworfen, haben wir zugleich die Frage beantwortet, wie es denn komme, daß, trotz so vieler Hauptgebrechen, die Türken immer noch die Herrschaft auf der Balkanhalbinsel behaupten, ja, wie es sich im Kampfe mit den Griechen und den aufständischen Bulgaren gezeigt hat, sich offenbar gestärkt und befestigt haben.

Zugleich mit dieser Erkenntnis stellt sich aber auch die allgemeine Richtigkeit der von Österreich-Ungarn und Rußland unternommenen Reformaktion in Makedonien heraus. Letztere beruht auf zwei Hauptsätzen: „Der christlichen Bevölkerung in den Bezirken Kossowo, Monastir und Salonik eine erträgliche Existenz zu verschaffen", so lautet der erste Satz, welchem sich der zweite anschließt: „bei der Reformaktion nicht jenes Maß zu überschreiten, welches die Schonung der Lebensbedingungen des türkischen Reiches, sowie die Gefahr einer Abbröcklung desselben bei zu weit gehenden Forderungen erheischt"[1]) Da die Autonomie sich in Ostrumelien nicht bewährt hat, indem sie einfach nur den Anfall des Landes an das Fürstentum Bulgarien vorbereitete, wurde von ihr abgesehen. In Makedonien bleibt der Sultan nicht nur oberster Landesherr, sondern auch Herr der Verwaltung. Dagegen werden in die letztere europäisch geschulte Beamte und Offiziere eingeschoben, welche, unter Autorität des Sultans, im Sinne des von Rußland und Österreich-Ungarn mit der Pforte abgeschlossenen Vertrags — der sogenannten „neun Punkte" — das Land verwalten.

Wie man sieht, ist die Absicht richtig und gut, jedoch die Ausführung wird sich als verwickelt und schwierig erweisen. Mancher Außenstehende hätte vielleicht vorgezogen, daß es zwischen Bulgaren und Türken zu einer klaren Abrechnung durch den Krieg gekommen wäre. In Bezug auf Griechenland hat sich diese Methode im Jahre 1902 bewährt. Hier herrscht jetzt Friede. Da in den seltensten Fällen größere Bewegungen vom Volke sondern von Ehrgeizigen ausgehen, haben sich die Griechen beruhigt, und das Geschrei der Zeitungen und Parteiführer und der anmutige Wechsel der ewigen Ministerkandidaten Rallis und Trikupis ist zur großen Befriedigung der Europäer begraben. In Griechenland also hat die Türkei eine gute Lösung gefunden. Die Exekution erfolgte rasch, sicher und ohne überflüssige Grausamkeiten, und die gefürchtete Ausbreitung des Brandes ist nicht erfolgt. Wenn jetzt in Bulgarien die beiden östlichen Kaiserreiche der Türkei in die Arme fielen, so waren sie dabei gewiß von guten Absichten geleitet, haben aber auch eine nicht unbedeutende Verantwortlichkeit auf sich genommen.

---

[1]) Darlegung des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski in den Delegationen vom 16. Dezember 1903.

Bis jetzt sind beide Teile mit den Vorschlägen der Groß
als einverstanden. Die Türkei gibt nur ungern die Leitun
wichtigen Landes aus der Hand. In Bulgarien erklärt m
sei ungenügend. Wie könnte dies auch anders sein? F
Bulgarien besitzt ohne den starken Beweisgrund eines verl
das Ansehen, um neue Unruhen zu verhindern. Die bulg
unbefriedigt. Was nützt ihnen der Friede im Lande, wen
Ehre und Einkommen gelangen? Der schon genannte Sa
über mit aller wünschenswerten Aufrichtigkeit geäußert. „U
so sagte er — geht von der „Intelligenz" aus. Wir si
die Türken es uns nicht ermöglichen, von unseren Fähig
machen. Es ist dem christlichen Makedonier unmöglich, sic
eine Stellung zu machen oder sich durch seine geschäftlich
schwingen. Man nimmt uns die beiden größten Aussich
Lebens: die Möglichkeit eine geistige Karriere zu machen oder
Warum, da doch diese Bedingungen für alle Rajahs die gl
die Bulgaren den Kampf führen? Mein Gott, weil eben d
zu kommen bei uns größer ist, als bei andern." [5]) Der
achter fragt dann freilich sehr berechtigt, wo die weltberufenen
bleiben? Und wenn die wahre Ursache des Aufstandes in
digten Hoffnungen der bulgarischen „Intelligenz" liegen, s
Bulgaren doch gefordert werden, daß lieber diese Erwartu
genz" geopfert würden, als der europäische Friede. Solch
„Intelligenz" wird aber auch durch „Reformnoten" und „R
abgeholfen. Wir müssen uns also auf langwierige Verh
machen. Und ob nicht an ihrem Ende doch noch die Ult
wird, mag die Zukunft zeigen. Bulgarische Stimmen wenig
gescheut, daß ihr Volk — nach alter Gepflogenheit des Balkans
tag im Spätherbst zwar die Waffen niedergelegt hätte, abe
St. Georgstage (23. April alten Stils) wieder zu erheben.

Den richtigen Weg zur Verbesserung der Zustände auf d
haben offenbar zwei Länder eingeschlagen, Rumänien und Bos
— beide Länder, wir dürfen es mit Genugtuung sagen, unter

Was Rumänien betrifft, so mag immerhin romanische
Volkes zu diesem guten Ergebnisse einiges beitragen, gewiß is
verdienst der weisen Arbeit des Fürsten Karl gebührt. Gle
Bosnien Herr von Kállay und Feldmarschall-Leutnant von

[redacted]

[5]) Wiener „Fremdenblatt" vom 15. Dezember 1903.

auch mit lange vernachlässigter, an Gewalttat gewöhnter und dabei höchst gemischter Bevölkerung sich leben und regieren läßt. Gerade die Bosnier und Herzegowiner sind ein starres, hartes Geschlecht, die letzteren schon wegen der Nähe der Tschernagorzen, die ersteren wegen besonders inniger Beziehung zu Stambul. Als Teile der Türkenherrschaft spielten die Bosnier eine ähnliche Rolle wie die Albanesen. Sie sind es gewesen, die in den Kriegen gegen den Westen den türkischen Heeren ihre tapfersten Vortruppen stellten. Sie waren es, welche bei den Einbrüchen der Türken in die österreichischen Lande bis in die entlegensten Alpenwinkel vordrangen. Aus ihren Reihen stammten zahllose türkische Offiziere, und als Sultan Mahmud (1827) die Janitscharen auflöste, zeigte sich, daß ihr Grundstock aus Bosniern bestanden hat. Und doch haben sich in verhältnismäßig kurzer Zeit leidliche Verhältnisse in den von Österreich besetzten Ländern herstellen lassen. Es geschah dies vorzugsweise durch Schonung der Eigenarten der Stämme und Bekenntnisse, die ermöglicht ward durch kluge Teilung, durch Zusammenfügung des Gleichartigen, Wahrung des Besitzstandes und Verminderung der Reibungsflächen. Es ward von unten gebaut, nicht von oben doktrinär befohlen. Österreich hat in Bosnien eine Arbeit geleistet, die ihm in manchem älteren Kronlande, dank der konstitutionellen Doktrin, noch nicht gelungen ist. Jedenfalls wurden dadurch lange, segensreiche Jahre des Friedens für diese einst von Blut rauchenden Länder gesichert. Ob für immer? Das wird die Zukunft lehren. Man behauptet, ein Mohamedaner werde dauernd niemals sich einer christlichen Herrschaft einfügen lassen, und es wurde uns mitgeteilt, daß während der Bulgarenkämpfe 1903 über hundert Mohamedaner mit Büchse und Schwert aus Bosnien verschwanden, um an der Seite ihrer Glaubensgenossen in Makedonien zu streiten.[4])

Diese bemerkenswerte Tatsache zeigt auf die eigentliche Gefahr hin, welche hinter den Völkerkämpfen auf der europäischen Südostecke schlummert. Sie liegt im Wiedererwachen des mohamedanischen Gesamtgefühles. Man vergißt gar oft, daß es in der Welt noch 220 Millionen Mohamedaner gibt, mit denen wir Europäer in Algier, Tunis, Ägypten, Sudan, Sansibar, in Mittelasien und Indien, am nächsten jedoch auf der Balkanhalbinsel zusammentreffen. Die Balkanhalbinsel, Kleinasien und Syrien haben die Kreuzzüge gesehen, an deren Stelle später die Türkenkriege traten. Aber gerade hier im Südosten erwiesen sich die Gläubigen des Islam am kräftigsten zum Widerstand. Die Kreuzzüge gingen nicht zum Vorteile der Christenheit aus. In den Türkenkriegen wurde zwar der Angriff der Mohamedaner mühsam abgewiesen und ein großer Teil der im 16. Jahrhundert an die Osmanen verlorenen Länder im 17. und 18.

[4]) Mitteilung von Frau Dr. Preindelsberger-Mrazovich in Sarajewo.

von den christlichen Völkern zurückgewonnen, allein der We
seitigen Macht zeigt noch heute ungefähr den Stand vom
Asien und Afrika eingeschränkt, steht in Europa, zumal d
Byzanz, die Wage noch zu Gunsten des Islam, und, wie
zunächst an eine Änderung kaum zu denken, ja sie ist im
friedens gar nicht zu wünschen. Wenigstens lautet dahin
den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen, dem Deutschen Re
Ungarn. Rußland begehrt im gegenwärtigen Augenblicke ge
und wenn in England, Frankreich und Italien zuweilen ent
feindliche Stimmen laut werden, so verstummen sie doch sofo
aufgeworfen wird, welcher christliche Staat an die Stelle d
Byzanz einrücken soll?

Ist sonach der Fortbestand des Osmanenreiches eine
soll man es auch nicht schwächen, man soll es vielmehr stä
wir aber auch begrüßen, daß der bespöttelte „kranke Mann"
von Genesung offenbart. Besonders ist letzteres auf militäri
zunehmen. Der Kampf mit den Griechen war der Zusamm
Topfes mit dem tönernen. Die Kraft der kriegerischen Stä
neu erwacht. Einzelne türkische Armeekorps sollen nach A
den nordeuropäischen Korps gleichwertig sein, die meisten sü
übertreffen. Die Handhabung der modernen Waffen hat
geeignet. Den schwachen Punkt bilden noch die Finanzen,
päische Armee vertrüge ein Winterlager in rauhen Gebir
Bezahlung? Man muß also künftig, wenn irgendwo, ei
hergebrachten Abschätzung über die Widerstandskraft des Os
nehmen, soll die Zukunftsrechnung stimmen.

Dem panislamitischen Gedanken wollen wir zunächst
Bedeutung beilegen. Gleichwohl dürfte, wie es auch die alte
taten, jene geheimnisvolle „Stimme" zu verzeichnen sein
jüngsten Verwicklung in Mekka vernommen wurde und neue
gegen die Christenheit verkündete. In eine verwandte Richtun
des Scheich Abdul Hagk von Bagdad.[5]) Darin heißt es u. a.:
gründet auf die Einheit des Einen Gottes, der unendlich
ewig, der nie gezeugt ist und nichts gezeugt hat." ...
Kreuzzüge nicht vergessen. Sie setzen sich unter hundertr
Formen fort." ... „Der Islam hat gehofft, in Frankreich
zu finden, damals, als es in den Tagen der Revolutio

[5]) Veröffentlicht in der „Korrespondenz der Deutschen Or

reinen Vernunft auf seine Fahne schrieb. Leider war es ein kurzer Traum. Auf das heutige Frankreich, das im Orient sich als katholische Vormacht aufspielt, ist ebensowenig zu vertrauen, als auf England, dessen König der offizielle Beschützer des christlichen Glaubens ist, oder auf Deutschland, dessen Kaiser, ein persönlicher Freund des Sultan, in der einen Hand den Degen zeigt, in der andern Hand das Evangelium "... Nicht ganz undenkbar mag es sein, daß einzelne weiterblickende Staatsmänner Frankreichs, das immer mehr zu einer gewaltigen afrikanischen Macht heranwächst, bei dem Kampfe gegen die Kongregationen von 1903 auch eine gewisse Annäherung an den mehr rationalistischen Islam im Auge haben. Indes werden in solchem Falle stets die germanisch-protestantischen Völker im Vorteile sein, da ihre Grundanschauungen mit den islamitischen weitaus näher übereinstimmen, als die romanisch-katholischen. Bekanntlich ließen sich schon früher in Großbritannien Stimmen vernehmen, die eine Verbindung mit dem Islam aus inneren und äußeren Gründen empfahlen. In ersterer Beziehung berufen sie sich auf den reinen Gottesglauben des Islam, während sie gleichzeitig auf die Bedeutung eines guten Verhältnisses zwischen Engländern und Mohamedanern im Interesse der englischen Herrschaft in Indien, Egypten und Westafrika hinweisen. Am 15. Dezember 1903 ließ sich als erster Gläubiger Lord Stanley of Alderley nach mohamedanischem Ritus zu Grabe tragen.

Bei diesem Punkte angelangt, umrauschen uns Melodien der Zukunft. Irren wir nicht, so werden neben den nationalen und wirtschaftlichen Interessen auch die religiösen Gedanken künftig wieder eine größere Rolle spielen. Nicht als ob dies besonders wünschenswert wäre. In Mitteleuropa ist ja die Zerklüftung groß; Katholiken, Protestanten verschiedenen Bekenntnisses, Israeliten wohnen durcheinander. Aber gerade dieser Umstand zwingt uns, die kommenden Dinge rechtzeitig ins Auge zu fassen, damit wir nicht unvorbereitet überrascht werden. Im 16. und 17. Jahrhundert mußte das große Zentralvolk der Deutschen mit den zugewandten Völkern diesen Mangel an Vorbereitung, an klarer Erkenntnis und selbständiger Führung mit mehr als zwei Jahrhunderten voll Bürgerkrieg, Ohnmacht, Armut und Verfall bezahlen. Erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts trat wieder der Umschwung zum Guten ein und hat in dem Bunde von 1878 zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn, welchem später Italien zugezogen ward, einen ersten, vielverheißenden Ausdruck gefunden. Nun enthalten zwar die Dreibundverträge keine Spur von religiösen Dingen. Aber immerhin — und das ist bisher kaum bemerkt worden — haben diese Verträge die religiöse Toleranz zu einer ihrer wichtigsten Grundlagen. Ohne solche Toleranz wäre der Dreibund gar nicht als dauernde Einrichtung denkbar. Schon um des Bündnisses halber ist sowohl eine schroff protestantische Politik im Deutschen Reiche oder in Ungarn, als auch eine schroff katholische (klerikale)

Politik in Österreich und Italien a
empfinden, hat die Zurückweisung
reich-Ungarn im Jahre 1903 bewi
auch das in seiner Mehrheit kath
bei ihrer Verwaltung Bosniens
Mohamedaner gezeigt. Der Dreil
Billigkeit und gegenseitigem Wohln
deren das alte römische Reich deut
Dreibund auffassen kann, durch Sc
hindurch entbehren mußte.

Auch nach Südosten hin ka
kommen, als bisher. Religiöse Ir
als die wirtschaftlichen. Auch ein
großen Zielen des Friedens dienen.

Freilich ist die erste Beding
brandigen Stellen des türkischen
Angriffen übelwollender Gegner d
Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint
als begründet und ein rascher Erf
Verhältnis zu den Osmanen blei
andere kleine Reformaktion. Wenn
die Türkei fest zusammenstehen, so
tritt anderer Staaten — einen sta
für friedliche Gewinnung und Einb
Vorderasiens in die allgemeine Kul
des Dreibundes, dessen Exportinte
bestrebungen All-Amerikas und Gr

John Ruskin,

Form und Inhalt in der Kunst.[1])

Von

Charlotte Broicher.

Ruskin ist als Kunstkritiker nicht an dem Maßstab fachmännischer Gelehrsamkeit zu messen. Die Wirkungen, die in England von ihm ausgegangen sind, sowohl auf die Kunstentwicklung wie die Auffassung von Kunst, waren anderer Art, als man in Deutschland vom Fachmann erwartet. Er war in erster Linie Künstler, d. h. er besaß schöpferische Anschauungskraft für die Formen- und Farbenwelt der bildenden Kunst, an vielen seiner eignen malerischen Schöpfungen war aber das Interesse des Geologen, Botanikers und Naturphilosophen oft eben so sehr beteiligt, wie das Auge des Malers. Die Kraft seiner Anschauung auf mannigfachsten Gebieten konzentrierte sich in seiner Sprache. Sie wuchs gleichsam aus jener hervor und entfaltete sich zu einem Baum, an dem sich all sein Fühlen, Denken und Wissen organisch verzweigte. Seine Sprache vermochte die stimmung-durchsättigte Wirkung der Dinge auszudrücken. An ihr wurde er zum Künstler.

Wie der Schwerpunkt von Carlyles Bedeutung, auch in seinen historischen Werken, nicht in der Darstellung von Tatsachen liegt, nicht in der Entwirrung politischer Fäden; vielmehr in dem hinreißenden Zug seiner Innerlichkeit, die alle Geschehnisse in die Sphäre der Ideenwelt erhebt, — so faßt Ruskin die Gebilde der Kunst als Erscheinungsformen des Gesamtlebens, nur zu verstehen in diesem Zusammenhange. Wohl beruhen seine ästhetischen Werke, seine volkswirtschaftlichen und sozialen Schriften auf fachmännischen Voraussetzungen. Aber sie wachsen sich zu etwas andrem aus. Seine Intuition schaut neue Werte in den

[1]) Zu diesem und zwei folgenden Aufsätzen, die eine in sich geschlossene Einführung in Ruskins ästhetische und soziale Anschauungen bringen werden, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß eine Einführung in Ruskins Leben und Werke aus der Feder von Charlotte Broicher schon vor einiger Zeit unter dem Titel „John Ruskin und sein Werk: Puritaner, Künstler, Kritiker“ (Leipzig, E. Diederichs) erschienen ist; Fritz Lienhard hat sie im Märzheft 1903 unserer Zeitschrift ausführlich besprochen. Ruskins Hauptwerke sind in deutscher Übersetzung ebenfalls bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen.

Dingen; als Analytiker stellt er die Außen- und Innenwelt in unabweisliche Beziehungen und Zusammenhänge. Ideal und Praxis streben zu einander, Sinnen- und Geisteswelt bedingen sich wie Leib und Seele.

Man hat ihn als Dilettanten bezeichnet, ohne daß die meist damit verbundene Nebenbedeutung ihn charakterisierte. Denn so häufig seinem autodidakten Wissen systematische Durcharbeitung mangelt, so sehr seine Bildung Lücken aufweist, Kenntnisse der einschlägigen Literatur und Würdigung der wissenschaftlichen Forschung anderer, so sehr namentlich seinen späteren Werken die künstlerische Durcharbeitung fehlt und er es sich nicht versagen kann, den abschweifenden Gedanken, der sein Gehirn durchkreuzt, niederzuschreiben und damit die Gesamtwirkung schädigt: über das Dilettantentum erhebt ihn vor allem eins — die Qualität seines Geistes. Nie hat er eine Überzeugung aus zweiter Hand, immer ist sie sein eigen. Dilettantismus großen Stils ist dagegen jene Flexibilität des Geistes, sich an scheinbar widersprechende Dinge hinzugeben, sich so in sie hineinzufühlen, daß ihre Darstellung zur Gestaltung eignen Erlebens an den Dingen wird. Und dies ist recht eigentlich die Vorbedingung alles schöpferischen Tuns. In diesem Sinne nennt Bourget selbst Shakespeare einen Dilettanten. Wenn Poesie aber in dem schöpferischen Künstler neue Formen schafft, so führt sie diesen eindringenden, nachschaffenden Geist dahin, sich an vorhandene Formen hinzugeben und sie mit Licht und Wärme zu durchtränken. Seine Seele beginnt in ihnen zu glühen und entfacht ihr Eigenleben, allen sichtbar. Denn Poesie träumt in der Seele der Dinge und harrt nur der Stimme, die sie weckt.

Ruskin erlebt die Werke der Maler, die ihn wahlverwandt berühren. Sein Nachbilden ihrer Konzeption wird zu einem neuen Kunstwerk. Hier liegt das Hinreißende seiner Darstellung, und hier liegen die Schwächen, die ihm die deutschen Kunstgelehrten nicht verzeihen können. Warum preist er jeden Maler, den er neu erlebt, als größten aller Künstler, auf Kosten aller übrigen? weshalb versteht er Rembrandt und Murillo nicht? Aber gerade das ist Künstlerart. Für sie gibt es kein Klassifizieren, keine historische Rangordnung. Was ihnen neue Visionen eröffnet, ihr eignes Schaffen steigert, ist für den Augenblick das Alleingültige, für das alles übrige nicht in Betracht kommt. Auch Delacroix, auch Böcklin fühlten den lebhaftesten Widerwillen gegen Rembrandts Braun in Brauntönen. Ruskins Urteile haben die volle Glut und die volle Einseitigkeit künstlerischer Eigenart. Vor dem Richterstuhl des Kunsthistorikers wird er niemals für voll gelten, denn seinen Ausführungen mangelt es vor allem an historischer Methode. Und doch eröffnet seine eindringende

Phantasie den Zugang zu verborgenen Geistesströmungen der Vergangenheit. Er schaut geschichtliche Zusammenhänge und Wechselwirkungen, die das Dunkel entlegener Zeiten erhellen. Dahin gehört seine Darstellung der Anfänge Florentiner Kunst: sie ist Ausdruck unverbrauchter germanischer Tatkraft und morgenländischer Kontemplation. Ebenso das Emporwachsen venetianischer Architektur auf den Lagunen. Bei den Schilderungen der äußeren und inneren Notwendigkeit gerade dieser Kunst glaubt man — was Goethe an Shakespeares Gestalten rühmt — in das Getriebe ferner Zeiten zu blicken wie in ein durchsichtiges Uhrwerk.

Aus diesem Vermögen heraus hat er die Kunstbewegung Englands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befruchtet und ihr neue Wege gewiesen. Die künstlerische Kultur, die er heraufgeführt, hat sich später in verschiedene Richtungen gespalten. Zum Teil, indem sie das trennte, was er zusammengefügt hatte, im Widerspruch zu dem, was ihm das höchste an der Kunst war. Aber sie sind alle von ihm ausgegangen und weisen auf ihn zurück. —

In Deutschland standen sich bis vor kurzem die wissenschaftliche und die moderne Kunstauffassung unvermittelt gegenüber. Erst die jüngeren Kunstgelehrten, an der Spitze Heinrich Wölfflin, haben beide Richtungen einander anzunähern gesucht. Bis dahin werteten unsre von intellektueller Bildung ausgegangnen Kunsthistoriker das Kunstwerk vor allem auf seinen geistigen Gehalt.

Es liegt ein unveräußerlicher Zug indogermanischer Geistesart in der Selbstverständlichkeit, mit der wir den Wert der Dinge „in das Wesen für den Schein“ setzen. Die Freude an der Sichtbarkeit vertieft sich uns erst da, wo sie uns zum Symbol unsichtbarer Dinge wird. Diesen Zug verleugnen, hieße unsre Seele verlieren; und was könnten wir geben, um sie wieder zu lösen? Aber wie Seele und Geist des Leibes bedürfen, um zum Ausdruck zu gelangen, so bedarf der Gehalt der äußern Form. Und jede Kunst bedarf die ihr eigentümlichen Ausdrucksmittel, und ihre Größe bemißt sich nach der Herrschaft über deren Besonderheit. Hermann Grimm, dem wir so unsäglich viel verdanken, der dem nüchternen preußischen Sinn Augen und Herz aufgetan hat für die Kunst als Lebensträgerin und Lebensspenderin, Hermann Grimm neigte namentlich in seinen letzten Lebenstagen so sehr nach Unterschätzung künstlerischer Ausdrucksmittel, daß seine Auffassung die Einheit von Seele und Leib in der bildenden Kunst auflöste. Den innern Gehalt setzte er der äußern Form entgegen, bis zu deren Unterordnung. Er hat es tatsächlich ausgesprochen, daß Rafael Dante und Shakespeare nicht gleich zu achten

sei, da er für seine Gedankenwelt des sinnlichen Au
Farbe bedurft habe.

Die moderne Kunst ging wie jede Verjüngun
Zeiten auf die Natur zurück und hob die Punkte in
welche die vorhergehende Kunstepoche unberücksichtigt

In Feindschaft gegen alle Konvention trat sie
ins Leben und zeitigte eine Kunstbetrachtung, die be
gegen ihre lediglich intellektuelle, historische oder litera
Sie verweilt ebenso ausschließlich bei ihren technisch
die Epoche, die ihr voranging, einzig nach ihrer Idee
Ruskin in jeder Hinsicht überholt zu haben: hatte er
Kunst kein Verständnis mehr. Whistlers Kunst ist
sie vorläufig nur von einer kleinen artistisch geschu
erwählter genossen werden kann. Das Verlangen na
gegenwärtig elementar in Deutschland erwacht, und w
Anregung, Kindern und Arbeitern Augen und Herz
der sie umgebenden Welt zu erschließen, so bereitn
wäre es wohl an der Zeit, seine Bedeutung für die
Gebildeten fruchtbar zu machen, die ratlos mitten im
der Kunstanschauung der Alten und Jungen, und nic
von hüben nach drüben gelangen können. Ihnen k
Brückenschläger werden, zum Vermittler zwischen der
und künstlerischen Kultur, die sich auch bei uns zu rege
neue Kunstepoche beruht auf dem Schaffen originaler
sönlichkeiten. Sie führen den Umschwung herbei, vo
bestimmt wird, sofern sie die Kraft und das Können
schauung der Natur und Dinge auf ihre Umgebung zu
sie in ihren Werken die Welt neu sehen zu lassen.

Der englische Landschafter Turner war Bahnbrech
dem Gebiet der Landschaftsmalerei, sondern des modernen
überhaupt. Nur daß in seiner Naturempfindung und T
mitschwingt, das dem späteren Naturalismus so völl
Gefühl für das Geheimnis in der Natur, das ihm ih
zu Offenbarungen macht, die sich nur andeutend un
Ruskin ist an der Erkenntnis seiner Bedeutung zum Af
und hat die moderne Kunstkritik begründet.

Whistler ist die folgerichtige Weiterentwicklung r
steht ebenso auf dessen Schultern wie etwa Heinrich vor
Goethe zur Voraussetzung hat. Ohne Götz von Be

wir keinen Prinzen von Homburg. Zwar ist es immer mißlich, ein der Literatur entnommenes Beispiel ohne weiteres auf die Malerei anzuwenden. Ich will auch nur sagen: so wenig es dem, was uns Goethe ist, Eintrag tut, ob er Kleist verstanden hat oder nicht, so wenig sollte man, ohne Ruskins grundlegende Kunstprinzipien zu kennen, ihn für veraltet erklären, weil Englands Kultur ihn schon aufgesogen und sich seine Ideen angeeignet hat, und weil Ruskin in seinem Alter und nach schwerer Gehirnerschütterung nicht mehr imstande war, Whistlers Farbengebung als Ausdruck seiner, in der Jugend verkündeten künstlerischen Forderungen anzuerkennen. Heißt es doch in „Moderne Maler" I. S. 149:

> „Die jungen Künstler sollten sich an ruhige Farben halten, an grau und braun ... nichts in der Natur ablehnen, nichts erwählen und nichts verachten. Wenn sie dann ihre Phantasie mit Eindrücken erfüllt haben und ihre Hand sicher geworden, müssen sie Scharlach und Gold nehmen, ihrer Phantasie die Zügel überlassen — wir folgen ihnen wohin sie uns führen; wir tadeln nichts, denn jetzt sind sie unsere Meister und verdienen es ....

womit grade das an Whistler charakterisiert wird, was Ruskin ihm später vorwirft: die künstlerische Farbengebung an sich, ohne bestimmte Formen.

Vielleicht steht die Kritik bei uns noch zu sehr in den Anfängen der von Whistler ausgehenden Kunstströmung, um leidenschaftslos urteilen zu können. In Frankreich ist, dank Robert de la Sizeranne's grundlegenden Studien und Marcel Proust's geistvollem Nacherleben Ruskin'scher Anschauungen seine ästhetische Bedeutung auch für die Gegenwart eine anerkannte Tatsache. Wir folgen Ruskins grundlegenden Gedanken:

> Keine historische Methode vermag lebendiger Kunst ihre Richtung vorzuschreiben. Die Wissenschaft handelt ausschließlich mit den Dingen an sich, die Kunst ausschließlich mit der Wirkung der Dinge auf Sinne und Seele des Menschen. Wissenschaft hat es mit Tatsachen zu tun, Kunst mit Erscheinung der Dinge, die der Wissenschaft wichtig sind, nur sofern sie zur Erkenntnis der Tatsachen führen. Der Kunst dagegen sind Tatsachen nur bedeutsam, sofern sie Erscheinungen hervorbringen .... Nichts darf zwischen die Natur und den Blick des Künstlers treten, nichts zwischen Gott und seine Seele. Weder Verstandesschlüsse noch Hörensagen, nicht Klügelei noch Weisheit darf sich zwischen das Universum und das Zeugnis drängen, das die Kunst für die sichtbare Natur ablegt. Denn sein Wert beruht eben darauf, daß es Augenzeugnis ist: seine Ursprünglichkeit, Annehmbarkeit und Herrschaft gründet sich auf die persönliche Überzeugung des Menschen, der es ausspricht .... Diese Wahrheiten aber lassen sich nicht erklügeln und noch weniger an Regeln und Systeme binden .... Die Renaissanceschulen sind dem schwerwiegenden Irrtum verfallen, Wissenschaft und Kunst seien identisch. Der Fortschritt der einen bedinge die Vollendung der andern. Und doch sind es so entgegengesetzte Dinge, daß der Fortschritt der einen meist den Rückschritt der andern bedeutet. Gewöhnlich unterscheidet man nur den modus ihres Tuns. Der Unterschied greift aber tiefer .... Kein

großer Maler, kein großer Künstler, der mit einem Blick nicht mehr sähe als er durch Wissen erfahren könnte. Gott hat jeden für seinen Beruf ausgerüstet. Dem Gelehrten verlieh er die Fähigkeit des Denkens, der Induktion und logischen Scharfsinn. Dem Künstler die Kraft wahrzunehmen und das Geschaute neu zu fühlen. So wenig einer des andern Werk treiben kann, so wenig kann er verstehen wie es vollbracht wird. Der Gelehrte begreift nicht die Anschauung (Vision), noch der Maler den Denkprozeß. Besonders aber der Gelehrte hat keine Vorstellung von der unabweislichen Gewalt des visionären Schauens und der Sensitivität des wahren Künstlers .... Der Mann des Denkens ist in die Ferne gewandert, um weiter zu forschen. Der Mann des Wahrnehmens aber steht still; er tut sein Herz auf und lauscht, um zu empfangen. Jener schleift und schärft sich zu einem zweischneidigen Schwert, um einzudringen. Dieser weitet sich aus zu einem vierzipfligen Tuch in das er einsammelt. Und die ganze Weite, zu der er sich entfalten, und die weiße Leere, zu der er sich bleichen kann, wird doch die Fülle dessen, was Gott ihm gibt, nicht fassen können.[1])

Die neue Naturerkenntnis war in England zugleich mit der Romantik ins Leben getreten, daher der Naturalismus in Kunst und Literatur dort nie die brutalen Formen gewonnen hat wie bei uns, wo er aus dem Materialismus geboren ward. War die deutsche Romantik in die Vergangenheit geflüchtet, um der Plattheit oder dem Jammer des Tages zu entgehen, so suchte die englische Romantik die Wirklichkeit zu erhöhen. Was man bei uns Naturalismus nennt, bezeichnet Ruskin als Sensualismus, den er dem Purismus gegenüberstellt.

Der Purismus verweilt nur bei dem Lichten und Guten im Leben und in der Natur und beachtet nicht die Schattenseiten. Der Sensualismus freut sich am Trüben, Bösen, Dunkeln und Häßlichen. Der echte Naturalismus erkennt das Übel als notwendige Begleiterscheinung des Guten, denn die menschlichen Leidenschaften erwecken und erhalten das Leben. Beides gehört zu einander wie Hülse und Korn. Wahre Größe wird nur da erreicht, wo sie von Naturbedingungen getragen ist .... Der große Naturalist erfaßt den Menschen in seiner Totalität, in dem was sterblich und unsterblich an ihm ist. Er vermag seine Leidenschaften in vollem Umfang zu ergründen und zu begreifen. Sie sind der Stoff, den er zu einheitlichem Kunstwerk rundet. Er stellt den Menschen ohne Scheu dar, in all seinem Tun und Denken, seinem Haß, Zorn, Sinnlichkeit, Hochmut, Glück und Glauben. Aber so, daß er ihn erhebt. Er lüftet den Schleier, der den Leib verhüllt und blickt auf seine Formen wie ein Engel in das Geheimnis der niedern Kreatur. Nichts, das er zu scheuen, nichts, das er zu bekennen scheute; allem was lebt, es siege, falle oder leide, fühlt er sich verwandt in Hoheit oder Mitleid. Und doch steht er darüber; selbst in den Tiefen der Sympathie bleibt er unberührt von Mitleidenschaft. Sein Geist ist zu gedankenschwer, um zu leiden, zu tapfer, um sich zu erschrecken, zu rein, um befleckt zu werden Weil es nun leichter ist, an der Oberfläche zu haften als in die Tiefe zu dringen — denn Anschauung der Wahrheit verlangt höchste Kraft des Eindringens, der

[1]) Steine von Venedig III. Kapitel II.

Sympathie und Phantasie —, ist die Welt von gemeinen Naturalisten erfüllt. Nicht von Sensualisten, nicht von Menschen, die sich am Bösen begeistern; aber von solchen, welche die Tiefe des Guten nie wahrnehmen und alle Malerei nach der Natur diskreditieren, weil sie selbst so wenig in ihr wahrnehmen. Die größten Männer aller Kunstepochen sind ohne Ausnahme Naturalisten ....[3])

Seine weiteren Ausführungen erheben den Naturalismus zum großen Stil. Denn wahre Kunst ahmt die Natur nicht nach, sondern ist nur der Stoff, den die Phantasie des Künstlers durchdringt, und in den sich seine Persönlichkeit hineinbildet. Dieser Naturalismus ist die Kunst des Schaffenden,

der sich zu keinen Gesetzen bekennt ... Nichts innerhalb der Grenzen natürlicher Möglichkeiten, das er nicht wagte oder dessen Notwendigkeit er nicht anerkennte. Die Naturgesetze sind ihm keine Schranken, sie sind seine eigene Natur. Allen anderen Gesetzen oder Schranken bietet er Trotz; sein Weg geht über unbetretene, pfadlose Weiten.[4])

Die moderne Kunst wurde in Deutschland aus dem Naturalismus geboren, und die moderne Kunstkritik entwickelte sich als naturwissenschaftliche Methode. Mit der Genauigkeit einer chemischen Untersuchung werden im Kunstwerk die Linien, Töne, Nuancen gesichtet und gesondert. Die Bedeutung der einzelnen Künstler wie der Schulen wird nach der Vollendung ihrer technischen Ausdrucksmittel bestimmt. Der Wert des Kunstwerkes liegt in dem Wie seiner Darstellung, ob es neu und eigenartig geschaut, und überzeugend wiedergegeben ist. Wie sich dem Auge des Künstlers die Dinge im Raum spiegeln, in welchem Wechsel er die Farben, Lichter und Schatten vorübergleiten sieht, in welch zarten Übergängen oder schroffen Dissonanzen er sie vor uns hinstellt — wenn uns seine Ausdrucksmittel überzeugen und entzücken, dann ist seine Darstellung künstlerisch wahr und damit berechtigt.

Neben dem Naturalismus geht ein esoterisches Ästhetentum einher, das in der Kunst das Leben selbst steigern und in jeder Richtung entfalten und genießen möchte. Es pflegt eine Kunst, deren Leben aus den Formen quillt, die sein Empfinden adeln. Ist es intensiv und stark, dann wirkt es stilbildend auf die Form zurück. Was diese Kunst suggeriert oder darstellt, ob ihre Seele Größe, Hoheit, Gemeinheit oder Verdorbenheit ausatmet, gilt für ihre Beurteilung als „großer Kunst" für nebensächlich.

Ruskin hatte schon 1843 an Lockes Terminologie unwiderleglich auseinandergesetzt, daß die Malerei keine Kunst des Gedankens, sondern der Anschauung sei, einer Anschauung, die auf persönlichen Sinneseindrücken, seelischem Bewußtwerden derselben und selbsttätiger Verarbeitung beider Faktoren beruhe. Die Forderung an die Maler, auf

[3]) Steine von Venedig II. Kapitel VI.

[4]) Moderne Maler II S. 252.

die Natur zurückzugehen, und
zuerst erhoben worden. Da e
et protestant“ — wie Taine
Bewußtwerden der Sinneseindr
drücklich verweilt, ist er bei sol
sächlich erscheint, und die seine
hange erfaßt haben, in den R
Kunst gering zu achten. Bei
Ausdruck des Kunstwerkes bei
von vornherein, er müsse sein
den Untersuchungen, die er in
bewertet er die technischen Qua
ist er dem Reiz der Farbe, der
eines Gemäldes und Gebäudes
dender Südländer. Wirkungen,
malerisch geschulten Niederlän
Der Vorwurf einer ausschließlic
denen, die in seine Terminologi
werden. Denn die Moral seiner
sondern ästhetischen Voraussetzu
lasterhaft; eine langweilige, erfi
er in „Moderne Maler“ sagt, die
intellektueller, sondern moralisch
der Moral —, ihre Wirkung er
so vereinfacht er in den „Steinen
moralische und charakteristische
den Passus „Instinktive Urteil
intellektuellen Kritiker, weil sie
zu malen; sie verachteten Male
denen der Ausdruck unwichtige

Gewiß ist es nicht wohl
seines Gefühls, zu geringe Bed
Schönheit mag der Mann ein
es war unrecht von ihm zu
Predigten zu fassen und seine P
beherrscht. Und diese Beherrschu
Blick erkennen müßten; denn wo

Zum Schluß heißt es al

Es besteht eine ähnliche Üb
und dem was sie ausdrücken; n

tiefsten wäre, wo die Ausführung am vollendetsten ist; aber doch so viel Übereinstimmung, daß gute Ausführung die Voraussetzung des Ausdrucks bildet, umsomehr, da jene abgeschätzt und bestimmt werden kann, nicht aber die Bedeutung des Ausdrucks.

Über die technischen Seiten von Skulptur und Malerei äußert er sich in demselben Sinne. Er sieht in Anordnung von Formen und Linien eine der musikalischen Komposition analoge Kunst, ganz ebenso unabhängig von konkretem Inhalt:

Gute Farbenverteilung braucht nichts andres mitzuteilen als sich selbst. Sie beruht auf Gradunterschieden und Verteilung von Lichtstrahlen, nicht aber auf Wiedergabe bestimmter Dinge. Graue und purpurne Pinselstriche, die eines Meisters Hand auf weißes Papier geworfen, haben künstlerischen Wert nur durch die Farbengebung. Fügt er weiteres hinzu, dann stellen die Striche vielleicht einen Taubenhals dar, dessen genaue Wiedergabe wir bewundern. Die künstlerische Farbengebung beruht aber nicht hierauf, sondern auf den abstrakten Qualitäten und Beziehungen jenes Grau und Purpur .... Wenn ein großer Bildhauer sein Werk aus dem Block zu hauen beginnt, erkennen wir, daß seine Linien vornehm gefügt sind und vornehm wirken. Wir brauchen nicht die leiseste Ahnung zu haben, was die Formen vorstellen — Mensch, Tier oder Pflanze. Nicht das Objekt bestimmt ihren Kunstwert. Es sind prachtvolle Formen, und das genügt um zu erkennen, daß ihr Schöpfer ein großer Bildhauer ist .... Die höchste Kunst aber vereint diesen abstrakten Wert mit der Fähigkeit, Farben und Formen wiederzugeben. Die höchste Komposition spricht die höchsten Dinge aus. Aber wenige Künstler vereinen beide Vorzüge. Der eine betont Tatsachen auf Kosten der Komposition, und umgekehrt. Die höchste Kunst ist nicht überall anwendbar. Konkrete Darstellungen werden verlangt ohne Kunst, wie geologische Diagramme; und künstlerische Darstellung ohne konkrete Formen, wie im orientalischen Teppich. Nur die höchsten Künstler wissen beides zu einen.[5])

Damit steht er der Einseitigkeit intellektueller Kunstanschauung ebenso energisch gegenüber wie der pseudo-naturalistischen. Und von dem Ästhetentum trennt ihn, was er unter der Totalität der Persönlichkeit versteht, an die die Kunst sich wendet. Sie beruht ihm auf einer Einheit, die ebensowohl göttlichen Ursprungs im Menschen ist, wie Shakespeares prophetic soul, die im Weltall träumt. Nichts besteht isoliert für sich, denn alles trägt, wo nicht den Stempel, doch die Spur dieses Ursprungs. Darum ist ihm Freude und Genuß niemals Selbstzweck. Es ist ihm dasselbe wie dem heiligen Franziskus, wie Dante: der Seele Hingabe an ein Höheres in Bewunderung und Preis, um sich geläutert wiederzufinden. Er will die Freude so wenig um der Freude, wie die Kunst um der Kunst willen, sondern weil sie der Seele Schwingen verleiht und die Seele sich weitet, die sich aus den Niederungen des Lebens erhebt. Die Kunst ist ihm Versinnlichung einer Geisteswelt, die göttlichen Ursprungs

[5]) Steine von Venedig II. Kapitel VI. Nature of Gothic.

ist. Ihre Schönheit umgibt uns wie die Luft, die wir atmen. Er ist darin ein einzigartiges Phänomen, daß er — wie Marcel Proust*) sagt — seine religiösen Erlebnisse auf ästhetischem Gebiet macht. Alle Schönheit in Natur und Kunst wird ihm zum Symbol göttlicher Attribute. Er handelt (Moderne Maler II) von der Unendlichkeit als Symbol göttlicher Unbegreiflichkeit, von der Einheit als Symbol des göttlich Umfassenden usw. Wie der Christ von Gnadenerfahrungen spricht, von neuer Wahrheitserkenntnis, so er, wenn ihm die Schönheit eines neuen Stils offenbar wird, einer eigenartigen Farben- oder Formengebung, neuer Licht- und Schattenwirkungen in Natur und Kunst. Denn seiner Herzensreinheit ward es gegeben, in Anschauung und Gefühl des Universums Gott zu schauen.

Für das, was er unter Totalität der Persönlichkeit versteht, ein Beispiel aus der Poesie.

Goncourt, der die Kunst um der Kunst willen preist, will in der Poesie kein Gefühl, „nur Worte, die leuchten, die Licht ausstrahlen, die sich rhythmisch und melodisch bewegen; die nichts erweisen, nichts erzählen . . .“ Damit glaubt er das Wesen der Poesie erschöpft zu haben. Man kann dies als die lateinische oder romanische Auffassung schlechthin bezeichnen. Was der Germane unter Poesie versteht, hat Carlyle unvergeßlich formuliert in der heroischen Charakteristik des Poeten. Nur das ist Poesie, was sich nicht anders als in gebundener Form ausdrücken läßt. Der eine bleibt bei der Form stehen; dem andern ist sie doch nur eine Formel für das Mysterium des Lebens. Denn in jedem melodisch schwingenden Sang ist auch tiefer Sinn. Und was nicht klingt, ist nicht Poesie, sondern in Reime gezwängte Prosa. . . . Aber nur wenn die Seele in echter Leidenschaft wogt und wallt, schwellen die Klänge zu Melodien an, durch die Kraft und Tiefe der Empfindung, die sie ausströmt. Ruskins Anschauung wahrer Kunst entspricht Carlyles Definition echter Poesie. Die Form und nicht zum wenigsten die Farbe sind ihm Offenbarungen des Lebens, deren Äußerungen sich dem Wort entziehen. Durch das Auge strömt ihre Wahrheit und Schönheit in die Seele wie der Ton durch das Ohr. Und wie das Poesie ist, was sich in ungebundener Rede nicht künden läßt, so erhebt erst das die Malerei, Skulptur und Architektur zur Kunst, was sich in anderer Form nicht ausdrücken läßt.

Der Wert des Kunstwerkes steigt mit den höheren persönlichen Kräften, die es geschaffen. Die Kunst ist die höchste, die der Seele

*) Vgl. John Ruskin. Gazette des Beaux Arts. Avril 1900. Paris.

des Betrachtenden, einerlei wodurch, die größte Zahl höchster Ideen zuführt,[7])

und ich nenne die Idee hoch, die sich an die höchste Seite (faculty) der Seele wendet, sie weitet und durch diese Wirkung über sich hinausführt. Der größte Künstler aber ist der, welcher in der Gesamtheit seiner Schöpfungen die größte Menge höchster Ideen verwirklicht.

Da Ruskin unter Idee kein Abstraktum, vielmehr eine Anschauung konkreter Dinge versteht[8]), heißt diese Definition nichts anderes, als die vollkommenste und umfassendste Darstellung der Natur. Die Natur ist für ihn aber keine leere Schale. Vielmehr die Stätte, wo sich Form und Inhalt, Leib und Seele gegenseitig bedingen und durchdringen. Ein Werk bloßer Handfertigkeit und Virtuosität erhebt sich nicht in das Bereich der Kunst,

so wenig wie eine Photographie oder eine genau nach der Natur angefertigte Zeichnung. Denn zum Auftragen der Säure gehört so gut Geschicklichkeit wie zum Auftragen der Farbe. Es ist nicht mehr Kunst, mit Netzhaut und Hornhaut ein Bild aufzufassen wie mit Linse und photographischer Platte. Sobald aber die innere Seite des Menschen in Kraft tritt, vielmehr das ganze, volle Sein, dessen bloße Diener Netzhaut und Hornhaut, Finger und Hände, Pinsel und Farben sind; das volle Menschensein, das in sich licht ist, auch wenn das Auge versagt; dessen Kraft wächst, auch wenn Hand und Fuß abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Sobald dies Teil des Menschen in Kraft tritt mit seinem feierlichen: Siehe, das bin Ich — dann wird sein Werk zu Kunst erhoben; denn Leib und Seele gehören untrennbar zusammen. Vereint müssen sie erhoben und verherrlicht werden, und alle Kunst ist Ausdruck der Seele durch die Sinne .... Persönliche Manier, Züge der Hand prägen sich dem Werk unwillkürlich auf. Oft aber fehlt das höhere Selbst, das sich in Liebe, Ehrfurcht, Bewundrung und allen daraus quellenden Gedanken verwirklicht. Denn die Geisteskräfte gewinnen Würde und Hoheit erst durch das, wovon sie erfüllt sind; der Verstand wird vornehm oder unvornehm durch die Nahrung, die er aufnimmt .... Unter der Seele im Kunstwerk verstehe ich darum das Ganze der unsterblichen Kreatur. Es steigt herauf aus tiefem, aufnahmedurstigem Herzen, und vom Geist durchleuchtet, strömt es ein in das Schaffen der Hände.[9])

Der mächtige Impuls der Schaffenskraft wird gelenkt und gebändigt durch die Herrschaft der Ausdrucksmittel, und in dem Verschmelzen von innerem Schauen und äußerem Gestalten steigert und erweitert sich das konzentrierte persönliche Empfinden zu Schaffensweh und -Wonne. Woran das Herz hängt, wovon der Geist genährt und die Phantasie erfüllt ist, strömt ein in das Werk der Hände. Was der Künstler an Geistes- und

[7]) Moderne Maler I. S. 31.
[8]) Vgl. Moderne Maler I. Seite 32 ff.
[9]) Steine von Venedig III, Kapitel IV.

Gefühlswelt in ſich trägt, verl
greifbarer Form. So iſt Kunſt
vollendeter Form, wie virtuoſ
der öden Formel l'art pour l'a
Inhalt noch dem artiſtiſchen A
unlöslichen Verſchmelzung vor
Weſen des Künſtlers ausmach
ſeines Innern. Darum, je vor
er getan aus allem, was die A
je ferner er allem ſteht, was
Gehalt ſeines Innern, der in
große Kunſt Ausdruck der kün
mißt ſie ſich auch nach ihrer A
Bedeutung wächſt, je tiefer di
Saiten ſie in der Seele des B

Sinne, Phantaſie, Fühlen
in der Betrachtung aufgehen ode
ruf an ſie ergangen, kommen die
Selbſt. [19]Ihre Seelen erſterben, e
die aus den Miasmen der Welt
den Ruf: Wache auf, der du ſchl
ihre Phantaſie dringen, denn die
durch giftige Dünſte betäubt. S
iſt, die Phantaſie aus ihrer Lähm
Bethesda bewegte ..... Erſt
ſuggeriert, aus eigener Phantaſie
endet, erſt dann wird es in der
Sobald die Vorſtellung des Kü
führung inne halten. Jeder St
Betrachtenden Phantaſie ergänzer
Kunſt darf ihren Gegenſtand ebe
des Betrachtenden den Anhalt g

Höchſte Kunſt iſt danach die
und hohen Könnens einer große
Phantaſie, Phantaſie der An
Hand die höchſte Viſion ahnen
Herrſchaft an.

---

[19]) Steine von Venedig III, S

Graf Alexander Keyserling.

Von

Paul Schiemann.

Wenn das im Mai des Jahres 1902 erschienene Lebensbild des Grafen Alexander Keyserling[1]) bei einem großen Teil der Presse eine zwar wohlwollende aber kühle Beurteilung gefunden hat, so liegt der Grund wohl nicht darin, daß unsere Zeit der biographischen Literatur überhaupt gleichgültig gegenübersteht. Die intime Stellung Keyserlings zum Fürsten Bismarck erweckte die Hoffnung, daß die Briefe und Aufzeichnungen des Grafen sensationell Neues bieten würden, und was in dieser Hinsicht zu finden war, ist denn auch beinahe das einzige, was die dem Zuge ihrer Zeit folgende Presse ihren Lesern auftischen konnte und auftischte. Und doch sollte die Biographie eines wahrhaft großen und edlen Mannes mehr denn je das Interesse weiterer Kreise beanspruchen, sei es auch nur um des Beweises willen, daß unsere Zeit solche Männer gezeugt hat.

Eine Biographie kann, meine ich, ein dreifaches Interesse bei ihren Lesern erregen, zunächst das historische, welches vor allem anzieht, dann das psychologische, das die Entwicklung eines jeden nicht allzu trivialen Charakters erweckt, und schließlich jenes Interesse, das sich erst mit der Lektüre einstellt und zu einem rein persönlichen Verhältnis führt, welches seine Entstehung der Achtung vor der Urteilskraft und der Lauterkeit des Helden und seiner Weltanschauung verdankt, so daß wir bei jedem uns interessierenden Gegenstande geneigt sind, zu fragen: was würde unser Held darüber sagen? Derartige Bücher aber gibt es nur wenige. Von diesen drei Faktoren bietet das Lebensbild Alexander Keyserlings für den zweiten Gesichtspunkt am wenigsten, weitaus am meisten für den dritten. In ihm tritt uns ein universal veranlagter und gebildeter Geist entgegen. 19 Jahre alt, bezieht er 1834 die Universität Berlin, erfüllt von einem glühenden Feuer für die Wissenschaften. Mit der Rechtswissenschaft beginnend, wendet er sich bald dem Studium der Natur zu, „obgleich es keineswegs mit Verachtung der Jurisprudenz geschieht, die, wie jede Wissenschaft, schon weil sie Wissenschaft ist, alle Achtung verdient". In erstaunlich kurzer Zeit weiß er durch einige kleinere Arbeiten die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf sich zu ziehen, in deren vorderste Reihe er durch das im Jahre 1840 mit seinem Freunde Blasius herausgegebene Werk über „die Wirbeltiere Europas" tritt. Die hier begonnene Laufbahn verspricht eine glänzende Entfaltung, nachdem er durch zwei wissen-

[1]) Graf Alexander Keyserling, ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter, Freifrau Helene von Taube von der Issen. Georg Reimer, Berlin 1902.

schaftliche Reisen mit dem Engl
sich unschätzbare Verdienste um die
hat, als er sich im Anfang des
der Tochter des hochverdienten,
Finanzministers Grafen Cancrin v
auch in die Zeit seiner Verlobung
deckung des Timangebirges führt
arbeitung der hier gesammelten
heiratung, verbunden mit der Üb
Kerkau mit Könno in Livland, d
andere Bahnen. Von nun an ist
und mit Eifer betriebene Beschäftig
Tätigkeit und die Pflicht seines
und der damit eng verbundenen
Augenblick hat dieser Wechsel de
eingewirkt. Als Präsident des L
Leiter der ritterschaftlichen Selbstv
peinlichster Pflichterfüllung den a
er erwirbt sich dank einer ungewö
um die Entwicklung des Landes, g
gesetzgebung, der wirtschaftlichen
vergleichliche Verdienste. Und wie
allem befriedigte, weil er derselbe
ihn auch die auf dem neuen Arbe
finde ich immer höhere Befriedigu
und bequemen Leben meines Kreis
und mehr durchdringt" (Bd. I S
als jemals zufrieden" (S. 316).
Vertrauen seines Monarchen ein
die wichtige Stellung eines Kur
es, die Universität Dorpat auf
der deutschen Wissenschaft unverg
Keyserling vergönnt, diesen Poste
Heimat zu bekleiden. Als sein de
hinderten, zum Exekutor der dem
Regierungsmaßregeln zu werden,
lassung aus dem ihm lieb gewor
zurück und lebte als Kreisdeputie
hauptmann und Landrat sein still
schaftlicher, politischer und rein
sich versandte, daß die weitgehen
mit ihm in Beziehung zu treten
diensten dieses so reichen Lebens

Keyserling war nicht ehrgeizig. Sein Streben ist allein auf eine harmonische Entwicklung der Persönlichkeit, des inneren Menschen gerichtet; seine Tätigkeit nach außen hin ist eine Konsequenz des seinem Inneren entstammenden Pflichtbewußtseins. Nach außen hin seine Pflicht tun und den Mitmenschen nützlich werden, nach innen hin fortarbeiten und sich belehren — dieses Treiben machte ihn zu einer der meist harmonisch ausgebildeten Persönlichkeiten, von denen wir wissen, ja sie stempelt ihn zum Weltweisen. Seine Geistesrichtung ist durchaus positiver Natur, er will lernen im Umgang und in der Wissenschaft. Deshalb sind ihm nicht die geistvollsten Menschen als solche schon die interessantesten, sondern die, die ihm am meisten lehren können. Er versteht nicht, daß man einen Totleben langweilig finden kann, der doch in so vieler Beziehung unser Wissen zu bereichern vermag. Deshalb sind ihm die Naturwissenschaften sympathischer als die „Geisteswissenschaften", denn die Naturwissenschaften bieten neue Kenntnisse, die uns weiter bilden, die Geisteswissenschaften spekulieren mit einmal Gegebenem. Keyserling wendet die rein empirische, naturwissenschaftliche Methode auch auf die Erkenntnistheorie an; diese reicht aber nicht aus zur Erlangung einer metaphysischen Weltanschauung, welche zuletzt dank der Undurchdringlichkeit des Welträtsels immer auf Spekulationen beruht, und so bleibt diese bei ihm stets im Werden. Insofern gilt der Satz der Herausgeberin der Tagebuchblätter*) im Vorwort: „Die religiös-philosophische Weltanschauung ist bei meinem Vater im Gegensatz zu den meisten Menschen stets eine werdende gewesen. Für ihn war es charakteristisch, daß er nie bei den Ergebnissen seines Denkens stehen blieb, sondern in unermüdlicher Geistesarbeit immer weiter forschte und prüfte." Für ihn gab es kein feststehendes metaphysisch-philosophisches Dogma. Aber nicht das ist es, was dem Menschen den Halt für das Leben gewährt und die Stütze bietet zur Zeit von Anfechtungen und schwierigen Entscheidungen, sondern die ethische Weltanschauung. Und diese ist bei Keyserling von Jugend auf eine einheitliche und feststehende gewesen. Sie ist es, die Keyserling zu jener geschlossenen in sich gefestigten Persönlichkeit macht, welche schon aus seinen Jugendbriefen den „Olympier" ahnen läßt, und es erklärt, daß seine Biographie dem Psychologen am wenigsten bietet. Das beste und höchste, was eine glückliche Erziehung geben kann, ist eine geeinigte, feste, ethische Weltanschauung. Das ist die Philosophie, von der Keyserling sagt (Bd. II S. 110): „Man kann nur eine Philosophie, so kommt es mir vor, und zwar nur im jugendlichen Alter, aufnehmen." Keyserling entstammte einer Familie, welche stets auf der geistigen Höhe ihrer Zeit zu stehen bemüht war und in dieser Bemühung eine Fülle hervorragender Menschen hervorzubringen vermochte. Seit der Freundschaft seines Großvaters mit Immanuel Kant war die Kantsche Philosophie traditionelle Geistesnahrung für die Keyserlingsche Familie. Und mit dieser Nahrung gekräftigt und vorbereitet, tritt Graf Alexander ins Leben, hat er sich bis zum letzten Augenblick

*) Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusätzen aus Briefen. Herausgegeben von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube. Cotta, Stuttgart 1894.

allein von dem Gesichtspunkte des kategorischen Imperativs der moralischen Pflicht in seinen Entscheidungen beeinflussen lassen. Seine philosophischen und religiösen Anschauungen, welche von einem heiligen Streben und einer reinen Toleranz durchwärmt werden, sind in seinen Tagebuchblättern zusammengestellt und müssen gelesen werden. Sie wirken, verbunden mit jenen reichen Gedanken über alle Gebiete des menschlichen Lebens, welche vor allem in seinen Briefen an seine Kinder und an den Baron Bernhard Uexküll ausgesprochen werden, noch heute anregend und befruchtend, wie sie zu seinen Lebzeiten auf die verschiedensten Kreise seiner Umgebung anregend und befruchtend gewirkt haben.

Was den historischen Teil anlangt, so ist es neben der naturwissenschaftlichen vor allem die politische Tätigkeit Keyserlings, die ein weitgehendes Interesse beansprucht. Eine Geschichte der Ostseeprovinzen und wohl auch Rußlands in dieser Zeit wird dieses Lebensbild als wertvolles Material nicht entbehren können. In seiner politischen Stellung war er seiner Grundanschauung nach vor allem Aristokrat. Aristokrat nicht in dem Sinne eines Vertreters der Interessen einer bevorzugten Kaste. Ihm gab das aristokratische Bewußtsein das Gefühl der Pflicht, seinem Staate und seinem Lande zu dienen, freiwillig, am liebsten unentgeltlich, mit allen Gaben seines Geistes. Er ist der aristokratische Staatsdiener, der durch seine Geburt berufen ist, im Gegensatz zu dem ihm unsympathischen bureaukratischen Staatsdiener; „ein Staatsbeamter für seine Person stellt staatliche Anerkennung und Gage über alles — das ist das Gewissen eines richtigen Bureaukraten". Dieses Standesbewußtsein machte ihm das in Rußland immer mehr um sich greifende „Tschinownikтum" unleidlich und ließ ihn, der von Bismarck einmal zum preußischen Kultusminister ausersehen war, die Maigesetze für von vornherein verfehlt erachten, da sie ihm eine Verquickung der Religion mit einem sich überschätzenden Beamtentum bedeuteten. Sein aristokratisches Bewußtsein bildete den Ursprung jener Loyalität, mit der er am russischen Kaiserhause hing, in der er von der Großfürstin Helene auch in den intimsten Briefen nur als von seiner „gütigen Herrin" spricht. Diese Loyalität wurde am empfindlichsten getroffen durch die immer schroffer werdenden Regierungsmaßregeln einer mißverstandenen nationalen Politik. Er war sich bewußt, mit allen seinen Landsleuten stets gut patriotisch gewesen zu sein. „Nationalpatriotismus muß naturwüchsig sein; Staats- oder Rechtspatriotismus, das ist derjenige Patriotismus, den die Balten der historischen Fügung nach für Rußland schon oft betätigt haben und naturgemäß empfinden müssen." So mußte er mit Trauer und Resignation am Schlusse seiner Laufbahn ein Lebenswerk nach dem andern vernichtet sehen und ein Jahr vor dem Tode mit schwerem Herzen den Entschluß seines Schwiegersohnes und seiner Tochter billigen, ihr Heim nach Deutschland zu verpflanzen, um den Kindern das Glück zu gewähren, mit einer großen Nation zu verwachsen. Und doch ist der Grundton dieses ganzen Lebens bis zum Schluß trotz aller schweren Erfahrungen kein bitterer und unzufriedener, sondern ein heiliger Friede, den nur ein großes Herz zu erringen und zu verbreiten vermag. Der Friede eines Weisen.

Die Beziehungen zwischen der menschlichen Tuberkulose und der Tuberkulose des Rindes.

Von

Stabsarzt Dr. R. Lobedank in Hann. Münden.

Unter den Reden, welche auf dem Tuberkulose-Kongreß in London im Sommer 1901 gehalten wurden, hat keine größeres Aufsehen erregt als die, in welcher Robert Koch über die Versuche berichtete, die er über die Übertragbarkeit der menschlichen Tuberkulose auf Rinder angestellt hatte. Bekanntlich teilte Koch damals mit, daß es ihm bei seinen im großen Maßstab ausgeführten Versuchen niemals gelungen sei, mit den von menschlicher Tuberkulose stammenden Tuberkelbazillen bei Rindern Tuberkulose zu erzeugen. Er schloß daraus, „daß die menschliche Tuberkulose von der Rindertuberkulose verschieden ist und daß die menschliche Tuberkulose auf das Rind nicht übertragen werden kann". Ferner zog er den Schluß, daß auch umgekehrt die Übertragung der Rindertuberkulose auf den Menschen praktisch kaum in Betracht zu ziehen sei, und daß daher irgendwelche Maßregeln gegen die von tuberkulösem Rindvieh den Menschen drohenden Gefahren nicht geboten seien.

Man hatte bis zu Kochs Londoner Rede fast allgemein den Standpunkt vertreten, daß die Tuberkulose des Rindviehs mit der menschlichen Tuberkulose identisch sei. Diese Anschauung ist auch in zahlreichen von den Behörden zum Schutz des Publikums erlassenen Bestimmungen und Verordnungen zum Ausdruck gekommen, welche sich auf das Halten des Rindviehs, den Schlachtbetrieb, den Verkehr mit Molkereiprodukten usw. beziehen. Es ist daher begreiflich, daß Kochs Vortrag nicht nur in ärztlichen Kreisen, sondern auch weit über diese hinaus ungeheures Aufsehen erregte. Auf der einen Seite hofften diejenigen, welchen die behördlichen Maßnahmen gegen die Rindertuberkulose unbequem sind, die Zeit der Abschaffung dieser Maßnahmen sei nun gekommen. Auf der anderen Seite mußten diejenigen, welche Kochs Schlüssen nicht beizustimmen vermochten, fürchten, daß nun eine laxere Handhabung der gegen die Rindertuberkulose gerichteten hygienischen Maßregeln Platz greifen würde. Diese Befürchtung ist allerdings nicht eingetroffen, und inzwischen war Kochs epochemachende Mitteilung außerhalb der ärztlichen Kreise vielfach in Vergessenheit geraten. Um so lebhafter wurde die Erinnerung daran wieder wachgerufen, als Professor von Behring am 25. September 1903 auf der Naturforscher-Versammlung in Kassel seinen von

der gesamten Presse besprochenen Vortrag über „Lungenschwindsuchtsentstehung und Tuberkulosebekämpfung" hielt. Behring sprach sich in jenem Vortrag dahin aus, daß er die den Säuglingen gereichte Kuhmilch für die Hauptquelle der Lungentuberkulose halte.

Zwischen diesem Ausspruch von Behrings und der mitgeteilten Ansicht Kochs besteht ein scharfer Gegensatz. Behrings Meinung bedeutet so ziemlich das Gegenteil von den Schlußfolgerungen, welche Koch aus seinen Untersuchungen ziehen zu müssen glaubte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Laien, welchen beide Forscher als Größen ihres Fachs bekannt sind, verwirrt werden. Dies kann aber uns Ärzten nicht gleichgültig sein. Denn wie auf allen Gebieten der Gesundheitspflege bedürfen wir auch bei dem Kampf gegen die Tuberkulose der tatkräftigen Mitwirkung der Laien, um Erfolge zu erzielen. Daher liegt uns daran, daß auch außerhalb der ärztlichen Kreise ein möglichst eingehendes Verständnis für das Wesen der Tuberkulose vorhanden ist. Durch zahlreiche gemeinverständliche Schriften, an deren Abfassung sich unsere bedeutendsten Gelehrten beteiligt haben, ist es auch gelungen, dieses Verständnis zu fördern, und deshalb ist eine Erörterung über die entgegengesetzten Meinungen der beiden Gelehrten auch für Nichtmediziner von Interesse.

Auf Grund welcher Tatsachen hatte man bis zu Kochs Londoner Rede fast allgemein die Rindertuberkulose, die sogenannte Perlsucht, für identisch mit der menschlichen Tuberkulose gehalten? Einmal, weil der Befund an den erkrankten Organen bei beiden Krankheiten manche gemeinsame Merkmale aufweist. Deshalb war schon vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus von manchen Forschern angenommen worden, daß Perlsucht des Rindes und Tuberkulose des Menschen nur etwas von einander abweichende Ausdrucksformen einer und derselben Krankheit seien. Als vollends gesichert wurde diese Annahme betrachtet, nachdem Koch den Tuberkelbazillus entdeckt hatte. Dieser Bazillus findet sich sowohl bei der Perlsucht als auch bei der menschlichen Tuberkulose. Die von tuberkulösen (perlsüchtigen) Rindern stammenden Tuberkelbazillen unterscheiden sich weder in ihrem Aussehen noch auch in der Art ihres Wachstums auf den zu ihrer künstlichen Züchtung benutzten verschiedenen Nährmaterialien wesentlich von den menschlichen Tuberkelbazillen. Es ist ferner bekannt, daß die Einspritzungen des aus menschlichen Tuberkelbazillen hergestellten Tuberkulins nicht nur bei tuberkulösen Menschen, sondern auch bei tuberkulösen Rindern eine charakteristische Temperaturerhöhung hervorrufen, aus welcher man auf das Vorhandensein eines tuberkulösen Prozesses im Organismus schließen kann.

Die vorstehenden Tatsachen drängen fast mit Gewalt zu der Annahme, daß die Tuberkulose des Rindes mit der des Menschen identisch ist. Und in der Tat waren bis zu Kochs Londoner Rede nur wenig ernste Bedenken gegen die Identität erhoben worden, obwohl man Versuche im größeren Maßstabe, die menschliche Tuberkulose auf Rinder zu übertragen, nicht vorgenommen hatte. Es bleibt nun zu prüfen, ob Kochs Versuchsergebnisse die bis dahin angenommene

stellen entwickelte sich Hauttuberkulose. — Von noch größerer Bedeutung sind einige Berichte von gelungener Übertragung menschlicher Tuberkulose auf das Rind. Nocard hat durch tuberkelbazillenhaltigen Auswurf vom Menschen bei Rindern Tuberkulose erzeugt, nachdem deren Widerstandskraft durch eine andere Krankheit herabgesetzt war. Behring und Arloing behaupten, daß sie durch genügend giftige menschliche Tuberkelbazillen sehr wohl beim Rinde Tuberkulose hervorrufen können. Max Wolff berichtete am 14. Juli 1902 im Verein für innere Medizin in Berlin, daß es ihm gelungen sei, durch Übertragung der Bazillen von einem Fall von Tuberkulose des menschlichen Darms auf ein Kalb bei diesem Perlsucht zu erzeugen.

Wie ist nun der Widerspruch zu erklären? — Auf der einen Seite haben wir die Ergebnisse der Kochschen und der erwähnten von Baumgarten mitgeteilten Versuche, auf der anderen recht beachtenswerte Gründe für die Annahme der Identität beider Krankheiten und Berichte über gelungene Übertragungsversuche vom Menschen auf das Rind! An dem Ergebnis der von Koch angestellten Versuche ist selbstverständlich nicht zu rütteln. Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß es, wie Behring sagt, „vom Menschen stammende Tuberkelbazillen gibt, welche nicht imstande sind, beim Rinde Perlsucht zu erzeugen". Andererseits aber hat man keinen zwingenden Grund, die Berichte der anderen Autoren über gelungene Übertragung menschlicher Tuberkulose auf das Rind als Folgen von Irrtum aufzufassen. Es ist nämlich eine bekannte Tatsache, daß die sogenannte Virulenz der die Infektionskrankheiten veranlassenden kleinsten Lebewesen (Bakterien), d. h. der Grad ihrer Fähigkeit, beim Eindringen in einen Organismus diesen krank zu machen, keine beständige ist. Die Virulenz kann durch verschiedene Einflüsse vergrößert oder verringert werden. So kann z. B. eine Bakterienart, welche für eine bestimmte Tierspezies virulent ist, diese Virulenz dadurch verlieren, daß sie in andersartigen Tierkörpern weiter gezüchtet wird. Pasteur fand z. B., daß die für Schweine virulenten Schweinerotlaufbazillen ihre Virulenz für Schweine einbüßen, wenn man sie mehrfach von einem Kaninchen auf das andere fortzüchtet. Baumgarten erinnerte daran, daß die sonst für Meerschweinchen und Kaninchen sehr virulenten Bazillen der menschlichen Tuberkulose und der Rinderperlsucht ihre Wirksamkeit für die erstgenannten Tiere verlieren, wenn sie längere Zeit im Organismus des Huhns fortgezüchtet werden. Im Anschluß daran äußerte sich Baumgarten (Berliner Klinische Wochenschrift 1901 Nr. 35) folgendermaßen: „Liegt es danach sehr fern, anzunehmen, daß der durch ungezählte Generationen einerseits im menschlichen, andererseits im Rindsorganismus fortgezüchtete Tuberkelbazillus allmählich Eigenschaften erlangt hat, welche ihn dem Rinde resp. dem menschlichen Organismus so entfremdet haben, daß er, von dem einen Organismus auf den anderen übertragen nicht mehr oder wenigstens nicht ohne weiteres in dem letzteren sich fortzupflanzen vermag, daß ihnen diese Eigenschaft jetzt zwar eigen, aber nicht dauernd eigen ist, daß sie diese Eigenschaft durch Züchtung erworben,

aber durch Züchtung derselben au
Anschauung verdient nach dem he
in der Tat den Vorzug vor der
Tuberkulose von denjenigen der Pe
Annahme würde sich mit den bis
sehr schwer vereinigen lassen, währe
durch das, was wir über die B
ohne Aufgabe der Identität erklär

Zur Unterstützung seiner A
auf den Menschen durch den G
produkten nicht vorkomme, wies K
sehr selten der erste Sitz des tube
daß angesichts der Häufigkeit, in
das Vorhandensein von Tuberkel(
viel häufiger, als es in Wirklichkei
ergriffene Organ sein müsse, wen
Tuberkulose entstehen könnte. Da
haften Forschern mitgeteilten Erfa
der Tuberkulose ist, so hat Kochs

Gegen ihn sind aber so sch
er nach Kochs eigenem Zugeständn
nicht herangezogen werden kann. Z
fahrungen aufmerksam gemacht, nac
von der Tuberkulose ergriffene Or
Tuberkulose häufiger zuerst am Da
zwischen der Häufigkeit der Infektion
gewiesenen Seltenheit der am Darm
im Sinne Kochs zu verwerten. Ei
bei den Infektionskrankheiten.
Organismus ist nicht gleichbede
Wichtigkeit aber ist die durch Tier
bezw. Tuberkelbazillen die Darmw
zu machen. Max Wolff berichte
welche er mit perlsucht- und tub
bei denselben die Darmwand frei v
er solche in vom Darm entfernt
deutsam ist auch folgende Tatsach
der ungekochten Milch perlsüchtiger
Daß bei diesen Schweinen die Tu
nicht bestritten. Und doch fand
Fütterungstuberkulose behafteten E
hofe untersuchte, niemals Tuberku

eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch beim Menschen die Bazillen die Darmwand passieren können und erst jenseits derselben ihre unheilvolle Tätigkeit entfalten. In diesem Sinne deutete auch Heller seine Erfahrungen. Heller fand bei zahlreichen tuberkulösen Kindern eine Tuberkulose der Drüsen des jenseits der Darmwand gelegenen Darmgekröses und schließt hieraus, daß das Trinken der Milch perlsüchtiger Kühe eine Hauptursache der Kindertuberkulose sei. In seinem Kasseler Vortrage machte auch Behring darauf aufmerksam, daß er bei seinen Tierversuchen eine auffallend leichte Durchgängigkeit der Darmwand neugeborener und ganz junger Tiere für Tuberkelbazillen gefunden habe. Er glaubt daraus schließen zu müssen, daß auch bei den menschlichen Säuglingen die Darmwand sehr durchgängig sei, und daß infolgedessen die in der Säuglingsmilch enthaltenen Perlsucht(Tuberkulose)bazillen sehr leicht durch die Darmwand in andere Organe gelangen können. Behring kam weiterhin zu der Überzeugung, daß die Lungentuberkulose des Menschen zumeist durch Infektion von den Verdauungsorganen aus zustande komme, und zwar in sehr jugendlichem Lebensalter. Als Hauptquelle der Infektion bezeichnet er, wie schon eingangs erwähnt wurde, die den kleinen Kindern gereichte Kuhmilch. Eine gewisse Stütze erfährt Behrings Ansicht durch die Ausführungen Ribberts über die Entstehung der Lungentuberkulose (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1902 Nr. 17). Auf Grund von Tatsachen und Erwägungen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, kommt Ribbert nämlich zu der Überzeugung, daß die tuberkulöse Erkrankung der Lungen meistens dadurch erfolge, daß die Tuberkelbazillen von den Blutgefäßen aus in die Lungen dringen, seltener durch direkte Einatmung der Tuberkelbazillen in die Lungen. Hiermit ist allerdings nicht erwiesen und sollte auch nicht von Ribbert bewiesen werden, daß die in das Blut hineingeratenen Bazillen aus der genossenen Milch stammen, vielmehr ist nur erwiesen, daß die Tuberkelbazillen nicht ausschließlich durch Einatmung in die Lungen gelangen, sondern auch auf dem Wege der Blutbahn. Und in diese vermögen sie sowohl dadurch ihren Weg zu nehmen, daß sie mit der Nahrung zunächst in den Verdauungskanal eingeführt werden, als auch für sich allein. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß Menschen Tuberkelbazillen nicht nur einatmen, sondern auch ohne gleichzeitige Nahrungsaufnahme verschlucken. Ferner ist zu beachten, daß die Infektion auch von der Mundhöhle aus stattfinden kann, mögen nun die Bazillen mit der Nahrung oder auf andere Weise in die Mundhöhle gelangt sein. Die unter der Bezeichnung Skrophulose bekannte Halslymphdrüsentuberkulose beruht wahrscheinlich meistens auf einer von der Mundhöhle aus zustande gekommenen Infektion.

Als ein wesentliches Moment für die Zusammengehörigkeit der Perlsuchtbazillen und der menschlichen Tuberkelbazillen sieht Behring die Tatsache an, daß es gelingt, Rinder durch Behandlung mit menschlichen Tuberkelbazillenkulturen gegen die Perlsucht unempfänglich zu machen. In der Verwertung dieser Tatsache zu Gunsten der Identität der Rinder- und der Menschentuberkulose dürfte Behring wohl die meisten Ärzte auf seiner Seite haben. Denn wir wissen,

daß zur Erzeugung der Unempfän
krankheit immer die vorausgegang
derselben Krankheit oder das natür
schützt z. B. das einmalige Überste
Infektion mit Scharlach. Gegen die
lichkeit beim Versuchstier, daß man
der nervösen Zentralorgane eines
Gegen Diphtherie werden Pferde i
Zeit hindurch allmählich gesteigerte
Diphtheriegifts in die Blutgefäße o
man nun Rinder durch Einverleib
unempfänglich gegen die Perlsucht
wir über das Wesen der Immunitä
Perlsucht und menschlicher Tuberku

Im Vorstehenden glaube ich, d
Punkte zur Beleuchtung der Frage
Menschentuberkulose angedeutet zu h
sprechenden Momente denjenigen g

Für die Identität läßt sich
beiden in Rede stehenden Krankh
mannigfaltiger Beziehung überein.
von Bazillen zu Grunde, welche
ihres Wachstums nicht von einan
vor über die Entstehung von H
beim Hantieren mit tuberkulösem
ständen gelingt es, menschliche Tu
Reagieren tuberkulöser Rinder au
gestellte Tuberkulin, sowie die Mög
präparierten Infektionsstoffen der
unempfänglich zu machen, deuten
identität beider Krankheitsprozesse.

Für Kochs Anschauung, d
keine Gefahr drohe, sprechen d
versuche (vom Menschen auf da
Baumgartens über nicht gelunge
Menschen. Eine nicht bedeutung
durch die Tatsache, daß ein gänzlic
infektion durch den Genuß von K

Welche praktische Folger
ziehen? Sollen wir uns für di
machen von der „Nutzlosigkeit alle
Tuberkulose heutzutage in dichtbev

gegen die Tuberkulose den Hauptwert auf die Milchhygiene legen? — Oder sollen wir mit Koch die einzige Quelle der Infektion in denjenigen an Lungentuberkulose Leidenden sehen, „welche infolge der ungünstigen Verhältnisse, unter denen sie sich befinden, oder weil sie sich den einfachsten Regeln zur Verhütung der Infektion hartnäckig widersetzen, eine Gefahr für ihre Umgebung bilden?"

Da es für alle Ärzte und Laien gilt, auch bevor die Frage endgültig entschieden ist, doch in praktischer Beziehung Stellung zu nehmen, meine ich, daß wir vorläufig die goldene Mittelstraße einhalten müssen. Aus Kochs Ausführungen können wir allerdings die beruhigende Vermutung schöpfen, daß die Rindertuberkulose nicht die eminenten Gefahren für die Menschen bietet, welche man früher fürchten zu müssen glaubte. Andererseits aber glaube ich dargelegt zu haben, daß ein zwingender Beweis für Kochs Anschauung noch nicht vorliegt, und daß die Möglichkeit der Tuberkuloseübertragung vom Rinde auf den Menschen nicht ganz vernachlässigt werden darf. — Behring andererseits hat zwar scharf seine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß die Kuhmilch die Hauptquelle der Tuberkulose sei, er hat aber in seinem Kasseler Vortrage keine Tatsachen angeführt, welche diese Ansicht einwandfrei beweisen. Er hat allerdings auf die leichte Durchgängigkeit der Darmwand der kleinen Kinder hingewiesen und daraus gefolgert, daß für die meisten Fälle von Tuberkulose der Grund in der frühsten Kindheit durch Einwanderung von aus der Kuhmilch stammenden Tuberkelbazillen durch die Darmwand gelegt werde. Wenn aber auch die Möglichkeit vorhanden ist, daß Tuberkelbazillen leicht die Darmwand passieren, so folgt daraus doch nicht mit Sicherheit, daß nun gerade die aus Perlsuchtmilch stammenden Bazillen im kindlichen Organismus Tuberkulose erzeugen. Vielmehr können, wie übrigens auch von Behring zugegeben wird, die aus der Umgebung tuberkulöser Menschen stammenden Tuberkelbazillen ebenso leicht in die Mundhöhle und in die Verdauungsorgane anderer Menschen gelangen, wie solche aus Perlsuchtmilch. Namentlich bei den viel am Boden hockenden kleinen Kindern, welche zudem noch alles in den Mund bringen, ist diese Möglichkeit zu beachten.

So glaube ich denn, daß wir unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente zwar verpflichtet sind, die von den Rindern drohende Tuberkulosegefahr nicht zu vernachlässigen und demgemäß alle sanitätspolizeilichen Maßnahmen gegen dieselbe aufrecht zu erhalten, daß wir andererseits aber auch wohl Kochs Mahnung beherzigen müssen, den oben gekennzeichneten tuberkulösen Menschen die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. Auch nach dem Kasseler Vortrag des verdienstvollen Marburger Forschers gilt noch Kochs Forderung: „Für diese Kranken muß in irgend einer Weise gesorgt werden, indem man ihnen günstigere Verhältnisse, z. B. in bezug auf Wohnung, schafft oder indem man sie in geeigneten Anstalten so unterbringt, daß sie aufhören, ihrer Umgebung gefährlich zu sein."

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

16. Februar 1904.

Die schwersten Tage der Bedrängnis liegen nun in Südwestafrika hinter uns. So schmerzlich die Verluste waren: Zerstörung der Farmen, Ausraubung des Viehs, Ermordung leider so vieler Landsleute, Männer, Frauen und Kinder — ihr Ziel, die weißen Männer auszurotten, haben die Schwarzen nicht erreicht! Die allermeisten unserer Farmer haben sich in die befestigten Plätze retten können. In Windhoek leitete Oberleutnant Techow die Verteidigung, und nach Okahandja brachte Oberleutnant von Zülow die erste wirksame Hilfe. Dann ist die 2. Kompagnie der Schutztruppe in Eilmärschen von Süden her eingetroffen. Die Hereros zogen sich von Otjmbingwe zurück, Windhoek ward entsetzt; gleich danach am 28. Januar nach heftigem Kampfe auch Okahandja. Die tapfere Kompagnie Franke erzwang sich den Einzug in Omaruru und ist jetzt durch das Landungskorps des Habicht unter Oberleutnant von Winkler gleichfalls glücklich entsetzt worden. So haben, wie immer, unsere braven Truppen geleistet, was irgend von ihnen erwartet werden durfte. Aber in diesen Kämpfen sind 38 Mann gefallen, und dazu kommen noch 47 Ermordete und 58 Vermißte: das gibt einen wahrscheinlichen Verlust von 143 Köpfen. Jetzt aber ist die Mannschaft der am 21. Januar von Wilhelmshaven abgedampften Darmstadt, 813 Mann, am 10. Februar glücklich in Swakopmund eingetroffen, der Ersatztransport, den der Dampfer Ernst Woermann brachte, 230 Mann, ist schon seit dem 5. Februar am Platze, in etwa 10 Tagen werden auch die 362 Mann des Verstärkungstransports, den die Lucie Woermann trägt, in Swakopmund eintreffen und damit auch die militärischen Kräfte beisammen sein, um den Aufstand niederzuwerfen und die Züchtigung der Hereros so nachdrücklich vorzunehmen, daß ihnen nicht nur die Lust, sondern auch die Möglichkeit einer neuen Erhebung genommen wird. Oberst Leutwein ist jetzt gleichfalls in Swakopmund eingetroffen, er hat den Weg von Port Nolloth aus zu Schiff gemacht, um einige Tage zu gewinnen. Das alles wird nun zusammenwirken, und wir dürfen hoffen, bald erfreuliche Kunde zu erhalten. Was am meisten Sorge machte, war die Befreiung des ganz isolierten Gobabis und die Möglichkeit, daß die Ovambo sich den Herero anschlössen. Auch diese Sorge wird durch

ein Telegramm Leutweins gehoben. Gobabis wird vom Feinde nicht mehr umschlossen; er hat auf die Nachricht vom Anmarsch unserer Truppen den Rückzug angetreten! Die Ovambo aber scheinen stille zu halten. Und das dürfte der Wendepunkt werden, der schließliche Erfolg kann nicht mehr zweifelhaft sein, wenn auch ebenso sicher ist, daß der Sieg noch manches Opfer kosten wird.

Auf eine Beantwortung der Frage, wer oder was die Schuld an dem Aufstande trägt und wie es möglich war, daß er uns so völlig überraschte, können wir nicht eingehen, da das Tatsachen-Material fehlt, auf das allein ein sicheres Urteil sich wird gründen lassen. Die besten Kenner dieser südafrikanischen Stämme, die Buren, haben jedenfalls in Behandlung der Schwarzen eine andere und bessere Methode verfolgt, als wir. Sie haben in den von ihnen in Besitz genommenen Gebieten politische Selbständigkeiten nicht geduldet und unter keinen Umständen gestattet, daß europäische Waffen in die Hände der Eingeborenen kamen. Sie beanspruchten und behaupteten ihr Herrenrecht und haben die Utopie einer rechtlichen Gleichstellung der Schwarzen stets nachdrücklich zurückgewiesen, auch darauf geachtet, daß die Überlegenheit der Weißen durch äußere Ehrfurchtsbezeigungen zum Ausdruck kam. Daß sie, wo Gehorsam und Achtung verweigert wurden, rücksichtslos eingriffen, wie nach Kriegsrecht, war eine Notwendigkeit und recht erwogen eine Wohltat, die sie den Schwarzen erwiesen. Diese Naturkinder sind ihren Instinkten nach nicht gut, sondern böse, und anders als durch Zwang nicht zu zügeln. Soll aber Südwestafrika für deutsche Ansiedlung gewonnen und dem Reich hier eine Aussicht für die Zukunft gesichert werden, so müssen wir uns dieses Burensystem zu eigen machen und nicht durch eine Philantropie, der jeder reale Boden fehlt, uns selber in ihnen eine Geißel erziehen. Es ist zum Glück nicht ausgeschlossen, daß zwischen uns, den Engländern und den Portugiesen nach dieser Richtung hin eine Verständigung erreicht wird, so daß eine gewisse Einheitlichkeit in der Haltung der Weißen den Indigenen gegenüber hergestellt wird. Das ist eine conditio sine qua non für Erlangung dauernd friedlicher Zustände. Abgesehen davon, läßt sich nicht verkennen, daß die Voraussetzungen für eine stärkere Besiedlung des Landes durch Anlage von Eisenbahnen und anderen Verbindungsstraßen von Reichswegen beschafft werden müssen, ganz wie das Reich auch die Last einer erheblichen Verstärkung der Schutztruppe und die weitere Anlage befestigter Stationen in allen besiedelten Teilen der Kolonie auf sich zu nehmen hat. Darüber kommen wir nicht hinweg. Es ist unerläßlich und unabweisbar, eine Pflicht, die wir nicht nur den nach uns kommenden Generationen schuldig sind, sondern auch allen denjenigen, die im Vertrauen auf den Schutz des Reiches hinausgezogen sind. Das Wort „unter dem Schutz des Reiches" darf nicht zum Spott werden.

Auch sehen wir mit vollem Vertrauen den Entschlüssen des Kaisers und der verbündeten Regierungen entgegen; leider mit minderem Vertrauen denen des Reichstages, in dem nach wie vor die „großen" Interessen der Fraktionen, nicht die Lebensinteressen der Nation, zu Worte und zu tatkräftigem Beschluß kommen.

Wir haben diese südafrikanischen Dinge vorausgestellt, weil unter allen Umständen die besonderen deutschen Interessen uns das entscheidende und wichtigste sind, und weil unser Ansehen in aller Welt daran hängt, daß wir im eignen Hause die Herren bleiben; auch ist uns nicht die Gefahr des Augenblicks, sondern die Sicherung der Zukunft das wesentliche Moment.

Solch eine Zukunftsfrage, die nicht nur an uns, sondern an alle großen Weltmächte herantritt, ist aber noch in weit höherem Grade durch den Konflikt im fernen Osten aufgerollt worden. Es ist nicht bloß der Machtkampf zwischen Japan und Rußland, um dessen Entscheidung es sich dabei handelt, sondern noch eine ganze Reihe anderer Probleme ist in ein neues und bedeutsames Stadium getreten. Die großen Zusammenhänge machen sich geltend, die wie mit unsichtbaren Fäden die Kulturvölker und durch sie die ganze Menschheit verbinden. Die Störung des Gleichgewichts an einem Punkte bringt alle bestehenden politischen Kombinationen, mögen sie sich entente oder Bündnis nennen, in unruhige Bewegung. Es ist, als ob die politischen Klammern, welche den einen Staat an den andern knüpfen, ihre sicheren Stützen verloren hätten. Das Schwergewicht der besonderen Interessen jedes Teils macht sich geltend, und die reservatio mentalis, die jeder politischen Verbindung zu Grunde liegt und zu Grunde liegen muß, wird durch die Frage lebendig, ob die zu anderem Zweck und unter dem Drucke anderer Verhältnisse geschlossene Verbindung auch einer ganz neuen Lage angepaßt werden kann. Über das Ja oder Nein entscheidet die Erwägung jener idealen und materiellen Momente, auf denen die Lebensinteressen eines Staates ruhen, oder anders gesagt, der gesunde und notwendige Egoismus, für den der Staat durch seine Organe einzutreten hat. Auf diesem Wege sind, seit es eine Geschichte gibt, „ewige Bündnisse" geschlossen, gelöst oder gar in ihr Gegenteil verkehrt worden.

Auch heute stehen wir vor Wandlungen, die, welches immer der Ausgang des Krieges sei, unzweifelhaft eintreten werden. Ein Blick in die Ursachen des russisch-japanischen Krieges drängt diesen Schluß förmlich auf. Wer die Genesis der Ereignisse, in denen wir stehen, ruhig erwägt, wird die Frage nach der Schuld des einen oder des anderen Teils schwerlich aufwerfen. Es ist, ganz abgesehen davon, daß es noch nicht feststeht, aus wessen Lager der erste Schuß gefallen ist, im Grunde gleichgültig, wer in dieser Hinsicht die Priorität hat. Der bekannte französische Oberst Marchand hat, wie uns scheint, ganz treffend die Lage gezeichnet, wenn er einem Vertreter des Matin gegenüber sagte: Im Jahre 1903 hätte Japan, wenn es angriff, siegen müssen, brach der Krieg erst 1905 aus, so gehörte der Sieg Rußland, wem er jetzt, im Jahre 1904, gehören wird, wage ich nicht vorherzusagen! Es sind, wenn je, zwei Offensiven, die auf einander stießen, aber sie waren ihrer Qualität nach verschieden. Die russische trug, man möchte sagen, einen elementaren Charakter. Langsam drängte die russische Politik nach Osten dem Meere zu, die wenig disziplinierten, nicht mit den Waffen der Gegenwart kämpfenden Widersacher ohne viel Anstrengung unterwerfend, wenn

nicht im ersten Anlauf, so doch beim zweiten, ganz sicher beim dritten. In Asien galt der weiße Zar als unüberwindlich, wo er Asiaten gegenüberstand. Nur wo ihm der Einfluß Englands entgegentrat, konnte er über gewisse Schranken nicht hinaus: der Ausgang zum Meer nach Süden hin blieb ihm versperrt. Ohne einen englischen Krieg, und diesen fürchtete man, war er nicht zu gewinnen. Alexander III. ist dann daran gegangen, die Konsequenzen der Erfolge zu ziehen, die seinen Vater Alexander II. bis in das Amurgebiet geführt hatten. Er begann den Bau der sibirischen Bahn, um den großen Ozean zu erreichen. Erst schien das Ziel Wladiwostok zu sein, dann richtete sich sein Ehrgeiz weiter nach Süden. Die mandschurische Bahn erstand, Port Arthur wurde russisch, die Engländer gaben ihre, wie es schien, für einen künftigen Krieg gegen Rußland gewonnenen Vorposten in Weihaiwei scheinbar kleinmütig auf, und die politischen Folgen der neuen Stellung machten sich nunmehr fühlbar. Es erwies sich für Rußland als absolut unmöglich, das Versprechen zu erfüllen, das es den Chinesen in betreff der Räumung der Mandschurei gegeben hatte. Ein Räumungstermin nach dem anderen ging hin, und trotz aller Proteste hielt Rußland fest, was einmal in seinen Händen war. Das ist ganz buchstäblich zu nehmen; Rußland konnte wirklich nicht, und ebensowenig konnte es, nachdem einmal Port Arthur und Daljni russisch waren, dort stehen bleiben. Es mußte eine Stellung gewonnen werden, die den russischen Fahrzeugen die Ausfahrt in das gelbe Meer und darüber hinaus in den stillen Ozean sicherte. Weder die Straße von Petschili noch die Straße von Korea durften neue Dardanellen werden. Man wollte nicht im Golf von Petschili eingeschlossen sein wie im schwarzen Meer. Daher die Notwendigkeit, auf Korea Fuß zu fassen und die Unmöglichkeit, zu dulden, daß die festen Punkte an der Süd- und Ostküste Koreas japanisch wurden. Und so dauerte es nicht lange, bis die Russen am Jalu Fuß gefaßt hatten und eifersüchtig bemüht waren, jede Stärkung der japanischen Position in Korea zu verhindern.

Ganz genau entgegengesetzt waren nun die Interessen der Japaner, deren Genesis wir vor einem Monat an dieser Stelle skizziert haben. Schon die Erwerbung von Kwantung durch die Russen wurde von ihnen als ein harter Schlag empfunden, das Fortdauern der russischen Stellung in der Mandschurei beunruhigte sie lebhaft, das Vorrücken an den Jalufluß und die ununterbrochene Stärkung der russischen Kriegsflotte in Port Arthur und in Wladiwostok wurde direkt als Bedrohung empfunden. Wie diese Dinge über das englisch-japanische Bündnis und das Phantom des russisch-französischen Gegenbündnisses, über die Verhandlungen von Tokio und Petersburg zu den Ereignissen führten, in denen wir stehen, ist noch in so frischer Erinnerung, daß die Wiederholung müßig wäre. Ob der erste Schuß aus einer japanischen Kanone vor Port Arthur, oder aus einer russischen vor Tschemulpo fiel, ändert an dieser prinzipiellen Beurteilung der Frage nichts. Weder werden im Streit um den Schein des besseren Rechts die anderen Mächte als Areopag fungieren, noch wird auch nur eine von ihnen durch diese Frage bestimmt, ihre im voraus feststehende Stellung ändern.

England und Amerika werden bis auf weiteres eine Neutralität einhalten, deren Vorteile Japan, nicht den Russen zufallen müßten, Frankreich wird sehr laut seine russischen Sympathien kund tun, aber alles daran setzen, um aus dem Spiel zu bleiben, Deutschland ist bemüht, in Asien den Konflikt unter Wahrung seiner Neutralität, die jetzt auch formell proklamiert worden ist, zu lokalisieren und hat Amerika vermocht, mit dem Antrag hervorzutreten, die 18 alten Provinzen Chinas (also nicht die Mandschurei) für neutral zu erklären. Da England „im Prinzip" zugestimmt hat, die kriegführenden Mächte bisher keinen Einwand erheben, und Frankreich, schon um der Möglichkeit eines englischen Konflikts zu entgehen, begierig nach einer neutralen Stellung greift, wäre damit ein sehr wesentlicher Vorteil gewonnen. Es kann jetzt, sobald offiziell bindende Erklärungen vorliegen, als ausgeschlossen gelten, daß die befürchtete Explosion des Fremdenhasses in China erfolgt und die Tatsache, daß der Hof in Peking bleibt, als Garantie für eine ehrlich neutrale Haltung Chinas angesehen worden.

Anders geworden aber ist die Weltlage insofern, als die Annäherung Frankreichs an England, von der wir in den letzten Monaten zu berichten hatten, infolge der außerordentlichen Erbitterung, die heute gegen England in Rußland herrscht, auch merklich abkühlend auf die französisch-russischen Beziehungen zurückgewirkt hat. Die Stimmung von Toulon und Kronstadt ist verraucht, und wenn auch heute noch mit dem eisernen Bestande an klingenden Worten gewirtschaftet wird, der damals gesammelt wurde, man glaubt den Worten nicht mehr und die besonderen Interessen, die beide Mächte verfolgen, führen sie auseinander, nicht zusammen.

Man hat es in Rußland sehr übel genommen, daß gleich nach Eröffnung des englischen Parlamentes ein Blaubuch über die Tibetfrage publiziert ward, das ungekürzt die drohende Sprache wiedergab, die Lord Lansdowne dem russischen Botschafter Grafen Benckendorff gegenüber geführt hat, vielleicht noch mehr erbitterten die Vorteile, die den von Argentinien gekauften japanischen Schiffen durch England gewährt wurden, während jetzt das russische Hilfsgeschwader noch immer so gut wie hilflos im roten Meer liegt und wohl niemals den Weg nach Ostasien wird einschlagen können. Und das alles, während England und Frankreich nach wie vor Versicherungen austauschen, die das Zusammenfallen ihrer beiderseitigen Interessen erhärten. Dazu kommt, daß der eben zwischen Siam und Frankreich perfekt gewordene Vertrag über die neue Grenzrichtung nur unter der Voraussetzung einer besonders wohlwollenden Haltung Englands möglich geworden ist.

Da nun die deutsche Neutralität nach ihrer europäischen Seite hin eine entschieden russenfreundliche Tendenz zeigt, und der Kaiser Nikolaus die Sicherheit, hat, daß Deutschland seine Verlegenheiten nicht in malam partem ausnutzen wird, daß wir vielmehr bemüht sind, unseren Einfluß daran setzen, um das Reformwerk, an dessen Durchführung der Frieden auf der Balkanhalbinsel hängt, nach Möglichkeit zu fördern und die ohne Zweifel vorhandene Kriegslust der Bulgaren im Verein mit Österreich zu dämpfen, hat in der öffentlichen Meinung Rußlands in betreff Deutschlands ein Umschlag der Stimmung stattgefunden, den

wir noch vor 14 Tagen für unmöglich gehalten hätten. Gerade die Organe, in welchen wir gewohnt waren die härtesten Ausfälle und die gehässigsten Verdächtigungen in betreff Deutschlands zu finden, sind heute die lautesten in Anerkennung der Loyalität unserer Politik.

Nun verhehlen wir uns nicht, daß in dieser Hinsicht aller Wahrscheinlichkeit nach ein mot d'ordre von oben her ausgegeben worden ist. Aber selbst dann bleibt die Tatsache wichtig, und wir möchten die Summe dahin zusammenfassen, daß eine Entlastung Deutschlands nach Osten hin stattgefunden hat, die uns nach Westen hin stärker macht. Jedenfalls hat sich eine Wandlung vorbereitet, welche die Keime einer weiteren Entwicklung zum besseren in sich trägt. Dagegen wird aller Wahrscheinlichkeit nach die durch den Temps angekündigte neue Politik Frankreichs im Balkan, den übelsten Eindruck in Petersburg machen. Herr Delcassé will an Stelle der kombinierten Aktion Österreichs und Rußlands, einen Druck aller Mächte auf die Türkei setzen, um auf diesem Wege den alten Einfluß Frankreichs im Orient wieder geltend zu machen. Es ist nicht glaublich, daß Rußland bereit ist, sich auf diesem Wege aus seiner schwer genug errungenen Stellung verdrängen zu lassen!

Sehr merkwürdig und beachtungswert sind die Folgen, welche der japanische Krieg, namentlich aber die Nachricht von den ersten Verlusten vor Port Arthur und das Unglück mit dem Jenissei in Rußland gehabt haben. Die Opposition, die gerade in den letzten Wochen besonders leidenschaftlich war, und an vielen Punkten einen revolutionären Charakter anzunehmen schien, hat plötzlich schweigen müssen. In den großen Massen des Volkes hat das patriotische und, was sehr wesentlich ist, das religiöse Empfinden alles andere zurückgedrängt. Noch niemals sind dem Kaiser Nikolaus II. solche Ovationen dargebracht worden wie in den letzten Tagen, und die Führer dieser patriotischen Kundgebungen waren eben jene Studenten, die als gefährliche Unruhestifter der russischen Polizei, als die wenigst zuverlässigen Elemente im Staatsleben erschienen. Auch zweifeln wir nicht daran, daß das Gouvernement Twer, das kürzlich durch Aufhebung seiner Selbstverwaltungsorgane so empfindlich gestraft worden ist, in patriotischer Hingebung keinem anderen Gouvernement des Reiches nachstehen wird. Wenn trotzdem jetzt revolutionäre Proklamationen erschienen sind, die den Krieg verurteilen — was in den vorbereitenden Stadien eigentlich das ganze gebildete Rußland tat —, so zeigt sich darin, wie sehr diese Elemente sich innerlich dem russischen Wesen entfremdet haben. Es ist derselbe Fehler, den 1863 Herzen beging, als er unter dem Einfluß Bakunins sich für die Polen aussprach.

Aus alledem folgt, daß sich mit Sicherheit große Anstrengungen Rußlands erwarten lassen, damit die Fehler und Nachlässigkeiten der Flotte durch die Armee gut gemacht werden. Es werden nicht nur, wie in dem letzten chinesischen Aufstande, die gerade in Ostasien stehenden, zum großen Teil in Sibirien ausgehobenen Truppen die Last des Kampfes mit Japan zu tragen haben, sondern es werden schon jetzt Kerntruppen nach Ostasien gebracht, die in der Schule Dragomirows

und Kuropatkins ausgebildet sind
Widerstand entgegensetzen werden,
die sie anno 1900 kennen gelernt l

Daß es den Japanern gelin
drängen, die es auf dem ostasiatisch
unwahrscheinlich. Selbst erste Erf
lange nicht von entscheidender B
daß Rußland, wo es festen Bode
vordringen wird. Aber allerdings
es darf nicht zu einem englisch-ru
kein Krieg auf der Balkanhalbinse

Heute sollte jeder europ
etwas von dem Raumsinn zu ler
Verhältnisse und die Gefahr ken
außereuropäischen Raumauffass
wissen, wie sich die politisch
amerikanischer oder asiatischer

Aus: Friedrich Ratzel, Pol
des Verkehrs und des Krieges. Z
skizzen. München und Berlin, R. O

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Februar 1904.

Die ersten Monate des Kalenderjahres sind die Hauptarbeitszeit für den Reichstag und den preußischen Landtag, denn es gilt in diesen beiden Volksvertretungen den Haushaltsetat bis zum 1. April fertigzustellen und im Zusammenhang damit für den ganzen parlamentarischen Feldzug die Taktik festzulegen. Infolgedessen wächst mit jedem Jahre die Neigung, die Etatsberatung mit der Erörterung aller nur möglichen politischen Fragen zu belasten, natürlich zum Schaden der positiven gesetzgeberischen Arbeit.

Es ist schon im letzten Monatsbericht gezeigt worden, welche schlimme Zeitvergeudung im Reichstage durch das Überhandnehmen der Interpellationen getrieben wird. Inzwischen hat man ein neues gefährliches Mittel der Zeitverschwendung gefunden. Bekanntlich können Vorschläge, die der Reichstag auf dem Gebiet der Gesetzgebung zu machen hat, in Form von sogenannten „Initiativanträgen" eingebracht werden. Die Reihenfolge dieser Anträge wird nach bestimmten Regeln der Geschäftsordnung festgestellt, und ihre Beratung erfolgt von Zeit zu Zeit an bestimmten Wochentagen, die nach einem seiner Zeit auf Anregung des Grafen Schwerin im preußischen Abgeordnetenhause eingeführten Brauch dafür freigehalten werden. Es sind die sogenannten „Schwerinstage". Soweit diese nicht ausreichen, erfolgt die Beratung der Initiativanträge am Schluß der Tagung, wenn der von der Regierung vorgelegte Beratungsstoff aufgearbeitet ist. Dabei kann es kommen, daß eine Anzahl von Anträgen liegen bleibt und infolge des aus andern Gründen beschlossenen Schlusses der Tagung gar nicht zur Beratung kommt. Bei der heutigen eigentümlichen Art der parlamentarischen Arbeit, bei der die Plenarsitzungen fast nur noch einer in rücksichtsloser Breite betriebenen Agitation für allgemeine politische Ideen mit gelegentlich nebenhergehender Abstimmung über die Arbeit der Kommissionen dienen, pflegen die Parteien bei Beginn der Tagung eine Art von Wettlauf in der Einbringung von Initiativanträgen zu vollführen. Wenn man sich aber zugleich vergegenwärtigt, daß es den Parteien weniger auf die Durchführung der Anträge selbst, als auf ihre Besprechung ankommt, so läßt sich begreifen, daß die Aussicht, erst am Ende der Tagung oder gar nicht an die Reihe

zu kommen, den Antragstellern höchst peinlich ist. Da sollte nun die Etatsberatung die Handhabe gewähren, um über alle die Dinge, die den Inhalt der Anträge bildeten, ohne Innehaltung der sonst gebotenen Zeit- und Reihenfolge dennoch sprechen zu können. Da im Etat alles vorkommt, so läßt sich auch jede Frage mit dem Etat in Verbindung bringen, wenn man dem Antrag die Form einer Resolution zu irgend einer passenden Position des Etats gibt. Mit einer Resolution wird allerdings der gesetzgeberische Zweck nicht ganz erreicht, aber darauf kommt es eben nicht so sehr an, wenn nur über den Gegenstand endlose Reden zum Fenster hinaus gehalten werden können. Der Präsident des Reichstages hat zwar das Schlimmste verhütet, indem er sich doch schließlich die Zustimmung des Reichstags zur Ausscheidung der Spezialberatung über die Resolutionen aus der Etatsberatung verschafft hat. Aber der unheilvolle Einfluß der neuesten Interpellations- und Resolutionstaktik hat sich doch bereits in dem schleppenden Gang der Debatten so sehr bemerkbar gemacht, daß man im neuen Reichstag schon eine weitere Etappe in der Abwärtsbewegung des Parlamentarismus verzeichnen kann.

Unter den Interpellationen, die den Reichstag kurz nach Neujahr beschäftigten, war eine noch unerledigt geblieben. Sie war vom Zentrum eingebracht und betraf die Regelung der Rechtsverhältnisse der Berufsvereine und die Errichtung von Arbeitskammern. Die Regierung hatte die Beantwortung der Interpellation etwas hinausgeschoben, am 30. Januar aber wurde darüber verhandelt. Es war ein sehr weitgreifendes Thema, das hier erörtert wurde. Die Frage, ob es an der Zeit ist, die Berufsvereinigungen der unter die Gewerbeordnung fallenden Arbeiter und Arbeiterinnen als juristische Personen anzuerkennen, kann nur entschieden werden, wenn in gewissen sozialpolitischen Grundanschauungen Farbe bekannt wird. Wer die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter so regeln will, wie es der alten patriarchalischen Auffassung entspricht, und darin die Voraussetzung für den Fortbestand unserer Staats- und Gesellschaftsordnung sieht, wird die auf die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine hinzielenden Bestrebungen nur mit den größten Besorgnissen ansehen können. Der entgegengesetzten Ansicht wird natürlich sein, wer überzeugt ist, daß die Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit in einem dem modernen Staatsbegriff entsprechenden Sinne einer sonst gesunden Staatsordnung niemals schaden kann, sondern im Gegenteil das einzige Mittel bildet, um eine auf wirtschaftlicher Basis entstandene Bewegung von revolutionären Bahnen abzulenken. Es ist und bleibt ein Widerspruch, im Staat die allgemeine Gleichheit vor dem Gesetz und das allgemeine gleiche Wahlrecht zu verkünden und zugleich eine ganze Bevölkerungsklasse, die gewerblichen Arbeiter, auf Grund ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Unternehmern in Rechtsverhältnissen zu belassen, die über die notwendige Betriebsdisziplin hinaus Beschränkungen enthalten und den sonst im Staat geltenden Prinzipien nicht entsprechen. Der Einwand, daß die Arbeiterbewegung nach allen Erfahrungen der Praxis trotzdem revolutionär bleiben und

die Gewährung von Rechten nur als einen Ansporn ansehen werde, um die Ansprüche auf die Aufrichtung einer Herrschaft der Massen noch dreister, hartnäckiger und umfangreicher zu erheben, kann nicht als stichhaltig angesehen werden. Denn niemand mutet dem Staat zu, auf seine Macht zu verzichten; die eigentliche Macht des Staates ruht aber glücklicherweise nicht auf den Rechten einer einzelnen, durch Besitz und Einfluß noch so sehr hervorragenden Interessentengruppe, sondern auf dem allgemeinen Bewußtsein, daß der Staat Recht und Ordnung für alle vertritt. Alles, was dem Staat in Fragen der Gerechtigkeit sozusagen ein reines Gewissen gibt, erhöht seine Macht. Er wird natürlich damit allein revolutionäre Bewegungen und ungerechtfertigte Ansprüche nicht aus der Welt schaffen, aber er hat sie nicht mehr zu fürchten. Denn diesen Bestrebungen wohnt keine wirkliche Kraft mehr inne, auch wenn sie sich — gerade dann — besonders heftig und maßlos geberden. Gefährlich ist die Leidenschaft extremer Elemente nur, wenn sie in dem Rechtsgefühl ruhig denkender Elemente gewisse Anknüpfungspunkte findet. Diese Gefahr hat der Staat vor allem zu vermeiden, und darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Staatssekretär Graf Posadowsky im Namen der verbündeten Regierungen eine Erklärung abgeben konnte, wonach die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine wirklich in der Hauptsache anerkannt und durchgeführt werden soll. Auch die Schaffung einer Arbeitsvertretung soll angebahnt und der arbeitsstatistischen Abteilung des Statistischen Amts eine größere Selbständigkeit gegeben werden. Die Erklärung wurde mit Befriedigung aufgenommen, und auch die radikaleren Sozialpolitiker beschränkten sich darauf, nur die Befürchtung auszusprechen, daß die Erfüllung ihrer Wünsche wohl erst in ferner Zeit bevorstehe. Denn ebenso wie in der Erklärung der verbündeten Regierungen eine gewisse Vorsicht in den sachlichen Zusagen nicht außer Acht gelassen worden war, so war allerdings auch die Frage offen gelassen, in welcher Zeit die Durchführung der Reformen zu erwarten sei. Die Neuregelung dieser Verhältnisse soll schrittweise und unter sorgfältigem Ausbau der schon vorhandenen brauchbaren Grundlagen erfolgen.

Die gegenwärtige Gesetzgebung steht überhaupt mehr als je unter dem Zeichen der Sozialpolitik. Auf sozialpolitischer Grundlage ruht auch die Vorlage über Einrichtung von Kaufmannsgerichten, die in nächster Zeit aus der Kommission zur zweiten Beratung an das Plenum des Reichstags zurückgelangen wird. Der Ausarbeitung dieser Vorlage sind lange und angestrengte Bemühungen besonders des rührigen „Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbandes“ vorausgegangen. Ebenso wie jedes andre Arbeitsverhältnis bringt auch das Dienstverhältnis zwischen den selbständigen Kaufleuten und ihren Angestellten allerlei Streitigkeiten und besondere Rechtsfragen mit sich, für deren Schlichtung das gewöhnliche Gerichtsverfahren sich als wenig geeignet erweist. Die Beteiligten verlangen in solchen Fällen ein schleuniges und billiges Verfahren unter Mitwirkung sachkundiger Berufsgenossen. Nur wenige Stimmen sind jetzt noch der Meinung, daß solche Streitigkeiten durch die ordentlichen Gerichte in einer vollkommen be-

friedigenden Weise erledigt werde
besonderer Kaufmannsgerichte vo
anerkannt, so wie ja auch die
prinzipiell nur noch wenig an
einer solchen Einrichtung erhebt
die nicht so leicht beiseite gescho
stehende Organisationen würden
der ihren Zweck ganz und gar i
gliederung an eine andre fertige
werden. Daß dies nicht etwa
ergibt sich aus der einfachen Erwä
der Interessen der selbständigen
richterliche Funktion übernehmen
kommen also nur die Gewerbeger
hierbei die Geister ziemlich scharf
mit einer prinzipiellen Erwägung
des modernen Rechtsstaats in mög
sehen möchten, sträuben sich gege
der Einrichtung von allerlei Schie
gerichte" erscheinen. Sie vermiss
unabhängigen Rechtspflege und m
trotzdem notwendig erscheinen, mi
Amtsgerichte, anzugliedern seien.
Umgestaltung des ganzen amtsge
— wie es in der Begründung he
ja gerade dies außerordentlich w
gar keine Neigung, eine neue, no
zu belasten, die so weittragende F
sich dafür entschieden und besteht
ihnen nach Zweck und Organisati
Diese Angliederung besteht darin
demselben Ort befindliche Gewerb
auch die für den Geschäftsverkeh
Im übrigen bleiben natürlich die
Gerichte in ihrer Tätigkeit getrennt
und Angestellten gleichmäßig zu
Rahmen dieser Orientierung hin
heiten und Streitpunkte eingegan
daß die Hauptbestimmugen des G

Eine andre, augenblicklich
entwurf über die Entschädigu
Forderung verwirklicht werden, d

gestellt hat, die aber bisher immer an gewissen technisch juristischen Schwierigkeiten gescheitert ist. Man hat früher in erster Linie die Entschädigung unschuldig Verurteilter zum Gegenstand der Gesetzgebung gemacht, aber das öffentliche Interesse wollte sich dabei nicht beruhigen. Wenn jemand rechtskräftig verurteilt ist und später sich seine Unschuld herausstellt, so entspricht die materielle Schadloshaltung des Betroffenen einer allgemein verständlichen Rechtsforderung. Andrerseits wird man sich auch bei dem wärmsten menschlichen Mitgefühl mit dem durch solchen Irrtum Geschädigten sagen müssen, daß die Richter doch zu einer Verurteilung nur gelangen können bei einer besonderen Verkettung eigentümlicher, den Irrtum begründender Umstände, und daß daher der Ausnahmecharakter solcher Fälle es rechtfertigt, die Entschädigungspflicht des Staats ruhig anzuerkennen. Dagegen sind die Gründe, die zur Verhaftung eines Unschuldigen führen können, so mannigfach und schwankend, daß es schwer ist, die Grenze zu ziehen, wo die Entschädigungspflicht des Staates beginnen soll. Denn wollte man hier das populäre Empfinden als Richtschnur gelten lassen, so würden vielfach die Organe des Staats in der Überwachung der gesetzlichen Ordnung mehr als zulässig eingeschränkt sein.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Meinungen über die Grenze der Entschädigungspflicht weit auseinandergingen. Die äußersten Pole dieser verschieden abgestuften Ansichten bildeten die Konservativen als Vertreter der stark ausgeprägten Staatsautorität und die Sozialdemokraten, die die Sache ihrerseits so darstellen, als ob die beliebige Verhaftung Unschuldiger ein besonderer Privatsport der Staatsanwaltschaften und der Polizei sei. Dazwischen standen die Ansichten, die sich zwar von Übertreibungen fernhielten, aber sich je nach der allgemeinen Parteistellung mehr der einen oder der andern Meinung zuneigten. Die Regierung wollte die Grenze der Entschädigungspflicht so gezogen wissen, daß die Voraussetzung zur Anerkennung des Anspruchs unter allen Umständen ein Richterspruch sein sollte. Es wurden also alle die Fälle ausgeschieden, in denen nach geschehener Verhaftung schon im Laufe der Ermittelungen zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens die Freilassung durch eine Verfügung der Staatsanwaltschaft veranlaßt wird, weil die Strafverfolgung überhaupt eingestellt werden muß. An diesem Punkt hat aber gerade ein ziemlich allgemeiner Widerspruch eingesetzt. Denn irrtümliche Verhaftungen dieser Art, die keineswegs so selten sind, als es der Staatssekretär des Reichsjustizamts darstellen wollte, schließen gerade Fälle in sich, in denen eine Entschädigung ganz besonders gerechtfertigt erscheint. Das wurde von praktischen Juristen verschiedener Parteien im Reichstage sehr bestimmt festgestellt. Auch gegen die Formulierung der Fälle, in denen der Anspruch auf Entschädigung trotz unschuldig erlittener Untersuchungshaft ausgeschlossen sein soll, erhob sich eine starke Opposition von verschiedenen Seiten, sodaß der § 2 des Entwurfs wohl schwerlich in der Fassung der Regierung durchgehen wird. In einer andern Beziehung hat sich auch wieder die Regierung auf den Standpunkt des volkstümlichen Rechtsbewußtseins gestellt

und erntet dafür bedenkliches Kopf
Rechtspflege kennt nur Verurteilte
nicht verurteilt, so geht es nach die
irgendwelchen nachteiligen Folgen
entspringen. Ein Freigesprochener
d. h. eine Persönlichkeit, die für de
ledigt ist, vollständig auf einer Stu
Person. Das Volksempfinden ab
scheidet fein und sorgfältig zwischen
und einer solchen wegen nicht erwi
auch der hier besprochene Regierun
tümlichen Rechtsbewußtsein darin,
Falle der erwiesenen Unschuld z
juristischen Bedenken, die daran
zwei Klassen von Freigesprochenen
Rechtsanschauung insofern wieder
künftig nicht nur die Umstände zu
sondern auch feststellen muß, ob d
Unschuld geglückt ist. Darin wird
Rechtspflege gegen die mittelalterli
seine Unschuld zu beweisen hat, so
muß. Schon diese Andeutungen
bei der gesetzlichen Regelung der
Untersuchungshaft noch viele Schn

Eine Vorlage hat der Reic
zwar fast ohne Debatte, nämlich die
präsenzstärke des Heeres um
glatt abgegangen ist, hat seinen
im Grunde kein Interesse daran
einerseits keine neue Forderung i
liefern scheint, daß die Militärve
willigung der Präsenzstärke auf
Scheinbeweis ist, kümmert diejeni
setzung der Friedenspräsenzstärke
verwaltung hat dafür auf der rec
Bedenken erregt. aber hier vermei
in militärischen Fragen ohne z
Dieser Erwägung und nicht min
Verfahrens durch den preußischen
dieser Seite der Widerspruch au
trotzdem fertig, in der Abstimm
das damit, daß sie in der Oppos

Dienstzeit nicht endgültig gesetzlich festgelegt sei. Selbst wenn man die Berechtigung dieser Forderung anerkennt und ganz davon absieht, daß der Kriegsminister v. Einem in dieser Richtung eine befriedigende Zusicherung gegeben hatte, wird man nicht allzuviel Logik in dem Verhalten einer Partei finden, die seit den Zeiten des ersten Septennats in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf jährliche Feststellung des Militärbudgets gedrungen hat und beim ersten Male, wo wirklich zufällig die Bewilligung nur auf ein Jahr verlangt wird — noch dazu ohne Mehrforderungen! —, „Nein" sagt.

Seit dem 16. Januar tagt auch der preußische Landtag. Aber die wichtigste Vorlage, die er zu beraten hat, ist ihm noch nicht zugegangen, — die Kanalvorlage. Wir brauchen, nachdem wir die Grundsätze, von denen sich die preußische Regierung bei der Behandlung der Frage in ihrem neuesten Stadium leiten läßt, schon früher auseinandergesetzt haben, nicht nochmals auf den gegenwärtigen Stand der Dinge einzugehen. Einstweilen nehmen die Beratungen des Etats ihren regelrechten Fortgang, und es wird dann Sache eines späteren Rückblicks sein, die etwaigen politischen Ergebnisse dieser Arbeitsperiode besonders zu würdigen.

Wintertag.

Klirrender Frost, knirschender Schnee,
Eherne Klarheit aus sonniger Höh',
Sichere Bahn
See ab und an,
Und in des Forsts hochtoriger Halle
Tausend Kristalle!

Tief, tief unten begraben im See
Unter der Decke liegt Wonn' und Weh' . . .
Seelchen, hab acht!
Hörst du? es kracht!
Horch! und ein Nixlein unter dem Eise
Kichert ganz leise.

Fritz Erdner.

Literariſ

Heinrich Sohnrey, Im grüner
Diederichs, Leben ohne Lärmen.
Carl Worms, Erdkinder. — Ri

Je weiter man eine Gerte oder
ſo weiter ſchwingt ſie in natü
Überſchätzung folgt die Unterſchä
Das „Kreuziget!“ tönt um ſo ſtü

Die Führer der vielberufen
Wochen und Monaten dieſe Erſ
niemals einem erfolgreichen Dich
betroffenen verwunderlich und un
natürlichen Ausgleich, der ſich vo

Zu den begeiſtert Geprieſe
gehört auch Heinrich Sohnrey
der führenden Preſſe ſeine „Dorf
— mir ſelbſt unbekannt geblieben
auch gleich eine alte Rechnung g
früher errungene Erfolge, für ze
der man an den Kragen wollte.
Sohnrey am Platze, und ſein jü
Schnee“ (Berlin, M. Warneck, 3 A

Man weiß, welch ein gute
es als ſeine Lebensaufgabe, de
nach Kräften durch Beſeitigung ih
er nicht nur eine von der Regierun
pflege auf dem Lande“ gegründet,
er iſt als Arzt der Seele auch beſt
in aller Herzen wieder zu erwec
Unzufriedenheit und Neuerungsſ

Dieſem zweiten Teile ſeiner
Sie haben alſo die Tendenz und m
als zu verherrlichen. Man wir

und sich einmal fragen müssen, ob und wie weit sie ihren Zweck erfüllen, dem sie dienen sollen, und zweitens, was sie als Kunstwerke schlechthin bedeuten.

Daß sie die erstrebte Wirkung auf das Volk, besonders auf die Landbevölkerung, ausüben, beweist dies Eine schon, daß Sohnreys Schriften in den Volksbibliotheken zu den meistverlangten Büchern gehören. Und da dieser Erfolg mit reinen und guten Mitteln erreicht ist, kann man sich herzlich seiner freuen. Auch die kleinen Skizzen aus Hannoverland, die nun zu den früheren Werken hinzutreten, sind rein und klar bis zum Grunde, liebenswürdig und sympathisch, voller Wärme und Fröhlichkeit, aus deutscher Gemütsart und aus Liebe zum „gottgeweihten Wurzelboden" geboren. Von den modernen Aposteln, die das Volk mit Literatur und Kunst beglücken wollen, halte ich wenig: ich leugne, daß man ein Volk wie das unsre zur Kunst erziehen kann, ohne ihm Eigenschaften, die für seine Gesundheit nötiger sind, zu schwächen und dem Fluch der Halbbildung Tür und Tor zu öffnen. Wohl aber kann und soll man dem Volke Bücher wie die Sohnreyschen bringen: sie führen Freude und Segen mit, grade weil sie nicht Werke einer hohen und voraussetzungslosen Kunst sind, weil sie zu dem Zwecke geschrieben wurden, den Dörflern Freude an ihrer Heimat, ihrem Leben, ihrer Arbeit, ihren Bräuchen und Überlieferungen zu geben.

Aus diesem Grunde nimmt sich das Landleben in Sohnreyscher Darstellung natürlich sehr rosig aus. Es ist ein kleines Paradies auf Erden, ein Idyll voll Naturpoesie und webenden Dorfzaubers. Ehrenfeste Bauern, rundliche Bäuerinen, wackre Burschen und schmucke Dirnen gehn da vorüber; um sie herum wogen Ährenfelder, die Gänse sprechen wie in einem Märchen von Andersen, im grünen Klee gibt es tausend Freuden, im weißen Schnee köstliche Schlittenpartien und Spinnstubenunterhaltung, ja selbst die Bettler ziehen wie Könige einher, und liebreizende Mädchen beschenken sie, während Kinder mit Blumen die Löcher in ihrem Rock stopfen. Unverderbtheit, Reinheit und Jugend herrscht noch übera patriarchalisch in seinem Schlosse sitzt der „gute" Herr Graf, aus dem Fenster des Pfarrhauses grüßt der „gute" Herr Pastor, und der gute alte Herrgott belohnt aus dem Himmel herab die Tugend und bestraft prompt diejenigen, in deren Herz und Haus sich doch etwa die Sünde geschlichen hat. Alles ist sinnig, gemütvoll, poetisch.

So ähnlich stellt man sich wohl das Dorfleben vor, wenn man zwischen den engen Mauern einer Großstadt sitzt und man beim Vorbeiklirren der elektrischen Bahnen das Hinausweh hat. Es ist ja sowieso charakteristisch, daß die Parole „Heimatskunst", wie ich schon vor Jahren nachzuweisen versuchte, nur in der Großstadt (und vielleicht aus einer gewissen seelischen Katerstimmung heraus) entstehen konnte. Von Berlin ging sie aus, und in Berlin leben die Führer der Bewegung. Sitzt man im Dorfparadies mitten drin, so ist alles doch wohl etwas weniger paradiesisch, sinnig und poetisch. So wenig man nach Eduard Grützners erquicklichen Bildern Mönche und Klosterleben beurteilen darf, so wenig nach Sohnreys Dorfgeschichten Bauern und Landleben. Das Einzelne ist wohl wahr, aber der Zusammenklang all dieser einzelnen Wahrheiten gibt

keine allgemeine Wahrheit. Das
und Himmelblau, ist nicht bloß
es sind zu viel Lichter aufgesetzt

Und das ist doch nicht nur
Begabung trifft hier mit ihr zusa
und zu erschüttern; sein liebens
Freundliche, Sinnige. Das Wör
grünen Klee- und weißen Schr
Sinnig und poetisch sind ihm
Leben. Das beweist aber, daß e
kind empfindet, sondern als Städ
verlorenes Paradies. Er ist Phi
ist nicht genug Bauer, um did
Lehrer, der sein Dorf liebt und
erzählt, in die er ganz unaufdri
liebe Gott sei und worin das w
müßten, im schmucken Dorfe leb
diesem sympathischen Lehrer, der
gern ins Sinnige, deshalb idealis
das ist die Kehrseite der Med
literarischen Beurteilung Sohnrey

Aber was dem literarische
dem Gesichtswinkel der von de
Stärke. Lebte die große Bauern
er jetzt sentimentalisch sieht, so hö
höherem Range in ihm — aber
lesen. Denn es will im Spiegel
wie es ist — es will und verlan
ästhetisch wie wir, es huldigt dur
zur Genüge hat, kennt und sieht
wird es Schiller stets schön und
zu Goethe kommen; so zieht es
aus seinem eigenen Leben vor.
der verklärt und idealisiert, desse
einen Dichter, der voraussetzung
Milieu gestalten würde. Ein
mit Flieder, Hüttenrauch und sc
seinem Haus gern gefallen —
Dung karrenden Bauern abweise
wäre. Das wird heute gar zu

In Sohnreys jüngstem B
der man seine Stärke und noch

lesen kann. Denn es ist die einzige, die an ein tieferes Problem rührt und den Stoff zu einer erschütternden Novelle gäbe. Aber wie ängstlich er da um alles Dunkle, Häßliche, um die Sünde und die Tragik herumgeht! Wie er mit wenigen Worten andeutet und sich schleunigst davonmacht, wo ein dem Stoff gewachsener Poet seine höchste Kraft entfaltet hätte! Wie er selber fühlt, daß ihm auf seiner Hausorgel da die starken Register fehlen und er sich mühsam und scheu so rasch als möglich über die gefährliche Stelle hinwegspielt! Er wird erst wieder ganz sicher, wenn er aus dem Dunkel, in das er hineingetappt ist, sich ins Helle gerettet hat und von der ihm selbst unbegreiflichen „Sünde" sich fortwenden kann zu dem „liebreizenden, lustigen Mühlenhannchen", der „trauten, wonnigen Lichtstätte", dem „sinnigen" Rosmarin, dem „herztaufigen Schatz".

Unsre Kunst hat, glaub' ich, von Sohnrey wenig zu erwarten; unserm arbeitenden, bodenkräftigen Landvolk kann er der beste Freund, Lehrer und Segenspender sein. Ist das nicht genug?

Wesentlich anders sehen die dörflichen Skizzen aus, die Helene Voigt-Diederichs in ihrem Buch „Leben ohne Lärmen" vereinigt hat (Leipzig, E. Diederich, 2,50 M., geb. 3,50 M.). Bei Sohnrey ist immer gut Wetter, das Leben ist schön und behaglich und die Bauern sind „akkurat und propper" selbst beim Mistfahren (S. 81), als sollten sie auf ein Genrebild der alten Düsseldorfer Schule und als wäre die Not der Landwirtschaft wirklich nur eine Erfindung der Agrarier. Helene Voigt-Diederichs läßt die Sonne auch scheinen, aber sie kennt auch Sturm und Nacht; das Leben ist gewiß oft schön und idyllisch, aber es ist auch auf dem Lande daneben brutal und gemein und zertritt viel zarte Keime mit plumpen Füßen. Ihr Buch wirkt echter wie das Sohnrey'sche, und es wird eben deshalb in Volksbibliotheken nicht verlangt werden. Hat der Hannoveraner bäurisches Leben gleichsam vom Schulhausfenster liebevoll beobachtet, so wird es die Schleswigerin im Bauernhof miterlebt haben. Sie reflektiert in ihren Skizzen nicht über wahres Glück, göttliche Güte und die Schönheit des Landlebens, sondern spröder, herber, auch naiver und bäurischer fühlend begnügt sie sich damit, zu gestalten und knapp zu erzählen.

Sie hat dabei in Worten und Empfindungen ganz die bäurische Verhaltenheit. Die Menschen sind mundfaul und verschlossen; keiner trägt sein Herz auf der Zunge. Ausgezeichnet ist in der ersten und letzten Skizze eine Art erster Liebe geschildert. Suses Liebe offenbart sich darin, daß sie dem neuen Verwalter den Schleifstein dreht, wenn er die Mähmaschinenmesser schärft, die Liebe der armen Karen: daß sie für Markus ein Stück Bauchspeck stiehlt, damit er nicht des schlimmen Essens halber weiterzieht. Gar keine Gefühlsduselei ... Das Wörtchen Liebe spricht keiner aus. Aber der neue Verwalter heiratet Suses Schwester, und Markus Petz holt doch den Stock unterm Steinhaufen hervor und geht weiter auf Wanderschaft.

Es scheint manchmal, als ob Helene Voigt-Diederichs mit Absicht ihre Sprödе noch steigert. Als ob eine ästhetische Überzeugung ihr nicht erlaubte, über die Wirklichkeit hinauszugehn und zu einer höheren Form der Wirklichkeit,

der Wahrheit, zu gelangen. Als
Kunstwerk vordringen wolle. Si
wie das Leben es ja meist tut. S
daß er lange in einem nachhallt, a

Die beste von den neun S
der Ziegelei." Der Inhalt? Ad
Peetz, der es nie lange am gleich
wo auch die magere, sommersprossi
sinnige Ding liebt ihn — und er
daß er nicht still sitzen kann. Un

In „Mobilmachung" reden
ward". In „Lütt bet nette Utf
und treibt sich selbst mit Gebo
„Mutter". Ein rasend eifersüchti
dem seine Frau hängt, weil sie n
geringsten, sie hat ihn nur genomn
sie erwartet, soll nach ihrem Vater
süchtige Mann nicht: nach ihm sc
kann min Jung duch wull na t
Da beißt sich der Mann auf die
es nun dieselbe Geschichte sein wü
aber eintrifft, liegt die Mutter mit
ihrem Vater heißen, sondern nach
garni weeten, wo leew man jü t
wordn is vun su'n lütt Popp . .

Mit prächtiger Gegenständ
jedem Satze zeigt sich das niede
Diederichs, das Landkind, aus d
züge. Und natürlich trägt zu
auch die Verwendung des holf
interessantes Kapitel, einmal zu
auf den ganzen Charakter eines
Gegenständlichen zu bleiben, wie si
dem Dichter, der sie beherrscht uni
gibt, allerdings auch, wie sie in S

Das dichterische Vermögen
eben da. Ich sprach es schon a
zum geschlossenen Kunstwerk vor
Nicht-Können aber wahrscheinli
Gorki und Tschechow, die die S
Voigt-Diederichs gewirkt haben
und wird durch mancherlei bes

in der Skizze ausdrücken und einen größeren Rahmen nicht so beherrschen kann, daß ein geschlossenes und in seinen Teilen harmonisch durchgebildetes Kunstwerk entsteht. Man hat selbst vor den hier gesammelten Kleinigkeiten hin und wieder das Gefühl, daß die Dichterin uns ein letztes schuldig bliebe und um das Tiefste herumgehe. Ein paar Gedichte, die ich von ihr las, machten mich weiter stutzig: ihrer Fülle fehlte die Form. Aller Reichtum eines Dichters war da — nur die bändigende Künstlerhand vermißte ich. Und grade in Schleswig-Holstein haben wir solcher Poeten mehrere, die mit ihrem Reichtum umhergehn als „Stumme des Himmels", die keine rechte Form finden und denen fast alles unter den Händen zerrinnt: ich nenne nur die Namen Timm Kröger und Iven Kruse. Helene Voigt-Diederichs ist fraglos glücklicher als sie beide und ihnen in der Formungskraft überlegen. Ob nicht aber zuletzt auch sie an der „Form" — das Wort im weitesten Sinne genommen — scheitern wird, muß die Zukunft lehren. Frauen ist das Geheimnis und Wunder der Form fast immer verschlossen. Aber bis zum Austrag dieser Frage darf man sich der bodenständigen Skizzen jedenfalls freuen.

Heinrich Hansjakob, der katholische Stadtpfarrer von Freiburg, mit seinen urwüchsigen Büchern vielen katholischen und ebenso vielen protestantischen Familien des Südens und Nordens ein lieber Hausfreund, hat unter dem Titel „Stille Stunden" Tagebuchblätter veröffentlicht (Stuttgart, Bonz & Co., 3,80 M., geb. 4,80 M.), die als Dokumente einer zwar oft wunderlich verschrobenen, doch aber kernfesten Persönlichkeit wieder außerordentlich interessant sind. Wenn ich das mir vorliegende Exemplar des Buches durchblättre, so finde ich nur wenige Seiten, an deren Rand nichts vermerkt ist. Hier steht ein wuchtiges Ausrufungszeichen, dort ist ein wütender Bleistiftstrich über einen ganzen Abschnitt gefahren, bald dahinter kommt ein „Bravo!", dem ein Ende weiter ein Wort folgt, das keine Schmeichelei bedeutet. So geht es die sämtlichen 24 Bogen durch, und wenn man nachblättert, so weiß man, daß man hier gelacht und dort gelächelt, da sich geärgert und dort höhnisch die Achseln gezuckt, bald verständnislos den Kopf geschüttelt und bald wieder zustimmend genickt hat. Man führt mit dem Buch und der Persönlichkeit, die dahinter steht, eine höchst erregte Unterhaltung.

Wenn zwei Dickschädel zusammenstoßen, kracht es, aber ich reiche dem Freiburger Stadtpfarrer neidlos die Palme. So etwas von Hartköpfigkeit ist mir noch nicht vorgekommen! Grob kann der geistliche Herr werden, daß es eine Pracht ist, und wenn er grimmig wie eine zum Kampf getakelte Fregatte gegen alles anrückt, was ihm an der heutigen Zeit mißfällt, so macht man wohl selber „klar zum Gefecht", hat aber an dem alten Kampfhahn seine helle Freude. Ihm hat Gottfried Keller den Vers „Ich bin ein grober Streiter und hab' ein grobes Maul" aus der Seele gesungen, und wenn Heinrich Hansjakob ihn noch nicht gekannt hat — mit seiner Belesenheit in deutscher Lyrik steht es nämlich nicht zum besten, — so empfehl' ich ihm die Zeile als Motto für sein nächstes Buch. Er scheint zu den mir selbst sehr sympathischen alten Herren zu gehören, die durch Kränklichkeit grämlich geworden sind und sich gesund schimpfen —

Polterer, die ein treues und goldn
und Deutlichkeit nicht nur ſie ſel
Grunde ein wenig ſelbſtgefällig iſt

Worüber Hansjakob ſchimpft
nicht vollſtändig aufzählen. Aber
völker", und die Anſichten des Dr. L
Schwachſinn des Weibes" verfaß
und wohltuend. Wie die Katze, l
auf ihre Beine kommt, kommt de
ſchlage, ſtets auf die „Wibervölker
iſt ihm „die epidemiſche Geiſteskr
„fuhren auf Beſenſtielen zu den H
auf Zweirädern durch die Welt".
wären die Weiber die größten P
geiſtig und körperlich minderwert
ſchweigen, werden immer anmaßer
feminiſtiſcher werden — kurz, e
Menſchheit werden die „Wibervöl
ſie „nur noch nervöſen, hyſteriſche
ſo daß die Herrſchaft der Eman
wird! Mit gleich grobem Geſch
und Byzantinismus den Könige
Militarismus und den Fabrikteufe
Ruhe, Volkstum verſchlingt. „
„Geiſteskrankheit"; wer Automob
fixe Idee von ihm, daß wahres
zu finden iſt, etwa bei einem S
„Wibervölker" überhaupt mitzähl
Gedankengänge kommt Hansjako
iſt „ein bitter Ding", iſt eine Fo
je kultivierter die Menſchen werd

Dieſer „Erzreaktionär", der
wäre, Blume oder „Granitſtein"
bißchen „Revolutionär". Als di
und Kaſernen zu ſprechen, lieſt
Krapotkins Selbſtbiographie und
aus ſeiner Abneigung gegen di
mit Profeſſor Schell, aus ſeiner
Luther und möchte, wenn er ſo
Kinzigtal mit Dynamit in die Lu

Man wird mir zugeben, f
Menge! Und im übrigen — Han

meints gar nicht so arg, er redet sich selbst aber immer in Zorn, und sein „krankhaft ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl" — nennen wir es lieber Widerspruchsgeist — läßt ihn unter Umständen auch die verlorensten Posten verteidigen, daß er heut etwa die Borniertheit selig preist, weil er sich gestern über Bildungsdünkel geärgert hat. Ich versteh' ihn darin nur zu gut, und deshalb ist er mir so sympathisch. Er ist ein ganzer Kerl in all seiner Halsstarrigkeit und meinetwegen auch Beschränktheit. Seine Übertreibungen muß man in den Kauf nehmen; er sagt darin und daneben ja auch viel Richtiges. Die „Volksbildungswut" und die „Temperenzlerei" gefallen mir so wenig wie ihm, und daß er ein Poet ist, weiß jeder, der seine erzählenden Schriften kennt. Es ist unbeschnittener Wildwuchs in ihm, und man könnte ihn am meisten dadurch beleidigen, daß man ihn einen „feinen Herrn" nennt. Er sagt das selber — ein andrer wäre nicht darauf verfallen.

Übrigens zitiert er auf Seite 59 eine Strophe, die sein Freund Eduard von Gulat gemacht haben soll — ein Freund, der zwei Jahr älter als er war und ein Meister der Verskunst. Die Strophe beginnt: „Ich möchte heim, mich ziehts dem Vaterhause — dem Vaterherzen zu ...," aber der Mann, der sie gedichtet hat, hieß nicht Eduard von Gulat und war nicht zwei Jahr älter als Hansjakob. Er war vielmehr 22 Jahr vor dem Freiburger Stadtpfarrer geboren und führte den nicht unbekannten Namen Karl Gerok. —

Den Dichtern aus Hannover, Schleswig und Baden gesellt sich einer aus Kurland zu — Provinzkunst zieht heute weite Kreise. Er ist nicht herb und spröde wie Helene Voigt-Diederichs, nicht grob und grimmig wie Hansjakob — er legt sich mehr auf die sanfte Seite Sohnreys. Er hat einen Roman geschrieben, der sich wunderhübsch liest, einen Stoff ergriffen, der prächtig ist. Aber er ist für diesen Stoff ein wenig zu sanft und zu sinnig. Ich rede von Karl Worms und seinem Roman „Erdkinder" (Stuttgart, J. G. Cotta, 3,50 M, geb. 4,50 M.).

Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, hab ich mit allen freundlichen Empfindungen für den Dichter mich doch zurückgelehnt und einen Augenblick davon geträumt, wie etwa ein ins Deutsche oder besser: ins Kurländische übersetzter Zola diesen Stoff gepackt und gestaltet hätte. Da ist die „Purwe", die unbewohnte, hoffnungslose, zukunftslose Heide, in deren wirtschaftlicher Erschließung sich Menschen finden, die zusammengehören und die Trotz, Mißverständnisse, Lebensverhältnisse doch getrennt haben. Und ich träumte davon, wie diese „Purwe" in dem Werke eines großen Dichters Leben gewinnen könnte, wie sie zum Mittelpunkt des Buches werden, wie sie geheimnisvoll und gewaltig die Schicksale der mit ihr verbundenen Geschöpfe bestimmen, wie sie sich gegen das Werk der Menschen wehren, wie sie aus tausendjährigem Schlaf erwachen, wie sie stöhnen und murren müßte. Zola hat — und das ist es, was ich an seinen mich sonst oft kühl lassenden Schöpfungen bewundre — diese ungeheure Symbolisierungskraft, die das Tote lebendig macht. Ich erinnere an „La terre", an den Park in „la faute de l'abbé Mouret", an den geheimnisvollen Dom in „le rêve", an die führerlos dahinjagende Lokomotive in „la bête humaine". Und ein

Schauer überläuft mich, wenn ich
„Purwe“ etwa bei ihm geatmet h

Es wäre natürlich ungerec
Worms es ist, dadurch totschlagen
schwört. Aber er selbst ist nicht
„Purwe“ zu etwas Lebendigem
Symbols zu verleihen. Da steig
auf, die an dieser Stelle nicht gu

Überhaupt ist ein gewisser
Erzählers bemerkbar. Er schielt
dem deutschen Familienblatt, mi
dem Dichterlorbeer. Für jedes
Publikum ist die spannende Han
ist eine etwas abgestandne und
da. Für die Literatur: Naturpo
ich, mich hierbei nicht mißzuverst
voller Absicht auf der Rattenfän
Vermittelnde liegt in seiner Ne
und geschmackvoller Mensch. S
und dort Konzessionen. In sei
darin prächtige Schilderungen
Dichter schreiben kann. Man
unverständliches Verhältnis darin
besteht, und man schreckt ein n
Spiegel beim Kapitelschluß „mit
deren Ende lautet: „Sieh dich v
sammenfinden. Menschenherzen,

Es ist doch verwunderlich,
Poesie gesträubt hat. Allerdings
Arbeit ist. Denn der Stil darin

Zum dritten Male endlich
sprechen. „Von den Königen
Werk (Stuttgart, Deutsche Verla
rühmt' ich sehr und gab nur lei
mir doch schon mehr bedeutsam,
ihr jüngster Roman schließlich ha
heit der Unechtheit gesteigert: Ni
sondern nur das Wollen dazu.
Sie blufft. Allerdings setzt au
Können voraus, das nicht gewi

Von dem Helden ihres l
„Stolze Bilder ... jagten sich

Tode des Gebirges, er lebte Kampf und Blut, Tage wie Trompetenstöße, die wüsten Höhen bebten von Triumphen. Aber zugleich wußte er, daß alles, was er träumte, nichts als Schaum seiner Seele war, der hochfahrenden, unersättlichen, die keine Kraft hatte, sich den Purpur umzuhängen, nach dem sie dürstete, der das Höchste nicht genügte, und die auch das Geringste nicht erringen konnte."

Worte, die sich auch auf Ricarda Huch beziehen lassen. Ihre Phantasie sieht Herrliches und Ungewöhnliches, berauscht sich an Fremdem, Exotischem, an Blut, Purpur, großen Schicksalen. Aber sie kann es nicht halten: es zerfließt ihr, es bleiben Bilder, Dekorationen, große und feine Worte und mancherlei andre Niederschläge ihrer wogenden Vorstellungen wohl übrig, aber wo nach ihrem Wollen vollmenschliche Gestalten in ihrer Wesensfülle und natürlichen Erhabenheit Göttern gleich hinschreiten sollten „wie auf dem goldnen Rauch von Feuern", da wandeln nur Schemen mit dem Schein der Größe, Scheinkönige mit erborgten Kronen und phantastischen Nebelgewändern vorüber. Und weil auf sie mit ungeheurer Mühe unendlich viel Schmuck und Zier der Worte und Bilder gehäuft wird — zum Teil herrlicher Bilder und feinster Worte —, so läßt man sich bis zum Ende wohl täuschen und festhalten, aber verspürt, wenn in der Erinnerung die äußeren Zierden fallen und der Kern sich entschleiert, eine um so größere Leere. Ricarda Huch gestaltet nicht — sie umschreibt poetisch mit großem Aufwand an literarischem Apparat. Man wird dabei schließlich apathisch. Was ihr Held Lasko eigentlich tut, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß 300 Seiten über ihn gesprochen wird und daß solch eine Fülle von Wesenszügen auf ihn gehäuft ist, um die Gestalt rund und voll zu machen, daß er überhaupt nicht mehr greifbar ist.

Schon früher wies ich daraufhin, daß man wohl verstehen könne, wie grade Ricarda Huch dieses in seiner Art ausgezeichnete Werk über die ersten Romantiker schreiben konnte, in dem besonders auch das Kapitel über Friedrich Schlegel von eigner Feinheit ist. Heut möcht' ich eine Stelle zitieren, die ich kürzlich in Lord Byrons Tagebüchern über Friedrich Schlegel fand und die sich mir blitzartig vor Augen stellte, als ich den Roman „Von den Königen und der Krone" — der „gewollte" Titel ist für Ricarda Huch bezeichnend — zu Ende gelesen hatte.

Byron schreibt: „Friedrich Schlegel . . . zeigt zwar deutlich eine große Kraft der Worte, aber es ist nichts darin, woran man sich halten könnte . . . Er mißfällt mir noch mehr, weil er stets hart am Rande einer tiefen Bedeutung zu stehen scheint; dann aber geht er plötzlich unter wie die Sonne oder er schmilzt wie ein Regenbogen und hinterläßt nur eine bunte Verwirrung, der aber die obigen Vergleiche noch zu viel Ehre antun."

Ein Pfeil, der mitten ins Schwarze trifft. Und er trifft nicht nur den Romantiker — er trifft noch sichrer fast Ricarda Huch.

Aus dem Be

Dr. (

Unterhaltungskunſt. — Ein Volksth

Der brave Durchſchnittsbürger, f
programm der Woche gehört
beſſern Weinreſtaurants ſteht, iſt h
Import angewieſen, wie er im Re
O nein, die Reichhaltigkeit des Bu
gangbarer und „gefragter“ Ware
nicht unbedingt den „Keuſchen Kaſ
um ſchmunzelnd einen Ton mitrei
andere Bühnenwerke, Dokumente
ſich vertraut machen kann, ohne
für einen Luftikus und Suitier g
ſich Beyerleins „Zapfenſtreich“ an,
führungen gebracht hat, ſo nimmt
heutzutage modern iſt für die Mill
bloß Ziviliſten ſind. Ein Glück noc
gebautes Bühnenwerk von dieſer A
uns daneben ſo minderwertiges Str
neueſte Machwerk des Freiherrn von
aber im kgl. Schauſpielhauſe das „
ſpielchen von alter Liebe, ſchöner T
vornehme Bewußtſein, gewiſſermaße
Empfindung, nach all dem Alkoho
waſſer zu ſchlürfen und ſich den
geben. Beſucht man aber gar das
Schauſpiel „Waterkant“ das 50
Marineſtück abgelöſt iſt, ſo fügt m
mus; man ſchwärmt für den Leu
nur Harry Walden, der bisherig
man ſieht, wie ſchwer es ihm wird

laufbahn zu entsagen und wie glücklich er wieder ist, als die zärtliche Mama ihm das Wort zurückgibt und er als glücklicher Besitzer eines Bräutchens von der „Waterkant“ auf den schwanken Kiel zurückkehren kann. Ach ja, unsre Blaujacken, — und die Instruktionsstunde an S. M. S. Iltis, — und die Bootmannswitze, — und die gute Mama, — und der alte Seekapitän — und die vielen Tränen — und der feuchte Humor: kurzum der geschickte Erzähler Skowronnek hat da ein Stück zusammengezimmert, nicht dauerhafter als eine Strandhütte aus rohen Brettern und Segelleinwand. Der rauhe Wind der Kritik darf nicht pfeifen, sonst fällt dies dramatische Eintagshaus um, aber im Sonnenschein der Publikumsgunst dürfte es wohl geraume Zeit unversehrt stehen und sich mit dem Fähnlein „Ausverkauft“ schmücken.

Eine andre Signatur tragen die letzten Wochen für denjenigen Kunstfreund, der im Theatergetriebe Schein und Wesen zu trennen sucht und mit der fühlenden Brust eines national gestimmten Kulturmenschen zwischen den Larven der Spekulation nach Rettung ausspäht. Einem solchen Taucher, dem es in der Tiefe unsrer großstädtischen Geschäftstheaterei wirklich zuweilen auch von Salamandern, Molchen und Drachen zu wimmeln scheint, winkt hie und da wenigstens Erlösung. Es gibt wirklich zu denken, daß unsere billigste literarisch geleitete Volksbühne, das Schillertheater, an Weite des Horizonts und Energie der Arbeit unser Königliches Schauspielhaus offensichtlich beschämt. Die Vielseitigkeit des klassischen und modernen Spielplanes, die Tüchtigkeit der Künstlertruppe, der Geschmack der Regie, das ehrliche Bestreben, mit bescheidenen Mitteln Achtungswertes zu leisten, wird auch von der zünftigen Kritik durchweg anerkannt. Was mir aber neben diesen ideellen Vorzügen noch außerordentlich bemerkenswert erscheint, das ist die Tatsache, daß dieses Schillertheater trotz geringer Eintrittspreise einen Überschuß abwirft, obwohl es durch seine satzungsgemäße Einrichtung fortdauernd zum Repertoirewechsel gezwungen ist und somit nie ein Werk mehr als etwa 10 Mal nacheinander geben kann! Wer sähe die Entwickelung zum amerikanisch-englischen Ein-Stück-System nicht kommen, ja, wer könnte sich verhehlen, daß die Spezialisierung der Arbeitsgebiete unsre Privattheater bereits seit Jahren in diese verderbliche Entwickelung unrettbar hineingetrieben hat! Haben wir es doch diesen Winter erlebt, daß z. B. das Lessingtheater ausschließlich ein einziges Stück spielt und die sämtlichen mit andern Autoren geschlossenen Verträge wieder löst, nur um diesen Kassenerfolg gründlich ausnutzen zu können. Es braucht hier nicht weiter erörtert werden, welche Schablonisierung der Schauspielkunst hieraus entsteht und welche Schädigung der schriftstellerischen Produktion damit verknüpft ist. D. h., was die letztere anlangt, so scheint auch hier wieder allmählich aus bösem Samen gute Saat zu keimen. Die durch den Erfolgsautor bei Seite gedrängten Bühnendichter suchen an auswärtigen Bühnen Ersatz zu finden, und so haben wir es in letzter Zeit mehrfach gesehen, daß Städte wie Dresden, Weimar, Hannover, Hamburg u. a. das gut machten, was Berlin gesündigt hatte. Im Interesse der wünschens-

werten Kräfteverteilung eine erfreuliche Tatsache! Doch, um auf das Schillertheater zurückzukommen, — man kann auch in Berlin bestehen ohne — ehrliche oder künstliche — Jubiläumsaufführungen, und wenn sich die Gunst weitester Volkskreise, bis in die Reihe der Kritischen und Überkritischen hinein, dem bescheidenen Haus in der kleinbürgerlichen Oststadt zugewandt hat, so geschah es nicht zum mindesten aus Dank für die Mannigfaltigkeit des Jahresplans, der ohne nach der heiteren Seite hin engherzig zu sein, doch das Schwergewicht auf die Pflege der Klassiker und Nachklassiker legt. In den schönen Kranz der Klassikeraufführungen, die uns das Schillertheater in jeder Spielzeit bietet, ist nun als neuestes Blatt „König Lear" eingefügt worden: eine wackere Tat, von gutem Gelingen begleitet, ein mutiger Schritt vorwärts und aufwärts, der im besonderen mir den Anlaß zu diesen Zeilen gegeben hat!

Betrachtet man endlich die Vorgänge der letzten Wochen vom Standpunkt des aufmerksamen Beurteilers, der wie ein Scheibenwächter aufzuzeigen hat, wieviel Schüsse getan sind und wieviel davon als Treffer gelten können, so hat man vier Aufführungen zu verzeichnen, die wenigstens den Anspruch auf literarische Wertung erheben. Von den Urhebern der vier Werke, von denen aber nur zwei ihre Uraufführung in Berlin erlebten, sind diesmal drei Deutsche (Fulda, Bierbaum, Schnitzler) und nur einer ein Ausländer (Maeterlinck). Die ersten drei gehören, — das kann man wohl heute schon sagen, — nicht zur Garde, sondern zur Linie im Heerbann des deutschen Schrifttums, und der andere, der Belgier mit dem flamischen Namen, steht gewissermaßen, Dank seiner stammverwandten grüblerischen Mystik, à la suite der deutschen Literatur. Alle vier Werke haben weder innerlich noch äußerlich eine solche Wirkung hervorzubringen vermocht, daß ich mich bestimmt sehen müßte, ihnen auch an dieser Stelle, zu der das erregte Rauschen des Premièrenabends nicht mehr oder nur verhallend dringt, eine ausführliche Würdigung angedeihen zu lassen. Einige unterrichtende Worte über den Charakter der Werke mögen genügen.

Fulda's Schauspiel, in das gelehrte Bologna des 14. Jahrhunderts verlegt, und nach seiner Heldin „Novella d'Andrea" genannt, ist die soundsovielte Dramatisierung der traurigen Geschichte, die der Ironiker Heine in die knappen Verse zusammengefaßt hat:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt."

Das Gleichnis hinkt diesmal nicht: auch Fulda erzählt uns diese alte Geschichte, die ewig neu bleibt — nur daß es dabei eigentlich nicht zum Herzbrechen, sondern zu einer Art wehleidiger Resignation kommt. Der Jüngling ist der Prinz von Kypern; das Mädchen ist Novella d'Andrea, des großen Juristen Giovanni d'Andrea hochgelehrte und schöne Tochter; sie aber hat einen andern erwählt, den trefflichen jungen und ebenso hochgelehrten Kollegen ihres Vaters, Sangiorgio;

dieser aber liebt eine andere, nämlich Novella's eigene jüngere Schwester Bettina, ein lieblich und häuslich Mägdelein, und heiratet sie, nachdem er, der Ahnungslose, sie sich zur Fürsprecherin bei der Schwester erbeten hat. Ja, er ist wirklich ahnungslos: denn wenn sie sich mit emsigem Fleiß dem juristischen Studium gewidmet und es sogar in Vertretung ihres erkrankten Vaters, bis zum Kollegelesen und zum Doktorhut gebracht hat, so geschah es wahrlich nicht, weil Ludwig Fulda — einen dramatischen Beitrag zur Frauenemanzipation geben wollte: o nein, es geschah, weil sie eben Sangiorgio liebte und ihm imponieren wollte, weil sie sich den Tag ihrer akademischen Ehren auch zugleich als den Tag bräutlicher Freuden erhofft hatte. Und dann diese Enttäuschung! Aber Sangiorgio wird bestraft: die nette, kleine Bettina entwickelt sich zum engherzigen zänkischen Hausübel, und als der gequälte Ehemann das nach Jahren seiner Schwägerin Novella erzählt, da kommt alles an den Tag: er war blind und taub gegen die wahre Liebe der Novella, und nun gibt es keinen andern Ausweg als Resignation. Er wird zu seiner Frau zurückkehren, und sie wird weiterhin Pandekten erklären .... Das Stück leidet wie alle eigenen Produktionen des als Übersetzer so gewandten und graziösen Poeten an einer gewissen Schemenhaftigkeit der Gestalten und einer Fadenscheinigkeit der Psychologie. Die gleichmäßig gefällige Versprache verhüllt zwar wie ein geschicktes Gewand allerlei Brüche und Knicke der Charaktere, aber wenn man den Dingen auf den Grund geht, stößt man alsbald auf verschiedene Unmöglichkeiten. Doch weiß das Stück immerhin bis zum dritten Akt zu fesseln, wofür nicht zum mindesten dem lebensvoll beseelten Spiel des Sommerstorffschen Ehepaares (Sangiorgio und Novella) zu danken ist.

Ebenfalls an seinem aufgeklebten Schlußakt scheitert das bunte, man möchte fast sagen kunterbunte Schauspiel „Stella und Antonie" von Otto Julius Bierbaum. Der wandernde Komödiant und Dichter Johann Christian ist von seinem lockeren Weibchen Stella verlassen worden, findet in dem launischen Grafentöchterlein Antonie einen Liebesersatz, läuft aber dann wieder mit seiner schließlich wiedergefundenen Stella auf und davon. Das Stück könnte hier eigentlich zu Ende sein. Aber so billig läßt uns der Dichter nicht davonkommen: Stella wird ihres Christian wieder überdrüssig, dieser ergibt sich dem Trunk, und als nun, zufällig, Antonie auf ihrer Hochzeitsreise mit einem gräflichen Vetter wieder auf dem Plan erscheint, entflammt er aufs Neue für diese. Sie aber wendet sich kalt ab und Johann Christian stößt sich einen Dolch in die Brust. Also geschieht es im Schlußakt der Berliner Aufführung. Das Stück gleicht aber jenen Reformschulen mit gemeinsamem Unterbau, die sich von Tertia an gabeln: denn der Dichter hat ursprünglich einen andern Schluß vorgesehen gehabt. Da kommt Antonie nicht zufällig, sondern in Liebessehnsucht und wird von der eifersüchtigen Stella erstochen, worauf Johann Christian mit demselben Dolch seinem eigenen Leben ein Ende macht. Es ist bezeichnend für die feste Fügung des Stücks und die logische Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Charaktere, daß Bierbaum den zweiten (Berliner) Schluß anflicken konnte, ohne

nur eine Zeile in den vorhergehenden drei Akten zu ändern. Es ist bezeichnend für den Ernst seiner dichterischen Auffassung, daß er aus derselben Vorbedingung zwei Schlüsse zieht, die von einander verschieden sind wie Tag und Nacht. Der ursprüngliche Schluß hätte der Anlage der Charaktere einigermaßen entsprochen, die spätere Verbesserung ist eine Verböserung, eine Umkrempelung der Gestalten, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Im übrigen wirkt das Stück wie die bunte Schüssel auf einen verstimmten Magen: man erhält von allem etwas, burschikosen Humor, Überbrettllyrik, gesprochene Feuilletons über Liebe und Ehe, etwas Literaturkomödie, dazwischen — auch recht charakteristisch! — moderne Pikanterie bis zur Aufrührung sadistischer Motive; im wesentlichen überwiegt das Schwank- und Operettenhafte, so daß man wenigstens stellenweise unterhalten wird, bis man mit dem schauerdramatischen Schluß unversehens eine klatschende Ohrfeige erhält. Alles in allem: große Stillosigkeit, ein paar nette Einfälle, aufgereiht an einem schlottrigen Band, ein Drauflosfabulieren ohne Selbstzucht.

Just den diametralen Gegensatz hierzu bildet die subtil verfeinerte Technik eines Maeterlinck, wie er sie in der Melodram-Legende „Schwester Beatrix" verwendet. Hier hätte Nietzsche das Recht, seine bösen Worte gegen Wagners „Parsifal" anzuwenden: denn hier herrscht ein verzücktes Bimbambaumeln, eine schwülstige Ekstase, die auf die Dauer geradezu peinigend wirkt. In mir persönlich regt sich das künstlerische Gefühl gegen die stilgetreue Übernahme einer mittelalterlichen Legende, die ihre Wirkung aus asketischem Nonnentum und sündiger Wollust zusammenbraut. Nachdem sich Schwester Beatrix hat von ihrem Ritter entführen lassen, betrogen ist und dann einem Dirnenleben hingegeben hat, kehrt sie nach 25 Jahren gebrochen ins Kloster zurück. Da aber inzwischen die Muttergottes selbst in Beatrix' Gestalt sie als Pförtnerin vertreten hat, um nun, bei der Rückkehr der wirklichen Beatrix, wieder ihren Sockel als Statue einzunehmen, so erfährt die Sünderin nach wie vor die Liebe und Bewunderung, ja die heilige Verehrung ihrer Klostergenossinnen, und alles, was sie ihnen von ihrem Lasterleben erzählt, gilt ihnen als der Fiebertraum einer Schwerkranken. Und so stirbt sie mit dem Troste: „Ich werde endlich schlafen. Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich sterbe in einer andern, in der ich nicht fasse, wo Güte und Liebe hinauswollen."

Es ist die Welt des Wunders und der Mystik, des Weihrauchs und der Dämmerung, die uns in diesem Werk, eindringlich gesteigert durch die Narko einer stimmungsvollen Musik, vor Augen tritt: künstlerisch aber eine fast i irdische Atmosphäre halblauter Andeutungen, abgebrochener Schmerzensl nervenpackender Klangwirkungen. Ein starker Augenblickseindruck ist nicht zuleugnen, aber er ist mehr physischer als psychischer Art. Man sehnt sic diesem stundenlangen Einlullen und Abdämpfen, bei diesem Flockenf Gefühle nach dem befreienden Frühlingssturm. Ich habe in jener Nc Kellers Legenden zur Hand genommen und mich an seiner schalkhaft-wel

Wendung der alten Erzählung aufrichtig erquickt. Aus dumpfen Klostergewölben tritt man in lachenden Sonnenschein, liest man die Schicksale seiner Nonne, die in ihrem außerklösterlichen Dasein einem wackeren Ritter als Eheweib acht Söhne schenkt und sich fröhlich zu ihnen bekennt. Wie wundervoll ist hier der Gegensatz zwischen aufgezwungener Klostersitte und echter menschenwürdiger Sittlichkeit herausgearbeitet. Welch befreiendes Lachen, welch wundervoller Humor schwebt über dieser köstlichen Geschichte. Gegenüber dieser souveränen dichterischen Weiterbildung einer alten Legende erscheint Maeterlincks Festhalten an den Konturen der Überlieferung als eine Art Atavismus, die nicht recht begreiflich erscheint. Jedenfalls scheint mir die hohe Einschätzung des Belgiers gerade diesem Werke gegenüber nicht angebracht: er selbst betrachtet es ja als eine Art Gelegenheitsstück, das weniger dichterischen Antrieben als dem Wunsch librettobedürftiger Komponisten seine Entstehung verdankt.

Über Schnitzler's letztes Werk behalte ich mir einige Worte in der nächsten Rundschau vor.

Der Dichter braucht eine Grundlage volksmäßiger Überlieferung, auf der er weiter arbeiten kann, und die andererseits seine Kunst in den erforderlichen Schranken halten mag.

Aus: R. W. Emerson, Vertreter der Menschheit. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad. Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Das Deutsch

O

Nordamerika. — Brasilien. — Galiz
Die deutschen Auslandsschulen. — E
Ein deu

Nachdem im Oktoberhefte dieses J
ist, in dem sich die Berichte
fernerhin bewegen werden, sollen
neben der „Weltwirtschaftlichen Un
Ausblicken“ ihre Stelle finden. J
samte deutsche Leben der Gegenwa
essen und Aussichten der Deutsche
ständnislos vorübergehen kann. S
ziehung der Rassen und ihrer Unt
auch der kleinste Splitter deutsch
anderem Sinne als bisher ein kos
der Ausbreitung des deutschen We
Bemühungen der Registrierung
bedingung zu seiner Unterstützung
deutung als vordem.

89 Millionen Deutsche mög
schlossener Siedelung, wohnen, wen
logischen Sinne die etwa 30 Mi
See zu ihnen rechnen. Nur 52 M
deutsche — noch nicht ganz zwei
geeint: im deutschen Reiche und
Drittel lebt in und mit anderen
als Angehörige des Reiches oder
Industriellen, des Beamten, des
fremden Märkten, teils als Glieder
dem Mutterlande. So hat der J
mit einem nicht sehr glücklichen N
hat, zwei getrennte Arbeitsgebiet
und die Söhne des deutschen Volk

Die Gebiete der letzteren dürfen im Gegensatze zum Mutterlande auch heute noch als die Gebiete deutscher Kolonisation bezeichnet werden, — nicht daß damit der Sinn einer aktiv auf sie gerichteten kolonialen Politik auch heute noch verbunden wäre. Sondern es sind die Länder, in die von den Stammsitzen deutschen Lebens — in den Anfängen deutscher Geschichte, in der gewaltigen Kolonisation des Ostens vom 12.—14. Jahrhundert, in der mächtigen Auswanderung des 19. Jahrhunderts — Deutsche eingeströmt sind und die sie in verschiedener Weise und darum in verschieden hohem Grade sich zu eigen gemacht haben. Von diesen ist das Kolonialland des deutschen Ostens selbst zum Mutterlande geworden, indem auf ihm der Kernstaat des Deutschen Reiches erwuchs. Die anderen sind heute Außenposten dieses Kernwerks und als solche von verschiedener Festigkeit und daher auch Bedeutung für dieses. Überall wohl, wo auf der Erde die Möglichkeit dazu lockte, haben deutsche Siedler und Händler eingehakt, aber die wichtigsten und bedeutungsvollsten Stellen sind doch geworden in Europa Österreich-Ungarn mit seinen 9 Millionen Deutschen in Cisleithanien und 2 Millionen in Siebenbürgen und im Banat, über See die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das östliche Südamerika. Sie haben daher vor anderen das Recht, regelmäßig betrachtet zu werden.

* * *

10 Millionen Deutsche leben heute in den 45 Staaten der Union, mindestens 6 Millionen sind in sie seit dem 17. Jahrhundert eingewandert. Und wenn auch die Einzelberechnungen, um die sich in letzter Zeit Prof. Hasse oder die „Deutsch-amerikanischen Geschichtsblätter" von Illinois oder Paul Langhans gemüht haben, stets unsicher bleiben werden, so ist es doch kaum eine Übertreibung, daß gut ein Drittel der Einwohner der Vereinigten Staaten heute deutsches Blut in den Adern hat. Die Geschichte dieser deutschen Einwanderung und ihres Anteils an der gewaltigen Entwicklung Nordamerikas ist heute noch nicht geschrieben. Vielleicht kann sie auch niemals so geschrieben werden, wie wir es wünschen möchten im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und der Stärkung des nordamerikanischen Deutschtums von heute. Denn sie hat sich, nachdem es sich im Anfang, etwa in Pennsylvania, wohl so angelassen hatte, als werde sie zu geschlossenen deutschen Siedlungen und eigenen deutschen Staatswesen in der Union führen, seitdem in vollster, individueller Zerstreuung vollzogen. Vielleicht wird sich darum auch niemals der erhebliche Anteil exakt feststellen lassen, den die deutsche Einwanderung am sog. „Winning of the West" genommen hat. Der ungeheure Raum, der zur Verfügung stand, kam dem deutschen Individualismus entgegen und verstärkte in seinen Wirkungen den Mangel an staatenbildendem Sinn, der die deutsche Einwanderung von Anfang an kennzeichnete. Wie sehen sich doch äußerlich die beiden ersten Ansätze der angelsächsischen und der deutschen Besiedlung von Nordamerika so ähnlich: aus religiösen Motiven verließen sowohl die Puritaner Englands die Heimat, wie die Freunde Speners und jene Crefelder

Mennoniten, die unter Führung
1683 in Philadelphia landeten u
in Nordamerika anlegten. Aber
ihre Kirche, die puritanische wi
Pastorius dagegen wollte mit sein
gekosteten Einzelheiten ein still un
sich die deutsche Einwanderung d
noch heute sind die deutschen D
rühmt. Mit kühnem Pioniersinne
grenze angesiedelten, nach Westen
im atlantischen Osten auf sie drü
Arbeit. Aber nirgends haben s
Bildung gemacht. Sie verstreut
Siedler die Gemeinwesen schaffen,
angelsächsisch gebildete Staatsform
Heimatstaat; in seinen großen K
im Secessionskrieg. haben sie mit
irgend bestimmenden Einfluß zu
neben den Angelsachsen, jedoch ni
daß heute, da der angelsächsische
unbestritten feststeht und der Deu
Volkstums, doch überall in dies
mit allen Fäden hereingezogen i
ständiges Volkstum keine Z

So oft ist es beklagt wor
am raschesten seine Nationalität
dritte Generation im angelsächs
reichen die bisher angeführten
nicht ganz aus. Es war weiter
wandernden im großen und ganz
deutschen Bildung des 18. wie
Assimilationskraft der angelsächs
zuhalten. Deutsche Bauern und
sich die Einwanderung des 17. u
der Kern der Massenzuwander
Freiheitskriegen und nach der R
revolution auch Gebildete in grö
Follen, Karl Beck, Franz Lieber,
August Röbling u. a., eine gan
genannten Achtundvierziger. Ih
schaft an amerikanische Hochschul
ihr belebender Einfluß auf das

der Deutschen in Nordamerika ist auch sicherlich nicht zu unterschätzen. Und manche, wie Gustav Körner und Karl Schurz, haben es sogar zu führenden Stellungen in der Politik ihres Staates oder der Union selbst gebracht. Aber für den Raum und für die Masse der Deutschen in ihm war zu dauerndem Einflusse ihre Zahl zu gering. Was später aber, nach 1848, an hochgebildeten Elementen nach Nordamerika ging, das diente zwar dem Siegeszuge deutscher Wissenschaft, aber an den aufblühenden amerikanischen Bildungsstätten — dem nordamerikanischen Deutschtum kam es nicht zugute. Die Achtundvierziger dagegen minderten sogar selbst den Einfluß, den sie hätten haben können, indem sie, aus liberalen und radikalen Ideenkreisen kommend, sich in Gegensatz setzten zur deutsch-amerikanischen Kirche, die schließlich doch die stärkste Stütze des Deutschtums war. Dazu hat der radikale Doktrinarismus dieser Zeit noch sehr viel in der Schule verdorben. So ist ein eigenartiges deutsch-amerikanisches Geistesleben nicht erstanden, erlag der ins Land kommende Deutsche um so rascher dem in diesem herrschenden Geiste. Vergessen wir freilich dabei nicht, daß in diesen Deutschen ein wenig festes Nationalgefühl einem außerordentlich starken und seiner selbst bewußten gegenübertrat, daß es auch allgemeine Gründe der deutschen Erziehung und Entwicklung sind, die zu jener beklagenswerten Erscheinung damals wie heute beitrugen.[1])

Aus dem geringen und vielfach bald ganz verloren gehenden Zusammenhange mit seinem mutterländischen Volkstum erklärt sich auch der ganz erstaunliche Mangel an geschichtlichem Sinne, der den Deutsch-Amerikaner wenigstens früher kennzeichnete. Während die biographische und genealogische Literatur des Anglo-Amerikaners, namentlich in den ältesten Teilen der Union (besonders in Massachusetts), heute oft gar nicht zu übersehen ist, hat sich der deutsche Amerikaner, auch wenn er zu Wohlstand und Ansehen kam, um die Vergangenheit seines Volkstums früher niemals gekümmert, weil er für dieses selbst so wenig noch übrig hatte. Die anglo-amerikanische Geschichtschreibung aber hatte keinen Grund, diese Pflicht ihrerseits zu übernehmen. Das ist heute allerdings erheblich anders geworden, seit die zweihundertjährige Jubelfeier der Landung von Pastorius 1883 die Erinnerung an die Vergangenheit wachgerufen hat und der wundervolle Brief, den der spätere Botschafter Andrew D. White, damals Präsident der Cornell-Universität, an den Vorsitzenden der deutschen Gesellschaften in Syrakuse aus Anlaß dieser Feier richtete, als freie Anerkennung eines hochgebildeten und vorurteilslosen Amerikaners die große Bedeutung des deutschen Elementes in der Union eigentlich zum erstenmale recht hervorgehoben hatte. Seitdem ist jenes

[1]) Ausführlicher behandelt diese Zusammenhänge das neue und ganz ausgezeichnete Buch von Prof. Julius Göbel in San Franzisko: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, München 1904. Als erster Versuch einer bis heute zusammenfassenden geschichtlichen Übersicht leistet es jedenfalls durchaus, was vorläufig auf diesem Gebiete heute geleistet werden kann. Einzelne Übertreibungen laufen freilich mit unter.

Gedenkfest als „Deutscher Tag“ in
worden und hat zur Selbstbesinnu
die Lust an historischer Forschung
und Zeitschriften, deren Mittelpu
genannten „German American An
Historical Society“ zugleich auch d
in Amerika“[2]) und des „Deutscha
der letztgenannten Vereinigung abe
Freude an der Vergangenheit da
lebhafter als je vorher erwacht i
zu Philadelphia konstituierte sich
Zusammenfassung aller deutschen
in gewollter Enthaltung von jede
der deutschen Sprache in Norda
führlich entwickelt in Band I der „
Begeisterung ist dieser Gedanke,
ganzen Deutschtums in der Union
bildeten sich, von denen der von P
und der Geschäftsbericht, der der
15. September 1903 in Baltimore,
Tätigkeit berichten. Noch ist ja
weitem nicht alle Vereine diesem A
erst 20 Staaten der Union vert
191 Dollar Einnahme gegen 138
Tätigkeit dieser Zentrale schließen
ein abgeschlossenes Urteil über d
Verdienst hat er jedenfalls unbest
zusammenzufassen, ganz anders a
folg, begreiflich gemacht hat.

Neben der Pflege der deut
und neben der Vetretung besonder
deutschen Interessen ergeben (z. B.
die strengen Sonntags- und Tem
Sprache als Unterrichtsgegenstan
das Hauptziel des Verbandes. S
Bund nicht ganz auf dem richti
die Volksschule bedeutet die Ein
Stufe des Unterrichts, und dies n

---

[2]) Über diese siehe den Aufs
Hochschulstudium eine Stütze deuts
Hefte dieses Jahrganges.

erfolgen eines solchen Verfahrens. Dagegen gefährdet sie die bestehenden rein deutschen Kirchen- und Vereinsschulen, da die Neigung, sie zu stützen, sinkt, wenn die Möglichkeit da ist, die Kinder in die englische Schule mit ihrem deutschem Unterricht im Nebenfach zu schicken, wodurch anscheinend und angeblich ein doppelter Vorteil für den Deutschamerikaner erzielt wird. Jene Kirchen- und Vereinsschulen aber sind doch jedenfalls die zuverlässigsten Stützen und Pflegerinnen der deutschen Sprache in Amerika, in welcher Erkenntnis ja auch der Nationalbund ihnen nicht den Boden entziehen, sondern sie überall durch die Bildung eines „Schulfonds" sogar mit der Tat unterstützen will. Praktisch ist sein Standpunkt wohl richtig, daß „das Lernen einer zweiten Sprache für alle Kinder von großem Wert sei, und daß diese zweite Sprache neben dem englischen das deutsche sein müsse". Aber förderlich im Sinne der Erhaltung des Volkstums kann dies System einer von Anfang an bewußt betriebenen Zweisprachigkeit sicherlich nicht sein.

Auch wenn die Arbeit des Bundes von allergrößtem Erfolge begleitet sein wird, die Aussicht wird auch er, soweit ein solches Urteil in die Zukunft gestattet ist, nicht wieder eröffnen, daß aus den Gliedern des deutschen Volkes in Nordamerika ein selbständiges Volkstum werden wird. Aus inneren Gründen nicht, die oben angedeutet sind, und aus den äußeren, daß eine solche Entwicklung sie in Widerspruch setzen würde zu ihren Pflichten als amerikanische Bürger und somit eine sehr berechtigte Reaktion des eigentlichen Amerikanertums wachrufen würde. Zweierlei Früchte aber kann diese Bewegung, wenn sie lebendig bleibt und nicht versandet wie die 1837 mit der Konvention von Pittsburg eingeleitete, doch tragen. Je mehr sich die amerikanischen Deutschen besinnen und jemehr sie den Zusammenhang mit dem Geistesleben des Mutterlandes pflegen, um so stärker wird der Einfluß des deutschen Geistes auf die zum Höchsten strebende und in sich doch noch keineswegs abgeschlossene amerikanische Kultur. Und aufs engste mit diesem Einflusse auf geistigem Gebiete hängt zusammen der andere Erfolg, zu dem das Erwachen des Deutschtums in den letzten Jahren führen kann und dem die Worte Kaiser Wilhelms II. den besten Ausdruck gaben: „Es ist meine feste Überzeugung, daß die Hunderttausende von Deutschen, die in den Vereinigten Staaten leben und dort ihr gutes Fortkommen finden, und die sich dabei in ihrem Herzen die warme Liebe für ihr altes Vaterland erhalten haben, den Weg ebnen für eine ungestörte Entwicklung unserer Beziehungen, die für unsere Länder von hoher Bedeutung sind." In diesen beiden Richtungen liegt die geistige und die politische Mission der Deutschen Nordamerikas für die Zukunft ihres Mutterlandes.

* * *

In den gewaltigen Ländergebieten des südlichen Amerika liegen noch Möglichkeiten von unabsehbarer Entwicklung, sowohl für das Kapital, wie für die Siedelung des Auswanderers, für die Abnahme der europäischen Industrieprodukte, wie für die Lieferung von notwendigen Rohstoffen. Wenn daran das deutsche Kapital auch heute schon mit beträchtlichen Summen beteiligt ist, so steht

es doch hinter dem englischen un
ist in einem Teile des südamerik
wanderung zum bedeutungsvoll
Argentinien nämlich, sind allerd
geworden, und Uruguay und Par
haupt noch nicht in Frage kor
in den „Vereinigten Staaten v
Stellung gewonnen. Sie hat
und zwar auf Anregung und d
gierung. Von diesen Kolonisat
Kolonien abgesehen, die deutsch
Deutsche auch im nördlichen Br
Zentrum der deutschen Siedelu
im Süden, in den drei Staaten
Sul. Am schwächsten ist sie im
die wachsende polnische Zuwan
das heute im ganzen 70000 D
der deutsche Handel durchaus h
bestehende Blumenau, Joinvil
Kolonisationsgesellschaft" arbeit
der noch erweitert werden kann
Bauern. Bemerkenswert ist hier
im Gegensatz zu den meisten d
regsten Anteil am politischen L
rina durch ihre Abgeordneten v
Staat Brasiliens, in dem die S
Grande do Sul ist seit 1820 vo
der Regierung, aufgesucht word
aus sind ihre Kolonien durch
Pedro I. u. II. außerordentlich
gewachsen sein, wenn nicht da
im Jahre 1859, wohl in unbe
Politik, jede Vermittelung der
hätte. Nach den auf Anregung
Kolonien wurde Santa Cruz de
Rio Grande selbst angelegten G
Beide sind seitdem nebeneinan
streben der Regierung von Ri
ihres Landes aus der Fremd
diese Siedelungen Mittelpunkt
sich eventuell einmal dem Bra
sind die Regierungskolonien du

durcheinander angesetzt worden. Die Privatkolonisation kann naturgemäß auf das nationale Moment mehr Rücksicht nehmen. So setzt das bedeutendste und zukunftsreichste Unternehmen dieser Art, die Schöpfung Dr. Hermann Meyers (Neu-Württemberg, Xingu)[8]) grundsätzlich nur Deutsche als Ansiedler an. Im ganzen sitzen etwa 240000 Deutsche und Deutschbrasilianer in diesen Kolonien von Rio Grande, dazu in den Städten und zerstreut etwa 20000. Da in ganz Brasilien etwa 400000 Deutsche leben — eine genaue Zählung ist bisher noch nicht möglich gewesen, — so ist klar, daß der Kern des Deutschtums durchaus in Rio Grande liegt.

Die Frage liegt nahe, warum hier in Brasilien die deutschen Auswanderer in dem Grade an ihrer Nationalität festhalten, wie von allen Augenzeugen immer wieder betont wird, während sie im angelsächsischen Norden so rasch aufgehen. Es ist wohl dieser. Die Deutschen in Brasilien sitzen in geschlossenen Siedelungen, heiraten fast ausschließlich untereinander und stehen dem lusobrasilischen Wesen fremd, ablehnend, wohl mit einem Gefühl der Überlegenheit gegenüber, das dem Deutschen Nordamerikas in dieser Weise nicht möglich ist. Doch liegen die Dinge in den brasilischen Städten national ungünstiger als auf dem Lande. Dagegen ist der geistige Zusammenhang des Deutschtums mit dem Mutterlande auch sehr gering. Die Schichten sind ja doch dieselben wie die der deutschen Wanderung nach Nordamerika, und in der letzten Zeit haben sich die Klagen gemehrt, daß es dem Deutschtum dort an Führern zu mangeln beginne, die naturgemäß in erster Linie die Geistlichen und Lehrer sind und die diese Bauernkolonisation im Urwald nicht hervorzubringen vermag. Der darin liegenden Gefahr der Entfremdung kann seitens des deutschen Mutterlandes durchaus vorgebeugt werden, ohne daß der oft genug widerlegte und unbegründetete Verdacht deutscher politischer Pläne dadurch wieder wachgerufen zu werden braucht. Der deutsche Bauer im südlichen Brasilien ist brasilischer Staatsbürger. Seine selbstverständlichen Pflichten gegen seinen neuen Heimatsstaat werden aber nicht berührt durch den Zusammenhang mit der Heimat, den Kirche und Schule vermitteln. Denn was diese beiden ihm leisten, kann ihm die neue Heimat noch gar nicht leisten. Daher werden diese Berichte auf diesem Gebiete künftig vornehmlich die wichtigeren Fortschritte im Kirchen- und Schulwesen der südbrasilianischen Deutschen verfolgen, wie die der wirtschaftlichen Stellung, die das deutsche Kapital einnimmt.

* * *

Im Gebiete des Kaiserstaats Österreich-Ungarn — das Gebiet des niederdeutschen Volkstums in Europa und Übersee zu betrachten, verschieben wir aus Raumgründen zur nächsten Übersicht und beschränken uns heute auf das hoch-

[8]) S. über sie den Aufsatz von Dr. Funke im 12. Heft des II. Jahrgangs. F. hat selbst kürzlich in einem Heftchen (Die Besiedelung des östlichen Südamerika. Halle 1903) auf Grund geschichtlicher Studien und eigener Beobachtung eine sehr brauchbare Übersicht über die ganze Lage gegeben.

und reichsdeutsche Volkstum im
auch nicht viel beachtete Frage
sich unter den Deutschen Ga
durch das ganze Land verstre
katholische Deutsche als Nachko
gerufen hatte. Unter ihnen ist
nach Deutschland und über S
aber so stark in Fluß gekomme
der galizischen Deutschen in Au
erhoben haben. Es sind das
sich gegen die allgemeine Ans
Rückgang seien, weil die Volk
den Bewohnern mit deutscher U
gegen 227 158); man setzte vor
Bewohner deutscher Nationalit
dieser Zweig des Deutschtums
in den evangelischen Gemeinde
45 331 (1900) Deutsche ergeben
hielten und große Opfer fü
halten es freilich auch diese Ge
galizier polnisch sprechen, und,
Gebiet liegt, womöglich auch r
eine bäuerliche Bevölkerung dur
eigenen Volkstume treu erhalte
nun, daß sich diese in Galizien
Deutschen schon seit längerem
Ansiedelungskommission für Po
von ihr anscheinend mit Erfo
nicht lediglich nach dem preußi
Pfarrers Götz in Bremen in
vor kurzem dieser Auswander
und gesunde deutsche Elemente
überseeische Gebiete ziehen sä

Wenn die Abwanderung
zuhalten ist, ist allerdings nu
gebiete der Ansiedlungskommis
Die Nationalitätsverhältnisse in
noch weiter verwickelt, als eine
(etwa 3 400 000 gegenüber 425
daß ihr Organ, die vom Abg
der „Polonia Irredenta", he
Sprache erscheint. —

Eine gute Vorstellung von den Zahlen und Mitteln, mit denen die österreichischen Vereine für Erhaltung des deutschen Sprach- und Besitzstandes arbeiten, gibt eine lehrreiche Zusammenstellung, die ich den „Alldeutschen Blättern" entnehme. Unter den neun Millionen Deutschen der im österreichischen Reichsrat vertretenen Länder arbeiten folgende neun Vereine: der „Deutsche Schulverein" in ganz Deutschösterreich (Einnahme 1902: 427000 Kronen). In Böhmen der „Deutsche Böhmerwaldbund" (mit 30000 Mitgliedern und 37000 Kronen Einnahme 1902) im Böhmerwald und Südböhmen mit ihren 350000 deutschen Bewohnern und der „Bund der Deutschen in Böhmen" (50000 Mitglieder, 84000 Kronen Einnahme) für die 2300000 deutschen Böhmen überhaupt. In Mähren der „Bund der Deutschen" für Nordmähren (30000 Mitglieder, 38000 Kronen) und der für Südmähren (5000 Mitglieder, 6000 Kronen) für im ganzen 670000 deutsche Bewohner. In Österreichisch-Schlesien der Verein „Nordmark" (7500 Mitglieder, 22000 Kronen) für etwa 150000 Deutsche. In Oberösterreich der „Bund der Deutschen in Oberösterreich" (2000 Mitglieder, 5000 Kronen) für 800000 Deutsche; ebendort und in Niederösterreich, den Alpen- und Küstenländern und ihren 5½ Millionen Deutschen der Verein „Südmark" mit 25000 Mitgliedern (76000 Kronen). Dazu kommen noch der „Bund der Deutschen Ostböhmens" und für die 150000 Deutschen der Bukowina der „Bund der christlichen Deutschen in der Bukowina". Im ganzen also 11 Hauptverbände mit Hunderten von Ortsgruppen, mit mehreren Hunderttausenden von Mitgliedern; sie konnten 1902 über 650000 Kronen für die unterstützende Arbeit aufwenden.

* * *

Der Zusammenhang der im Auslande lange lebenden Reichsdeutschen mit dem Mutterlande und noch mehr die Erhaltung ihrer im Ausland aufwachsenden Kinder in ihrer Nationalität wird am sichersten gewahrt in der deutschen Schule. In der Erkenntnis, von welchem Werte die Schule im Auslande für die Weltstellung Deutschlands überhaupt ist, unterstützt ja die Reichsregierung solche Schuleinrichtungen auch mit Beiträgen, für die jetzt jährlich 500000 Mark aus Reichsmitteln gewährt werden. Wir werden gerade diese nationale Arbeit nicht nur in diesen Berichten zu verfolgen haben, sondern auch besondere Schilderungen bringen von Herren, die an verschiedenen Punkten darin stehen. Die deutschen Lehrer im Auslande haben sich auch seit zwei Jahren eine Monatsschrift geschaffen: „Die deutsche Schule im Auslande", deren Hefte einen vortrefflichen Einblick gewähren in die Organisation und Arbeit solcher deutscher Auslandsschulen überall auf der Erde. Diese Zeitschrift bildet eine Art Zentralstelle dafür, zu der nun ergänzend ein ganz besonders nützliches Werk getreten ist in dem „Handbuch des Deutschtums im Auslande", das der „Allgemeine deutsche Schulverein" soeben herausgegeben hat. (260 Seiten und 5 sehr gute Karten. Berlin, Dietrich Reimer, 2 M.). Dieses bringt, nach einer Einleitung von Friedrich Paulsen, eine statistische, geschichtliche und wirtschaftliche Übersicht (darin auch über deutsche Zeitungen, Vereine, Konsulate,

Kirchenwesen) über das ganze Deutschtum auf der Welt außerhalb des Reiches. Dann aber, bearbeitet von den Professoren Dibelius und Lenz, ein erstes und vollständiges Adreßbuch aller deutschen Schulen im Auslande, mit den genauesten Einzelangaben. Es ist eine überraschend große Zahl von Schulen, die da auftauchen, nimmt doch das Verzeichnis allein für Nordamerika 40 große Druckseiten ein. Ob die Angaben des mühevollen Werkes überall unbedingt zuverlässig sind, vermag ich nicht zu prüfen. Jedenfalls ist es, wie es vorliegt, ein ausgezeichnetes und dankenswertes Unternehmen; man wird sich bald daran gewöhnen, dies Handbuch, das gewissermaßen ein erstes Inventar über den Bestand des Deutschtums und seiner Schulen als des wichtigsten, zu seiner Erhaltung notwendigen Mittels darstellt, als ständiges und unentbehrliches Nachschlagebuch zu Rate zu ziehen. Möchte es darum als solches überall, in offiziellen und nichtoffiziellen Kreisen Verbreitung finden und Verständnis erwecken!

Im Anschluß daran gebe ich auch hier eine Anregung weiter, die unser Mitarbeiter Dr. Helmolt in der „Deutschen Erde“ macht. Er regt nämlich die Schaffung eines deutschen „Who's Who?“ an. Who's Who? ist bekanntlich das jährliche biographische Nachschlagewerk der Engländer. (1904 zum 56. Mal erschienen bei A. u. Ch. Black in London.) In ihm findet die Gemeinschaft aller Engländer im Mutterland und in den Kolonien vielleicht ihren sprechendsten Ausdruck, indem darin, nach selbstgelieferten Angaben, alle irgend namhaften Engländer biographisch verzeichnet werden. Und das Gemeingefühl und der Familiensinn, der den Engländer auszeichnet, hat sich auch nach Nordamerika verpflanzt, wo seit 1899 (bei A. N. Marquis & Co. in Chicago) „Who's Wo in America“ erscheint. Dagegen hat sich Kanada sein besonderes Nachschlagewerk in den „Canadian men and Women of the time“ (seit 1898 in Toronto bei W. Briggs) geschaffen. Ich wüßte kaum, was zunächst mehr beitragen könnte, das Gemeingefühl aller Deutschen zu steigern, als eine solche Halle aller irgendwie namhaften Deutschen im Reiche und außerhalb. Leicht wäre das Werk wohl nicht, aber sollte nicht in Kürschners bekanntem und unentbehrlichem „Literaturkalender“ schon ein treffliches Vorbild und vielleicht auch eine Handhabe zu weiterer Ausgestaltung vorliegen?

Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

I.

(Pädagogische Briefe von M. Lazarus. — W. Parow, Res non verba! — Oskar Weißenfels, Kernfragen des höheren Unterrichts. Neue Folge. — „Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten" und „Von allen Zweigen, Sammlung deutscher Gedichte", hrsg. v. Lorenz, Reydt und Rößger. — Lesebuch für höhere Lehranstalten, bearb. v. O. Liermann u. a. — J. Löwenberg, Geheime Miterzieher.)

Es naht die Zeit, wo in den meisten deutschen Staaten die Schule sich zum Jahresabschlusse rüstet; schon fügen sich die Blätter der Berichte zusammen, mit denen sie alljährlich vor die Eltern hintritt, um über ihr Schaffen Rechenschaft abzulegen, und schon gestaltet sich auch auf Grund von Prüfungen und Versetzungsverhandlungen das Einzelschicksal der unzählig vielen Tausende jugendlicher Seelen, die von der deutschen Schule auf sehr verschiedenen Wegen, aber in einem Geiste zu Nutz und Frommen des Vaterlandes der Reife entgegengeführt werden. Wer es in Worte zu fassen verstände, das stille, aber doch mächtige Wehen und Weben eines hohen Gesamtgeistes, das in diesen Tagen und Wochen durch die deutschen Lande zieht! Mag es dem einzelnen auch nicht so recht zum Bewußtsein kommen über der Tagesarbeit, die er im Dienste der Schule an dem ihm zugewiesenen Platze zu verrichten, oder über dem Einzelschicksal, das er als Vater seines Kindes besonders im Auge zu behalten hat: an dieser Stelle soll es uns doch mahnen, dankbar froh zu sein des wohlgegründeten und segensreich tätigen Stückes Volkserziehung, das da die Jahresbilanz seines Schaffens zu ziehen im Begriffe ist!

Ein glücklicher Gedanke des Herausgebers und des Verlegers hat vor kurzem die pädagogischen Briefe von Lazarus in einem handlichen Bändchen allgemein zugänglich gemacht (Pädagogische Briefe von Prof. Dr. M. Lazarus. Mit einem Vorwort herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. Breslau 1903, S. Schottländer). Möchte es recht viele aufmerksame Leser finden! Denn diese Briefe, wenn auch vor langen Jahren geschrieben, sind nicht veraltet und werden nicht veralten, schon deshalb nicht, weil hier mit philosophischem Geiste Grundfragen des Erziehungswesens in überaus klarer und anziehender Form behandelt werden. Und ein erfreuliches und lehrreiches Bild gewährt es, wenn unter den Adressaten dieser Abhandlungen in Briefform auch der Staatsmann erscheint, der, wie der württembergische Gesandte Freiherr von Spitzemberg zu Bern von dem Verfasser des Vortrages „über den Ursprung der Sitten" „trotz der Höhe seiner diplomatischen Stellung" als Hörer gelernt und später in Berlin mit dem Freunde

pädagogische Fragen eifrig erörtert hat. Begreiflich freilich wird uns dieser, nicht allzu häufig wiederkehrende, geistige Bund zwischen dem Staatsmann und dem Philosophen, wenn wir sehen, welche Fülle tiefer Gedanken Lazarus' reicher Geist nach Ausweis dieser Briefe dem anderen bietet. Mag er von der Lampe reden, „an welcher das Kind seine Schularbeit macht und die ein helles Licht sittlichen Geistes über alle ausstrahlt, welche um den Tisch sitzen", oder mag er über der freudig anerkannten Wohltat des staatlichen Zwanges die „Gefahr einer besinnungslosen Uniformität der Schulen" als wackerer Warner nicht vergessen, oder auch die Versündigung am Frieden der Welt von seiten derer beklagen, „die die Schule als Kampfmittel benutzen", — mit schier klassischer Klarheit des Ausdruckes und mit einer Tiefgründigkeit der volkserzieherischen Anschauungen, bei der der Völkerpsychologe allenthalben zur Geltung kommt, sind diese Briefe geschrieben, ein trefflicher Führer und Berater für jeden, der ein warmes Herz hat für das Bildungsleben unseres Volkes. Es ist in dem ganzen Buche, soweit ich sehe, nur ein Punkt, wo man von Lazarus' Grundanschauungen abweichen, ja vielleicht ihm mangelnde Berücksichtigung der Gesetze geschichtlicher Entwicklung vorwerfen kann: fast mit Bitterkeit spricht der sonst so ruhig abwägende Forscher von der „Kurzsichtigkeit der philologischen Staatspädagogik", der die Schaffung des Realschulwesens von seiten der Kommunen und der „freien Bürger, Fabrikanten und Kaufleute hätte abgerungen werden müssen". Wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen, so wäre nach Lazarus auch die des Realschulwesens von der Epimetheusweisheit der Staatsbehörden erst viel zu spät vollzogen worden — ich will auf den Vergleich nicht eingehen, der an sich schon gegen Lazarus zu denken gibt, was aber das gesamte Realschulwesen selbst betrifft, so glaube ich, wenn wir erst für seine Geschichte und für die des Fachschulwesens eine ausführliche Ergänzung zu Paulsens vortrefflicher Geschichte des gelehrten Unterrichtes haben, so wird die abwartende Haltung des Staates doch in günstigerem Lichte erscheinen, als es bei Lazarus der Fall ist. Der Bildungswert der realwissenschaftlichen Stoffe, ihre Lehrbarkeit im Sinne eines allgemeinbildenden Unterrichts mußte sich erst durch die Entwicklung der Realwissenschaften selbst bis zu einem gewissen Grade abgeklärt haben, ehe die Staatsbehörde für das Realschulwesen ebenso, wie für das Gymnasialschulwesen die Verantwortung übernehmen konnte. Wir leben in Zeiten, wo der entscheidende Schritt auf dieser Bahn geschehen ist, tun aber wohl richtig, in ihm das folgerichtige Ergebnis langjähriger ruhiger Beobachtung mit offenen Augen, und nicht im Sinne von Lazarus, das eines plötzlichen Überganges von der Kurzsichtigkeit zur Klarheit des Blickes zu sehen.

Die Entwicklung der Dinge seit dem Jahre 1900, dem von humanistischer Seite recht beziehungsreich so genannten „Königsfrieden", hat in Preußen bekanntlich das Gymnasialmonopol beseitigt; schon regt sich's von Stimmen, die ganz sachte einem neuen Monopol Eingang verschaffen möchten. Walter Parow zeigt schon in dem Titel seiner Flugschrift „Res non verba! Bildungsideal und Lebensbedingungen der Oberrealschule im Vergleich mit dem alt-

klassischen Gymnasium" (Braunschweig und Leipzig, R. Sattler 1903), eine Bestrebung, die ich nicht für richtig halte, so viel gutes sonst in seiner Abhandlung enthalten ist: er will die Hebung der Oberrealschule erreichen, indem er das humanistische Gymnasium als unbrauchbar darstellt. Ganz abgesehen davon, daß er ein gänzlich falsches Bild von diesem zeichnet — wäre es nicht besser, wir wendeten nach dem Erlasse vom Jahre 1900 nun endlich den schönen Satz Vir bonus incomparabilis esto auch einmal auf die drei Arten höherer Schulen an und suchten, jeder an seiner Stelle, eine jede von ihnen nach Kräften zu entwickeln, ohne verächtlich auf den anderen zu sehen? Für ganz verfehlt muß ich auch den positiven Vorschlag Parows halten, nach dem in den Oberbau der Oberrealschule das Lateinische mit einer mäßigen Stundenzahl eingeführt werden soll. Diese Stundenzahl ist m. E. nicht ausreichend, um einen wirklich bildenden und durch einen inneren Abschluß dauernd fruchtbaren Betrieb des Lateinischen zu ermöglichen, und nötigt auf der anderen Seite den Unterrichtsfächern, die das Wesen der Schulart ausmachen, zu große Opfer ab. Nur in der Gestalt wahlfreien Unterrichts kann m. E. das Lateinische an der Oberrealschule mit Rücksicht auf den erweiterten Kreis ihrer Berechtigungen mit gutem Nutzen eine Stelle finden. Im übrigen tut die Oberrealschule am besten, wenn sie die reichen Bildungsstoffe, die ihr ihrer Grundrichtung nach eigen sind, recht voll zur Geltung bringt — auch in bezug auf eine elementare philosophische Durchbildung der jugendlichen Geister, der Parow sehr richtige Worte wärmster Empfehlung gewidmet hat.

Dem Gymnasium ist sein Monopol genommen; befreit von den Schülern, die nur dies Monopol zu seinen Bänken führte, soll es nun in freiem Wettbewerbe mit den beiden anderen höheren Schulen zeigen, wie weit es lebenskräftig ist, wie weit es für gewisse Lebens- und Berufskreise die beste Vorbildung gibt. Platz also für die erfreulichste Art des Kampfes, für die, die in der höchstmöglichen Steigerung der eigenen Leistungen liegt! Und da sei hier vor allem des vornehm tiefgründigen Buches gedacht, in dem vor kurzem Oskar Weißenfels aufs neue bewährt hat, wie er, dem lauten Streite fern und ohne jede Qualifikation zum Rufer im Streit oder gar zum Raufbold für die Sache des humanistischen Gymnasiums, am inneren Ausbau des Gymnasialunterrichtes meisterhaft zu arbeiten und ihm damit den wertvollsten Dienst zu leisten versteht. „Kernfragen des höheren Unterrichts" — zwei Jahre früher war die „erste Folge" erschienen und hatte erfolgreich über die Augenblicksfragen des Schulstreites und der Schulverfassung hinaus den Blick auf den „Kern der Sache und Fragen von dauerndem Interesse" gelenkt. Denn Weißenfels sieht ganz richtig: „Die größte Gefahr droht unseren Schulen jetzt von seiten des Nebensächlichen, das fortwährend in breitem Strom hergeflutet kommt und die Aufmerksamkeit von dem in erster Linie Wichtigen ablenkt". Solcher Gefahr gegenüber will denn nun die „Neue Folge" der „Kernfragen" (Berlin 1903, R. Gärtner [H. Heyfelder]) an einigen Beispielen dartun, wie es sich durchführen läßt, daß alles Unterrichten der Forderung des Verfassers entsprechend „den Weg zum Philosophischen nimmt".

Mit höchst feinsinnigen Darlegungen über die Eigenart der dem Lehrer gestellten Aufgaben hält Weißenfels zunächst denen, die die höhere Schule zu einer „Presse für das Leben" herabwürdigen wollen, das „Inkommensurable des Unterrichtsproblems" vor Augen. Der „unverlierbare Gewinn des Unterrichtes" ist ihm „eine aus dem Groben herausgearbeitete und vor verführerischen, aber platten Irrtümern bewahrte Auffassung des Lebens"; im Hinblick auf dies Ziel, die Forderungen der Zeit nicht weltfremd ablehnend, aber ihre Bedeutung auch nicht überschätzend, soll der Unterricht seine Stoffe auswählen und behandeln, und es sind die Grundlinien der Methodik eines solchen Unterrichts, die Weißenfels in den 9 Aufsätzen dieser neuen Folge der „Kernfragen" gezeichnet hat. Sie enthalten eine maßvolle und nicht unberechtigte Polemik gegen die einseitig geschichtliche Betrachtungsweise, die besonders den sprachlichen Unterricht an den höheren Schulen in den letzten Jahren zu ausschließlich beherrscht hat. Weißenfels fordert Platz für die philosophische Propädeutik am Gymnasium, die ihre Stelle nicht so sehr in einem philosophisch-fachwissenschaftlichen Unterricht, wie auf dem gesamten Gebiet der Lektüre finden soll, er weist hin auf den Bildungswert der Poesie und beklagt mit treffenden Worten „die zu große Angst vor jenem Gespenst, welches man Formalästhetik benannt hat"; ist es doch jene Angst, die so oft den Lehrer verführt, „die Worte des Dichters als Schwungbrett für historische, antiquarische oder gar naturwissenschaftliche Exkurse zu benutzen". Weit über den Kreis der Lehrer hinaus verdienen die vortrefflichen, durch meisterhafte Gedankenformulierung ausgezeichneten Ausführungen gelesen zu werden, in denen der Verfasser die „philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule" betrachtet, und sicher werden feiner gebildete Leser, auch wenn sie nicht Schulmänner sind, dem trefflichen Berater gerne folgen, wenn er die „Bedeutung der rhetorischen Schriften Ciceros für die Schule" — auch vom Standpunkte des praktischen Lebens aus — gar lichtvoll dartut, das Wesen der „Urbanität" aus dem Absagebrief des Horaz an seinen Gönner Mäcenas entwickelt und dabei zeigt, wie eine fruchtbare Wiederholung gelesener Literaturwerke auf der Schule sich zu vollziehen hat, oder endlich der Sprache ihre Weisheit auf dem Gebiete der Synonymik abzulauschen lehrt. Wer zum vollen Bewußtsein der feinen und vornehmen Geistesarbeit kommen will, die der Lehrer der höheren Schule an und mit seinen Schülern zu leisten hat, der kann nichts besseres tun, als zu einem Buche, wie dem Weißenfelsschen greifen. Es ruht über ihm die Gesamtstimmung, die den Zauber aller der Stätten bildet, wo der Geist eines wirklich humanistischen Unterrichtes vertreten ist, und besser, als die oberflächliche Betrachtung es glauben möchte, kann dieser Geist die Zugluft der Gegenwart vertragen.

Man darf es der heutigen Schulmännerwelt in Deutschland wohl nachrühmen, daß sie in rastlosem Eifer und mit erfolgreichem Bemühen daran arbeitet, dem Neuen, das gut und brauchbar ist, die Pforten der Schule zu öffnen. Ein Gebiet, wo man mit besonders gutem Grunde tätig ist, veraltete Stoffe auszuscheiden und dafür freudig anzunehmen, was gehaltvolle Schöpfung der Gegenwart ist,

dürfte das des deutschen Lesebuches sein. Das Lesebuch ist ja wohl, man darf sagen das freundlichste Schulbuch, das wir unserer Jugend bieten. Wem stünden nicht aus lang entschwundener Kinderzeit noch gar deutlich die anziehenden und belebenden, daneben aber auch die toten Seiten des Lesebuches in der Erinnerung, nach dem er dereinst im Unterricht und zu Hause „lesen", im nicht bloß mechanischen Sinne des Wortes „lesen gelernt" hat? Es hat der toten Seiten in unseren Lesebüchern bis vor kurzem mehr als genug gegeben, und da darf es als Symptom frischen geistigen Lebens betrachtet werden, daß neuerdings wieder eine ganze Reihe von neuen Lesebüchern zutage getreten ist, in denen Poesie- und Prosateil herzhaft von alten Beständen gereinigt und die bisher toten Seiten dem „goldnen Überfluß" — so der treffende Titel einer solchen Sammlung — des Schaffens unserer Tage eröffnet sind. Der freie Sinn desselben Verlegers, der im Verein mit anderen Berufsgenossen auch der Bildkunst in der deutschen Schule mit schönen Darbietungen von der Hand deutscher Meister Eingang zu schaffen suchte, R. Voigtländers in Leipzig, hat in dem „Deutschen Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten" und in dessen Fortsetzung „Von allen Zweigen, Sammlung deutscher Gedichte" (herausgegeben von Lorenz, Reydt und Rößger) ein erfreuliches Werk der Art geliefert, und vor einigen Wochen hat, aus den Bestrebungen des Frankfurter Lehrplans hervorgegangen, ein von Otto Liermann u. a. bearbeitetes Lesebuch für höhere Lehranstalten (6 Teile, Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring, v. Mayer) einen neuen Beweis dafür erbracht, wie mancher Schatz unserer Prosaliteratur und unserer Dichtung für die Zwecke des deutschen Unterrichtes noch zu heben war. Es hat keineswegs nur vom schultechnischen Standpunkt aus Interesse, von solchen Neuerscheinungen Kenntnis zu nehmen.

Und nun zum Schlusse für diesmal nur noch ein Wort über ein unscheinbares Büchlein, das unsere Pädagogik außerhalb der Schule von allerhand Schäden befreien und das Stück Volkserziehung, das mit den Kindern zu tun hat, etwas gesunder gestalten möchte: Dr. J. Löwenbergs „Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher", die unter dem Titel „Geheime Miterzieher" im Verlag der Frauen-Rundschau zu Leipzig vor kurzem (1903) erschienen sind. Sehen wir ab von einem und dem anderen Seitenhieb auf unser heutiges Schulwesen, der, so wie er dort kurzerhand nebenbei ausgeteilt wird, kaum berechtigt ist, so ist es ein schönes Buch voll Frische und gesunder Beobachtung, geschrieben aus einem warmen Herzen für eine naturgemäße Entwicklung des jugendlichen Geistes und Gemütes, auch darum lesenswert, weil es so mancher übeln Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit des Elternhauses in humorvoller Weise die Wahrheit sagt. Und daß harmlos froher Naturgenuß wie auch schlicht herzliche Hingabe an die Volksmärchen und an die Dichtung überhaupt nicht nur für das Kind selbst, sondern auch für seine erwachsene Umgebung mit ihm ein Mittel der Volksgesundung ist, das hat der Verfasser in recht anschaulicher und beherzigenswerter Weise zu schildern verstanden.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

„Das Buch enthält das F
und Beste, was ich seit Jo
Müllers Buch über Beruf und S
der Frau gelesen habe.

Jeder Mutter, jeder
Tochter und nicht zuletzt
Männern, Vätern und Sö
wünsche ich diese erba
Schrift; ich weiß gewiß, alle
mir für diese Empfehlung dankba

schreibt Dr. Friedrich Lange's „Deutsche

MARIE DIERS . . .
DIE MUTTER DES ME

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk.

Alexander Duncker, Verlag, B

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Win
Trier.
Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und
naturreiner
von der Mosel und Saar. Faß- und Fla
Ausführliche Preislisten zu Diensten.
Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasi
Filialen: Berlin SW. 12, Zimmerstr. 29. * Halle a.

Die religiöse Bewegung ist überall in leisem Steigen. So Gewaltiges Empirie, Logik und Technik als treue Verbündete geleistet haben, ihr Messiastum neigt sich dem Ende zu. Sie haben gegenüber den letzten, größten persönlichsten Fragen unseres Geistes leere Hände behalten.

Jetzt kommt Gott aus der Verbannung zurück und füllt mit seinem Reichtum die leeren Hände. Wer Augen für ihn hat, sieht ihn wieder durch Hörsäle und Studienstuben, Kunsthallen und Redaktionen und mitten durch das ringende, kämpfende Leben des Tages schreiten.

Die Augen für ihn zu öffnen, den zaghaften Regungen zu ihm hin mehr Mut und gutes Gewissen zu schenken, ist der Zweck

des demnächst zur Ausgabe gelangenden Buches

Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott!

Von

Karl König.

Geheftet M. 1.—, gebunden M. 2.—

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

3 2044 024 820 920

3 2044 103 231 700